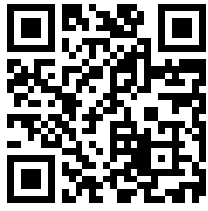
This is a reproduction of a library book that was digitized by Google as part of an ongoing effort to preserve the information in books and make it universally accessible.

Google™ books

https://books.google.com



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Digitized by Google

LXVII. J 4
24.B.5.

31336

Digitized by Google

Digitized by Google

92- 099

Digitized by Google

Oesterreichische Wochenschrift

für

Wissenschaft und Kunst.

Neue Folge.

Erster Band.

(Jahrgang 1872. Heft 1—27.)

Wien.

Druck und Verlag der kaiserlichen Wiener Zeitung.

271.9.24-B.Fl.-

Digitized by Google

Digitized by Google

Inhalt.

Ambros, A. W.: Die päpstliche Sängerschule in Rom. 525
A*r. Franz Grillparzer und Rudolf Gottschall. 554.
Bacmeister, A.: Keltische Studien. I—III. 257, 301, 335.
— Uhlands nachgelassene Schriften. 801.
Berthold Schwarz und Royer Baco. 473.
Bezold, E.: Der Staat und die Beschlüsse des vaticanischen Concils. 50.
— Eroberung und Eroberungsrecht. 457.
Neuentdeckte Bruchstücke des Joannes von Antiochia. 540.
B., B.: Aus der goldenen Theaterzeit. 22.
— Zu Bauernfelds Geburtstag. 79.
— Henry Crabb Robinson. 565.
— Autoren und Verleger. 856.
Br., H: Volksrecht und Amtsrecht. 309.
Conze, A.: Zwei griechische Inseln I. II. 97, 201.
— Farbige Sculptur. 490.
— Lebendige Quellen der Alterthumswissenschaft. 705.
Czörnig, C. Frh. v.: Görzer Studien. I. II. 737, 777.
Du Prel, C. Frh.: Hartmanns Philosophie des Unbewußten. 417.
Eitelberger, R. v.: Ueber Tizian und das coloristische Element in der Malerei. 33.
— Zur Reform der Landesmuseen in Oesterreich. 265.
Exner, W. F.: Die Industrie des Böhmerwaldes. 321.
E., R. v.: Kunstpflege in Preußen. 538.
— Das Schubertmonument im Stadtparke zu Wien. 633.
Falke, Joh.: K. Marx volkswirthschaftliche Ansichten. I. 385.
Frauenfeld, G. v.: Zur Frage des Vogelschutzes. 404.
F., A.: Bogumil Dawison. 295.
Gentz, Friedrich, als Theatercensor. 605.
Greguß, A.: Zur Theorie des Verses. 413.
Die Gsell'sche Galerie. 349.
Hartel, W.: Ein antiker Roman. 161.
Hellwald, Ferd. v.: Die Peel'sche Sammlung in der Nationalgalerie zu London. 686.
Hellwald, Friedr. v.: Die neuesten Forschungen über den Ursprung des Lebens. 481.
— — Das Drama des Vesuvs. 609.
Hirsch, Rudolf. 383.
Horawitz, Ad.: Kaiser Maximilian und die Geschichtswissenschaft. 547.
H., F. v.: Vom Unterschiede zwischen Gesetzen und Sitten. 239.
Jaques, H.: Gedanken bei der Bauernfeldfeier. 117.
Ilg, A.: Ein Reisehandbuch aus dem 16. Jahrh. 245.
Kalchberg, V. v.: Vom Freihafen- zum Entrepotsystem. 363.
Kanitz, F.: Balkanreise im Sommer 1871. 27.
Kleefeld, W.: Die Menschenpocken und die Schutzpockenimpfung. 81.
Kremer, A. v.: Joseph Halevy. 733.
Krones, Fr.: Aus dem Tagebuche des Siebenbürgers Georg Briccius. 272.
— Die akadem. Publicationen ungar. Geschichtsquellen 1850—1870/71. 449, 494.
Kürschner, F.: Die Einführung des gregor. Kalenders bei der k. Hofkammer. 849.
Lanckoronski, Graf Karl: Alex. Dumas d. J. und sein Stück: Die Fürstin Georg. 211.
Die Lehrkanzel für class. Archäol. in Prag. 472.
Lippmann, Fr.: Die Styltendenzen im Kunstgewerbe. I—IV. 12, 56, 108.
Lorenz, O.: Lord Palmerston. 65.
— Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph I. 172.
Lz., O.: Elsaß-Litteratur. 826.
Mussafia, A.: Friedrich Diez. 2.
M., H.: Georg Frundsberg und Erzherzog Ferdinand. 351.
— Das Urbild des Freischütz. 379.
— Zum Leben des Grafen Niklas Salm. 635.
— Karl V. und Johann Faust. 667.
Oppolzer, Th. v.: Ueber Sternschnuppen. 353, 395.
Peschel, O.: Ueber das Feuer. 129.
— Ueber die Bedeutung der Erdkunde für die Culturgeschichte. 513.
Phillips, G.: Deutsche Rechtsgeschichte von H. Zöpfl. 647.

Digitized by Google

Pichler, Ad.: Zur Litteratur. Epigramme. 601.
Przezdziecki, Graf Alexander. 120.
P., V.: Eine kärntnerisch-slovenische Sagengestalt. 534.
Ruthner: Julius Payer. I—III. 745, 786, 815.
R.: Die Polizei der Gesellschaft. 277.
Sachau, Ed.: Die Inschrift des Königs Mescha von Moab. 140.
— Aus den Schicksalen einer Nation und ihrer Litteratur. I—III. 289, 342.
Scherer, W.: Zum Gedächtniß Franz Grillparzers. I—V. 577, 617, 651, 693, 710.
Ein siebenbürgischer Schriftsteller (Franz Trausch.) 670.
Schröer: Das große Erdbeben in Wien 1590. 639.
Schulte, J. Fr. R. v.: Zur Geschichte des Concils von Trient. 558.
Schulte, J. Fr. R. v.: Zur Litteratur über das vaticanische Concil. I. II. 641, 725.
Steffens, E.: Aus dem Leben eines Dichters. I. II. 146, 181.
— Robert Browning. 673.
Strobl, J.: Deutsche Alterthumskunde. 225.
S.: Rußlands Machtstellung in Asien. 45.
St., F.: Das Gespenst des Panslavismus. I—II. 431, 462, 502.
— Eine sociale Krankheit. I. II. 677, 761.
Die 28. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner. 757.
Zimmermann, R.: Schelling und seine Frau. I—IV. 193, 231.
— Zur philosophischen Litteratur der Gegenwart. I. II. 769, 807.
Zirkel, F.: Ueber den muthmaßlichen ursprünglichen Zustand der älteren Eruptivgesteine. 594.
Zur Geschichte des 18. Jahrh. 833

Besprochene Bücher.

Andree, Tschechische Gänge. (Z—r.) 155.
Anton, Das gefälschte Christenthum und die Welt. (Z—r.) 127.
Asher, A. Schopenhauer. (Zimmermann). 808.
Aus Schellings Leben. (R. Zimmermann). 193.
Bahnsen, Zur Philos. d. Geschichte. (Zimmermann). 811.
Bauer, Aus meinem Bühnenleben. (B. B.) 24.
Beaulieu-Marconnay, der Hubertusburger Frieden. 1842.
Berger, Joh. Huß und König Sigmund. 798.
Bidermann, Karl v. Riccabona. (*r.) 573.
Biermann, Jägerndorf unter der Regierung d. Hohenz. 476.
Die Reden des Grafen **Bismarck.** 541.
Braun, historische Landschaften (E. v. H.) 152.
Brockhaus, Friedr. Arn. Brockhaus. 861.
Brücke, die physiol. Grundlagen der neuhochdeutschen Verskunst. (A. Bucher). 219.
Bucher, die Kunst im Handwerk. (R. v. E.) 575.
Buchner, Wieland und die Weidmann'sche Buchhandlung. 859.
— Aus den Papieren der Weidmann'schen Buchhandlung. 859.
Bulwer, the Life of H. J. Temple, Viscount Palmerston (O. Lorenz). 65.
— Lord Palmerstons Leben von Ruge. 65.
Wilkie Collins, Poor Miss Finch. (E. St.) 530.
Demattio, Sintassi della lingua italiana. 316.
Die Dioscuren. Jahrbuch d. Beamtenvereines. 576, 797.
Drivok, Gesch v. Eger. 736.
Ebner-Eschenbach, die Prinzessin von Banalien. 477.
Egerer Jahrbuch f. 1872. 542.
Eitner, Ein Engländer über deutsches Geisterleben ꝛc. (B. B.) 565.
Eötvös' gesammelte Werke. 384.
Evangelium der armen Seele. 63.
Fachmännische Berichte über die österr.-ung. Exped. nach Siam, China und Japan (V. Kbg.) 124.
Fadejew, Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik. (F. St.) 432.
Feill, Cardinal Salm und seine Friedenswerke. (Zwof). 603.
Fischer, Hartmanns Philos. d. Unbew. (Zimmermann). 811.
Fleischl, Eine Lücke in Kant's Philosophie. 320.
Forster, the Life of Charles Dickens. 146, 181.
Frauenstädt, Schopenhauer-Lexikon. (Du Prel). 122.
— Dasselbe (Zimmermann). 807.
Friesen, Ludwig Tieck. (B. B.) 24.
Genée, Shakspeare. 574.
Gervinus, hinterlassene Schriften. 30.
Gibel, Thesaurus ornithologiae. 253.
Goudsmit, oratio de variis causis etc. 239.
Grasberger, Le Rime di Michelangelo. 318.
Grimm, Leben Rafael's. 863.
Hartmann, Philosophie des Unbewußten. (Du Prel.) 417.
— Gesammelte Abhandlgen. (Zimmermann.) 809.
— Das Ding an sich. (Zimmermann.) 814.
Helfert, Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Octoberaufstandes 1848. III. (O. Lorenz.) 172.
Hertz, Deutsche Sage im Elsaß. (O. Lz.) 827.
Hinschius, die Stellung der deutschen Staatsregierungen gegenüber den Beschlüssen des vaticanischen Concils. (E. Bezold.) 50.
Holtzendorff, Jahrbuch f. Gesetzgebung ꝛc. 31, 542.
— Eroberung und Eroberungsrecht. (Bezold.) 457.

Digitized by Google

Hörmann, Mythol. Beiträge aus Wälsch-Tirol. 317.
Hübner, Inscriptiones Hispanicae. (Phillips.) 638.
Jaques, die durch die franz. Moratorienverfügungen hervorgerufenen Regreßfragen. (Dr. R—a.) 157.
Kafka, österr.-ungar. Eisenbahnangelegenheiten. 703.
Kapp, Friedrich d. Gr. und die Verein.-Staaten. 188.
Knaake, Jahrbücher des deutschen Reiches und der deutschen Kirche. I. 1. (A Horawitz.) 314.
Krones, Zeugenverhör über A. Baumkirchere Leben und Ende. (A. W.) 126.
— Die zeitgenössischen Quellen zur Gesch. des Grafen von Cilli. 446.
Kühnelt, über Geschwindschrift der Alten. (K.) 669.
Künstler, die unseren Culturpflanzen schädlichen Insecten. 542.
Lambel, Bericht über Weisthümerforschungen. 703.
Loserth, Die Geschichtsquellen von Kremsmünster. 415.
Martin, Fergus. 442.
Mayer, die geistige Cultur in Nied.-Oesterr. 284.
Meyer, das Geld. 830.
Michaelis, Romancero del Cid. (H. L.) 799.
Michelis, Kant vor u. nach d. J. 1770. 814.
Miklosich, über die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europa's. 443.
Montgomery, über die Kant'sche Erkenntnißtheorie. (Zimmermann.) 814.
Müllenhoff, deutsche Alterthumskunde. (J. Strobl.) 225.
Noorden, europ. Gesch. im 18. Jahrh. 835.
Ouida, Folle Farine. (E. St.) 532.
Pederzani, über die Frauen. (Z—r.) 128.
Pfeiffers Germania. 640.
Pichler, der Hexenmeister. 670.
Pritzel, Thesaurus literaturae botanicae. 253. 416. 864.
Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik ꝛc. (A. Ilg.) 91.
Ranke, Ursprung des siebenj. Krieges. 838.
– die deutschen Mächte und der Fürstenbund. 844.
Riese, Historia Appolonii regis Tyri. (W. Hartel.) 166.
Rogge, Oesterreich von Vilagos bis zur Gegenwart. I. 223.
Rösler, Romänische Studien. (O. Lz.) 377.
Ruf, der Geigenmacher Jakob Stainer. 384.
Schiller u. Lübben, mittelniederdeutsches Wörterbuch. 319.
Schmidt, das Volksleben der Neugriechen. (Conze.) 705.
Schneller, die romanischen Dialekte in Süd-Tirol. 316.
— Eldorado (°r) 668.
Schricker, zur Gesch. d. Universität. Straßburg (O. Lz.) 826.
Schullern, Joh. Daum. 672.
Schwicker, die letzten Regierungsjahre d. K. K. Maria Theresia. 477.
Sickel, zur Gesch. d. Concils v. Trient. (Schulte.) 558.
Siegmund, Naturgeschichte der drei Reiche. 285.
Sohm, die altdeutsche Reichs- und Gerichtsverfassung. I. 309.
Söltl, Aesthetik. (J.) 445.
Stassoff, l'Ornement nat. Russe. 831.
Statistisches Jahrbuch für 1870. 768.
Strümpell, der Causalitätsbegriff. (Zimmermann.) 814.
Sybel, über Socialismus und Communismus. (Horawitz.) 828.
Szaraniewicz, krit. Blicke in die Gesch. der Karpathenvölker. 475.
Tobler, Li dis dou vrai aniel. 441.
Trendelenburg, kleine Schriften. 154.
Turgenjew, drei Novellen. 606.
Uhlands nachgelassene Schriften. (Bacmeister.) 801.
Vambéry, Rußlands Machtstellung in Asien. (S.) 45.
Waitz, Caroline. (R. Zimmermann.) 231.
Watterich, die Germanen des Rheins. (R. R.) 572.
Weiß, Geschichte Wiens. (A. M.) 60.
Wiesner, mikroskopische Untersuchungen. (A. B.) 62.
Wilbrandt, Lustspiele. 31.
Yates, Nobodys Fortune. (E. St.) 533.
Onslow Yorke, Gesch. d. internat. Arbeiter-Association. 256.
Zeißberg, über eine Handschrift zur älteren Gesch. Preußens und Livlands. (O. Lz.) 511.
Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte. (A. Horawitz.) 255.
Zöpfl, deutsche Rechtsgeschichte. (Phillips.) 647.

Periodische Litteratur in Oesterreich. 320, 543, 832.

Nekrologie. 160, 286, 447, 607, 704.

Kleine Mittheilungen. 96, 128, 159, 191, 192, 224, 285, 286, 319, 320, 384, 416, 479, 480, 511, 512, 670, 672, 703, 800, 863.

Digitized by Google

Digitized by Google

Die „Oesterreichische Wochenschrift",

welche in den Jahren 1862 bis 1865 als Beilage der „Wiener Zeitung" erschien, hat sich bei ihren Lesern in so gutem Andenken erhalten, ihr Eingehen ist so häufig beklagt worden, daß die hiemit ins Leben tretende „neue Folge" eine freundliche Aufnahme seitens des gebildeten Publicums in Oesterreich glaubt erwarten zu dürfen, wenn sie den Vorsatz ausspricht, die von dem früheren Organe vorgezeichnete Bahn einhalten zu wollen.

So wie wir uns freuen, den einstigen Mitarbeiterkreis schon jetzt durch eine große Zahl ausgezeichneter Schriftsteller des In- und Auslandes vermehrt zu sehen, hoffen wir auch in der Lesewelt dem Unternehmen neue Freunde zu gewinnen; und diesen schulden wir ein Wort über die Ziele, die wir uns gesteckt haben.

Die „Oesterreichische Wochenschrift" wird bemüht sein, die allen Bewohnern dieses Reiches gemeinsamen geistigen Interessen zu pflegen. Sie wird, sei es anknüpfend an hervorragende literarische oder künstlerische Erscheinungen, sei es in selbstständigen Aufsätzen, alle Aeußerungen des Culturlebens in unserer Zeit und ihren Zusammenhang mit Zuständen der Vergangenheit aufmerksam verfolgen, zu deren Verständniß beizutragen suchen. Sie wird es sich vornehmlich auch zur Aufgabe machen, durch übersichtliche, allgemein verständlich gehaltene Darstellungen weiteren Kreisen Einblicke in die Werkstätten der geistigen Arbeit zu gewähren.

In diesem Bestreben wird die Zeitschrift jeder exclusiven politischen oder kirchlichen Richtung fremd bleiben, aber sich auch durch keine Grenzen der Nationalität oder Sprache einengen lassen. Wohl aber wird sie als österreichische Wochenschrift es sich besonders angelegen sein lassen, von den wissenschaftlichen, künstlerischen und wirthschaftlichen Bestrebungen, Zuständen und Bedürfnissen unseres vielgegliederten und vielgestaltigen, in allen seinen Theilen von regem Leben erfüllten Vaterlandes in Schilderungen und Studien ein treues Bild zu liefern.

Auf diese Weise hofft die „Oesterreichische Wochenschrift" durch Vermittlung einer genaueren gegenseitigen Kenntniß ihr bescheidenes Theil zur Verständigung zwischen den verschiedenen Völkern Oesterreich-Ungarns einerseits und andererseits zwischen ihnen und dem Auslande beizutragen.

Auf Grund dieses Programms hat sich ein wahrhaft glänzender Kreis von Gelehrten, Künstlern und Vertretern der praktischen Lebensinteressen uns angeschlossen, mit diesem Programme glauben wir bei Allen, die an der Culturentwicklung des Reiches Antheil nehmen, Billigung und Unterstützung zu finden.

Wien, Ende December 1871. Die Redaction.

Digitized by Google

Friedrich Diez.

Am heutigen Tage begeht Friedrich Diez, der Altmeister romanischer Philologie, sein fünfzigjähriges Doctorjubiläum. Sowohl die Universität Bonn, welche ihn zu ihren schönsten Zierden zählt, als andere gelehrte Körperschaften gedenken des festlichen Tages und bringen dem greisen Gelehrten Zeichen ihrer Achtung und ihrer Freude dar [1]). Da scheint es uns denn angemessen, auch zu unseren Lesern von dem Manne zu reden und ihnen in wenig Zügen das Bild seiner erfolgreichen Thätigkeit zu entwerfen. Nur spärliche biographische Daten haben wir mitzutheilen [2]), denn es handelt sich um ein Gelehrtenleben, das emsiger Forschung gewidmet, im Stillen verläuft.

Friedrich Diez wurde zu Gießen im Jahre 1794 geboren. Am dortigen Gymnasium war einer seiner Lehrer Welcker, der, von einem längeren Aufenthalte in Italien zurückkehrend, den liebgewonnenen Schüler für das Studium der italienischen Sprache und Litteratur zu interessiren wußte. Im Jahre 1813 nahm Diez an dem Kriege gegen Frankreich als Freiwilliger in einem hessischen Corps Theil. Friedlicher Beschäftigung wiedergegeben, trieb er im Beginne juridische Studien, bald aber trug die Neigung zur modernen Philologie den Sieg davon. Die reichen Schätze der Göttinger Bibliothek boten ihm dazu willkommene Gelegenheit. Die Jahre 1819 und 1820 brachte er in Utrecht als Hofmeister zu. 1821 promovirt, habilitirte er sich im folgenden Jahre zu Bonn, 1823 wurde er zum außerordentlichen, 1830 zum ordentlichen Professor ernannt. Von seinen Reisen ist nur jene zu verzeichnen, welche er im Jahre 1824 nach Paris unternahm, um aus den dortigen Handschriften neues Material für das Studium der mittelalterlichen Litteratur Frankreichs zu sammeln.

Das tiefere und verständnißvolle Eindringen in das Studium des Mittelalters ist eine Errungenschaft unseres Jahrhunderts. Der Anstoß dazu ging von Deutschland aus. In Zeiten schweres nationalen Unglücks suchte man Trost für die Gegenwart und Muth für die Zukunft in der glänzenden Vergangenheit; wissenschaftlicher Ernst bewahrte davor, daß solche Bestrebungen in

[1]) Von Wien aus haben die kais. Akademie der Wissenschaften und das Professorencollegium der philosophischen Facultät Gratulationsschreiben abgesandt.

[2]) Wir benützen die Angaben, die sich in Aufsätzen von Gaston Paris und Ugo Canello finden, einem Franzosen und einem Italiener, welche beide in Bonn zu Diezens Füßen saßen.

Digitized by Google

einen ephemeren und daher fruchtlosen Enthusiasmus sich verloren. Aber nicht bloß auf Deutschland blieb die Thätigkeit beschränkt. Einerseits die richtige Einsicht, daß die Litteraturen der occidentalischen Völker im Mittelalter innig zusammenhingen, andererseits die Regsamkeit des deutschen Geistes, welcher jedes Gebiet der Wissenschaft in seinem vollen Umfange zu umfassen sucht, diese beiden Momente wirkten dahin, daß auch die Litteratur fremder Völker zum Gegenstande eifriger Untersuchung gemacht wurde.

Die Litterargeschichte aber entbehrt ihrer sichersten Grundlage, wenn sie nicht von gründlicher Kenntniß der Sprache in ihren verschiedenen Perioden unterstützt ist. Es konnte nicht anders sein, als daß mit dem Studium der früheren Litteraturen der modernen Völker jenes der historischen Entwickelung der betreffenden Sprachen Hand in Hand ging. Letzterer Disciplin kam sehr zu statten der große Aufschwung, welchen auf einem weit ausgedehnteren Gebiete die Sprachforschung überhaupt genommen hatte. Es hatte sich nunmehr jene vergleichende und historische Methode festgesetzt, welche allein das Sprachstudium zu sicheren Ergebnissen führen kann.

Zu den eifrigsten Mitarbeitern auf diesem neu erschlossenen Felde der Forschung zählt nun Fr. Diez. Frühzeitig wandte er sich dem romanischen Gebiete zu, worin er sich als Meister in beiden Richtungen, der litterar-historischen und der sprachlichen, bewähren sollte.

Die spanischen Romanzen waren es, die ihn zunächst anzogen. Man darf annehmen, daß die im Jahre 1815 von Jakob Grimm herausgegebene Silva de romances viejos auf diese Wahl Einfluß ausgeübt habe. Als Frucht dieser Studien erschienen zwei Uebersetzungsarbeiten: „Altspanische Romanzen, Frankfurt a. M. 1818“ und „Altspanische Romanzen, besonders vom Cid und Kaiser Karl's Paladinen, Berlin 1821“, an denen sowohl die Treue und Schönheit der Uebertragung als die kritische Sichtung des Materials, die Ausscheidung der echt volksthümlichen von den späteren Romanzen gelehrten Ursprunges, gerühmt werden.

Bald aber lenkte Diez seine Aufmerksamkeit dem Provenzalischen zu. Goethe, den er 1818 zu Jena besuchte, munterte ihn dazu auf und A. W. Schlegels treffliche Abhandlung: Observations sur la langue et la littérature provençales, welche in demselben Jahre erschien, hat ihn wohl ebenfalls mächtig angeregt. Und so sehen wir die drei ersten selbständigen Schriften Diezens — die Frucht zehnjähriger Beschäftigung mit dem Gegenstande — ausschließlich der provenzalischen Litteratur gewidmet. Er fand hier gutvorbereiteten Boden.

Schon im vorigen Jahrhunderte hatte ein unermüdlicher Sammler, La Curne de Sainte-Palaye, umfangreiches handschriftliches Material herbeigeschafft, das von Millot zu einer in Plan und Ausführung verfehlten Compilation benützt wurde; in Raynouard aber (1761—1836) hatte die provenzalische Poesie einen fleißigen und begeisterten Bearbeiter gefunden. Raynouard war kein Philolog, denn ein solcher hätte nie jene nur zu bekannte Theorie aufstellen

Digitized by Google

können, nach welcher alle romanischen Idiome vom Provenzalischen herstammen; er war kein Kritiker, denn er hing jener eclectischen Methode an, welche aus mehreren Texten eine willkürliche Fassung zusammenträgt und nicht gerade davor zurückschreckt, der Ueberlieferung nachzuhelfen; er war aber ein Mann von gutem Geschmacke, dem es gelang, durch Auswahl der schönsten und am leichtesten verständlichen Gedichte die Leser heranzuziehen und die Bewunderung, welche ihn erfüllte, auch weiteren Kreisen mitzutheilen. Eben deßhalb darf man, ohne ungerecht zu sein, behaupten, daß Raynouards Arbeiten bei allem ihren Verdienste doch einiger Dilettantismus anklebt. Wissenschaftlichen Halt diesen Studien zu geben, war Diezen vorbehalten, welcher, mit der strengen Methode der classischen und der schon erstarkenden germanischen Philologie ausgerüstet, das von Raynouard begonnene Werk fortsetzte, berichtigte, vertiefte. Wessen man sich von ihm versehen konnte, ließ eine erste kleine Abhandlung „über die Minnehöfe, Berlin 1825“ erkennen. Hier galt es, eine seit langer Zeit umhergetragene und vom Reize anziehender Romantik umgebene litterarische Mähre als solche zu kennzeichnen, zu beweisen, daß die Annahme von Gerichtshöfen, worin Frauen nach bestehenden Gesetzen und bestimmten Formen über Liebesangelegenheiten Rechtsurtheile fällten, vollkommen unberechtigt war, und nur in willkürlicher und oberflächlicher Beurtheilung von einzelnen Stellen provenzalischer Dichter ihren Ursprung haben konnte.

Hatte sich Diez in dieser kleinen aber glänzenden Probe seiner Kenntniß der provenzalischen Litteratur mit der Bekämpfung eines Irrthumes begnügt, so behandelt das folgende um ein Jahr später erschienene Werk: „Die Poesie der Troubadours, nach gedruckten und handschriftlichen Werken derselben dargestellt“ den Gegenstand in seiner Gesammtheit. Gestützt auf kritische Ergründung des vorhandenen und durch eigene Forschung vermehrten Materials führt uns der Verfasser in das innere Wesen dieser bemerkenswerthen Litteratur ein, welche fast plötzlich ins Dasein tretend eine verhältnißmäßig nur kurze Dauer hatte, dabei doch so zahlreiche Blüthen hervorbrachte und einen so großen Einfluß auf die Dichtung der benachbarten Völker ausübte.

Es ist im Ganzen und Großen eine Poesie der höheren Stände, aber dennoch durch und durch national. Sie dient zum Ausdruck der Denk- und Fühlweise eines Volkes, welches, in einem mit allen Reizen der Natur reich ausgestatteten Lande lebend, frühzeitig zu einem hohen Grade der Bildung gelangte, und bei welchem der Rittergeist mit seinem Glanze, seiner Freude am Leben, seinem Frauencultus zur vollen Reife gedieh. Da waren die Bedingungen zu einer Poesie vorhanden, welche, manche Nachklänge der früheren Volksdichtung bewahrend, nach Veredlung und Verfeinerung der Gedanken, nach Ausbildung der Kunstform strebt. Die Troubadours gehörten oft zu den Edelsten des Landes; nicht in geringerer Anzahl waren aber jene, welche bürgerlichen Kreisen entstammten und volle Gleichheit herrschte unter ihnen; der Geist allein war da der entscheidende. Die Liebe bildet den Hauptinhalt der Troubadours-

Digitized by Google

poesie; es fehlt aber nicht der vaterländische Gesang, das muthige Kampf- und Kreuzlied, das scharfe Rügelied, welches die Laster geißelt. Auch die anderen Gattungen der Dichtkunst — die anmuthige Novelle und das Lehrgedicht — werden gepflegt; und selbst das Epos ist uns wenigstens in Einer großartigen Dichtung — Girart von Rossilho — bewahrt worden.

Der Standpunkt, welchen Diez bei seinen Untersuchungen einnahm, erhellt am besten aus folgenden Worten, die in einer Recension von ihm (über Böhl's Floresta in den Berliner Jahrbüchern) zu lesen sind. Er spricht da von den Forderungen, welche an einen Geschichtschreiber der alten Poesie einer Nation zu stellen sind. „Es kommt hier darauf an," sagt er, „sich durch die Dornen des historisch-kritischen Weges zu arbeiten, ohne auf die glattere Bahn der ästhetischen Behandlung abweichen zu dürfen. Hiermit soll der Werth der letzteren nicht geläugnet werden; es ist und bleibt vielmehr das letzte Ziel der Litteraturgeschichte, auf den Charakter und inneren Zusammenhang der Litteratur einzugehen und uns von geistigen Erscheinungen auch eine geistige Anschauung zu eröffnen; für die neuere Litteratur empfiehlt sich diese Behandlungsweise unbedingt .... allein für die Geschichte der mittleren Poesie ist diese Art der Untersuchung oder vielmehr der Betrachtung für jetzt noch unfruchtbar, ja schädlich; denn ohne einen Funken Licht über dieselbe zu verbreiten, wird die ästhetische Kritik, wenn sie nichts weiter ist, als solche, nur zu Mißverständnissen Anlaß geben, indem sie einen an ganz entlegenen Erscheinungen geübten Blick mitbringt. Der Beurtheiler der romantischen Poesie muß schlechterdings auf das Einzelne und Kleine eingehen, da sich an dieses die wesentlichen Bemerkungen über das Kunsttalent der Dichter knüpfen, er darf nie übersehen, daß sich bei ihnen ein Theil des Geistes, dessen Dasein wir a priori doch wohl zugeben müssen, in die Form gezogen hat. Allein eben für diese Einzelheiten schärft sich das Auge nur durch das Studium der Sprache, der Kunstform und gewisser historischer Verhältnisse, und darum muß Beurtheilung und Forschung hier in einer Person vereinigt sein. Wir haben noch in unserer Zeit Geschichtschreiber der Litteratur gesehen, welche ohne die geringsten Vorstudien, ohne Sach- und Sprachkenntnisse die Poesie des Mittelalters behandelt oder sich absprechende Urtheile über sie erlaubt haben, ohne recht bedenken zu wollen, daß die früheren Dichter jenes Zeitraumes durch eine sorgfältige, ja feine Behandlung der Sprache und des Verses, worin die provenzalischen Troubadours noch jetzt unübertroffen dastehen."

Bei diesen 1827 geschriebenen Worten hätte der Verfasser sich auf seine damals schon erschienene in Rede stehende Schrift berufen können, in welcher die so treffend geschilderte und gewiß nicht leichte Aufgabe auf das Glänzendste gelöst wurde. Das Walten eines kritischen, Alles sorgfältig erwägenden Geistes gesellt sich da einer geschmackvollen Darstellung, deren Reiz durch Klarheit und Einfachheit erhöht wird. Das Buch bleibt noch immer die Grundlage, auf welcher allseitige Kenntniß der provenzalischen Poesie ruht. Spätere Forschung

Digitized by Google

hat viel reicheres Material zu Tage gefördert; die von Diez gewonnenen Resultate sind aber durch dasselbe in der Regel bestätigt, selten und nur in Nebendingen modificirt worden.

In innigem Zusammenhange mit der bisher besprochenen Schrift steht die 1829 erschienene: „Leben und Werke der Troubadours, ein Beitrag zur nähern Kenntniß des Mittelalters"; ein Muster dessen, was Gelehrsamkeit und durch kritische Methode in die rechte Bahn geleiteter Scharfsinn zu leisten vermögen. Aus den kurzen, der ersten Hälfte des 13. Jahrhundertes angehörenden Lebensnachrichten der Troubadours, aus ihren eigenen Liedern und aus dem Studium der zeitgenössischen Geschichte stellt der Verfasser die Biographien der bedeutendsten dieser Dichter zusammen.

Wir gewinnen da Einsicht in diese geniale Dichterwelt, die uns oft sympathisch, manchmal seltsam anmuthet, immer aber auf uns eine große Anziehung ausübt. Zahlreiche, theils metrische, theils Prosa-Uebersetzungen der Lieder gestatten auch dem der Sprache Unkundigen, sich an einer dichterischen Production zu erfreuen, welche bei aller Gleichförmigkeit des Grundtones dennoch so viel des Eigenthümlichen, individuell Ausgeprägten bietet.

In den bisher besprochenen Werken hatte sich Diez vor Allem als ausgezeichneter Litterarhistoriker bewährt. Wenn er aber, wie wir soeben sahen, von Jedem, der das ältere Schriftthum eines Volkes zu erforschen unternimmt, erwartete, daß er mit den erforderlichen Sprachkenntnissen gut ausgerüstet sei, so war er sich selbst gegenüber nicht weniger streng. Welche Einsicht er in das Wesen des Provenzalischen gewonnen hatte, erhellte schon aus zahlreichen gelegentlichen Bemerkungen zur Genüge; daß er aber schon damals von der Betrachtung eines Idiomes zu allgemeiner Auffassung des Organismus der ganzen romanischen Sprachfamilie sich zu erheben wußte, gibt sich in einer im wahren Sinne des Wortes epochemachenden Abhandlung „über die provenzalische Sprache" kund, welche den Anhang zur Schrift „über die Poesie der Troubadours" bildet. Hier finden wir schon in wenigen aber ausdrucksvollen Zügen das Bild entworfen, welches später zu so herrlicher Vollendung gedeihen sollte. Jenes Gesetz, welches als der Angelpunkt romanischer Sprachbildung anzusehen ist, die Wichtigkeit des Accentes, das Vorwiegen der betonten Silbe den unbetonten gegenüber, ist hier bereits in vollem Maße erkannt und auf die Verhältnisse der provenzalischen Declination angewandt.

In den Jahren 1829 bis 1836 begegnen wir nur einigen Recensionen in den Berliner Jahrbüchern, welche über Werke theils litterarischen theils sprachlichen Inhaltes berichten [1]). Es sind durchgehends treffliche Aufsätze, welche

[1]) Für die sich dafür interessirenden mögen sie hier verzeichnet sein, mit Ausschluß jener, die oben gelegentlich erwähnt wurden: über Petri Alphonsi Disciplina clericalis ed. Schmidt 1829; Teatro español ed. Böhl und den Cid von Duttenhofer 1833; Lusiaden übersetzt von Donner 1834. — Dem Jahre 1845 gehört noch eine Recension über Huber's crónica del Cid.

Digitized by Google

in den Gegenstand tief eingehen und zur Aufhellung desselben wesentlich beisteuern. Sie behalten fast alle noch immer ihren vollen Werth und eine Vereinigung derselben in einen kleinen Band würde sehr wünschenswerth sein. Besonderer Aufmerksamkeit werth scheint uns der Bericht über Bekkers Ausgabe des provenzalischen Fierabras (1831), worin aus den Reimwörtern mit Bestimmtheit das erschlossen wird, was Uhland schon geahnt hatte, dieses Epos müsse nämlich aus einer nordfranzösischen Vorlage fließen. Die nämliche Beobachtung wurde in letzterer Zeit wieder gemacht und Mancher hält sich diese „Entdeckung" zu gute, welche schon vor vierzig Jahren in einer Zeitschrift niedergelegt worden war. Die Recension über Diefenbachs Schrift: „Die jetzigen romanischen Schriftsprachen" und Orelli's altfranzösische Grammatik (beide 1831) sind auch deßhalb anziehend, weil sie innig mit den Forschungen zusammenhängen, welche Diez damals beschäftigten. Denn in diesem Zeitraume, in welchem seine litterarische Production scheinbar stillstand, reifte jenes Werk, dessen Keime wir schon in einer Schrift vom Jahre 1826 nachweisen konnten: 1836 erschien der erste Band der Grammatik der romanischen Sprachen, welchem 1838 der zweite folgte.

Schon in den vergangenen Jahrhunderten hatte die Frage über Ursprung und früheste Entwicklung der einzelnen romanischen Idiome die Geister beschäftigt, und wenn auch da die absonderlichsten Ansichten laut wurden, so hatte doch Mancher den richtigen Weg geahnt, aber nur einzelne und unsichere Schritte auf demselben gemacht. Die Zusammengehörigkeit der romanischen Sprachen ist eine zu deutliche, als daß sie sich selbst oberflächlicher Beobachtung hätte gänzlich entziehen können; diese Wahrnehmung blieb aber eine rein empirische, welche sich auf äußerliche Vergleichung des lexicalischen Stoffes beschränkte. Als Raynouard den ersten Versuch machte, auch in Hinsicht der Formen die romanischen Idiome mit einander zu vergleichen, da war er in einem Irrthume befangen, welcher von vornherein die Möglichkeit einer richtigen Lösung der Aufgabe ausschloß. Es waren also hie und da einzelne Ansätze wahrzunehmen, die sich aber alle ergebnißlos verliefen; fast alle enthielten etwas Wahres, aber unzusammenhängend und mit zahlreichen Irrthümern vermengt.

Da trat Diez ein und wandte auf das Romanische jene sprachwissenschaftliche Methode an, die sich auf anderen Gebieten so glänzend bewährt hatte. An die Stelle philosophischer Speculationen mußte die streng historische Untersuchungsweise treten, die genaue Beobachtung der Thatsachen, wie sie sich in den verschiedenen Lebensperioden der einzelnen Sprachen darbieten. Zur Beurtheilung dieser Thatsachen aber galt es nicht mehr sich mit selbstgeschaffenen Theorien zu begnügen; es mußte vielmehr an die Betrachtung der einzelnen Laute gegangen werden, um aus den Modificationen, welche dieselben innerhalb der einzelnen Schwestersprachen allmählich erlitten, die Gesetze zu ergründen, nach welchen der gesammte Organismus sich entwickelte. Wenn die Lautlehre überall den Grundstein sprachlicher Untersuchnng bildet, so gilt dies in noch

Digitized by Google

höherem Maße von abgeleiteten Sprachen, deren dynamische Kraft sich auf äußerliches Streben nach Angleichung verwandter oder verwandt scheinender Erscheinungen beschränkt, welche aber sonst nur mit dem ererbten Gute haushalten und dasselbe nach den Bedürfnissen von Ohr und Sprachwerkzeugen umformen. Hier trat Diez vollkommen selbständig und schöpferisch auf. Was ihm die früheren Arbeiten boten, waren nur die beliebten Zusammenstellungen über die permutationes litterarum, welche roh mechanisch verfahrend, die physiologisch unmöglichsten Lautwandelungen annahmen. Solche Hilfsmittel waren eher störend als förderlich; es mußte somit das ganze Material neu zusammengetragen und geprüft werden; eigener Scharfsinn, von strenger Methode geleitet, mußte da Alles leisten.

Das Erscheinen dieses Werkes hat einen gänzlichen Umschwung in der Behandlung der romanischen Sprachen hervorgebracht; eine neue Wissenschaft verdankt demselben ihr Entstehen. Nicht bloß das Ziel war gesteckt, nach welchem man nunmehr streben sollte, und die Bahn gewiesen, welche man zu beschreiten habe, sondern ein großer Theil der Aufgabe war so trefflich gelöst worden, daß spätere Behandlung desselben Gegenstandes an den leitenden Grundsätzen kaum etwas Erhebliches zu ändern fand.

Wir sprachen von zwei Bänden der Grammatik, welche nebst einer Einleitung über die Bestandtheile der romanischen Sprachen die Lehren der Laute, der Formen, der Wortbildung enthalten. Eine Bearbeitung der Syntax, die vorderhand nicht beabsichtigt war, folgte als dritter Band im Jahre 1843. Hier eröffnete sich der Forschung ein noch weit schwerer zu überwältigendes Feld; denn nicht bloß an jeglicher Vorarbeit fehlte es hier, sondern selbst eine ähnliche vollständige Behandlung dieser Lehre auf anderen Gebieten war nicht vorhanden; Grimm's Syntax umfaßt nur den einfachen Satz. Wer die Schwierigkeit syntactischer Untersuchungen auch innerhalb einer einzelnen Sprache zu würdigen weiß, wird sich um so mehr an Diezens Arbeit erfreuen, worin der Gebrauch von sechs Sprachen mit einander und mit der gemeinschaftlichen Quellensprache verglichen werden. Klarer Blick und strenge Methode war da einmal nöthig, um aus der unübersehbaren Menge der einzelnen Facta die entscheidenden auszuwählen, und in großen markanten Zügen nur das Wesentlichste hervorzuheben. Andererseits bedurfte es eines fein ausgebildeten Sprachsinnes, um einzelne zarte Nüancirungen, über welche die umfangreichsten Grammatiken hinweg gehen, herauszufühlen, und deren Bedeutung für die Charakterisirung bald einer, bald mehrerer der hieher gehörenden Sprache zu erkennen. Es kommt hinzu, daß das große Verdienst der Schriften Diez', die Präcision des Ausdruckes, welche durchsichtige Klarheit bei knappester Form möglich macht, in dieser Lehre noch größere Gelegenheit findet, sich geltend zu machen.

Zu näheren Ausführungen über die Bedeutung der romanischen Grammatik fehlt uns jetzt der Raum, und wir bescheiden uns bei dem bisher Gesagten um so leichter, als wir die Absicht haben, bald unseren Lesern über die dritte vor

Digitized by Google

Kurzem erschienene Ausgabe zu berichten. Denn Diez war stets bemüht, die Untersuchungen, welche ihn schon beim ersten Wurfe zu so überaus lohnenden Ergebnissen geführt hatten, unablässig fortzusetzen. In den Jahren 1856 bis 1860 erschien die zweite völlig umgearbeitete Auflage der Grammatik. An den Principien, welche der ersten zu Grunde lagen, durfte, wie gesagt, nicht gerüttelt werden; wohl aber war die Ausführung vielfacher Besserung fähig; reichere Fülle des Materials, klarere Anordnung und tiefer eingehende Beurtheilung zahlreicher Thatsachen zeichnen besonders den ersten Band der neuen Auflage vortheilhaft aus. Dazu kommt, daß der Verfasser mit jener Bescheidenheit, welche den wahren Gelehrten ziert, sich nach jeder, wenn auch noch so kleinen fremden Leistung umsieht und dieselbe, wenn brauchbar, verzeichnet. Diese liebevolle Berücksichtigung der Arbeiten Anderer zeigt sich noch mehr in der dritten Auflage (I. Band 1870, II. 1871) und ist hier bei der immer größer werdenden Anzahl der Erscheinungen und bei dem hohen Alter des Meisters um so rührender. Die Grammatik, welche von Lauten und Wortformen redet, muß ihre Gesetze den vollkommen deutlichen, unzweifelhaften Fällen entnehmen und kann unmöglich auf alle einzelnen Wörter eingehen, deren Lautbestand größere Schwierigkeiten darbietet, welche Abirrungen, volksthümliche Anlehnungen u. dgl. zur Schau tragen. Auch geht die Grammatik nur von den hauptsächlichsten Quellensprachen aus; sie bestimmt die Gesetze, nach welchen lateinische, deutsche, etwa auch arabische Laute in den einzelnen romanischen Idiomen wiedergegeben werden; sie muß aber darauf verzichten, den Einfluß zu berücksichtigen, welche entlegenere Sprachen, onomatopöische Bildung u. s. w. ausübten; sie hat endlich mit dem Wortbegriffe und dessen Wandel nichts zu schaffen. Für diese Fragen und für alle jene, welche in so großer Menge über den Ursprung der einzelnen Wörter sich dem Forscher aufdrängen, wird die Beantwortung gesucht in dem „Etymologischen Wörterbuch", dessen erste Ausgabe 1853 erschien (2. 1861; 3. 1869). Grammatik und Wörterbuch ergänzen sich gegenseitig. Wie erstere die Besprechung vieler Einzelheiten letzterem überläßt, so fußt dieses auf den in der Grammatik festgestellten Principien und Regeln. Jedes Etymon, und wäre es auch noch so verführerisch, muß entschieden abgewiesen werden, wenn es mit der Lautlehre nicht in vollem Einklange steht und keine deutlich nachweisbaren Gründe zur Abirrung von strenger Gesetzmäßigkeit vorliegen. Die Betrachtung der Lautverhältnisse ist der rothe Faden, welcher sich durch das ganze Werk zieht und der nur zu oft mit vollem Recht verschrieenen etymologischen Kunst wissenschaftlichen Halt gibt. Die Fülle des hier zusammengetragenen, oft den Volksmundarten in reichem Maße entnommenen Materials ist eben so staunenswerth wie der Scharfsinn, mit welchem die schwierigsten Probleme in überzeugender Weise gelöst werden. Oft begnügt sich der Verfasser nur zu fragen oder mehrere Meinungen vorzubringen, die er gründlicherer Erwägung anheimstellt; eine Behutsamkeit, welche in etymologischen Dingen das echte Kennzeichen wissenschaftlicher Behandlung ist.

Digitized by Google

Neben der steten Beschäftigung mit diesen zwei Hauptwerken, den Grundpfeilern romanischer Philologie, gingen andere Untersuchungen einher, welche immer die wichtigsten Punkte dieser Wissenschaft ins Auge faßten und deren Ergebnisse immer neue Gesichtspunkte eröffneten. Im Jahre 1846 gab Diez seine „Altromanische Sprachdenkmale berichtigt und erklärt" heraus. Es sind dies die Eidschwüre vom Jahre 842, das dem 10. Jahrhundert angehörende französische Lied auf die heilige Eulalia (welches den Verfasser schon im Jahre 1841 in einer Besprechung von Hoffmann's Elnonensia beschäftigt hatte) und das Fragment eines provenzalischen Gedichtes über Boethius, welches ebenfalls noch der ersten Hälfte des 10. Jahrhundertes angehört. Daß aus der überaus sorgfältigen Behandlung der Texte sich Vieles zur Emendation derselben und zur Bereichernng der historischen Grammatik gewinnen ließ, braucht kaum gesagt zu werden; eine werthvolle Zugabe bildet der Anhang „über den epischen Vers", eine Abhandlung, welche zum Ausgangspunkte aller späteren Untersuchungen über die romanische Metrik wurde. Eine ähnliche Aufgabe wie die „Sprachdenkmale" stellt sich das andere Werkchen: „Zwei altromanische Gedichte berichtigt und erklärt, 1852", worin die im Jahre 1848 von Champollion-Figeac aufgefundenen und herausgegebenen Gedichte die Passion Christi und das Lied von Sanct Leodegar einer gleichen Behandlung unterzogen werden. Leider konnte Diez nur Champollions Abdruck benützen und war daher auf Conjecturen an Stellen hingewiesen, für welche, wie eine neuere Vergleichung ergab, schon die Handschrift eine treffliche Leseart bietet. Gerade solche Stellen aber geben wieder Gelegenheit, die glückliche Ahnungsgabe des Meisters zu bewundern.

Vor dieser so ausgedehnten und fruchtbaren Thätigkeit auf dem Gebiete der Sprachforschung mußte die Neigung zur Behandlung litterarhistorischer Themata zurücktreten; als aber die Aufgaben seines Lebens gelöst waren, als Grammatik und Wörterbuch schon in zweiter Auflage erschienen, da erwachte in dem hochbetagten Manne die alte Liebe wieder. Anfangs 1862 drückte Diez in einem Schreiben an Gaston Paris seine Sehnsucht aus, zur Litteraturgeschichte zurück zu kehren, und von August 1863 ist die Vorrede datirt zu seiner Schrift: „Ueber die erste portugiesische Kunst- und Hofpoesie." Mit diesem Werke lenkte der Verfasser nicht bloß in die Richtung seiner Jugendjahre wieder ein, sondern auch der Gegenstand selbst, den er jetzt zu behandeln unternahm, hatte ihn seit einer langen Reihe von Jahren beschäftigt. Denn hier findet sich jener anmuthende Zug in Diezens Thätigkeit wieder, daß er, frei von jeder Hast, einen liebgewonnenen Stoff stets im Sinne behält und ihn langsam heranreifen läßt, so daß, wenn er dann zur Ausarbeitung schreitet, ihm das Ganze wie ein vollständiges, harmonisches Bild vor Augen steht. Schon in der oben angezogenen Recension von Böhls Floresta (1827) hatte er auf die überraschende Erscheinung hingewiesen, daß sich schon im 13. Jahrhundert in Portugal eine höfische Liederpoesie im Geiste und in der Form der provenzalischen ausgebildet hatte. Im Jahre 1830 dann ging er in einem Berichte über Stuarts

Digitized by Google

Cancioneiro näher auf die Sache ein und nun nach dreiunddreißig Jahren, während welchen Zeitraumes sich das Material merklich vermehrt hatte, bietet er eine umfassende Studie über den interessanten Gegenstand. Kunstform und Inhalt dieser bemerkenswerthen Poesie werden ausführlich erörtert und dabei der provenzalische Einfluß deutlich nachgewiesen, ein Einfluß, welcher auch in der Sprache mehrfach zu erkennen ist. Eine Darstellung der altportugiesischen Grammatik, wie sie sich aus den lyrischen Denkmalen ergibt und ein Glossar zu denselben erleichtern das Verständniß, wozu auch die eingestreuten metrischen Uebersetzungen ein willkommenes Hilfsmittel bieten.

Im Jahre 1865 wendet sich Diez zur Betrachtung einer bisher unberücksichtigt gebliebenen Quelle für die Kunde des ältesten Romanischen, der Glossen. Seine Schrift: „Altromanische Glossare berichtigt und erklärt" erschließt wieder der Forschung neue Bahnen. Im ersten Theile werden die noch dem 8. Jahrhundert angehörenden Reichenauer Glossen behandelt. Holtzmann, der sie entdeckte, hatte deren Wichtigkeit für die romanische Sprachforschung im Allgemeinen wohl erkannt; an Diez war es nur, zu zeigen, wie unter der lateinischen Hülle der Glossen sich schon ausgebildetes Romanisch, speciell Französisch, berge. Der Commentar zum Glossare ist ein unübertreffliches Muster philologischer Genauigkeit und scharfblickender Kritik; die gewonnenen Ergebnisse sind eben so überraschend als überzeugend. Mehrfach werden die schon längst von Diez aufgestellten Wortdeutungen durch die neu aufgefundene Quelle bestätigt; das glänzendste Zeugniß sowohl für die genial divinatorische Gabe des Meisters als für die Trefflichkeit der von ihm angewandten Methode. Der zweite Theil bespricht die Kasseler Glossen, über welche noch vor W. Grimms Ausgabe Diez in Haupts Zeitschrift (1849) gehandelt hatte. Auch hier stehen wir nach des Verfassers Ansicht auf französischem Boden.

Mit dieser Schrift hängt zusammen ein Aufsatz, „Wiener Glossen", im 8. Bande des Jahrbuches für romanische Philologie, worin Diez eine kleine lateinisch-deutsche Wortsammlung in einer Wiener Handschrift aus dem 11. Jahrhundert untersuchend, das romanische Element in den lateinischen Wörtern entdeckt.

Der eben erwähnten Zeitschrift, welche von dem steten Aufschwunge jener Wissenschaft zeugt, die zu so großem Theil als Diezens Schöpfung zu bezeichnen ist, widmete er manch anderen schönen Beitrag. Wir heben deßhalb die Recension über Paris' Schrift sur le rôle de l'accent latin hervor, weil sich darin jenes Wohlwollen gegen junge aufstrebende Kräfte, jene innige Freude an ihren Leistungen kundgeben, welche einen der ausgesprochensten Charakterzüge des verehrten Meisters bilden. Und gewiß, wenn jeder Mann der Wissenschaft als den besten Lohn seiner Mühen ansieht, wenn seine Lehren befruchtend wirken, so ist Diezen diese Genugthuung in reichem Maße geworden. Eine ansehnliche Zahl von Jüngern folgt seinen Fußstapfen; die von ihm gegründete Disciplin hat nunmehr ihre Vertreter auf fast allen deutschen Universitäten, und selbst auf den schulmäßigen Unterricht in diesen Sprachen übt die nunmehr gewonnene wissen-

Digitized by Google

schaftliche Erkenntniß ihre heilvolle Wirkung aus. Wie in Deutschland, so auch in den romanischen Ländern wird des Meisters Name mit dankbarer Hochachtung genannt; besonders in Frankreich hat sich ein Kreis von hochbegabten jungen Gelehrten gebildet, welche, an die Ergebnisse deutscher Forschung unmittelbar anknüpfend und von reichen Hülfsmitteln kräftig unterstützt, die romanische, besonders die französische Philologie mit ausgezeichnetem Erfolge pflegen.

Möge der Mann, den wir heute feiern, sich noch lange der Früchte erfreuen, die aus den Saaten, von seiner Hand gesäet, nun in so reicher Fülle heranreifen!

Wien, 30. December 1871.

A. Mussafia.

Die Styltendenzen im Kunstgewerbe.

Studien bei Gelegenheit der österreichischen Kunstgewerbeausstellung.

I.

Da von jedem Dinge auf der Welt, mit Ausnahme dieser selbst, der Nachweis einer Existenzberechtigung verlangt, dieser Nachweis auch dem Unscheinbarsten nicht erlassen, sondern gerade von ihm mit um so größerer Energie eingefordert wird, so wird es vielleicht auch vonnöthen sein, den wenigen Seiten, die hier folgen, eine Legitimation voranzuschicken. Nun, sie bezwecken weder eine Beschreibung, noch ein ästhetischer Führer zu sein, indem sie für Beides ohnehin zu spät kommen würden, nachdem sich ziemlich jeder Besucher der Ausstellung selbst sein Urtheil gebildet hat. Was sie bezwecken ist lediglich, Jenen gegenüber, die an den Dingen der Kunst ein tieferes Interesse nehmen, an der Ausstellung, als einem bestimmten Beobachtungsobjecte, die Beschaffenheit unserer ornamentalen Kunst im Allgemeinen und verschiedener Gebiete derselben — so weit es hier angeht — zu erörtern. Hiebei werden wir neben der Kennzeichnung unseres eigenen Standpunktes vor allem die Stellung der Gegenwart als einer kunstgeschichtlichen Epoche uns klar zu machen suchen, weil eine solche Erkenntniß, wenn sie möglich ist, schon an sich einen richtigen Maßstab für die Beurtheilung des Einzelnen liefert.

Die höchste Forderung, die wir heute stellen können, ist, daß etwas in *seiner Art* gut sei; dabei sollten wir uns, wenn wir gerecht sein wollen, eigentlich *jede Art* gefallen lassen, weil eben heute kein allgemeines Kunstbewußtsein existirt, das das Directiv für das Gestaltungstalent des Einzelnen abgeben könnte. Dem Künstler jeder früheren Epoche war der Stylcharakter seines Werkes schon bei dessen erster Conception fest gegeben, nur das *Wie* der Ausführung war sein Product; die heutige Stylloſigkeit oder vielmehr die völlige Objectivität im Nachahmen aller möglichen Kunststyle, weit entfernt, dem entwerfenden Künstler Freiheit der Bewegung zu gewähren, ist eine seiner

Digitized by Google

ärgsten Beschränkungen, weil er gewissermaßen eine angenommene Rolle consequent fortspielen muß, aber unter der wennauch freigewählten Maske nie selbst zu Worte kommen kann. Der Unterschied der gesammten Kunstthätigkeit der Gegenwart von der früherer Epochen — immer selbstverständlich in Bezug auf ornamentale und Baukunst gesprochen — ist also nicht bloß ein qualitativer, sondern geradezu ein essentieller, es ist beinahe der Unterschied zwischen Intuition und Reflexion. Daher auch der Mangel des Individualcharakters, den das feinere Kunstgefühl modernen Arbeiten so häufig zum Vorwurfe macht, ein Mangel, der um so fühlbarer ist, je fremder unserer heutigen Anschauungsweise das Gebiet ist, aus dem der einzelne Künstler den Canon für die Verkörperung seiner Gedanken holt. Dieses Fehlen aller subjectiven Elemente, also das Ausschließen aller selbstständigen Erfindung von vornherein, ist aber beim Arbeiten in bestimmten Stylarten Grundbedingung, daher ist beispielsweise ein heute gemachtes vollständig correctes gothisches Werk das gerade Gegentheil eines wahren Kunstwerkes, denn es ist gelehrte Abstraction, Construction, ein Werk des Verstandes, nicht des Genie's. Daß dem wirklich so ist und sein muß, erhellt schon aus dem Wesen der Gothik als eines Zeitstyles, denn der Zeitstyl ist die Ausdrucksweise der künstlerischen Ideen einer gewissen historischen Zeit, er ist, wie die Sprache jener Zeit, todt, abgeschlossen, wie der Wortschatz einer todten Sprache, jeder Versuch, ihn zu bereichern, ist lächerlich. Wenn wir heute einem bestimmten Zeitstyle Existenzberechtigung ertheilen möchten, so wäre, wenn man consequent sein wollte, die unmittelbare Folge davon das ad infinitum Wiederholen des schon Dageweſenen, ohne Ausweg aus dem Zirkel; was aber Leben will und Leben hat, drängt nach Entwicklung. Wir können nicht in irgendeiner Stylnachahmung den Boden suchen, darauf weiter zu bauen. Die Frage um die Wiederaufnahme eines bestimmten Kunststyls konnte übrigens so wie heute nie früher gestellt werden, denn es hat nie eine Epoche gegeben, in der so allen Ausdruckes eines subjectiven Genusses baare Kunstrichtungen möglich waren, wie wir sie heute sehen. Dies könnte als eine Anomalie gelten; wenn wir uns jedoch auf einen historischen Standpunkt zu stellen versuchen, so werden wir auch die Congruenz dieser Erscheinung mit der Strömung der Gegenwart verstehen. Es ist der Geist der wissenschaftlichen Objectivität, der sich in ihr ausspricht, — der Geist, der auf anderen Gebieten schon die höchsten Triumphe feiert, hat vorerst hier noch Alles in Gährung gebracht. Aehnliches wie das enge Anschließen an Vorbilder, das unsere Zeit charakterisirt, können wir auch am Individuum im aufstrebenden Entwicklungsgange einzelner Künstler beobachten, die, noch schwankend in ihrer eigenen Richtung, dem ihnen als bedeutend Entgegentretenden sich mit voller Hingabe anschließen, vermeinend, im Nachstreben ihr Ziel zu finden, bis sie später, bei festerer Ausprägung ihres Charakters, ihre eigenen Wege gehen lernen. Von diesem Gesichtspunkte aus stellt sich uns die Kunst der Gegenwart wie die Kunst einer frühen Jugendperiode dar

Digitized by Google

gewiß mit vielen ihrer Eigenschaften und Mängel, vielleicht sogar auch mit der Befangenheit, die der Begleiter jedes Jugendwerkes ist, deren wir aber, als einer relativen Qualität, nicht gewahr werden, so wenig wie die Zeitgenossen Giotto's und Thaddeo Gaddi's die Naivetät ihrer Kunst sahen, als sie an ihnen beispielsweise einen Realismus priesen, den wir doch am allerwenigsten dort finden.

Wenn wir, wie es scheinen möchte, neuen Zielen entgegengehen, so werden wir uns auch über die Schwierigkeiten, die heute zu überwältigen sind, nicht wundern. Diese Schwierigkeiten liegen aber nicht bloß in der entsprechenden Umgestaltung des Alten, sie liegen auch in der völligen Neuheit der Aufgaben, deren Lösung sich aus historischen Parallelen kaum ableiten läßt. Ich brauche hier erst nicht auszuführen, welche unerhörte Masse neuer Bedürfnisse, neuer Stoffe, neuer technischer Proceduren die letzten fünfzig Jahre in die Welt gesetzt haben. Wie lange braucht die künstlerische Assimilation, um für alles dies den vollkommenen, entsprechenden Ausdruck zu finden! Daher die vielen verfehlten Versuche — in ihrer Gesammtheit der hauptsächlichste Vorwurf der modernen Stylistik —, das Ornament dem Stoffe und dem Zwecke äußerlich anzuheften, während es sich organisch aus diesem selbst ergeben soll. Das oberste Stylgesetz, den Ausdruck der Wesenheit in der Form darzustellen, hat sich in allen Kunstepochen ganz unbewußt, lediglich gefördert durch eine langsame und naturgemäße Entwicklung, Geltung verschafft, — als Axiom war es sicher nie in den Köpfen der alten Künstler vorhanden; bei uns aber muß es als vor Augen zu haltende Regel gefaßt und ins Bewußtsein gebracht werden. Mit der Kenntniß der „Künste", historisch genommen, — jede frühere Zeit kannte nur eine, ihre Kunst, — und mit der Erkenntniß der Kunstgesetze ist uns auch ein Geschenk von zweifelhaftem Werthe, die Freiheit einer gewissen Wahlentscheidung, anheimgegeben worden. Sich die Möglichkeit der Schöpfung eines „neuen" Styles zu denken, der vielleicht gar gleich fix und fertig dastehen soll, ist ebenso absurd als an die Möglichkeit der Anfertigung einer neuen Sprache zu glauben, denn es giebt eben so wenig einen völlig neuen Kunststyl als es je eine Sprache geben kann, die neu, das heißt nicht aus einer vor ihr existirt habenden entstanden wäre, weil eben die Gestaltung der Wurzelformen der Sprache wie der Kunst außerhalb des Beliebens der Menschen steht.

Als discutirbare Frage bleibt nur die, an welche Kunstformen die Anknüpfung zu geschehen hat, um die Selbstständigkeit der Erfindung, damit also auch die Möglichkeit einer Fortentwicklung, durch das geringste Maß aprioristischer Regeln einzuschränken. Es ist leicht einzusehen, daß die Entscheidung dieser Frage, wenn man überhaupt zugiebt, daß sie theoretisch gelöst werden kann, nicht einer Geschmacksrichtung, das heißt einem nicht weiter motivirten individuellen Belieben anheimgegeben werden darf, sondern wir müssen untersuchen, ob nicht innere, also zwingende Gründe, für den Anschluß an irgendeine bestimmte Kunstweise vorhanden sind.

Digitized by Google

Mit Ausnahme der Gothik, deren Fremdartigkeit vollständig zu beleuchten uns hier zu weit führen würde, kann man alle im gebildeten Europa zur Geltung gekommenen Style der Bau- und ornamentalen Kunst als durch historische und locale Verhältnisse variirte Erscheinungsformen eines Grundprincips ansehen. Dieser Anschauung gemäß stellt sich das Griechenthum als der erste und älteste Niederschlag, der daher den Ausdruck der Kunstidee in beinahe noch unmittelbarer krystallheller Reinheit enthält, dar, das Römerthum als die entsprechende Modification bei einem theilweise stammverwandten Volke, während der romanische und byzantinische Styl als die Vermählung der antiken Kunstweise mit den noch elementaren Kräften nordischen Gestaltungstriebes und den unter einer eigenartigen Cultur gereiften orientalischen Formen erscheint.

Den eben im Aufblühen begriffenen romanischen Styl unterbrach beinahe unvermittelt und einer Mode gleich die Gothik. Ihrem spontanen immer noch nicht völlig erklärlichen Auftreten entsprach die Art und Weise ihres Verschwindens. Nachdem die Zeit des gothischen Styles um war, tritt er nach kurzem Widerstreite mit der „neuen antikischen Kunst", wie Dürrer sie nannte, vollständig zurück, eigentlich ohne irgendwelche tiefgehende Nachwirkung zu hinterlassen. Wie seine Geschichte in sich abgeschlossen ist, so ist der Charakter der Gothik ein unbeugsam systematisch consequenter, es ist die dogmatische Kunstregel, die keine Concession und keine Vermittlung kennt. Die geringste Abweichung von ihr zerstört ihre innerste Wesenheit, daher muß sich der Künstler ihren Vorschriften entweder mit völliger Selbstlosigkeit fügen — oder was er macht, ist eben nicht mehr gothisch. Nur einer völlig unklaren, falschen Auffassung, die die Gothik für einen nationalen oder par excellence kirchlichen Styl gehalten hat, verdankt sie die Wiederaufnahme bei uns in der Gegenwart, eine spätere Zeit wird für diese Verirrung des 19. Jahrhunderts nur ein mitleidiges Lächeln haben.

Nur wo die gothische Kunst restaurirend wirkt, im Herstellen des durch die Zeit Zerstörten und im stylgetreuen Ersetzen des Verlorenen, hat sie ihre unleugbare hohe Bedeutung und Wichtigkeit, und bei solchen Anlässen dürften sich unsere Ansichten zuweilen sogar noch als viel gothischer erweisen als die mancher Gothiker von Profession.

Einer neuen Kunstblüthe konnte die Gothik, nachdem sie völlig ausgebildet war, keine Nahrung geben, daher mußte die Renaissance dorthin zurückgreifen, wo, wennauch unter Schutt begraben, ein Boden von doch unvergänglicher Triebkraft vorhanden war, auf die Kunst der alten Welt. Daß diese Anknüpfung an die römische und nicht an die griechische Kunst geschah, erscheint historisch als Zufall, speculativ betrachtet als die Consequenz eines naturgemäßen Entwicklungsgesetzes, demzufolge die Frucht der letzten Blütheperiode immer den kräftigsten Keim des neuen Wachsthums in sich birgt.

Digitized by Google

Was wir aus dieser Erkenntniß schöpfen können, ist klar: für uns muß die Renaissance das sein, was für sie die antiken Ruinen und Denkmäler Italiens waren, die Grundlage darauf in unserem Sinne zu schaffen.

So wie wir, wenn wir nach Ausbildung unserer Sprach- und Schreibweise in einer lebenden Sprache streben, dies nur im Anschließen an jene Schriftsteller bewirken können, die die Sprache (als solche) auf ihre neueste Höhe gehoben haben, dem gegenüber jedes Zurückgehen auf die Sprache älterer Autoren als retrogrades Streben erscheinen und uns der Gegenwart unverständlich machen würde, so müssen wir auch in der Kunst, wenn wir sie als lebend behandeln wollen, zu jenen Ausdrucksmitteln greifen, die uns die meiste Freiheit schon deßhalb gestatten, weil sie in einer Zeit festgestellt worden sind, die der unsrigen am verwandtesten ist.

Keine tiefe Kluft, kein weltgeschichtlicher Abschnitt trennt uns von jenen Jahrhunderten, die Culturideen, deren erstes Morgenroth damals das Mittelalter erhellte, sie sind an sich dieselben geblieben bis heute, nur höher gestiegen, und der Ausdruck jener Ideen, die Kunstwerke der Renaissance, sie sind uns noch unmittelbar und ohne Commentar verständlich, weil ihre Ausdrucksweise keine conventionelle oder gar symbolische und durch keine uns fühlbare Schranken bestimmt ist.

Dies ist eben der Fehler, so der gothischen wie auch namentlich der classischen Richtungen, die sich heutzutage geltend machen, daß sie nur wie durch eine gewaltsam abgezwungene Concession sich unseren Bedürfnissen und unserem Denken anbequemem, und wie uns ein falsches Pathos nicht erwärmen kann, sobald wir der Incongruenz des Gefühles mit der äußeren Darstellung bewußt werden, so erscheint uns ein modern classisches Gebilde immer hohl und phrasenhaft, wenn wir den ungeheueren Abstand merken, der zwischen unserer Zeit und der Geistesart besteht, die sich in jenen antiken Formen wiederspiegelt. Der Classicismus ist daher recht eigentlich ein reactionäres Streben in der Kunst, was sich auch darin fein zu erkennen giebt, daß sich seiner die politische Reaction stets mit Vorliebe bedient, und er wird um so gefährlicher und despotischer, je gelehrter er auftritt, d. h. je weiter er die Herrschaft seiner Regeln auch aufs Einzelnste ausdehnt.

Die Renaissance-Kunst allein besitzt die volle Biegsamkeit und Schmiegbarkeit, die einem lebendigen Organismus immer innewohnt, wie sie sich dem Norden und dem Süden anzupassen wußte, wie sie in unendlichen localen Variationen ihrem Grundprincipe treu geblieben ist, so stellt sie auch dem Künstler, der heute in ihrem Geiste arbeitet, eine beinahe unbegrenzte Menge stylistischer und constructiver Combinationen zu Gebote. Die Renaissance wußte sich sogar in ein einigermaßen erträgliches Verhältniß zum exclusivsten aller Style, zur Gothik, zu stellen, schon im 16. und 17. Jahrhundert (Venedig) und auch in neuerer Zeit ist mit Glück (Storck in Wien, Owen Jones in London)

Digitized by Google

ihre Verbindung mit den decorativen Motiven des Orients angebahnt worden. Hier hat das Talent noch den weitesten Spielraum.

Wenn wir aber den Begriff Renaissance bisher in seiner Allgemeinheit behandelt haben, so geschah dies nur, um die Kürze unserer Auseinandersetzung nicht zu gefährden; eine Menge Details blieben noch zu beleuchten übrig, so, ob die Künstler völlig recht thun, die herrliche, von ihnen noch nicht hinreichend gekannte deutsche Renaissance in der Praxis ganz und gar seitab stehen zu lassen und immer nur ihre Inspiration von jenseits der Alpen zu holen, — ferner ob und inwieweit wir das Stück Kunstgeschichte, das uns vom sechzehnten Jahrhundert trennt, zu berücksichtigen haben, — und vieles Andere, womit wir diese nun schon allzu lang gediehene Erörterung nicht noch mehr ausdehnen können.

Und außer der bis hieher vorwiegend vom Standpunkte der Theorie aus gepflogenen Betrachtung ließen sich noch ganze Reihen praktischer Gründe für die Aufnahme der Renaissance anführen. Sie liegen vor allem im modernen Bedürfniß, in der Einrichtung des Hauses und der Stube, die, so wie wir sie beanspruchen, in keinem wesentlichen Punkte von den Gepflogenheiten etwa des 16. und 17. Jahrhunderts abweicht. Niemand wird aber leugnen können, daß beispielsweise ein aus jener Zeit erhaltenes Zimmer ihm sofort den Eindruck der „Wohnlichkeit", der sich von selbst verstehenden unmittelbaren Bekanntschaft mit dem Sinne und dem Zwecke aller Details macht; — wo ist dies aber sonst noch in diesem Maße der Fall? Unter den Häusern und Straßen Pompeji's gehen wir ja doch wie unter den Trümmern einer fremden Welt herum, — und Gothikern und Classicisten ist das Ungemach gemeinsam, das ihnen die modernen Ansprüche bereiten.

II.

Haben wir im Vorgehenden im allgemeinsten Umriß den Rahmen angedeutet, innerhalb dessen, unserer Ansicht und unserem Standpunkte gemäß, wir uns die Gestaltung des Styles der Kunstgewerbe denken, so wäre jetzt, wo wir aufs Einzelne eingehen wollen, unserer Betrachtungsweise angemessener, die verschiedenen Gegenstände nicht nach dem Eintheilungsschema des Stoffes, aus dem sie gemacht sind, sondern nach ihrer Zusammengehörigkeit in Bezug auf gemeinsamen Kunst- oder Stylcharakter durchzugehen. So lohnend eine so geordnete Uebersicht auch wäre, so müssen wir uns doch versagen, ihr durchaus zu folgen, einmal weil wir hiedurch zu unvermeidlichen, häufigen und Raum beanspruchenden Recapitulationen gezwungen würden, dann aber weil die Ausstellung des Oesterreichischen Museums, der wir unser vornehmliches Beobachtungsmaterial entnehmen wollen, bei aller ihrer Reichhaltigkeit doch nicht Beispiele aller Art, wie wir sie dann eben benöthigen würden, aufweist.

Digitized by Google

Da wir also nun schon einmal zu einer mehr oder minder willkürlichen Eintheilung gezwungen sind, so werden wir, um doch eine Priorität für uns zu haben, mit jener Verzierungskunst beginnen, die wahrscheinlich überhaupt die erste ist, die der Mensch in Anwendung gebracht hat — die Ornamentation des Gefäßes. In der Gefäßform ist gewissermaßen die ganze übrige Kunst im embryonalen Zustande enthalten, und wie ihre Ausbildung der Vorläufer und Begleiter jeder Kunstentwicklung ist, so ist die Gefäßform ein sicheres Symptom, aus ihr einen Schluß auf den Kunstcharakter einer Epoche oder eines Landes zu ziehen.

Die Metalltechniken vorläufig bei Seite gelassen, wollen wir die Gefäßbildnerei, zuerst die beiden hauptsächlichsten Anwendungsarten auf die gebrannte Erde und das Glas, betrachten. Der dominirende Factor der heutigen Thonindustrie ist das Porzellan, es ist der technische Triumph der Keramik, aber seitdem sie ihn erreicht hat, seit der Erfindung des Porzellans in Europa, ist es mit der Thonbildnerei als Kunst eigentlich nur bergab gegangen, und doch war der Zopf noch die classische Zeit für das Porzellan. Er wußte diesem Material seine vortheilhaftesten Seiten abzugewinnen, für das Zierliche und Niedliche, Glatte und Püppchenhafte, oder andererseits wieder für eine recht krausgeschnörkelte barocke und selbst phantastische Behandlung, wenn sie sich nur dem technischen Eigenthümlichen anschmiegt, eignet es sich ganz vortrefflich. Man darf es nur nicht au serieux nehmen, wie es später die Franzosen oder die Wiener Fabrik gethan hat. Dann wird es wahrhaft unausstehlich. Die an sich schon übergroße Starrheit der Oberfläche des Porzellans soll man nicht noch durch strenge Regelmäßigkeit der Form (die übrigens schwer herzustellen und daher beinahe immer unvollkommen ist) und abstracte Färbung unterstützen; im Gegentheil, man muß diese Sprödigkeit durch bewegtere Gestalt, verstreute Bemalung und leichte Tingirung der Glasur (die Seladon-Töne der Chinesen!) zu brechen trachten. Die Porzellanfabrication sollte ihr künstlerisches Augenmerk nicht so sehr auf die Tadellosigkeit der Conturen, worin sie der Natur nach ohnehin nicht einmal mit dem ordinärsten Thon concurriren kann, sondern vielmehr in der Gestaltung einer abwechslungsreichen, durch Details anziehenden Oberfläche ihre Stärke suchen. Das ist beim Porzellan verhältnißmäßig leicht und vollständiger erreichbar als bei irgendeiner anderen gebrannten Erde, man soll aber immer die besten Eigenschaften seiner Sache, nicht ihre Schwächen hervorkehren. Die Chinesen, die Urväter des Porzellans, haben alle diese Dinge sehr wohl begriffen und an ihren Producten läßt sich der wahre Porzellanstyl vortrefflich studiren, womit nicht gesagt ist, daß man auch ihre Kunstweise herüber zu nehmen braucht.

Das böhmische Porzellan hat einen großen, wohl zumeist auf seine physikalischen Eigenschaften gegründeten Ruf; was die künstlerischen Qualitäten anbetrifft, so scheinen sie nur einer verzweiflungsvoll umhertappenden Rathlosigkeit ihre Existenz zu verdanken. Hier sehen wir Waschbecken mit darin, nämlich

Digitized by Google

in dem zur Aufnahme des Wassers bestimmten Innern, umherflatternden Stieglitzen und Finken; Service, deren ganze Oberfläche mit einer stumpfen, sandig und rauh anzufühlenden Farbe bedeckt ist, wodurch dem Porzellan seine beste Eigenschaft, die Glätte und Reinheit genommen wird, was gar nicht weniger unsinnig ist, als wenn man ein goldenes oder silbernes Gefäß etwa verzinnen möchte. Dann wieder, wahrscheinlich als Concession an den nach Veredlung strebenden Zeitgeschmack, zwei Prunkvasen, bemalt à la Majolika von Urbino (componirt von Härdtle in Stuttgart), wobei man bloß vergessen hat, daß die freie und kecke Weise der Majolika sich nicht so ohne Weiteres auf einen ganz anderen Stoff übertragen läßt — kurz Alles wird gemacht, nur ordentliches Porzellan wird man da vergebens suchen. Im Allgemeinen etwas bessere Tendenzen, wennauch der richtige Weg noch bei weitem nicht eingeschlagen worden ist, zeigen die von Haas und Ezižek ausgestellten Fabricate. Ein Service, nach Entwürfen von Prof. A. Hauser ausgeführt, laborirt in der Zeichnung der Terrinen und hohen Gefäße an dem beim Porzellan schon am allerwenigsten angebrachten Formenpurismus und Classicismus. Allerdings kann man sich dabei auf die Vorbilder aus der Alt-Wiener, Sèvres- und anderen alten Fabriken berufen, aber aus welcher Zeit stammen die?! Aus einer Zeit, die für die Kunst überhaupt die allererbärmlichste und schlechteste war seit vielen Jahrhunderten. Man verwechselt beim Porzellan eben häufig die Epoche hoher technischer Vollendung mit einer Kunstblüthe. Daß man antikisirendes Porzellangeschirr schon vor dreißig oder sechszig Jahren gemacht hat, war damals ein Fehler, aber vielleicht verzeihlicher als heute, am allerwenigsten aber sollen wir diesen Mißgriff nachmachen. Es kann sich auch wirklich nur ein künstlerisch sehr naives Gemüth erfreuen, die edlen Formen der griechischen Hydria ins Porzellanische übersetzt zu sehen. Diese technisch nothwendige Derbheit der Gliederung, diese in der Ausführung beinahe immer unvermeidliche Stumpfheit der zarten Details, Schiefe der Flächen und freien Ansätze (wie Henkel u. dgl.) weisen doch deutlich genug darauf hin, daß man sich für das Porzellan um andere Motive umsehen muß als jene, deren Sinn bei der praktischen Ausführung nur gewahrt werden kann, wenn man die Führung der Linien mit größter Schärfe bestimmen kann — was eben hier nicht der Fall ist.

Wenn wir an diesem Orte den Hauser'schen Entwürfen mit größerer Energie entgegentreten als vielleicht bei ihrer Anspruchslosigkeit geboten erscheint, so rührt dies daher, weil unsere Opposition der falschen Auffassung gilt, deren Symptome wir hier vor uns haben, einer Auffassung, die gerne Alles über einen ästhetischen Kamm scheeren und damit die ornamentale Kunst unrettbar der Verödung und Langweile preisgeben möchte.

Wie in manchen anderen Zweigen der Kunstgewerbe, so bildet sich auch in der Keramik vorerst durch directe (zuweilen sogar auf eigentliche Fälschung berechnete) Imitation alter oder fremdländischer Arbeiten ein außerordentlich großer Fonds technischer und manueller Kenntnisse, dessen Wichtigkeit für jede

Digitized by Google

selbstständige Bewegung auf dem Kunstgebiete, für jeden wirklichen späteren Fortschritt nicht hoch genug anzuschlagen ist. Daher verdient schon die bloße Nachahmung, wenn sie gut und verständnißvoll betrieben wird, ganz besonders hervorgehoben zu werden — ist sie doch die erste Staffel, die der einzelne Kunstschüler sowohl als eine lernende Generation erklimmen muß, wenn sie vorwärts will. Wir werden diesen Gesichtspunkt vielfach noch späterhin einzunehmen haben. Hier veranlaßt uns dazu die Exposition der Firma Fischer (in Herend), die ihre Erzeugnisse in einer bewunderungswürdigen proteusartigen Weise im Charakter aller möglichen chinesischen und europäischen alten und neuen Porzellanwaaren herzustellen weiß. Sind auch die Chinesen und Chinesinnen — „de lange Lijsen", wie sie die holländischen Sammler nennen — vielleicht nicht ganz nach den Grundsätzen des „kostbaren Spiegels der Malerei", des „Tang-keü", hergestellt, so entschädigen dafür die ornamentalen Partien, und sind die Formen, Farben und Malereien im Style der Meißner, Sèvres- und anderen Fabriken um so besser gelungen. Was uns aber namentlich interessirt, ist die Anwendung des den Chinesen abgelernten pastosen und reliefartigen Emails. Dieses vereinigt sich durch seinen Glanz und seine Glätte ungleich mehr mit der Oberfläche des Porzellans als das bei uns gewöhnlich übliche, ursprünglich in der Kupferemailmalerei in Anwendung gewesene aquarellartige Muffelemail. Freilich gestattet das Reliefemail chinesischen Genres wohl einen großen Reichthum der Ausführung aber nur eine gewisse einfache und stylisirte Behandlung, aber gerade deßhalb wäre seine allgemeinere Aufnahme ein Mittel, uns von dem sich noch allzu sehr breitmachenden crassen, sinnlosen Naturalismus der Ornamentation nach und nach zu befreien.

Außer dieser Art der Bemalung giebt es noch ein anderes, vorzügliches, von den nach fortwährenden Neuerungen strebenden Fabricanten aber sehr vernachlässigtes Decorationsmittel, wir meinen die Malerei mit eingebrannter Farbe, die allerdings auf Porzellan von harter Masse nur in einer Couleur in Blau ausgeführt werden kann, trotz dieser Beschränktheit aber der schönsten Wirkung fähig ist. Die eingebrannte Farbe tingirt bloß die oberste durchscheinende Schichte der Masse, läßt die Außenfläche unverändert, ist daher ebenso unzerstörbar wie diese selbst und ganz besonders für alle Gegenstände des wirklichen, praktischen Gebrauches geeignet. Dabei hat das Blau immer eine gewisse Weichheit und einen duftigen Schmelz, die ein gutes Gegengewicht gegen die früher erwähnten, schwer zu bewältigenden unkünstlerischen Qualitäten des Porzellans sind. Die alten Delffter Fayencen, bei denen die Auswahl der Farben eine höchst geringe war — zumeist nur Nuancen von Blau, selten Roth oder Gold — zeigen, welche gute Wirkung, selbst welche reizenden Effecte man mit geschickter Anwendung auch des Einfachsten erzielen kann.

Die Fayence, der emaillirte Thon und das Steinzeug waren lange hindurch ziemlich in den Hintergrund gedrängt und wurden eigentlich nur ihrer

Digitized by Google

Billigkeit wegen als ordinäre Waare fabricirt. Erst in neuester Zeit hat sich ihrer wieder die Kunstindustrie bemächtigt, nachdem man nach und nach zur Erkenntniß gelangt war, welche ausgezeichnete Eignung für künstlerische Zwecke diese gemeineren Materialien vor dem Porzellan voraus haben. In Frankreich, England und Italien (Ginori) ist in den genannten Genres schon mitunter ganz Vortreffliches geleistet worden, bei uns haben wir zwar technisch und künstlerisch noch bescheidene Anfänge zu registriren, aber immerhin Anfänge, und was uns die Hauptsache scheint, der Beifall, den diese Producte aus Znaim und Gmunden mit ihrem zwar etwas derben, jedoch energischen und kräftigen Charakter beim Publicum finden, deutet darauf hin, daß sich der Kunstgeschmack auf gesunderer Basis zu entwickeln beginnt.

Aus unglasirtem Thon, sog. Terracotta, verfertigte Gegenstände, wie architektonische Ornamente u. dgl., gehören nur dem Material, nicht ihrer Bestimmung nach hieher; eine Ausnahme bilden etwa einige aus Terracotta erzeugte selbstständige keramische Producte. Davon ist auf der Ausstellung nicht viel vorhanden. Ein „Blumenständer", nach einem Entwurf von V. Teirich, ist als Modell gut aufgebaut und nicht übel erfunden, aber nicht dem Materiale entsprechend, wenn er von vorn herein für gebrechlichen Thon componirt ist. Solche Schlankheit der Gliederung, ein solches Anbringen freier, wenig gestützter Argumente (Theile) wie die beiden weit ausladenden Schalen, die bewegten Figürchen ꝛc., dürfte man sich wohl in Metall erlauben, nicht aber in einem Stoff, dessen so geringe Solidität nicht nur das Ganze beim wirklichen Gebrauch dem alsbaldigen Untergange preisgiebt, sondern auch bei der bloßen Betrachtung ein Gefühl der Unsicherheit nothwendig hervorruft. Die Teracotta muß auf eine reich bewegte Contur, wo sie wie hier constructive Dienste hat, von vornherein verzichten und verlangt entschieden breite Querschnitte, wobei man aber immer noch genug Mittel hat, der Plumpheit aus dem Wege zu gehen. Dieses wichtige Moment ist bei einigen von der Firma Brausewetter ausgestellten Candelabern, Ziervasen u. dgl. sogar richtiger aufgefaßt, wenn wir sie auch sonst in Bezug auf den allgemeinen Kunstwerth ihrer Erfindung nicht der Teirich'schen Arbeit gleichstellen können.

Noch müssen wir an dieser Stelle der Exposition des Chemikers J. Kosch erwähnen, der verschiedene Anwendungsarten von Email auf Thon, Fayence ꝛc. zur Anschauung gebracht hat. Namentlich wäre seinem Bestreben, farbige Emailen auf gewöhnlicher Ziegelerde als architektonische Decoration in Aufnahme zu bringen, der beste Erfolg zu wünschen.

Die Medaillons an der Façade des neuen Museums, die nach dem Entwurfe Ferstels für den Universitätsbau bestimmten Pilasterfüllungen in dieser Weise ausgeführt, sind jedenfalls schon mehr als Anfänge — das ist einmal ein Feld, in dem die Fortschritte der heutigen Naturwissenschaft auch der Kunst zu Gute kommen können. Fr. Lippmann.

Digitized by Google

Aus der goldenen Theaterzeit.

Je höher sich das gedruckte Material zur Geschichte des Theaters anhäuft, um so mehr muß es einem Jeden klar werden, daß eine wahrhafte Geschichte der dramatischen Kunst ein Ding der Unmöglichkeit ist. Welchen positiven Werth haben alle die Documente? Keinen andern als für die Kunstgeschichte die Anekdote von den gemalten Früchten, durch welche Vögel sich täuschen ließen! Wie die Zeitgenossen dachten von der Kunst ihrer Schauspieler, welche Eindrücke sie von derselben empfingen, das läßt sich allerdings sicher und ausführlich nachweisen für beinahe jede Periode, in welcher überhaupt die Bühne höhere Beachtung genoß. Aber uns selbst prüfend in den Geist früherer Kunstepochen zu versenken, die eine gegen die andere abzuwägen, den Maßstab unseres Empfindens und Erkennens an sie anzulegen, daran hindert uns nicht allein die Flüchtigkeit der künstlerischen Leistungen, um welche es sich hier handelt, sondern fast eben so sehr die Unzuverlässigkeit der überkommenen Berichte. Alter, Temperament, Stimmung, Neigungen, Zeit, Umgebung und hundert andere Momente wirken bestimmend auf das Urtheil ein; ein Gedicht, ein Bild, eine Melodie, eine Gegend, die den Jüngling entzückten, lassen den gereiften Mann zu seinem eigenen Erstaunen kalt: wie sollte eine Schaustellung auf der Bühne nicht den gleichen Bedingungen unterworfen sein? Ja, wie oft vermag schon der heutige Tag den Zauber des gestrigen nicht mehr zu schaffen, mögen alle äußeren Bedingungen die nämlichen sein, — wie oft nur, weil er nur wiederholt, was gestern neu und darum reizender war! Die Helle in uns vergoldet auch die Außenwelt und auf sie fällt mit der Schatten in unserem Gemüthe, ohne daß wir bei allem guten Willen, gerecht und objectiv zu sein, uns dieses Zusammenhanges immer völlig bewußt würden. Solche Wahrnehmungen, an uns selbst gemacht, dürfen wohl einiges Mißtrauen gegen Zeugnisse aus vergangenen Tagen einflößen, so klangvolle Namen ihnen auch als Unterstützung dienen mögen.

Ein anderes Ding wäre es freilich, zum Theil wenigstens, wenn alle gleichzeitigen, von Sachverständigen gefällten Urtheile über gewisse Perioden oder einzelne Erscheinungen derselben auch übereinstimmend wären. Aber wie weichen sie von einander ab, nicht allein in Lob und Tadel, nein, selbst in der Motivirung des einen oder des andern! Um nur ein Beispiel anzuführen: tausend Stimmen versichern, daß Ludwig Devrient als Lear ꝛc. die höchste tragische Wirkung erreicht habe, malen mit Begeisterung, wie erst in solcher Darstellung die Dichtung zur Wahrheit geworden sei; Einzelne äußern sich schon kühler und aus dem Munde des Fürsten Pückler hörten wir über denselben Mimen den

Digitized by Google

kurzen Ausspruch: „Ausgezeichnet im Genre und in der Charge, für die Tragödie war er nie zu brauchen.“ Ein Kritiker hat zu verschiedenen Zeiten die verschiedensten Ansichten über einen und denselben Künstler ausgesprochen; natürlich fand er dann, daß dieser sich geändert habe, aber wer will berechnen, wie weit die Aenderung in den allgemeinen Ansichten, der Empfindungsfähigkeit des Urtheilenden dabei im Spiele gewesen?

Und wenn es erlaubt ist, die vergleichende Methode auch hier anzuwenden: lesen wir heute manche Dramen, welche zu ihrer Zeit eben so hoch gepriesen wurden wie ihre Darsteller, — betrachten wir Gemälde, in welchen die ersten Geister jener Zeit die vollendetsten Schöpfungen des künstlerischen Genius erblickten, die von ihnen unbedenklich neben die Meisterwerke des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts gestellt wurden, so staunen wir über die Wandlungen des Geschmackes und über die Befangenheit des Urtheiles bei Männern, welche doch selbst in anderen Sphären Gebilde von unvergänglicher Schönheit schufen. Vergegenwärtigen wir uns, wie oft heutzutage ein Enthusiast irgendeinem Künstler Intentionen unterschiebt, von welchen dessen Seele bis dahin keine Ahnung hatte, so kann wenigstens die Möglichkeit ähnlicher Mißverständnisse auch für die Vergangenheit wohl nicht ganz ausgeschlossen werden. Erinnern wir uns endlich, wie irgendein berühmter Dramaturg die Leistungen der „lieblichen X.“ nicht genug zu rühmen wußte, und wie wenig die selbe X. vor unsern Augen leistete, als ihre Lieblichkeit verschwunden war: ist es da Hochverrath anzunehmen, daß auch der Meister in einem schwachen Momente die schöne Natur mit der schönen Kunst verwechselt haben möge?

So banal manchem Leser diese ganze Erörterung vorkommen mag, dünkt sie uns doch nicht überflüssig gegenüber der von Generation zu Generation sich fortpflanzenden Gewohnheit, die Ueberlieferungen vergangener Zeiten und die schönen Jugendeindrücke als Maßstab an das anzulegen, was die Gegenwart zu bieten vermag. Man spricht von Schröder und Eckhoff, von Fleck und Iffland, als hätte man sich noch selbst an deren Darstellungen erbaut, und will nicht gelten lassen, daß Jugend und Alter mit verschiedenen Augen sehen. Das ist unzweifelhaft ungerecht.

Daß hiemit nicht behauptet werden soll, die Schauspielkunst habe nie höher gestanden als heute, das braucht kaum ausdrücklich versichert zu werden. Würden wir doch mit solcher Behauptung selbst in den gerügten Fehler verfallen, zu vergleichen, wo ein Vergleich unmöglich ist. Eine Ueberzeugung drängt sich sogar immer wieder auf, wenn man Beiträge zur Theatergeschichte durchblättert. Die Zeiten, welche als die goldenen der deutschen Bühne geschildert werden, hatten den Vorzug, daß die Schauspieler sich völlig ihrem Berufe hingaben, ausschließlicher in demselben lebten, daß das Ganze höher gehalten wurde und diesem auch der Begabteste sich mehr unterordnete, mehr unterordnen mußte, als dies heute der Fall ist. Möglich aber war dies wieder nur in Zeiten, in welchen die Gebildeten der Nation nichts Höheres kennen wollten oder

Digitized by Google

durften als das Theater. Und wer möchte solche Zeiten zurückwünschen! Bei allen Klagen über den Verfall der Schauspielkunst, über die Herabwürdigung der Bühne zu einer bloßen Unterhaltungsanstalt, wird nur vergessen, daß die Gegenwart andere Ziele und Aufgaben kennt, andere Lebensgüter besitzt als jene Perioden des Stillstandes, in welchen nur die Aufführung eines neuen Stückes, das Auftreten einer beliebten Komödiantin Leben zu bringen vermochte.

In solche Zeiten versetzen uns die Bücher, deren Lectüre den Anstoß zu obigen Zeilen gegeben hat. Nach dem Lesen der von Holtei herausgegebenen Briefe an Ludwig Tieck fragten wir uns zweifelnd, ob denn wirklich Jahrzehnte hindurch die bedeutendsten, geistvollsten Männer in Deutschland keinen höheren Wunsch gehegt hätten als den, Tieck möge an die Spitze eines großen Theaters gestellt werden, wie ihm von allen Seiten unaufhörlich versichert wurde? Das soeben erschienene Werk „Ludwig Tieck. Erinnerungen eines alten Freundes aus den Jahren 1825—1842. Von Hermann Freiherrn von Friesen." (Zwei Bände, Wien, W. Braumüller.) klärt uns vollkommen auf. Dem Siebziger, welcher diese Aufzeichnungen dem Andenken eines längst Geschiedenen widmet, kann ja nicht mehr die Absicht, diesem zu schmeicheln, die Feder führen. Und wie unverdächtiger ist auch überzeugender nie die Macht geschildert worden, welche der Dichter, dessen „wunderbar schöne Augen" uns aus dem Stiche von Doby entgegenleuchten, über seine Umgebung ausübte. Auch für unsern Autor ist es unerschütterliches Dogma, daß mit dem Rücktritt Tiecks von der Theaterleitung in Dresden die Blüthezeit der deutschen Schauspielkunst abgeschlossen, auch seine ganze Seele ist noch erfüllt von der Höhe der Mission Tiecks, auch er ist sehr geneigt, den jetzigen Zustand der Bühne als einen Beweis für den Rückgang unserer Cultur zu nehmen. Er ist noch jetzt so sehr Partei in Allem, was Tieck angeht, daß Alle ziemlich übel wegkommen, die sich überhaupt feindlich zu ihm gestellt oder ihm im Laufe der Zeit „undankbar" den Rücken gekehrt hatten. Friesens Mittheilungen über Personen sind daher mit Reserve aufzunehmen. Der Zufall will, daß gleichzeitig ein anderer Zeuge sich erhebt, dessen Aussagen wir den seinigen zur Ergänzung, Berichtigung und stellenweisen Erheiterung entgegenstellen können: die einstige Schauspielerin Karoline Bauer. („Aus meinem Bühnenleben. Erinnerungen ꝛc., herausgegeben von A. Wellmer", Berlin, K. Geh. Ober-Hofbuchdruckerei.)

Eben der Standpunkt unbedingter Verehrung und Bewunderung verhindert Friesen auch, unsere Kenntniß von der dramaturgischen Wirksamkeit Tiecks wesentlich zu bereichern. Ein langer Excurs ist der Frage des Costüms auf der Bühne gewidmet. Hier aber sagt sich der Schüler, wie es scheint unwissentlich, doch einigermaßen von den Lehren des Meisters los. Der Letztere war bekanntlich ein heftiger Gegner des Bestrebens, die Tracht in Einklang zu bringen mit der Zeit, in welcher ein Stück spielt. Und Friesen wiederholt und umschreibt treulich die Argumente, unterläßt auch nicht, darauf hinzuweisen, daß

Digitized by Google

Garrick zuweilen den Hamlet in französischem Costüme, Fleck den Othello in rother Generalsuniform gespielt habe, daß die alten Maler es mit der Tracht auf ihren Bildern nie genau genommen haben u. s. w. Allein er macht doch große Concessionen. Im Allgemeinen müssen wir sogar seine Ansichten als die richtigen anerkennen und denjenigen zur Beherzigung empfehlen, welche jetzt (in Wien wenigstens) durch allzu getreues Copiren alter Miniaturen und Trachtbilder ebenso nach der andern Seite übertreiben wie Tieck nach der seinen. Das Beispiel Garricks und Flecks kann für uns freilich keinen Werth haben. Sie nachahmen zu wollen, wäre eben so abgeschmackt wie die Manier der neuesten belgischen Malerschule, die Verstösse, welche alte Künstler naiv gegen das historische Costüm (im weitesten Sinne) begangen haben, absichtlich zu wiederholen. Für romantische Stücke kann die auf unsern Theatern eingebürgerte phantastische, an das sechzehnte Jahrhundert sich anlehnende Tracht ruhig beibehalten werden. Aber werden wir, sei es durch geschichtliche Persönlichkeiten, sei es durch Sitten, Denk- und Handlungsweise in eine bestimmte geschichtliche Zeit versetzt, so darf doch die äußere Erscheinung der Schauspieler nicht solcher Vorstellung geradezu widersprechen. Eine derartige Rücksicht soll jedoch nicht in archäologische Spielerei ausarten; kein verständiger Zuschauer wird am Einzelnen mäkeln, wenn nur im Allgemeinen der Charakter der Epoche, wie des Reformationszeitalters, des dreißigjährigen, des siebenjährigen Krieges u. s. w., gewahrt ist. Und immer muß die historische Treue in Einklang gebracht werden mit unseren Schönheitsbegriffen; Ausartungen der Mode, welchem Zeitalter diese auch angehören mögen, können nur zugelassen werden, wo man eine komische Wirkung erreichen will. Und gegen diese berechtigten Forderungen wird jetzt oft aus übertriebener Gewissenhaftigkeit gesündigt.

Viel Gutes und Beherzigenswerthes wird auch als Tiecks und des Verfassers Ansicht über den Applaus, über Stimmbildung und Declamation, über die Wiederaufnahme älterer Stücke als Bildungsmittel für die Darsteller, über die charakteristischen Eigenschaften der Schröder'schen, der Iffland'schen, der Weimarer Schule u. a. m. vorgebracht. Was würde freilich der Kritiker, der sich mit Recht gegen die voreilige Auszeichnung eines Schauspielers „nach dem ersten Acte, nach der ersten gelungenen Anlage" ereifert, zu der Sitte sagen, den Dichter eines neuen Stückes gleich nach der Exposition hervorzurufen, mithin ein Urtheil über das Werk abzugeben, von welchem man erst die Einleitung kennt? Wer sich specieller für die Dresdner Theaterverhältnisse in dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts interessirt, für das Verhältniß des Hofes, der Gesellschaft, der Journalistik zur Bühne, der findet in Friesens Buch Material in Menge.

Die schon erwähnte parteiische Eingenommenheit für Tieck, welche auch aus den Aeußerungen über Schiller hervorleuchtet, kommt begreiflicher Weise am entschiedensten zum Ausdruck bei Erwähnung der persönlichen Widersacher des Dramaturgen, Böttigers, Th. Hells, auch Iffland's. Daß Tieck mit einem so

Digitized by Google

oberflächlichen Menschen wie Winckler, genannt Theodor Hell, auf die Länge nicht zusammenstimmen konnte, ist wohl begreiflich. Der „Fleischsteuercassier, Opernregisseur, Theatersecretär, Secretär der Akademie der bildenden Künste, Cassier des Kunstvereines, Eigenthümer und Redacteur der Abendzeitung", der bei all' diesen Aemtern und Beschäftigungen noch Zeit fand, lyrische Gedichte zu machen, ein Taschenbuch herauszugeben und zahllose französische Lustspiele und Vaudevilles zu übersetzen, mußte, da er nicht bescheiden genug war sich unterzuordnen, unaufhörlich mit dem echten Dichter, dem Freunde der Alten, Shakspeare's und der Spanier an einander gerathen. Ob aber bei allen Zerwürfnissen Tiecks mit Schriftstellern und Künstlern die Schuld so ausschließlich auf Seiten der Letzteren gewesen sei, darf wohl bezweifelt werden.

Kakoline Bauer erzählt sehr ergötzlich den äußern Anlaß zum Bruche zwischen Tieck einer-, Böttiger und Winckler andererseits. Ein Maler zeigte in Tiecks Hause die Bilder eines italienischen Banditen und der Geliebten desselben, mit denen er ein Abenteuer erlebt haben wollte. Der sehr kurzsichtige Böttiger, welcher die Erzählung nicht mit angehört hatte, fragt neugierig, was es da gebe, und auf Wincklers Bemerkung, er werde die Originale der Portraits doch erkennen, erklärt der Unglückliche, der verehrte Tieck und die theure Gräfin Finkenstein seien sehr gut getroffen. Alles lacht. Tieck aber, welcher schon mürrisch beobachtet hatte, daß der Fremde mehr Aufmerksamkeit erregte als er selbst, nahm die Sache sehr übel und glaubte, Winckler habe die Sache eingefädelt, um ihn lächerlich zu machen.

Die Schauspielerin ist freilich bis zu einem gewissen Grade so gut Partei wie Friesen, nämlich für die Collegen, welche nach und nach alle bei Tieck in Ungnade fielen. Aber sie bemüht sich redlich, gerecht zu sein, und ihre Verehrung für den einstigen Lehrer macht den Eindruck voller Aufrichtigkeit. Um so eher dürfen wir glauben, daß mit Tieck nicht zu leben war, wenn man sich ihm nicht völlig gefangen gab, wie die alte Gräfin Finkenstein, „deren schmales Gesichtchen vor lauter Tüllrüschen und weißen Spitzentüchelchen vollends verschwand" und die unter einem grünen Schirm hervor die Gäste mit Argusaugen beobachtete, ob auch etwa Einer bei der Vorlesung Zeichen der Langweile gebe. Die Bauer selbst erfuhr ein schlagendes Beispiel. Sie mußte die Lady Macbeth spielen, obwohl sie die — vollkommen begründete — Ueberzeugung hatte, ihr Talent weise sie nur auf das Lustspiel hin. Auch ließ sie sich verleiten, die Rettich, Emil Devrient und andere Ungetreue, verstossene Lieblinge, zu loben, und das litt Tieck nicht!

Die Erinnerungen der Bauer sind im Allgemeinen höchst unterhaltend. Durchweg spricht sich ein liebenswürdiges Naturell darin aus, eine lebhafte Beobachtung und ein sehr glückliches Darstellungstalent. Von den meisten Marotten memoirenschreibender Schauspieler ist sie frei. Sie will nicht mehr scheinen als sie war, nicht stets der Mittelpunkt alles geistigen Lebens gewesen sein; sie hat warme Anerkennung für Rivalen und Rivalinnen und vergißt

Digitized by Google

auch bei entschieden antipathischen Personen nicht leicht die guten Seiten hervorzukehren. Eine Ausnahme macht fast nur Varnhagen, der ihr „von vorn herein einen recht unbedeutenden, ja unangenehmen Eindruck machte, nicht die Spur von ernster, würdiger, imponirender Männlichkeit hatte und auch in ganz Berlin für eine Klatschblase Primasorte galt". Allerliebst ist die Schilderung der Rahel in ihrer Mißachtung alles Aeußeren. Und so läßt die Verfasserin uns an einer Menge anziehender, frisch hingeworfener Bilder vorübergehen, aus Berlin in den zwanziger Jahren, aus den Vorstellungen am Hofe Friedrich Wilhelms III., aus Petersburg, Wien u. s. w. Die vierundsechszigjährige Frau erkennt freudig an, daß ihr ein glückliches Leben gewährt worden. So heiter und so unparteiisch auf dasselbe zurückblicken zu können, diese Gunst verdankt sie freilich wohl zum guten Theil dem weisen Entschlusse, bereits vor länger als einem Vierteljahrhundert die Bühne zu verlassen.

Doch auch gestraft ist sie dafür. Der Herausgeber ihrer Erinnerungen gesteht offenherzig ein, der Name Karoline Bauer sei ihm unbekannt gewesen, bis er ihre Aufzeichnungen kennen lernte. So rasch vergessen zu werden hat sie wahrlich nicht verdient. Ihr Genre war nicht groß, aber in demselben gehörte sie zu den reizendsten, vollendetsten Erscheinungen: schön, von vornehmer Erscheinung, fein und decent auch in der ausgelassensten Laune übte sie in ihren Lustspielrollen einen Zauber aus wie unseres Erinnerns nur noch Louise Neumann.

B. B.

F. Kanitz' Balkan-Reise im Sommer 1871.

Seit die Adepten des modernen Gründungswesens auch den Orient in ihre Kreise gezogen, seit namentlich das Project der „Ottomanischen Bahnen" den Brüsseler, Wiener, Berliner und Pariser Strousbergen ein neues Californien in dem türkischen Rumelien vor die Augen zauberte, hat der Satz „dort hinten in der Türkei, wo die Völker auf einander schlagen" keine Geltung mehr.

Nicht nur der zünftige Politiker, der Speculant, Nationalökonom und weitere Kreise fühlen gegenwärtig das Bedürfniß, sich über die wenig gekannten Verhältnisse unseres türkischen Nachbarstaates zu belehren.

Verleger von Landkarten und Büchern, welche die Türkei zum Gegenstande haben, könnten dies am besten bestätigen. Nie zuvor war die Frage nach Karten der europäischen Türkei so stark gewesen als in den letzten Jahren. Kieperts türkische Karte vom Jahre 1853 wurde bei Antiquaren mit hohen Preisen bezahlt und deren oft angekündigte neue Ausgabe von Politikern, Entrepreneuren, Ingenieuren, Geographen u. s. w. gleich sehnsüchtig erwartet.

Endlich, vor wenigen Wochen erschien Professor Kieperts Werk, welches man bei der bekannten Umsicht seines berühmten Verfassers wohl mit Recht

Digitized by Google

als die Gesammtsumme unseres kartographisch-topographischen Wissens von den europäischen Ländern des Sultans betrachten darf. Und doch; welche an africanische Wüsteneien mahnende leere Stellen zeigt auch dieses neueste Kartenproduct! In wie unbestimmten, der Wirklichkeit entfernt kaum entsprechenden Umrissen zeichnet es die wichtigste türkische Gebirgskette, den „Balkan"!

In der textlichen Begleitung zu seiner Karte bemerkt übrigens Professor Kiepert selbst, wie vielfach dieselbe verbesserungsbedürftig sei, und er hebt namentlich hervor, daß West-Bulgarien mit dem Balkan den ungekanntesten Theil des ottomanischen Reiches bilde.

Dieser Ausspruch ist vollkommen begründet, denn auf Grundlage der Resultate meiner letzten Reisen (1870 und 1871), welche diese terra incognita umfaßten, wird der ganze Westen des Tuna-Vilajets und seine Balkan-Kette eine durchaus neue Physiognomie erhalten.

Auf Kieperts und v. Scheda's Karten ist selbst nahe an der Donau Alles unrichtig. Sie zeigen viele Orte, welche nicht existiren, z. B. am Lom und Ogost-Flusse; die Städte: Isnebol, Pirsnik, Milkovac, Wišedrina und die übrigen spärlich dort angegebenen Orte liegen meist nicht an richtiger Stelle. Die oro- und hydrographischen Irrthümer beider Karten aber auch nur im Allgemeinen hier anzudeuten, ginge weit über Tendenz und Raum dieser Zeitschrift. Die Reisenden vor mir hatten nur ein geringfügiges Material zur besseren Kenntniß West-Bulgariens geliefert. Sie schenkten ihm zu geringe Aufmerksamkeit, sie scheuten das Reisen zu Pferde auf oft unwegsamen Pfaden und zogen es vor, den Balkan mit seinem complicirten Gebirgssystem aus respectvoller Ferne in Karte zu bringen.

Ich selbst kreuzte den westlichen Balkan auf meinen letzten Forschungsreisen auf zwölf verschiedenen Pässen. Es sind die Uebergänge: Čupren-Pirot, Berilovca-Šarköi, Pirot-Ciprovica, Berkovica-Šarköi, Sofia-Vraca, Urhanie-Sofia, Etropol-Slatica, Rahmanli-Teteven, Trojan-Kalofer, Čipka-Kazanlik und Maglis-Travna und erforschte dabei zum ersten Male das berühmte Isker-Defilee. Meine Karte, deren Ausarbeitung mich gegenwärtig beschäftigt, wird das Terrain zwischen Rusčuk, Trnovo, Travna, Kazanlik, Slatica, Sofia, Nis mit dem Süden Serbiens bis zur Donau umfassen und neben einer nahezu vollständigen Ortsnomenclatur sämmtliche Hauptstraßenzüge zeigen.

Der auf unseren Karten vollkommen steril erscheinende Balkan ist von zahlreichen quellreichen Thälern durchschnitten und selbst in bedeutender Höhe von einer beinahe ausschließlich christlich-bulgarischen Bevölkerung bewohnt. In dieser hat sich eine nicht unbedeutende Hausindustrie traditionell fortgepflanzt. Man findet Orte, die durch ihre ausgezeichneten Posamentirarbeiten, Tuch-, und Teppichfabricate, Metallschmuckſachen und Holzschnitzereien weithin im Oriente berühmt sind. Eine kleine Ausstellung von Proben dieser Balkan-Industrien, welche ich im k. k. Museum für Kunst und Industrie demnächst beabsichtige, wird für die Bildungsfähigkeit der Bulgaren sprechen. Ist der

Digitized by Google

Bulgare der Ebenen ein ganz vorzüglicher Ackerbauer, Gemüsegärtner und Viehzüchter, so zeigt er im Hochgebirge eine ganz hervorragende Begabung für die technischen Künste. Er ist intelligent, arbeitsam und erfinderisch; trotzdem es an jeglichen Unterrichtsanstalten oder sonstigen Unterrichts von Seite des Staates gebricht.

Gleich den geistigen Anlagen der Menschen des Balkans liegen dort aber auch eine Masse reicher Naturschätze brach, unter welchen die in mächtigen Lagern vorkommende Kohle einst eine nicht geringe Rolle spielen wird. Den projectirten Bahnen fällt hier eine große und ergiebige Mission zu. Es ist eine unberührte, ich möchte sagen paradiesische Natur, in der ich mich durch vier Monate mit meiner kleinen Reiterkarawane bewegte, eine fesselnde, großartige Scenerie, welche mir oft den Stift in die Hand drückte, um ihre weiten Gebirgspanoramen voll interessanter geognostischer Bildungen in Umrissen festzuhalten.

Noch ein anderes wichtiges Moment erhöht die mannigfach wechselnden Naturreize dieser Gegenden. Es sind die zahlreichen Reste antiker Wohnstätten, griechisch-römischer Städte, Castelle, Paläste, Triumphthore, Wasserleitungen u. s. w., welche sie einst erfüllten und verschönten. Namentlich bietet die großartige Ruinenstätte des alten Nicopolis dem Archäologen ein weites Forschungsfeld. Auf dem einstigen Forum grub ich dort eine Inschrift der Zeit des Caracalla angehörig aus, welche allen bisherigen Zweifeln entgegen deutlich beweiset, daß es in der römischen Epoche nur Ein Nicopolis gab und zwar einzig jenes bei dem heutigen Dorfe Nikup am linken Ufer der Rusica. Diese wichtige Inschrift wird mit etwa dreißig anderen von mir aufgefundenen griechischen und römischen Inschriftsteinen von Prof. Mommsen in Berlin in dem nächstens erscheinenden, auch Mösien umfassenden Bande seines großen Inschriftenwerkes publicirt werden.

Neben den Resten der niedergegangenen Römerherrschaft und des Bulgarenreichs fand und brachte ich hunderte jener prähistorischen Tumuli in Karte, deren Ursprung, Verbreitung und Inhalt die ethnologischen Kreise so lebhaft beschäftigt. Es scheint, daß auf diesem am Wege der großen Völkerzüge gelegenen Boden zu allen Zeiten verschiedene Menschenstämme nebeneinander gewohnt haben, wie ja auch heute das bunte Racen-Kaleidoskop der illirischen Halbinsel eine der überraschendsten ethnographischen Erscheinungen bietet. Die vom Balkan-Rande zur Donau und andererseits zur Marica hinabziehenden Ebenen haben neben den eingebornen Bulgaren und Griechen Türken, spanische Juden, Tscherkessen, Tataren und Zigeuner aufgenommen. Meine ethnographische Karte West-Bulgariens en detail wird ein interessantes Völkergemisch zeigen, slavophile Politiker aber kaum erfreuen.

Die größte Schwierigkeit bietet dem Forscher auf türkischem Boden die Erhebung zuverlässiger statistischer Daten. Wollte ich die Erfahrungen, die ich in dieser Beziehung in den türkischen Regierungs-Bureaux gemacht, veröffent-

Digitized by Google

lichen: sie würden drastisch den guten Glauben unserer Handbücher ins Licht stellen, welche die Ziffern der einzelnen Nationalitäten der Türkei bis auf Einheiten genau verzeichnen. Nur so viel steht fest, daß die Zahl der türkischen Landbevölkerung im Allgemeinen unterschätzt, wie jene mancher Städte, z. B. Sofia's, übertrieben wird. Mein oft ausgesprochener Wunsch, die Pforte möge, ähnlich anderen europäischen Staaten, endlich eine genaue Statistik ihrer Bevölkerung, ihres Ein- und Ausfuhrhandels u. s. w. anlegen, scheint noch lange ein frommer bleiben zu sollen!

---

* Hinterlassene Schriften von G. G. Gervinus. (Wien, W. Braumüller.) Die Herausgeberin, die Wittwe des berühmten Historikers, ist, wie das Vorwort berichtet, mit sich ernstlich zu Rathe gegangen, ob die Veröffentlichung der beiden umfangreichen Aufsätze, welche den Inhalt dieses Buches bilden, unternommen werden solle oder nicht; und sie hat den Schritt „lediglich auf eigene Verantwortung" gethan. Die Motive, welche sie dafür anführt, haben alle Berechtigung im Munde der treuen Lebensgefährtin. Nichtsdestoweniger hätten wir gewünscht, daß Frau Victoria Gervinus nicht so ausschließlich dem Gefühle der Pietät und der Bewunderung für den Geschiedenen gefolgt wäre, sondern „dem Abrathen trefflicher Freunde" mehr Beachtung geschenkt hätte. Daß Gervinus bei der Abfassung beider Aufsätze von dem redlichsten Willen, dem reinsten Patriotismus geleitet war, wird Niemand in Zweifel ziehen. In dem Streite zwischen ihm und Karl Braun von Wiesbaden standen, soweit wir bemerken konnten, auch Diejenigen fast ausnahmslos auf seiner Seite, welche die entschiedensten Gegner seines letzten politischen Standpunktes waren. Aus solchem Kreise ging die Schrift von Emil Lehmann hervor: „Georg Gottfried Gervinus, Versuch einer Charakteristik" (Hamburg O. Meissner), welche das Leben und Wirken des Mannes in seiner Gesammtheit darzustellen und die Gedanken der Zeitgenossen von der vielbesprochenen „Vorrede" abzulenken bemüht ist, auf das Bild eines „edlen Menschengenossen, Gelehrten und echten Patrioten". Dessenungeachtet finden wir die Publication gerade der Rechtfertigung gegen Braun's Angriffe, welche hier unter dem Titel „Selbstkritik" erscheint, noch am ehestens begreiflich. Die leidige Sucht, an bedeutenden Erscheinungen zu mäkeln und nach unedlen Beweggründen zu spähen, erfährt eine wohlverdiente, vernichtende Abfertigung. Viel ernstere Bedenken erheben sich gegen die an das preußische Königshaus adressirte „Denkschrift zum Frieden". Aus Andeutungen der Vorrede ergiebt sich, daß der Verstorbene selbst die Schrift nicht mehr für den Druck geeignet gehalten hat; den Gedanken, daß dieselbe im jetzigen Zeitpunkt noch einen „im Sinne des Geschiedenen gehofften Einfluß" ausüben könne, weist die Herausgeberin selbst zurück. Zu seinem Ruhme kann sie aber bei aller Achtbarkeit der Gesinnung unmöglich beitragen. Unläugbar verleiten Rechthaberei und persönliche Antipathien ihn zu Forderungen und Behauptungen, welche besser ungedruckt geblieben wären. Wenn Gervinus z. B. von dem Könige von Preußen verlangt, er solle die Eroberungen von 1866 wieder herausgeben, um das beleidigte Recht zu versöhnen, aber keineswegs die Wiedereinsetzung der vertriebenen Dynastien für nöthig hält; wenn er wiederholt betont, daß die Politik sich nicht immer an die Vorschriften der bürgerlichen Moral binden, daß um eines großen Zieles willen auch das Gesetz durchbrochen werden könne, aber gegenüber dem Leiter der preußischen Politik dies Zugeständniß nicht gelten lassen will — auf baaren Klatsch hin; wenn er mit Selbstgefühl daran erinnert, im Jahre 1849 zum Kriege gegen Oesterreich gerathen zu haben:

Digitized by Google

so sehen wir mindestens nicht ein, von wem diese und ähnliche Widersprüche und auf denselben beruhende Folgerungen „mit Dank und sein Andenken ehrend aufgenommen werden" sollen.

Eine eigenthümliche Erscheinung ist es, daß in Deutschland noch regelmäßig, sobald Politiker mit einander in Streit gerathen, in Angriff und Abwehr die Frage der Consequenz eine große Rolle spielt. In welcher andern Wissenschaft würde Derjenige sich Ruhm zu erwerben glauben, der nichts anderes für sich anzuführen wüßte, als daß er jederzeit dasselbe behauptet habe? Ja, die ganze gebildete Welt hallte von Beifall wieder, als Robert Peel offen bekannte, er sei durch die Opposition von der Unhaltbarkeit des von ihm ein Leben lang vertretenen Schutzzollsystems überzeugt worden. Von dem deutschen Politiker aber verlangt man, daß er die Meinung, mit welcher er in das öffentliche Leben eintritt, niemals lasse, ob auch die größere Reife des Geistes, eigene und fremde Erfahrungen, Umgestaltungen der Weltlage eine noch so gewichtige Kritik an seinem Bekenntnisse üben mögen. In Deutschland huldigt man beinahe unbedingt der Ueberzeugungstreue, ohne zu untersuchen, wie viel Antheil an derselben Eigensinn oder Eitelkeit haben, brandmarkt man jeden Meinungswechsel, ohne zu fragen, ob demselben nicht die redlichste Arbeit, die ernstesten inneren Kämpfe vorausgegangen seien. Nur Eigennutz oder Schwäche werden als Erklärungsgründe zugelassen, und die Folge ist, daß die wirklich aus Schwäche oder in eigennütziger Absicht ausgeführten Uebergänge aus einem Lager in das andere häufig ganz ungeahndet durchkommen, und daß Beschränktheit mit der höchsten politischen Tugend prahlen darf. Das stammt noch aus den politischen Kindertagen der Nation, als noch Jeder, der irgendeiner Regierung anhing, ein „Serviler" und jeder Mann der Opposition ein antiker Charakter war. Seither hat sich aber das Leben im Staate in einer Weise entwickelt, für welche die alten Rubriken nicht mehr passen wollen, und es wäre wohl an der Zeit, der freien Forschung und der praktischen Erfahrung auch auf dem Boden der Politik ihr Recht zu wahren. ††

---

* Lustspiele von Adolf Wilbrandt: „Jugendliebe" (in einem Act) und „Die Vermählten" (in drei Acten). (Wien, Verlag von L. Rosner.) Als Publicist, Litterarhistoriker, Novellist, Bearbeiter antiker Dramen hat sich Adolf Wilbrandt vielfältig Anerkennung erworben, sein Buch über Heinrich v. Kleist, seine Studie über Hölderlin (im neuesten Jahrgange des „Historischen Taschenbuches"), manche von seinen Erzählungen sicherten ihm bereits einen sehr achtbaren Platz unter den Autoren der Gegenwart. Plötzlich scheint er aber erst seinen rechten Boden gewonnen zu haben: er schreibt so allerliebste Lustspiele, so geistvolle und heitere Bilder aus dem Leben mit so drolligen und so liebenswürdigen Käuzen, daß man sich fast versucht fühlt, ihm zuzurufen, er möge dabei bleiben, da es so viele Gelehrte und gute Erzähler giebt und so wenige gute Lustspieldichter. Die beiden Stücke, welche nun in hübscher Ausstattung gedruckt vorliegen, haben bereits Unzähligen frohe Stunden bereitet, sie bestehen aber auch die zweite Probe, sie unterhalten beim Lesen eben so gut. Möchten wir ihn deßhalb auch nicht ernsteren Studien abtrünnig werden sehen, so hoffen wir doch auf recht viele ebenso freundliche Spenden für die Bühne.

---

* Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des deutschen Reiches, herausgegeben von Dr. Franz v. Holtzendorff. (1871. Leipzig, Dunker und Humblot.) Das neue deutsche Reich ist rührig auch auf dem Gebiete der Darstellung seines Lebens und seiner Thätigkeit. Wir in Oesterreich haben schon mehr als 10

Digitized by Google

Jahre Constitutionalismus hinter uns und haben während dieser Zeit im Leben des Staates tiefeingreifende Reformen erlebt, aber bis heute noch haben wir nicht Eine litterarische Arbeit hervortreten gesehen, welche sich zur Aufgabe gestellt hätte, das Lebens des Staates als solchen, seine Thätigkeit in Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege in eine zusammenfassende, sei es selbst kritiklose, Darstellung zu bringen. Ja nicht einmal einzelne Gebiete staatlicher Reformereignisse und nicht die großartigsten, wie z. B. die geradezu umwälzende Reform der sogenannten inneren Verwaltung durch Einführung einer vielgegliederten Selbstverwaltung und die Schulreform, haben irgendwelche Uebersicht über das Gebiet gewährende Darstellung erhalten.

Eine fach- und sachgemäße publicistische Zusammenfassung der fortlaufenden Thätigkeit des Staates in Gesetzgebung und Verwaltung, namentlich wenn solche sowohl in historisch-dogmatischer als in kritischer Weise ausgeführt wird, muß einerseits dazu dienen, in den weiteren Kreisen des Volkes Verständniß und damit Interesse für die ernsten Arbeiten des Staates zu erwecken, und andererseits dazu, die hervorragenden Geister der Nation zur kritischen Mitwirkung und zum Kampfe für die Regelung der allgemeinen Interessen anzuregen, sie muß und wird aber auch wieder heilsam sein in ihrer Rückwirkung auf die staatlichen Reformwerke selbst. Holtzendorffs im October 1871 (erste Hälfte pro 1871) neu erschienenes Jahrbuch ist nicht die erste und auch nicht die einzige Unternehmung von Darstellungen über die Staatsthätigkeit im deutschen Reiche. Kollers Archiv und Hirths Annalen des deutschen Reiches sind ihm vorausgegangen, während aber Kollers Archiv zunächst nur eine Sammlung des gesammten urkundlichen Materiales repräsentirt, und Hirths Annalen des deutschen Reiches für Gesetzgebung, Verwaltung und Statistik das gebotene Staatsmateriale wenigstens bisher nur nach Auswahl, wenngleich mitunter in sehr eingehender Weise behandelt hat, so will Holtzendorff mit seinem Jahrbuche eine „größere Zeiträume umfassende, planmäßig und übersichtlich geordnete und zugleich thunlichst vollständige Darstellung des für die politische Urtheilsbildung der Zeitgenossen nöthigen Stoffes aus dem öffentlichen Leben des deutschen Reiches" geben, und dürfte mit diesem Plane wohl das zweckmäßigste und zugleich für die weitesten Kreise Praktischeste einer solchen Unternehmung getroffen haben. Als Aufgabe des Jahrbuches wird demnach gesetzt: „eine kritisch prüfende, übersichtliche, den großen Perioden der Reichsgesetzgebung entsprechende Berichterstattung über alle im Zeitraume eines Jahres eintretenden wichtigen Ereignisse und Vorgänge auf dem Gebiete der Verfassungsgebung, Legislative, Verwaltung und Rechtspflege des deutschen Reichs". Die vorliegende erste Hälfte des Jahrbuches wird der gesetzten Aufgabe in eminenter Weise gerecht. Als Einleitung wird eine geschichtliche Darstellung der Verfassung des deutschen Reiches mit den bezüglichen Urkunden ꝛc. gegeben. Dann kommen, in kurzer Zusammenfassung aus den stenographischen Berichten, Regesten des deutschen Reichstages. Die kritische Behandlung der Thätigkeit des Reichstages im Allgemeinen eröffnet ein Aufsatz von Ludwig Bamberger. Daran reiht sich ein Aufsatz Holtzendorff's, speciell kritisch behandelnd die einzelnen Acte der Reichsgesetzgebung. Endlich werden einzelne mit der Gesetzgebungsthätigkeit des Jahres zusammenhängende Fragen besprochen in den Abhandlungen von A. Lammers: „Handel, Zollwesen, Consularwesen; wirthschaftliche Gesetzgebung", und von Bluntschli: „Völkerrechtliche Betrachtungen über den französisch-deutschen Krieg", ein Versuch, die Erfahrungen des letzten Krieges zwischen Frankreich und Deutschland für das Völkerrecht zu verwerthen.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Tizian und das coloristische Element in der Malerei.

Vortrag

von R. v. Eitelberger.

Um die Bedeutung des coloristischen Elementes in der Malerei zu beurtheilen, muß man sich über das poetische Element der Farbe klar sein.

Die Farbe im Gemälde ist nicht die Frucht physikalischer Studien oder chemischer Experimente. Die größten Coloristen haben in einer Zeit gelebt, wo die Farbenchemie und die Farbenlehre wissenschaftlich noch gar nicht begründet waren. Zwischen dem Verstehen der Farbenlehre und der Farbenchemie und dem Handhaben der Farbentechnik liegt eine große Kluft, die das poetische Talent des Künstlers allein zu überbrücken vermag. Der beste Chemiker und der gelehrteste Physiker werden mit all ihrer Wissenschaft allein nicht im Stande sein, ein wirklich gutes Bild zu malen, während doch das eingehende Studium der Farbenlehre als solcher, wie sie in Brücke's trefflicher „Physiologie der Farben" vorliegt, des Künstlers Zuversicht kräftigen, seine Erfahrungen klären und läutern wird.

Die Farbe eben in der Malerei ist nicht etwas blos Physikalisches, sondern etwas rein Künstlerisches, nicht etwas Materielles, sondern Geistiges, und auf diesen geistigen Factor in der Malerei muß man hindeuten, wenn man die Bedeutung jener Maler würdigen will, welche die Farbe in die Kunst eingeführt haben.

Es wird genügen, einige einfache Bemerkungen, die Jedermann leicht machen kann, anzuführen: Die Palette ist für viele Maler dieselbe und doch läßt man denselben Kopf von verschiedenen Malern malen, denselben Kopf in demselben Lichte, mit derselben Palette, so werden alle diese Köpfe das Portrait desselben Mannes darstellen, alle in gewisser Beziehung ähnliche Portraits, doch ihr Colorit verschieden sein. Davon überzeugt man sich, wenn man in den Galerien gleichzeitige Portraits derselben Person, welche von verschiedenen Malern gemalt sind, unter einander vergleicht.

Man weiß ferner, daß jeder Maler sozusagen sein eigenes Colorit hat und je bedeutender ein solcher Künstler ist, desto selbstständiger ist er auch im Colorite; nicht bloß die Zeichnung, die Composition ist seine Erfindung, auch im Colorite liegt ein Moment der Erfindung, und dieses Moment ist ein rein geistiges.

Digitized by Google

Sowie man die einzelnen Maler schon nach der coloristischen Gesammtwirkung ihrer Bilder von einander unterscheidet und dadurch auch erkennt, so hat auch jede Malerschule ihr eigenthümliches Colorit. Auch wer nur wenig Bilder gesehen hat, unterscheidet sehr bald, eben nach dem coloristischen Gesammteindrucke, die Gemälde der venetianischen Schule von denen der florentinischen, der deutschen von der französischen, der flämischen und holländischen von der englischen und spanischen. Auch die Jahrhunderte wird er nach der coloristischen Gesammthaltung der Bilder, welche in eine und dieselbe Zeit gehören, zu unterscheiden wissen. Einen venetianischen Maler des 16. Jahrhunderts wird auch ein kunstgebildeter Laie von einem Gemälde Lionardo's oder Rafaels nach der coloristischen Gesammtwirkung zu unterscheiden verstehen, ein geübteres Auge wird schon dazu gehören, P. P. Rubens von A. v. Dyck, Paris Bordone oder Palma Vecchio von Bonifazio Veneziano, Tizian von Savoldo, H. Holbein jun. von Clouet, Lionardo da Vinci von Bern. Luini u. s. f. zu unterscheiden.

Woher kommt nun dieser Unterschied im Colorite der Jahrhunderte, der Malerschulen verschiedener Völker, der verschiedenen Malerschulen desselben Volkes, der verschiedenen Künstler derselben Malerschule? Sind ihre Farben verschieden? Waren die Farbentheorien andere? — Mit nichten. Wie aus dem Genius der Völker und der Zeitalter, so strömen aus der poetischen Empfindung der einzelnen Künstler gewisse Elemente in die Farben über, die man nicht aus der Verschiedenheit der Palette und aus der Verschiedenheit der Farbentheorien erklären kann, sondern in erster Linie aus der geistigen Eigenthümlichkeit der Völker und der Individuen. Bewußt und unbewußt strömt dieses geistige Agens aus der Palette auf das Bild über und trägt eben dadurch dazu bei, das Colorit im Bilde zu einem geistigen Producte zu machen. Dasjenige, was bewußt übergeht, ist vielleicht ebenso bedeutend, wie dasjenige, was unbewußt hinüberströmt. Hartmann in seiner „Philosophie des Unbewußten" hat vollkommen Recht, diesem bisher vielfach bei Seite geschobenen Factor im geistigen Leben der Menschen ein großes Gewicht beizulegen.

Der coloristische Grundton eines jeden Künstlers entsteht langsam, wächst ganz unbewußt in seiner Seele. Die Erfahrungen, die er macht, die Uebungen, die er vornimmt, tragen dazu bei, seiner Seelenstimmung eine gleichmäßige Richtung, einen gewissen Grundton zu geben, der sich dann mit seiner ganzen Kunstanschauung so vereinigt, daß er untrennbar von jeder geistigen Production zur Erscheinung kommt. Ist diese Seelenstimmung gebildet, dieser Grundton gefestigt, dann tritt diese, je bedeutender der Künstler ist, mit desto größerer Sicherheit, mit geringerem Schwanken in seinem Wirken hervor und begleitet den Künstler sein ganzes Leben hindurch. Nur in sehr beschränktem Maße kann man von einem Wechsel des Colorits bei großen Malern sprechen.

Aus jedem seiner Werke klingt dieser Grundton heraus, vorsichtiger in den Werken der Jugend, mächtiger und kühner in den Werken des Mannes-

Digitized by Google

alters. Sobald dieser Grundton in einem Bilde angeschlagen ist, erklingt er auch in unserer Seele wieder und wir erkennen aus diesem Tone den Meister so, wie wir sogleich aus gewissen Accorden erkennen, daß wir ein Musikstück von Mozart, Beethoven, Schumann oder Mendelssohn hören, bevor wir noch den musicalischen Gedanken der Composition zu erkennen im Stande sind.

Dieser coloristische Grundton nun, in dem sich des Künstlers Zeit, sein Volk, sein Ich wiederspiegelt, der unbewußt entsteht, unbewußt oder bewußt fortgeübt wird, mit der Uebung sich klärt und läutert, ist das poetische Element in der Farbe. Es ist als solches schon rein geistiger Natur, wie die ideale Zeichnung, die Contur und Composition. Es wird eben so erfunden wie die letztere und kann so wenig wie die letztere im höchsten poetischen Elemente gelehrt werden; denn die Erzeugung ist ein geistiger Act. Durch sie wird die Farbe zum Farbentone, durch sie kommt das in das Gemälde, was man Stimmung nennt, der poetische Zauber, der uns entzückt, wenn wir auch noch nicht dem Gegenstand des Gemäldes unsere Aufmerksamkeit widmen. Dieser Farbenton ist es, der in den Landschaften von Claude Lorrain, Ruysdael, in den Portraits von Velasquez und Reynolds, in den Gemälden von Rubens, Murillo und Rembrandt die Freude eines jeden Kunstfreundes, der Gegenstand der Bewunderung eines jeden Künstlers ist. Der Beschauer fühlt nicht bloß das Geniale, sondern auch das Unnachahmliche heraus; denn er hat eine Ahnung davon, daß es mit dem Geiste, der es geschaffen hat, und mit der Zeit, in der es entstanden ist, unwiederbringlich wieder verloren geht. Andere Menschen und andere Zeiten streben dann etwas Aehnliches an, nehmen verwandte Probleme wieder auf; was sie aber leisten, ist nicht das gleiche, sondern nur das verwandte, das ähnliche. Das coloristische Element, das Giorgione und Tizian erfunden, Paul Veronese und Tintoretto weiter ausgebildet haben, wurde hundert Jahre später von den Flamändern wieder fortgesetzt. In demselben Jahre, in dem Tizian gestorben, wurde zu Siegen der junge Flamänder Rubens geboren. Die Poesie des Colorits, die im Venetianischen und in Italien überhaupt in Verflachung im 17. Jahrhundert unterging, erhob sich in demselben Jahrhundert in Spanien durch Murillo, Velasquez, Sanchez, in Flandern P. Rubens, van Dyck, in Holland P. Rembrandt und Hals wieder, dasselbe Princip in verschiedenen Formen, in verschiedenen geistigen Individualitäten. Es wurde überall Aehnliches angestrebt und immer Verschiedenes geleistet; die geistigen Individualitäten waren eben andere.

Diesen rein geistigen Factor des Colorits muß man berücksichtigen, um die Bedeutung eines Künstlers, wie Tizian, zu würdigen und dem Gerede Jener entgegenzutreten, die von dem Colorite und der Farbe immerfort nur als einem rein materiellen sprechen und es eben als ein solches, gewissermaßen der Kunst minder würdiges bezeichnen. Indem sie die Zeichnung und die Composition allein als die geistige Aufgabe der Kunst hinstellen, möchten sie am liebsten die Farbe gar nicht zur hohen Kunst, sondern bloß zum Handwerk rechnen. Sie

Digitized by Google

lassen die Farbe nur durch ein Hinterthürchen zu und meinen, der Künstler soll nur so viel Farbe in einem Gemälde verwenden, als nöthig ist, um seinen Gedanken deutlich zu machen.

Dieses Nöthige der Farbe reduciren sie auf ein Minimum und nennen ein solches Verhalten ein geistiges, stylistisches, das allein der Kunst würdig sei.

Daß bei einem solchen Verfahren von einer Farbenwirkung im Gemälde nicht die Rede sein kann, die Farbe selbst erblaßt und der Gedanke mehr lehrhaft in die Kunst eintritt, liegt auf der Hand. Auch die Form wird dadurch nicht viel gefördert, denn wir kommen ja im Gemälde nur durch die Farbe zur Erkenntniß von Formen. Die abstracte Form existirt nur im abstracten Gedanken. Der Maler hört auf, Maler zu sein, der dieser farblosen Formenwelt nachstrebt und wird zu einer Art von Philosophen, und jenes philosophirende Völklein von Künstlern, welche die Menschheit bessern und belehren wollten, statt sie durch die Schönheit des Colorits und die Schönheit der Formen zu entzücken, die eine licht- und farbenscheue Kunst sich zurechtgelegt haben, krankhafte Naturen, wie sie die gesunde Zeit eines Lionardo, Rafael und Tizian nicht gekannt hat, diese sind es eben, welche die Farbe als etwas rein Materielles behandelt haben und noch behandeln; diese sind es eben, welche die Vereinigung von Form und Farbe, die der Malerei als Ideal vorschwebt, zerreißen, ohne dabei zu bedenken, daß sie damit die Malerei selbst in ihrem innersten Wesen zerstören. Hier, nachdem sie diesen Riß gethan haben, sagen sie, ist die wahre Kunst, die Kunst der Zeichnung, der Erfindung, die rein geistige Kunst. Dort ist die Farbe, das Materielle, der Erde genommene und zur Erde gehörige Poesielose. Daß in dem Colorite ein poetisches Element liegt, das begreifen sie nicht, daß das echte Colorit im Geiste geboren wird, davon haben sie keine Ahnung. Daß die ganze Farbenpracht in den Gemälden nur eine Wiedergeburt jener wunderbaren Farben der Natur ist, die wir nur zu dem kleinsten Theile begreifen, während wir sie tagtäglich in vollen, großen Zügen genießen, das ist ihnen ganz fremd und darum verstehen sie auch solche Geister nicht, wie Tizian und Correggio, Velasquez und Rembrandt, Murillo und Rubens.

Zur Entschuldigung oder vielmehr zur Erklärung dieser irrigen Anschauung können nur die Erfahrungen angeführt werden, die an den falschen Profeten des Colorits gemacht wurden und die in einer zerfahrenen und haltlosen Zeit, wie die unsere, nicht selten vorkommen. Aber eben aus diesem Grunde ist es nöthig, den Blick in jene Jahrhunderte zurückzuwerfen, in welchen die Malerei ein Lebensbedürfniß der Gesellschaft, gesund in ihrer Richtung und groß in ihren Vertretern gewesen ist.

Zeichnung und Farbe dürfen nicht als reiner Gegensatz aufgefaßt werden. Ohne Zeichnung giebt es keine bildende Kunst, ohne Farben keine Malerei. Darüber waren wohl alle großen Künstler einig, und es wäre irrig, zu glauben, daß die Coloristen den Werth der Zeichnung unterschätzt und die Meister des

Digitized by Google

Colorits nicht auch zugleich Meister der Zeichnung gewesen wären. Nur das ist richtig, daß die Art der Zeichnung bei den Coloristen eine andere ist, als bei den Stylisten, daß jene Künstler, welche schon bei der ersten Conception die Farbenwirkung im Auge haben, die erste Zeichnung schon mit Rücksicht auf diese anlegen. Daher ist eine Handzeichnung Tizians ganz anderer Art, als eine Handzeichnung Lionardo's, daher haben auch Rembrandt und Velasquez eine ganz andere Art zu zeichnen, als Dürer und Holbein. Es ist daher auch eine Thorheit, zu sagen, Rembrandt und Velasquez hätten nicht zeichnen können, und nur jene können einen solchen Ausspruch thun, die ihr Auge ausschließlich an Zeichnungen der Stylisten geübt haben und z. B. die Radirungen Rembrandts nur wegen der lebendigen Wirkung und der malerischen Stimmung betrachtet, nie aber die Kunst der Zeichnung in Erwägung gezogen haben, welche sich in diesen Radirungen zeigt.

Auch darf man nicht vergessen, daß schon in der Art der Pinselführung beim Maler ein zeichnendes Element liegt und daß er nicht bloß die Farbe aufträgt, sondern auch zugleich die körperlichen Formen wiedergebend mit und durch die Pinselführung zeichnet.

Der Gegensatz zwischen Coloristen und Stylisten, zwischen den Vertretern der Farbe und den Vertretern der Zeichnung ist in die Kunst erst in jenen Zeiten gekommen, in denen sie ihren Höhepunkt erreicht hatte und in denen sich Künstler und Kunstschulen entwickelten, die mit besonderer Vorliebe entweder die Zeichnung oder die Farbe ausbildeten. So im 16. Jahrhundert, wo auf der einen Seite Mich. Angelo als Vertreter der Zeichnung und die Venetianer als Vertreter des coloristischen Principes einander gegenüberstanden. Später haben die Akademien wesentlich dazu beigetragen, diesen Gegensatz zu fixiren und zu schärfen und so stehen sich im 17, 18 und 19. Jahrhundert Stylisten und Coloristen oft schroff gegenüber, wie in unseren Tagen Ingres und Delacroix, Kaulbach und Piloty, Steinle und Rahl, Führich und Makart.

Bei Tizian kann man mehr als bei irgendeinem anderen Maler mit besonderem Behagen verweilen; sein Colorit ist ein durch und durch gesundes. Diese technische Gesundheit in Tizians Malweise hat ihre Wirkung nie verfehlt. Neuere wie ältere Schriftsteller, unter den neueren die Historienmaler Reynolds und Eastlake, der Seemaler Krause, der Architekt Wiegman, haben sich speciell mit der Tizian'schen Malweise beschäftigt. Sie ruht auf der breiten Basis einer genialen und durch und durch klaren und groß angelegten Natur. Seine Gemälde haben Jahrhunderte überdauert und noch nach Jahrhunderten wird man sich an der Malweise Tizians erbauen, an ihr studiren. Er ist den Künsteleien Tintoretto's aus dem Wege gegangen und hat keine coloristische Tour de Force gemacht, die uns an modernen Coloristen mehr frappirt als erfreut.

Wenn es auch keinem Zweifel unterliegen kann, daß es ohne Farbe keine Malerei giebt, und daß vom Anbeginn der Malerei angefangen die Künstler

Digitized by Google

bemüht gewesen sind, eine so schöne und wirkungsvolle Farbe hervorzubringen, als sie es nur immer mit ihren Farbenmitteln und mit ihrer Technik im Stande gewesen sind, so ist es doch nicht minder gewiß, daß das coloristische Element in die Malerei durch die venetianische Malerschule eingeführt worden ist. Es wird daher nöthig sein, die Umstände zu erklären, welche mit zu dieser Erscheinung beigetragen haben und welche häufig übersehen werden. Venedig war im Mittelalter kein Culturstaat. Alle seine Anstrengungen waren auf den Handel gerichtet, auf den Seeverkehr, auf Vermehrung der Marine, auf Erweiterung und Sicherheit seiner Macht durch Colonien und Eroberungen. Auf diesem Wege hat sich Venedig bereichert und ist Venedig groß geworden. Die Venetianer haben auf ihren Inseln die Bauformen nachgeahmt, die sie im Oriente kennen gelernt hatten. Sie haben von dort sich die Künstler herübergenommen und haben ihre Paläste und Kirchen mit Bildwerken und Säulen aus den eroberten Städten geschmückt. Sie haben lange Zeit sich damit begnügt, diese Formen nachzumachen und haben in dieser Nachahmung bis auf den heutigen Tag eine große Geschicklichkeit an den Tag gelegt. Unter den Hunderten von Säulen, welche in der Markuskirche vorkommen, sind ganz unbestritten sehr viele, die aus Istrien, Dalmatien und dem Oriente herstammen, eben so viele Nachahmungen dieser Säulen, keine einzige ist venetianische Erfindung. Es hat lange gedauert, bis die Kunst in Venedig durch Venetianer selbst zum Ausdruck gekommen ist. Isolirt, wie Venedig vom übrigen Italien ist, waren, zumal in den Zeiten, wo es diesem feindlich und eroberungslustig gegenüberstand, die Fäden der Verbindung zwischen den Lagunen-Inseln und dem Festlande lange nur sehr geringe. In dieser Isolirung lag die Stärke Venedigs.

Die Namen der Künstler, welche die Venetianer vom Oriente oder von Italien herholten, sind meistens in Dunkel verborgen geblieben oder haben sich erhalten an verborgenen Stellen, wie wir z. B. in den romanischen Capitälen der Arcaden des Dogenpalastes lesen, daß Florentiner es gewesen sind, welche die Bildwerke gemeißelt haben.

Was wir von großen Bauten in Venedig sehen, ist das fast ausschließliche Werk ausländischer Architekten. Der Dogenpalast, die Procurazien, die meisten Kirchen und Paläste Venedigs sind durch Architekten gebaut worden, die entweder eingewandert oder nach Venedig gerufen worden sind. Man sagt zwar, das ist venetianische Architektur und das ist sie auch; aber diese venetianische Architektur haben Architekten aus Vicenza, Verona, Florenz gebaut. Daß die Rizzo, Lombardi, Sansovino, Palladio, Scamozzi, da Ponte in ihren Bauten den Eigenthümlichkeiten der Lagunenstadt einen so charakteristischen, architektonischen Ausdruck zu geben wußten, ist ein Zeugniß des Reichthums ihrer Auftraggeber und des eigenen Genies der Architekten.

In der Bildhauerei ist es nicht anders. Weder der Künstler, der den Coleoni modellirt, noch der, der ihn gegossen, noch der, der das Postament dazu gemacht hat, war Venetianer von Geburt. Als bereits fertige Künstler

Digitized by Google

sind sehr viele der berühmtesten nach Venedig gekommen, wie Tommaso Lombardo aus Lugano, Danese Cataneo aus Carrara, Alessandro Vittoria aus Trient, Tiziano Minio aus Padua, wie der Bildhauer und Architekt Jacopo Sansovino, der Freund Tizians, ein Florentiner von Geburt, der vielleicht mehr als ein anderer Künstler dazu beigetragen hat, Venedig und dem Markusplatze ihren eigenthümlichen Ausdruck zu geben. Er kam im Jahre 1527, mehr als 40 Jahre alt, aus Rom nach Venedig; Karl von Bourbon hat ihn, wie viele andere Künstler, nach der Einnahme und Plünderung Roms in die Lagunenstadt getrieben.

In der Malerei hatte Italien schon einen Weltruf sich errungen und große Künstler erzeugt, als in Venedig die Maler noch immerfort in byzantinischer Weise malten. 100 Jahre später als im übrigen Italien, machte sich in Venedig eine eigene Malerschule geltend und wie wenig venetianisch sehen diese ältesten aus der Schule von Murano stammenden Bilder aus! Sie sind so hart in der Farbe und so trocken in der Zeichnung, daß man deutschen Einfluß dabei vermuthet und deutsche Namen auch wirklich findet.

Auch die Werke des Jakobello haben mehr Verwandtschaft mit der Schule von Ancona, als mit Venetianern. Das älteste datirte Gemälde von Venedig ist vom Jahre 1378. Erst in den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrhunderts sind die Maler geboren worden aus venetianischen Familien, oder wenigstens Familien aus Gebieten, die zu Venedig gehört haben, durch welche die eigentlich venetianische Malerschule geschaffen wurde.

Auch die litterarischen, die geistigen Bedürfnisse Venedigs waren ziemlich geringe gewesen. Die humanistischen Studien fanden nur in wenigen Familien Pflege und Unterstützung. Die Politik, der Krieg, der Handel, hat die ganze Thätigkeit Venedigs absorbirt; was sie an Reichthümern gesammelt haben, verwendeten sie zur Entfaltung der Pracht und der Sicherung ihrer errungenen Stellung. Erst in die Jugendzeit Tizians fielen die großen Kriege der Venetianer, die ihnen, wie im Oriente, so auf dem Festlande Ober-Italiens die unbestrittene Herrschaft dauernd sicherten.

Noch ein Punkt muß hier erwähnt werden. Heutigen Tages übt Venedig und die venetianische Malerei einen solchen Zauber auf den menschlichen Geist aus, daß die Kunst auf dem Festlande dadurch fast ganz in Schatten gestellt wird. Aber anders war es im 15. Jahrhunderte. Damals war Venedig zwar eine sehr reiche, sehr mächtige Stadt, mit einzelnen sehr schönen und originellen Bauten, mit einer sehr malerischen Anlage der Canäle und Straßen, aber das prächtige marmorstrotzende Venedig war es noch nicht; das ist es erst 100 Jahre später, nach Beendigung der großen Kriege gewokden. Bis dahin war das Festland Venedig mehr als ebenbürtig gewesen. In Friaul entwickelte sich eine selbstständige Malerschule, in der strenge Linie, schöne Formen dominirten und aus der jener Meister des stylvollen Ornamentes hekvorging, dem Rafael die Loggien in die Hände gelegt hat. In Verona und Mantua gab es selbstständige

Digitized by Google

Malerschulen und Architekten, talentirt genug, um auf eigenen Wegen zu gehen. Vor Allem aber ist Padua der Mittelpunkt großer, geistiger Bestrebungen gewesen. Dort hat, wie in Bologna, die Universität ihr Haupt erhoben. Aus allen Ländern der Welt kamen Lehrer und Schüler zusammen und dort hat auch Andrea Mantegna, der Schüler Franc. Squarcione's, seine Schule begründet. Und in dieser Schule finden wir die beiden Bellinis, jene Künstler, aus deren Atelier später die beiden großen Begründer der coloristischen Schule Venedigs hervorgingen.

In Venedig ist die Kunst nicht aus Culturbedürfnissen hervorgegangen. Sie war noch nicht in erster Linie eine Frucht der Civilisation, sondern eine Folge des wachsenden Reichthumes, des gesteigerten Luxus und des Bedürfnisses, die Macht der herrschenden Aristokratie mit dem nöthigen Glanz zu umgeben. Daher hat auch die Kunst in Venedig einen ganz anderen Charakter, als die in Florenz. Wohl sieht man auch den Kunstwerken, welche in Florenz im 14. und 15. Jahrhundert entstanden sind, an, daß ein wohlhabendes, industriöses Volk das Florentiner Gebiet bewohnt hat; aber man bemerkt eben so sehr, daß die geistige Atmosphäre von Florenz alle Elemente in sich vereinigte, um den hochgehendsten geistigen Bedürfnissen der Bevölkerung zu genügen. Es geht durch die ganze Florentiner Kunst ein idealer Zug, der die Frucht der großen Bildung war. Nicht umsonst haben Dante, Petrarca, Bocaccio, Villani, Machiavelli in Florenz gelebt; die Florentiner Bildung beruht auch in den schönen Künsten auf einer ebenmäßigen harmonischen Ausbildung aller Theile. Vor allem waren es die humanistischen Wissenschaften und die mathematisch-physikalischen, die zur rechten Zeit auf dem geistigen Schauplatze erschienen und es möglich machten, die Fundamentalanschauungen der Künstler zu läutern und zu befestigen. Nur unter so außerordentlich günstigen äußeren Umständen konnten die bildenden Künste in Florenz zu so großer, ganz Italien dominirender Stellung gelangen.

Unter ganz anderen Umständen entwickelte sich die Kunst in Venedig; denn nicht die Künstler allein schaffen die Kunst; sie sind nicht unabhängig von äußeren Verhältnissen, am allerwenigsten aber unabhängig von den geistigen Einflüssen der Heimat. In dieser wachsen sie auf, durch diese wird ihre Erziehung vermittelt; ihre Gedanken und ihre Seelenstimmung hängen von dieser ab; es kommen wohl Fälle vor, wo der Künstler sich von diesen Einflüssen emancipirt, und um einem unerträglichen Drucke auszuweichen, die Heimat verläßt. So finden wir durch Jahrhunderte in Italien Deutsche und Franzosen, die in ihrer Kunstweise gänzlich Italiener geworden sind. So sehen wir auch manche Künstler in ihrer Heimat zurückbleiben und dort unermüdlich einen Kampf gegen ihre geistige Umgebung kämpfen. Aber diese Erscheinungen sind nur Ausnahmen, im Ganzen und Großen hat der Satz seine Richtigkeit, daß der Künstler das, was er wird, eben so sehr seinem Genie als dem stillen und unwiderstehlichen Einflusse der geistigen Atmosphäre seiner Heimat verdankt.

Digitized by Google

Und wenn auch Venedig dem venetianischen Künstler nicht jene hochgradige geistige Cultur entgegenbrachte, als es in Florenz der Fall war, so fand doch das künstlerische Gemüth Anregung und Befriedigung nach mehr als einer Seite hin.

Venedig war im Anfange des 16. Jahrhundertes Siegerin zu Land und zu Wasser. Seine Handelsflotten gingen in die weitesten Meere, der Verkehr zwischen Orient und Occident wurde durch Venedig vermittelt. Mit Stolz sah der Venetianer die zahllosen Schiffe in dem Hafen Venedigs und die Zeugen seines kriegerischen Ruhmes in der Markuskirche und im Arsenale. Die Staatskunst war ausgebildet, die Diplomatie geachtet, die bürgerliche Verfassung eine vollständig gesicherte. Jeder Venetianer hatte ein starkes Gefühl der Freiheit; nie gelang es der römischen Curie, die venetianische Republik zu unterdrücken. Ein Paolo Sarpi war nur in Venedig möglich. Politische Flüchtlinge aller Art fanden in Venedig eine Freistätte. Mit der gesicherten Weltstellung wuchsen auch geistige Bedürfnisse; Wissenschaften wurden gepflegt, die Markus-Bibliothek begründet, die Universität in Padua gefördert. Der reiche und zahlreiche Adel entfaltete einen standesgemäßen Luxus, er entwickelte Pracht in den Costümen, Pracht in seiner Wohnung. Den malerischen Reiz von Venedig erhöhten auch die Costüme der Fremden, die aus der Türkei und aus Persien, aus Aegypten und Indien des Handels wegen nach Venedig kamen. In der ersten Kuppel der Markuskirche sind bereits in Mosaikbildern die Völker des Orients geschildert, treu und genau diejenigen, welche die Venetianer damals auch genau kannten, phantastisch und unsicher jene, von deren Existenz sie nur durch Bücher und Gerüchte Kenntniß erhalten hatten. Dazu trat der in allen Seestädten sich wiederholende derb sinnliche Zug. Die Männer, welche gewohnt sind, auf den Schiffen durch lange Zeit Entbehrungen zu dulden, entschädigen sich durch verstärkten Genuß in den Seestädten. Dieser eigenthümlich sinnliche Zug in derberen kräftigeren Formen entsprach der Race der Venetianer vollkommen. Sie wollten mit ihren Augen nicht bloß Geist sehen, sondern auch ihre Sinnlichkeit befriedigt haben. Durch die Kunst wollen sie sich nicht bilden, sondern sie soll in erster Linie mithelfen, das Leben zu genießen und den Lebensgenuß zu erhöhen. Nicht zartnervige Naturen waren es, welche nach Kunst begehrten und nicht ascetische Jünger waren es, welche in Venedig für die Kunst eintraten.

Dieses Venedig, Ende des 15., Anfang des 16. Jahrhunderts, mußte auf die Künstler einen unnennbaren Zauber ausüben und übte ihn auch aus. Die venetianischen Künstler waren Venetianer mit Leib und Seele. Aufgewachsen in der venetianischen Atmosphäre, voll Gefühl der Selbstständigkeit und voll Lebenslust, griffen sie in das Leben ein und gestalteten ihre Werke nach venetianischem Geiste. Von den großen venetianischen Künstlern sind nur wenige ausgewandert, wie Sebastiano del Piombo, die meisten sind in Venedig oder dem venetianischen Festlande geblieben. Aber nach Venedig sind Künstler in Menge geströmt. Nicht bloß aus Friaul, Bergamo, Verona, dem venetianischen

Digitized by Google

Istrien und Dalmatien, den venetianischen Colonien im griechischen Archipel, sondern auch aus dem übrigen Italien, Florenz und Rom, ja aus Flandern und Deutschland. Und so mächtig war der Zauber Venedigs und so groß war der Einfluß der jung aufblühenden Malerschule, daß diese Architekten, Bildhauer und Maler in Venedig in einer Weise gearbeitet haben, als ob sie geborene Venetianer gewesen wären. Und darum merkt man in Venedig vom Fremdartigen so wenig und ist Alles so, wie es für den Ort sein soll.

Daß aber in Venedig das coloristische Princip in der Malerei sozusagen geboren wurde, daß dort jene Künstler auftraten, die die Farbe zu ihrem geistigen Lebenselemente machten, wird nach dem Gesagten leicht erklärlich sein. Denn in Venedig wirkte zuerst auf die Anschauung nicht die Form sondern die Farbe; was dem Auge sich darbot, war prächtig und farbenreich. Das Costüm der Einheimischen, das Costüm der Fremden. Das Costüm der Orientalen vor allem ist geeignet, auf die Harmonie kräftiger und gesättigter Farben aufmerksam zu machen. Die Orientalen und die Venetianer der damaligen Zeit liebten nicht gebrochene Töne, abgeschwächte Farben; diese waren ihrer Anschauung ganz zuwider. In ihrer Bauweise benützten die Venetianer bunte Steine; Marmor, Porphyr, Goldmosaik und Glasfluß schmückten die Wände der Kirchen, und diese bunten Farben in ihrer Architektur stimmten sehr schön zur reichen Pracht ihrer Costüme, zu den Glanz ihrer Festaufzüge und vor allem zu dem Himmel Venedigs. Denn das Meer, mit dem die Stadt in unmittelbarer Verbindung ist, schwängert die Luft mit feuchten Stoffen, welche geeignet sind, in verschiedenen Tages- und Jahreszeiten das prachtvolle Schauspiel wechselnder mannigfaltiger Erscheinungen zu erzeugen.

In diese Atmosphäre kamen von Padua her die schon ganz in dem neuen italienischen Geiste erzogenen Bellinis, von denen namentlich Giovanni ein specifisches Talent für Colorit, für eine einfache Schönheit der Linien hatte. Seine Weltauffassung war eine außerordentlich milde. Die Gestalten, die er geschaffen hat, wirken sympathisch auf das menschliche Gemüth und lassen trotz der sinnlichen, derben Formen und dem kräftigen aber milden Farbentone einen erhebenden Eindruck zurück. Was er in Venedig schuf, wär etwas Neues, das sich weder an die Paduaner Schule noch an eine andere anlehnte. Daß er bis in seine spätesten Jahre ein höchst liebenswürdiger Mensch gewesen, bezeugt Dürer in seinem Briefe an Wilibald Pirkheimer. Er war schon seiner ganzen Kunst nach ein entschiedener Venetianer, glanzvoll in der Farbe, anziehend in den Formen, dabei aber wenig gedankenreich in der Composition. Er hat einen Kreis von Schülern um sich gebildet, welche das coloristische Element, das von ihm seinen Ausgangspunkt in Venedig nimmt, weiter ausbildeten. Die ganze jüngere Generation wendete sich wie mit einem Zuge der Farbe zu und insbesondere waren es die beiden großen Schüler des Giovanni Bellini, Giorgio Barberella da Castelfranco, genannt il Giorgione, und Tiziano Vecellio da Cadore, die alle andern Richtungen in den Hintergrund drängten und um 1520

Digitized by Google

beiläufig das coloristische Princip zu dem ausschließend herrschenden in Venedig erhoben haben. Künstler wie Cima oder Carpaccio traten ganz in den Hintergrund.

Bevor man aber auf das Wirken dieser zwei großen Schüler Bellini's eingeht, ist es nöthig, der venetianischen Stylistenschule gerecht zu werden und der Einführung der Oelmalerei in Venedig durch Antonello von Messina (1478 in Venedig) zu gedenken. Die Stylisten hatten ihr Centrum nicht bloß in Padua, sondern auch in Friaul. Von dort sind Pellegrino da San Daniele, der erste Decorateur der Schule Rafaels, Giovanni da Udine, Cima da Conegliano hervorgegangen. Vittore Carpaccio, unübertrefflich in der Kunst zu erzählen, wie die Legende der h. Ursula in der Akademie in Venedig zeigt, scheint von Istrien nach Venedig gekommen zu sein. Wer diese Künstler ihrer vollen Bedeutung nach kennen lernen will, muß nach Venedig gehen oder nach Cividale und S. Daniele. Die vornehme Art darzustellen, die eigenthümliche, mit einem gewissen Liebreize verbundene Strenge in der Zeichnung und Composition machte diese Künstler besonders werthvoll. Sie haben meist al fresco und in tempera gemalt, Tafelgemälde auch in der neuen Technik der Oelmalerei, die um die Mitte des 15. Jahrhunderts, also 20 bis 30 Jahre vor ihrem Auftreten, Antonello von Messina nach Venedig gebracht hatte.

Für Venedig war das Auftreten Antonello's von Messina (aus der altadeligen Familie der Antoni in Messina stammend) von eminenter Bedeutung. Denn erst die Oelmalerei machte die Durchführung des coloristischen Princips in Venedig möglich. Die gleichmäßige Farbenstimmung der Temperabilder läßt hohe Lichter und tiefe Schatten nicht zu. Der Künstler muß sich bei dieser Technik auf Zeichnung und Erfindung verlegen und muß es aufgeben, durch Farbe allein wirken zu wollen. Die Frescomalerei konnte, so lange das Mosaikgemälde mit seinen blendenden Effekten und seiner soliden und dauerhaften Technik in den Kirchen dominirte, in Venedig nicht aufkommen, wo ihr die mit salzigen Elementen geschwängerte Luft verderblich ist. Der Oelmalerei aber mußte nicht nur die Technik in tempera weichen; als später die großen Coloristen eine neue, ihrem Principe entsprechende Art zu zeichnen und zu componiren einführten, da wurden auch die byzantinischen Mosaicisten bald verdrängt und auch diese Künstler waren genöthigt, sich der coloristischen Schule rückhaltslos anzuschließen.

Schon die Zuccatis, in deren Ateliers Tizian zuerst in Venedig in die Lehre trat, folgten in ihren Mosaiken in der Markuskirche nicht mehr der byzantinischen Tradition, sondern schlossen sich an die modernen Maler an; und mit dem Anfange des 16. Jahrhunderts ist der Byzantinismus in den Mosaiken der Markuskirche vollständig verschwunden.

So kamen äußere und innere Gründe zusammen, um dem coloristischen Principe zum Siege zu verhelfen durch die beiden Schüler Giovanni Bellini's: Giorgione und Tizian. Giorgione's Geburtsjahr steht nicht fest: es scheint,

Digitized by Google

daß er an zehn Jahre älter als Tizian gewesen. Als er von Castelfranco, seiner Heimat, nach Venedig kam, brachte er schon nicht gewöhnliche Kunstfertigkeit mit. Er war der erste Künstler der venetianischen Schule, der den modernen Geist in dieselbe brachte, den Bruch mit strenger Kirchlichkeit, den Sinn für die Romantik des bürgerlichen Lebens, den Zug nach Farbe und nach Darstellung weiblicher Schönheit. Auch dem Fresco wandte er sich zu, das in Verona und Friaul schon früher als in Venedig geblüht hatte.

In der Zeit, als Giorgione schon ein bekannter Künstler war und Tizian zum ersten Male auftrat (1508) kam die Decoration des deutschen Kaufhauses (fondaco dei Tedeschi) auf die Tagesordnung. Wie es damals Sitte war, hatten die Deutschen in Venedig ihre Kirche (S. Bartolomeo) und ihr Kaufhaus. Nicht Fra Giocondo aus Verona, sondern ein Deutscher, Girolamo Todesco hat letzteres gebaut. Giorgione und Tizian, die beiden aufgehenden Gestirne, sollten es schmücken. Ihre Gemälde sind fast spurlos verschwunden; kleine Fragmente haben sich in der Akademie erhalten. Aber wir haben alle Beschreibungen der Fresken in Ridolfi und Sansovino. Wie es scheint, hatte sich an diesen Fresken die Rivalität Giorgione's und Tizians lebhaft gesteigert, Letzterer in der öffentlichen Meinung den Preis errungen; sie gingen seit der Zeit eigene Wege. Was Venedig über beide Künstler dachte, hat Lod. Dolce klar formulirt; — er nennt Giorgione einen Meister „di gran stima, ma di maggiore espettazione“ aber die Erwartungen, die man auf Giorgione setzte, wurden von ihm nicht vollständig erfüllt. Tizian war es vorbehalten, die Malerei in das gelobte Land des Colorites zu führen. Seitdem er auf dem Schauplatze erschien, blieb er in Venedig der erste; mancher versuchte sich neben Tizian, keiner über ihn zu stellen.

Das Leben Tizians ist ein volles reines Künstlerleben, vom Jahre 1476 an, wo er als neunjähriger Knabe zu seinem Onkel Antonio kam, bis zum 27. August 1576, an welchem Tage der neunundneunzigjährige Greis mit seinem Sohne an der Pest starb. Neunzig Jahre lebte Tizian in Venedig. Niemand konnte ihn bewegen, diese Stadt zu verlassen, nicht der Pabst, nicht Franz I., nicht Carl V., mit dem er auf vertrautem Fuße stand.

Als Tizian in die Malerei eintrat, lebten sie alle die großen Maler der Renaissance, Lionardo und Rafael, Correggio und M. Angelo; von der älteren Generation noch sehr viele, Bellini, P. Perugino, Fr. Francia, Mantegna; er überlebte sie alle; das Geschlecht, das der greise Künstler sah, war mit wenigen Ausnahmen, und dazu gehören natürlich Paolo Veronese und Tintoretto, ein schwächeres geworden. Aber auch in Paolo Veronese und Tintoretto traten Keime des Verfalles auf. Er allein stand aufrecht.

Digitized by Google

Rußlands Machtstellung in Asien.

Eine historisch-politische Studie von H. Vámbéry.

(Leipzig 1871.)

Als im verflossenen Winter zu einer Zeit, wo keine Stimme öffentlicher Interessen sich vor dem aus Frankreich herüberdringenden Waffenlärm hörbar zu machen vermochte, Rußland bei den Signatarmächten des Pariser Friedens vom Jahre 1856 eine Revision desselben beantragte, um sich jener der Entwicklung seiner Seemacht auf dem Schwarzen Meere so hinderlichen Beschränkungen zu entledigen, wurde die allgemeine Aufmerksamkeit urplötzlich von Westen nach Osten gelenkt. Mit verhaltenem Athem studierte man die Telegramme aus London und Petersburg, suchte die Tragweite der Intentionen Rußlands zu ergründen und seine Chancen auf Erfolg zu bemessen. Der Augenblick war günstig gewählt. Sollte eine europäische Conflagration daraus entstehen? — Der Ausgang einer solchen entzog sich jeder Muthmaßung — oder sollte bis dahin anerkanntes Völkerrecht ohne Weiteres nach Belieben des einen Paciscenten als Völkerwillkühr erscheinen? — Man hatte bei dieser Gelegenheit, wie schon so oft in dem an politischen Ueberraschungen überreichen siebenten Decennium unseres Jahrhunderts, wiederum Veranlassung, zu bedenken, wie weit die Uebertragung unserer das Privatleben regelnden Rechtsbegriffe auf die Verhältnisse der Politik gerechtfertigt ist oder nicht. Das Kriterium eines Vertrages ist die freiwillige Zustimmung beider Contrahenten; demnach sind die wenigsten völkerrechtlichen Verträge zugleich rechtliche Verträge, denn der Sieger unterzeichnet allerdings freiwillig, aber der Besiegte (in diesem Falle Rußland) unterzeichnet, weil er muß.

Außer England war es besonders Ungarn, wo das Begehren Rußlands allgemeine Erbitterung und Aufregung hervorrief. Man schien dort sehnlichst geharnischte Noten von Seiten Lord Granville's zu erwarten, um sie mit entsprechendem Säbelgerassel zu accompagniren. Die Alarmisten in Pest waren die Herren des Tages. Parturiunt montes, aber glücklicher Weise ging nicht ein ridiculus mus, sondern etwas Nützlicheres aus der Bewegung hervor, eine Brochüre über Rußlands Machtstellung in Asien aus der Feder des bekannten Reisenden H. Vámbéry, der vor allen Andern durch seine Studien und Reisen befähigt ist, die deutsche wie europäische Lesewelt über diesen Gegenstand aufzuklären. Er beklagt sich mit Recht über die allgemeine Unwissenheit in Betreff der Riesenwerke, welche Rußland mit beispielloser Energie und staunenswerthem

Digitized by Google

Geschick in Asien aufführt. Aber wir fragen: woher soll der des Russischen unkundige Leser seine Kenntniß schöpfen? Doch nicht etwa aus den dürftigen Notizen Petersburger Correspondenten, die gelegentlich in möglichst verstümmelter Form in unseren Zeitungen erscheinen? Wir stimmen durchaus mit dem Verfasser überein, daß das nichtrussische Europa ein Interesse daran hat, zu wissen, was in jenen Regionen vorgeht, und wir sind ihm für seine äußerst beherzigenswerthen Worte zu Dank verpflichtet.

An der Hand historischer Daten entrollt Vámbéry ein Bild von der Machtentwicklung Rußlands in südlicher und östlicher Richtung seit den letzten zwei Jahrhunderten. Obgleich gewiß kein Freund Rußlands wird er wider seinen Willen ein begeisteter Panegyriker desselben. „Die gigantischen Reiche Alexanders des Großen, Dschengiz Chans, Timurs, Nadirs und Napoleons I. hören auf, unsere Bewunderung zu erregen, wenn wir auf die Macht des Cäsaren an der Newa hinblicken. Denn was ist der größte Ländercomplex, den diese Welterschütterer mit Hülfe der launischen Fortuna zusammengekittet, im Vergleich zu jenem Reiche, welches das Haus Romanoff seit 180 Jahren vom ochotzkischen Meerbusen bis zur Weichsel und Donau begründete? Was erstere ohne sichere Basis in Glückeshast aufgebaut, mußte auch eben so schnell zusammenstürzen, während sich das Werk Rußlands erst jetzt auf dem sorgfältig gelegten Fundamente zu heben beginnt und schon mit seinen Schatten weit über jene hinausragt" (S. 2). Diese Bewunderung wird jedermann theilen, der mit dem Verfasser den Siegeszügen der Russen folgt, wie sie, ausgehend von dem zwischen Wolga und Dnieper gelegenen Großfürstenthum, zunächst ihre Grenze an das Schwarze Meer vorschieben, sich nach und nach Bessarabien, die Krim, das Asowsche Meer erkämpfend und mit der völligen Unterwerfung des Kaukasus in den letzten Jahren abschließend. Als soi-disant Erbe der Komnenen klopft das Haus Romanoff an die Thore Constantinopels; als höchster Schutzherr der griechischen Kirche begünstigt der Czar die Selbstständigkeit der Griechen, Serben und Rumänen, und läßt durch Agenten die Bulgaren und Bosniaken seiner Theilnahme versichern. Auch die Armenier, die Capitalisten des türkischen Reiches, träumen von Emancipation vom Halbmonde, von einem selbstständigen Reiche Armenien und die eine Partei derselben, die in dem Czar ihren Retter erkennt, bildet die eifrigsten und fähigsten Pionniere russischer Interessen in der europäischen und asiatischen Türkei. Der Kaukasus wurde die Straße nach Persien und schon 1828 annectirte Rußland im Frieden von Turkmantschai die nördlichen Dependenzen Persiens bis zum Araxes. Damit war die Verbindung zwischen dem Schwarzen Meere und dem caspischen See gedeckt und ein großer Theil des persischen Handels auf russisches Gebiet gelenkt. Das war aber nicht die einzige Errungenschaft; seit jener Zeit bis auf den heutigen Tag prädominirt russischer Einfluß in Teheran, und die Regierung des Shahs vertritt — freiwillig oder gezwungen — russische Interessen gegen Herât und Afganistan, das Grenzland Ostindiens.

Digitized by Google

Eine der wunderbarsten Partien russischer Geschichte ist ferner das keilförmige Eindringen in Central-Asien. Nachdem der Versuch, zwischen dem caspischen See und Aral-See hindurch gegen Chiwa zu marschiren, sich als unausführbar erwiesen, faßte man Fuß auf der östlichen Seite des Aral-See's an der Mündung des Jaxartes. Russische Dampfer gingen den Jaxartes hinauf; das nächstgelegene Reich, das Chanat Khokand mit seinen bedeutenden Handelsstädten, konnte nicht lange widerstehen, und das Chanat von Buchara ist in den letzten Jahren eine russische Dependenz geworden. Obgleich in letzterer Stadt noch ein nomineller Emir thront, ist er ein Spielball in den Händen der Russen und der Zerefshân (d. h. Goldgießer) ist heutigen Tages die südlichste Grenze Rußlands. Damit ist es Herr des mittelasiatischen Mesopotamiens, des Landes zwischen Oxus und Jaxartes und die Tage der westlichen Culturstätte, des Chanats von Chiwa sind gezählt. Das Zweistromland ist von Altersher von den arabischen Geographen zu den Paradiesen der Erde gerechnet. Der Reichthum und die Mannigfaltigkeit seiner Producte ist so groß, daß (mit Vámbéry zu reden) „es schwer wäre, in dem sonst so segensreichen und blühenden Europa ein Gebiet zu finden, das dem turkestanischen Steppenlande gleichgestellt werden könnte." Die demnächstige Erweiterung in dieser Richtung wird Kashgar und Jarkand verschlingen und Rußland wird vielleicht schon in wenig Jahren der Grenznachbar von Tibet, Kashmîr und Afganistan sein. — Mit China steht Rußland seit langer Zeit in vielfachen Verbindungen; es unterhält mit ihm einen regelmäßigen Handelsverkehr. In den letzten Jahren ist das ganze Amurgebiet den Chinesen abgenommen, und in nicht gar ferner Zeit dürften wohl auch die Mongolen ihren jetzigen Herrn, den Kaiser von China, mit den Kaiser von Rußland vertauschen. Mehr als die Hälfte von ganz Asien gehorcht dem Czar; er ist im Westen der Nachbar von Schweden, Deutschland und Oesterreich, im Osten der Nachbar von Japan und China. Und wie lange wird es dauern, bis Kosakenposten am nördlichen Fuß des Himalaja stehen! —

Es ist schwer, wenn man einem solchen Fluge von Ereignissen durch die Jahrhunderte hindurch folgt, sich fortwährend des Zusammenhanges zwischen Ursache und Wirkung bewußt zu sein. Eines aber steht fest: die Leistungen der Russen sind so enorm, daß die Geschichte ihnen nichts Analoges an die Seite zu stellen vermag. „Roms unfruchtbare Kämpfe mit den Partern, Frankreichs Kriege auf den Steppen Algiers und die Bemühungen der Pforte in den Wüsten Arabiens sind eitle Kinderspiele im Vergleiche zu dem, was Rußland auf seinem Zuge vom Ural bis zum Zerefshân mitmachen mußte" (S. 50). Auf dreierlei Ursachen läßt sich unseres Ermessens der Erfolg der Russen zurückführen: die einheitliche Regierung des ganzen Staatskolosses, taktisches und politisches Geschick und schonungslose Consequenz — drei Dinge, die dem religiös und politisch so vielfach gespaltenen Orient vollständig abgingen. Die russische Politik, deren Grundsätze seit zwei Jahrhunderten unverändert dieselben

Digitized by Google

geblieben sind, benutzt ihre eigenen Mittel und die Fehler der Gegner auf das umsichtigste und sie versteht es vortrefflich to improve the opportunity d. h. bei definitiver Erlangung eines Vortheils bereits den Samen zu neuen Vortheilen zu streuen. Die Avantgarde der Russen ist der Kosak, selbst ein Orientale und als solcher besonders geeignet, russische Civilisation, mit einer Lection über Schnapstrinken anfangend, unter Orientalen zu verbreiten; ihre Arrieregarde ist der Kaufmann, die Handelscompagnie. Die Russen verdrängen den einzigen europäischen Concurrenten, die Engländer, immer mehr von dem asiatischen Markt. Der Karavanenhandel zwischen Ostindien, Central-Asien und China, der fast ausschließlich in den Händen der Parsen von Bombay ist, dürfte in den nächsten Decennien ganz bedeutend an Terrain verlieren.

Aber nicht allein die Handelsinteressen Englands sind in jenen Gegenden durch die Russen gefährdet, sondern sein ganzes ostindisches Reich, ohne welches es aufhören würde, eine Großmacht zu sein. Wenn es überhaupt möglich war, den Fortschritt der Russen aufzuhalten, so hätte es früher geschehen müssen; jetzt ist es zu spät. Die englische Herrschaft im höchsten Norden Indiens ist nichts weniger als fest begründet, und die Afganen, deren sich die Engländer als eines Schildes gegen die Russen zu bedienen suchen, sind höchst unzuverlässig; endlose Zwietracht herrscht unter ihnen, und es dürfte kaum ein Meisterstück russischer Diplomatie erforderlich sein, um die Engländer auch aus diesem Felde, das ihnen schon einmal eine ganze Armee gekostet hat, zu verdrängen. Ob nun Rußland nach dem Besitze Indiens strebt oder nicht, wollen wir dahingestellt sein lassen; Vámbéry ist aber gewiß im Recht, wenn er die Ansicht ausspricht, daß es einem Nachbar Indiens leicht sein wird, in dies von Unzufriedenheit und revolutionären Ideen stark unterminirte Land einen zündenden Funken hineinzuschleudern und daß Rußland früher oder später dieser gefällige Nachbar sein wird. Die Engländer verstehen nicht das, worin die Russen Meister sind: mit Orientalen umzugehen. Ihre asiatische nicht minder als ihre europäische Politik zeigt die Symptome desselben Marasmus. Ganz außerordentliche Anstrengungen würden erforderlich sein, wollte sich Angloindien den russischen Bären vom Nacken halten; aber wir glauben nicht mehr an die Möglichkeit. „Wen die Götter verderben wollen, den schlagen sie mit Blindheit", und diese Blindheit ist bei den Engländern schon im höchsten Maße vorhanden. Die Unwissenhiit in England über Indien ist kraß, und jedes Jahr ertönen vereinzelte Rufe des Unwillens von Seiten weniger Fachmänner, wenn am Ende der parlamentarischen Sitzung das Budget Indiens, eines Reiches, halb so groß wie Europa, in wenigen Stunden abgehaspelt wird.

Wenn wir bisher den Ansichten Vámbéry's unbedingt beigestimmt haben, so können wir dagegen seinen Auseinandersetzungen über die Motive der russischen Politik, seinem Verdammungsurtheil über Rußland nicht beipflichten. Nach ihm sind die Russen Asiaten von Schrot und Korn, die „an allen Gebrechen und Lastern, die wir den Orientalen vorwerfen, noch hundertfach mehr kranken.

Digitized by Google

Rußland ist überall von asiatischer Eroberungslust, von Durst nach Macht, von unbändigem und unersättlichem Hunger nach Land angestachelt worden.." Nach ihm ist die asiatische Politik verwerflich von Anfang bis zu Ende. Angenommen aber, Rußland wäre nicht von Russen, sondern von Ungarn oder Deutschen bewohnt; sollten diese nicht genau dieselbe Politik nach Osten hin verfolgt haben? Wir würden im Gegentheil es unverantwortlich finden, wenn Rußland nicht von Anfang an seine Aufmerksamkeit darauf gerichtet hätte, jene großen Länder für seinen Handel und für die Entwicklung seiner Machtstellung in der Welt zu gewinnen. Der Erfolg zeigt, daß sie ihre Aufgabe richtig begriffen und angefaßt haben. Nach Vámbéry dürstet Rußland nach immer neuen Millionen von Unterthanen, „die man dann für die verlorene Unabhängigkeit als Ersatz mit der russischen Cultur zu entschädigen glaubt." Nun, wir sollten meinen, daß die Asiaten mit dem Eintausch russischer Cultur um den Preis ihrer „Unabhängigkeit" (?) ein sehr gutes Geschäft gemacht haben; damit können aber auch alle diejenigen einverstanden sein, welche keine Handelsinteressen in Central-Asien zu vertreten haben. Daß Rußland dort eine gewisse Civilisation verbreitet (man nenne sie unserthalben Russification), ist nicht zu läugnen; und das ist immerhin ein großer Fortschritt und ein großes Verdienst. Man braucht sich darum nicht für die Principien der russischen Regierung zu begeistern; man muß aber bedenken, daß ein solches streng autokratisch regiertes Volk viel mehr geeignet ist, der erste Civilisator von Asiaten zu sein, als ein unter liberaler Verfassnng lebendes Volk, denn Colonialpolitik und Liberalismus sind incompatible Größen.

Die Nutzanwendung der Vámbéry'schen Lehren ist nun speciell für Deutschland und Oesterreich-Ungarn berechnet. Indem wir Rußlands Ausdehnung gegen Osten verfolgen, ergiebt sich ganz von selbst die Frage: wird es nicht früher oder später seine Thätigkeit nach Westen richten? Wird der russische Bär, nachdem er Samarkand, Buchara und Khiwa verschlungen, nicht einmal nach Pest, Wien und Berlin Appetit bekommen? — Mit solchen Gedanken sucht der Verfasser seine Leser zu alarmiren, ja, er predigt offen den Deutschen, Oesterreichern und Engländern den Krieg gegen Rußland, um es für sein Attentat auf den Pariser Frieden zu bestrafen. Um dem Verfasser nicht Unrecht zu thun, muß man bedenken, daß er mitten in jener aufregungsvollen Zeit geschrieben hat. Mittlerweile hat sich jenes Unwetter verzogen, Rußland hat seinen Zweck erreicht und die Cabinete thaten wohl daran, durch Nachgeben einen casus belli zu umgehen.

Wir sind der Ansicht, daß die asiatischen Besitzungen Rußlands im Verhältniß zu ihrer Ausdehnung die Macht desselben nur in sehr geringem Maße vergrößern. Der Hauptvortheil derselben fließt den russischen Kaufleuten zu und das wird noch in viel höherem Grade der Fall sein, wenn einmal das Schwarze Meer, der caspische See und Aral-See, sodann die vielen Wasserstraßen Sibiriens und Central-Asiens durch Eisenbahnen mit einander verbunden

Digitized by Google

sind. Von eminent politischer Bedeutung ist allerdings die Station am japanesischen Meere, aber wesentlich gegen Japan und China; wir Europäer sind nur sehr indirect dabei betroffen. Die Hauptquelle russischer Militärmacht wird immer das europäische Rußland bleiben, nicht das mit spärlichen Millionen bevölkerte, wegen seiner enormen Entfernungen und klimatischen Verhältnisse nie besonders bewegliche Asien. Das asiatische Reich würde im Gegentheil zur Zeit eines Krieges mit Europa eine Hauptursache der Schwäche, vielleicht das Verderben Rußlands sein. Geschickten Agenten könnte es nicht schwer fallen, in vielen Theilen Asiens eine allgemeine Erhebung der unterworfenen Völkerschaften zu veranlassen und den Ghazevat gegen die „Christenhunde" zu predigen. Wenn man bedenkt, daß die zwei Factoren der Macht eines Reiches Einwohnerzahl und Organisation sind, so sollte man meinen, daß eine Combination von Deutschland und Oesterreich mehr als genügend ist, um uns jeder Furcht vor Rußland zu entheben. Beide Reiche können zu jeder Zeit ihre gesammte Streitmacht an die russische Grenze werfen, während Rußland niemals in der Lage sein wird, seine gesammten Heere zu concentriren, am wenigsten an der westlichen Grenze des Reiches. Außerdem haben die Russen im Westen sehr viel zu verlieren; ein einziger Feldzug könnte ihnen ihre Ostseeprovinzen sammt Petersburg kosten und die Finnen würden den Tag der Wiedervereinigung mit Schweden mit Jubel begrüßen.

Nach Vámbéry sind es drei Bollwerke, deren Europa zum Schutz gegen russische Uebergriffe bedarf: Integrität der Türkei, Aufrechterhaltung des Gebietes der ungarischen Krone und Herstellung des Königreichs Polen. Wir sind dagegen der Ansicht, daß es eines Polens nicht bedarf und daß die durch Ungarn repräsentirte Streitkraft hier nur in ihrer Eigenschaft als Theil der gesammt-österreichischen in Betracht kommt. Das Haupterforderniß ist ein mit sich selbst und mit Deutschland einiges Oesterreich; darin sehen wir die beste Gewähr für unsere Zukunft und für den Frieden Europa's.

Der Staat und die Beschlüsse des vaticanischen Concils.

(Aus München im December.)

Eine in diesen Tagen ausgegebene Schrift: „Hinschius, die Stellung der deutschen Staatsregierungen gegenüber den Beschlüssen des vaticanischen Concils" (Berlin, Guttentag, 95 S.) macht bei uns um so größeres Aufsehen, als darin die bairischen Verhältnisse nicht nur mit größter Sachkenntniß und Ausführlichkeit, sondern gewissermaßen sogar als Kernpunkt des Streites behandelt werden und das Verfahren unseres Cultusministers v. Lutz im Zusammenhalt mit seinen Erklärungen einer ebenso einläßlichen als objectiven Kritik unterzogen

Digitized by Google

ist. Wir halten die Schrift überhaupt geradezu für ein sehr wesentliches Moment in der Bewegung, gerade weil Hinschius als Protestant gewissermaßen unbetheiligt und deßhalb etwas objectiver ist als der eine oder andere von den Kirchenrechtslehrern, welche zu der Frage Stellung genommen haben. Materiell kommt er im Allgemeinen durchaus auf die nämlichen Resultate wie z. B. Schulte. Jedenfalls ist dem Verfasser die vollste äußere Ruhe in der Diction nicht abzusprechen, wenn er auch die altkatholische Bewegung hoch willkommen heißt. Diese Sympathie hält ihn in keiner Weise ab, auch den Neukatholiken gerecht zu werden und vor zu weit gehenden legislatorischen Maßregeln gegen sie zu warnen.

Was die allgemeine Beurtheilung der Bewegung betrifft, so constatirt Hinschius, daß dieselbe „großartige Dimensionen in Deutschland noch nicht angenommen habe". Der Altkatholikencongreß in München sei zwar zahlreich besucht gewesen, allein die durch die Delegirten auf demselben vertretene Zahl der Katholiken überhaupt eine immerhin geringe, so daß dem Congresse nur die Bedeutung des Anstoßes beigemessen werden könne; hoffentlich werde er auch diesen Anstoß zu einer entschiedenen und weiter um sich greifenden Bewegung geben, wenn das Programm auch zum Theil besonders rücksichtlich der Anerkennung des päpstlichen Primats (in welcher seiner Entwicklungsperioden?) und der versprochenen Reform gar zu allgemein gefaßt sei. Obwohl übrigens auch heute noch „die Partei der Altkatholiken die geringere und schwächere, und obwohl es überhaupt zweifelhaft bleibt, ob sie einen hervorragenden und entscheidenden Einfluß auf das Volksleben auszuüben im Stande sein wird", so haben nach seiner Ansicht doch die deutschen Staatsregierungen unter allen Umständen die dringendste Verpflichtung, ordnend in die Verwirrung einzugreifen und vor allem das moderne Staatsrecht vor dem mit vollen Jesuitensegeln angestrebten Umsturze zu retten. Was die bisherigen Schritte der Staaten betrifft, so wird, da das Reichsgesetz gegen Kanzelmißbrauch noch in keiner Weise behandelt werden konnte, außer dem preußischen Cultusministerialerlaß in der Wollmanischen Affaire, nur das bairische Vorgehen aufgeführt. So wird u. A. in einem eigenen Capitel „die Unmöglichkeit eines rein defensiven Standpunktes" (wie v. Lutz ihn unter Anderem einmal als sein Princip verkündet hatte) nachgewiesen und mit Rücksicht auf das Laviren im Gebiete des Eherechts hervorgehoben, daß der Ausweg des Tridentiner Concils schon deßhalb ein verzweifelter Behelf sei, weil es immer fraglich bleibe, ob das „Ueberrumplungsexperiment" im einzelnen Falle gelingt und weil es sicher „des Staates unwürdig" sei, seine Bürger zu solchen Nothbehelfen zu zwingen. Von der Lutzischen Interpellationsantwort ist wörtlich gesagt: „Mit dieser bedeutsamen Kundgebung ist vorerst nur eine feste Position gegenüber den Angriffen der Neukatholiken auf die Anhänger der früheren Lehre eingenommen, keineswegs sind jedoch die Grundsätze, welche die Regierung in Betreff der positiven Regulirung der Verhältnisse der Neukatholiken und in Betreff der

Digitized by Google

Auseinandersetzung der beiden Verträge zur Anwendung bringen will, des Näheren angegeben". Darum sagt Hinschius mit vollem Rechte, es werde bei solcher Sachlage seine Schrift und seine Vorschläge nicht zu spät kommen.

Zunächst wird die Unhaltbarkeit des Standpunktes der Regierung erörtert, falls sie sich bloß auf die Illegitimität des Concils sowohl was Zusammenberufung als was Freiheit der Berathung betrifft, oder auf die Neuheit des Dogma's und der Veränderung der katholischen Kirche stützen wollte. Dahingegen wird die Lage der bairischen und sächsischen Regierung als eine günstigere, wenn auch keineswegs ausreichende anerkannt, indem in beiden Königreichen das Placet verfassungsmäßig besteht und dessen theilweise d. h. in Baiern höchst krasse Verletzung eine klarere Position geschaffen hat.

Was Oesterreich, abgesehen von Ungarn, betrifft, bemerkt der Verfasser, „daß nach dem freilich aufgehobenen Concordat der Staat kein Recht des Placet besessen hat. Da aber weder die vor dem Concordate gültig gewesenen, durch das Concordat aufgehobenen Gesetze wieder in Wirksamkeit getreten, noch auch neue beschränkende Bestimmungen erlassen sind, so ist hier bis jetzt an der durch das Concordat geschaffenen Lage nichts geändertow rden".

Es versteht sich übrigens, daß hiemit nur die factische Lage gemeint ist, und daß die vollste legislatorische Freiheit des österreichischen Staates hiedurch in keiner Weise in Zweifel zu ziehen versucht wird, noch werden kann.

Die Vorfrage des Hauptthema's, die Frage nämlich, ob ein einseitiges Vorgehen der Regierungen gegenüber der katholischen Kirche rechtlich statthaft sei, wird in casuistischer Weise von allen möglichen Seiten beleuchtet und immer bejaht. Kein Concordat, keine Circumscriptionsbulle könne die Regierungen hieran hindern. Denn nur irriger Weise wurde unter den staatlichen Verhältnissen seit Anfang dieses Jahrhunderts auf die Natur eines „zweiseitigen Vertrags" gepocht. Es könne zwischen dem Souverain und einem dessen Souverainetät unterworfenen Rechtssubjecte keinen „Vertrag" geben, vermöge dessen der Souverain auf sein Gesetzgebungsrecht zu Gunsten des Unterthanen verzichte. Der Papst habe nicht als Souverain mit dem Souverain des betreffenden Staates pactirt sondern lediglich als Repräsentant der der Souverainetät des betreffenden Staates unterworfenen katholischen Kirchengesellschaft. Wie übrigens auch die päpstliche Curie selbst schon zeitweise und im Gegensatze zu den damaligen Ansichten der Regierungen feierlich erklärt hat, so mußten auch die Staatsregierungen jenen Verträgen als solchen die bindende Natur absprechen, wie ja Oesterreich durch Aufhebung des Concordats bereits gethan.

Ehe Hinschius an die Formulirung seiner diesbezüglichen Vorschläge geht, unterwirft er das neue Dogma einer eben so ausführlichen als geistreichen und schlagenden Erörterung, indem er Capitel III und IV der Constitution: „Pastor aeternus" vom 18. Juli 1870 zumeist theils übersetzt, theils wortwörtlich

Digitized by Google

anführt. Hieran knüpft sich sodann als Hauptpunkt der ganzen Untersuchung die Frage nach der Natur der Encyclika zusammt dem Syllabus. Nach der entscheidendsten Stelle in Cap. IV des Concilsbeschlusses gehören zur Infallibilität eines päpstlichen Ausspruchs vier Requisita: der Papst muß etwas feststellen 1. als Hirt und Lehrer aller Völker, 2. kraft seiner apostolischen Autorität, 3. mit bindender Kraft für die ganze Kirche, 4. in Bezug auf Glaube oder Sitten. Bei der Encyclika mit Syllabus nun seien alle diese Requisita, besonders auch das vierte (weil Glaubenssätze statuirend), vollauf gegeben. In der Bulle „quanta cura" vom 8. December 1864 (der sogenannten Encyclika) ist zwar der Syllabus nicht ausdrücklich erwähnt, allein derselbe ist gleichzeitig mit derselben und zwar nach einem Schreiben des Cardinals Antonelli vom gleichen Tage an sämmtliche Bischöfe auf Befehl des Papstes erlassen. Der Syllabus giebt überdies nach seiner ganzen Fassung, Anordnung und Artikelreihenfolge sagar nur eine nähere Erläuterung zu den in der Bulle reprobirten Meinungen und erscheint hiernach geradezu als integrirender Bestandtheil der Bulle selbst.

Daß nun Syllabus mit Encyclica das ganze moderne Staatsrecht umstößt und alle Staatsordnung geradezu auf den Kopf stellt — das getraut sich heut zu Tage kein Mensch mehr ernstlich zu bestreiten. Man sucht deßhalb Ausflüchte z. B. als seien hier bloß theoretisirende Wünsche unmaßgeblichst zusammengestellt u. dgl. — Die deutschen Bischöfe haben allerdings selbst die Eigenschaft einer ex cathedra erlassenen Satzung bestritten, indem ein von ihnen im Mai 1871 erlassener Hirtenbrief nur eine einzige Bulle als dogmatische Satzung anerkennt, nämlich die Bulle „Unam sanctam" von Bonifacius VIII. Allein der Bischof von Regensbnrg, welcher auch diesen Hirtenbrief mit unterzeichnete, hat bereits am 22. September 1870 einen Hirtenbrief erlassen, worin ausdrücklich die Encyclica als unfehlbare Lehrentscheidung also als ex cathedra erlassen und per sese geltend publicirt wurde.

„Selbstverständlicher Weise (sagt Hinschius) hat der Papst die mit den Lehren des Syllabus nicht vereinbare österreichische Verfassung vom 21. December 1867 und die auf Grund derselben erlassenen Gesetze vom 25. Mai 1868 über die Ehe, die Schule und das Verhältniß der Religionsgesellschaften zu einander in der päpstlichen Allocution vom 22. Juni 1868 als „äußerst (vehementer) verwerfliche und verdammte abscheuliche Gesetze" verworfen und „die Urheber derselben, welche sich Katholiken zu sein rühmen, und welche keinen Anstand genommen haben, die erwähnten Gesetze und Acte vorzuschlagen oder zu verfassen oder zu approbiren oder auszuführen", mit jenen Censuren und kirchlichen Strafen bedroht, „welche die apostolischen Constitutionen und die Festsetzungen des allgemeinen Concils gegen die Beeinträchtigung der Rechte der Kirche als von selbst eintretend verhängen".

Ueberhaupt, daß es der streitenden Kirche, ihren Stützen, die Jesuiten voran, weder an Willen und Muth, noch aber auch an Macht fehle, die

Digitized by Google

Ansprüche der Kirche, wie sie in Encyclica und Syllabus, übrigens ja auch in dem Concilbeschluß selbst niedergelegt sind, gewaltsam ins Leben einzuführen, jedenfalls einen auch schon an sich verhängnißvollen Versuch zu wagen, weiß Hinschius in sehr plausibler Weise auszuführen. Nur Eine Rettung bleibe: nicht etwa die „Freiheit der Kirche", sondern Trennung des Staates von der Kirche. Zur Neuordnung des Verhältnisses macht nun Hinschius allseitig wohl zu erwägende Vorschläge, von denen einer schon jetzt im ganzen deutschen Reiche zum Gesetze erhoben ist, durch den sogenannten Kanzelstrafparagraphen. Wir heben nur die wichtigsten hervor, so, Aufhebung aller staatlichen Vorrechte der Bischöfe und Geistlichen sowie des Kirchenguts, Einführung der obligatorischen Civilehe und staatlicher Civilstandsregister, Nichtzulassung der Neukatholiken in allen staatlichen und Comunalschulen als Religionslehrer, Ausschluß des neukatholischen Religionsunterrichtes von den genannten Schulanstalten, Beseitigung der katholisch-theologischen Facultät an den Universitäten, Einziehung der Dotationen aus Staatsfonds zur neukatholischen Kirche, Verbietung der Jesuiten und verwandter Orden und Congregationen, Beschränkung der religiösen Orden überhaupt. Dagegen sei den Neukatholiken zu gestatten: der öffentliche Gottesdienst, Vermögensfähigkeit ihrer kirchlichen Institute; endlich habe der Staat auf seine Mitwirkung bei Bischofsernennungen, auf die Genehmigung von Pfarreiverleihungen, auf einzelne Nominationsrechte, auf Concurrenz bei Verwaltung des Kirchengutes u. dgl. zu verzichten.

Dem im Stande der Nothwehr befindlichen Staate wird zur herzhaften Inangriffnahme dieser Gesetzesänderungen Muth zugesprochen und vorgestellt, wie die objective Lage gar nicht günstiger sein könnte, da weder die Alt- noch Neukatholiken einen Rechtsanspruch auf den status quo hätten. In den Placet-Ländern übrigens stünde die Sache anders und einfacher. Hier hätten die Neukatholiken insbesondere, soferne nicht sie sich als besondere Secte constituiren, gar keine Berechtigung, während zur Zeit die Altkatholiken allein als die berechtigten Katholiken betrachtet werden müßten. Aber — nur keine neuen Halbheiten! Der bereits in hellen Flammen stehende Streit sei ja nicht vom Staate gesucht worden, indem umgekehrt die Regierungen den Papst vor dem 17. Juli 1870 feierlichst gewarnt haben. „Mit einer unentschlossenen und unentschiedenen Politik schiebt man den Streit nicht hinaus, vielmehr werden die Ultramontanen nur desto selbstbewußter und rücksichtsloser auftreten, je weniger Thatkraft die einzelnen Regierungen ihnen gegenüber an den Tag legen." Und für so wichtig hält Hinschius die eingreifende Thätigkeit des Staates in dieser Krisis, daß er auf denselben Gedanken noch einmal am Ende der Broschüre mit feierlichen Worten zurückkommt. (S. 93.)

Nur noch einiges Specielle erlauben Sie mir anzudeuten. Hinschius verwirft in einer „mit Rücksicht auf Zeitungsnachrichten über die Ausarbeitung des preußischen Gesetzentwurfs" noch bei der Druckcorrectur beigefügten Anmerkung (S. 87) sowohl die Noth- als die facultative Civilehe ausdrücklich

Digitized by Google

und motivirt. Was das Kirchengut betrifft, wird vorgeschlagen, das gesammte Pfarrvermögen nebst den Fonds und Gütern der in den Pfarreien bestehenden einfachen Beneficien und Stiftungen dann den Altkatholiken zuzusprechen, wenn sich die Majorität der Gemeinde für die altkatholische Lehre ausspricht und umgekehrt. Aehnlich bei Klöstern und Congregationen sowie bei Collegialcapiteln. Bezüglich der Bisthümer, Capitel und der unter bischöflicher Verwaltung stehenden Bildungs- und sonstigen Diöcesananstalten bleibe nichts anderes übrig als Theilung pro rata, bei Leichenäckern endlich werde mit Rücksicht auf die neukatholischerseits ausgesprochenen Excommunicationen kein anderer Ausweg gelassen sein, als eine örtliche Ausscheidung.

Ueber die Frage des Austritts aus der Kirche sagt unser Verfasser: „So lange es in den deutschen Staaten bei den bisherigen Gesetzgebungen bleibt, d. h. so lange die Gesetzgebungen nur eine berechtigte katholische Kirche kennen, erscheint die Taktik, selbst nicht auszutreten und solches dem anderen Theile zu überlassen, für jede der Parteien geboten. Die Gesetzgebung, falls sie sich nicht zur Aenderung entschlöße, trüge also die Schuld der Fortdauer des unnatürlichen Zustandes. Raffe sich aber die Gesetzgebung zu einem Entschlusse auf, so müsse die Frage, wer auszutreten hat, alsbald entschieden werden. „Meines Erachtens sind es die Altkatholiken, welche ihren Austritt kund zu thun haben, n. zw. deßhalb, weil die Neukatholiken dadurch, daß die sämmtlichen katholischen Bischöfe zu ihnen gehören, und sie die zahlreichere Partei bilden, schon den Vortheil der festen Organisation besitzen, also eher anzunehmen ist, daß derjenige, welcher sich nicht ausdrücklich lossagt, in dem bisher bestehenden Verbande bleibt, zumal den Altkatholiken bisher jede Geschlossenheit fehlt.

Zum Schlusse wollen wir nicht die Andeutung unterlassen, daß man in Baiern keineswegs durchgängig mit dem Vorschlage des Theilungsmaßstabes u. dgl. einverstanden ist. Es ist auch zu bedenken, daß die bairische Verfassungsurkunde vom Jahre 1818 casuistische Bestimmungen über gleichheitliche Theilung des Kirchengutes, jedenfalls der Kirchengebäude zwischen zwei an sich berechtigten Confessionen ohne Rücksicht auf die größere und geringere Zahl der in jeder der Confessionen begriffenen Angehörigen enthält. Die Zahl ist wohl auch an sich wegen des Schwankens der Theilnehmer zur einen und andern Zeit ein zu unverlässiger Maßstab. Dr. E. Bezold.

Digitized by Google

Die Styltendenzen im Kunstgewerbe.

Studien bei Gelegenheit der österreichischen Kunstgewerbeausstellung.

III.

Neben der gebrannten Erde ist das wichtigste Material der Gefäßbildnerei das Glas. Die Kunstgeschichte des Glases ist weit einfacher als die der vielgestaltigen keramischen Techniken, die Mannigfaltigkeit der „Glassorten" von heute hat auch nicht einen so ausgetretenen historischen Boden, wie die verschiedenen Gattungen der Thonarbeiten, die die Gegenwart kaum um eine einzige Species bereichert hat, es ist deßhalb beim Glase nicht so leicht in allen Fällen möglich, auf historische Analogien zu recurriren.

Der künstlerisch formale Ausdruck der natürlichen Eigenschaften des Glases läßt sich aber von zwei verschiedenen Grundprincipien aus ableiten, je nachdem man das Glas entweder als eine ursprünglich weiche, schmelz- und dehnbare Masse, oder als einen krystallartigen Körper, der seine Form durch Schleifen und Bearbeiten im harten Zustande erhalten hat, denkt. Das antike Glas vorläufig bei Seite gelassen, sehen wir im Venetianer-Glase des 15. bis 17. Jahrhundertes, dessen Formengebung zumeist durch die Processe des Blasens, Ziehens Löthens bewirkt wird, den Schmelzstyl in seiner Reinheit, im böhmischen Glase des 17. und 18. Jahrhunderts den Schleifstyl[1]) hauptsächlich ausgebildet. Es ist übrigens technisch genommen selbstverständlich, daß auch das geschliffene Glas ursprünglich weich war, dieses Stadium der Erzeugung ist aber im fertigen Produkt durch die nachträglichen Proceduren unkenntlich gemacht.

In älteren Perioden hat man für die aus diesen Unterschieden sich ergebenden verschiedenen Stylbedingungen ein ziemlich deutliches Gefühl bewahrt, so daß beispielsweise die böhmischen Gläser selbst noch aus dem Ende des vorigen und Anfang dieses Jahrhundertes recht gut als nachahmenswerthe Muster dienen können. Erst der neueren Zeit blieb es vorbehalten, hierin eine wahrhaft barbarische Confusion zu Wege zu bringen. Alle möglichen neuen chemischen und mechanischen Erfindungen wurden zu Hülfe gerufen, um die einfache und edle Natur des Glases zu verunstalten. Diesen Stoff, dessen sprüchwörtlicher Vorzug die Klarheit und Reinheit ist, hat man zuerst durch allerlei Beimischungen opak

[1]) Dieser verdankt seine Entstehung speciell in Böhmen wohl zumeist den Nachwirkungen der in Prag unter Kaiser Rudolf II. blühenden Bergkrystallschleiferschule.

Digitized by Google

gemacht, wobei ein Hauptaugenmerk darauf gerichtet wurde, die Farben so absolut als nur möglich herauszubringen, wie sie sonst in der ganzen organischen und unorganischen Natur nicht wieder vorkommen, daher denn ein solches grünes oder blaues Geräth in jedem Ensemble sich wie ein bunter Klex ausnimmt.

Nun mußte auch die Oberfläche des Glases, deren schönste Eigenschaft in ihrer Indifferenz gegen äußere Einflüsse, gegen Schmutz nnd Staub beruht, der neuen „Verbesserungen" theilhaftig werden. Sie wurde mattgeschliffen, theilweise oder auch ganz vergoldet, mit natürlich stylloſen Landschaften, Figuren, Löwen, Vögeln, Pudeln und Elefanten bemalt. Alles das in dem von den Porzellanmalern erborgten stumpfen und glanzloſen Cassettenemail. Eine Fabrik suchte die andere in „Nouveautées" zu überbieten, bei welchem Wettkampf stets neue Abgeschmacktheiten zu Tage gefördert wurden, bis denn endlich das schöne böhmische Glas, vom künstlerischen Standpunkt aus, von dem wir hier allein reden, die allertraurigste Rolle spielte. Mitverursacht scheinen uns diesen Verfall neben verschiedenen anderen, deren Auseinandersetzung hier zu weitläufig wäre, zwei Umstände zu haben, von denen der eine, wenn er richtig benützt worden wäre oder benützt würde, vielleicht gerade die Quelle eines neuen Aufschwunges dieser Manufaktur werden könnte. Daß die völlige Geschmacklosigkeit in solchem Grade eingerissen ist, hat zum großen Theil wohl seine Ursache darin, daß man bei der Fabrication den Chemiker und künstlerisch ungebildeten Technologen das erste Wort reden ließ, ein Mißgriff, an dem z. B. auch die Wiener Porzellanfabrik zu Grunde ging, andererseits auch an dem bisher herrschenden Mangel an Künstlern und Zeichnern, die eine klare Idee von ihrer Aufgabe und deren Lösung hatten. Daß aber die Glasmanufactur sich überhaupt in Gebiete begeben konnte, die ihrem eigentlichen Wesen fremd sind, davon möchte vielleicht der Umstand Ursache sein, daß die Deckung des Bedarfes an opaken Zier- und Prunkgefäßen, den seit dem gänzlichen Verfalle der Fayenceerzeugung das Porzellan nicht allein befriedigen konnte, theilweise vom Glase verlangt wurde, an dieses also die Forderung herantrat, sich gewissermaßen selbst zu verläugnen. Daß es auch dafür eine künstlerische Lösung giebt, ist klar. Für das undurchsichtige, mehrfärbig überfangene Glas haben wir die natürlichste Analogie in den aufeinander gelagerten Farbenschichten einer Pietra dura camée, eine Beziehung, die beispielsweise in der berühmten Portlandvase des brittischen Museums und in ähnlichen Werken des Alterthumes ihre wahre Verwerthung gefunden hat. Die Zumuthung, um solche „gelehrte Sachen" sich zu kümmern, erschien aber noch vor kurzem, und erscheint vielen der Kunstindustriellen auch noch jetzt einfach als Marotte studirter Theoretiker. Sie helfen sich besser allein. Sie nehmen zum Beispiel durchsichtiges Glas als Unterlage, pappen einige opake Felder darüber, die dann natürlich wie in der Luft hängen, schleifen, vergolden und bemalen darauf los — Mehr kostet mehr, Weniger kostet weniger — wo es gerade hinkommt, ohne Plan und Ziel, bis ein Ding zu Tage tritt, von dem man sagen kann, daß es an Sinnlosigkeit seines Gleichen in der ganzen Jahrtausende alten Vergangenheit der

Digitized by Google

Kunstgewerbe nicht hat. So ist es vielfach noch beschaffen, und wer etwa glaubt, wir übertreiben, dem wird es nicht schwer werden, sich nach Belegen für das hier Gesagte umzusehen.

Es bleibt nur zu hoffen, daß alles dies durch das Bessere, das langsam aber doch sichtbar sich Bahn bricht, verdrängt werden wird. Und das Bessere ist vorhanden, zuerst in vielfachen Uebergängen, die die dämmernde Einsicht bekunden, daß etwas Anderes angestrebt werden muß als bisher geleistet wurde — Uebergänge, die sich als solche durch die große Unsicherheit charakterisiren, die neben dem theilweise Gelungenen dem vom Grunde aus Verfehlten seinen Platz läßt; ja selbst häufig erscheint an einem Stück ein guter Anlauf genommen, der dann wieder durch eine ganz unglückselig angebrachte Zuthat wettgemacht wird. (So z. B. schwere bronzene Henkel, mitten, und ohne Verbindung mit dem Fuß, aufgeschraubt auf einem sonst nicht übel gezeichneten, fein desſinirten, großen und dünnen Glaskrater!)

Zu diesen Uebergängen zählen wir auch gewisse Nachahmungen alter Glasarbeiten, so jene grünen Humpen und Becher, mit Emailfarben bemalt, wie die deutschen Fabricate des 16. bis 17. Jahrhunderts, ferner Vieles, was sich mehr oder minder deutlich an Venetianer Glas, an den böhmischen Glasstyl des vorigen Jahrhundertes anlehnt und Aehnliches mehr; im opaken Glas sehen wir sogar Reminiscenzen an die Bleu du Roy Porzellane von Sèvres verwerthet — was Alles an sich gut zu nennen ist, wenn es mit Verständniß, mit voller Berücksichtigung der Eigenthümlichkeiten sowohl des Vorbildes als auch der entsprechenden nothwendigen Umgestaltung dieser Eigenthümlichkeiten geschieht. Neben dem Allen ist aber, namentlich im Genre des geschliffenen Krystallglases, Einzelnes vorhanden, das einen wirklichen, greifbaren Fortschritt, als Frucht bewußter und selbstständiger künstlerischer Tendenzen, bekundet. En tête der künstlerischen Reform der Glasindustrie in Oesterreich stehen die gemeinsam arbeitenden Firmen J. Lobmeyr in Wien und Meyr's Neffe in Adolf.

Vor allem hervorragend und unserer Meinung nach überhaupt der Glanzpunkt der Ausstellung ist das Glasservice, das von den Genannten und dem Juwelier Ratzersdorfer nach Zeichnungen von Prof. Storck im Auftrage Sr. Majestät des Kaisers ausgeführt wurde. Es ist durchaus als Schleifglas behandelt und lehnt sich an den Styl der metallmontirten Bergkrystallarbeiten vom Ende des 16. Jahrhunderts an. Die Formen sind von höchster Eleganz und Feinheit der Contour und diese zeigt, daß Storck sich mit Sicherheit auf jener engen Grenze bewegt, die zwischen dem Zuviel und Zuwenig in der Durchbildung der Gliederung eines Gefäßes besteht. Die Ornamentation, Acantusmotive mit Festons und Guirlanden, ist von schöner Vertheilung und in wirklich vollendeter Weise auf sogenannten „vollen Glanz" eingeschnitten. Das Verdienst einer so reinen Ausführung, wie hier, erscheint um so größer, wenn man bedenkt, daß das Glas, trotz oder vielmehr wegen seiner geringeren Härte, da wo es auf Vollkommenheit der Details ankommt, ein im Schliff eigentlich schwieriger

Digitized by Google

zu behandelndes Material ist, als der Bergkrystall. Dieser setzt nämlich dem Schleifrade mehr Widerstand entgegen und gestattet zwar eine etwas langsamere, aber minutiöse und sorgfältige Durchführung viel eher als Glas, bei dem jeder Angriff mit dem Schleifmittel sofort tief eindringt. Die Randeinfassungen, Verbindungsstellen, Knöpfe u. dgl. sind von translucid emaillirtem Golde, und mit der weisen Beschränkung angebracht, die allein dazu dient, das an sich Edle auch als vornehm zu charakterisiren.

Wir stehen nicht an, diese Gläser zu dem Besten zu rechnen, das in neuerer Zeit auf dem Gebiete der ornamentalen Kunst gemacht worden ist — wo wir aber mit unserem Lobe so rückhaltlos sind, fühlen wir uns verpflichtet, auch unser kleinstes Bedenken nicht zu verschweigen. Es betrifft eine Nebensache, die grünen Weingläser, die sogenannten „Römer". Wir finden es nicht gerechtfertigt, daß man auch an diesen geschliffene Verzierungen angebracht hat, denn die übliche Gestalt des Römers ist wesentlich aus dem reinen Schmelzstyl hervorgegangen, zu diesem aber passen derartig tiefgeschliffene Ornamente nicht, weil sie, wie man etwa es kurz andeuten könnte, ihre Motivirung in einem andern Bildungsprincipe des Glases haben [1]).

Ueberdies ist der „Römer" eine so prononcirte „historische Individualität", daß man ihn füglich nicht mit Neuerungen behelligen sollte, und alle Fachleute werden bestätigen, daß nur dort, wo Wein und Römer echt, auch beide „schön" sind.

Nebst diesen Schaustücken haben Lobmeyr und Meyr's Neffe Suiten vortrefflicher Gebrauchsobjecte geliefert, bei denen die schönen Qualitäten des böhmischen Glases zur vollen Wirkung kommen. Man kann dabei beobachten, wie schon allein das einfachste aber gut aufgebaute Formschema den simpelsten und billigsten Gegenstand sofort in den Kreis der echten Kunstproducte zieht — es ist die unbewußte aber desto sicherere Befolgung der Bildungsgesetze, die den volksthümlichen Industrien, wo sie sich unbeirrt erhalten haben, ihren eigenthümlichen Reiz verleiht.

Aber gerade im Einfachsten diese Gesetze mit Bewußtsein zu befolgen, ist eine viel schwierigere Aufgabe als man gemeinhin denken möchte — wir stellen daher erreichte Resultate in solcher Hinsicht beinahe eben so hoch als das Verdienst, complicirte künstlerische Aufgaben mit Erfolg gelöst zu haben.

Neben dem schon Erwähnten zeigen auch namentlich manche Fabricate der Firmen Ullrich u. Comp. und Schreibers Neffe Bestrebungen in analoger Richtung.

Wir können hier unmöglich auf die ohnehin schwer mit bloßen Worten darzustellenden Details eingehen, und müssen uns damit begnügen, daß im Allgemeinen Wünschenswerthes schon erzielt — aber noch genug zu thun übrig bleibt.

Fr. Lippmann.

---

[1]) Die Venetianer Fabriken haben statt des Schleifens der Ornamente sich eines Mittels bedient, das sehr gut mit dem Wesen selbst des zartesten Schmelzglases vereinbar ist, nämlich des leichten Einritzens der Verzierungen mittelst Diamant. Einen ähnlichen Effect könnte man auch mit dem in neuerer Zeit in Aufnahme gekommenen Aetzen des Glases erzielen.

Digitized by Google

* Geschichte Wiens. Von Karl Weiß, Archivar und Bibliothekar der Stadt Wien. Mit zwei Plänen, zwei Ansichten und 18 Holzschnitten. Ein Band in zwei Abtheilungen. 278 und 417 Seiten. 8. Wien 1872. Verlag von Rudolf Lechners k. k. Universitätsbuchhandlung. Der gegenwärtige Zeitpunkt ist dem Erscheinen einer Geschichte Wiens, welche für das Volk und nicht bloß für die gelehrten Kreise bestimmt ist, überaus günstig. Es sprechen nicht nur dafür — wie der Verfasser in der Einleitung auch bemerkt — die mächtige Umgestaltung in allen politischen und socialen Verhältnissen der Stadt, die gewaltigen Veränderungen auf allen Gebieten ihres geistigen Lebens, welche neue Gesichtspunkte für die Beurtheilung des inneren und äußeren Entwicklungsganges des ganzen Gemeinwesens eröffnen, sondern auch die Erneuerung ihres architektonischen Bildes durch die ungeheuere Bauthätigkeit, die an der Stelle der früheren Glacis, Basteien, Thore und Gräben, Paläste und Zinscasernen für ein opulentes Bürgerthum hervorgezaubert hat und noch immer Tausende von Menschenkräften in regster Thätigkeit erhält, manche classische Stätte innerhalb und außerhalb der alten Stadt nivellirt und modernisirt hat, kurz der ganze jetzige Umwandlungsproceß in den Geistern und daher auch in den Formen.

Verfasser und Verleger konnten somit von vornherein auf eine weite Verbreitung eines solchen Buches rechnen. Die alte Wiener Bürgerfamilie, die in der heranstürmenden Fluth einer neuen Zeit gerne das Wien der Vergangenheit und seine Geschichte sich öfter vor Augen führen, der Lehrer, der in der Schule die Jugend auf der Väter Thaten warnend oder aufmunternd weisen will, der Fremde, der sich hier niedergelassen hat und in Wien nicht bloß die Stadt seiner Interessen erkennt: sie alle werden mit Freuden danach greifen.

Weiß' Geschichte Wiens hat auch wirklich im Publicum großen Anklang gefunden und noch während der Ausgabe der ersten Lieferung war eine Erhöhung der ursprünglich fixirten Auflage nöthig geworden, ein Beweis für das thatsächliche Bedürfniß dieses Buches, andererseits für das Vertrauen, welches dem Namen und der Stellung des Verfassers entgegengebracht wurde.

Man darf bei der Beurtheilung der geschichtlichen Darstellung einer so altehrwürdigen Stadt mit einer so reichen historischen Vergangenheit nicht verkennen, mit welchen besonderen Schwierigkeiten die systematische und formelle Bewältigung des umfassenden Materials, das immer noch nicht erschöpft ist, für eine Epoche abgeschlossener, für eine andere mangelhafter vorliegt, für eine dritte wieder erst der Sichtung bedarf, gerade bei einem guten Volksbuche, das nicht durch einen gelehrten Apparat glänzen kann, verbunden ist. Auch der Verfasser des angezeigten Werkes stand unter diesem Banne und vermochte über manche Klippe nicht ganz ungefährdet hinwegzukommen, wogegen ihm aber immer noch sein Verdienst um den beabsichtigten Zweck, Belehrung in weiteren Kreisen, ungeschmälert bleibt, und nicht minder der Dank derjenigen, die jeden solchen Beitrag zur Bildung dieser Kreise freudig begrüßen.

Das Werk zerfällt in zwei ungleich große Abtheilungen. In der ersten wird die Römerzeit (1. Abschnitt: Vindobona; 2. Abschnitt: Ueberreste römischer Cultur) und das Mittelalter (in den ersten sechs Abschnitten die politische Geschichte bis zum Ausgang des Mittelalters, in den folgenden sechs Abschnitten die culturgeschichtlichen Momente) behandelt. In dieser Abtheilung sind zwei Abschnitte, die auch für den Historiker und Archäologen größeres Interesse bieten, daher auch wir hier näher darauf verweisen, nämlich der zweite Abschnitt aus der Römerzeit, der die Ueberreste römischer Cultur schildert, und der siebente Abschnitt aus der Zeit des Mittelalters über die räumliche Entwicklung der Stadt und Vorstädte; beiden sind Pläne nach den Studien des k. k. F.-Z.-M. R. v. Hauslab beigegeben, dessen noch nirgends ausführlicher veröffentlichte Hypothesen überhaupt der Verfasser in diesen beiden Abschnitten strenge folgt. Was

Digitized by Google

die Frage über die Anlage der römischen Vindobona betrifft, so giebt es über den Standort der castra stativa (Standlager) seit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts zwei Versionen, nach deren einer dieses Lager in der inneren Stadt (u. z. auf dem hohen Markte), nach der andern außerhalb derselben sich befand. Der für die römische Zeit hochgelehrte Historiker und Archäologe, Custos Dr. Friedrich Kenner, hat in den Mittheilungen des Wiener Alterthumsvereins [1]) seine Ansicht zu Gunsten der ersten Version ausgesprochen, der, wenn wir nicht irren, auch Prof. Aschbach vollkommen beistimmt.

Herr v. Hauslab entscheidet sich aber vom Standpunkte des Strategen und Ingenieurs aus für die letztere und verlegt die castra stativa auf die Höhe des Belvedere. Der Archivar Weiß schiebt nun in seiner Geschichte Wiens das Urtheil Dr. Kenners ganz bei Seite und spricht sich offen für die Hypothese Hauslabs aus; hier wird also mit weit größerer Bestimmtheit als dies seit der Hälfte des vorigen Jahrhunderts öftet geschah, wieder die Ansicht über die Trennung der castra stativa vom municipium aufgenommen.

Uebrigens hat Dr. Fr. Kenner schon entgegnet [2]), wodurch vielleicht die weitere Erörterung dieses wichtigen Gegenstandes angebahnt wurde. In dem Abschnitte über die räumliche Entwicklung der Stadt Wien und ihrer Vorstädte von den ältesten Zeiten bis zum Schluß des 15. Jahrhunderts wird an die Hauslab'sche Theorie wieder angeknüpft und zum Theil auf neuen Grundlagen, die der Verfasser giebt, fortgeführt. In der Darstellung der Stadterweiterung unter Przemisl Ottokar weicht der Verfasser von v. Hauslab ab. Leider vermissen wir im Plane — aber auch im Texte — eine nähere Bezeichnung der verschiedenen rothen sich durchkreuzenden Linien, welche die einzelnen Stadien der Stadterweiterung andeuten. Der Historiker, Archäolog und Topograph wird sich wohl bald orientiren, nicht so aber der Laie. — Die zweite umfangreichere Abtheilung ist der neuen Zeit und der Gegenwart gewidmet. Drei Abschnitte beschäftigen sich mit der historischen, sechs mit der culturhistorischen Entwicklung. Diesen Abschnitten schließen sich dann drei über Wiens Geschichte in der Gegenwart an. Diese Abtheilnng steht mit Ausnahme ihres ersten Abschnittes, der zu den interessanten und lesenswerthen Partien des Buches gehört und wo der Verfasser die Zeit von dem Tode K. Max I. bis zu des Erzherzogs Ferdinand Ankunft in Wien schildert, hinter der früheren zurück, sowohl nach der Vertheilung des Stoffes — über einzelne wichtige Epochen wird zu flüchtig hinweggegangen, so u. A. über die zweite Türkenbelagerung, der nur vier Seiten gewidmet sind, Maria Thereſiens und Josephs II. Zeit hätte aus dem zu langen dritten Abschnitte ausgeschieden werden sollen — als auch wegen der geringeren formellen Sorgfalt.

Ueberhaupt finden wir in dem ganzen Werke keine Stellen, die mit Schwung und in edler Sprache geschrieben sind und dadurch unsere Phantasie und Begeisterung wecken würden, Stellen, wie sie doch in keinem Volksbuche fehlen sollten. Es muß aber auch andererseits wieder berücksichtigt werden, daß dem Verfasser durch einen Contract mit dem Buchhändler wegen der Zahl der Hefte, also auch bei der Anordnung und Bewältigung des Materials, die Hände gebunden waren; wäre er bei der Anlage seines Werkes frei gewesen, hätte er bloß die Anforderungen, wie sie die Geschichte und die Pädagogik an ein gutes Volksbuch stellen, zu beachten gehabt, und nicht auch — den Buchhändler, so hätte der überaus verdienstvolle Archivar und Bibliothekar der Stadt

---

[1]) Vindobona. Von Dr. Frd. Kenner. Berichte des Wiener Alterthumsvereins. 9. 151 bis 198.

[2]) Zur Lage der castra stativa von Vindobona. Von Dr. F. Kenner. Mittheilungen der k. k. Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale. 16. Jahrg. März—April 1871.

Digitized by Google

Wien gewiß ein in jeder Beziehung entsprechendes Werk geliefert. Wir wünschen nur — denn mit dem angezeigten Werke ist die Frage einer Geschichte Wiens noch nicht abgeschlossen — daß dem Verfasser oder ihm im Verein mit noch anderen Fachkräften von Seite des Gemeinderathes der Stadt Wien, der sich doch die Pflege der geistigen Interessen so angelegen sein läßt, recht bald die Mittel zur Herausgabe eines Urkundenbuches der Stadt Wien und einer streng wissenschaftlichen Geschichte dieser Stadt geboten würden. Dann erst wird eine allseitig gute auch für das Volk geschrieben werden können. Es ist dies eine Ehrensache für die Stadt Wien. Blicken wir nach Deutschland, wie sich da bereits längere Zeit auf Veranlassung und mit Unterstützung der königl. bairischen Akademie der Wissenschaften die namhaftesten Gelehrten an der Herausgabe der Städtechroniken Nürnbergs, Straßburg, Regensburg u. a., in correcten Texten und von Urkundenbüchern mit mustergültigen Indices betheiligen; daneben schreitet auch die Herausgabe vorzüglicher Städtegeschichten, so Kölns durch seinen gelehrten Archivar Dr. Ennen, Frankfurts am Main durch J. B. Batton (aus dessen Nachlasse durch Dr. L. Euler) rüstig vorwärts.

Am Schlusse ist ein Verzeichniß der Bürgermeister und Stadtrichter von 1208 bis 1782 beigegeben, das sehr verdienstlich ist, da es bei dem Mangel an Verzeichnissen bis zum Jahre 1400 aus Urkunden neu bearbeitet werden mußte.

Die Ausstattung in Abbildungen, Druck und Papier ist schön; von den Initialillustrationen hätten wir nur die auf S. 25 und 30 gerne entfernt gewußt.

Denjenigen, die Weiß's Geschichte Wiens noch nicht besitzen, können wir sie auf's beste empfehlen; sie werden Belehrendes genug darin finden.

Wien, im December 1871. A. M—r.

---

* Mikroskopische Untersuchungen, ausgeführt im Laboratorium für Mikroskopie und technische Waarenkunde am k. k. polytechnischen Institute in Wien. Herausgegeben von Prof. Dr. Julius Wiesner. Mit 19 Holzschnitten. Stuttgart. Julius Maier. 1872. Der Verfasser, welcher schon in seiner monographischen Bearbeitung der technisch verwendeten Gummiarten, Harze und Balsame und seiner Einleitung in die technische Mikroskopie einen Theil der Resultate seiner Forschungen einem größeren Publicum mitgetheilt hat, hat nunmehr in dem vorliegenden Werke alle in seinem Laboratorium theils von ihm, theils von seinen Schülern ausgeführten Arbeiten für einen größeren Leserkreis zusammengestellt. Bei Durchsicht dieses Werkes können wir nur die vollste Befriedigung empfinden über Mannigfaltigkeit, Gediegenheit und die große Anzahl der wissenschaftlichen Untersuchungen, welche in dem kurzen Zeitraume von drei Jahren in dem unter Wiesners Leitung stehenden und mit geringen Mitteln dotirten Laboratorium ausgeführt wurden.

Diese Arbeiten zerfallen in zwei Kategorien, deren eine das Gebiet der technischen Rohstofflehre betrifft, während sich die andere auf die so überaus interessanten Fermentorganismen bezieht, und wenn diese letztere Kategorie von Untersuchungen eine vorwiegend theoretische Bedeutung hat, so muß den die Rohstofflehre betreffenden Forschungen jedenfalls eine eminent praktische Bedeutung zugesprochen werden.

Die Wichtigkeit dieser zuletzt angedeuteten Arbeiten wird dadurch noch wesentlich erhöht, daß sie sich auf eine Reihe von Rohstoffen beziehen, welche bisher nicht mit solcher wissenschaftlicher Schärfe untersucht wurden, als dies durch Wiesner geschah. In dieser Beziehung wollen wir bloß beispielsweise die Untersuchungen über die Guarana nennen, welche Drogue seit alter Zeit in Brasilien in Verwendung steht, aber erst in jüngster Zeit in den europäischen Handel eingetreten ist und dazu berufen scheint, hier noch eine Rolle als Genußmittel zu spielen, obwohl sie vorerst nur Heilzwecken dient. Wir erwähnen ferner die Untersuchungen über das Chinagras und die Faser

Digitized by Google

Ramié, dann die Untersuchungen über die Morphologie der Weizenstärke, welche letztere uns zeigen, daß trotz der zahlreichen Beobachtungen, welche über die Stärkekörner des Weizens schon von verschiedenen Forschern publicirt wurden, unsere Kenntnisse von den Formenverhältnissen dieser Stärkekörner dennoch bis jetzt unvollständige waren.

Andere Kapitel der die Rohstofflehre betreffenden Arbeiten in dem uns vorliegenden Buche behandeln die nähere Kenntniß der Baumwolle, das mikroskopische Verhalten des neuseeländischen Flachses, einige indische Pflanzenfasern, die Cocenfäden der Bombyciden, die Structur der Quillajarinde ꝛc.; und wenn man bedenkt, daß die richtige und ausgedehnte Anwendung aller ähnlichen Rohstoffe in der Industrie immer nur durch eine gründliche wissenschaftliche Untersuchung derselben ermöglicht werden kann, so wird man es sehr gerechtfertigt finden, wenn wir hiemit Wiesners Buch nicht nur Allen, die sich für mikroskopische Untersuchungen interessiren, warm empfehlen, sondern auch die Aufmerksamkeit der Praktiker auf dasselbe lenken. A. B.

—k. Das Evangelium der armen Seele. Mit einem Vorwort von Hermann Lotze. (Leipzig. Verlag von S. Hirzel. 1871.) Wir haben das Buch nicht ohne eigenthümliche Neugierde — wir gestehen es — zur Hand genommen. Die biblische Ueberschrift und der geistvolle philosophische Patholog, der berühmte Professor Lotze in Göttingen — wie reimt sich das zusammen! Nun vollends der etwas verschämt erst auf dem zweiten Titelblatte angebrachte Zusatz: „in welchem (Evangelium) dem Menschen sein wahrer Beruf auf Erden gewiesen, der ewige Grund der Religion gezeigt und aller Hader von Glauben und Wissen für immer gestillet wird."

Da wären wir denn glücklich am Ziele alles Forschens; der Stein der Weisen wäre entdeckt und das große Welträthsel gelöst — „für immer"! — Und dennoch — man sollte es nicht glauben — mit dieser pyramidalen Leistung traut sich die „arme Seele" so groß ist ihre Bescheidenheit — nicht allein und offen vor die Welt zu treten: sie läßt sich einführen von einem Veteranen der Wissenschaft. Daran hat sie allerdings wohl gethan. Der Name des Verfassers der „Metaphysik", des „Mikrokosmos" u. s. w. u. s. w. zwingt schon vorerst den Kritiker, das Buch mit dem etwas bedenklichen Titel aufzuschlagen und darin zu blättern. Nur so kann es den Weg finden in die Welt, für die es bestimmt zu sein scheint, das heißt nicht allein zu den „armen Seelen", die da manchmal eine fatale Verwandtschaft haben mit den „Armen am Geiste". Doch sehen wir, wie Saul unter die Propheten kommt. Was eigentlich will die „arme Seele" der Welt offenbaren? Da sind ihre Cardinalsätze: Sie betrachtet die „drei Ziele, welche die Menschen sich setzen mögen bei ihrem Thun auf der Erde (sinnlicher Genuß, Freude der Erkenntniß und Liebe) und erkennt die thätige Liebe als das einzige Gut"; aber . . . . . „der Begriff der göttlichen Liebe verbietet ihr, Gott als Schöpfer zu denken". Die „arme Seele" erkennt nämlich aus vielen „gewissen Gründen", daß Gott nicht Schöpfer ist — es nicht sein konnte. Sie zeigt uns des Weitern, wie sie Gott belehret „über das wahre Verhältniß des Menschen zu Gott, über die Gleichheit und Ungleichheit beider, über die Macht des Menschen gegenüber von Gott", dann „über Gottes selige Unfreiheit und des Menschen selige Freiheit". An Originalität läßt dieser Aufstellung, wie uns dünkt, nichts zu wünschen übrig. Nicht minder interessant ist die „arme Seele", wenn sie uns erzählt, „in welchem Falle man in allen Religionen kann selig werden". Das ist denn keine biblische, orthodoxe, sondern eine moderne, philosophische, tolerante Seele, welche es mit dem alten Fritze Jedem gönnt, je nach seiner Façon selig zu werden. Zum Schlusse theilt uns die „arme Seele" mit, was sie, den Winken Gottes folgend, über die christliche Religion denkt, namentlich über die Weissagungen und Wunder Christi u. s. w. Und sie denkt in der That sehr nüchtern von alledem. Sie möge es nur gleich rund herausſagen: „Es giebt

Digitized by Google

keinen Gottmenschen, aber es giebt göttliche, d. h. gottliebende Menschen . . . ., welche ihre Mitmenschen lieben in der Kraft Gottes . . . . Es giebt keinen Weltrichter, außer Gott selber, oder vielmehr die Menschen richten sich selbst"; dann „wer die Gnade Gottes ergreift und in ihr bleibt der hat über sich gerichtet, der geht ein in das Himmelreich und ist schon . . . . hienieden im Himmelreich." . . . . „Wer in Selbstsucht und Eitelkeit sich verstrickt hat, der lebt auf Erden nach dem Fleische, aber nach dieser Erde, da ist nichts, was ihn erreget zu neuem Leben, da ist er todt an ihm selber". Das sei das Weltgericht Gottes, welches sich alle Tage vollzieht, sichtbar und merkbar für die, welche hören und sehen wollen. Dazu bedürfe es aber keines Weltgerichts am Ende der Tage, keines Richters auf den Wolken des Himmels . . . . „Es giebt auch keine Auferstehung der Todten . . . . Auf die Natur wirket Gott gar nicht; sie ist ohne sein Zuthun da, von Ewigkeit vorhanden, weil er selbst von Ewigkeit vorhanden ist. All' sein Wirken auf die Natur geschieht durch den Menschen".

Das Alles klingt so modern realistisch, daß es ebenso gut in dem Evangelium des — Materialismus stehen könnte. Insoweit würde sich der Zusammenhang des Buches nicht etwa bloß mit Hermann Lotze, sondern auch mit Karl Vogt, Jacob Moleschott ꝛc. ganz gut begreifen. Dasselbe gilt natürlich nicht auch von der „selig freien" Seele mit ihrem „selig unfreien" Gotte. Und da fragen wir uns, wie der so gründlich bewanderte Forscher, der geistvolle Denker und der scharfsinnige Kritiker dazu kommt, dem Buche mit seinem Namen das Geleite zu geben.

„Als die arme Seele" — so klärt uns Lotze darüber auf — „mir mit einem Zutrauen, das ich ihr herzlich zu danken weiß, ihre Bekenntnisse mittheilte, war sie sehr im Zweifel, ob diese Geschichte ihres inneren Lebens und ihres leidenschaftlichen Ringens in Anderen einen theilnehmenden Wiederhall erwecken könnte. Mir aber hat sie es angethan . . . . den Zweifel der armen Seele theilte ich daher nicht; und da es ihr widerstrebte, mit ihren persönlichen Erlebnissen unverhüllt vor die Welt zu treten, so erfülle ich gern die Pflicht, diese Bekenntnisse der Namenlosen denen, die mir wohlwollen, zur freundlichen Aufnahme zu empfehlen."

Jeden andern Antheil an dem Buche weist Lotze entschieden von sich. Ihm werde es nicht gelingen, in Gott, anstatt des Schöpfers Himmels und der Erden, nur den freundlichen Genius zu verehren, der für die Leiden einer Welt tröstet, in der er so fremd ist, wie wir selbst. Lotze schließt sein „Vorwort" mit den warmen Worten: „Mögen ihre (der armen Seele) Bekenntnisse vielen zur Erquickung, vielen zur Anregung der Forschung, Wenigen zur Aergerniß gereichen!"

Wie wir vorstehend angedeutet, laufen in dem Buche klare Anschauung und reife Erkenntniß neben dunklen Ahnungen und confusen Deductionen knapp neben einander. Wer übrigens die Vorstellungen Lotze's von einem besonderen Seelenwesen genauer kennt, wird seine Gevatterschaft zu dem „Evangelium der armen Seele" auch gar nicht merkwürdig finden. Denn so wie in diesem Buche das Wunderliche sich mit dem Vernünftigen innig vereint, so sind in Lotze's „Mikrokosmos" Leib, Seele und Leben die Kreise, in welchem kritische Forschung und scharfsinnige Erörterungen mit Widersprüchen, Halbheiten und wunderlichen Phantasiegebilden bunt durcheinander laufen — das unvermeidliche Ergebniß jeder Arbeit, die es unternimmt, das Wesen der (besonderen) „Seele" zu erklären und es mit der Weltschöpfung in Einklang zu bringen.

Berichtigung. In dem Aufsatze über Diez im ersten Hefte, S. 5, ist der Schluß des Citats durch das Ausfallen einer Zeile verstümmelt worden. Z. 8 von unten soll es heißen: „. . . dastehen, den Typus der gebildeten Dichtkunst aufgestellt und den Neueren auf die fruchtbarste Weise vorgearbeitet haben."

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Lord Palmerston.

The life of Henry John Temple, Viscount Palmerston with selections from his diaries and correspondence by the right hon. Sir Henry Lytton Bulwer. II vols. — Lord Palmerstons Leben, frei nach Sir Henry Lytton Bulwer, von Arnold Ruge. I. Theil. Berlin 1871.

Es war im Juli 1850, in dem Augenblicke, wo ein völlig geistloses Reactionsprincip bei allen Regierungen von Europa und unter einem großen Theil politisch ermüdeter Völker die Oberhand gewonnen hatte, als Lord Palmerston bei einem Bankett des Reformclubs eine Rede hielt, welche die über die beginnende Ruhe in Glückseligkeit schwelgenden Staatsmänner des Continents unerwartet aufrüttelte und theilweise in einen Anfall von unerhörtem Zorn und Aerger über den alten unverbesserlichen Störenfried versetzte, der es gewagt, die eben gedemüthigten Revolutionäre von dem sicheren Dache seines englischen Hauses aus in eine neue Illusion zu versetzen, als wenn die eben begrabenen Ideen der vorhergegangenen Bewegung nicht wirklich todt und nicht für ewige Zeiten eingesargt wären. Besonders eine gewisse Stelle der Rede, bei der sich die Tischgesellschaft in Masse erhoben und Minuten langen Beifall geklatscht hatte, war geeignet, die continentalen Collegen des englischen Ministers aufs Tiefste zu verstimmen: „Ich habe gesagt, meine Herren," sprach Palmerston, „daß Englands Interessen nicht bloß in unseren eigenen Angelegenheiten liegen, sondern auch im Wohlergehen aller übrigen Nationen. Die Zeiten sind vorbei, wenigstens für dieses Land vorbei, wo die Menschen dachten und die Völker sich einbildeten, daß ihre Wohlfahrt nur durch das Mißgeschick der anderen befördert werden könne. Wir sind stolz auf unsere Wohlfahrt, auf unser Glück und auf unsere eigene Freiheit, aber wir wünschen nicht das Monopol dieser Wohlthaten zu besitzen. Wir denken im Gegentheil, daß es Pflicht der Regierung sei, so viel es uns möglich ist, den anderen Nationen behülflich zu sein, unserem Beispiele zu folgen und sie in ihren Bestrebungen aufzumuntern, um eine der unsrigen ähnliche Stellung zu erlangen. Ich will nicht sagen, wie diejenigen, welche unserer Politik entgegen zu arbeiten sich bestreben, es fälschlich behauptet haben, daß wir gesonnen seien, gleich anderen fahrenden Rittern, in die Welt zu ziehen, um anderen Ländern Institutionen aufzudringen, daselbst Unzufriedenheit zu erregen und sie zum Aufstande zu ermuntern. Zu dergleichen Dingen ist Englands Regierung nicht verpflichtet. Aber wenn wir sehen, wie die Völker im Gefühle der Uebel, welche

Digitized by Google

sie zu erdulden haben, sich in vernünftiger, ruhiger und gemessener Weise bestreben, ihr Los zu verbessern, dann behaupte ich, daß sie zum Mindesten unsere Sympathie verdienen; und wenn andere Mächte, welche durch ihre Anschauungen anders gestimmt sind, zu intervenireu suchen sollten, um die Entwicklung der Freiheit zu verhindern, dann bin ich überzeugt, wird Englands Regierung stets vom englischen Volke gehalten und unterstützt werden, wenn wir unser Gewicht in die Waagschale werfen wollen und sie wird sicherlich sich beeilen, dies zu thun, um das Gleichgewicht herzustellen."

Kaum könnte man, wenn man heute die lange politische Wirksamkeit Palmerstons überblickt, ein anderes und passenderes Motto aus seinen zahlreichen Reden wählen, welches für den ganzen Charakter seiner fünfzigjährigen Politik bezeichnender wäre. Denn gewiß nicht ein neuer Gesichtspunkt war es, den der edle Lord für das Verhalten Englands in den großen politischen Fragen geltend machte, er sprach vielmehr in jener Rede denselben Grundgedanken aus, der ihn von dem Momente erfüllte, da er das erste Mal das auswärtige Amt übernahm.

Fürwahr, es ist ein großer Genuß, die Sammlung von Briefen und Reden im Zusammenhang verfolgen zu können, welche Sir Henry Lytton Bulwer uns darbietet; wie in einem Wellenbad von immer frisch sprudelnden politischen Gedanken empfängt man hier die Eindrücke der ganzen an Ereignissen so reichen Zeit, vom Falle Napoleons, der Zeit der Congresse und Revolutionen; allemal erhält man Bilder von einer wunderbaren Einfachheit und Klarheit, immer bekommt man die Ueberzeugung, daß in dem Geiste dieses Mannes kein politisches Problem existirt und entsteht, das nicht sogleich auf seine richtigen Principien zurückgeführt, mit einer Aufrichtigkeit und Offenheit besprochen werden könnte, vor der die schönsten Kunststückchen kleinlicher Diplomaten sich auflösen. Auch Palmerston ist ein Beleg dafür, daß wahrhaft große Staatsmänner allemal auch höchst offene und klare Staatsmänner sind, welche nur Jenen gegenüber in einem mystischen Dunkel erscheinen, die überhaupt zu schwach sind, die wirklichen Dinge zu begreifen, freilich eine Sorte von Menschen, die seit Kleon dem Gerber immer sehr zahlreich in der politischen und diplomatischen Welt vertreten sein wird.

Noch umfassen die Mittheilungen Bulwers nicht das ganze Leben Lord Palmerstons, vielmehr reichen die vorliegenden zwei Bände bloß bis zum Herbst 1841 — bis zur Beendigung der orientalischen Differenz mit Frankreich, aber wennauch die letzten zwei Dezennien der europäischen Geschichte an bedeutenden Ereignissen noch reicher waren als die früheren, und wenn es auch erst den letzten Lebensjahren Palmerstons vergönnt war, die höchsten Stufen des englischen Staatsdienstes und der politischen Macht zu erreichen, so sehen wir doch in dem Zeitalter, das wir an der Hand der vorliegenden Sammlung durchwandern, den edlen Lord die volle Höhe seines Lebensalters erreichen, und seine geistige und staatsmännische Entwicklung war längst abgeschlossen, als er zum

Digitized by Google

ersten Male mit der Bildung eines Cabinets beauftragt wurde. Eben diese innere Geschichte Palmerstons gewährt das unvergleichliche Interesse, welches die scharfe Ausprägung individueller Züge neben dem festen Gefüge großer, politischer Parteien bei brittischen Staatsmännern so häufig hervorruft.

Sir Henry Lytton Bulwers Werk ist eigentlich keine Biographie im genaueren Sinne des Wortes. Sein Hauptverdienst beruht in der That in der Zusammenstellung einer großen Anzahl von höchst sorgsam ausgewählten und außerordentlich charakteristischen Briefen, Depeschen und Reden, welche nur durch einen verbindenden Text, der jedoch manchmal zur Bedeutung einer vorzüglichen Quelle für die Ereignisse werden kann, gleichsam begleitet und erklärt werden. Der Auszug, welchen Ruge in vortrefflicher deutscher Uebersetzung veranstaltet hat, läßt zuweilen wichtige Aufklärungen Bulwers nur ungern vermissen, wogegen die Briefe Palmerstons mit ziemlicher Vollständigkeit mitgetheilt sind, wie denn im Ganzen Ruge's Arbeit sehr dankenswerth ist und die weiteste Verbreitung in Deutschland verdient.

Lord Palmerston, Henry John Temple, stammt in directer Linie von einem Bruder des großen Diplomaten William Temple ab, der ein Freund König Wilhelms III. war; der erste Viscount Palmerston war William Temple's Neffe und der Urgroßvater unseres Staatsmannes, welcher 1784 geboren wurde. Die Heimat der Temples war durch eben jenen Bruder Williams Irland geworden, wohin sich die Schritte unseres Staatsmannes auch jederzeit gerne wendeten, so oft er von Geschäften frei war, und wo er die großen und ausgedehnten Güter mit Eifer und Vorliebe bewirthschaftete und verbesserte und mit einer früh entwickelten Energie durch keine üble Erfahrung sich abschrecken ließ, für eine menschenwürdigere Existenz der armen, unterdrückten Bevölkerung zu sorgen. In seiner ersten Jugend hatte Palmerston die Eindrücke Italiens empfangen, da seine Aeltern ihren Aufenthalt wiederholt daselbst genommen hatten. Seine erste Universitätsbildung erhielt er in Edinburgh, welches den größten Ruf für philosophische und historische Studien genoß. Hier war durch das Wirken von Hume, Robertson, Stewart und Adam Smith eine Schule von Staatsmännern herangezogen worden, die sich in der nächsten Generation in dem parlamentarischen Leben von England deutlich genug durch Namen wie Brougham, Landsdown, John Russel u. A. kennzeichnet. Erst nachdem er bereits seinem Vater 1802 im erblichen Besitz seiner Güter gefolgt war, begab sich Palmerston nach Cambridge, wo er auch in den Jahren 1806 und 1807 seine ersten Versuche machte, an Stelle Pitts in das Parlament gewählt zu werden. Es glückte ihm aber in Cambridge anfangs nicht und er theilte das Schicksal der allermeisten großen Staatsmänner Englands, nicht durch Wahl, sondern durch „Gunst" in das Parlament zu gelangen. In einer der verrotteten Burgflecken, welche später ihr Ernennungsrecht verloren haben, erhielt er durch die Gunst eines Parteigenossen einen Sitz im Unterhause, welches nach dem im gleichen Jahre erfolgten Tode von Pitt und Fox (1806) gleichsam

Digitized by Google

führerlos geworden war. Es war die Zeit, wo Napoleon auf dem Gipfel seiner Macht stand, die Zeit, in welcher das deutsche Kaiserreich zu Grabe getragen, der einzige protestantische Großstaat auf dem Continent vernichtet worden war, die geistige Größe Napoleons allmälig auch eine moralische Eroberung auf die Gemüther auszuüben begann und nur Englands Seemacht ungebrochen und unbesiegt geblieben war. Diese Ereignisse stellen gewissermaßen das Horoscop dar, unter welchem die politische Ideenbildung Palmerstons in den für diese Dinge gewöhnlich entscheidenden Lebensjahren vor sich ging. Daß diese großen politischen Ereignisse den allertiefsten und nachhaltigsten Eindruck auf das Gemüth des jungen Mannes, der eben im Begriffe stand, in das praktische Leben einzutreten, hervorgebracht haben, ersieht man deutlich genug aus dem Tagebuch, welches er eben in diesen Jahren führte. Es zeugt von einer bewundernswerthen Ruhe der Beobachtungen, einem sicheren Blicke für das Große und Wichtige im Leben der Völker und einer heiteren Beurtheilung des politischen Kleinkrams. Seine lebhafte Auffassung für individuelles Thun in der Geschichte hat er durch ein höchst gelungenes Wort über Napoleons Politik gezeigt, das in diesen Tagebüchern vorkommt. [1]) Er war eine frühzeitig auf die energische Ausbildung der freien Persönlichkeit gerichtete Natur; eine jener wohldressirten, gefügigen Puppen im parlamentarischen Parteitheater versprach er nie zu werden und vielleicht war eine Ahnung davon unter den pedantischen Conservativen der Cambridger Universität vorhanden, da sie den geistvollen Jünger des St. Johannes Colleg zwei Mal die Wahl versagten. War schon durch Pitt die starre Parteidisciplin des 18. Jahrhunderts im Parlamente ein wenig zu Schanden geworden, so gehörte nun Palmerston vollends zu jenem Kreise von Männern, welche eben nur aus der Noth eine Tugend machten, indem sie sich an eine der großen, das Parlament nun seit hundert Jahren beherrschenden Parteien anschlossen. Daß es die Tory waren, zu denen sich Palmerston, wie die meisten jener geistvollen die Welt Dezennien hindurch beeinflußenden Männer zunächst hielt, hatte seinen Grund hauptsächlich in Familientraditionen, aber doch wohl einigermaßen in einem persönlichen Zuge, der dem festeren, solideren, gleichmäßigeren, auch behaglicheren Fahrzeuge den Vorzug vor dem beweglicheren, ungewisseren und häufig durch Maulhelden regierten Boot der Liberalen auf der hohen See der Politik zu geben schien. Wie die Sachen lagen, mußte auch Palmerston irgendwo einsteigen, aber was er sich von seinen lieben Parteigenossen im Schiffe gelegentlich dachte, ist ergötzlich zu lesen, da es ihm an Deutlichkeit des Ausdrucks niemals man-

[1]) It is a singular circumstance in Buonapartes political conduct that, so far from concealing his designs he purposely publishes even the most violent of his projected innovations some time before they are put in execution; and the consequence has uniformly been, that instead of being alarmed and prepared to resist the world has, by anticipating conquests and changes, becomes by degrees reconciled to them and submitted almost without a murmur to the mandates of the tyrant.

Digitized by Google

gelte, wie wenn es z. B. einmal heißt: „Verzeihen kann ich alten Weibern, wie dem Kanzler, Einfaltspinseln, wie Liverpool, unwissenden Tröpfen, wie Westmoreland, alten, aufgestutzten Tories, wie Bathurst; aber daß ein Mann, wie Peel, freisinnig, aufgeklärt und frischen Geistes mit einer solchen Meute laufen kann, ist kaum zu begreifen." Das war freilich zur Zeit, als immer mehr der Bruch mit der Tory-Partei unvermeidlich geworden war, aber auch schon früher, da er unter Perceval und Liverpool das Kriegssecretariat bekleidete, gerieth er in manchen Conflict mit seinen Parteigenossen und hatte nicht selten über die „alte, dumme Tory-Partei" zu klagen. Dennoch hat er mit seltener Ausdauer die lange Epoche der Tory-Regierung hindurch das nicht gerade entsprechendste Amt des Kriegssecretariats behalten. Bezeichnend für die ruhige Denkungsweise des Mannes ist, wenn er einmal an seinen Bruder schreibt: „Im Staatsdienste muß man nie mit Rücksicht auf etwas anderes Angenehmes eine angebotene Beförderung ablehnen".

Palmerston hatte bei aller ursprünglichen Frische seiner Natur, bei allem Streben nach selbstständiger Geltung gerade hinreichend viel Gleichmuth, um die Unerträglichkeiten der Parteistellung und die Schwierigkeiten des Dienstes hinzunehmen und darüber hinweg seinen Weg zu finden. Aber seine rechte Zeit war doch erst gekommen, als Cannings Stern aufgegangen, eine neue Bewegung in die stagnirende Tory-Politik gekommen und die großen Ereignisse auf den südlichen Halbinseln von Europa das ganze Interesse des seefahrenden England wachgerufen hatten. Es war, wie wenn man aus der dumpfen Schwüle des lästigsten Parteizankes in die frische Luft wirklicher Thaten getreten wäre. Hatte Palmerston eine starke Neigung, die Fesseln, welche politische Gewürzkrämer unter dem Tarif von Gesetzlichkeit, parlamentarische Pflasterschmierer unter der Anpreisung irgendeiner ganz feinen juristischen Doctrin dem wirklichen politischen Geiste anlegten, zu durchbrechen, so erreichte nun ein Mann die höchste Stufe der Regierung des Landes, welcher gleichsam ein lebendiger Protest gegen die sog. Parteidisciplin des alten England war, welche nun gleichbedeutend geworden mit jeglicher Geistesarmuth und Ideenlosigkeit. Unter Cannings Führung trat ein kleines, aber entschlossenes Häufchen von gescheidten Menschen auf den Schauplatz des englischen Lebens, ein neues Element, eine Erscheinung, die an Pitts Auftreten erinnerte, aber versprechender und von den Umständen begünstigter war.

Mit muthigem Herzen legte man Hand an die inneren Gebrechen des Staates, ohne sich um das doctrinäre Parteigeschrei von rechts und links mehr zu kümmern als nöthig war, um eben die entsprechenden Majoritäten im Parlamente zu formiren, und ebenso kühn wurde das Bollwerk des alten politischen Systems der europäischen Pentarchie durchbrochen, ja die Siege auf dem Felde der großen Politik bildeten gleichsam die Basis, auf welcher das Cabinet Cannings der inneren Kernpolitik und den ausschließlichen Vorrechten der Staatskirche zu Leibe ging.

Digitized by Google

Wiewohl Palmerston in früheren Jahren nicht unbedingt mit George Canning zusammengegangen war, so konnte doch kein Zweifel darüber sein, daß gerade dieser Mann in Cannings Cabinet nicht fehlen durfte. Trotz vieler Schwierigkeiten hatte Palmerston bei jeder Wahlcampagne doch immer wieder einen Parlamentssitz und unter andern auch den wichtigen der Universität von Cambridge endlich erobert. — Obgleich er nun aber von den Parteien im Parlamente niemals stark gefördert wurde, so dachte Canning doch sofort daran, ihn zum Schatzkanzler zu machen, allein durch Intrigue und weil, wie Palmerston schreibt, der König ihn persönlich haßte, unterblieb die Beförderung und Palmerston behielt seinen alten Posten als Secretär des Kriegs, doch wurde er Mitglied des Cabinets. Als aber Lord Goderich nach Cannings Tode Premier wurde, hatte dieser die Absicht, Palmerston die Führung des Unterhauses zu übertragen, was dieser selbst nicht wünschte, wie er in einem äußerst merkwürdigen Briefe an seinen Schwager Sulivan schreibt: „Lord Goderich meint es gut mit mir, es mag aber nicht so leicht für ihn sein, zu Stande zu kommen: die Führung des Unterhauses — nun, es ist wenig in dieser Welt, was mir so sehr widersteht, wenn ich auch dächte, ich wäre der Sache gewachsen. Ich bin aber in verschiedener Hinsicht gar nicht dazu geeignet. Nur Eins zu erwähnen. In dieser Stellung muß man fortwährend auf Werbung ausgehen, und keine Sclaverei ist für mich so beschwerlich als diese; dazu kommt, daß der Charakter der Regierung sozusagen mit dem rednerischen Erfolge dieser Person identificirt wird."

Wie unter Goderich blieb Palmerston auch unter dem nun folgenden Cabinete Wellingtons anfangs im Amte, doch schied er mit den Canningiten, fünf an der Zahl, schon am 26. Mai 1828 aus dem Ministerium aus, und näherte sich während der stürmischen Regierung des Herzogs in der Zeit des Kampfes um die Emancipation der Katholiken den Whigs so sehr, daß er nach Wellingtons Sturz mit ihnen ins Amt trat, um sich dann nicht mehr von ihnen völlig zu trennen. Das geschah zwei Monate nach dem tragischen Ereigniß des Todes Huskissons, der durch die erste Locomotive Englands in dem Augenblicke getödtet wurde, wo er im Begriffe war, eine Vermittlung zwischen dem Herzog von Wellington und den Whigs zu Stande zu bringen. Im November 1830 waren die Tories beseitigt und das Ministerium Grey trat in das Amt. Lord Palmerston, als Mitglied des Cabinets, erhielt das Staatssecretariat des Aeußern, — seine große politische Rolle nahm nun ihren Anfang.

Er hatte das 44. Jahr erreicht, als er auf den Posten gelangt war, zu dem er nach seiner persönlichen Befähigung, seiner politischen Anschauung und Durchbildung, nach seinen Erfolgen und nach seinen Wirkungen beurtheilt, jedenfalls vom Ursprung an gleichsam bestimmt und berufen schien. Sein großer, geschichtlicher Sinn prägt sich in der Leitung der Geschäfte, die ihm jetzt oblagen, mit gewaltigen Zügen aus und gibt der Entwicklung Europa's eine nicht zu

Digitized by Google

tilgende Richtung. Auf diesem Gebiete war es, wo er die Ideen seines Meisters Canning am selbstständigsten und ungestörtesten, gleichsam emporgehoben aus dem Parteienkampf, vertheidigen, vertreten und durchführen konnte. Es war, wie wenn die Sicherheit des Bodens, auf dem er sich hier bewegte, auch seiner parlamentarischen Wirksamkeit einen neuen Antrieb gegeben hätte. War er auch sonst als sachlicher und gründlicher, aber dabei doch scharfer Redner angesehen, so werden zu allen Zeiten doch seine Reden über die auswärtigen Fragen, die er jetzt behandelte, als die bezeichnendsten gelten, eben so sehr wegen des sachlichen Inhaltes, als wegen der dadurch bedingten muthigen Form.

Als Palmerston von seinem früheren Freunde Croker wegen der belgischen Angelegenheiten angegriffen wurde, gab er sogleich am 12. Juli 1831 eine seiner gewürzten Reden zum Besten, die auf dem Continent stets das heitere Erstaunen erregten, und welche von unserer schwerfälligen, etwas kränklichen und namentlich vor Bismarcks Wirksamkeit tieflangweiligen parlamentarischen Wohlanständigkeit so grell abstechen: „Anstatt mich", sagte Palmerston, „auf Details, Gründe und Erklärungen einzulassen, will ich wiederholen, daß es nicht meine Absicht ist, von der Entscheidung abzuweichen, zu der ich bereits gekommen bin; und nach meiner Ansicht hätte der sehr ehrenwerthe Herr besser gethan und mehr im Interesse des Landes gehandelt, wenn er den Gegenstand gar nicht vorgebracht hätte. Aber es scheint, in Abwesenheit derer, welche die Hauptrollen zu spielen gehabt, hat er heute Abend das ganze Benefiz für sich in Anspruch nehmen dürfen. In seiner Darstellung hat er uns zum Theil eine Tragödie, zum Theil eine Komödie und zum Theil etwas Tragikomisches gegeben und es sollte mir lieb sein, wenn ich ihn durch die Anerkennung, daß er jeden dieser Theile mit gleichem Erfolge durchgeführt habe, ermuthigen könnte. Jedermann weiß, daß er ein äußerst glücklicher Spaßmacher — glücklich manchmal nur in seiner Selbstbefriedigung ist."

Es würde zu weit führen, den ganzen Inhalt der Rede, welche sich noch lange in ähnlichen Ironien erging, mitzutheilen, es mag genügen, darauf aufmerksam zu machen, daß man hier Palmerstons Wesen bereits vollkommen entwickelt findet, wie er es bis in sein spätestes Alter jugendfrisch zu erhalten wußte. Er hatte damals schon, wie immer, die Lacher auf seiner Seite, er zeigte nie einen schlechten Humor und ihn verdrießlich zu machen, galt zu allen Zeiten für eine sehr schwierige Sache. Er betrieb alle seine Geschäfte mit einem gleichmäßigen Ernste; seine Rennpferde gewähren ihm kein viel geringeres Interesse, als die Wahlcampagnen, die Fasanenjagd hat etwas so anziehendes für ihn, daß er in einem fremden Park darüber in Gefahr geräth, sein Leben zu verlieren, seine Landwirthschaft, die Verbesserung seiner Güter und seine Pächter liegen ihm ebenso am Herzen, wie die großen Staatsaffairen, überall, wo und wie er zugreift und thätig ist, zeigt er sich voll und ganz; in allem seinem Thun und Lassen war nie auch nur eine Spur von Halbheit. Die Briefe an seinen Bruder William Temple, der in Berlin, Petersburg und

Digitized by Google

Neapel im diplomatischen Dienste verwendet war, sind eine wahre Fundgrube für Erkenntniß seines Charakters. Schon die Häufigkeit der Correspondenz und die stets aufrechterhaltenen selbst in den geschäftreichsten Zeiten nicht abgebrochenen familiären Erörterungen lassen erkennen, daß Palmerston seinen Bruder aufrichtig liebte, wennauch nirgends ein Anklang weichlicher Empfindungen zu bemerken ist.

Aber auch an andere Personen, selbst in rein officiellen Schriftstücken, findet sich eine einfache, kräftige und überall unendlich aufrichtige Sprache. Interessant ist es, zu sehen, wie der Minister der auswärtigen Angelegenheiten in England über den Werth seiner Depeschen denkt, denn es wird kein Fall in der Correspondenz zu finden sein, wo Palmerston nicht für nöthig erklärt, irgend einer ernsteren oder gar drohenden diplomatischen Note ein Kriegsschiff zur Seite abgehen zu lassen. Mit wahrhaft rührender Consequenz wiederholt sich die Versicherung, daß Schiffe abgeordnet sind, um den Redensarten der Diplomatie den entsprechenden Nachdruck zu geben, und Bulwer selbst glaubte noch in einer besonderen Anmerkung den innigen Zusammenhang zwischen englischen Noten und englischen Schiffen nach Palmerstons Auffassung ausdrücklich hervorheben zu müssen.

Als er das auswärtige Amt übernahm, waren vier Monate seit den Pariser Julitagen verstrichen, die belgische Revolution war gefolgt und in vollem Gange, aus Warschau waren Nachrichten von dem verhängnißvollen Aufstand eingetroffen, es war ein Moment, wo niemand an dem bevorstehenden allgemeinen Conflict der Mächte zweifelte. Palmerston war durch einen wiederholten mehrmonatlichen Aufenthalt in Paris in den Jahren 1828 bis 1830, während deren er eben nicht im Staatsdienste war, auf das Beste für seine neue Stellung vorbereitet, er hatte eine Reihe jener Männer persönlich und in nicht officieller Stellung kennen gelernt, welche das Julikönigthum an die Oberfläche und in entscheidende Stellungen brachte. Aber auch abgesehen von dem persönlichen Werthe dieser Erfahrungen bieten die Aufzeichnungen und Briefe Palmerstons aus dieser Zeit der untergehenden Bourbonenmacht ein unschätzbares Quellenmaterial. Das, was Palmerston damals erlebte und mittheilte, gehört zu den interessantesten Partien des vorliegenden Werkes.

Vor allem wird man eine Bemerkung Palmerstons heute mit besonderer Genugthuung lesen, wenn er in seinem Tagebuche über die französischen Verhältnisse schreibt: „Die Regierung ist sehr russisch, aber es entsteht unter den Politikern eine französische Gesinnung, und diese macht sichs zu ihrer ersten Aufgabe, die Provinzen zwischen der nördlichen Grenze und dem Rhein, Belgien und einen Theil des preußischen Gebietes wiederzuerwerben.“ Und von Chateaubriand versichert Palmerston: „er ist in Leidenschaft über die alte Grenzaffaire und wird Frankreich Jedem in die Arme werfen, der ihm zum Rhein verhelfen will.“

Digitized by Google

So genau hatte Palmerston die Personen durchschaut, mit welchen er nachher in der schwierigen belgischen Frage zu verhandeln und zu rechnen hatte. Wenn er einen Mann wie Sebastiani nachher, da dieser Louis Philipps Minister war, immer in richtigster Weise zu behandeln vermag, so war seine Bekanntschaft mit ihm von früher gewiß äußerst nützlich. „Sebastiani", sagt er einmal, „sollte man wirklich zu verstehen geben, daß er die Güte haben muß, sich beherrschen zu lernen." Und an einer andern Stelle heißt es: „Persönlich habe ich alle Achtung vor Sebastiani, glaube auch, daß er wirklich freundlich gegen England gesinnt ist; aber welches Vertrauen kann man gegen eine Regierung hegen, die sich so verächtlichen Intriguen hingibt, wie das gegenwärtige französische Cabinet in der belgischen Angelegenheit? Eine Regierung, die hier so und dort das Gegentheil sagt, die Nemours Wahl durch Bresson annimmt und durch Talleyrand zurückweist, die ihre Ansichten, ihre Erklärungen und ihre Principien ändert, sowie sich eine neue Aussicht auf augenblickliche Vortheile darbietet."

Die letzten Worte darf man für mehr als eine augenblickliche diplomatische Redewendung halten, es spricht sich darin ein Grundsatz aus, nach welchem Palmerston überhaupt den Werth der Diplomaten mißt; — ja der Diplomaten, von denen der Franzose behauptete, sie hätten die Sprache, um ihre Gedanken zu verbergen. Mehr als einmal spricht sich Palmerston in verächtlichster Weise über diese Art von damals schon verzopfter Geschäftsführung aus. Ueber eine Depesche Nesselrode's, wenn dieser die Zusammenkunft der Monarchen im Jahre 1833 als Folge von Herzensneigungen erklärt hatte, schreibt er einmal: „Wie kann man sich dazu hergeben, solchen Qualm zu schreiben! Es ist gerade, als wünschten sie es Einem abzugewöhnen, ihnen irgend etwas zu glauben, was sie sagten."

Unter den Staatsmännern, welche aus ähnlichen Gründen von Palmerston überall am abfälligsten beurtheilt werden, steht Metternich oben an, dessen ganzes System und noch mehr dessen Methode eben den angedeuteten Grundsätzen diametral entgegenstand. Gleich nach dem ersten Eintritt in das Ministerium Cannings beklagt Palmerston das Verhalten Metternichs in der griechischen Frage und vermehrt auf solche Weise die scharfen Urtheile, welche die entgegengesetztesten Parteimänner, Wellington und Lord Russell, gleichermaßen über den österreichischen Staatsmann fällten: „Metternich", sagte Palmerston, „hat eine schäbige und thörichte Rolle gespielt. Er handelte unter der Hand gegen uns, während er durch ein anderes Verfahren den Zusammenstoß vielleicht verhindert hätte; und jetzt erschrickt er und wünscht uns wirklich zu unterstützen, während sein Einfluß gelitten hat. Was ich von ihm gesehen habe seit ich im Cabinet bin, hat mich überzeugt, daß er die krummen Wege den geraden vorzieht, wo er die Wahl hat."

Als nachher der russische Krieg ausbrach und Metternich sein zweideutiges Spiel fortsetzte, obwohl hinter seinen Worten keine entsprechende Macht stand,

Digitized by Google

worüber die Engländer sehr wohl berichtet waren, so bemerkte Palmerston: „Metternich stürze sich — wie Leute ohne Princip es thun — von einem Extrem ins andere"; und zur Zeit des Friedens von Adrianopel heißt es nachher in den Briefen: „Metternich scheint seiner doppelten Politik doch noch bis zum letzten Augenblicke treu geblieben zu sein und den Sultan bis zur Unterzeichnung des Tractats von Adrianopel gedrängt zu haben, Widerstand zu leisten und bis zum Winter auszuhalten, mit dem Versprechen, dann eine Coalition zu seiner Unterstützung zusammenzubringen, ehe der Frühling wiederkehre. Der Türke fand jedoch, daß er lange genug an der Nase herumgeführt worden sei und wurde wüthend als er entdeckte, in welche Patsche er durch Metternich und dessen Versprechungen gebracht worden war."

Noch ärgerlicher war Palmerston über Metternichs Verhalten in Betreff der italienischen und portugiesischen Angelegenheiten. Wir erfahren bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in bestimmterer Weise, daß Oesterreich in Folge der Aufstände, welche der Julirevolution in Italien gefolgt waren, den Versuch gemacht hatte, einen italienischen Staatenbund unter Oesterreichs Protectorat zu gründen. Aber Palmerston hatte wenig Lust, dieses Project zu unterstützen. Um die österreichischen Projecte zu zerstören, ermunterte Palmerston insbesondere den König von Neapel zum Widerstande, dessen „unabhängiger Geist" das Protectorat Oesterreichs auf das entschiedenste verhinderte. „Diesen Geist", schreibt Palmerston an seinen Bruder, „muß man ermuthigen, und wo du immer eine Gelegenheit findest, so laß' ein Wort fallen und deute darauf hin, wie viel größeren Einfluß Neapel als ein völlig unabhängiger und ungebundener Staat erlangen müsse, als wenn es ein untergeordnetes Mitglied eines Bundes unter dem Protectorate einer Großmacht wie Oesterreich wäre, welches sich fortdauernd in anderer Leute Angelegenheiten einmischt und fremde Staaten auf seine Weise regieren will, statt sie ihrer eigenen Methode zu überlassen."

Diese Politik Metternichs erfuhr bekanntlich ihre völlige Niederlage durch die portugiesischen und spanischen Verhältnisse, wo der Kampf der beiden jungen Königinnen gegen die Parteien von Don Carlos und Dom Miguel begonnen hatte. Mit nicht geringem Stolze schreibt sich Palmerston das Verdienst ausschließlich zu, die große Allianz zwischen England, Frankreich, Spanien und Portugal zur Aufrechthaltung der Verfassungen in diesen Ländern zu Stande gebracht zu haben: „Dieser Vertrag war ein prächtiger Treffer und ganz und gar mein Werk". Aber Palmerston wünscht sich zur Belohnung auch nichts sehnlicher, als daß er hätte können „Metternichs Gesicht sehen, wenn er unsern Vertrag liest".

So war die englische Politik in den Fragen, welche das brittische Interesse am meisten berührten, und in welchen gleichsam die acht Jahre zuvor aufgekommenen Canning'schen Ideen ihre Probe zu halten hatten, unter Palmerstons Leitung überall siegreich geblieben. Sie war von gleichem Erfolge in der belgischen Frage begleitet, und sie hatte sich in der polnischen von

Digitized by Google

Anfang an so außerordentlich vorsichtig und zurückhaltend gezeigt, daß wenigstens nirgends ein unehrenhafter Rückzug anzutreten war, daß man Rußland gegenüber nichts zurückzunehmen, daß man sich vor den Polen nicht zu entschuldigen hatte, wie Louis Philipp, wennauch das Resultat des polnischen Krieges eben nicht den Wünschen des englischen Cabinets entsprach.

Es gehört zu den reizendsten Seiten des großen Staatsmannes, wie außerordentlich feinfühlig jede Sache behandelt wird, bei der nicht irgendein klar zu erkennendes Ziel, oder ein bestimmter Zweck zu erreichen und in Aussicht steht, wie weit diese Politik von allem zufahrenden und täppischen Wesen entfernt ist, und wie Palmerston bei allem Bewußtsein der Kraft es doch sorgfältig vermeidet, irgendetwas ernstlich anzurühren, wobei etwa der Schein entstehen könnte, es komme bloß darauf an, sich einzumischen und breit zu machen, während doch die Möglichkeit und Absicht wirklicher Hülfe mangelt.

Nirgend zeigt sich dieser nüchterne und ehrliche staatsmännische Geist deutlicher als in der polnischen Frage. Palmerston ist nicht ohne Sympathie für die Sache der Polen. Er hat von Anfang an manches theilnehmende Wort für die Polen in seinen Briefen, er begleitet sie mit seinen Wünschen, da sie sich so tapfer zeigen, aber er kennt ihre Schwächen, er weiß auch, daß ihnen nicht zu helfen ist, er würde nicht einmal von vornherein gewagt haben, Rußland gegenüber den Standpunkt der Verträge vom Jahre 1815 ernstlich und officiell zu betonen, obwohl er weiß, daß das allenfalls möglich wäre und obwohl er überlegt, ob es nicht geschehen könnte. Aber er thut keinen Schritt, den er etwa zu bereuen und zurückzumachen hätte. Endlich entschließt er sich wohl, nachdem alles aus ist, zu einem gleichsam guten Werk und läßt Neſſelrode an die Verpflichtungen Rußlands gegen Polen wenigstens vertraulich erinnern.[1])

Je weniger aber der englische Staatsmann sein Pulver für eine hoffnungslose Sache verschossen hat, desto bestimmter und mit der ganzen Schwere seines Einflusses vermag er die belgische Frage zu ordnen, indem er den ultraconservativen Tendenzen der Ostmächte ebenso wie den Annexionsgelüsten Frankreichs gegenüber sich gleichzeitig Bahn zu machen weiß und den neutralen belgischen Staat erschafft. Die Briefe über diesen Gegenstand gehören jedenfalls zu den wichtigsten und neuesten Bereicherungen unserer historischen Kenntniß und sind schwerlich geeignet, das Regime des Bürgerkönigs in ein günstigeres Licht zu stellen. Vielmehr tritt doch die ganze Verlogenheit dieses fratzenhaften Regiments der Bourgeois durch die Mittheilungen Palmerstons nun in einer Gründlichkeit zu Tage, die jede Ahnung übersteigt. Wir erhalten durch diese Palmerston'schen Papiere Auskunft über die ersten zehn Jahre der vielgepriesenen

---

[1]) So there is an end of the poor Poles! I am heartily sorry for them but their case had become for some time hopeless. If they could not defend Warsaw, what can they do at Modlin or Plock. The only thing now to be done is for the Powers, who were parties to the Treaty of Vienna to take care that that treaty is not violated by Russia. Depeschen wurden in diesem Sinne am 22., 23. November 1832, 12. März 1833 nach Petersburg gerichtet.

Digitized by Google

Regierung Louis Philipps, aber alles, was wir hier erfahren, ist mehr als ausreichend, um sagen zu können, alle bösen Eigenschaften, die in den verborgensten Winkeln französischer Herzen nur aufzufinden sein mögen, haben diese Schwätzer entfesselt, groß gezogen und für den Wahnsinn späterer Zeiten vorbereitet.

Wenn irgendwo die Geschichte in der Lage ist, moralische Urheber von großen Verbrechen verantwortlich zu machen, so ist sie es hier an der Hand der Palmerston'schen Mittheilungen. Sir H. Lytton Bulwer selbst, den langjährige Neigung für die vielen schönen Seiten des französischen Charakters den Wunsch hegen läßt, den Thatbestand zu beschönigen und der ausdrücklich erklärt, er wünsche die „Interessen eines ausgezeichneten Volkes, welches jetzt im Unglück ist, nicht zu schädigen, noch seinen Charakter anzugreifen," sieht sich doch genöthigt, zu bemerken: „Diese ganze Correspondenz zeigt ohne allen Zweifel die Neigung der französischen Nation zur Eroberung, zur Vergrößerung und zum Kriegsruhm."

Kläglich war das Doppelspiel, welches Talleyrand einerseits bei der Londoner Conferenz und Sebastiani andererseits in Paris gespielt, und einen komischen Beigeschmack hat es, wenn die französischen Minister vor der Welt den muthlosen König als einen Mann hinstellen, der voll Kriegslust und Kriegseifer wäre, den sie Mühe hätten, zurückzuhalten, denn die französische Nation hätte natürlich ihrem neuen König nie vergeben, wenn er das Säbelrasseln nicht verstanden hätte.

Wenn indessen bei der belgischen Affaire Palmerston sich mit einem friedlichen Abschluß der Sache begnügte, der die Regierung Frankreichs wenigstens vor den Augen der damals so gut wie zu allen Zeiten möglichst unwissenden Kammern nicht allzusehr compromittirte, so war er in der orientalischen Frage des Jahres 1839 um so mehr entschlossen, die französischen Uebergriffe und Ueberhebungen nun einmal gründlich zurückzuweisen. Aus diesem Anlasse war es, daß die französische Politik jene beispiellose Niederlage erfuhr, von der sich Louis Philipp nie wieder erholte.

Wie bekannt, hatte sich Thiers des ägyptischen Pascha's in dessen Streit mit der Pforte angenommen, steigerte dessen Ehrgeiz zu den wahnsinnigsten Forderungen, glaubte diese Gelegenheit benützen zu können, um wieder einmal die beliebte Rheinfrage vom Zaune brechen zu können und sah sich endlich durch die große Allianz der vier Mächte isolirt, zu Boden geworfen und in seinem Ansehen in Europa so gut wie im Orient völlig vernichtet. Die bedeutendsten amtlichen Actenstücke aus dieser wichtigen Zeit sind zum Theil längst bekannt gewesen. Tiefere und feinere Verhältnisse aber lernt man aus Palmerstons Correspondenz erst jetzt genauer kennen. Wiewohl schon Pauli im zweiten Bande seiner neuesten englischen Geschichte jüngst für diese Partie viel Interessantes mitzutheilen im Stande war, so erhält man durch Palmerstons Depeschen an Earl Granville und Sir H. Lytton Bulwer selbst, welche die Geschäftsträger in Paris waren, doch höchst erwünschte Ergänzungen.

Digitized by Google

Am 22. November 1839 schreibt Palmerston, er hätte auf sehr geheimem Wege erfahren, König Louis Philipp habe gesagt, er protegire deßhalb Mehemed Ali, weil Frankreich, ehe zwei Jahre vergingen, mit England in Krieg sein werde und sodann die ägyptische Flotte im Mittelmeere bedürfe. Die gleiche Anschauungsweise gab sich später auch in einer Aeußerung Remusats kund. Aber solche königliche Redensarten waren nicht geeignet, Palmerston von seinem Wege abzulenken. Als der Vertrag der vier Mächte mit der Pforte abgeschlossen war, schrieb Palmerston am 21. Juli 1840: „Ich bin doch begierig zu erfahren, wie Herr Thiers den Vertrag aufgenommen hat. Natürlich hat er ihn sehr ärgerlich gemacht; es ist ein harter Schlag für Frankreich; aber es hat ihn sich selbst durch seine eigene Hartnäckigkeit zugezogen;" und weiter: „Thiers wird zuerst wohl schwadroniren, aber wir lassen uns nicht durch Drohungen einschüchtern; und er wird viel zu weise sein, um vorschnell etwas zu unternehmen, was ihn nur mit England allein in Collision brächte, um von den drei andern Mächten gar nicht zu reden. Sie sagen: Thiers ist ein warmer Freund, aber ein gefährlicher Feind; das kann wohl sein, aber wir sind zu stark, um uns durch solche Betrachtungen leiten zu lassen. Ich zweifle jedoch, ob man sich auf Thiers, als einen Freund, sehr verlassen kann, und da ich weiß, daß ich Recht habe, fürchte ich ihn als Feind nicht."

Als Thiers hierauf seine Kriegsfanfaronaden in Szene setzte, schrieb Palmerston mit großartiger Seelenruhe: „Meine Ansicht ist: wir werden jetzt keinen Krieg mit Frankreich haben; aber wir sollten uns darauf gefaßt machen, daß wir ihn jeden Augenblick haben können. Alle Franzosen wollen Uebergriffe machen und ihre Grenzen auf Kosten anderer Völker ausdehnen und Alle haben das Gefühl, wie der „National" dies oft genug ausgedrückt hat, daß eine Allianz mit England solchen Plänen hinderlich ist. Ich bin nicht im Geringsten darüber erstaunt, daß die Doctrinärs im Thiers'schen Ministerium die kriegerischsten sind. Eher hätte ich dies erwartet. Ich nehme es den Franzosen nicht übel, daß sie uns nicht leiden können. Ihre Eitelkeit gibt ihnen ein, sie wären die erste Nation der Welt, und doch finden sie, wohin sie sich wenden, daß wir überall ihnen gleich sind. Es ist ein Unglück für Europa, daß der Nationalcharakter eines großen und mächtigen Volkes im Mittelpunkte von Europa so sein muß, wie er ist; für andere Nationen aber gehört es sich, daß sie ihre Augen der Wahrheit nicht verschließen und ihr Betragen durch weise Vorsichtsmaßregeln darnach einrichten."

Bei dem Zusammenfallen des Kartenhauses, welches Thiers in der orientalischen Frage aufgebaut hatte, amüsirte es Palmerston am meisten, daß die Franzosen die Macht und Bedeutung Mehemet Ali's so gröblich überschätzt und daß sie gehofft hatten, den Engländern durch die gewonnene Freundschaft einer jungen Macht zu imponiren, welche durch 2000 englische Marinesoldaten während eines kurzen Feldzuges in den Fundamenten erschüttert worden war. Indem, aber Thiers bereits am 29. October 1840 sein Amt an Guizot abgetreten hatte

Digitized by Google

so hatte man anfangs in Frankreich die Hoffnung, Palmerston werde dem neuen Ministerium eine goldene Brücke bauen. Aber schon am 26. November 1840 schrieb Palmerston: „Verschiedene Gründe sprechen dagegen, Herrn Guizot zu autorisiren, daß er sagen darf, die Dazwischenkunft Frankreichs habe die Alliirten bewogen, Mehemed Ali Aegypten zuzugestehen.“ Die Demüthigung Frankreichs, so wollte es Palmerston, sollte vollständig, allseitig anerkannt, unwiderruflich sein.

Wenn man diese gewaltige Position betrachtet, welche Palmerston im Rathe von Europa errungen hatte, so ist keine Frage, daß sie besonders auf seinem Verhältniß zu den Großmächten beruhte; wenn man dagegen die orientalische Frage als etwas für sich Bestehendes gewissermaßen aus den inneren Verwicklungen der Cabinete heraushebt. so ließe sich eine Erörterung darüber anstellen, ob nicht Palmerstons Unternehmungen zum Schutze der Türkei doch um eine so starke Linie von Cannings, seines Meisters, Ideen abwichen, daß man fragen dürfte, ob nicht durch den syrischen Krieg eine völlig neue Basis für die englische Politik geschaffen worden sei? Wir vermögen an dieser Stelle keine Entscheidung hierüber zu fällen, aber unbemerkt darf nicht gelassen werden, wie das allzeit ausschließlich praktische Interesse Palmerstons die Erscheinung hervorbringt, daß in seinen Briefen von Jahr zu Jahr eine steigende Rücksicht, Achtung, sogar Hinneigung zu den Türken Platz greift. Es ist wahr, es sind viele außerordentlich feine Bemerkungen, welche da über die Türken und ihre Zustände gemacht werden. Aber ob man dereinst in diesem einen Punkte in Palmerstons Anschauungen nicht doch einen etwas sanguinischen Zug finden wird, vermöchten wir eben nicht zu entscheiden. Merkwürdig wäre es gewiß, wenn dem großen politischen Realisten doch auch an einer Stelle eine Täuschung nicht erspart geblieben und wenn es gerade die Türken wären, die ihn zum Idealisten gestempelt haben würden.

Bald nach der Beilegung der orientalischen Krise war indessen das Ministerium Melbourne gestürzt worden und Lord Palmerston trat mit demselben von seinem Amte als Minister des Aeußern für mehrere Jahre zurück. Sir H. Lytton Bulwer endigt hier zunächst seine schätzbaren Mittheilungen aus dem Leben Palmerstons, der damals bereits nahe an 60 Jahre war, aber noch eine große Zukunft vor sich hatte.

„In den eilf Jahren von 1830 bis 1841“, sagt Bulwer, „hatte er England moralisch und materiell als „den großen Staat“ in Europa aufrecht erhalten. Er hatte immer Englands Ideen ausgedrückt, er hatte immer seine Interessen gewahrt. Seine Sprache war klar und kühn, und wenn er mit der That drohte oder sie für nöthig hielt, war er immer bereit gewesen, seine Sprache durch seine Handlungen zu bestätigen; jedoch in keinem Falle hatte seine freie Rede und sein Muth, der immer bei der Hand war, zu den Kriegen geführt, die schüchterne Politiker fürchten und sehr oft durch ihre Befürchtungen zu Wege bringen. Er war in der That in ausgezeichnetem Maße ein Friedens-

Digitized by Google

minister gewesen, und dies besonders darum, weil er nicht gesagt hatte, er wolle den Frieden um jeden Preis. Bei gewissen Gelegenheiten wandte er Drohungen an und bebte vor Thätlichkeiten nicht zurück. Bei anderen Gelegenheiten gab er bloße Rathschläge oder sprach Ansichten aus. Waren diese Rathschläge weise? Blieben diese Ansichten ohne Wirkung? — Er verwarf die willkührlichen Maßregeln, die das deutsche Volk unterdrücken sollten. Was ist aus diesen Maßregeln geworden? Er warnte den König der Franzosen, als dieser, wie er sich ausdrückte, in eine falsche Stellung gerieth. Was ist aus dem Thron des Königs der Franzosen geworden? Er verwarf die österreichische Herrschaft in Italien. Was ist aus dieser Herrschaft geworden? Er verwarf die weltliche Gewalt des Papstes. Wohin ist es mit dieser weltlichen Gewalt gekommen?"

Ottokar Lorenz.

Zu Bauernfelds Geburtstag.

(13. Jänner.)

Nicht „auf die Postille gebückt, zur Seite des wärmenden Ofens" hat dieser Jubilar sich von dem zum einundsiebzigsten Mal widerkehrenden Tage seiner Geburt überraschen lassen. Hätte die Theilnahme der Handwerksgenossen, Freunde und Verehrer in Nähe und Ferne dem Tage nicht ein auszeichnend festliches Gepräge verliehen, er würde gleich jedem anderen den körperlich wie geistig noch beneidenswerth Rüstigen wahrscheinlich am Schreibpulte angetroffen haben. Bauernfeld „bestellt sein Haus": die Zahl der Jahre mag ihn daran gemahnt haben, nicht deren Last; denn die trägt er noch immer unbekümmert; er begleitet noch immer, wie seit Jahrzehnten, die Zeit mit seinen Glossen, bald lustig, bald grämlich, wie das der Humoristen Art, und ist noch immer geneigt, Epigramme in vier Zeilen oder in mehreren Acten zu machen. Er ordnet sein litterarisches Besitzthum — die Verfügung über anderes als litterarisches wird ihm ungeachtet der fleißigsten Benützung einer langen Lebenszeit wahrscheinlich keine große Sorge bereiten! Ist es doch schon eine nicht gewöhnliche Gunst des Geschickes, daß er noch selbst einmal überblicken, sichten, zusammenfassen kann, was er im Laufe eines halben Jahrhunderts gedacht und gedichtet, daß er nicht Fremden die Bestimmung zu überlassen braucht, was davon erhalten, was der Vergessenheit anheimgegeben werden solle.

Eine seltene Gunst, — denn der Lustspieldichter von heute darf wohl der Journalist unter den Poeten genannt werden; er genießt die gleichen Privilegien und muß sich dieselben Entbehrungen gefallen lassen. Er darf, er soll aber auch die Dinge aus der nächsten Nähe betrachten und aufnehmen, soll zeichnen, was um ihn her vorgeht, am Tage, vom Tage, für den Tag schreiben. Und

Digitized by Google

wenn er in der Schnelligkeit zu skizziren versteht, nimmt man es mit den künstlerischen Anforderungen nicht allzu genau, zollt man ihm so reichen Beifall, als hätte er etwas Großes geschaffen. Aber auch nur an diesem und am nächsten Tage. Die Zeit, welcher er den Spiegel vorhalten soll, ändert ihre Züge sehr schnell, und will sich nicht wieder erkennen, wenn ihr das „aus dem Spiegel gestohlene" Bild von gestern vorgehalten wird. Je treuer es war, desto schneller muthet es wie eine alte Mode an, die erst nach manchem Jahre wieder einen neuen Werth erhält: einen historischen. Und wirkt die Satire, weil sie treffend ist, so wird der Autor seines eigenen Werkes Feind, dem das undankbare Publicum wohl gar übel nimmt, daß er es an überwundene Kinderkrankheiten und „Jugendeseleien" erinnert.

Da sind Jene viel besser daran, welche sich an die Laster und Schwächen halten, wie sie ewig der Menschheit eigen bleiben, nicht an die durch Zeiten und Sitten bedingten Erscheinungsformen. Sie richten die Gestalten ihrer Stücke so ein, wie der Maler bei Brentano seine Bildnisse: ein paar Striche mehr oder weniger stellen eine oberflächliche Aehnlichkeit mit Personen her, an welche man nicht dachte, als die Portraits in Vorrath gemalt wurden. Bauernfelds Lustspielfiguren aber sind die Kinder ihrer Zeit und erscheinen daher in einer späteren leicht altfränkisch in Denkart und Manieren. Und noch ein anderer Vorzug ist seinem Erfolge hinderlich gewesen. Wie schon häufig, wurde auch in diesen Tagen wieder betont und beklagt, daß Bauernfelds Lustspiele außerhalb Oesterreichs nicht die rechte Schätzung gefunden haben, und gern macht man dafür norddeutsches Vorurtheil verantwortlich. Dem ist doch nicht ganz so. Wer da weiß, welche Pietät in Deutschland für Raimund lebt, welchen lauten und aufrichtigen Beifall Stifters Studien dort fanden, wie man sich abmühte, allerlei Dialect-Dichtungen zu verstehen und ihnen Geschmack abzugewinnen, der kann das Vorhandensein einer grundsätzlichen Abneigung gegen dichterische Erscheinungen aus unserem Lande nicht zugeben. Wir glauben mit der Behauptung nicht zu irren, daß Bauernfelds Lustspiele auch im Norden lebhaftere Theilnahme erregt haben würden, wenn sie sich schon in ihrem Aeußern als etwas Fremdartiges angekündigt hätten, dem gegenüber man den Maßstab nicht den gewohnten Vorstellungen entlehnen darf. Sie redeten aber die Sprache der gebildeten Welt in ganz Deutschland, sie schilderten Lebensverhältnisse und vertraten Interessen, die überall daheim sind, und doch fußten sie in einer Gesellschaft, welche nicht die dortige war. Die Entfremdung zwischen Norden und Süden hatte ja viel mehr als in früherer gerade in der Zeit überhandgenommen, in welcher Bauernfeld seine besten Sachen schrieb!

Und diese Zeit war eine vorwiegend litterarische. Alle Kräfte, welche heutzutage im öffentlichen, im parlamentarischen Leben zur Geltung kommen, hatten damals nur ein Gebiet der Thätigkeit, die Litteratur. Tausend Beziehungen, welche damals jedem Gebildeten geläufig waren, werden von dem gegenwärtigen Geschlechte kaum noch verstanden. Fragen allgemeinerer Natur

Digitized by Google

zu berühren, hätte die Censur ja nicht gestattet. Freilich vermochte sie nicht zu hindern, daß die Anschauungen des freisinnigen Bürgerthums, zu welchem Bauernfeld sein Leben lang gehalten hat, sich auch in den Dialog seiner Lustspiele einschmuggelten. Denn was der Censur im Allgemeinen nachgerühmt worden ist, daß sie aus den Schriftstellern Virtuosen gemacht habe in der Kunst, ahnen zu lassen, verstehen zu geben, was man nicht unverblümt sagen durfte, das findet auf Bauernfeld gewiß Anwendung. Als dann die Zeiten sich änderten, war er der erste, von der neuen Freiheit Gebrauch zu machen und den neuen Inhalt des öffentlichen Lebens in seinen Bühnenspielen zu zeigen.

Ausdrücklich erwähnen möchten wir aus jener früheren Periode eine Arbeit, welche jetzt am wenigsten mehr verstanden werden kann und doch zu seinen besten — nicht Stücken, aber Thaten gezählt werden muß: „Der litterarische Salon". Ein nicht geringer persönlicher Muth gehörte dazu, so offen und unumwunden der absoluten Gesinnungslosigkeit zu Leibe zu gehen, welche damals eine unumschränkte Herrschaft in der litterarischen Kritik ausübte, einmal durch den schnöden Wortwitz, welcher für den Mangel aller besseren Eigenschaften entschädigen sollte, dann durch die Anwendung jeder Waffe, die in ehrlichem Kampfe verpönt ist. Ein kecker Handstreich, wie Bauernfeld ihn mit dem genannten Stücke unternahm, konnte jene Herrschaft nicht stürzen, demselben hätte eine allgemeine Erhebung zu Hülfe kommen müssen und dafür war die Zeit noch nicht reif. Aber der laute Protest gegen das Saphir'sche Unwesen behielt darum doch seinen Werth und soll ihm nicht vergessen werden.

Eine kritische Untersuchung der Dramen Bauernfelds liegt hier nicht in unserer Absicht. Was denselben fehlt, wissen wir Alle. Viele davon erregen noch heute das behagliche Vergnügen, wie vor dreißig und vierzig Jahren, und wenn ihnen diese Kraft einst versagen sollte, wird man doch dem Dichter die Anerkennung nicht versagen, daß er dem modernen deutschen Lustspiel den Weg gezeigt hat, und daß seine Stücke eine unschätzbare Quelle bleiben werden für die Kenntniß der mittleren Gesellschaftsschichte in Wien um die Mitte unseres Jahrhunderts. B. B.

Die Menschenpocken und die Schutzpockenimpfung.

Vortrag

gehalten in der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz von Dr. Kleefeld.

Die seit acht Monaten in unserer Stadt herrschende Pockenepidemie gibt mir Veranlassung, diese Krankheit und das gegen dieselbe übliche Schutzmittel zum Gegenstande unserer heutigen Unterhaltung zu machen, um so mehr, als

Digitized by Google

weitverbreitete irrige Ansichten über das Unnütze und Schädliche der Schutzpockenimpfung wohl der Hauptgrund sind, weßhalb diese Krankheit zur Zeit eine so allgemeine Verbreitung erlangen konnte.

Die beiden Haupteinwände, die man täglich gegen das Impfen hört, sind:

1. Die Impfung nützt nichts, denn täglich sehen wir, daß auch Geimpfte von den Menschenpocken befallen werden, und

2. die Impfung ist sehr gefährlich, denn es können allerlei Krankheiten durch die Impfung übertragen werden.

Lassen Sie uns diese beiden Einwände nach einander prüfen. Um beurtheilen zu können, was die Schutzpockenimpfung nützt und genützt hat, müssen wir in diejenigen Zeiten zurückgehen, in denen man dieselbe noch nicht kannte und anwendete, und da werden wir sehr bald sehen, einen wie unendlich milderen Charakter die Menschenpocken seit Einführung der Schutzpockenimpfung angenommen haben, und wie selbst die diesjährige durch Ausdehnung und Heftigkeit unerhörte Pockenepidemie kaum ein blasser Schatten von dem ist, was diese Krankheit noch vor 70 Jahren war, — die schrecklichste Geißel des Menschengeschlechts.

Es scheint, daß die antike Welt die Menschenpocken nicht kannte, denn in den Schriften der Griechen und Römer findet sich nichts, was mit Sicherheit auf diese Krankheit bezogen werden könnte. Die erste sichere Beobachtung derselben geschah in Arabien, im Jahre 572 nach Chr.; dann gab der arabische Arzt Rhazes im Jahre 930 eine sehr gute Beschreibung, aber erst durch die Kreuzzüge wurde sie nach Europa geschleppt, breitete sich hier aus und entwickelte sich zu der furchtbaren Seuche, die alljährlich 400.000 Menschen tödtete und eine noch größere Anzahl der Augen beraubte und sonst entstellte.

Aber selbst diese gewaltige jährliche Todesziffer gibt noch keine richtige Vorstellung davon, wie mörderisch die Pocken damals unter der Menschheit hausten, da sie nach mehrjährigen Pausen bald diese, bald jene Stadt, bald diesen, bald jenen Landstrich epidemisch überfielen und so die obengenannte enorme Zahl in einem verhältnißmäßig kleinen Theile Europa's tödteten.

So sind uns Berichte über mörderische Pockenepidemien aufbewahrt aus den Jahren 1517 in Spanien, 1519 in Deutschland, 1529 in Spanien, 1530 und 1536 in Deutschland, 1541 in Frankreich, 1542 in Deutschland, 1551 in Italien, 1552 in Deutschland, 1562 und 1563 in Holland, 1567 in Italien, 1568 in Frankreich, 1578 in Schweden, 1580 in Rußland. Im Jahre 1586 herrschte eine Pockenepidemie über ganz Europa. Sie raffte selbst solche hinweg, die früher schon die Pocken glücklich überstanden hatten, ein bis dahin unerhörter Fall. Paräus schreibt mit Entsetzen über diese gräßliche Seuche, und nach Ballonius starben fast alle Befallenen.

So läßt sich die Seuche auch durchs 17. und 18. Jahrhundert verfolgen, doch will ich nur ein paar Beispiele aus dem letzten noch anführen, weil ich hier bestimmte Zahlen nennen kann.

Digitized by Google

Im Jahre 1707 tödteten die Pocken in Island von 50.000 Einwohnern 18.000, 1732 in Grönland von 20,000 10.000. In Frankreich starben in den Jahren 1741 bis 1745 die Hälfte aller Kinder an den Pocken!

Sie werden aus diesen wenigen Beispielen schon die Ueberzeugung gewonnen haben, daß die Menschenpocken ohne Frage größere Verheerungen unter dem Menschengeschlecht angerichtet haben, als irgendeine andere der furchtbaren Seuchen, von denen uns die Geschichtsschreiber früherer Jahrhunderte berichten, wie die Pest (der schwarze Tod), der Englische Schweiß oder die wir in der Gegenwart erlebten, wie die Cholera, — denn keine hat, wie die Menschenpocken, sechs Jahrhunderte lang und in so kurzen Pausen ihre entsetzlichen Ernten gehalten, und keine hat, wie sie, im Laufe so vieler Jahrhunderte so wenig von ihrem gefährlichen Charakter eingebüßt, bis Jenners große Entdeckung ihrem Schrecken ein Ziel setzte.

Sie können sich wohl denken, daß alle großen Aerzte der genannten sechs Jahrhunderte ihr Bestes thaten, um diesen grimmigsten Feind der Menschheit zu bekämpfen, aber trotzdem, daß jedes dieser Jahrhunderte Fortschritte machte in der Kenntniß des menschlichen Körpers und der Verrichtungen seiner Organe: Mondini im 14., Sylvius im 15., Vesal im 16., Harweg im 17., Haller im 18. Jahrhundert; trotz der zahlreichen großen Aerzte, besonders in diesem letzten Jahrhundert, war man im Kampf gegen die Menschenpocken nicht einen Schritt weiter gekommen als der arabische Arzt Rhazes 930 war.

Es ist eine Thatsache, daß, wo die Pocken einmal ausgebrochen sind, das Verfahren dieses vor fast 1000 Jahren lebenden Arztes auch heute noch richtig genannt werden muß, da er es mit Recht verschmähte, etwas anderes zu thun, als die Leiden der Kranken möglichst zu erleichtern und im Uebrigen den Krankheitsproceß, der sich nun einmal nicht aufhalten läßt, ruhig verlaufen ließ. Alle Abweichungen von diesem einfachen Verfahren, deren uns die Geschichte jener Jahrhunderte leider auch so manches Beispiel erzählt, machten die Krankheit nur schlimmer.

Unter diesen Umständen wird es erklärlich, daß sich die geängstigte Menschheit zu einem verzweifelten Mittel entschloß.

Man hatte längst beobachtet, daß, wer die Pocken einmal glücklich überstanden hatte, gewöhnlich bei neuen Epidemien verschont blieb, und ebenso hatte man die Beobachtung gemacht, daß die Krankheit milder auftrat, wenn sie einzelne Menschen befiel, als wenn sie epidemisch wurde. Man entschloß sich also, sich die Menschenpocken einimpfen zu lassen. Auch dies Verfahren, wie die Krankheit selbst, gelangte vom Morgenlande nach Europa, ward zuerst in China und Indien geübt, gelangte von da nach der Türkei, wo die Frau des englischen Gesandten, Lady Montague, es kennen lernte und 1717 ihren sechsjährigen Sohn in Constantinopel impfen ließ. Durch diese Dame wurde die Impfung in England bekannt und verbreitete sich auf die Länder des europäischen Festlandes.

Digitized by Google

Es versteht sich natürlich von selbst, daß die so Geimpften nicht etwa wie bei dem heutigen Verfahren der Schutzpockenimpfnng bloß an der geimpften Stelle Pocken bekamen, sondern daß die wirklichen Menschenpocken ausbrachen, den Geimpften mit zahlreichen Blattern bedeckten, ihn Wochen lang ans Krankenlager fesselten, und wenn sie auch in den meisten Fällen gutartig verliefen, doch ihre entstellenden Narben zurückließen und auch manchen der so Geimpften tödteten. Aber mag es auch immerhin zugegeben werden, daß diese Impfung für denjenigen, der sich ihr unterzog, das kleinere Uebel war, so darf doch nicht verkannt werden, daß dadurch die Gefahr für die Uebrigen um so größer wurde; denn war die Krankheit früher nur in Pausen von 5 bis 10 Jahren an demselben Orte erschienen, so hörte sie dort, wo geimpft wurde, gar nicht mehr auf, denn jede Impfung ward ein neuer Heerd der Ansteckung.

Da machte der englische Arzt Eduard Jenner, geb. den 17. Mai 1749, im Jahre 1798 die Schutzkraft der Kuhpocken gegen die Menschenpocken in einer Schrift bekannt und übergab damit der Welt die segensreichste Entdeckung, welche jemals in der Medicin gemacht worden ist.

Man hatte zwar schon früher in Deutschland, Frankreich und England den Glauben gehabt, daß, wer zufällig oder durch absichtliche Impfung der Blattern, welche zuweilen die Kühe an ihrem Euter bekommen, die Kuhpocken gehabt hatte, von den Menschenpocken verschont bliebe, ja es finden sich hierüber sogar verschiedene gedruckte Notizen aus früheren Jahren. [1])

Dennoch ist die Entdeckung und Einführung der Kuhpockenimpfung allein Jenners Verdienst, der diesem Gegenstande viele Jahre lang das gewissenhafteste Studium widmete, zahlreiche Versuche und Gegenversuche machte, und als er die unumstößliche Ueberzeugung von der Schutzkraft der Kuhpocken gewonnen hatte, nun auch mit aller Energie für ihre weite Verbreitung und allgemeine Einführung sorgte, was ihm auch so wohl gelang, daß schon drei Jahre nach dem Erscheinen seiner Schrift, also 1801, allein in England bereits 15.000 Menschen mit Schutzpockenlymphe geimpft waren. Von diesen wurden 5000 mit Menschenpocken geimpft, ohne daß bei einem einzigen die Menschenpocken ausgebrochen wären.

Schnell verbreitete sich die neue Entdeckung über die civilisirte Welt, denn in allen Ländern traten sofort und mit seltener Einstimmigkeit alle Aerzte, und an der Spitze die Koryphäen der praktischen Medicin, für die neue Entdeckung

---

[1]) Schon im Jahre 1769 (also 29 Jahre vor Jenners Veröffentlichung) findet sich im 39sten Stück der „Allgemeinen Unterhaltungen" vom 24. Mai folgende Stelle vom Amtmann Böse bei Göttingen: „so werde ich an die hier im Lande nicht unbekannten Kuhpocken denken, die für Milchdirnen und andere Leute, die mit den Kühen umgehen, noch heutigen Tages ansteckend sind. Im Vorbeigehen muß ich doch sagen, daß hier zu Lande die Leute, die Kuhpocken gehabt haben, sich gänzlich schmeicheln, vor aller Ansteckung von unsern gewöhnlichen Blattern gesichert zu sein, wie ich selbst, wenn ich mich genau nach dieser Sache erkundiget, mehrerermalen von gar reputirlichen Personen ihres Mittels gehört habe."

Digitized by Google

auf. In Preußen waren es besonders der berühmte „alte“ Heim und Hufeland, durch deren Einfluß im Jahre 1810 am 13. August der gesetzliche Impfzwang angeordnet wurde.

Die segensreiche Wirkung, welche die neue Entdeckung für ganz Europa hatte, machte sich sofort in der eclatantesten Weise geltend. Sie suchen in diesem Jahrhundert, seit sechs Jahrhunderten zum ersten Male, vergeblich mörderische Pockenepidemien, welche die Menschheit decimiren, und was seit Einführung der Schutzpockenimpfung noch hie und da an Pockenepidemien auftritt, ist nicht der Schatten von dem, was sie vor derselben waren, und ich werde mich bemühen, Ihnen später den Beweis zu führen, daß auch dieser schwache Rest verschwinden würde, wenn von Jenners großer Entdeckung überall der richtige Gebrauch gemacht würde. Ein paar zuverlässige und überzeugende Zahlen möchte ich Ihnen aber hier noch anführen. In Kopenhagen waren noch von 1789 bis 1801 5500 Kinder an den Pocken gestorben, dann wurde die Schutzpockenimpfung eingeführt und 1805 schon zeigen die officiellen Todtenlisten kein einziges an den Blattern gestorbenes Kind!

Wir haben bisher immer nur die an den Pocken Gestorbenen aufgeführt, nun aber möchte ich noch darauf hinweisen, wie selbst diejenigen, welche vor der gräßlichen Seuche das Leben retteten, blind oder einäugig, oder mindestens von Pockennarben zerrissen waren. Die Aelteren von uns werden sich wohl noch erinnern, wie vor 30 bis 40 Jahren es zu den größten Seltenheiten gehörte, alte Leute ohne Pockennarben zu sehen, und Dumont hat den ebenso interessanten wie schlagenden Nachweis geführt, daß sich die Zahl der Blinden seit Einführung der Schutzpockenimpfung um 28 pCt. vermindert hat.

Diesen Thatsachen gegenüber sollte man es für überflüssig halten, über den Nutzen der Schutzpockenimpfung noch ein weiteres Wort zu verlieren; aber die Menschheit hat einmal ein kurzes Gedächtniß für frühere Uebel, und ist desto empfindlicher für die unbedeutendsten Unbequemlichkeiten der Gegenwart, und so wollen wir uns die Mühe nicht verdrießen lassen, auch für die Gegenwart die Frage unparteiisch zu erörtern und wo möglich mit Zahlen zu beantworten.

Da ist es nun zunächst ein Einwand, den die Gegner der Kuhpockenimpfung erheben und dem wir entgegentreten müssen. Sie sagen: es ist ja nicht zu leugnen, daß die Menschenpocken heutzutage viel milder geworden sind, als sie vor Jahrhunderten waren, aber daran ist nicht die Schutzpockenimpfung schuld, sie sind eben von selbst milder geworden, wie wir dies auch bei andern bösen Seuchen des Mittelalters sehen, zum Beispiel beim Englischen Schweiß, der im 15. und 16. Jahrhundert als eine der mörderischsten Seuchen auftrat und heute als harmloses Schweißfriesel eine der gefahrlosesten Krankheiten ist.

Daß diese Ansicht vollkommen falsch ist, dafür spricht wohl schon der kurze Abriß, den ich Ihnen von der Geschichte der Pocken vorgetragen habe; es dürfte wenig Wahrscheinlichkeit für sich haben, daß eine Krankheit, die, wie

Digitized by Google

die Blattern, 6 Jahrhunderte hindurch ihren mörderischen Charakter so vollkommen beibehalten hatte, denselben ohne sichtlichen Grund so mit einem Male verlieren sollte; aber es läßt sich glücklicher Weise der directe Beweis führen, daß diese Ansicht falsch ist. Auch heute noch sind die Pocken ebenso mörderisch wie vor 70 Jahren, sobald sie einmal in einer Bevölkerung ausbrechen, bei der die Schutzpockenimpfung noch nicht eingeführt ist und regelmäßig geübt wird. Auch heute noch vernichten sie die Rothhäute in Amerika, die Bevölkerung der Südsee-Inseln, die Eingebornen Afrika's und Neu-Hollands, wenn durch ein europäisches Schiff die Krankheit eingeschleppt wird, und auch dann vermag heute wie vor 70 Jahren nichts den Schrecken der Seuche eine Schranke zu setzen als schleunige und ausgebreitete Impfung der Schutzpocken.

Auch die Statistik der letzten Jahrzehnte beweist schlagend, ein wie großer Schutz die Kuhpockenimpfung für die Geimpften ist, indem überall der Procentsatz der an den Pocken Gestorbenen ein viel größerer ist bei den Nichtgeimpften als bei den Geimpften. So waren in Dresden während der letzten 33 Jahre 233 Menschen an den Pocken erkrankt und zwar 190 ungeimpfte und 43 geimpfte, von ersteren starben 15, von letzteren kein einziger. In London starben von 1837 bis 1840 36.000 Menschen an den Pocken, davon drei Viertel ungeimpft. In Bordeaux starben von 71 geimpften 9%, von 27 nicht Geimpften 66%. In Berlin starben im Jahre 1865 von den Pockenkranken, die geimpft waren, 9%, von den Ungeimpften 43%. Und ist die seit Menschenalter unerhörte Ausbreitung der Pockenepidemie, die in diesem Jahre so viele Theile Deutschlands heimgesucht hat und heute noch in unserer Stadt herrscht, nicht auch ein indirecter Beweis von der Schutzkraft der Kuhpockenimpfung? Verdanken wir sie nicht offenbar den Massen gefangener Franzosen bei denen die Pocken auch zuerst ausbrachen, und bei denen sich ein sehr starker Procentsatz Ungeimpfter befand, da in Frankreich kein Impfzwang besteht?

Weßhalb aber trotz der bei uns allgemein eingeführten Impfung sich dennoch eine so ausgedehnte Epidemie entwickeln konnte, und über die Mittel, dergleichen für die Zukunft zu verhüten, darüber werde ich mich später weitläufiger aussprechen, um mich zunächst zu dem zweiten Vorwurf zu wenden, welcher der Schutzpockenimpfung von ihren Gegnern gemacht wird.

Also höchst gefährlich soll die Impfung sein, weil damit allerlei Krankheitskeime verimpft werden können: Scropheln, Schwindsucht u. s. w. Wollte ich es unternehmen, diesen schweren Vorwurf durch die entgegengesetzte Behauptung von wissenschaftlichen Autoritäten zu bekämpfen, so würde es mir leicht sein, diese in großer Menge und zwar Namen vom besten Klange zu nennen, ja ich könnte Ihnen zahlreiche Aerzte nennen, die sogar behaupten, daß durch die Pockenimpfung bestehende Krankheiten geheilt worden sind. Doch ich will auf diese Beweismethode ganz verzichten, und hoffe, daß eine einfache Betrachtung des Gegenstandes hinreichen wird, in Ihren Augen diesen schweren Vorwurf zu entkräften und auf ein sehr geringes Maß zurückzuführen.

Digitized by Google

Eine Krankheit, welche an sich nicht durch Impfung übertragbar ist, kann auch nicht durch die Kuhpockenimpfung übertragen werden.

Diesen Satz, den jeder rationelle Arzt zugeben wird, und der jedem Laien einleuchten muß, der auf dem Boden des gesunden Menschenverstandes steht, kann nur jemand leugnen, der sich einer Mystik ergeben hat, die nun einmal bei naturwissenschaftlichen Gegenständen eine Verständigung unmöglich macht.

Nun ist aber die Zahl der ansteckenden Krankheiten eine sehr geringe; Masern, und Scharlach, die es unzweifelhaft sind, kommen hier deßwegen nicht in Betracht, weil sie acut verlaufen, weil sie also nicht übersehen werden können. Die in dieser Beziehung aber am meisten angeschuldigten Krankheiten, Scropheln, Schwindsucht und Bleichsucht, sind nach dem einstimmigen Urtheil aller Aerzte nicht ansteckend. Es ist unmöglich, die Scropheln, die Bleichsucht oder die Schwindsucht von einem Menschen auf den andern durch Impfung zu übertragen, folglich ein Hirngespinnst, anzunehmen, daß sie mit der Schutzpockenlymphe übertragen werden könnten. Eine einzige Krankheit nur ist in dieser Hinsicht zu fürchten, die Syphilis. Es muß zugegeben werden, daß diese Krankheit, aber nur diese, welche an sich durch Impfung übertragbar ist, auch durch die Schutzpockenlymphe mit übertragen werden kann, und daß solche Fälle wirklich vorgekommen sind; aber diese Fälle sind sehr selten, und werden schon deßhalb sehr selten bleiben, weil die Syphilis erstens bei Säuglingen überhaupt nicht häufig vorkommt; wo sie aber dieselben ergriffen hat, in den allermeisten Fällen sich dem Auge des aufmerksamen Arztes nicht entzieht. Die Fälle, daß Syphilis bei der Pockenimpfung mit übertragen wurde, sind so selten, daß ich in 21jähriger Praxis niemals selbst einen solchen Fall zu beobachten Gelegenheit hatte. Sie sind also seltener als z. B. die beim Chloroformiren dann und wann vorkommenden Todesfälle, und wie Niemand das Chloroformiren vernünftiger Weise verwerfen wird, weil es etwa unter 100.000 Fällen einen Todesfall veranlaßt, so würde es doch ganz verkehrt sein, die Schutzpockenimpfung zu verwerfen, die in noch viel selteren Fällen einmal Ursache wird, daß eine Krankheit mit übertragen wird, die zwar ernst und gefährlich, aber doch durch zweckmäßige Behandlung zu beseitigen ist.

Aber, höre ich die Gegner der Impfung einwenden, es ist doch Thatsache, daß so viele Kinder, die bis dahin ganz gesund erschienen, nach der Impfung an Ausschlägen, Drüsen und anderen Krankheiten zu leiden anfingen, und daher sollte man höchstens mit Lymphe impfen, die von den Kühen genommen ist, nicht von Menschen.

Hiegegen ist Folgendes zu erwiedern. Ausschläge und Drüsenkrankheiten kommen im ersten Lebensjahre der Kinder außerordentlich häufig vor, sind oft eine Folge unzweckmäßiger Ernährung, treten oft auch ohne nachweisbaren Grund auf, und kommen verhältnißmäßig ebenso häufig bei ungeimpften, als bei geimpften Kindern vor. Ich erinnere hier nur an die zahlreichen Fälle, wo die Kinder gerade wegen dieser Zufälle im ersten Jahre von der Impfung

Digitized by Google

zurückblieben, und sich deßhalb erst im zweiten Jahre zu derselben stellten. Es ist daher ganz unberechtigt, alle dergleichen Krankheiten, wenn sie nach der Impfung auftreten, als eine Folge derselben hinzustellen. Aber weiter: Es kommt wohl vor, daß Kinder, die vorher ganz gesund waren, nach glücklich überstandenen Masern oder Scharlach an Scropheln zu leiden anfingen. Man nimmt in diesen Fällen an, daß der Keim zu den Scropheln schon in dem Kinde vorhanden war, und durch die überstandene Kinderkrankheit zur Entwicklung kam, aber noch ist es Niemand eingefallen zu behaupten, daß das Kind deßhalb scrophulös geworden sei, weil es sich das Scharlach oder die Masern von einem scrophulösen Kinde angesteckt hatte. Wenn also solche vorhandene Krankheitsanlagen auch nach der Schutzpockenimpfung zur Entwicklung kommen, (was vielleicht ebenso häufig vorkommt, als der umgekehrte Fall, daß nämlich bereits entwickelte derartige Krankheitserscheinungen durch die Impfung unterbrochen, also geheilt wurden) so ist es ganz unvernünftig, die Beschaffenheit der Lymphe dafür verantwortlich zu machen, und es wäre ganz dasselbe geschehen, wenn die zur Impfung verwendete Lymphe von einer Kuh genommen wäre. Steht einmal ein Laie auf dem mystischen Standpunkte, daß durch die Schutzpockenlymphe nicht bloß die Schutzpocken, sondern auch sonst noch allerlei berechtigte Eigenthümlichkeiten des Lymphträgers mit übertragen werden können, so ist es zu verwundern, daß er die Lymphe der Kuh vorzieht, und nicht mit demselben Rechte fürchtet, daß dem Kinde das Wiederkäuen eingeimpft werde.

Uebrigens ist gegen die Benutzung der Kuhlymphe sonst nichts einzuwenden, als daß sie erstens viel zu selten ist, um dem Bedürfniß zu genügen, und dann ist es Thatsache, daß die Impfung mit Kuhlymphe viel häufiger fehlschlägt (das heißt vergeblich unternommen wird, und daher wiederholt werden muß), als wenn sie mit der Lymphe aus den Schutzpocken von einem Kinde gemacht wird.

Und nun lassen Sie mich auf unsere jetzige Pockenepidemie kommen und auf die Gründe, weßhalb sie eine so bedeutende Ausdehnung gewinnen konnte. Nachdem schon vorher einzelne Pockenerkrankungen in unserer Stadt stattgefunden hatten, nahm dieselbe seit Anfang April einen epidemischen Charakter an, und hat denselben auch zur Zeit noch nicht verloren.

Da die Epidemie in vollem Gange ist, so kann ich Ihnen nur annähernd genaue Zahlen geben: Es sind bis jetzt im Ganzen 1000 an den Pocken erkrankt, davon starben 115, also etwa 11%, während von 14 Ungeimpften 9 starben, also 64 %.

Sie sehen auch aus dieser Statistik, daß, selbst wenn der Geimpfte wirklich von den Pocken befallen wird, er die Krankheit doch leichter übersteht, als der Ungeimpfte.

Aber woher kommt es, daß der Geimpfte sie überhaupt bekommen kann? Man glaubte allerdings bei der Einführung der Schutzpockenimpfung, daß die Geimpften für alle Zukunft vor den Menschenpocken geschützt wären, und dies

Digitized by Google

hat sich als ein Irrthum erwiesen, gerade so wie die andere viel verbreitete Ansicht, daß, wer die Menschenpocken einmal überstanden habe, sie nicht zum zweiten Male bekommen könnte. Die Erfahrung hat vielmehr gezeigt, daß die Impfung einen absoluten Schutz nur für eine Reihe von Jahren gewährt, bei den meisten Menschen auf 7 bis 10 Jahre, von da ab fängt die Schutzkraft an, immer mehr abzunehmen, bis sie sich nach 20 bis 40 Jahren auf ein Minimum reducirt. Hieraus folgt, daß man die Impfung von Zeit zu Zeit, mindestens alle 10 Jahre, wiederholen soll, und die günstigen Erfahrungen, welche die preußische Armee von diesem Verfahren, welches schon lange bei derselben eingeführt ist, gemacht hat, sind wohl geeignet, es überall zu empfehlen. Ich will hiebei erwähnen, daß in unserer aus mehr als 1000 Köpfen bestehenden Garnison bei der jetzigen Epidemie bisher noch kein Einziger erkrankt ist. Selbstverständlich kann man sich auf den Schutz einer Revaccination nur dann verlassen, wenn dieselbe auch wirklich Schutzpockenpusteln (wenn auch nur unvollkommene) zur Folge hatte. Blieb die Impfung ganz erfolglos, heilten die Impfwunden zu, ohne auch nur eine Spur von Pustelbildung zu zeigen, so soll man sich nicht dabei beruhigen, daß man noch keine Empfänglichkeit für die Krankheit hat, sondern lieber die kleine schmerzlose Operation noch einmal vornehmen lassen, da es ja auch möglicherweise daran gelegen haben kann, daß die Lymphe nicht wirksam genug war. Diejenigen Fälle aber, von denen auch einige während der jetzigen Epidemie in unserer Stadt vorgekommen sind, und bei Laien ganz besonders Mißtrauen gegen die Schutzkraft der Impfung erweckt haben, wo 8 bis 10 Tage nach der Impfung, obgleich die Schutzpocken ganz normal gekommen waren, doch die Menschenpocken ausbrachen, beweisen gegen die Schutzkraft der Impfung gar nichts, und erklären sich leicht durch Folgendes. Bei den Pocken sowohl wie bei den Masern und dem Scharlach vergeht zwischen der Ansteckung und dem Ausbruch der Krankheit ein längerer Zeitraum, den wir Aerzte das Incubationsstadium nennen. Bei den Masern, das wissen wir genau, sind es 14 Tage, bei den Pocken schwanken die Beobachtungen zwischen 14 und 21 Tagen. Findet nun die Impfung während dieses Incubationsstadiums statt, also bei einem anscheinend ganz gesunden Menschen, der aber schon angesteckt ist, so kann die zu spät erfolgte Impfung freilich nicht immer die Ansteckung rückgängig machen, und die Menschenpocken können trotz derselben zum Ausbruch kommen. Es ist aber ein vollkommen unbegründetes Vorurtheil, in solchem Falle, wie es oft geschieht, die Impfung als eine Veranlassung für den Ausbruch der Pocken verantwortlich machen zu wollen, wie es auch ganz verkehrt ist, was man auch so häufig hört, bei herrschender Epidemie sei es gefährlich, sich impfen zu lassen. Im Gegentheil, je näher die Gefahr, desto dringender ist die Nothwendigkeit der Impfung. Eine andere sehr allgemein verbreitete und dennoch ganz unrichtige Ansicht ist die, daß, wer sich vor Ansteckung nicht fürchte, auch keine Gefahr laufe, angesteckt zu werden. Es mag das in andern Lebenslagen ein empfehlenswerther Grundsatz sein und

Digitized by Google

manche Gefahr weicht in der That vor dem Muthigen zurück; die Gefahr der Ansteckung aber kehrt sich durchaus nicht daran, gegen diese giebt es nur Einen Schutz, die Impfung.

Und so gibt es auch nur ein Mittel, solche Epidemien wie die jetzige, für die Zukunft unmöglich zu machen, die gesetzliche Einführung des Impfzwanges, wo derselbe noch nicht besteht, und die Ausdehnung desselben auf die Revaccination. Wie der Staat darauf hält, daß die Kinder im ersten Lebensjahre geimpft werden, so müßte er für die Wiederholung derselben sorgen, bevor dieselben die Schule verlassen, also etwa im 14. Jahre, wo die Controle keine Schwierigkeiten hat; und wird dann, wie das schon längst geschieht, der starke Procentsatz der männlichen Bevölkerung, welcher ins Militär tritt, noch einmal geimpft, so würde selbst bei Einschleppung der Krankheit aus dem Auslande dieselbe so wenig Material zur Ausbreitung vorfinden, daß eine Epidemie kaum entstehen könnte. Es ist dies gerade eine der Angelegenheiten, die man nicht dem Belieben des Einzelnen überlassen kann. Handelte es sich bei jeder einzelnen Impfung bloß um die Sicherheit für den Geimpften selbst, so könnte der Staat auf den Zwang verzichten, und jeden Einzelnen der aus Nachlässigkeit oder Querköpfigkeit dieselbe unterläßt, seine Gefahr bestehen lassen; aber so liegt die Sache nicht. Jeder einzelne ungeimpfte oder lange nicht geimpfte Mensch vermehrt die Gefahr für das Ganze. Eine Bevölkerung, die auch nur 5% Ungeimpfte enthält, bietet Gelegenheit zum Ausbruch einer sehr bedeutenden Epidemie, und deswegen ist der Staat unbedingt befugt, in dieser Beziehung die individuelle Freiheit zu beschränken zum Besten des Ganzen. Der Fall liegt außerordentlich ähnlich mit der Beschränknng der Freiheit des Einzelnen, feuergefährliche Häuser zu bauen. Bestände hier nur die Gefahr darin, daß das feuergefährliche Haus selbst abbrennte, so könnte der Staat getrost jeden bauen lassen wie er will, und es abwarten, bis der Einzelne durch Schaden klug wird, aber da jedes feuergefährliche Haus eine Gefahr für die Nachbarn bildet, da bei einem erheblichen Procentsatz solcher Häuser Feuersbrünste entstehen können, die selbst die massiv gebauten mit ins Verderben reißen, wie soeben das entsetzliche Beispiel von Chicago gezeigt hat, so hat der Staat das Recht und die Pflicht, zum Besten des Ganzen die Beschränkungen eintreten zu lassen, die bei uns auch lange eingeführt sind.

Die Möglichkeit aber, massenhafte Impfungen vorzunehmen, ist durch die Erfindung der Glycerinlymphe bedeutend erleichtert. Sie besteht aus einem Theil frischer Schutzpockenlymphe, zwei Theilen Glycerin und zwei Theilen Wasser. Der Erfinder derselben, Dr. Eduard Müller, Director der königlichen Schutzblattern-Impfungsanstalt zu Berlin, hat sich durch die Erfindung und Einführung derselben ein entschiedenes Verdienst erworben, denn sie bleibt viel länger wirksam als die nach den früheren Methoden aufbewahrte, und ist insoferne selbst wirksamer als ganz frische reine Lymphe, weil das Glycerin das Gerinnen des Bluttröpfchens verhindert, welches aus der kleinen Impfwunde

Digitized by Google

leicht hervordringt. Natürlich ist es auch bei Benützung der Glycerinlimphe nothwendig, immer wieder von Zeit zu Zeit frische Kinderlymphe zu haben, und diejenigen Mütter thun schweres Unrecht, welche dem Arzte Schwierigkeiten machen, wenn er von ihren geimpften Kindern frische Lymphe nehmen will, um so mehr, als dies Verfahren ein ganz schmerzloses ist, und auf das schnellere oder langsamere Abheilen der Schutzpocken erfahrungsgemäß ohne allen Einfluß ist.

Und so lassen Sie mich diese Mittheilungen schließen mit dem Wunsche, daß es mir gelungen sein möge, weitverbreitete und doch unbegründete Vorurtheile gegen die Schutzpockenimpfung zu entkräften, und daß Sie dies Mittel benützen mögen, um sich und die Ihrigen gegen eine der schrecklichsten Krankheiten zu schützen.

Die „Quellenschriften für Kunstgeschichte und Kunsttechnik des Mittelalters und der Renaissance".

Mit Fachgenossen herausgegeben von Director R. Eitelberger v. Edelberg.

(Wien, W. Braumüller.)

Als man in unserem Jahrhundert zuerst das gesammte Gebiet der Kunstgeschichte wissenschaftlicher Durchforschung in Deutschland unterzog und eine diesem Studium entsprechende Form der Darstellung entstand, war es die Betrachtung der Werke, der erhaltenen Schöpfungen selbst, welche, wie natürlich, vor allem anderen erst das Material und in ihm die Eintheilung und Orientirung, die Behandlung der formellen Fragen lieferte. Durch die Anschauung, welche den Kenner erzieht, eignete sich auch der Geschichtsschreiber der Kunst die Sicherheit des Urtheils an, welche das Haupterforderniß ist, wenn in der unendlichen Fülle des Vorhandenen Grenzen gezogen, Kategorien gebildet, chronologische, stylistische und nationale Eintheilungen festgestellt werden sollen. Der treue Begleiter dieser Studien, deren Hauptwerth in dem auf Autopsie gegründeten Urtheil liegt, war immerdar ein alter Kunstschriftsteller, der von hervorragender Bedeutung für alle Zeiten der Kunstforschung bleiben wird, von ausschließlichem Werthe aber jener ersten Richtung der Wissenschaft war. Nicht daß diese Wissenschaft bis zum Eintritt einer Wendung im Gange der Forschung dem angenehmen Kunstplauderer von Arezzo blind geglaubt hätte, schon die deutsche Uebersetzung (Schorn-Försters) seiner Schrift bildet die Basis für alle späteren Berichtigungen seiner Angaben, — wir verstehen das „ausschließlich" hier in dem Sinne, insofern Vasari eben beinahe die einzige Schriftquelle aus der Zeit der besprochenen Kunstwerke war, welche man benutzte; im übrigen hatte die junge Wissenschaft noch allzu viel zu schaffen, um in die Menge der Objecte, die hier Beachtung verdienen, ein

Digitized by Google

System zu bringen, ehe andere litterarische Quellen ausgebeutet wurden. Heute hat sich der Zudrang neuer Entdeckungen, neuer Funde zwar kaum gemindert, aber nur höchst selten erscheint ein Denkmal, welches den getroffenen Eintheilungen sich nicht fügen wollte, — ist dem aber so, so bestätigt heutzutage das Auftauchen solcher neuer Funde meistens eine bisher Hypothese gewesene Meinung und füllt eine Lücke in organischer, ordnungsvoller Weise aus.

Cellini's Autobiographie, so sehr sie in Goethe's Uebertragung von vielerlei Gesichtspunkten angeregt und interessirt hatte, blieb gerade für die Kunstgeschichte ohne wesentliche Folgen, denn man war einerseits noch nicht bei der Erkenntniß angelangt, daß das historische Studium des Kunsthandwerks von durchgreifender Bedeutung für die Kunstgeschichte sei, andererseits zog man Technologisches noch nicht in den Kreis der hier zu machenden Forschungen, wie denn daher um die so wichtige introduzione des Vasari, dessen vite man eifrig las, kaum Jemand sich zu kümmern gedachte.

Zunächst leiteten die vielfachen Irrthümer Vasari's auf die genaue Erforschung und Prüfung der Archive; ein Verfahren, das fast noch größere Wichtigkeit für die nichtitalienische Kunstgeschichte gewann, in welcher es eben keine Vasaris gibt. Handelte es sich daher der Hauptsache nach um Richtigstellung seiner Nachrichten für die Geschichte italienischer Kunst, so diente die archivarische Forschung für andere Länder häufig als eigentliche Quelle erst, die uns überhaupt Kunde brachte von vielen Meistern, über die kein Compilator geschrieben hatte, wie Vasari bei den Italienern.

Erst spät aber hat eine dritte Richtung Bedeutung und Anerkennen gefunden, die Würdigung der Künstlerschriften als solcher. Hatte die Anschauung der Werke, das Studium ihrer allgemeinen und individuellen Eigenschaften Auge, Sinn und Geschmack für den Genuß und das Verständniß aller Kunstschöpfungen geschult und zugleich den Entwicklungsgang der Production durch Betrachtung der Resultate kennen gelehrt; hatte die Urkundenforschung das Kunstmaterial und -personal in die Kategorien der allgemeinen Geschichte richtig eingefügt und dadurch, trotz der scheinbaren Trockenheit der Arbeit und ihrer Tendenz, der Cultur-, der Bildungsgeschichte der Menschheit sehr wichtige Factoren in der richtigen Ordnung angereiht: — so eröffnete sich in dieser dritten Richtung ein neues Gebiet, welches die Ziele jener beiden zum Theil mitumfaßt oder doch kräftig näherzurücken im Stande ist, daneben aber noch eine neue, überaus schätzbare Kunde, eine Hauptförderung unseres Verständnisses der alten Kunst herbeischafft: das eigene Wort der Künstler.

Die natürliche Sprache des Künstlers, mit welcher er zu uns reden kann, ist freilich nicht die der Zunge. Sein Wort an die Mitwelt und alle künftigen Geschlechter ist die That des Meißels, des Griffels, des getreuen Boten der innersten Gedankenwelt; er spricht es nur einmal, nur in Einer Weise für alle Zeiten und aller Zeiten Wandelungen aus, aber er darf gemeiniglich nur von seiner Mitwelt hoffen, daß diese Sprache völlig verstanden, ihr Sinn nicht

Digitized by Google

mißdeutet werden wird. Freilich ist die Kunst ein allgemeines Sonnenlicht für jedes sterbliche Auge, aber der Sonnenstrahl bricht sich verschieden nach der individuellen Beschaffenheit des Organes. Wer darf heute sicher sein, daß er des alten Meisters Wollen und in Folge dessen auch sein geistiges Können vollendet begriffen und recht gewürdigt habe, nachdem Jahrhunderte vorübergezogen sind und eine Zeit emporstieg, deren Tendenzen zum größten Theile vollständig heterogen genannt werden müssen? Bei strengster Enthaltung von aller Subjectivität, bei sorgfältigster wissenschaftlicher Erforschung der vergangenen Zustände bleiben wir doch immer unbetheiligte Zuschauer in dem Theater der Vorzeit und vermögen uns selber mit Fleisch und Blut nicht in Menschen zu verwandeln, welche vor Giotto's, Brunelleschi's, Raphaels Schöpfungen standen, sie bewunderten und — empfanden! Empfinden, darin liegt alles. Verleiht uns die antiquarische Wissenschaft das Vermögen, das Staats- und Familienleben, Haus und Hof des Menschen der Vorzeit bis auf die Nippsächelchen auf dem Putztische genau und richtig zu kennen, so gibt es für das Verstehenlernen der alten Köpfe und Herzen keine Wissenschaft. Versetzen wir uns in alle ihre Lebensverhältnisse und versuchen aus den Stimmen ihrer Tage, aus ihrer Poesie, die Empfindungen nachzuempfinden, so bleibt bei aller Bemühung dasselbe, wenn zwei es thun, nicht dasselbe. Die Brille der wissenschaftlichen Kenntnißnahme einerseits und andererseits das Glas der zurückversetzenden Phantasie können kein vollendet reiner Krystall sein, sie werden immer und immer eine Färbung behalten, einen wenn auch noch so leichten Schimmer von der Farbe unseres eigenen Zeitalters.

Daher werden wir jedes Mittel, welches uns dieses Mißverstehen des alten Kunstwerkes meiden hilft oder wenigstens eine Handhabe zum besseren Erkennen bietet, willkommen heißen müssen. Und was könnte dazu geeigneter sein, als Aufzeichnungen der Meister selbst? Auch sie werden uns noch nicht das klare Empfinden der Vergangenheit für deren Gebilde schenken, aber sie sind gewiß die möglichst sicheren Führer, die wir finden können.

Daran schließt sich noch ein zweites Moment. Einen bedeutenden Behelf zum Verständnisse aller Kunst bildet die Kenntniß ihrer Technik. Sie wird nicht minder beinahe als jene ästhetisirenden Aeußerungen der alten Meister über die eigenen Schöpfungen ein Schlüssel sein, welcher uns jene Reiche erschließt. Denn wir lernen, daß gerade aus der Technik, aus der Wahl der Verwendnng des Materials, aus dessen Behandlungsweise ferner, welche auf ihren natürlichen Verhältnissen basirt, sich in der alten, guten Kunst das Princip des Styles, der Formschönheit, das ästhetische Moment erhebt. Naturgemäß wie die schöne, duftige Blume ihre Wesenheit und Erscheinung der materiellen Beschaffenheit von Erde, Klima und Feuchtigkeit verdankt, so erblüht in diesen Gebilden die Schönheit in logischer Strenge aus den Prämissen des vorhandenen Stoffes und der übrigen sachlichen Verhältnisse, — natürlich ebensowenig ohne das tiefinnerste Treiben des schöpferischen Gedankens, wie auch der Blume ihr einge-

Digitized by Google

schaffener Keim des Wachsthums im Verein mit jenen äußeren Umständen Gedeihen verleiht. Viel indessen hängt, wie gesagt, von der letzteren in der alten Kunst ab, weil sie nicht daran dachte, ihren Werth im Verläugnen, Verwechseln und Verwandeln des Materials, sondern in weiser, naturgemäßer Gestaltung zu suchen. In den folgenden Zeiten des Verfalls, des Ungeschmackes, der stofflichen Lüge in der Kunst gingen so viele der bewundernswerthen Techniken, Email, Intarsia, Mosaik, Tauschirung ꝛc. verloren, oder welche fortgefristet wurden, wie Holzschnitzerei, Glasmalerei, entzogen uns in der traurigen Behandlungsweise das Vermögen über sie in den Erscheinungen ihrer Blüthe zu urtheilen. Für die einen und die anderen zwei Kategorien, die also leider fast sämmtliche Genres der Technik umfaßen, bieten uns die eigenen Worte der Alten, Künstler und Kunstschriftsteller, wieder eine Handhabe, sie verstehen zu lernen, indem sie uns nicht nur die Mache genau darlegen, sondern dadurch klar anzeigen, welche Bedingungen für Form und Styl in den Verhältnissen dieser Vorgänge liegen und warum aus solchen mechanischen Zurüstungen der Technik nur solche Formen der Erscheinung hervorgehen konnten. Sie lehren uns in dem eigenen Kunstbetriebe auf die alte Weisheit und Maßbeachtung zurückzugehen und uns zu hüten vor Ueberschreitung ihrer durch die Technik schon gebotenen Grenzen, sie öffnen endlich den Sinn für gewisse absichtliche Beschränkungen und Bescheidenheiten in den alten Werken, welche ebenfalls das sachliche Verhältniß bedingt, deren weise, entsagende Beobachtung zu einer Schönheit gedeiht, während die bravourmäßige, mit ihrer Geschicklichkeit in Besiegung aller Hindernisse prahlende Technik der Verfallszeit sich eben dadurch nur widernatürliche Monströsitäten gebären mußte.

Die Schriften, welche in der neuen Sammlung bisher zur Aufnahme bestimmt sind, zerfallen in Tractate, in Receptsammlungen und in Quellen verschiedenen Charakters. Tractate sind das Buch von der Kunst des Cennino Cennini, der Dialog Aretino über die Malerei von Ludovico Dolce, wenigstens seinem Inhalte nach, hieher werden ferner von den in Aussicht genommenen Schriften gehören die Schedula diversarum artium des Theophilus, der Trattato della pittura des Lionardo da Vinci, de pictura und die übrigen Arbeiten von Leon Battista Alberti, jene des Filarete, des Lomazzo, die introduzione Vasari's, die Inleyding to de hooge Schoole der Schilderkunst von Hoogstraten. Der Charakter des Tractates ist in all diesen Schriften selbstverständlich nicht vollkommen gleichartig ausgesprochen, namentlich zeigt sich die Grenze zwischen Receptenbuch und Traktat in vielen Fällen schwankend. So ist es der Fall bei Piccolpassi, i tré libri dell' Arte del Vasajo, ein für die Geschichte und Technik der italienischen Majoliken des 16. Jahrhunderts äußerst wichtiges Buch. Eigentliche Receptsammlungen sind Heraclius, de coloribus et artibus Romanorum, die deutschen Malerbücher des 11. bis 15. Jahrhunderts, das Farbenbuch von Montpellier. Allgemeinen Inhalts, kunst- und culturhistorisches Interesse vereinigend, sind endlich Dürers Tagebuch und Briefe, Kunstgeschichtliches

Digitized by Google

und Kunsttechnisches aus mittelhochdeutschen Dichtern, Zunftstatuten der mittelalterlichen Künstler und Kunsthandwerker, die Commentarien des Ghiberti, Analecten aus arabischen und byzantinischen Geschichtsquellen, die Briefe P. P. Rubens.

So reichhaltig dieses vorläufige Programm der Edition zusammengestellt ist, so umfaßt es doch erst einen ganz kleinen Theil all jener Schriften der Vorzeit, welche Anspruch haben, in eine Quellensammlung für Kunstgeschichte und Kunsttechnik aufgenommen zu werden. Ich will nur andeuten, daß eine deutsche, dem Stande der Forschung gemäße Uebersetzung und Erklärung des Vasari schon Bedürfniß ist, ich will nur flüchtig in Erinnerung bringen, daß die Bücher Ridolfi's, Boschini's, Sandrarts, von Manders so wenig benützt werden, weil sie selten wurden und durch keine kritische Bearbeitung allgemein brauchbar gemacht sind. Dasselbe gilt von Dürers theoretischen Arbeiten. Es gibt eine Anzahl selbstständiger Werke und verstreuter Besprechungen über Kunstangelegenheiten bei Schriftstellern des Quattrocento, die ganz vergraben liegen und doch hochinteressante Beiträge liefern; so im Facius, in Aeneas Sylvius, Francesco Colonna (in der Hypnerotomachia Poliphili), Francesco di Giorgio Martini u. v. a. Quellen über Technisches sind weit weniger bekannt, gleichwohl zahlreicher und aus den verschiedensten Zeiten vorhanden. Ihnen wurde bei der Schwierigkeit und Trockenheit des Studiums noch weit weniger Aufmerksamkeit geschenkt als den übrigen. Von der Mappae clavicula des frühen Mittelalters bis zum vorigen Jahrhundert reichte eine Kette von Receptbüchern, die häufig auf dieselben Wurzeln zurückgehen und die gesammte Entwicklung der Kunst nach ihrer technischen Seite hin illustriren. Die Manuscripte des Pariser Münzmeisters Le Begue von 1431 enthalten Quellen des 11. bis 15. Jahrhunderts (neben schon genannten den Tractat Experimenta de coloribus, jenen des Pierre de St. Audemar, des Alcherius), deutsche Malerbücher in den Bibliotheken von Straßburg (zum Theil von einem Lübecker und einem Colmarer Meister herrührend), und in München (Miniaturmalerei) ein venetianisches Manuscript im Britisch Museum, aus der Renaissancezeit ein Bologneser, ein Paduaner Manuscript, den Dialog des Volpato von Bassano, die spanischen Schriften des Pacheco und Palomino ꝛc., die gedruckten deutschen „Kunstbüchlein" des 16. bis 18. Jahrhunderts. All das zu vereinen (und es ist weitaus nicht alles vorhandene), kann natürlich nicht in Aussicht genommen werden; ich glaube aber durch diese kleine Uebersicht angedeutet zu haben, welche Fülle noch ganz unbenützten Materials dieser neueren Richtung der kunstgeschichtlichen Forschung auszubeuten vorliegt.

Albert Ilg.

Digitized by Google

(Ausländische Litteratur.) In Neapel ist ein Werk des Directors der Pinakothek des dortigen Nationalmuseums, Cav. Salazzaro, erschienen, welches sich bemüht, nachzuweisen, daß Süd-Italien einen bedeutenderen Antheil an dem Aufschwunge der bildenden Kunst im Mittelalter gehabt habe, als nach dem Vorgange Vasari's angenommen wird. — Tommaso Cannizzaro bereitet die Herausgabe einer großen Sammlung noch ungedruckter sicilianischer Volkslieder vor. — Von Prof. Letterio Lizio Bruno in Messina erschienen hundert Volkslieder von den äolischen Inseln mit italienischer Prosaübersetzung. — In der neuen Ausgabe der „Cronaca di Dino Compagni" (Verona) sucht der Herausgeber, Giusto Grion, den Beweis zu führen, daß diese Florentiner Chronik nicht Dino Compagni sondern den Priester Antonfrancesco Doni zum Verfasser habe. — Astorre Pellegrini veröffentlichte eine Monographie: „Angelo Mai e le sue principali Scoperte".

Vom ersten Band von Forsters „Life of Ch. Dickens", welcher gegen Ende des vorigen Jahres erschien, mußte bereits die zehnte Auflage veranstaltet werden. — Bei Trübner und Comp. in London erscheinen englische Bearbeitungen von Halm's „Griseldis" (von W. M. Sieg) und Scheffels „Gaudeamus" (von Ch. G. Leland). — Als Verfasser der „Secret history of the International by Onslow Yorke" wird Heptworth Dixon bezeichnet, der Autor von „New America", „the Switzers" u. a. m. — Demnächst sollen erscheinen: Lord Pembroke, „South Sea Bubles", und Prof. H. Alleyne Nicholson, „Introduction to the study of biology".

Ludovic Lalanne gibt bei Hachette in Paris ein „Dictionnaire de l'histoire de France" heraus. — Von Mos. Schwab ist der erste Band einer französischen Uebersetzung des Talmud erschienen, unter dem Titel „Traité des Berakhot du Talmud de Jerusalem et du Talmud de Babylone".

In Paris erschienen ferner: Le Moniteur prussien de Versailles. Reproduction des 13 Numéros du Nouvelliste de Versailles et des 108 N. du Moniteur officiel du gouvernement général du Nord de la France parus à Versailles pendant l'occupation prussienne. Publiés par G. d'Heylli. T. I. (du 15. Octob. au 14 Déc. 1870). — Etudes d'archeologie celtique; notes de voyages dans les pays celtiques et scandinaves, par Henri Martin. Inhalt: Les races brunes et les races blondes. — Le pays de Galles. — Les antiquités irlandaises. — Les antiquités brétonnes. — Numismatique gauloise. — Monuments Mégalithiques. — Mythologie celtique. — Mystère des Bardes de l'Ile de Bretagne. — Nord Scandinave. — Le Fayoum, le Sinaï et Pétra. Expédition dans la moyenne Egypte et l'Arabie Pétrée sous la direction de J. L. Gérome par Paul Lenoir. (Reiseberichte einer kleinen Künstlergesellschaft.)

Der Willems-Fond in Gent hat die Herausgabe einer vlamischen Uebersetzung des Nibelungenliedes von Prof. M. Roos übernommen. — Die Baronin de Crombrugghe de Looringhe, Präsidentin des belgischen Damenvereins für die Verwundeten im letzten Kriege, hat in einem „Journal d'une Infirmière" ihre Erfahrungen auf diesem Gebiete mitgetheilt.

Berichtigung. S. 35, Z. 16, von unten ist zu lesen: „Fast in demselben" statt „In demselben"; S. 38, Z. 16 von unten: „romantischer" statt „romanischer".

Veran w. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zwei griechische Inseln.

Eine besonders belebte und eine der allerstillsten Inseln im griechisch-türkischen Meere stelle ich als Gegensätze zusammen, Syra und Samothrake. Die eine ist uns über Triest nahe verbunden, zahlreiche Interessen knüpfen Oesterreich an sie; die andere scheint uns fern, als läge sie im stillen Ozean, aber Interessen könnte Oesterreich auch dort einmal verfolgen und fördern, nicht commercielle freilich, aber wissenschaftliche.

Syra.

Die Gipfel eines unterseeischen Kalksteingebirges heben sich südwärts von Attika und Euboea als zahlreiche Inseln aus dem Meere, weiter nach Süden zu in ein wahres Gewimmel von meist kleinen und kleinsten Inselchen bis zur vereinzelten Klippe herab zersplittert, hier südwärts auch mit vulcanischen noch nicht einmal ganz zur Ruhe gekommenen Bildungen untermischt. Unter der nördlicheren Gruppe dieses Inselmeeres liegt, durch nichts in ihrer Gestalt besonders ausgezeichnet, die erste Insel unserer Wahl, Syra. Man sieht ihr nicht an, weßhalb sie heute mehr als die anderen bedeuten will.

Das Gebirgsstück, aus welchem sie besteht, steigt an in einer von Norden nach Süden länglich gestreckten Form mit einer Haupterhebung und damit etwas größeren Ausbreitung im Norden und einer mehrfach getheilten ein noch breiteres Landstück bildenden Erhebungsmasse im Süden. Eine gleichsam zusammengeschnürte Stelle, an der man etwa in einer Stunde, von keinem sehr hohen Gebirge gehemmt, bequem von Meer zu Meer gelangt, verbindet diese zwei Haupttheile des Inselkörpers mit einander. Am inneren flachen Strande der Bucht, welche von der Ostseite her in diese zusammengeschnürte Stelle sich hineinzieht, liegt die Stadt Syra, der einzige Platz von höherer Wichtigkeit auf der Insel.

Die Insel ist am Anstiege ihrer Höhen und zwischen denselben bei allerdings meist steinigem Boden doch anbaufähig; etwas Korn, Feigen, auch Wein wird gewonnen. Die Anbauer sitzen in einzelnen Dörfern zusammen deren mehrere sich wiederum auf der bevorzugten Seite gegen die kleine Ebene an der genannten Stadt- und Hafenbucht zusammendrängen. Von der Stadt aus geht seit einiger Zeit auch ein Stück Fahrstraße, ich weiß nicht, wie weit augenblicklich geführt, am Südoststrande der Insel entlang, ein Anzeichen

Digitized by Google

aufdämmernder Cultur, für deren Spuren man bei längerem Aufenthalte in Griechenland feinfühliger wird, wie man z. B. die Erscheinung von Fensterscheiben in irgendeinem abgelegeneren Orte des Königreichs als eine Hindeutung auf höhere Gesittung lebhaft zu begrüßen pflegt. In der Stadt Syra findet man europäische Artikel und Einrichtungen schon in ansehnlicher Zahl zusammen. Dicht am Hafenstrande erhält sich zwar ein ausgesprochen localer, halb orientalischer Charakter. Hier liegen die gewöhnlicheren Kaffenía, wo die Seeleute verkehren, und die Magasiá, wie griechisch die Kramläden des Kleinhandels genannt werden, mit ihren gemischten Gerüchen, bei denen es schwer ist, zu bestimmen, welchen Beitrag zu ihnen der Käse, welchen die verschiedenen Fische, die Oliven u. s. w. u. s. w. liefern, deren Entwicklung aber die energische Sonnenhitze jedenfalls wesentlich befördert. Aber von diesem Handelsquai ab führt uns gleich die erste stadteinwärts gerichtete Hauptstraße an dem großen Gasthause vorbei, wo es für den Reisenden Stuben mit Betten gibt, wo man am langen Tische, auch von einem Tischtuche, über das man sich jedoch meist besser der Bemerkungen enthält, speist. Weiter kommen wir auf einen offenen Platz, zwar kein Markusplatz, doch ganz wie dort im schönen Venedig sitzt man auf Stühlen um Tische herum — jedes dieser für uns so alltäglichen Worte wiegt schon schwer im Oriente — vor den Kaffeehäusern, die Kellner rufen ihr „amésos", „gleich, Herr, gleich!" Sie bedienen mit Kaffee und mit Eis. Hier herrscht auch die fränkische Tracht vor, während in den Localen am Hafen die endlos weite Hose, die Jacke und das Fes der Insel-Griechen, dazwischen hie und da das festländische Faltenhemd, die Fustanella, mit allem bunten Zubehör, sich tummeln.

Doch lassen wir das Leben und Treiben, die kleinen Händler, die im wasserarmen Orte ihr Glas Wasser für ein Lepton, die geringste Kupfermünze, ausrufen und dergleichen mehr; versuchen wir einen Gesammtüberblick über die Stadt zugleich mit einer Lebensgeschichte derselben zu gewinnen.

Die Stadt Syra liegt, wie gesagt, hart an der Meeresbucht, ziemlich genau da, wo im Alterthume auch die Stadt Syros lag; denn nur in der Endung besteht der Unterschied des Namens; höchstens schob sich diese alte Stadt ein wenig mehr nach Südosten hin. Ein heutiges Wohnhaus steht noch über den Resten der Steinsitze des Theaters der alten Syrioten. Aber zwischen der Existenz dieser altgriechischen Stadt am Meere und der ebenfalls wieder hart ans Meer gerückten heutigen Stadt liegt eine lange und, man kann es auch sagen, bange Zeit, in welcher es hier am Strande, wo freilich immer Schiffe verkehrten und einige Baracken standen, sonst öde genug aussah, eine Zeit, in welcher die Stadt Syra zwar immer derselben Meeresbucht zugewandt, aber doch ein wenig zurück vom Ufer entfernt an einer kleinen, spitzen Kegelhöhe sich angenistet hatte, und diese Stadt des Mittelalters, der Türken- und Venetianer-Zeiten, sagen wir aber vor Allem Seeraubszeiten, besteht noch heute neben der neuen Hafenstadt, durch eine unbebaute Strecke von ihr völlig getrennt, fort.

Digitized by Google

Dieses Ober-Syra ist von der unteren Stadt in Anlage und Bauart ebenso verschieden, wie die engen, in ihrer Anlage in das Mittelalter zurückreichenden alten Stadtquartiere bei uns von den breitstraßigen neuen Erweiterungsstadttheilen sich unterscheiden. Nur das finden wir, glücklicherweise für uns, beim Vergleiche nicht wieder, was in Ober-Syra stattfindet, die allerharmloseste Benutzung des öffentlichen Weges als Kehrichtplatz und Abtritt. Südländer! Während mit Unterdrückung auch solcher Lizenzen unten am Hafen die Straßen sich bequem ausbreiten, die besseren Häuser in einzelnen Fällen sogar von Marmor, meist doch mit einem gelben oder weißen Bewurfe, letzterer oft zur Herstellung der neugriechischen Nationalfarben mit einem breiten, himmelblauen Streifen versehen, ganz schmuck, wennauch nicht immer sehr solid, aussehen, so drängen sich an engen, vielfach nur aus Treppen bestehenden Gäßchen um die Spitze der ziemlich steilen Stadthöhe die kleinen Steinhäuser von Ober-Syra an einander, die gewöhnlicheren nur wie lauter längliche Kisten mit flacher Bedeckung auf den Felsboden aufgesetzt. Die zahlreichen Schweine, welche mit ungestörter Nutznießung und sichtlichem Vergnügen an dem bereits erwähnten Mangel einer Straßenpolizei sich in den Gassen umhertreiben, beweisen uns, daß wir uns nicht unter alttestamentlich gesinnten Türken befinden, aber des Eumaios hat sich schon Mancher beim Anblick der grunzenden Mitbewohner von Ober-Syra erinnert, jenes „göttlichen" Sauhirten, des ersten zu europäischer Berühmtheit gelangten Syrioten. Nicht türkisch also, aber auch nicht christlich ist Ober-Syra, wenn ich mich dem Sprachgebrauche der orthodoxen Griechen anschließe. Ober-Syra ist nämlich ein römisch-katholischer Ort, die Spitze der Stadthöhe krönt die dem römischen Ritus gehörende Kirche des heiligen Georg, an der erst in den letzten Jahrzehnten das Lilienwappen der, um nun wieder mit der anderen Partei zu reden, allerchristlichsten französischen Könige, als der Beschützer dieser Gemeinde, dem königlich griechischen Wappen Platz gemacht hat. Außer einem Bischofe mit seinem Clerus sind namentlich Capuzinermönche oben ansäßig. Solche katholische Bevölkerung ist einer der Reste italienischer Besitznahme, wie noch auf manchen Inseln.

Es ist eine merkwürdige, aber in hunderten von Fällen analog zu beobachtende Erscheinung diese Stadt Syros oder nun Syra, vor Alters unten am Meere, dann zurückgezogen an steiler Berghöhe und heute, wenigstens mit ihrem lebensvollsten Theile, wieder am Meeresufer gelegen. Die analogen Fälle liegen sehr klar ausgesprochen in Griechenland, ich verstehe darunter hier den Umfang des alten Hellas, vor, wenn sie auch durchaus nicht auf dieses Gebiet beschränkt sind. Das Meer war und ist die große Verkehrsstraße Griechenlands desto vorwiegender, je schwieriger im Ganzen bei der bergigen Natur des Landes die Binnenwege sind; im höchsten Grade gilt das natürlich für die Inseln. Die Ansiedlungen werden deßhalb am liebsten die Lage an der See suchen, um so mehr, da sie hier auch den meist an flache Küstenbuchten sich anschließenden Ebenen mit dem Ackerfelde am nächsten sind. Aber ob die Ansiedlungen wirklich

Digitized by Google

die bequeme Nähe ihrer Verkehrsstraße aufsuchen dürfen, das hängt von der Sicherheit oder Unsicherheit auf derselben ab. Herrscht Ordnung, sind Seemächte da, die das Gesindel im Zaum halten, dann ist es gut am flachen Strande wohnen. Lösen sich dagegen die Bande, werden die vielen Vorsprünge und Buchten der Küsten nur ebenso viele Hinterhalte und Schlupfwinkel der Piratenbrut, erkennen selbst die Großen kein Recht mehr an, dann wird's zu gefährlich in der Niederung, dann sucht man zur Sicherheit, ob sie sonst auch noch so unbequem sind, die Höhen, oft sogar möglichst der Küste abgekehrte und von ihr aus gar nicht sichtbare Stellen. Zwei Mal im Laufe der Zeiten können wir in den griechischen Gewässern dieses Streben der Wohnplätze scheu zurück vom Gestade und dann wieder an dasselbe heran, je nach dem Wechsel des Zustandes der Meeressicherheit oder -unsicherheit, wahrnehmen. In der für uns schon dicht mit Sagen umzogenen ältesten Zeit, als die Rollen des Handelsmannes und des Diebes und Räubers noch nicht scharf getrennt waren, als zahlreiche Fehden rings um das Meer ausgefochten wurden, da lagen die Städte, wennauch an der fruchttragenden Küstenebene, so doch zurückgezogen in deren innerstem Winkel auf schon an sich fester, durch dicke Mauern noch fester gemachter Höhe; so, um nur eine zu nennen, die noch in Trümmern steht, Mykenai, die in der Sage die Residenz des Heerführers gegen Troja ist. Auch Troja selbst liegt nach der homerischen Vorstellung, der noch nachweisbar eine Wirklichkeit, zwar nicht in allen einzelnen Zügen, entspricht, eine Strecke weit ab vom Meere; zwischen ihr und dem Schiffslager der Griechen am Strande breitet sich ja die Ebene, der Tummelplatz der Kämpfe. In der klarer geschichtlichen Zeit des Alterthums haben diese Zustände auf dem Meere etwas geordneteren Platz gemacht und namentlich seit erst Athen als angesehene Seemacht dastand, nachher andere Staaten, wennauch mit kurzen Unterbrechungen, in der Behauptung einer Autorität zur See folgten, traten die Städte mehr in Verbindung mit dem Meere, jene alten unter ungünstigeren Umständen und nur für diese gewachsenen starben sogar zum Theil ab; Troja verscholl, Mykenai verödete. Aber wiederum, als Griechenlands Macht zu Ende ging und endlich auch Roms schützende Hand erlahmte, gar Byzanz fiel, riß zu Meer und Land die Unsicherheit schrecklich ein; für Jahrhunderte wurde das Meer und seine Küsten der Schauplatz jeder Gewaltthat, vielleicht am schlimmsten in den Zeiten, als sie, mit fanatischem Religionskampfe untermischt, unter den Zeichen des Kreuzes und des Halbmondes verübt wurden. Kein Wunder, daß nach so und so viel Ueberfällen, Plünderungen, Mord und Schande zuletzt so gut wie kein einziger Ort mehr hart am Strande es aushielt. Nur wo einmal ein von Natur sehr fester Punkt, ein ganz steiler, doch bewohnbarer Felsen am Ufer sich bot, blieben Ausnahmen, wie Nauplia, Malvasia und einige andere. Namentlich auf den Inseln liegen noch heute in Folge dieser Zustände die meisten Orte, alle, welchen die Mittel zu einer raschen Umgestaltung fehlen, in den unbequemsten Positionen fern vom Meere, zu dem sie doch gerade hier am

Digitized by Google

meisten Alles hinziehen sollte. Man sieht es auf den ersten Blick, nur der äußerste, andauernde Nothstand trieb zu solchen Wohnplätzen.

Damit ist denn auch die Entstehungsgeschichte von Ober-Syra statt der alten Stadt am Meere gegeben. Jetzt, seit nach dem inneren Zusammenfall der türkischen Wirthschaft bei im Ganzen durch das Eingreifen der europäischen Mächte doch gesitteten Zuständen, besonders auch nach dem Aufkommen der Dampfschifffahrt, das ägäische Meer endlich rein von Räubern ist, beginnt überall ein allmäliges Herabsteigen der Ortschaften, familienweise, hausweise, von ihren Zufluchtshöhen wieder an die See. So sorglos offen, wie sogar noch nie sonst erhört war, breiten sie sich da aus. In dieser Art ist die neue Stadt Syra unten am Hafen selbst, die sogenannte Hermupolis, entstanden. Ohne den confessionellen Gegensatz, der die Bewohner eine Weile noch wie Oel und Wasser gesondert hält, würde sich neben der Neustadt die obere Altstadt schwerlich überhaupt noch so zähe gehalten haben.

Es geht schon hieraus hervor, daß die Unterstadt nicht durch einen Umzug der Bewohner der älteren Oberstadt entstanden ist, wie in so vielen andern Fällen der Vorgang stattfindet, wo wir erst einige neue Häuschen unten am Meere, dann bald daselbst die ganze Ortschaft finden und daneben in höherer Lage ein schon ganz verlassenes oder doch sehr heruntergekommenes älteres Quartier. Die Unterstadt Neu-Syra ist vielmehr besonders aus erst zur Insel hergezogenen Bevölkerungselementen erwachsen und wächst durch solche immer weiter. Dieser Zuzug begann in den zwanziger Jahren unseres Jahrhunderts während des griechischen Freiheitskampfes. Syra stand, wie schon gesagt, als katholische Gemeinde unter besonderem französischem Schutze und das machte die Insel zu einem Asyle für viele Sicherheit suchende Heimatsflüchtige. Diese Flüchtlinge waren es, die unten am Strande zunächst die Zahl der wenigen vorhandenen Baracken vermehrten, nach und nach eine förmliche Niederlassung ins Leben riefen, welche dann in der Folge nach Zurückweisung der Türken aus diesem Umkreise, bei bald ziemlich vollständiger Sicherheit des Meeres, mit Beihülfe auch einer willigen Regierung, die lebenskräftigen Keime eines großen Handelsmittelpunktes trieb. Zu vielen Beschäftigung suchenden, griechisch-betriebsamen Händen stand der neuen Ansiedlung auch gleich bedeutendes Capital zu Gebote. Dieses kam mit einer Anzahl von griechischen Kaufherren, die durch die Noth der Zeit nach Syra getrieben wurden, in größerer Zahl namentlich von Chios her, als die auch nach der genuesischen Zeit noch blühende Stadt dieser schönen Insel plötzlich im Jahre 1822 in schrecklichster Katastrophe türkischer Verwüstung erlag. Noch zeugen auf Chios die ganz nach italienischer Art gebauten großen Steinhäuser mit allen Spuren von anspruchsvollem Leben und verfeinertem Luxus, jetzt meist halb in Trümmern und Verfall, von dem alten Reichthume und dessen gewaltsamem Untergange. Was Chios damals verlor, kam zum großen Theile dem neuen Syra zu Gute. Auch die Einnahme der kleinen, aber im Handel wie im Kriege energisch hervortretenden

Digitized by Google

Insel Psara bei Lesbos durch die Türken und auch ihr trotz allem bewiesenen Heroismus schließlich doch nicht abzuwendender Wiederanfall an das türkische Reich führte Arbeitskraft, Intelligenz und Capital von dieser nun wieder in Unbedeutendheit versinkenden Insel gerade Syra zu.

Den tieferen Grund dafür, daß durch alle diese Umstände Syra so bedeutend über die übrigen Inseln sich erhob, haben wir hiemit jedoch immer noch nicht nachgewiesen. Ihn zu finden, müssen wir noch etwas weiter uns umsehen.

Alle großen Verkehrsmittelpunkte, Handelshäfen und -städte, erwachsen auf den durch die geographische Gestaltung der Länder, Ströme, Meere sozusagen vorherbestimmten Stellen. Damit sagt man eben nichts Neues, zumal seitdem Karl Ritters zu solchen Ergebnissen hinleitende Auffassung geographischer Verhältnisse Geltung gewonnen hat, auch vielleicht seitdem der bekannte Reisende und Schriftsteller Kohl gerade den eben ausgesprochenen Satz in einem vielgelesenen Buche [1]) weiter ausgeführt hat.

Gewiß verhilft die reichere oder besonders eigenthümliche Ausstattung eines Erdenplatzes mit begehrten Producten demselben zu größerer Bedeutung vor andern ärmeren Orten, viel wichtiger für eine Ansiedlung erweist sich aber immer ihre Lage im Verhältnisse zu der im engeren und weiteren Kreise sie umgebenden Erdoberfläche. Je nachdem ihre Lage zu einem Verkehre mit zahlreicheren oder nur mit wenigen andern Punkten geeignet ist, heben sich einzelne Ansiedlungen zu größeren Sitzen des Verkehrs, bleiben andere isolirter, in directer Verbindung nur mit ihrer nächsten Umgebung und stehen hinter jenen begünstigteren zurück.

Eingedenk dieser unbestrittenen Wahrheiten fassen wir wieder Syra ins Auge. Die Insel, die heute die volkreichste und wohlhabendste im griechischen Inselmeere ist, hat selbst keine Hülfsmittel, die ihr solchen Vorrang hätten verschaffen können. Wie sie keine der durch ihre Form besonders das Auge an sich ziehenden unter den Inseln ist, so sind andere wie Keos, Andros, Tinos, Paros und Naxos, auch Milos größer und zum Theil auch fruchtbarer, Paros besitzt dazu jetzt freilich brach liegende Schätze in seinem Marmor, Milos hat mancherlei eigenthümliche Producte, dergleichen Syra ganz fehlen, selbst was doch für den Verkehr so wichtig scheint, von Natur weit bessere Häfen als Syra haben einzelne der andern Inseln wie Milos und Jos; Santorin trägt herrlichen Wein.

Wenn trotz alledem auf Syra, dieser gegen manche umgebende also kleineren, ärmeren, nicht einmal am günstigsten für die Schifffahrt gestalteten Insel das regste Leben pulsirt, wenn die Bevölkerungszahl in nicht ganz fünfzig Jahren von Null in das dritte Zehntausend stieg, wenn hier die Dampfer-

[1]) Der Verkehr und die Ansiedlungen der Menschen in ihrer Abhängigkeit von der Gestaltung der Erdoberfläche. Leipzig und Dresden 1841.

Digitized by Google

linien von allen großen Seehäfen des Mittelmeers her sich kreuzen, wenn auf ihr ein Hauptgeldmarkt ist, wie die Zölle von Syra denn auch zu den besten regelmäßigen Einnahmen des kleinen Königreichs gehören, wenn von weit her besuchte Schulen entstanden sind, Schiffswerften in schwunghaftem Betriebe stehen, künstliche Hafenbauten im Gange sind, Consulate hier residiren und immer mehr vom Treiben eines besuchten Seeplatzes bis zur Prostitution herab auf Syra seine Stätte findet, dann wird uns doch die Annahme nahegelegt, daß wir hier einen jener von der Natur prädestinirten Verkehrsmittelpunkt vor uns haben. Und diese Annahme bestätigt vollkommen eine genauere Betrachtung der Lage der Insel und ein Blick auf die Geschichte. Die Geschichte vergewissert uns sofort, daß wir es bei der Blüthe von Syra nicht mit dem kurzlebigen Resultate nur momentan zusammenwirkender Factoren, wie der französische Schutz und der griechisch-türkische Kampf, zu thun haben.

Man kann die verschiedenen, einzelne Orte zu Verkehrsplätzen prädestinirenden Lagen zu classificiren versuchen. In dem genannten Kohlschen Buche ist das geschehen. Um im Umkreise des Meeres zu bleiben, in das uns die Besprechung Syras geführt hat, so repräsentirt Salonichi, die Stadt von unvordenklich alter und unabsehbar zukünftiger Verkehrsbedeutung, eine solche Classe als Stadt in der Ecke eines Meeres, was an die Städte an scharfen Biegungen von Flüssen erinnert. Smyrna, das sich immer wieder trotz aller Zerstörung durch Naturgewalten und Krieg wie ein Phönix erhoben hat, beruht auf einer Gunst der Lage anderer Art, so wie es in die Mitte einer in das Meer vortretenden Continentseite gestellt ist. Für eine Insel könnte man die Lage genau im Mittelpunkte des sie umgebenden Meeres als eine möglichst günstige Position construiren wollen. Von der Lage so im Mittelpunkte, wenn man ihn in dem nur sehr unregelmäßigen Vierecke des Meeres zwischen Thrazien, Klein-Asien, Kreta und der griechischen Halbinsel herausfinden wollte, kann bei Syra allerdings nicht die Rede sein. Aber merkwürdig ist es, daß doch schon den Alten die Gegend um Syra so sehr als ein Mittelpunkt erschien, daß sie mit ihrer Neigung derartige Wahrnehmungen künstlerisch zu schematisiren die umliegenden Inseln alle, die sie deßhalb die Kykladen nannten, rings um die heilige Delos geschaart dachten; Delos liegt aber angesichts des Hafens von Syra.

Nicht so mit Messen kommen wir zum Ziele. Es wird uns dagegen fördern, die Wege des Seeverkehres zu beachten, die ihre feste Bedingtheit haben, wie die Karavanenstraßen in der Wüste oder wie die Fußstapfen, die im frischgefallenen Schnee auf einem großen Platze sich jedesmal bald wieder in denselben Linien verlaufend zeigen werden. Kohl, sollten ihm diese Zeilen zu Augen kommen, wird sich wohl nicht erinnern, daß er mir einmal im Gespräche dieses treffende Beispiel gegeben hat.

Die längste und als solche schon Hauptstraße des Seeverkehrs, die, von Westen nach Osten mit Abzweigungen und Einmündungen durch das Mittelmeer ziehend, im griechischen Archipelagus umbiegend zum schwarzen Meere sich

Digitized by Google

wendet, die Straße, welche Marseille, Messina, Malta, Constantinopel belebt, kann, das zeigt ohne Weiteres die Gruppirung der Inseln, erheblich südlicher als Syra nicht wohl verlaufen. Die südlichere gelegene Gruppe der Inseln Milos, Paros, Naxos u. s. w. mit ihren zahlreichen zwischenliegenden Inselchen und Klippen ist ein Hinderniß; aber auch das Streben nach Abkürzung des Weges legt ihn nördlicher. Es bleibt für den Durchgang der Straße der Meeresraum zwischen Paros einerseits im Süden und im Norden andererseits Attika-Euboea. In dieser noch ziemlich breiten Durchfahrt liegt wieder namentlich ein Hinderniß quer vor, eine langgestreckte Barre, die von NW. nach SO. sich aneinanderreihenden und fast einander berührenden Inseln Andros und Tinos. Handelte es sich allein um den Weg zwischen Westmeer und Dardanellen, so wäre vielleicht die nördlich von Andros zwischen dieser Insel und dem felsigen Südende von Euboea offen bleibende Durchfahrt als der nächste auch der befahrenste Weg geworden, wenn im Alterthume auch die Gefahren eines hier verhältnißmäßig unruhigen Meeres mit klippigen, damals übel berufenen Küsten hätten schrecken können. Nun handelt es sich aber nicht nur um eine einzige große Schiffsstraße, sondern man sieht leicht, daß von dieser großen Straße eine ziemlich ebenso wichtige Abzweigung durch die ehedem vielen, reichen Hafenplätze Klein-Asiens, heute vor Allem das eine Smyrna, veranlaßt wurde und wird. Dadurch wird die Westmeer-Dardanellen-Straße statt nördlich um Andros herum vielmehr südlich, südöstlich um Tinos herum gezogen. Der Kreuzweg des Seeverkehrs fällt so mehr nach der Gegend von Syra hin, auseinanderführend, wie er von Westen kommt, in zwei Hauptarmen, dem einen nach den Dardanellen, Constantinopel, schwarzen Meere, dem andern nach Smyrna. Dann, wie zu einem solchen Hauptkreuzwege ebenfalls auf dem Lande leicht geschieht, setzt sich hier weiter der Mittelpunkt eines Netzes an, dessen Fäden auch nach dem Piräus, nach Chalkis und Salonichi, nach Mytilini, Chios und Rhodos, nach Cypern und der syrischen Küste mit Beyrut, nach Alexandria und nach Kandia, nach Malta, Messina, nach Corfu und Triest sich hinspinnen.

Nicht also auf das französische Protectorat über Syra und nicht auf die Menschen- und Geldkräfte, welche der Sturm der Ereignisse unter dessen Schutz auf die Insel zusammenwehte, ist als auf den letzten Grund die heutige Blüthe des Platzes zurückzuführen. Der fruchtbare Boden, auf den diese Samen fielen, wird die Lage Syras, einbegriffen die Gestaltung seiner näheren und ferneren Umgebung, sein; dieser Boden ließ hier gleich Alles so üppig emporschießen.

Es sind das Verhältnisse, die nicht erst in den letzten Jahrzehnten sich gestaltet haben, die, haben wir in ihnen wirklich das Richtige, was wir meinen, gefunden, sich wirksam zeigen müssen, so weit zurück wir eine Geschichte kennen. Und das ist der Fall, so sehr auch zwischen Alterthum und Neuzeit das Antlitz des griechischen Archipelagus sich verändert hat.

Digitized by Google

Syros hat zwar im Alterthume keine bedeutende Rolle gespielt. Statt seiner war es die kleine Doppelinsel Delos und Rhenaia, Klein- und Groß-Delos heute genannt, wie wir schon erwähnten, unmittelbar dem Hafen von Syra gegenüber gelegen, um die sich damals hier Alles drehte. In noch viel höherem Grade als Syra fehlen der kleinen Felsinsel Delos und auch ihrer Schwester alle und jede eigene Vorzüge für eine Ansiedlung. Noch viel nachdrücklicher werden wir also durch die Blüthe von Delos auf das Wirken der großen geographischen Verhältnisse hingewiesen. Sie machten Delos dazu geeignet, der Sitz eines der angesehensten Götterdienste, zeitenweise auch ein politischer Mittelpunkt und einer der belebtesten Märkte zu werden. Den Schutz, den bei der Entstehung von Neu-Syra das auf dem religiösen Bekenntnisse beruhende französische Protectorat den Ansiedlern bot, den gewährte für die Besucher von Delos im Alterthume das Heiligthum des Lichtgottes.

In anmuthiger Wundersage suchte man sich dessen Existenz auf dem armen Inselchen zu erklären. Hier durfte, da Alle sie abwiesen, Leto ihren göttlichen Sohn gebären. Die Verheißung der Ehren und Vortheile, die man auf Delos zusammenfallen sah, galt als der Lohn hiefür. Der homerische Hymnus schildert bereits das Zusammenströmen der Besucher in ihren langschleppenden jonischen Gewändern mit Weibern und Kindern, den Beginn der Opfer und Lustbarkeiten. Unter Apollos Gottesfrieden erlebte die Insel in zweifacher Weise im Alterthume besonders gute Zeiten. Einmal fiel ihr eine religiös-politische Bedeutung zu, als sie der Sitz von Vertretern eines Städtebundes wurde, darauf auch noch, da die Griechen sich gegen die Perser zusammenschlossen und Delos eine Zeit lang die Bundescasse anvertrauten. Nachher, als die politische Rolle zu Ende gespielt war, entwickelte sich dennoch fort und fort Handel und Verkehr im Anschlusse an die gottesdienstlichen Feste. Die Handelsblüthe von Delos nahm einen besondern Aufschwung, als das angesehene Korinth und mit ihm sein Handel der Eifersucht der Römer zeitweilig erlag. Da wurde Delos zumal der größte Sclavenmarkt des östlichen Mittelmeers. Das furchtbare Uebel, dem nach und nach das ganze Leben der Inseln und Küsten erliegen sollte, die Seeräuberei, traf aber schon unter der römischen Herrschaft Delos mit tödtlichen Stößen. Endlich erblich und sank Apollos schützender Stern und als in byzantinischer und türkischer Zeit überall, wie wir sahen, die Ansiedlungen in der Flucht von der Küste fort Schutz suchten, landeinwärts an die Berge wichen, da mußte Delos ganz absterben; denn die kleine, sozusagen nur aus Küste bestehende Insel ohne irgend erhebliches Gebirge bot keinen Zufluchtsort.

In dieser Periode wurde in Folge der Behinderung des großen Verkehrs im griechischen Inselmeere auch die Bedeutung der zum Verkehrsmittelpunkte besonders geschaffenen Gegend verdunkelt. Die Inselbewohner führten mehr ein nur locales Leben und damit hängt es zusammen, daß der Schwerpunkt eine Zeit lang auf die an sich bedeutendste, größte, fruchtbarste Insel fiel,

Digitized by Google

indem ein Herzogthum Naxos seine Hoheit über die Inseln geltend machte. Unter schweren Bedrängnissen und von keinem weiterreichenden Zusammenhange der Oertlichkeit getragen, hielt es aber nur eine kurze Weile zusammen.

Wie sich erst in neuester Zeit der von seinen Fesseln befreite Verkehr im Archipelagus wieder dem alten Verkehrscentrum zuwandte, haben wir gesehen. Hätte philhellenischer Enthusiasmus die Sache zu machen gehabt, so hätte er vielleicht Delos noch einmal künstlich zu beleben gesucht, wie er altem Ruhme zu Liebe und den Anforderungen der Wirklichkeit zum Trotz Athen an der Stelle altberühmten Namens neu erkünstelte. Aber als diese Tendenzen ans Ruder kamen, hatten die lebendigen Mächte der Geschichte schon für Syra entschieden und es blieb weiter Nichts, als der jungen Stadt den classisch anklingenden, in der That völlig überflüssigen Namen Hermupolis officiel anzuhängen.

Delos blieb liegen, ein großer Name, ein todter Platz, sein Felsboden öde und nackt, nur hie und da von einigem Gestrüpp, Disteln und kleinem Kraut überzogen, von wenigen Schafen und Ziegen beweidet, die nach den benachbarten Inseln gehören; zusammengestürzt und lange schon in jeder Art geplündert, liegen die Trümmer seiner Heiligthümer und Prachtbauten umher. Die wenigen Reisenden, die dessen gedenken, was es einst war, schenken ihr einen Besuch oder sehen doch bewegteren Gemüthes vom Hafenstrande Syras den Sonnengott über seiner heiligen Geburtsinsel, die jetzt verschollen ist, wie sein Dienst, emporsteigen. Die Gegenwart macht sonst rücksichtsloser ihr Recht geltend und es wurden Stimmen dafür laut die reine Insel, auf der die alte Tempelsatzung nicht die Geburt eines Kindes oder die Bestattung eines Todten duldete, zum Quarantaineplatze, zum Pestlazarethe für Syra zu machen. Die Marmorruinen auf Delos, schon lange Steinbruch und Grube für den Kalkofen, haben Baumaterial bis nach Constantinopel hin geliefert, namentlich ist aber auch Neu-Syra zum Theile aus den Steinen und vom Kalke von Delos und Rhenaia her aufgebaut. Wie in der Natur löst sich hier ein abgestorbenes Gebilde, um einem neuen mit seinem Stoffe Wachsthum zu geben. Wichtiger jedoch als dieser stoffliche Uebergang ist es für unsere Betrachtung, daß die gleiche treibende Kraft derselben geographischen Verhältnisse Delos wie Syra das Leben gegeben haben. Nur ein geringer Wechsel des Platzes hat hiebei stattgefunden, wie wenn eine Stadt, in ihren früheren Zeiten auf dem einen Flußufer gelegen, später sich mehr auf dem andern entwickelt hätte. Solche leise örtliche Schwankungen sind ja vielfach da zu bemerken, wo der Lebensgrund eines Verkehrsplatzes nicht in ganz localen Verhältnissen liegt, auch nicht besondere locale Verhältnisse verstärkend hinzutreten. Ein Badeort wird kaum von seiner Heilquelle weichen, wo aber der Austausch zwischen großen Land- und Seegebieten zu allen Zeiten auch trotz allerlei oft gewaltsamen Unterbrechungen in bestimmter Gegend Städte ins Leben ruft, da finden wir häufig genug nicht nur den Wechsel des Namens; sondern auch einen nur innerhalb einer gewissen Region sich bewegenden Platzwechsel des Vorortes. Die Verkehrswege münden bald etwas mehr hier, bald etwas

Digitized by Google

mehr da, wie ein Strom seine Mündungen im angeschwemmten Uferlande wechselt, neue Arme entstehen läßt, alte zuschlämmt, doch im Ganzen immer derselbe Strom. So wechselte das Verkehrscentrum im nördlichsten Winkel des adriatischen Meeres Namen wie Platz und kann doch im Grunde immer als dasselbe gelten, als Adria in frühester Zeit, als Ravenna neben Aquileja, als Venedig, heute als Triest. So spielte Carnuntum beim heute still gewordenen Petronell einst Wiens heutige Rolle. Kommt ein ganz bestimmter localer Vorzug einer Stelle zu der allgemein günstigen Verkehrslage der Gegend noch hinzu, dann findet kein solches Schwanken mehr statt. Die Hauptstadt am Bosporus ist durch die vortreffliche Hafenbucht des goldenen Hornes für immer an ihren ganz bestimmten Platz gefesselt, eine der unbeweglichen, deßhalb um so wichtigeren Städte. Sie wechselt das Volk, den Gott und den Namen, steht aber unverrückt ob als Byzantion, Constantinupolis oder Istambul an gleicher Stelle. Hätte Syra oder hätte Delos einen Hafen, z. B. wie den Piräus, so würde auch hier kaum ein Hin- und Herschwanken stattgefunden haben.

Zum Schlusse kann ich noch einer Erscheinung an dem Verkehrscentrum des ägäischen Meeres mein Auge nicht verschließen, bei der es freilich fraglich sein kann, ob ein wirklicher Zusammenhang vorliegt oder man nur einem Gaukelspiele der Combination folgt.

Nicht Alles, was Delos in den Augen der Alten Ansehen gab, ist auf Syra übergegangen. Syra ist kein weithin angesehener Platz für Gottesdienst und religiöse Festlichkeit. Das Bedürfniß gerade nach den Aeußerlichkeiten dieser Art ist aber im griechischen Christenvolke noch ebenso lebendig wie es im griechischen Heidenvolke war, Lebensweise und Sinnesart haben da, wie so vielerorts, nur das Kleid gewechselt. Es ist in der That auch heute wie vor Alters für fromme Devotion und religiöses Schaugepränge an dem großen Kreuzwege der Schifffahrt gesorgt, nur daß auch hiebei wieder ein kleiner Wechsel des Orts stattgefunden hat. Auf Delos adorirte und handelte man; heute handelt man auf Syra und beugt das Knie auf Tinos.

Die drei Inseln liegen im Dreieck, die Städte von Syra und Tinos angesichts von Delos einander zugekehrt. Auf Tinos steht die Kirche der Panagia Evangelistria, von den Bewohnern, die meist als gute Steinmetzen ihr Brot finden, aus dem Marmor der Insel, zum Theil aber auch wieder mit Steinen aus den Bautrümmern drüben von Delos ganz stattlich und wenigstens gutgemeint aufgeführt und geziert. Eine Masse von Weihgeschenken in der Kirche, silberne Gliedmaßen, Kinder, Schiffe und dergleichen, von wunderbar Geheilten, von Kindbetterinnen und Seeleuten in liebenswürdiger Thorheit gestiftet, bezeugen das Ansehen der Mutter Gottes von Tinos. Alle Jahre wird im August ein großes Fest gefeiert, eine Panigyris, das ist ein Wort zauberischen Klanges für das griechische Volk. Da regt sichs rings umher an den Küsten, die Kaïke führen Männer und Weiber gen Tinos hin, wie einst die alten Jonier mit Frauen und Kindern nach Delos zogen. Von Athen, das

Digitized by Google

vor Alters alljährlich sein Staatsschiff mit der officiellen Festgesandtschaft nach Delos schickte, läßt die griechische Compagnie eigene Dampfschiffe, die übervoll besetzt zu sein pflegen, zur Panigyris der Evangelistria nach Tinos abgehen.

Die ganze Sache ist nun freilich erst sehr jungen Ursprungs. Wie das sehr oft, aber nicht immer mit so außerordentlichem Erfolge im rechtgläubigen Griechenland exercirt ist, hat im Jahre 1824 eine Nonne geträumt, daß ein Madonnenbild an der Stelle der jetzigen Kirche vergraben liege; man grub, fand das Bild, es that Wunder, Alles, wie es sein muß, und so erwuchs dann die Kirche, bald mit Wohnungen der Geistlichen, Herbergen für die Pilger, mit Schule und Hospital, der Zielpunkt der Wallfahrten von allen Seiten her. Befördert ist dieses rasch zu Ansehen Kommen jedenfalls durch die Lage von Tinos an dem merkwürdigen Mittelpunkte des ägäischen Meeres.

Conze.

Die Stylteudenzen im Kunstgewerbe.

Studien bei Gelegenheit der österreichischen Kunstgewerbeausstellung.

IV.

Es ist merkwürdig, daß gerade unsere Zeit, die doch in der Metalltechnik so Großartiges leistet, in der künstlerischen Behandlung des Metalles eigentlich recht schülerhaft den früheren Epochen gegenübersteht; im Treiben und Ciseliren, im Kunstguß und in der Schmiedearbeit sind wir vielfach noch gar weit nicht nur von der Vollendung entfernt, mit der man alles dies vom Alterthume bis zur Renaissance herauf verstand, sondern wir können sogar, was z. B. die vollendete Broncebearbeitung betrifft, sehr viel noch von unseren Zeitgenossen in China und Japan lernen.

Wenn wir den vornehmsten Zweig der Toreutik, den Schmuck, ins Auge fassen, so sehen wir an dem, was heute hauptsächlich in Mode, wie tief der Geschmack eigentlich gesunken sein muß. Nur in der allerletzten Zeit, das ist zu constatiren, macht sich eine kleine Wendung zum Bessern bemerklich. Die Gesellschaft, die sich am meisten und am reichsten schmückt, scheint darin nicht viel höhere Principien, nur ein größeres Raffinement der Mittel zu besitzen, als die Wilden von Wanau-lewu oder Guyana — diesen Eindruck macht wenigstens die heutige Juwelier- und Goldschmiedekunst, wenn man den Inhalt der Schaukästen in London oder Paris, in Berlin oder Wien mustert. Es ist die Freude am bloßen Glanz, am rohesten Knalleffect, nicht ein verfeinerter, nach Abtonung und Harmonie verlangender Sinn, der hier maßgebend zu sein scheint, daher diese Brillantenpavées und hochpolirten Metallflächen, die ihre Trägerin wie die Reverberen eine Locomotive schon von Weitem ankündigen,

Digitized by Google

oder diese massiven Goldketten und Armspangen mit imitirten Verschraubungen und Bandagen construirt wie ein Maschinenbestandtheil, was Alles trotz der colossalsten, wirklichen oder scheinbaren Materialverschwendung nur eine sehr armselige Wirkung macht, weil ihm eben das Haupterforderniß eines eigentlichen civilisirten Schmuckes, die Noblesse, die künstlerisch abgewogene äußere Erscheinung, gänzlich fehlt. Denn der Unterschied zwischen dem Schmucke civilisirter und barbarischer Völker besteht bloß darin, daß letztere als Motiv nur die Kostbarkeit und Seltenheit der Steine und des Goldes, ersteren aber die ungleich höherer Steigerung fähige Scala der Veredlung des Naturproducts durch die Bearbeitung zu Gebote steht. Daher haben die Schmucksachen der Griechen und Römer und der Renaissance bei verhältnißmäßig geringem innern Werth doch immer den Charakter einer außerordentlichen erhabenen Vornehmheit, gegen die gehalten ein heutiges Brillantencollier wie ein bäuerischer Aufputz erscheint. Die Differenz in der Anschauungsweise der damaligen von der heutigen sich schmückenden Welt ist darin ausgedrückt, daß damals die Gemme, heute das Juwel die erste Rolle spielt.

Neben den Ursachen dieser Decadence, die im allgemeinen Verfalle der Künste begründet waren, scheint uns das Verschwinden der künstlerischen Principien speciell aus dem Schmuck parallel zu gehen mit der steigenden Verbreitung und Verallgemeinerung des Diamantes namentlich in der Form als Brillant. Durch ihn wurde in das Inventar der Schmuckmittel ein Factor eingeführt, der seine Berechtigung beinahe nur der Superiorität seiner physikalischen Eigenschaften verdankt und der zugleich wegen seines dominirenden Lichtglanzes und der Unberechenbarkeit seines wechselnden intensiven Farbenspieles eine Unterordnung in ein Ensemble und eine Einfügung in eine wirkliche Farbenstimmung nicht verträgt. Und wie der Diamant nur durch Diamanten geschliffen werden kann, so macht auch die Exclusivität seiner optischen Wirkung jede Zusammenstellung außer mit seinesgleichen unmöglich. Die Zusammenstellung einzelner Diamanten summirt und steigert aber nur ihre Wirkung, und die Unverträglichkeit, die der isolirte Stein bewiesen, wird jetzt auf den ganzen Schmuck wiederum in Bezug auf die Unterordnung zur Gesammterscheinung des Geschmückten übertragen, — daher weiß auch die Kunst mit dem Diamanten nichts anzufangen.

So lange also die Mode, Kostbarkeit und Seltenheit über die Schönheit setzend, ihm den unbedingtesten Vorrang einräumt, wird sich eine geläutertere Auffassung der Schmuckkunst nur schwer Geltung verschaffen. Aber auch hierin scheint sich, wie schon bemerkt, eine langsame Besserung vorzubereiten, die namentlich von Paris ausgehend und angeregt durch das Studium der herrlichen Sammlung antiker Schmucksachen, welche die dem Louvre einverleibte Collection Campana enthält, vorerst als in Mode gekommener sog. „Style etruske“ sich Eingang verschaffte. Wirklich liegt für bloßen Metallschmuck in den antiken Arbeiten und für Stein- und Perlschmuck in den Renaissance- und späteren

Digitized by Google

Bijouterien, eine solche ungeheuere Fülle der reizendsten und edelsten Motive, daß nur zu wundern ist, daß man diese Fundgrube von Ideen bei uns bisher so gut wie unbenützt gelassen hat. Doch wenn irgendwo, so ist namentlich hier der „Geschmack" des Käufers für den Verfertiger das maßgebende Directiv, man kann also dem letzteren nicht alle Vorwürfe aufladen.

Die Goldschmiedekunst und die verwandten Metalltechniken in ihrer Anwendung auf Geräthe kirchlichen und weltlichen Gebrauches sind bei den ersteren durch den Baustyl der Kirche, für die sie arbeiten, — am häufigsten den gothischen, bei den letzteren durch die modernen Bedürfnisse von Tisch und Tafel bestimmt.

In der Verfertigung gothischer Kirchengeräthe wird speciell in Wien Vieles geleistet. Die Gothik ist, wenn man so sagen kann, ein überaus bequemer Styl für alle Arten der Metallarbeit. Das constructive Princip, das sie unverhüllt und immer sichtbar darstellt, kommt bei ihr schon der künstlerischen Conception zu Gute; daher war die gothische Periode auch die Zeit wie geschaffen für eine außerordentliche Entwicklung der Metalltechnik. Welcher Ansicht wir über den absoluten Werth bloßer heutigen Stylimitationen sind, brauchen wir nicht erst eines Weitern auseinanderzusetzen, denn mit der Existenzfrage der Gothik haben wir hier uns nicht zu beschäftigen. Wenn man aber, wie es daher geboten erscheint, die Dinge von ihrem eigenen Standpunkte aus beurtheilt, so muß man sagen, daß die meisten von ihnen im Allgemeinen mit vieler Sachkenntniß gemacht werden, wenn auch mancherlei seltsame Seitensprünge und Willkürlichkeiten zum Vorscheine kommen. Während einige sich so eine Art Privatgothik zurechtrichten, ein Compositum aus ins Gothische zurückübersetzten Renaissance-Elementen, glauben Andere des Guten nicht genug thun zu können in der stereometrischen Vollkommenheit der Winkel und Flächen — sie sind noch gothischer als die Gothik. Bei den alten Arbeiten dieser Art — wir haben hier kirchliche Goldschmiedewerke, wie Monstranzen und Aehnliches, namentlich im Auge — wird schon durch die damals weit geringere mechanische Präcision der Ausführung die rein krystallinische Starrheit des Formschema's durchbrochen; das einzelne Object bekam schon durch seine Zufälligkeiten einen, wennauch eigentlich nicht in der Idee der Gothik liegenden Individualcharakter. Die heutige Schablone behandelt mutatis mutandis aber ein gothisches Geräth, etwa wie das Stativ eines Mikroskopes; das Feilen und Poliren, die gedankenlose Handwerksmäßigkeit des Einerlei — handwerksmäßig, weil nur die Hände, nicht aber der Kopf dabei beschäftigt sind — ist unsern durchschnittlichen Arbeitsverhältnissen so recht angemessen; daher bringen es die Gothiker mit ihren Gehilfen — auch in der Baukunst — so schnell zu „Resultaten" wie sich ihrer die in andern Kunststylen Arbeitenden nicht rühmen können. Trotzdem aber bleibt auch für alle diese Kelche und Monstranzen, Pocale und Trinkhörner das höchste Lob, das man ihnen ertheilen kann, und das wir beispielsweise manchen Erzeugnissen der Firma Brix und Anders gerne zuerkennen — daß

Digitized by Google

sie richtig sind — Gegenstand einer Beurtheilung als Kunstwerke können sie aber weniger sein als die auch einfachste künstlerische Conception, die doch in einer selbstständigen Idee ihren Ursprung hat. Indessen ist nicht zu übersehen, daß die Pflege der mittelalterlichen Kunststyle, speciell der Gothik das Wiederaufleben verschiedener Techniken zur Folge hatte, deren Nutzen und Anwendbarkeit für die so sehr gesteigerten und vervielfältigten Bedürfnisse der Gegenwart nicht hoch genug anzuschlagen ist. Dahin gehört neben der neu erstandenen Glasmalerei auch das Email, das wir jetzt wieder beinahe in allen seinen Gattungen als ein edles und vielgestaltbares Decorationsmittel verwerthet sehen. Wien besitzt in der Person des Emailleurs Chadt einen Praktiker von so außerordentlicher Erfahrung und Sachkenntniß, wie sie kaum einem seiner Collegen in Paris, London oder Köln zu Gebote steht; von ihm rührt die Ausführung des größten Theiles der Emailen her, die wir auf der Ausstellung an allen Arten von Gegenständen, in edlen und unedlen Metallen, angebracht finden. Mehr als in irgendeinem andern Zweige des technologischen Wissens ist hier die Selbsterprobtheit des Verfahrens wichtig für die Sicherheit des Gelingens, nur auf dem Wege langwieriger Experimente, und mit dem Opfer mancher verlorener Arbeit wird es dem, der solche alte Techniken, deren Tradition beinahe vollständig abgerissen ist, hervorsucht, möglich sein, zu befriedigenden Resultaten zu gelangen. Das tückische Feuer vernichtet oft in einem Moment das Werk von Wochen oder Monaten, nicht einmal die gründlichste Kenntniß der Chemie, selbst wenn der Einzelne im Stande wäre, sich sie in diesem Maße anzueignen, würde von Vorneherein genügen, ihn gegen die empfindlichsten Unfälle sicherzustellen. Es wäre daher sehr zu wünschen, wenn Chadt in die Lage versetzt würde, die Erwerbungen eines langen Lebens und unausgesetzter Thätigkeit auf Schüler und Nachfolger vererben zu können.

Das Email als die Verbindung einer glasartigen Materie und eines Metalles, zweier Stoffe, deren jeder für sich die höchste Widerstandsfähigkeit und Dauerbarkeit repräsentirt, hat den Charakter einer äußerst soliden, stylvoll ernsten Decoration. Dies ist besonders da der Fall, wo diese Verbindung offen zu Tage liegt, bei dem mittelalterlichen Email Champlevé, (bei dem damit im Grunde sehr nahe verwandten byzantinischen Email Cloisonné) bei dem aus dem erstern entstandenen Email de basse taille (E. translucid sur relief) und bei dessen Fortbildung in der Renaissance, dem sogenannten Augsburger (deutschen) Email; während die Emailmalerei, bei der der metallische Excipient verborgen bleibt, das Limpusiner Genre und vollends die Malerei auf Email sich richtig nur in einer leichten malerisch-realistischen Behandluug verwerthen läßt. Daher eignet sich das Email Champlevé ganz besonders für kirchliche Zwecke, und daß es hierfür jetzt wieder zu einer weit ausgebreiteten Anwendung kommt, ist völlig in der Sache begründet; aber eben die gemessene Strenge des Vortrages, dessen es allein fähig ist und die hier die Tendenz unterstützt, macht das Email Champlevé nicht ganz empfehlenswerth für kleine und kleinliche Dinge profanen

Digitized by Google

Gebrauches. Was in Wien und anderwärts derartiges gemacht wurde, scheint wenigstens diese unsere Ansicht nicht zu widerlegen.

Eine Beschränkung der ganz allgemeinen Benützung dieses Emails resultirt jedoch noch aus einem andern Umstande, der häufig nicht genügend erkannt und berücksichtigt wird. Die Verbindung mit einem glasartigen Stoffe alterirt die Natur der sichtbaren Oberfläche dadurch auch den Ausdruck dynamischer Potenz des Metalles, deßhalb möchte in den Fällen wo dieses der (wirkliche oder scheinbare) Träger eines relativ bedeutenden statischen Momentes ist, die Emailirung, als somit seine Widerstandskraft (scheinbar)* abschwächend, nicht völlig am Platze sein. Aus diesem Grunde halten wir beispielsweise die Emailornamentation von Hängelustern, die doch eigentlich lediglich unverhüllte, höchstens ornamental verwerthete Construction sind, für keinen glücklichen Griff. (Mehreres davon auf der Ausstellung.) Nur wo sich ein Gegensatz zwischen Einfassung und Füllung entwickeln läßt, kann das Email Champlevé zur wahren Geltung gelangen; daß man es trotzdem an guten Werken des Mittelalters auch an Rundsäulen u. dgl. angewendet findet, widerspricht nicht wesentlich der Richtigkeit des hier Gesagten, wenn man berücksichtigt, wie sehr diese Architekturen nur im rein decorativen Sinn erdacht sind. Jedenfalls hat aber, das ist nicht zu läugnen, derartige Verwendung des Emails doch einen gewissen barbarischen Beigeschmack.

Das eigentliche Goldschmiedeemail, — die Verwendung farbiger Schmelze als juwelartig wirkendes coloristisches Element, hat H. Ratzersdorfer bei seinen vorwiegend im Style des 16. Jahrhunderts gehaltenen Goldschmiedearbeiten, von denen wir noch weiterhin sprechen werden, mit viel Geschick angebracht. Diesem zunächst steht die Weise, in der das Roccoco das Email auffaßt, die auch der sehr nahe kommt, in der gewisse neuere persische aus Schiraz stammende Metallarbeiten geziert sind: nämlich ein Bemalen der metallischen Fläche mit opakem, weißem oder buntem Email, jedoch nur in kleineren Partien, die zumeist ein lineares oder aus Punkten combinirtes Ornament darstellen. Hiemit läßt sich ein leichter, spielender und für mancherlei kleine Ziergegenstände sehr angemessener Effect erzielen. Die Firma Gustav Lerl u. Söhne hat mit der Aufnahme dieses Genres, wie ihre reiche Exposition beweist, eine dem Principe nach jedenfalls erfolgversprechende Richtung eingeschlagen. Das Limoges-Email cultivirt ein junger Künstler, Karl Macht, mit ganz respectablem Erfolg.

Seit nahezu dritthalbhundert Jahren gehörte diese, wie die Werke eines Jean Limousin, Pierre Raimond und Jean Courtois beweisen, außerordentlicher Vollkommenheit fähige Technik zu den verlorenen Künsten. Wie sie ihrerseits im 15. Jahrhundert ursprünglich nur aus einer Vereinfachung des Email sur basse taille hervorgegangen war, so wurde die Limousiner Weise wiederum im 17. Jahrhundert durch ein neues, allerdings weit sichereres aber auch weit dürftigeres Verfahren, die Malerei auf Email, ersetzt. Diese blieb bis auf die letzten Jahre herab beinahe ausschließlich in Uebung, sie hat nichts von dem

Digitized by Google

Glanz und inneren Lüstre, der den übrigen Emailgattungen ihren gemmenhaften Reiz verleiht, es ist lediglich eine Malerei mit eingebrannten, aber immer stumpf und hart bleibenden Farben, die nur dazu geführt hat, durch penible Detailausführung die ihr gänzlich mangelnde Fähigkeit zu einer satten und kräftigen Wirkung ersetzen zu wollen.

Daß es heute, wo man beinahe kein anderes Lehrmaterial als das Studium der äußeren Erscheinung der alten Werke hat, nicht leicht ist, diesen in den Feinheiten der Mache sofort nahezukommen, ist begreiflich, und wer die ersten violettbraun glasirten Limoges-Emailportraits, mit denen der Pariser Claude Popelin vor einer Reihe von Jahren debutirte, gesehen hat, wird gestehen müssen, daß die Macht'schen Platten, die die Einbanddecke der Dankadresse an den Erzherzog Rainer zieren, jedenfalls weit mehr im Charakter der guten Arbeiten des 16. Jahrhunderts gehalten sind, als die erwähnten Versuche Popelins.

Nach dieser Abschweifung zum Thema der Metallarbeiten zurückkehrend, sehen wir an der Goldschmiedekunst (im weitern Sinne) in ihrer Anwendung auf die Gefäß- und Geräthbildnerei nicht kirchlichen Gebrauches — soweit hier eine Generalisirung möglich ist — zwei neben einander laufende Richtungen hauptsächlich hervortreten, von denen die eine, die wesentlich einen reformatorischen Charakter hat, sich mehr oder minder entschieden an die Gestaltungsprincipe der Renaissance anlehnt, während in der anderen noch immer ein beinahe völlig stylloser, bloß mit einigen zopfigen Reminiscenzen untermischter Naturalismus herrscht. Wie in manchen anderen Zweigen der Kunstgewerbe so hat auch hier die directe beabsichtigte Imitation alter Kunstsachen außerordentlich viel beigetragen, eine Menge halbvergessener und außer Uebung gekommener technischer Proceduren und Handgriffe der heutigen Industrie zu Gebote zu stellen; eine ganze Reihe der hervorragendsten Leistungen auf der Ausstellung wäre nicht vorhanden, wenn nicht in Wien seit Jahren die subtilsten Eigenschaften alter Kunstwerke aus rein praktischen Motiven mit großer Eindringlichkeit studirt würden. So haben die Antiquitätensammler aller Orten durch ihren blinden von oft nur sehr geringer Sachkenntniß geleiteten Eifer einen Effect erzielt, den sie am allerwenigsten beabsichtigten, nämlich der modernen Kunstindustrie eine mitunter gar nicht unwesentliche Förderung angedeihen zu lassen. Würden sich aber alle die geschickten Hände, die sich jetzt nur anstrengen, um ungekannt zu bleiben, an das Tageslicht wagen, so würde man sowohl über ihre Zahl als auch über den enormen Fonds feinster Kunstfertigkeit, den sie repräsentiren, billig staunen. Dies gilt übrigens nicht von den Metalltechniken allein.

Die Exposition der Firma H. Ratzersdorfer liefert den Beweis, wie viel sich mit Benützung solcher in der vorgenannten Weise geübter Kräfte leisten läßt. Aus ihrem Etablissement kommen sowohl die Metallfassung des im vorigen Artikel beschriebenen kaiserlichen Glasservices, als auch eine Reihe

Digitized by Google

anderer Ziergegenstände, Gefäße, Uhren und dergleichen, die in Rücksicht auf die manuelle Ausführung der getriebenen Arbeit, der Ciselirung, Emailirung ꝛc. den Vergleich mit den bessern Werken der Renaissance immerhin bestehen können; nur den Compositionen selbst fehlt häufig ruhiges Ebenmaß der Contur und wahrhaft motivirte Verwendung der Ornamentation — Erfordernisse, die ein äußerlicher Reichthum dieser letzteren selbst, der schlecht angewendet doch bloße Verschwendung bleibt, nicht zu ersetzen vermag.

Für das eigentliche metallene Tafel- und Ziergeräthe von heutzutage ist das Silber der wichtigste und dominirendste Bildstoff, es ist aber eine merkwürdige Erscheinung, daß gerade unsere Zeit, die doch sonst die Surrogate so sehr liebt, — nie ist so viel falscher Marmor, falscher Stein, ja selbst falsches (gypsernes und papierenes) gemaltes Holz gemacht worden als jetzt — beim Silber die doch gerade hier so leicht zu bewirkende Täuschung, ihm nämlich das Ansehen des nächst höheren Edelmetalls, des Goldes, zu geben, beinahe grundsätzlich vermeidet. Wenn aber irgendwelche Surrogation ihre Berechtigung hat, so ist es das Vergolden des Silbers, wie es denn auch in allen Kunstepochen, ganz besonders aber in der Renaissance, so sehr in Uebung war, daß die bloß silbernen Geräthe jener Zeit gegen die vergoldeten die verschwindende Minderzahl bilden.

Erst seit der Mitte des 17. Jahrhunderts, und vornehmlich von Holland ausgehend, wo der Ton des Silbers vielleicht besser zum Gesammtcharakter der Umgebung paßte, (die Vorliebe der Holländer für blankes Zinn!) gelangte es zu häufigerer und später beinahe ausschließlicher Herrschaft vor dem Golde, respective der Vergoldung. Diese hat aber nicht den Zweck, bloß den Schein einer größeren Kostbarkeit hervorzubringen, sondern sie ist wesentlich Färbung, die die allzu große Neutralität des Lichtglanzes des Silbers aufhebt, und dem daraus Verfertigten neben seinem Formwerth auch einen bestimmten und bedeutenden coloristischen Werth ertheilt. Das farbenscheue vorige Jahrhundert, dessen Erbschaft in dieser Beziehung wir noch nicht ganz los geworden sind, hat mit Vorliebe dem Silber seine natürliche Farbe belassen; bei uns kommt aber hiezu noch die, wo wir vom Schmuck gesprochen haben, schon erwähnte Neigung zu ungedämpftem Glanz und aufdringlichem Effect. Daher diese Verschwendung spiegelblank polirter Flächen, die man an den gewöhnlichen Silberarbeiten sieht, ein Zeichen einer außerordentlich niedrigen Entwicklungsstufe des Form- und Farbensinnes bei einem integrirenden Theile des heutigen Publicums. Diese Verschwendung verfehlt aber obendrein beinahe gänzlich sogar noch ihre beabsichtigte Wirkung, denn die hochpolirte Metallfläche ist unter gewöhnlichen Umständen nur an den Glanzpunkten wirklich licht, im Uebrigen aber in schroffer Differenz gegen diese dunkel, weit-dunkler selbst, als die eigentliche (Bruchflächen-) Farbe des Metalls und nebstbei chamäleonartig in allen Tönen der Umgebung tingirt, deßhalb muß nothwendig bei ihrer Verwendung die höchste Beschränkung erster Grundsatz sein, und der Polirstahl sollte in der Kunst als

Digitized by Google

ein höchst gefährliches Instrument respectirt werden. Die in Aufnahme kommende Mattirung der Oberfläche deutet die dämmernde Erkenntniß der eben besprochenen Uebelstände, damit also auch einen Schritt nach Vorwärts an, nur ist die Mattirung, durchaus und als Uni-Ton angewendet, doch wieder eine Unterdrückung der natürlichen Eigenschaften des Metalles, daher eine stylistische Inconsequenz, die sich schon durch die Unerfreulichkeit des einförmigen Trübgrau, das das Silber dann bekommt, als solche zu erkennen gibt. Das einzige Mittel bleibt, durch dichte Zierrathen in flachem Relief die stechenden Glanzreflexe möglichst zu zerstreuen, wie dies alle besseren alten Arbeiten aufweisen.

Aus den hier angeführten Gründen ist auch ungefähr abzusehen, weßhalb das Silber nur ein höchst ungeeignetes Material für die figurale Plastik abgeben kann, und wirklich wird man unter den Werken guter Kunstepochen kaum Beispiele von ganz silbernen Figuren finden.

Heutzutage freilich, wo man glaubt, Alles machen zu dürfen, läßt man es dabei nicht bewenden, bloß ornamentale oder eine solche Geltung habende figurale Argumente in Silber zu bilden, was man sich schließlich noch gefallen lassen könnte, wennauch zu bedauern ist, daß dabei wie principiell jede Vergoldung vermieden wird; man verfällt aber z. B. auch in die unsagbare Abgeschmacktheit, tanzende Magyaren und Zigeuner in vollrunden Figuren aus Silber zu machen, wobei der Contrast zwischen der total stylosen roh-naturalistischen Darstellungsweise und der unrealen, beinahe wesenlosen Erscheinung des matten Silbertones wahrhaft unerträglich hervortritt.

Wennauch neben solchen Monstruositäten auf der Ausstellung unter den Silberarbeiten künstlerischen Werth Anstrebendes vorhanden ist, so ist doch dieser Zweig des Kunstgewerbes noch nicht zu einer, etwa wie wir dies beim Glase und bei der Weberei sehen, von dem sogenannten Geschmacke des Publicums genügend unbeeinflußten Stellung gebracht worden, die allein im Stande ist, den reformatorischen, ein bewußtes Ziel mit Klarheit verfolgenden Weg und mit Aussicht auf Erfolg einzuschlagen. Freilich darf man nicht übersehen, daß hier, wie überall dem Fabricanten der Mangel an genügend geschulten, ihre Aufgabe klar erkennenden Künstlern und Zeichnern Schwierigkeiten bereitet, die oft die besten Absichten zunichte machen.

Die einzelnen Zweige der Kunstgewerbe erfordern, wenn man mit Erfolg darin arbeiten will, ein so specielles und detaillirtes Eingehen in die verschiedenen materiellen und stylistischen Bedingungen der Herstellung, daß auch die bewährteste Meisterschaft in Gebieten der sog. hohen Kunst und daher die Herbeirufung selbst berühmtester Architekten, Maler oder Bildhauer noch durchaus keine sichere Garantie der Untadeligkeit ihrer Conceptionen in Bezug auf die Ausführung in den ihnen zumeist ungewohnten Stoffen und Dimensionen bietet.

Wie in beinahe allen übrigen Fächern, so drängt auch hier die Masse des zu bewältigenden Wissens gegenüber den zugeschärften Anforderungen der

Digitized by Google

Gegenwart zur Ausbildung der Specialistik. Man kann sagen, daß alle modernen Leistungen in den Wissenschaften gleichwie in der Kunst, die einen wahren Fortschritt bezeichnen, die Frucht der Arbeitstheilung auf geistigem Gebiete sind; die Zeit der Universalgenies ist für immer vorbei. Im Kunstgewerbe ist es eben nicht anders. Wir werden uns daher nicht wundern, die hervorragenden Schöpfungen beinahe ausschließlich als von eigentlichen Fachkünstlern ausgehend zu finden, die Ausstellung des Museums bestätigt nur diese Erfahrung. So nimmt der für Se. Maj. den Kaiser gearbeitete, von dem Ornamentiker Prof. Storck im Verein mit dem Bildhauer Prof. König entworfene Tafelaufsatz wiederum unter den Metallarbeiten den ersten Platz ein, ein Rang, der ihm nicht etwa lediglich durch die reicheren Mittel, die für seine Ausführung zu Gebote standen, zukommt, sondern davon ganz abgesehen und an sich als Lösung des künstlerischen Vorwurfs eines rein decorativen Tafelgeräthes. Wir müssen uns hier der ohnehin nur eine höchst unklare Vorstellung erzeugenden Beschreibung der Composition enthalten; hievon nur so viel, daß der Untertheil als Träger einer flachen, ihrerseits von einem als „Genius der Freude" charakterisirten Figürchen überragten Schale gedacht ist, während der Würfel, der den Fuß dieser Schale trägt, sich aus einer Basis entwickelt, an der zwei größere allegorische Gruppen, „Jagd und Fischerei" und „Feld- und Obstbau", symbolisiren und kleinere singende und musicirende Kindergruppen angebracht sind. Der gestreckten Form eines Speisetisches entsprechend, ist die Längsachse hauptsächlich entwickelt; wenn die Schmalseiten etwas allzu eingezogen erscheinen, so ist zu berücksichtigen, daß dieses Verhältniß sich günstiger darstellen dürfte, wenn die zugehörigen jetzt noch fehlenden (zur Zeit der Ausstellung nicht fertigen) Ziergefäße den Abschluß nach beiden Seiten hin decken. Das Ganze ist in üppiger Renaissance, etwa anlehnend an die Stylweise der berühmten Bronzeleuchter der Certosa, in theilweise vergoldeter, theilweise versilberter Bronze und in emailirtem Silber gebildet. Das Schema des Aufbaues, die Zeichnung der ornamentalen Partien überaus delicat und fein abgewogen, namentlich verdient auch die Präcision der Ciselirung dieser letzteren (aus dem Atelier Dziedzinski u. Hanusch). die schöne, kräftige Farbe der Vergoldung und die Reinheit der Durchführung der Emailen alles Lob. Der erwähnte Genius der Freude ist elegant und lebendig in der Bewegung; er ist, wie die übrigen Figuren, ein Werk Otto Königs.

In der Schöpfung solcher Gestalten, in denen sich eine naive, jugendlich heitere Existenz spiegelt, ist dieser Künstler in seinem Element, weit weniger in seiner Sphäre liegen Conceptionen, die eine ernst-monumentale Behandlung erheischen, wie uns denn auch die vorerwähnten großen allegorischen Gruppen nicht in gleichem Maße zu befriedigen vermögen. An ihnen vermissen wir vor allem in Auffassung und Behandlung die volle Uebereinstimmung mit der dem Sinne der Renaissance entsprechenden Grundidee des ganzen Werkes, weßhalb sie sich denn auch etwas fremdartig und äußerlich

Digitized by Google

angeheftet diesem anschließen; vollends in der Bildung der Köpfe ist König in eine unbegreifliche archaische Strenge gerathen, — Mängel, die vielleicht noch durch die Beeinträchtigung gesteigert worden sind, die die künstlerischen Qualitäten der Modelle bei der Umformirung in Bronze und bei der doch nicht viel mehr als bloß handwerklichen Bearbeitung dieser selbst erfahren haben mögen. Ein recht wirksames, wennauch bloß äußerliches Mittel, die schon durch ihren silbergrauen Ton an sich hinreichend isolirten Gruppen mit dem Uebrigen mehr zu einer einheitlich-malerischen Wirkung zu verknüpfen, lag in der Vergoldung einzelner ihrer Theile, wie sie auch mit richtigem Verständniß, aber vielleicht in allzu beschränktem Maße in Anwendung gebracht worden ist. Wie aber jede Sache nur mit dem Maße gemessen werden soll, das sie in sich selbst trägt, so glauben wir auch angesichts der kritischen Anforderungen, die wir an die eben besprochene Arbeit gestellt, und gegenüber dem Urtheil, das wir über einzelne Schwächen gefällt haben, uns keiner Inconsequenz schuldig zu machen, wenn wir sie in ihrer Gesammtheit wiederum als Musterleistung des modernen Kunstgewerbes bezeichnen.

F. Lippmann.

Gedanken bei der Bauernfeld-Feier.

Von Dr. Heinrich Jaques.

Wien, 14. Jänner.

Der Kunst und den Künstlern, den wahren und legitimen Regenten des Bauernfeld-Tages, ist nunmehr ihr schönes Recht vollauf zu Theil geworden. So mag es denn jetzt auch dem einem andern Landeskreise Angehörigen gestattet sein, in wenig flüchtigen Worten die Bedeutung, wenn man so sagen darf, die Weihe des Tages zu charakterisiren.

In der That, nicht das ist die Bedeutung dieses Festes, daß etwa jene stolze Aristokratie im Reiche des Geistes und des Wissens, deren unser Wien sich rühmen darf, sich vereinigt hat, um einen ihrer würdigsten Repräsentanten den verdienten Lorbeer zu flechten. Die Weihe des Festes liegt vielmehr darin, daß ein Volk, ein reifgewordenes Volk, seinen Dichter krönt, im vollen und warmen Bewußtsein dessen, was es ihm zu danken hat, im vollen und warmen Bewußtsein davon, daß es durch sein und seiner Genossen Wirken das geworden ist, was es eben geworden.

Wir gedenken der Zeit — uns Epigonen ist sie allerdings nur mehr eine verblaßte düstere Erinnerung — in der das geistige und das politische Leben Oesterreichs, abgelöst von der vollen, bewegten Strömung des deutschen Wesens,

Digitized by Google

im Innern gefesselt und gebunden gleichsam zu ewiger Stagnation verurtheilt zu sein schien. Da erhob sich, wie mit einem Zauberschlage, eine Schaar, eine zweifache Trias von Männern, in deren warmen Herzen und vor deren reichem Geiste die Ahnung jener schönen Tage lag, die sie für ihr Vaterland herbeizuführen vor Allem berufen waren.

Da begannen die treuen Freunde, und Strebensgenossen Bauernfelds ihr herrliches Wirken: Franz Schubert schuf das Lied und zeigte mit ihm, daß die deutsche Innigkeit und Tiefe des Empfindens ihre reichste Stätte in Oesterreich gefunden habe. Moritz v. Schwind zauberte die ganze Romantik mittelalterlicher deutscher Sage auf die Leinwand, und Nicolaus Lenau goß die tiefsten und schmerzlichsten Probleme des deutschen philosophischen Denkens in wundervolle lyrische und epische Formen.

Da kamen jene anderen Drei, die für das schaffende und wirkende Leben unseres österreichischen Volkes noch viel bedeutungsvoller geworden und die wir so glücklich sind, noch unter uns weilen zu sehen: Grillparzer vor Allen, der edelste Jünger unseres großen Schiller, er, an dem Lord Byrons berühmtes Wort sich schon bei seinen Lebzeiten erfüllt hat, Anastasius Grün, die schmetternde Lerche der Freiheit, und Bauernfeld, zugleich der Aristophanes und der Anakreon unseres Vaterlandes.

Da wurde ein Bund geschaffen zwischen dem Geistesleben in Oesterreich und in Deutschland, den kein Sadowa jemals zu zerstören die Kraft haben wird. Da geschah aber noch weit mehr: unser Vaterland vernahm lauschend den Mahnruf seiner Dichter und Denker. Hatte ihm Grillparzer in seinen der Antike nachgebildeten und in seinen patriotischen Schöpfungen das Selbstbewußtsein, das Bewußtsein des eigenen Könnens wiedergegeben, so goß ihm Anastasius Grün den unauslöschlichen Trieb nach Freiheit in die Brust und Bauernfeld gab ihm den frischen Jugendmuth zurück, die fröhliche Lust zur That, die allein schon die Hälfte des Gelingens ist. Und so reifte denn Oesterreich, jenes gute Land, das nach den schönen Worten Ottokars von Horneck als ein wangenrother Jüngling inmitten liegt zwischen dem Kinde Italien und dem Manne Deutschland, so reifte jener wangenrothe Jüngling selbst zum Manne heran, und als er am 13. März 1848 an seine Lenker bescheiden aber entschieden die Worte richtete, die Anastasius Grün ihn zu sagen gelehrt hatte: „Darf ich so frei sein, frei zu sein", da brachen die Fesseln, mit denen man seine Lebenspulse unterbunden und Oesterreich ward ein freier Staat.

Nun denn, auf diesem langen Wege durch Nacht zum Licht und an jenem kurzen Völkerfrühling des Jahres 1848 wieder bis herauf zu unsern Tagen, ist Bauernfeld unserm Volke der treue Freund, der anmuthige Genosse, der mahnende und scherzende, der unermüdliche und stets jugendliche Begleiter geblieben. Das undefinirbare Geheimniß der Liebenswürdigkeit des Geistes und des Herzens, es war ihm aufgegangen wie kaum einem Zweiten. Und so durfte

Digitized by Google

er mehr und vermochte mehr als fast alle Andern. Wie er es in seinem trefflichen „Buch von uns Wienern“ so schön von sich selber erzählt hat, so sagte er:

. . . . dem Fürsten und dem Volke
Die Wahrheit mit leichtem Witz
Aus seiner Donnerwolke
Schlug nur ein milder Blitz.

Der Blitz bringt Erntesegen;
Von Laune und Humor
Ein kleiner Wetterregen,
Dann sprießt's aus der Erd' hervor.

Man kann unser österreichisches Volk in seinem unablässigen Ringen nach Recht und Freiheit, nach Versöhnung und Harmonie aller seiner sich bekämpfenden Elemente, in seinem tiefen Gemüth und einem gewissen Zug zum leichtsinnig Abenteuerlichen, der ihm eigen, getrost jenem Kaiser Max, dem „letzten Ritter“ vergleichen, von dem uns Grün und Bauernfeld so prächtige Bilder entworfen haben. Nun, wenn dem so ist, dann ist Bauernfeld in Wahrheit, wie er sichs selbst einst gewünscht, jenes Kaises Max fürtrefflicher Schalk, sein Kunz von der Rosen. Steht er etwa nicht, ganz ebenso wie der seinem geliebten Theuerdank, seinem Volk zur Seite im Kampf und im Frieden, ist er nicht mit allem Guten und Großen, das es zu Tage fördert, aufs Innigste verbündet? Er verscheucht die Falten von seiner sorgenvollen Stirn, er zwingt ihm, selbst scherzend und lachend, ein Lächeln ab und reicht dem in den politischen, nationalen und kirchlichen Kämpfen Ermatteten in goldener Schale den erquickenden Labetrunk der Poesie und des Humors.

Und so mögen denn all die guten Wünsche sich verwirklichen, die der Dichter noch heute mit derselben jugendlichen Gluth wie im Beginne seiner Laufbahn, für Oesterreich und für sein Wien, dessen echtester Sohn er ist, im Herzen trägt. Und wie jene drei Saugesgenossen im Vereine gleichsam der Moses sind, der unser Volk aus der Knechtschaft hinausgeführt zur Freiheit, so möge es ihnen gegönnt sein, glücklicher als Moses, jenes gelobte Land eines freien, versöhnten, geeinten und glücklichen Oesterreich nicht bloß von Ferne in ihrem Geiste zu erschauen, sondern auch noch in voller geistiger Kraft und Frische zu betreten und zu genießen. Wir aber mögen die schöne Feier nicht beschließen ohne bewegten Herzens auszurufen: Heil Oesterreich und seiner Zukunft! Heil den ersten Verkündern und Bringern dieser Zukunft: Franz Grillparzer, Anastasius Grün und Bauernfeld!

Digitized by Google

Graf Alexander Przezdziecki

geſtorben 26. December 1871 in Krakau.

Die polniſche Geſchichtsforſchung und Archäologie erlitt in den letzten Tagen des nächſtverfloſſenen Jahres einen empfindlichen Verluſt. Graf Alexander Przezdziecki, 57 Jahre alt (geb. 1814 in Czarny Oſtrow in Ruſſiſch-Polen), wurde von einer plötzlichen Krankheit im vollen Schwunge ſeines für die Wiſſenſchaft ergiebigen Wirkens dahingerafft. Der Todesfall des allgemein bekannten und geehrten Mannes, der jedes Jahr mit einem reichen Schatze ſchöner Eroberungen auf dem Gebiete hiſtoriſchen Forſchens dem geliebten Krakau einen längeren Beſuch abzuſtatten pflegte, breitete über die Weihnachtsfeier unſerer gemüthlichen alten Königsſtadt einen dichten Trauerflor.

Gr. A. P. iſt jenen Männern der polniſchen Ariſtokratie beizurechnen, die, wie Graf J. M. Oſſoliński, Fürſt Adam Czartoryski, Graf Eduard Raczyński, Graf Titus Działyński, keine Koſten und Mühen geſcheut, um nationellen Beſtrebungen auf wiſſenſchaftlichem Felde jene Unterſtützung angedeihen zu laſſen, die unter glücklicheren politiſchen Verhältniſſen dergleichen Beſtrebungen von Regierungen, von autoriſirten und ſubventionirten Vereinen zu Theil wird. Die Anfänge ſeiner Thätigkeit fallen in die Zeit 1831 bis 1850, wo in polniſchen Ländern kaiſerlich ruſſiſchen Antheils aller Hinderniſſe ungeachtet ein überaus reges litterariſches Leben ſich entwickelte und es gelang, ausſchließlich franzöſiſche Lectüre und eine gewiſſe Gleichgültigkeit für polniſche Sprache und Litteratur aus der höheren Geſellſchaft zu verſcheuchen. Nach einigen, warme Vorliebe für Geſchichte an den Tag legenden dramatiſchen Proben (Königin Hedvig, Eliſabet von Oſtrog, hiſtoriſche Schauſpiele) wendete ſich P. geſchichtlichen und archäologiſchen Forſchungen zu, unternahm zwei wiſſenſchaftliche Reiſen nach Schweden und Italien, um das daſelbſt ſeit Albertrandi's Zeit unberührte Quellenmaterial für polniſche Geſchichte aufzuſuchen, durchſtöberte Hausarchive in den ſüdweſtlichen Provinzen der ehemaligen Republik. Man verdankt dieſen Nachforſchungen P's. drei intereſſante Schilderungen: „Reminiscenzen einer Reiſe nach Schweden", „Podolien, Wolhynien und die Ukraine" und die „Nachricht von den in italieniſchen Archiven und Bibliotheken befindlichen Quellen für die Geſchichte Polens".

Digitized by Google

In Gesellschaft mit dem rühmlichst bekannten Forscher Nikolaus Malinowski wurden nun „Quellenschriften zur Geschichte Polens" (Vilna 1843, 2 Bde.), dann mit Frh. Rastawiecki das prachtvolle Werk: „Muster mittelalterlicher Kunst in Polen" (polnischer und französischer Text mit gelungenen Chromolithographien) herausgegeben; auch hat P. an der Herausgabe von Augustin Theiners „Monumenta Poloniae" (Romae 1860, 4 Foliobände) theilgenommen. Selbstständig ließ er „Briefe des päpstlichen Nuntius Annibal von Capua 1587", Warschau 1853, erscheinen. In der „Warschauer Bibliothek" finden wir aus dieser Epoche werthvolle Aufsätze: „Das häusliche Leben Hedvigs und Jagiellos (nach Rechenbüchern, deren Fortsetzung Prof. Zeißberg in der österreichischen Gymnasialzeitschrift erscheinen ließ), „Die historischen Spuren der Boleslaiden in Deutschland" die Frucht einer wissenschaftlichen Reise daselbst, „Polnische Studirende auf den Hochschulen von Bologna und Padua", ein historischer Beitrag zu Polens Culturgeschichte.

Seit dem Jahre 1860 concentrirte P. sein wissenschaftliches Wirken in Krakau, wo ihn die k. k. Gelehrtengesellschaft durch ihr besonders thätiges Comité für Archäologie und Kunstgeschichte zu fesseln wußte. Er setzte nun eine kostspielige, kritische Ausgabe des sowohl für die Geschichte Polens als Böhmens, Ungarns und Oesterreichs hochwichtigen Johann Długosz ins Werk, die ihm nicht ohne Grund als ein brennendes Bedürfniß für die Geschichte des 15. Jahrhunderts erschien. Die einzige vollständige Leipziger Ausgabe Huyssens sollte mit den vorhandenen Codices collationirt werden, unter denen ein Autograph einer früheren Redaction glücklicherweise vorhanden ist. Auch sollten die zahlreichen Schriften des Historikers, darunter unbekannte Briefe, veröffentlicht werden. Es wurden bisher drei Bände des „Liber beneficiorum Dioeceseos cracoviensis", ein für den Forscher höchst erwünschtes Material und eine schöne Uebersetzung der Geschichte (von Dr. Mecherzyński) herausgegeben. Der lateinische Text der Geschichte befindet sich unter der Presse.

Auch gab P. den Text des bekannten, schönen Codex Eugenianus der „Chronica Magistri Vincentii" (Eigenthum der k. k. Hofbibliothek in Wien), mit polnischer Uebersetzung im Jahre 1861 heraus.

Die Herstellungskosten und die Sorge für die wissenschaftliche Correctheit seiner großartigen Unternehmung selbst übernehmend (der Text des Długosz wurde dem tüchtigen Paläographen und Historiker Ignaz Pauli anvertraut), arbeitete indeß P. unabläßig an seinem Lieblingswerke: „Die Gemahlinnen und Töchter der Jagellonen im 16. Jahrhunderte" das im Jahre 1866 in vier umfangreichen Bänden erschien.

Die reichen Sammlungen von historischen Briefen, Gesandtschaftsberichten, Documenten, zusammengetragen aus heimischen und ausländischen Archiven (Wien, Braunschweig, Wolfenbüttel, München) wichtig für politische und unent-

Digitized by Google

behrlich für die Sittengeschichte der behandelten Zeit, faßte P. in mehrere höchst interessante und detaillirte Monographien zusammen, unter denen besonders die Elisabeths, Tochter Kaiser Ferdinands und erster Gemahlin Sigismund Augusts (nach Gesandtschaftsberichten des Joh. Marsupin) und Elisabeths von Ostrog, einer Jugendgefährtin der jagellonischen Prinzessinnen, hervorzuheben sind. Die verhältnißmäßige Spärlichkeit der Angaben, die P. über Katharina, die Schwester Elisabeths und dritte Gemahlin Sigismund Augusts in seinem Werke anzuführen im Stande war, ließ dem emsigen Forscher keine Ruhe: er begab sich 1871 nach Wien, um aus dem k. k. Staatsarchive das Fehlende nachzutragen. Mit schöner Ausbeute, die einen Supplementband seines Werkes bilden sollte, verließ P. Wien, um sich als Delegirter der Krakauer Gelehrtengesellschaft auf den Archäologencongreß nach Bologna zu begeben, wo er über die neuesten Funde, namentlich über die Czeszewer Pfahlbauten (Großherzogthum Posen), Bericht erstattete. Nach Krakau zurückgekehrt, war P. eben im Begriffe, den Supplementband der „Jagelloninnen" zu redigiren, als ihn nach kurzer Krankheit der Tod ereilte.

Schlicht und liebevoll im Privatleben, voll Sinn für alles Schöne und Gute, tief religiös ohne bigott zu sein, unermüdlich in seinen Arbeiten, aufopfernd bis zur Selbstvergessenheit ist P. in einem deutschen Blatte mit vieler Richtigkeit „ein Graf mit den nobelsten Passionen" genannt worden. Ein kurzer Nekrolog über den edlen Dahingeschiedenen in einer österreichischen Zeitschrift ist aber damit wohl genügend motivirt, daß die Thätigkeit P's. in den letzten zehn Jahren den freien galizischen Boden gewählt hatte und sein Herz die Segnungen dieser Freiheit dankbar empfand.

Krakau, Anfangs Jänner 1872. Prof. Sz.

---

* Schopenhauer-Lexikon. Von Dr. Julius Frauenstädt. Leipzig. Brockhaus 1871. In Arthur Schopenhauer ist die Philosophie gleichsam zur Besinnung gekommen, daß sie den Hut auf dem Kopf habe, den sie im ganzen Zimmer gesucht. Das menschliche Dasein aus der Natur zu erklären, war der Weg, den sie bis dahin gegangen, dagegen Schopenhauer in dem Busen des Menschen selbst niedersteigt, um die Zauberformel „Wille" heraufzuholen, die ihm zum Erklärungsprincip der Dinge wird.

Mit welchem Rechte aber überträgt er den „Willen" auf die Dinge außer uns? — Kant hatte gelehrt, daß dieselben nur Erscheinungen seien, deren sämmtliche Eigenschaften, wie Ausdehnung, Dauer, Wärme, Dichtigkeit, Farbe ꝛc. ꝛc. lediglich auf besonderen Fähigkeiten unseres Erkenntnißvermögens beruhen, nur Reactionen unseres Verstandes auf die Objecte seien, während ihnen als realer Kern etwas unserer Erkenntniß ewig Unzulängliches zu Grunde liege, die „Dinge an sich". Schopenhauer dagegen folgert: da nach der Lehre Kants Raum und Zeit Formen unseres Verstandes sind, in die derselbe die Dinge hüllt, da also diese Formen keine Anwendung auf „Dinge an sich" zulassen, so kann es solche auch nicht im Plural geben — der ja wiederum den

Digitized by Google

Raum voraussetzt — sondern nur Ein „Ding an sich", welches allen Erscheinungen zu Grunde liegt. Dasselbe ist aber auch unserer Erkenntniß zugänglich, und weil auch der Mensch eine Erscheinung gleich den übrigen ist, muß das allen Erscheinungen gemeinschaftliche „Ding an sich" in der Tiefe seines Wesens liegen. Vermögen wir es, unser eigenes Wesen zu ergründen, so ist damit auch die Natur ergründet. — So wird bei Schopenhauer der Mikrokosmus zur Erklärung des Makrokosmus. Erst durch ihn ist die Inschrift am Tempel zu Delphi „Erkenne dich selbst!" in ihrer ganzen Bedeutung erfaßt worden.

Und doch, es waren dreißig Jahre seit dem Erscheinen der „Welt als Wille und Vorstellung" verflossen und er war so unbekannt geblieben wie je ein Phrophet im Vaterlande. Wohl jeder Andere würde bei gleichem Schicksale bezüglich des Werthes der eigenen Leistungen bedenklich geworden sein. Nicht so Schopenhauer. Die Bitterkeit seines Geschickes hat ihn einigermaßen irregeleitet in der Erklärung desselben und er hat in dem Verhalten seiner Fachgenossen gewiß mehr Absicht, ihn todt zu schweigen erblickt, als wirklich vorhanden war. Aber nicht einen Augenblick seines Lebens hindurch hat er an dem schließlichen Mißerfolg dieser vermeintlich systematisch durchgeführten Absichten gezweifelt. Und was nun gar die Möglichkeit betraf, in zweiter Linie todtgeschrieben zu werden, wenn einmal seine Philosophie Gegenstand litterarischer Controversen geworden, so wissen wir aus seinen Briefen, daß ihm selbst ungünstige Stimmen hochwillkommen waren als Beweise, daß er wenigstens gelesen werde, — was ihn freilich nicht hinderte, wenn sich solche vernehmen ließen, mit bekannter Derbheit sich darüber auszusprechen. Er hat den unerschütterlichen Glauben an seine Unsterblichkeit in sich getragen, er hat ihm in zahlreichen Stellen seiner Werke, in den verschiedensten Wendungen Ausdruck gegeben und schließlich haben sich auch an ihm die Worte bestätigt, die Bentley ausgesprochen: „Nie ist Jemand anders als durch sich selbst todtgeschrieben worden."

Gegenwärtig nimmt Schopenhauer in der Geschichte der Philosophie einen Platz ein neben den größten Denkern aller Jahrhunderte. Die Zahl seiner Anhänger sowohl wie seiner Gegner ist eine außerordentlich große und die Zeit ist vielleicht nicht mehr ferne, da sich sein Wort erfüllen wird, das er schrieb, als er noch ganz — wie Goethe ihn nannte — der „große Unbekannte" war: Ein Denkmal wird die Nachwelt mir errichten! Und gewiß, es werden dabei auch diejenigen nicht fehlen, die, wenn sie seine Gegner sind, doch den Manen des großen Mannes ihre Verehrung nicht vorenthalten.

Nicht diejenige Unsterblichkeit ist Schopenhauer zu Theil geworden, die er selbst erhofft hatte, indem er das endgültige Wort in der Philosophie gesprochen zu haben wähnte; ja es wird vielleicht in Bälde die Zahl seiner Anhänger ihren Höhepunkt erreicht haben. Wenn aber das Urtheil über seine Philosophie der Nachwelt zu einem feststehenden geworden sein und der unsterbliche Theil seiner Lehre sich von dem losgeschält haben wird, darin er als Mensch dem Irrthum seinen Tribut gezahlt, ja selbst dann noch, wenn es so wenig mehr Schopenhauerianer geben wird, als derzeit Platoniker, wird doch die Anzahl derer sich immer erneuern, die in seine Schule gehen. Daß er für uns auch noch von anderer Bedeutung ist, bedarf der Erwähnung nicht. Er hat die Philosophie in neue fruchtbare Bahnen gelenkt und nach langer Zeit wieder als der Erste das naturwissenschaftliche Material ihr dienstbar zu machen versucht; er hat — ein Verdienst, das nicht hoch genug anzuschlagen ist — durch seine eigene eminente Klarheit nicht nur am meisten zur Verbreitung der Philosophie beigetragen, sondern auch allen seinen Nachfolgern die Pflicht auferlegt, sich gleicher Schreibart zu befleißen, wenn sie nicht darauf verzichten wollen, mit gleichem Interesse studirt zu werden.

Da Schopenhauer niemals antiquirt werden wird, ist auch die Herausgabe eines Schopenhauer-Lexicons nicht nur von uns mit großem Danke aufzunehmen, die wir noch

Digitized by Google

unter dem directen Einflusse seiner Philosophie stehen, sondern es wird auch ein solches Werk allen jenen unentbehrlich bleiben, die sich mit dem Studium Schopenhauers je beschäftigen werden; daß gerade zu seinen Werken ein Lexikon gar nicht zu missen ist, wird Jeder wissen, der sich eingehend mit denselben befaßt hat und Niemand wußte das besser, als Schopenhauer selbst, dem der Mangel eines solchen manche bittere Klage ausgepreßt hat. Das Bedürfniß eines solchen Hülfsmittels besteht im Verhältniß zum Gedankenreichthum der bezüglichen Werke, der ja gerade in den Schriften unseres Philosophen ein so außerordentlicher ist, wie bei keinem Andern. Erfreulicher gestaltet sich die Sache noch dadurch, daß Dr. Julius Frauenstädt es ist, dem wir diese Arbeit verdanken, — Frauenstädt, von welchem Schopenhauer selbst zu rühmen wußte, daß er aus den entferntesten Winkeln das Zusammengehörige zusammenzutragen wisse.

Das System, das er dabei befolgt hat, muß als vortrefflich bezeichnet werden. Er hat sich nicht begnügt, etwa die philosophischen technischen Ausdrücke zu erläutern; in dieser Hinsicht war die lexikalische Arbeit die geringste, weil wir in den Werken selbst solchen Ausdrücken nicht in dem Uebermaß begegnen, wie etwa bei Kant. Auch besteht ja in dieser Hinsicht gerade für die Schüler Schopenhauers keinerlei Bedürfniß, ihrem Verständniß durch ein Wörterbuch nachgeholfen zu sehen, da er seine Worte ihrem Sinne nach selbst genau präcisirt. Das eigentlich Verdienstliche der Arbeit Frauenstädts liegt vielmehr darin, daß er Alles, was Schopenhauer über die gleichen Gegenstände gesagt, aber was oft in allen Schriften zerstreut sich findet, aneinanderrückt. Er hat gleichsam die sämmtlichen Werke in Stücke zerlegt und diese sodann ihrer inhaltlichen Verwandtschaft nach unter gemeinschaftliche, alphabethisch gereihte Ueberschriften gebracht. Dabei ist nicht etwa auf die bezüglichen Stellen bloß verwiesen, sondern sind diese selbst ihrem wesentlichen Inhalte nach und unter Hinweglassung alles Nebensächlichen mit den eigenen Worten des Philosophen wiedergegeben. Darum finden wir auch in diesem Lexikon den ganzen Schopenhauer wieder und es mag wohl kein irgend wichtiger Gegenstand darin übersehen sein. Das Buch — zwei dicke Bände — ist nicht nur ein genügender Ersatz, wenn uns die Werke des Philosophen selbst nicht zur Hand sind, sondern erspart uns auch neben ihnen die zeitraubende und oft vergebliche Mühe des Nachschlagens, mit dem uns bisher wohl so manche Stunde verloren ging. Darum wird es auch überall hin seinen Weg finden, wohin der Meister selbst gedrungen, und ist bei seiner rationellen Einrichtung nicht zu fürchten, daß dieses Lexikon gleich den unglücklich angelegten Wörterbüchern zu Kants Werken einmal außer Curs komme.

Dr. Karl Freiherr du Prel.

---

* Fachmännische Berichte über die österr.-ungar. Expedition nach Siam, China und Japan. Im Auftrage des k. k. Handelsministeriums redigirt und herausgegeben von Dr. Karl von Scherzer. Stuttgart. Verlag von Julius Maier. 1872. Wenn man den Aufschwung in der Richtung des Welthandelsverkehres ins Auge faßt, welcher die Eröffnung des neuen Seeweges nach Indien durch den Isthmus von Suez herbeizuführen berufen ist, und dessen Anfänge bereits ersichtlich sind, so wird man erkennen, daß das Ziel dieser Bewegung die Wiederherstellung der alten Vertheilung der Rollen im Welthandel ist, derzufolge der Verkehr Europa's mit Indien und Ost-Asien seinen Weg über die Mittelmeerhäfen, jener mit der neuen Welt über die Häfen des atlantischen Ocean zu nehmen hätte. Die Bestrebungen der Mittelmeerstaaten sind deßhalb dahin gerichtet, in wechselseitigem Ringen den Löwenantheil des indischen Handels für ihre Häfen an sich zu reißen. Des zu erstrebenden Zieles und der begünstigten

Digitized by Google

Lage der österreichischen Häfen bewußt, hat auch die Regierung Oesterreich-Ungarns mit der Entsendung der ostasiatischen Expedition im Herbste 1868 die Initiative ergriffen, um die Aufmerksamkeit des österreichischen Handels- und Rhederstandes auf den bisher von England fast monopolisirten Verkehr mit Indien und Ost-Asien zu lenken und das Terrain für die Anbahnung directer Beziehungen mit jenen Ländern vorzubereiten. Die Aufgaben dieser Expedition waren sonach mannigfaltige; sie hatte in erster Linie den Zweck, mit den Regierungen von Siam, China und Japan Handels- und Schifffahrtsverträge abzuschließen und in den wichtigsten Emporien zum Schutze und zur Wahrung unserer Handelsinteressen Consular-Functionäre einzusetzen; sodann aber verfolgte sie auch durch die ihr beigegebenen fachmännischen Berichterstatter den unmittelbar praktischen Zweck, „alle Auskünfte zu sammeln, damit sich der Fabricant wie der Kaufmann, der Banquier, wie der Schiffsrheder über die Anforderungen und Eigenthümlichkeiten des indischen und ostasiatischen Marktes genau informiren können, und so, wohlvorbereitet mit diesen Handelsgebieten gewinnversprechende Geschäftbeziehungen anzuknüpfen vermögen. Zu diesem Zwecke wurde alles dasjenige verzeichnet, was auf Ein- und Ausfuhr, auf Production und Absatz, auf Credit-, Münz-, Maß-, Transport- und Versicherungswesen Bezug hat, und zugleich ein Verzeichniß der angesehensten und solidesten Handelsfirmen in den besuchtesten Emporien beigefügt". Deßgleichen wurden die von einigen vaterländischen Industriellen und Producenten mitgegebenen Waarenmuster zu öffentlichen Ausstellungen in Shanghai nnd Yokohama benützt, um dem dortigen Handelsstande ein Bild der Productionsfähigkeit unseres Vaterlandes vor Augen zu führen. Neben dem commerciellen Hauptzwecke der Expedition wurden aber, soweit es Zeit und Verhältnisse gestatteten, auch landwirthschaftliche, kunstgewerbliche und verschiedene wissenschaftliche Untersuchungen und Studien gemacht.

Behufs der Veröffentlichung des auf diese Weise gesammelten so reichhaltigen Materiales galt es nun, das bunte Mosaik von Berichten, Abhandlungen, und auf die Expedition bezüglichen Acten in ein anschauliches Bild zusammenzufassen und dem Verständnisse des Lesers näher zu bringen.

Dr. Karl von Scherzer hat, unterstützt von den Herren Eserey, Scala, Schönberger und Syrsky diese ihm gewordene Aufgabe durch die Redaction und Herausgabe des Eingangs genannten umfangreichen Werkes vollkommen gelöst. Das Buch bringt nach einer, die Zwecke der Expedition und ihren Verlauf in den Hauptumrissen skizzirenden Einleitung die fachmännischen Berichte über die besuchten Länder und Häfen, als: Brittisch-Indien, Singapore, Pinang, Java, Manila, Siam, Cochinchina, China und Japan und die Cap-Colonie. Die Daten sind mit großem Fleiße gesammelt und praktisch unter bestimmten Rubriken angeordnet. Wer sich über die Zweckmäßigkeit der von der k. u. k. Regierung ausgearbeiteten Fragestellung, und die Vollständigkeit ihrer Beantwortung durch die Berichterstatter näher informiren will, findet die Behelfe hiezu in den im Anhange des Werkes abgedruckten Instructionen für die fachmännischen Begleiter der Expedition, und im Questionär in Bezug auf Land- und Forstwirthschaft, sowie auf Fischerei und Bergbau. Durch die Aufnahme dieser beiden Actenstücke erhält das Buch einen besonderen Werth für den Volkswirth und den Staatsmann, der sich für die Organisirung ähnlicher, die Erforschung der wirthschaftlichen Zustände fremder Staaten bezweckende Unternehmungen, interessirt.

Eine besondere Erwähnung verdient die lichtvolle Darstellung der durch die Eröffnung des Suez-Canals geschaffenen neuen Handelslage, und der Mittel zu ihrer Ausnützung im Interesse unseres Vaterlandes, welche den ersten Theil des Werkes abschließt. Diese Schlußbetrachtungen spitzen sich zu einem beredten Plaidoyer zu Gunsten der drei Forderungen zu: Gründung einer austro-asiatischen Handelsgesellschaft, Errichtung von Filialen eines österreichischen Bankinstitutes in Bombay, Hongkong und Shanghai,

Digitized by Google

und Herstellung einer regelmäßigen Dampfschiffverbindung zwischen Triest und Ost-Asien. Sind diese Postulate auch nicht mehr neu, so verdient sich doch derjenige Dank um die Zukunft des österreichischen Handels, der sie in überzeugenden Worten immer wieder aufstellt, bis diese Ideen endlich zur Verwirklichung gelangen.

Den „Anhang" des Werkes, welcher übrigens den Umfang desselben mehr als verdoppelt, bilden außer den bereits erwähnten Instructionen und Questionärs und einigen weniger wichtigen Capiteln, zwei Abhandlungen von Dr. Syrski über die Landwirthschaft in China und Japan, mit besonderer Rücksicht auf die Seidencultur verfaßt; ein Bericht von Professor Dr. Julius Wiesner über die technisch verwendeten Pflanzenstoffe Indiens; eine technologiche Studie von Prof. Dr. W. F. Exner über die Werkzeuge des Schreiners in China und Japan, eine Abhandlung von B. Bucher über die Kunstgewerbe der Ost-Asiaten, mit Berücksichtigung der von der Expedition erworbenen Gegenstände, endlich die Zolltarife von Brittisch-Indien, China und Japan.

Das Werk ist auch mit mehreren Tafeln und Karten ausgestattet.

B. Kbg.

---

* Zeugenverhör über Andreas Baumkirchers Leben und Ende von Dr. E. Krones. Wien, Gerold, 1871. — Die kleine kritische Schrift stellt das echte historische Portrait des bekanneen steirischen Volkshelden wieder her, nachdem es durch Jahrhunderte oftmals übermalt und gefirnißt war.

Andreas Baumkircher war um das Jahr 1420 in Krain auf dem Wippacher Boden geboren, wo sein Vater das Amt eines landesfürstlichen Pflegers versah. Er kam an den Hof des Habsburgers Friedrich III. von der steirischen Linie, wurde ein tüchtiger Kriegsmann, focht aber bald für die eine, bald für die andere Partei, wie es das Glück und der Vortheil erheischte. 1452 vertheidigt er in Neustadt den Kaiser gegen die Feudalherren, 1455 wirbt er für Ladislaus Posthumus und den Grafen von Cilli, 1458 bis 1465 führt er seine Söldner wieder im Dienst des Kaisers, 1467 ist er der Urheber eines steirischen Adelsbundes, wird 1470 amnestirt, erhebt sich wieder gegen den Kaiser und wird 1471 in Graz hingerichtet. So stellt sich Baumkircher wie einer der wilden Condottiere's dar, welche in Italien Kronen und Fürstenthümer, in Deutschland Güter und Ehren erwerben und deren Nachkommen noch zu den ersten Familien des Reiches gehören. Der Krieg ist ihre Arbeit, ihr Erwerb, die Treue wird bezahlt. Das Recht des persönlichen Widerstandes kehrt sich gegen das Volk wie gegen die Krone. Von seinem Vater hatte Baumkircher nur den Thurm von Wippach und einige Stiftlehen in Steiermark ererbt. In den Tagen seines Glückes ist er Vasall der ungarischen Krone, Obergespan in Preßburg, Landmann in Steiermark, nennt sich von seinem Schloß und Gut „Freiherr von Schlaining", besitzt Güter, Ehren und ist der drängende Gläubiger des Kaisers für eine Schuld, welche der arme, geldbedürftige „Mehrer des Reiches" niemals bezahlen konnte. — Der Verfasser berichtet aus Chroniken und Urkunden Folgendes über Baumkirchers Ende: 1. Die steirischen Herren Baumkircher und Greiseneker werden zu einem Ausgleich nach Graz geladen, wo der Kaiser offenes Gericht hält. 2. Da der Ausgleich nicht zu Stande kommt, werden sie am 23. April 1471 Nachmittags drei Uhr gefangen genommen und Abends zwischen sieben und acht Uhr auf dem Platz vor dem Mur-Thore enthauptet. 3. Die Hinrichtung wurde vollzogen ohne Proceß und Urtheil und ohne Rücksicht auf den gegebenen Geleitsbrief. 4. Die Nachricht, daß Baumkircher bis zum Läuten der Vesperglocke hingehalten und zwischen den Fallgittern des Stadtthores enthauptet wurde, ist eine

Digitized by Google

Ausschmückung der späteren Zeit und stammt aus dem „Spiegel der Ehren" von Fugger-Birken 1668. — Die historische Kritik ist wahrhaft unbarmherzig. Das Vesperglöcklein bei Baumkirchers Ende hat ausgeläutet und kein Maler kann mehr mit gutem Gewissen Baumkircher von seinem Henker unter dem gothisch zugespitzten Stadtthor köpfen lassen. A. W.

---

* **Altkatholische Litteratur.** Die durch das letzte vaticanische Concil verursachte religiöse Bewegung in der katholischen Priester- und Laienwelt bringt auch in Oesterreich fort und fort zahlreiche litterarische Erscheinungen zu Tage. Neben den Publicationen, die vornehmlich gegen das Dogma der päbstlichen Infallibilität sich richten, wie die Schriften von Schulte, Reichl und Anderen, entwickelt sich eine populäre Litteratur, welche überhaupt reformatorische Ideen zu verbreiten beflissen ist. Die Verlagshandlung von Gustav Heckenast in Pest befaßt sich namentlich mit dieser Richtung. Wir finden darunter Arbeiten von unläugbarem Werthe, wie das Buch des Weltpriesters Alois Anton, „das gefälschte Christenthum und die Welt", und seichte Tändeleien, wie Pederzani's Schrift über die Frauen. Anton liefert uns eine von eingehendem Studium und philosophischer Bildung Zeugniß gebende Geschichte des Christenthums von dessen Beginne bis auf die Gegenwart. Er zeigt, wie das Christenthum erlösend und erhebend dem von einem erbarmungslosen Skepticismus zerfressenen Alterthume als willkommener Retter erschien, führt durch die mannigfachen Irrwege des Gnosticismus, des Arianismus, des Pelagianismus und wie sonst noch die von der orthodoxen Kirche als Ketzereien verpönten Lehren der ersten Epoche des Katholicismus hießen, und weist auf die Keime der späteren Depravation der ursprünglichen Lehre hin, welche schon dieser Epoche entstammen. Mit gleicher Sorgfalt werden die Scholastiker des Mittelalters behandelt, die sich entwickelnde Intoleranz der Orthodoxie und die Uebermacht des Pabstthums. Die Schuld, daß das Christenthum immer augenfälliger auf Irrwege geräth, findet er in jenen der verwesenden alten Welt entstiegenen Miasmen, womit schon früh die Träger und Prediger der reinen Lehre den Lehrstoff selbst vermischt und inficirt haben. Die Mission der Rettung und Erneuerung der Welt konnte eine Theologie nicht erfüllen die, von dem Wissen al gewandt, den Syncretismus absoluter schwärmerischer Dogmen und Mysterien nur weiser durchzuführen, zu entwickeln und zu versteinern sich zum Zwecke setzte. Als Grundübel des Christenthums erscheint dem Autor der Umstand, daß dasselbe sich aufbaute auf den Bruchstücken einer längst als falsch und irrthümlich erkannten heidnischen Philosophie. Seit den achtzehnhundert Jahren seines Bestehens hat es das Christenthum noch zu keiner christlichen Philosophie gebracht. Ohne diese aber sei keine wahrhaft christliche Theologie zu ermöglichen und was bisher sich so genannt, das sei christianisirter Ethnicismus oder „verheidnischtes Christenthum". Erst mit der christlichen Philosophie werde das Christenthum zur geistigen Erkenntniß führen, es werde zum Freunde und Beschützer jener Principien werden, die Staat und Gesellschaft erneuern und veredeln; es werde die geistigen und politischen Fesseln zwar nicht gewaltsam sprengen, doch milde lösen; es werde zur Ethik des Verstandes, zur Seele der Wirklichkeit des Lebens, zum wahren Katholicismus werden.

Julius Pederzani, ein phantasievoller junger Priester, hat ebenfalls die Fesseln der katholischen Hierarchie abgestreift und in mehreren Publicationen einen Kampf gegen das neue Dogma, sowie gegen das gesammte Lehrgebäude der katholischen Kirche begonnen. Einer kirchlichen Reformpartei aber hat er sich bis jetzt nicht angeschlossen,

Digitized by Google

sondern führt den Krieg auf eigene Faust. Dabei geräth er immer mehr auf Abwege, wie sich dies am deutlichsten aus seinem jüngsten Buche „über die Frauen" ersehen läßt, in welchem die gesunde Vernunft geradezu auf den Kopf gestellt wird. Was er an psychologischer Schilderung des Weibes bringt, ist theilweise nicht neu, dagegen aber zur Unnatur verzerrt, übertrieben und phantastisch. Die Idee, die Frau zum Mittelpunkte einer neuen Religion zu machen, könnte man als schöngeistige Spielerei hinnehmen, ernst lassen sich Stellen, wie folgende, nicht betrachten: „Die Frau, als das Symbol des Schönen und Ethischen, muß zu einem Cult werden. Aus dem Schiffbruch des Materialismus, der jeden Tag die Leichen eines verzweifelten, verlorenen Lebens an den Strand spielt, muß die Frau uns erretten. Ihr dämmert die Morgenröthe der Freiheit. Dem freien Manne wird die social freie Frau zur Seite stehen. Durch sie erblüht ein neues Leben, durch sie ersteht ein neues, sittliches Element. Dies ist die große, erhabene Mission der Frauen. Ueber dem Chaos religiöser Wirren schwebt der Geist Gottes, der Geist der ewigen Liebe. Ihre Priester sind die — Frauen." Z—r.

---

* (Ein Büchervermächtniß an die Hofbibliothek in Wien.) Am 4. April 1638 starb in Wien Dr. Sebastian Tengnagel, welcher zweiunddreißig Jahre als kaiserlicher Hofbibliothekar und vierzehn Jahre als Stadtanwalt gedient hatte, derselbe, unter welchem die Hofbibliothek durch die Büchersammlungen des Johann Sambuk und des Hugo Blotius vermehrt worden war.

Auch Tengnagel hatte vermöge Testaments vom 1. December 1633 seine Privatbibliothek, „seinen eigenen und liebsten Schatz so vieler ansehentlicher Bücher", der Hofbibliothek vermacht, und sein Vetter und Erbe, Jakob Gerhard Ansem, bat daher, die dem Verstorbenen auf Lebenszeit bewilligte Quartierfreiheit auch ihm zu ertheilen.

Der jenes Vermächtniß betreffende Satz des lateinisch geschriebenen Tengnagel'schen Testaments lautete:

„Meine Büchersammlung, die lieblichste Nahrung des in das Wissen versenkten Geistes, die einzige Heilmittelwerkstatt gegen die Erbärmlichkeit des Menschen, aus vielen seltenen und Büchern der besseren Art, sowie vielen kostbaren und schwer aufzufindenden hebräischen, chaldäischen, syrischen, arabischen, persischen, türkischen, armenischen, äthiopischen, griechischen, lateinischen, spanischen, italienischen, französischen ꝛc. Handschriften bestehend, hinterlasse ich, damit sie nicht vielfältig zerstreut werde noch durch Uneingeweihte dem Kukuk etwas nütze, zur freiwilligen Bereicherung der kaiserlichen Bibliothek, gleichsam als ein Erz überdauerndes Denkmal, jedoch gegen die Bedingung, daß Se. kaiserliche Majestät für dieselbe (welche 4000 Gulden und mehr werth ist) 1500 Gulden an den ehrwürdigen Convent der frommen Carmeliterjungfrauen, welcher durch Vermittlung der Gnade und des Ansehens der verewigten Kaiserin in meinem Hause besteht, auszubezahlen geruhe, aber unter der von dem genannten ehrwürdigen Convente zu übernehmenden Verpflichtung, daß er in jeder Woche für meine und für die Seele meiner Gattin nur ein Meßopfer begehen lasse."

„Wenn jedoch der ehrwürdige Convent diese Bedingung auf sich zu nehmen verweigert, so soll das kaiserliche Geld für meine Bibliothek an einer anderen frommen Stätte gegen dieselbe Verpflichtung hinterlegt werden." H. M.

Veran w. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Ueber das Feuer.

Vortrag

gehalten im Gewandhaus zu Leipzig am 8. Jänner 1872, zu Gunsten des deutschen Centralmuseums für Völkerkunde.

Nach den Worten einer Schöpfungsgeschichte im Modegeschmack unserer Tage sollen „in Süd-Asien und Ost-Africa Menschen in Horden beisammen leben, größtentheils auf Bäumen kletternd und Früchte verzehrend, die das Feuer nicht kennen und als Waffen nur Steine und Knittel gebrauchen, wie es auch die höheren Affen zu thun pflegen." Diese Behauptungen sind nachweisbar aus der Schrift eines Bonner Gelehrten über den Zustand der wilden Völker geschöpft worden und beruhen dort auf den Aussagen eines africanischen Sclaven von den Doko, einem angeblich zwergartigen Volke im Süden von Schoa, oder sie beziehen sich auf Mittheilungen bengalischer Pflanzer oder Erlebnisse eines Jagdabenteurers, daß in Indien einmal Mutter und Tochter, ein anderes Mal Mann und Frau in halb thierischem Zustande angetroffen worden waren. Dazu hätte man aber nicht südasiatische Wildnisse aufzusuchen gebraucht, denn in der Schweiz, im Neckar-Thale und anderwärts in unserer Heimat können wir auf menschliche Halbgeschöpfe stoßen, und in den Cretinenanstalten eine Musterung über diese traurige Mißbildungen halten. Völkerschaften dagegen oder nur Horden in affenähnlichen Zuständen ist nirgends ein glaubwürdiger Reisender der Neuzeit begegnet. Es sind vielmehr selbst diejenigen Menschenstämme, welche nach den ersten oberflächlichen Schilderungen tief unter unsere eigene Gesittungsstufe gestellt worden waren, bei genauerer Bekanntschaft den gebildeten Völkern merklich wieder näher gerückt worden. Noch soll irgendein Bruchtheil des Menschengeschlechts entdeckt werden, bei welchem nicht ein mehr oder weniger reicher Wortschatz mit Sprachgesetzen, bei welchen nicht künstlich geschärfte Waffen und mannigfaltige Geräthe, sowie endlich die Kenntniß der Feuerbereitung angetroffen worden wäre.

Wohl hat ein in England gefeierter Anthropolog, Sir John Lubbock, in seinem Buche über die vorgeschichtlichen Zeiten (Prehistoric Times) etlichen Bewohnern der Inseln des stillen Meeres jeden Umgang mit dem Feuer abgesprochen, aber nicht ohne Unwillen bemerken wir in seiner Aufzählung auch die Eingeborenen von Van Diemens Land, da Sir John nur den Bericht Abel

Digitized by Google

Tasmans nachzuschlagen gebraucht hätte, um zu finden, daß bereits der erste Entdecker Rauchsäulen aus dem Innern der Insel habe aufsteigen sehen. Ganz genau so verhält es sich, wenn Lubbock den Bewohnern von Fakaafo die Bekanntschaft mit dem Feuer abspricht. Diese Südseeinsel gehört zur Unionsgruppe und liegt im Norden des Samoa-Archipels, dessen Bewohner wegen ihrer nautischen Geschicklichkeit und ihrer weiten Seefahrten die Navigatoren genannt worden sind und welche daher längst ihren Nachbarn auf Fakaafo das Feuer und die Feuerentzündung überbracht haben würden, wenn es nöthig gewesen wäre. Daß in der Mundart der Fakaafo-Leute ein Wort für Feuer vorkommt, welches je nach den verschiedenen Tonarten der Malayen-Sprache api, afi, ahi lautet, wäre für jeden Anderen eine hinreichende Warnung gewesen. Sir John Lubbock dagegen beruhigt sein litterarisches Gewissen mit der Ausrede, das Wort möge, wie in der verschwisterten Maori-Sprache, nur für Licht und Hitze stehen. Zur Begründung seiner Behauptung kann er sich nur auf den bekannten americanischen Seefahrer Wilkes berufen, der auf Fakaafo Feuerplätze allenthalben vermißte und deßhalb vermuthete, die Eingeborenen möchten ihre Nahrung roh verzehren. Ein Jahr nach Veröffentlichung von Wilkes' Entdeckerbericht erschien jedoch das große Werk seines Begleiters Horatio Hale über die Südseesprachen. Dieser hochgeschätzte Anthropolog bezeugt nicht nur, daß ein Wort für Feuer auf jener Insel vorhanden gewesen sei, sondern bemerkt ausdrücklich, um Wilkes' Irrthum zu widerlegen, daß er und seine Gefährten am Abend vor der Landung eine Rauchsäule von Fakaafo haben aufsteigen sehen. Getrost vertreten wir daher den Satz, daß auf der ganzen Erde noch der Menschenstamm gefunden werden soll, der keinen Verkehr mit dem Feuer unterhielte.

Das Feuer ist aber ein gelehriger und starker Gehülfe des Menschen. Es ist ein unersetzliches Mittel, um solche Stoffveränderungen herbeizuführen, ohne welche die wichtigsten unserer Nahrungsmittel ungenießbar wären. Mit dem Beistande des Feuers allein gelang es zuerst und gelingt es noch jetzt, Baumstämme in Fahrzeuge auszuhöhlen. Das Feuer allein verscheucht die grimmigen Raubthiere des Waldes und der Wüste, den africanischen Löwen, den asiatischen Tiger, den americanischen Jaguar. Am Feuer härteten die Menschen der Urzeit ihre rohen Waffen, die Spitzen ihrer hölzernen Speere. Das Feuer als Steppenbrand muß den Jägerstämmen in Australien, Süd-Africa, sowie in der neuen Welt in Ermanglung abgerichteter Hunde das Wild in Schußbereich treiben. Als Lichtentwicklung ist das Feuer fast stets als eine heilige und zugleich freudebringende Naturerscheinung aufgefaßt worden. Als die Kunde des Schlages bei Gravelotte nach dem deutschen Süden gelangte, da erglänzten am nämlichen Abende die Abhänge des bairischen Hochgebirges ohne vorherige Verabredung im weiten Umkreis von fernleuchtenden Bergfeuern und sie verkündigten, was damals noch überraschend wirkte, daß ein Sieg ausschließlich norddeutscher Krieger den Alpenbewohnern so viel galt, als eine

Digitized by Google

selbsterfochtene Waffenthat. Feuer zu entzünden verstanden aber bereits die vorgeschichtlichen Bewohner Frankreichs, welche in den Höhlen neben der Eisenbahn zwischen Orleans und Agen hausten, zu einer Zeit, als im Périgord das Mammuth, der Höhlentiger, riesenhafte Bären, Auerochsen, Steinböcke und Renthiere streiften.

Noch wichtiger für unsere heutige Aufgabe sind aber die Reste von Renthiergeräthen, welche 1866 an der Quelle der Schussen entdeckt wurden, eines kleinen aber unbescholtenen Gewässers, welches sich auf württembergischem Gebiete entwickelt und in den nahen Bodensee eilt. Durch sie werden wir belehrt, daß in Schwaben dermaleinst Bewohner saßen, welche aus Rengeweihen rohe Werkzeuge verfertigten, ihre Haut mit rother Farbe salbten und Felle vermuthlich mit Thiersehnen zu einer rohen Bekleidung zusammennähten, weil sich beinerne Nadeln in ihrem Culturkehricht finden.

Wir dürfen mit Sicherheit hinzufügen, daß diese Bewohner Zeugen der Eiszeit gewesen sein müssen, denn die Erzeugnisse ihrer geringen Kunst liegen in Gletscherlehm eingebettet. Das gleichzeitige Vorkommen von Knochen hochnordischer Thiere, des Eisfuchses und des Fialfraßes (Gulo borealis), sowie zweier Moose, die jetzt nur in Lappland oder auf kühlen Alpenhöhen anzutreffen sind, beweisen uns, daß damals in Schwaben ein Klima geherrscht haben muß, so rauh wie etwa im heutigen Labrador. Wohl mag es dem Laien schwer fallen, wenn er zur milden Sommerzeit aus einem der vielen liebevoll gepflegten Gärten das Züricher Gestade überblickt und die grünen Lichter in den flüßigen Furchen der Dampfer und Gondeln spielen sieht, sich in Zeiträume zu versetzen, wo jenes anmuthige Becken mit Eis überstarrt war, Gletscher ihren Schutt absetzten und Blöcke ins flache Land trugen, wo Gemse auf den Kämmen der Uferabhänge sich zeigten, Murmelthiere im Boden wühlten und Moschusrinder neben ihnen grasten. Allein die Eiszeit wird uns nicht bloß bestätigt durch den hinterlassenen Gletscherschutt, nicht bloß durch Ritzungen und Abschleifungen der Felswände, sondern durch Tausende von Wanderblöcken, die von der Kette des Berner Oberlandes oder vom Simplon oder vom St. Bernhard stammen, quer über das tiefere Land der Schweiz bis zum Jura getragen und dort an den Abhängen des Chasseron mehr als 3000 Fuß über dem jetzigen Spiegel des Neuenburger See's abgesetzt wurden. Bei einzelnen solcher Findlinge läßt sich der Ausgangsort und der Pfad, den sie gewandert sind, aufs strengste nachweisen. Ein Block beim Katzrütihof am Katzensee nordwestlich von Zürich stammt nirgends anders her, als aus dem engen Tobel der Ponteljes bei Trons in Graubündten. Bei seiner Fahrt ins Unterland blieb er immer auf der linken Seite des Rheins, schwenkte dann ab über den Wallenstädter See und erreichte endlich aus der Limmathenge herausgetreten das freie Mittelland der Schweiz. Er ist von vielen geschwisterlichen Blöcken, die streckenweise hinter ihm zurückgeblieben sind, der am weitesten Gewanderte. Sein Granit gehört aber zu einer mineralogisch scharf bestimmbaren Spielart,

Digitized by Google

die in den Alpen nur an der oben bezeichneten Stelle bricht und deßhalb Ponteljes-Granit genannt wird. Außerdem bezeugen uns aber die in den Moränen eingebetteten Reste von Pflanzen und Thieren, daß vormals in der Schweiz und den deutschen Grenzgebieten die mittlere Ortswärme nur etwa 4 Grad unter den heutigen Temperaturen erniedrigt gewesen war. Erklären aber lassen sich diese klimatischen Wechsel nicht mit der Vermuthung, daß unser Sonnensystem jetzt besser vom Sternenlicht erwärmte Welträume durchziehe, erstens weil die Gestirne gegenwärtig nur in einem verschwindend geringen Maße zu unseren Temparaturen beitragen, zweitens weil sich die Eiszeit dann auch über Rußland und Sibirien erstreckt haben müßte. Nur einer anderen vormaligen Vertheilung von Festland und Meer ist es verstattet, das Auftreten der Eiszeit im westlichen Europa zuzuschreiben. Solche geographische Aenderungen, weil sie nie plötzlich, sondern unmerklich auftreten, erfordern aber Zeiträume, für die ein völkergeschichtlicher Maßstab nicht ausreicht, sondern wo die Jahre dem Fall der Tropfen gleichen, die den Stein aushöhlen. In jener grauen Vorzeit, deren Tiefe noch kein chronometrisches Senkblei ergründet hat, kannten die Jägerhorden am Bodensee bereits das Feuer, wie Aschenreste und verkohltes Holz unter ihren Renthiergeräthen es bezeugen.

Lassen Sie uns nun überlegen, auf welche Art der Mensch ursprünglich sich in den Besitz des Feuers gesetzt haben möge. Der erste Gedanke wird wohl sein, daß er es als ein Geschenk aus der Höhe empfangen habe durch einen Blitzstrahl, der einen Baum in Flammen setzte. Allein um das Feuer als einen brauchbaren Gehülfen an sich zu fesseln, dazu hätte eine Kenntniß aller der Leistungen gehört, zu denen es der Mensch erst abrichten muß. Der Aufbewahrung des Feuers mußte also ein vertraulicher Umgang vorausgegangen sein. Wenn ein Schluß erlaubt ist aus den Beobachtungen derer, die Völker im halben Naturzustande belauscht haben, so dürfen wir hinzufügen, daß der Mensch der unbekannten Vorzeit mit Entsetzen sich von dem Schauspiele des auflodernden Baumes abgewendet hätte, so oft etwa ein zuckender Strahl aus der drohenden Wolke zündend herabfuhr. Das höchste Maß innerer Wahrscheinlichkeit besitzt daher die Vermuthung, daß in der Nachbarschaft von Lavaergüssen aus Vulcanen die Menschen zuerst und dauernd mit den Wohlthaten des Feuers bekannt wurden. Noch zwanzig Jahre nach dem Ausbruche des Jorullo vermochte man in den Spalten seiner Horintos oder Miniaturkrater Späne zu entzünden, wie Alexander v. Humboldt uns berichtet. Ein Menschenalter spendete also eine Lavamasse die Möglichkeit, immer von Neuem mit Feuer sich zu versehen. Auf dem Boden mancher Krater wie bei den Havai-Vulcanen oder wie bei der sogenannten Hölle von Massaya hat aber die glühende Lavamasse ohne Unterlaß durch seculäre Zeiten gebrodelt. Ferner fehlt es einzelnen Gegenden nicht an sogenannten Feuerquellen, das heißt an Brunnen, die entzündliche Luftarten, nämlich Kohlenwasserstoffgas aushauchen. Wir wollen an solche Erscheinungen in den Vereinigten Staaten, in China, in Italien, vor

Digitized by Google

Allem aber an die ewigen Feuer der Halbinsel Abscheron bei Baku am caspischen Meere erinnern, welche Tag und Nacht, Winter und Sommer 15 bis 20 Fuß hoch auflodernde Gasstrahlen ausstoßen, an welchen der Rechtgläubige seinen Pillav schmoren läßt, während andere betriebsame Anwohner Kalk brennen und zu denen aus dem indischen Gudscherad und Multan fromme Parsi oder Feueranbeter wallfahrten, um ihrer Flammengottheit ins Antlitz zu schauen.

Im geschichtlosen Alterthum muß jedoch eine Zeit eingetreten sein, wo der entzündete Gasbrunnen erlosch oder der Lavabach erkaltete und der Mensch auf eine künstliche Feuerbereitung bedacht sein mußte. Das Gelingen dieser Aufgabe, ein großer Wendepunkt in unserer Sittengeschichte, wurde später verklärt durch den Mythus von Prometheus, der dem höchsten der Götter das Feuer entwendete. Da diese Sage als ein Nationalgut bei den Osseten oder Iron im Kaukasus fortlebt und die Sprache dieses Bergvolkes zur indogermanischen Familie zählt, so muß sie bereits vor den späteren Trennungen der arischen Menschenstämme vorhanden gewesen sein; da aber bereits in der Eiszeit an der Schussenquelle fern von allen vulcanischen Erscheinungen Feuer künstlich erzeugt wurde, so dürfen wir in jenem Mythus nicht etwa die Rettung einer geschichtlichen Begebenheit suchen.

Wir können uns dafür sogar auf Aeschylus berufen, der im verlorenen Schlußstücke seiner Trilogie dem Prometheus die Worte in den Mund legt: 30 Jahrtausende habe er in Fesseln geschmachtet, so daß also auch von ihm der Feuerraub weit über die Grenzen menschlicher Zeiterinnerung zurückverlegt wird.

Obendrein ist bei allen Völkern der Erde das ursprüngliche Verfahren der Feuerentzündung das nämliche gewesen. Ein Scheit weichen Holzes wird am Boden befestigt oder festgehalten und eine Höhlung darin vorbereitet, um einen Stecken aus hartem Holze aufrecht mit der Spitze hineinzusenken. Zwischen den flachen Händen wird mit dem Stab so lange gequirlt, bis der abgeriebene Holzstaub in der Vertiefung sich schwärzt und in Gluthitze übergeht. Nicht anders verschafft sich der Eingeborene Australiens, nicht anders in den Wäldern Brasiliens der herumstreifende Jäger das Feuer. Meist stellen wir uns das Gelingen dieser Arbeit allzu leicht vor. An der zerklüfteten Südspitze America's wo die Luft fortwährend sehr feucht ist, würden die Reibfeuerzeuge ihren Dienst gewöhnlich versagen. Deßhalb unterhalten die dortigen Bewohner ohne Unterlaß auf dem Lande oder auf ihren Kähnen ein Herdfeuer, wodurch sie ihrer Inselwelt den Namen Tierra del Fuego, sich selbst den der Feuerländer zugezogen haben.

Hermann v. Schlagintweit bemerkte bei seinen Streifzügen im Himalaya zuerst bei den Lepcha ein Feuerzeug, welches nur darin etwas Besonderes zeigte, daß die Unterlage aus hartem, der Quirl aus weichem Holze bestand. Auch er fügt hinzu, daß die Arbeit stark ermüde und der Erfolg bei größerer Sätti-

Digitized by Google

gung der Luft mit Wasserdampf unsicher sei. Es war daher eine wichtige Verbesserung, als ein glücklicher Kopf unter den Irokesen Nord-Amerika's den Drehstock auf der radförmigen Unterlage nicht zwischen den flachen Händen, sondern mit Hülfe der Torsion einer abwechselnd nach links und nach rechts sich aufrollenden Sehne eines Bogens nach Art des Violinspiels oder genau wie unser Drillbohrer in Bewegung setzte. Derselbe Gedanke war aber bereits in der alten Welt gedacht worden, in der Zeit als alle Indogermanen noch eine Ursprache redeten. Nach den Untersuchungen Adalbert Kuhns pflegten die brahmanischen Hindu einen Stab, Pramantha geheißen, eingeklemmt zwischen zwei andern Hölzern, Namens Arani, durch eine sich auf- und abwickelnde Schnur in Drehung zu setzen. Der genannte Sprachforscher überläßt uns sogar die Entscheidung, ob wir den Namen Prometheus von Pramâtha Raub, oder von dem Drehstift Pramantha ableiten wollen und erinnert uns zugleich, daß die Thurier vormals einen Zeus Promantheus verehrten. Wie dem auch sei, nicht anders als die Indier zur Zeit der Hymnendichtungen, bereiteten die alten Griechen das Feuer. Ihre Pyreia oder Feuerzeuge bestanden ebenfalls aus zwei Stücken, einer Unterlage aus weichem, am liebsten aus Epheuholz. Eschara geheißen, und dem aus Lorbeer geschnittenen Trypanon, was füglich mit Bohrstift übersetzt werden kann. Diese Bereitung des Feuers hat sich in unserer Heimat noch bis in die jüngste Zeit erhalten, denn einem Feuer, auf diese ehrwürdige Weise bereitet, legte der Volkswahn Wunderkräfte bei. Der englische Ausdruck Willfire bezieht sich ebenfalls auf eine Entzündung durch Reibhölzer. In Deutschland wurde eine Walze aus Eichenholz in den Vertiefungen zweier eichener Pfähle durch ein auf- und abrollendes Seil zur Erzeugung eines sogenannten Nothfeuers gedreht, welches letztere die Seuchen abwenden sollte. Noch im Jahre 1828 wurde beim Ausbruche der Bräune unter dem Borstenvieh und des Milzbrandes unter den Kühen im Dorfe Edesse, Amt Meinersen in Hannover, ein Nothfeuer angezündet. Auch bei anderen indogermanischen Geschwistervölkern mußte jedes Feuer, sollte es eine gewisse Weihe besitzen, durch Reibung angezündet worden sein. War im Tempel des Feuers zu Rom durch Verschuldung einer Vestalin das Feuer erloschen, so durfte nicht durch Stahl und Stein, die längst in Gebrauch waren, sondern nur durch Reibung auf geweihtem Brett von den Priestern eine neue Gluth angezündet werden.

Große Feierlichkeiten knüpften sich an den nämlichen Brauch unter den altmexicanischen Nahuatlaken beim Beginn jedes neuen Zeitabschnittes oder, um ihre eigenen Worte zu gebrauchen, jedes neuen Jahresbündels. Ein solches Bündel umfaßte 52 Jahre und schloß mit fünf Schalttagen die für äußerst unheilvoll galten und während welcher jedesmal ein Untergang der Erdreste befürchtet wurde. In dieser Angst vor dem nahenden Weltgericht zerbrachen die Mexicaner ihren Hausrath, sperrten Frauen und Kinder in sichere Verließe, weil ihnen Verwandlungen in Thiere drohen sollten, in das Wasser warfen sie die Mahlsteine und hinterdrein, als ebenfalls nun unnützes Geräth, die kleinen

Digitized by Google

Hausgötzen. Erlöschen mußten nicht nur die Feuer auf allen Herden, sondern auch auf den Altären der Teocalli oder Treppenpyramiden. Beim Anbruch der Nacht vor dem Neujahrsmorgen, etwa um unsere Weihnachtszeit, legten die Priester die Insignien der höchsten Gottheiten an, und in Bittgangsreihen bewegte sich die gesammte männliche Bevölkerung der Hauptstadt nach dem Gipfel des Berges Huixachta bei Iztacpalapan. Lautlos harrte die bange Menge auf das Abrinnen der entscheidenden Stunde, bis um Mitternacht das Siebengestirn culminirte. Dann wurde dem schönsten der aufgesparten Kriegsgefangenen die Brust mit dem Iztli oder Obsidianmesser geöffnet und über der Wunde das Feuer des neuen Jahrhunderts hell gerieben. War damit ein bereit gehaltener Scheiterhaufen in Brand gesetzt worden, so leuchtete es als Trost, daß der jüngste Tag um ein neues Jahresbündel hinausgerückt worden sei. Schnellläufer überbrachten Brände des neuen Feuers nach den umliegenden Tempeln und ehe der Morgen heraufzog, spiegelte sich von mehr als 600 Stufenpyramiden die heilige Lohe in den Seen Anáhuacs.

Vergegenwärtigen wir uns, daß die Schwierigkeit durch Reibung Holz zu entzünden so groß ist, daß selbst im trockenen Süd-Africa in die rasch ermüdende Arbeit sich mehrere theilen, so setzt die künstliche Feuerbereitung eine Verständigung zwischen den Theilnehmern voraus, und es kann gegen die Strenge des Schlusses wohl nichts eingewendet werden, daß die menschliche Sprache vorhanden gewesen sein müsse, bevor ein Feuer künstlich bereitet werden konnte, daß somit die früher erwähnten Schwaben der Eiszeit im Genuß einer solchen Sprache sich befunden haben müssen, also auch bereits die psychische Kluft schon vorhanden war, die Mensch und Thier von einander trennt. Tief erregt werden wir gleichzeitig durch die Frage, ob die künstliche Entzündung des Feuers eine Erfindung oder nur eine Entdeckung gewesen sei. Würde sich etwa ein gewaltiger Denker der Vorzeit von der Vermuthung haben leiten lassen: durch Reibung werde Wärme erzeugt, sollte nicht auch das Feuer durch die höchste Steigerung der Reibungswärme gewonnen werden können? so hätte in ihm die Wahrheit gedämmert, daß die leuchtende Wärme sich durch nichts als ihre Quantität und ihre Wirkung auf den Sehnerven von der dunklen Wärme unterscheide und sein darauf begründeter Entzündungsversuch durch Reibung wäre ein Ja der Natur auf eine richtig gestellte Frage gewesen. An Schärfe des Verstandes würde ein solcher Prometheus der Eiszeit nicht hinter einem Kopernikus oder Kepler, einem Champollion oder Grotefend, einem Kirchhoff oder Faraday zurückgeblieben sein, und wir gewännen damit den Satz, daß das höchste Maß der Denkkraft, welches einzelnen auserwählten Menschen hin und wieder zu Theil wird, in unsern Tagen nicht größer sei, als es bei den Völkern des classischen oder biblischen Alterthums, bei diesen nicht größer als es zur Eiszeit gewesen ist. Uebersehen darf bei einer solchen Erwägung nicht werden, daß in den Zeiten der mittelalterlichen Scholastiker eine Abnahme des menschlichen Fassungsvermögens eingestanden wurde, insofern damals die geistigen

Digitized by Google

Größen der Griechen und Römer selbst auf dem Gebiete der strengen Wissenschaften als nicht mehr erreichbare Vorbilder galten. Gegenwärtig werden die Chinesen, deren geistige Entwicklung neuerdings nur sehr träge fortschreitet, von der Anschauung beherrscht, daß die geistigen Kräfte der Denker ihrer Vorzeit den heutigen Maßstab weit überschritten hatten. Die Vermuthung eines Wachsthumes oder einer Abnahme des menschlichen Fassungsvermögens wird daher schwanken mit dem Selbstgefühl oder dem Mangel an Selbstgefühl der einzelnen Zeiträume, und in der Gegenwart, wo durch die ausgebildete Gliederung der Gesellschaft jedes geistige Licht, methodisch ernährt, viel leichter dazu gelangt, Klarheit um sich zu verbreiten, werden wir uns zu der Annahme neigen, daß der menschliche Scharfsinn in der Mittagshöhe schwebe.

Der goldenen Regel eingedenk, daß nur aus dem Bekannten auf das Unbekannte geschlossen werden dürfe, müssen wir aber eingestehen, daß die Culturanfänge unseres Geschlechtes noch viel zu dunkel vor uns liegen, um nicht auch die Vermuthung als berechtigt gelten zu lassen, daß ein gnädiger Zufall die Erzeugung leuchtender Wärme durch Reibung offenbart habe. Wir denken dabei nicht, wie Adalbert Kuhn, daß ein dürrer Rankenschoß in einer Asthöhlung vom Sturme so lange gepeitscht worden wäre, bis er Feuer gefangen habe. Wir zweifeln sogar an der physischen Möglichkeit, ob nach Aussage der Wogulen im Ural die Waldbrände dadurch entstehen, daß ein umgeknickter Baum vom Winde gegen einen Nachbarstamm bis zur Entzündung gerieben werde. Da bei allen Völkern beider Welten ursprünglich die nämliche Art der Feuerbereitung und das nämliche Entzündungsgeräth angetroffen worden ist, so mußte die zufällige Entdeckung bei einem Bohrversuche erfolgt sein und durchbohrten Werkzeugen — freilich nur aus Horn — begegnen wir schon unter den Resten der Bewohner Europa's zur Eiszeit. Nur bliebe immerhin unerklärt, da die Ermüdung des Einzelnen früher eintreten mußte, als die Entzündung, während jeder Unterbrechung aber die Wärme wieder entwich, weßhalb der Bohrversuch ohne Pause fortgesetzt wurde. Das Reich der Möglichkeiten ist indessen nicht zu erschöpfen, und wir müssen verzichten, genau die Verkettung aller Vorgänge in jenen weit entrückten Zeiten schon jetzt durchschauen zu wollen.

Selbst nach der Erfindung oder Entdeckung mögen noch unzählige Versuche einer Feuererweckung wiederholt worden und uns geglückt sein. Sollten nun die frühesten Menschenstämme den sogenannten wilden Horden geglichen haben, die noch jetzt beobachtet werden können, so werden auch sie in jedem Spiele von Naturkräften eine innerliche Beseelung wahrzunehmen geglaubt haben. Es war dann kaum zu vermeiden, daß in der ausbrechenden Flamme eine Gottheit erkannt wurde, die herabkam durch den Zauber des Reibungsgeräthes. Lehrte die Erfahrung, daß die Wahl der Holzarten nicht gleichgültig war, so deutete sich das menschliche Gemüth diesen Umstand damit, daß jenes Aufleuchten der Gottheit nicht durch beliebige oder gemeine, sondern nur durch bevorzugte, dem himmlischen Wesen besonders willkommene Pflanzenstoffe sich bewirken ließe.

Digitized by Google

Blieb bei übermäßiger Luftfeuchtigkeit der Erfolg auch mit den geheiligten Geräthen aus, so konnte dies dem Unwillen des beleidigten Flammengottes zugeschrieben werden.

Wir dürfen daher nicht überrascht werden, wenn das Feuer so häufig zum Gegenstand menschlicher Verehrung erwählt wurde. Aus Nord-Asien brachten mit dem Gestirndienst auch den Feuerdienst, oder die Neigung zum Feuerdienst, die ältesten Einwanderer nach Amerika, wo er sich unter beinahe allen Stämmen des nördlichen Festlandes ausbreitete. Die Moqui, welche westlich vom Colorado sieben Dörfer aus Stein erbaut hatten und welche zu denjenigen Stämmen der neuen Welt gehören, bei denen dramatische Maskenspiele in Uebung waren, hüteten ein heiliges Feuer. Noch andächtiger war der Dienst der Natchez-Indianer am Mississippi. In ihren Tempeln mußte das göttliche Feuer immer nur mit je drei Scheitern ernährt werden, auch galt es bei ihnen als Versündigung, selbst ein profanes Feuer mit Wasser zu löschen: Satzungen, die lebhaft an die Glaubensvorschriften der eranischen Feueranbeter erinnern. In Mittel-America alle Feuergottheiten aufzuführen würde die Zuhörer ermüden. Auch in Bezug auf Süd-America wollen wir nur erwähnen, daß zu Cuzco, der heiligen Stadt der Incaperuaner, sowohl im Sonnentempel selbst, wie in dem Kloster der Sonnenpriesterinnen ein Altarfeuer unterhalten wurde.

Vom Feuer zur religiösen Verehrung besonders angeregt, wurden die Völker des arischen Sprachenkreises, also die Indo-Europäer. In jenem noch nicht genau bestimmbaren Urlande, wo die Vorfahren der Kelten, Teutonen, Alt-Italier, Albanesen, Griechen und Slaven mit denen der kaukasischen Iron, der Armenier, der Alt-Perser und der Hindu hoher Kaste noch eine gemeinsame Sprache redeten, wurde das Feuer als Gottheit angebetet, und in den Hymnen als Agni von den Brahmanen angerufen, ein Name der als Ignis im Lateinischen wiederklingt. Als attische Landesgottheit feierten die Athenienser dem feuerspendenden Titan, der nach überstandener Prüfung mit Zeus versöhnt gedacht wurde, die Prometheien, die mit einem Fackelwettlauf vom Haine der Pallas bis nach der Stadt schlossen.

Am andächtigsten aber verehrten das Feuer die persischen Magier, deren das erste Evangelium so freundlich gedenkt und denen zu Ehren die christliche Kirche vorgestern ein hohes Fest (H. Dreikönigstag) gefeiert hat. Einer der alten Soschyanto oder Feuerpriester war Zoroaster, vielleicht der älteste Verkündiger eines reinen und sinnigen Monotheismus, denn nach einem sehr alten Liede der persischen Liturgie ist das Uebel oder Böse durch den Rathschluß Gottes in diese Welt gekommen, weil ohne diesen Gegensatz und ohne seine Bekämpfung das Gute keine Verdienste besitzen, ja überhaupt nicht vorhanden sein könne. Erst spätere dogmatische Verirrungen haben das höchste Wesen getrennt in zwei friedliche Mächte, Ormazd und Ahriman, die sich um die Herrschaft dieser Welt streiten. Zarathustra, wie der Name des eranischen Religionsstifters unverfälscht lautet, fand den Feuerdienst bei seinem Volke vor

Digitized by Google

und ließ ihn gern fortbestehen. Reinheit wird auch durch die Flamme schicklich versinnlicht und nach Reinheit in allen Handlungen trachtete die Moral der Alt-Perser, denen die Lüge als eine innerliche Befleckung am tiefsten verhaßt war. Zur Reinhaltung des Feuers, der heiligen Erde und des fließenden Wassers war der Eränier streng verpflichtet. Ein Gräuel wäre es ihm gewesen, Sterbende mit den Füßen im Wasser niederzulegen, um sie nach dem letzten Hauche in den geheiligten Strom hineinzustoßen, wie es in Indien der Brauch ist, wo dem Neuling seine erste Dampferfahrt auf dem Ganges durch die Begegnung mit abwärts schwimmenden Leichen verleidet wird. Verbrecher, wie unsere alten einheimischen Strafgesetze und die carolinische Halsordnung es thun, vermeintliche Zauberer, Hexen, Ketzer und andere Inquisitionscandidaten zum Holzstoße zu verdammen, würde ein Meder oder Perser als eine schwere Versündigung gegen das Feuer betrachtet haben, und daher erblickt auch die neuere Geschichtsforschung das Besteigen des Scheiterhaufens als einen Selbmordversuch des Krösus und vermuthet ein Mißverständniß bei Herodot, der den besiegten König von dem feueranbetenden Kyrus zum Flammentode verurtheilen läßt. Noch jetzt bestatten die kleinen Parsi-Gemeinden in Erân und in Indien ihre Todten auf Friedhöfen, die sie Thürme des Schweigens nennen. Unter freiem Himmel überläßt man sie der Zerstückung durch Vögel, um die Erde nicht durch ihre unreinen Ueberreste zu besudeln. So geschieht es ohne Unterschied, ob reich oder arm und nicht anders ist 1859 Sir Dschamsedschi Dschidschibhoy bestattet worden, der bei Lebzeiten Millionen nach Millionen zu frommen Stiftungen aufgewendet hatte. Auffallend ist es, daß sich Perser und brahmanische Hindu, welche von den Gliedern der arischen Völkerfamilie doch am längsten dieselbe Luft eingesogen und von derselben Sonne beschienen worden sind, auch jetzt noch einzelne religiöse Gebräuche aus der Urzeit gemeinsam beobachten, durch örtliche und zeitliche Trennung soweit sich entfremdet wurden, daß, was den Einen heilig, den Anderen zum Frevel werden sollte.

Wir denken dabei zunächst an die Wittwenverbrennung in Indien, mit deren Erwähnung wir unseren Vortrag beschließen wollen um vor einem weitläufigen Mißverständniß zu warnen. Meist erwartet man nämlich, daß eine jede Wittwe Satti geworden sei. Satti hieß die ehrwürdige und tugendhafte Frau, die den Holzstoß bestieg, und Satti nannte man auch wohl die sacramentale Handlung selbst. Es hatten sich aber in den 14 Jahren vor 1828, also bevor Lord Bentinck als Statthalter es wagte, diese religiöse Verirrung durch ein Verbot zu unterdrücken, 8144 Wittwen den Flammen geopfert, also 581 im Jahre, was bei einer Bevölkerung von 150 Millionen noch nicht eine unter Tausend bedeutet. Die Erfüllung dieser Gattenpflicht wurde nur von den Frauen der höchsten Kasten erwartet und von ihnen als Vorrecht betrachtet. Auch schrieb das indische Gesetz vor, daß die Satti mindestens das 16. Jahr erreicht haben müsse, daß sie frei einwillige, ihren Entschluß selbst den Behörden ankündige, daß keine berauschenden Getränke ihr gereicht werden durften, und

Digitized by Google

daß ihr zur Zeit des Flammentodes keine neuen Mutterfreuden winkten. Freilich blieben moralische Zwangsmittel nicht ausgeschlossen. Eine Unglückliche, die sich weigerte, wurde kahl geschoren, und sie mußte fortan als Aschenbrödel in die Winkel des Hauses sich verkriechen, beständig geschmäht oder mißhandelt von den Ihrigen, die sich durch ihren Kleinmuth an ihrer Hausehre geschmälert fühlten. Im Gesetzbuch des Manu wird die Wittwenverbrennung noch nicht erwähnt, aber der griechische Geograph Strabo war über ihr Bestehen bereits unterrichtet, so daß gewiß 2000 Jahre lang der religiöse Wahn, heimlich noch ein letztes Mal vor etlichen Monaten seine Opfer gefordert hat. Fügen wir zum leichteren Verständniß hinzu, daß dem Hindu das irdische Leben als eine Einkerkerung in ein Jammerthal erscheint und er von dem Wahne einer endlosen Kette von Wiedergeburten gefoltert wird. So sehr erscheint dem Indier Ruhe von der Bürde des Daseins als eine Erlösung, daß der Religionsstifter Buddha ursprünglich dem Verächter und Ueberwältiger der Lebensreize als höchsten Lohn das Nirvâna verhieß, ein Zerfließen in Nichts, ein völliges Erlöschen der Sinnesempfindung und ein Stillstehen der Gedankenarbeit, die nox una dormiens des lateinischen Dichters, das heißt: eine Nacht, die kein Wecker kürzt. Eine Wittwe, die sich entschloß, Satti zu werden, wurde als ein halbverklärtes Wesen geehrt. Von allen Seiten strömte das Volk herbei, die Heilige zu schauen, sie mit geweihten Blumen zu überschütten und den Saum ihrer Kleider zu erfassen. Die Flammen brachten ihr auf lange Zeit Erlösung von der Wiedergeburt, und mit ihrem Gemahl vereint, wohnte sie in der Zwischenzeit selbst selig unter den seeligen Göttern.

Wir zweifeln nicht mehr an der Wahrheit einer Erzählung in den Denkwürdigkeiten Latfallah's, eines indischen Moslim, der einem solchen Schauderfeste mit etlichen englischen Officieren beiwohnte, welche letztere alle Ueberredungsgabe aufboten, die schöne 17jährige Wittwe an den Stufen des Scheiterhaufens noch abwendig zu machen. Sie ernteten nur ein verächtliches Lächeln, indem sich die jugendliche Schwärmerin einen Mussellinstreifen um den Finger wand, ihn in Oel tauchte und vor ihren Augen entzündete. Solcher Heldenmuth war nicht bloß auf ein zarteres Alter beschränkt. Die 65jährige Wittwe eines Brahmanen brachte fünf Tage im Freien unter der indischen Sonne ohne Nahrung zu, bis sie Obrist Sleeman, dem örtlichen Gewalthaber, die Erlaubniß zur gemeinsamen Flammenbestattung abgenöthigt hatte. Unverzagt bestieg sie den Holzstoß und ihre letzten Worte, als sie von Flammen schon umlodert wurde, lauteten: „O, mein Gemahl, fünf lange Tage hat man mich gewaltsam von dir zurückgehalten — fünf lange Tage!"

Oscar Peschel.

Digitized by Google

Die Inschrift des Königs Mescha von Moab.

Im Februar 1870 erschien in Paris eine kleine Brochüre, betitelt: „La stèle de Mesa Roi de Moab. Lettre à M. le Comte de Vogué. Par Ch. Clermont-Ganneau". Sie enthielt das Facsimile einer östlich vom todten Meere gefundenen, in einen Basaltblock eingegrabenen Inschrift sammt einer Transscription und Uebersetzung. Ohne Uebertreibung kann man behaupten, daß diese Publication in ganz Europa und weit darüber hinaus ein Aufsehen ohne gleichen hervorrief. Daß der Gegenstand sofort von sämmtlichen Fachjournalen aufgenommen und in vielen Artikeln, sowie in Specialschriften, deren Zahl sich bis auf den heutigen Tag stätig vermehrt, erörtert wurde, dürfte noch wenig auffallend erscheinen; wenn aber sogar die Tagespresse in Frankreich, England und Deutschland, an der Spitze „Times" und „Daily News", ihre Leser davon unterrichten zu müssen glaubten, so muß man wohl annehmen, daß jene Inschrift zu unserer Zeit und unseren Interessen in einer eigenthümlichen, sehr nahen Beziehung steht. Was hat es also für ein Bewandtniß mit der stèle de Mesa Roi de Moab? Fast ein jedes Jahr bringt Erklärungen von bisher unbekannten assyrischen Inschriften aus dem höchsten Alterthum; aber keine dieser Publicationen pflegt auch nur annähernd eine solche Celebrität zu gewinnen, welche die Brochüre Ganneau's im Sturm eroberte.

Bevor wir aber den Inhalt der Inschrift dem Leser vorlegen, wird er wissen wollen, wo, von wem und unter welchen Umständen sie gefunden wurde. Auf einer Rundreise um das todte Meer im Jahre 1868 bemerkte der in Jerusalem lebende deutsche Missionär Klein in der alten Trümmerstadt Dhibân (dem biblischen Dibon) einen oblongen Basaltblock mit einer gut erhaltenen Inschrift in phönicischen Charakteren. Nach seiner Rückkehr im August desselben Jahres machte er dem damaligen preußischen Consul Petermann eine Mittheilung von seiner Entdeckung, und dieser setzte sofort alle Hebel in Bewegung, um den Stein für die königlichen Museen in Berlin zu erwerben. Die Beduinen in Dhibân verlongten zuerst einen enormen Preis; später aber weigerten sie sich überhaupt den Stein herauszugeben, weil sie ihn als das Heiligthum eines Dämons betrachteten. Auch gestatteten sie nicht einen Abklatsch von demselben zu machen, weil sie glaubten, daß dadurch seine dämonische Kraft geschwächt werde. Sie vergruben ihn. Endlich nach vergeblichen Ver-

Digitized by Google

suchen gelang es dem Agenten Petermanns im Herbst 1869, den Stein durch einen an Ort und Stelle abgeschlossenen contrat d'achat für das preußische Consulat zu erstehen. Aber der Schaich des benachbarten Gebietes, durch welches der Stein hätte transportirt werden müssen, weigerte sich, ihn passiren zu lassen! — Mittlerweile war die Intervention der türkischen Regierung angerufen, und der Pascha von Nablus verlangte durch seine Unterbeamten die Auslieferung des Steines. Unglücklicher Weise hatte er noch im Sommer des vorhergehenden Jahres 1868 mit jenen Beduinen Krieg geführt und sie unterworfen. Ihm nun zum Trotz, um den Stein nicht in seinen Besitz kommen zu lassen, zersprengten sie ihn, indem sie ihn glühend machten und kaltes Wasser darüber gossen. Die einzelnen Stücke vertheilten sie als Talismane unter ihre Scheuern. So mußte jenes kostbare Denkmal, welches dem Zahn der Zeit durch fast 3000 Jahre widerstanden hatte, in seiner Totalität für alle Zukunft verloren gehen!

Das Verdienst, gerettet zu haben, was zu retten war, gebührt dem Kanzler des französischen Consulats in Jerusalem, Herrn Ganneau. Noch vor der Zerstörung des Steines war es ihm gelungen, durch einige Araber einen Abklatsch von der ganzen Inschrift zu erhalten. Leider wurden diese bei der Ausführung durch einen unter den Beduinen entstehenden Streit gestört und konnten sich freuen, mit einem verwischten und zerrissenen Abklatsch, der eine außerdem mit einem Lanzenstich, davon zu kommen. Späterhin ist die Mehrzahl der Stücke (gegen zwei Drittel) des Steins für das französische Consulat aufgekauft und in Kürze dürften sie den Schätzen der Pariser Museen einverleibt sein. Mit Hülfe eines Abklatsches dieser Stücke und jenes Abklatsches der ganzen Inschrift hat Ganneau eine Restauration derselben unternommen und sich dieser Aufgabe mit anerkennenswerther Vorsicht und Geschicklichkeit entledigt. Sein Restaurationsversuch ist der Inhalt jener oben erwähnten Schrift „La stèle de Mesa Roi de Moab".

Der Inhalt der Inschrift bezieht sich der Hauptsache nach auf das Verhältniß des Reiches Moab zu dem den Norden Palästina's umfassenden Reiche Israel. Moab lag östlich vom todten Meere, südlich und nördlich vom Arnon (dem heutigen Wadi Mudschib). Im Norden berührte es sich mit dem Reiche Israel auf einem Territorium, wo Leute von den Stämmen Gad und Ruben und Moabiter in vielfacher Mischung unter einander gewohnt zu haben scheinen; im Süden gegen die Spitze des todten Meeres hin waren die Edomiter die Nachbarn Moabs. Wir erinnern daran, daß die Moabiter nach biblischem Bericht den Juden nahe verwandt waren, indem sie nach der ethnologischen Denk- und Redeweise des alten Testaments als Söhne Lots, des Bruderſohnes Abrahams, bezeichnet werden; daß ferner beide Völkerschaften, obgleich einzelne freundnachbarliche Beziehungen zwischen ihnen erwähnt werden, im Allgemeinen in beständiger Feindschaft lebten; schließlich, daß die Moabiter nicht den einen wahren Gott Jehova verehrten, sondern einen fremden Gott, ihren Nationalgott

Digitized by Google

Kemoſch, als deſſen Anbeter ſie dem Fluche der altteſtamentlichen Propheten anheimfielen.

Der Anfang der Inſchrift belehrt uns über den Urheber derſelben; wir erfahren, daß ſeine Worte eine Widmung an den Gott Kemoſch ſind, dem er aus Dankbarkeit für einen ihm verliehenen Sieg über ſeine Feinde eine Opferhöhe errichtet hatte. Aber laſſen wir das Denkmal ſelbſt reden: „Ich bin Meſcha, Sohn des Kemoſchgad, König von Moab. Mein Vater herrſchte über Moab dreißig Jahre und ich herrſchte nach ihm. Ich habe dem Kemoſch dieſe Opferhöhe erbaut in Korchoh, eine Höhe der Errettung, denn er hat mich errettet von allen meinen Feinden.“ Ein Moabiterkönig, des Namens Meſcha, d. h. Salvatio, Salvator, wird in der Bibel (2. Könige 3, 4) erwähnt. Wir wiſſen, daß die Juden, wenn ſie von Jehova abfielen, dem Baal und anderen fremden Göttern Opferhöhen errichteten, Kinderopfer darbrachten u. ſ. w.; wir erſehen aus der Inſchrift, daß der wohlbekannte Nationalgott Moabs in ähnlicher Weiſe verehrt wurde. Der in der Bibel erwähnte Meſcha opfert ſeinen Sohn dem Gott Kemoſch, um ihn zu verſöhnen und ſeine Hülfe zu erlangen zu einer Zeit, als er von ſeinen Feinden in der Hauptſtadt des Reiches belagert wurde. Unbekannt war bisher der Name Korchoh; er bezeichnete wahrſcheinlich einen Theil von Dhiban dem Fundorte, vielleicht die Burg, wie Zion die Burg von Jeruſalem war. Ferner: „Der König von Iſrael hatte ſich erhoben und unterdrückte Moab lange Zeit, denn Kemoſch zürnte ſeinem Lande. Ihm folgte ſein Sohn und auch der ſprach: „ich will Moab unterdrücken“. In meinen Tagen ſprach er alſo. Aber ich habe ſein und ſeines Hauſes Verderben geſehen und Iſrael iſt für ewig zu Grunde gerichtet.“ Von dem Namen des zuerſt genannten Königs iſt nur das letzte Zeichen, ein i, vorhanden, welches man als den Endbuchſtaben des Namens Omri auffaßt. Dieſe Vermuthung iſt um ſo glaubwürdiger, als dieſer Name in den folgenden Zeilen wirklich vorkommt. Omri war König von Iſrael 929 bis 918 v. Chr. Geb.; ſein in der Inſchrift genannter Sohn iſt Ahab, der von 918 bis 897 v. Chr. Geb. regierte. Weil Kemoſch ſeinem Lande zürnte, überlieferte er es während einer langen Periode der Fremdherrſchaft der Iſraeliten, bis er in den Tagen Meſcha's ſeinem Volk ſich wieder zuwandte, und ihm den Sieg über den Feind verlieh, ſo daß Meſcha dieſen für alle Zeit gebrochen glauben konnte.

Im Folgenden berichtet nun Meſcha des Näheren über ſeinen Krieg mit den Iſraeliten, der ſich wahrſcheinlich durch mehrere Jahre hingezogen hat und der vorzugsweiſe ein Kampf um befeſtigte Plätze geweſen zu ſein ſcheint. König Omri nahm den Ort Medeba im Norden des moabitiſchen Landes in Beſitz und er und ſein Sohn behaupteten ſich vierzig Jahre darin. Von dieſer Operationsbaſis aus ſcheinen die Könige Iſraels durch einzelne Feldzüge wie durch Einnahme und Befeſtigung anderer Städte den Norden Moabs beherrſcht zu haben. Meſcha begann ſeinen Befreiungskrieg mit der Befeſtigung der Städte Baal-Maon und Kirjathaim und belagerte und eroberte nach der Reihe

Digitized by Google

Ataroth, Nebo und Jahaz. Sein Verfahren ist überall dasselbe: er tödtet sämmtliche Einwohner der genommenen Städte — dem Kemosch zu Ehren, und schleppt die heiligen Gefäße Jehova's als Beute fort, um sie dem Kemosch zu weihen; ferner sorgt er für die Wiederbevölkerung der verödeten Städte. Damit ist der Bericht von seinem Kriege gegen Israel zu Ende. Die genannten Städte sind aus dem alten Testament wohl bekannt und zum Theil noch jetzt erhalten, so daß man den Gang der Operationen Mescha's verfolgen kann. Die Israeliten scheinen bis auf ihren ursprünglichen Ausgangspunkt Medeba zurückgedrängt worden zu sein; eine Wiedereinnahme dieses Platzes durch die Moabiter wird nicht erwähnt.

In dem weiteren Verlaufe der Inschrift spricht König Mescha von seinen Bauten, Befestigungen und ähnlichen Anordnungen. Er baute und befestigte Korchoh und ließ Cisternen darin anlegen; er befestigte die Stadt Aroer und baute eine Straße über den Arnon, um die Communication zwischen der südlichen und nördlichen Hälfte des Reiches zu erleichtern; ferner baute er verschiedene andere Städte wieder auf. Dieser Theil der Inschrift ist leider nur sehr bruchstückartig erhalten, jedoch glauben wir den hier angegebenen Inhalt als sicher hinstellen zu können. In den letzten Zeilen der Inschrift ist Horonaim, eine im Süden des Reiches, der edomitischen Grenze nahe gelegene Stadt erwähnt. Kemosch fordert Mescha auf, gegen Horonaim zu streiten. Aus diesen letzten, sehr verstümmelten Zeilen scheint sich so viel mit Gewißheit zu ergeben, daß hier von einem Kriege gegen Edom die Rede war. Nachdem Mescha den Norden des Reiches von den Israeliten befreit, nachdem er die zum Theil zerstörten Städte neu gebaut und befestigt, scheint er sich gegen Süden gewandt und mit den Edomitern einen Streit ausgefochten zu haben.

Obgleich von den 34 Zeilen der Inschrift nur wenige ganz erhalten sind, dürften wir doch behaupten, daß der Hauptinhalt derselben noch vollkommen erhalten und lesbar ist. Die weitere Frage ist nun: In welche Zeit fällt jener Krieg zwischen Moab und Israel? wann wurde diese Inschrift gesetzt? und wie verhalten sich diese Nachrichten zu denen der Bibel?

Bei der Theilung Palästina's in ein nördliches und südliches Reich nach dem Tode Salomo's fiel Moab dem Norden zu. Wir hören dann nicht wieder von diesem Volke bis zur Zeit des Ahasja (897 bis 896 v. Chr. Geb.), gegen den es nach 2. Kön. 1, 1 rebellirte. Ferner heißt es 2. Kön. 3, 4, 5, daß Mescha von Moab nach dem Tode Ahabs den Tribut verweigerte und gegen den König von Israel, d. h. Ahasja, sich empörte. Letzterer regierte nur zwei Jahre; ihm folgte sein Bruder Joram (896 bis 884), der eine große Expedition gegen Moab unternahm. Er verbündete sich mit dem südlichen Reiche und mit Edom. Die vereinigten Heere marschirten auf der Westseite des todten Meeres hinunter und um die Südspitze desselben herum. Sie schlugen Mescha an der Grenze, fielen in das Land ein und belagerten ihn in seiner Hauptstadt Kir Moab. Mescha versuchte einen Ausfall, aber ohne Erfolg; schließlich in höchster

Digitized by Google

Noth suchte er seinen Gott Kemosch dadurch zu versöhnen, daß er ihm seinen Sohn, den Thronfolger, auf der Stadtmauer vor den Augen der Feinde zum Opfer brachte. Der Bericht schließt mit den Worten: „Da war großer Zorn gegen Israel, und sie zogen von ihm ab und kehrten zurück zu ihrem Lande", womit wahrscheinlich angedeutet ist, daß die Belagerung aufgehoben werden mußte und daß die vereinigten Feinde Moabs unverrichteter Sache wieder heimzogen.

Daß unsere Inschrift nicht nach diesem Kriege gesetzt worden sein kann, ist von vornherein einleuchtend. Wäre dies der Fall, so hätte Mescha sicher neben Israel auch Juda und Edom als seine Feinde genannt; er hätte von der Belagerung in Kir Moab und von dem Opfer seines Sohnes gesprochen. Sehr passend dagegen läßt sich die Inschrift mit 2. Kön. 1, 1 combiniren, wodurch die in derselben erwähnten Ereignisse in eine frühere Zeit hinaufgeschoben werden. In der That ist die Inschrift nichts als ein moabitischer Commentar zu den Worten der Bibel: „Auch fielen die Moabiter ab von Israel, da Ahab todt war". Es handelt sich um die Erhebung Moabs gegen seine israelitischen Unterdrücker, in Folge deren jener Zug der drei verbündeten Mächte unternommen wurde. Betrachten wir also näher, wie die Ereignisse der Inschrift in die Verhältnisse jener Zeit hineinpassen. Moab wurde von Israel beherrscht, wie die Inschrift sagt, „bedrückt" unter Omri und seinem Sohne Ahab. Sie unterhielten eine Besatzung in Medeba, der Zwingburg Moabs. Unter Ahab wurde aber das Reich Israel durch einen unglücklichen Krieg bedeutend geschwächt; er begann nämlich, verbündet mit dem Könige von Juda, einen Krieg gegen die Syrier, wurde bei Ramoth-Gilead geschlagen und starb noch an demselben Tage in Folge einer in der Schlacht erhaltenen Wunde. Nach der Inschrift (Zeile 7) hat Mescha den Untergang Ahabs erlebt. Die Niederlage Israels scheint nun für ihn das Signal zum Aufstande gegeben zu haben. Er wandte sich gegen die israelitischen Stationen im Norden Moabs und bezwang sie nach einander, wobei er vielleicht von der ursprünglich moabitischen Bevölkerung stark unterstützt wurde. — Aus dem Vorstehenden ergibt sich, daß der in der Inschrift erwähnte Krieg in die Regierungszeit des Ahasja fällt, d. h. in die Jahre 897 bis 896 v. Chr. Geb. Berechnen wir sodann für die Bauten und Befestigungen Mescha's, sowie für seinen Krieg im Süden noch einige Jahre, so kommen wir zu dem Schluß, daß dies Denkmal in den ersten Jahren der Regierung Jorams, etwa zwischen den Jahren 895 bis 890 v. Chr. Geb. errichtet worden ist.

Man wird es begreiflich finden, daß ein solches Document, welches — ungefähr gleichzeitig mit Lykurg — aus seiner Zeit mit der Treue eines Augenzeugen berichtet, welches aus so hohem Alterthum den Sturm der Zeiten bis auf unsere Tage herab überdauert hat, sehr geeignet war, die Aufmerksamkeit aller Kreise, in denen noch einiges Interesse und Verständniß für die Geschichte, für die Origines unserer Religion zu finden ist, in höchstem Grade zu fesseln.

Digitized by Google

Man hat gesagt, daß durch diese Inschrift der Bibel ein neues Blatt hinzugefügt werde; und mit Recht — insoferne als wir hier einen vom moabitischen Standpunkt aus geschriebenen, ausführlichen Bericht über ein Ereigniß haben, welches in der Bibel nur kurz angedeutet ist. Die Anschauungs- und Redeweise der Inschrift ist auf das engste verwandt, ja identisch mit derjenigen biblischer Autoren. Man setze anstatt Kemosch Jehova, an Stelle der moabitischen entsprechende israelitische Namen ein, und jeder wird glauben, ein Capitel aus den Königsbüchern zu lesen. Wie Jehova, läßt auch Kemosch, wahrscheinlich durch den Mund seiner Propheten, seine Befehle unmittelbar an Mescha und sein Volk ergehen. „Und Kemosch sprach zu mir: „Geh' hin und nimm Nebo Israel ab". Und ich ging in der Nacht und stritt gegen dasselbe vom Anbruch des Morgengrauens bis Mittag und ich nahm es" u. s. w. Wie Jehova, zürnt Kemosch zeitweilig seinem Volke und läßt es von Fremden knechten. „Der König von Israel bedrückte Moab lange Zeit, da Kemosch seinem Lande zürnte". Kemosch ist nicht minder consequent als Jehova. Wir haben schon oben erwähnt, daß die Bevölkerung der eroberten Städte ihm zum Opfer gebracht, und daß die heiligen Geräthe aus den Tempeln Jehova's fortgeschleppt und Kemosch geweiht wurden. Es wird wenige Ausdrücke in der Inschrift geben, die sich nicht in ähnlicher Gestalt auch im alten Testamente nachweisen lassen. Die Autorität der Bibel hat durch diese Inschrift eine ganz unverhoffte Kräftigung erfahren und die Glaubwürdigkeit biblischer Geschichte ist durch das steinerne Zeugniß Mescha's in das glänzendste Licht gestellt.

Wenn schließlich der Leser fragt, wie es mit der Erklärung der Inschrift bestellt sei, so erwiedern wir, daß zwar im Einzelnen die Acten noch lange nicht geschlossen sind, daß aber die noch zu lösenden Streitfragen meist nur nebensächliche Punkte betreffen, während wir behaupten dürfen, daß der Hauptinhalt der Inschrift (so weit sie erhalten) mit einiger Sicherheit gelesen und erklärt ist. Letzteres wurde besonders dadurch erleichtert, daß, wie vorhin gesagt, die Inschrift in Anschauungs- und Redeweise mit der Bibel (wie auch mit phönicischen Inschriften) eng verwandt ist. Von den Einzelheiten derselben erwähnen wir nur noch zweierlei als besonders beachtenswerth: das Vorkommen des Tetragrammaton J H W H (Jehova, Jahve) und den Namen der Gottheit Ashtor Kemosch. In letzterer glaubt nämlich Schlottmann eine mannweibliche Gottheit (Ashtor ist das Masculinum von dem Fem. Ashtoreth, Astarte) zu erkennen, und er betrachtet sie als „das kananitische Original des von Aristophanes erwähnten Aphroditos, des Namens für die als bärtig dargestellte Venus Amathusia (eadem mas et femina), welche als Venus Calva oder Venus Almus patriotisch umgedeutet, auch in Rom populär war, und auf welche Virgil durch sein ducente deo (Aen. II., 632) hinweist."

Die Sprache der Inschrift steht dem Hebräischen der Bibel sehr nahe; es ist ein hebräischer Dialect mit einiger Hinneigung zum Arabischen. Die Schrift, in der sie geschrieben, ist die allgemein als phönicisch bezeichnete und

Digitized by Google

zwar der älteste bisher bekannte Typus derselben. Bereits vor der Entdeckung dieser Inschrift war es durch die Untersuchungen des Grafen de Vogué festgestellt, daß um das 8. und 9. Jahrhundert vor Chr. Geb. im ganzen vorderen Orient eine und dieselbe Schrift existirte, aus der einerseits das griechische, andererseits die orientalischen Alphabete abgeleitet wurden. Diese Urschrift, welche de Vogué vermuthete, liegt jetzt in dem Monumente Mescha's vor.

Wien. Ed. Sachau.

Aus dem Leben eines Dichters.

The life of Charles Dickens By John Forster Vol. I. 1812—1842. With portraits and other illustrations. London, Chapman u. Hall.

I.

Nur den größten Meistern ist es gegeben, den Geschöpfen ihrer Phantasie eine solche Lebenswahrheit zu verleihen, daß diese für alle Zukunft vertraute und liebe Erscheinungen bleiben, uns wie gute Bekannte durch das Leben begleiten, uns zum Lachen bringen durch ihre wunderlichen Reden, uns erfreuen durch ihre Herzensgüte oder ärgern durch Irrthümer und Fehler. Solcher Zauberei war Dickens im höchsten Grade mächtig. Wie viele Stunden sind uns erheitert worden durch den Anblick seiner bunten Gesellschaften, in denen wir Menschen von so seltsamem Gepräge begegneten, daß man sich wohl mitunter staunend fragte, wie doch die Einbildungskraft des Menschen auf solche Launen verfallen könne! Nun hat die Hand seines besten Freundes den Vorhang weggezogen, welcher seinen Zauberapparat verbarg. Wir sehen, warum David Copperfields Kümmernisse unsere Herzen mit solchem Mitleid erfüllten, und warum der Tod der kleinen Nell ein wirklicher Trauerfall war. Wir sehen auch, daß die Quelle des Witzes und Humors, an der wir uns so gern erfrischten, von einer so glücklichen Tiefe und Klarheit war, daß sie auch in Zeiten des größten Elends, der äußersten Verlassenheit dem Herzen ihres Besitzers Kräftigung und Licht zu spenden vermochte.

Es erscheint befremdlich, den Namen Charles Dickens in Verbindung mit den Begriffen Elend und Verlassenheit zu finden. Denn diesen Mann ehrte ja alle Welt mit Freuden, Ruhm und Reichthum wurden ihm, als er noch in der vollen Blüthe der ersten Mannesjahre stand. Und doch hat jene Zusammenstellung ihren vollen Grund. Auch Dickens hatte seine dunkeln, verzweifelten Tage, zwei Jahre lang war sein Himmel von schweren Wolken bedeckt, und das in einer Lebenszeit, für welche ein Jahr noch gar lange Dauer hat, in

Digitized by Google

einem Alter, in welchem andere Kinder im Elternhause noch gegen jeden widerwärtigen Eindruck gehütet werden.

In der umständlichen Schilderung der Jugendjahre besteht das Hauptverdienst des Forster'schen Buches, das eine eigentliche Biographie von Dickens noch keineswegs überflüssig macht, wohl aber für eine solche eine Fülle von Materialien liefert, welche kaum einem Zweiten zur Verfügung stehen dürften. Mehr als irgendjemand sonst war Forster durch die Erzählungen seines Freundes in dessen Jugendschicksale eingeweiht worden und ebenso hatte er vollen Einblick in dessen späteres häusliches Leben. Inwieweit Forster durch Mittheilungen aus diesem letzteren die Wißbegierde der Lesewelt befriedigen wird, muß der zweite Band zeigen. Den bedeutendsten Theil des ersten bilden, wie gesagt, die Jugendjahre und durch deren Geschichte hat sich der Verfasser gerechten Anspruch auf unseren Dank erworben. Wer dieselbe liest, kann nicht anders als dem Manne volle Sympathie zuwenden, welcher, auf den dunkelsten, freudenlosesten Lebenspfaden wandelnd, weder sein reines Gefühl, noch seinen frischen Muth einbüßte.

Dickens war in Portsea (Portsmouth) geboren, aber schon mit vier Jahren finden wir ihn in Chatham, wohin sein Vater, ein Marinebeamter, versetzt worden war. Wenn man hört, daß seine Mutter ihm das ABC und später ein wenig englische und lateinische Sprache beibrachte, setzt man voraus, daß sie sich auch der Wartung und Erziehung des schwächlichen Kindes angenommen haben werde; aber davon findet sich weder hier noch später eine Spur. Allerdings war die Familie groß. Von den Kindern ist übrigens nur noch eine Schwester unseres Helden am Leben. Mit wenig mehr als vier Jahren sehen wir schon Charles (das zweite Kind) ganz allein die Stufen zur Thüre seiner ersten Schule hinaufklettern und sich dabei oft genug die kleinen Knie durchscheuern. Und doch, obgleich seine Kindheit der sorgsamen Pflege entbehrt zu haben scheint, war die Zeit in Chatham für ihn eine glückliche, der sich später seine Gedanken sehnsuchtsvoll wieder zuwendeten. Die zweite Schule brachte ihn in Verkehr mit Altersgenossen und war er auch nicht kräftig genug, sich an ihren Spielen betheiligen zu können, so gab er doch gern den Zuschauer dabei ab, oder las, während jene sich tummelten. „Er war heftigen Krampfanfällen ausgesetzt, welche ihm jede körperliche Anstrengung untersagten, und er selbst meinte dieser früheren Kränklichkeit viel zu verdanken, indem sie seine Leseluft begünstigte." Zum Glück befand sich in seines Vaters Hause ein unbenütztes Kämmerchen mit einer kleinen Büchersammlung; wir begegnen der genauen Beschreibung desselben in David Copperfield, wo er erzählt: „Aus jenem gesegneten Kämmerchen gingen hervor Roderick Random, Peregrine Pickle, Humphrey Clinker, Tom Jones, der Vicar von Wakefield, Don Quixote, Gil Blas und Robinson Crusoe, ein glänzender Zug, um mir Gesellschaft zu leisten. Sie erhielten meine Phantasie lebendig und meine Hoffnung auf irgendetwas außerhalb dieses Ortes und dieser Zeit."

Digitized by Google

Bald darauf würde er nichts mehr gehofft und geträumt haben, als jenes frühere Leben, so trüb gestaltete sich seine nächste Zukunft. Sein Vater wurde 1821 nach London versetzt. Charles verließ Chatham mit Kummer, den seine klägliche Verfassung während der Reise wohl nicht zerstreuen konnte; noch nach Jahren erinnerte er sich des Geruchs von feuchtem Stroh, in welches man ihn „verpackt und aufgegeben hatte, wie ein Stück Wild, franco ins Haus." „Außer mir war kein Passagier im Wagen", erzählt er, „ich verzehrte meine Butterbrote in Einsamkeit und Betrübniß, und es regnete in einem fort, und ich fand das Leben viel schmutziger als ich es erwartet hatte." Freilich sollte er es noch schlimmer kennen lernen. In London begannen sogleich die Verlegenheiten, Alles ging abwärts, der Vater verglich sich mit seinen Gläubigern und die ganze Familie verfiel widerstandslos der Armuth. Sie wohnten in einem verfallenen Hause, Charles Dickens putzte seines Vaters Stiefel, half im Hause und beaufsichtigte die jüngeren Geschwister, deren er damals fünf hatte. Es thut wohl, gerade an dieser Stelle Erfreuliches über den Vater zu hören, welcher all dieses Elend ertragen konnte und zum großen Theil doch wohl es verschuldet hatte. Dickens schildert ihn als weichherzig und wohlwollend, in Zeiten der Krankheit oder Noth über jedes Lob erhaben, in Geschäften pünktlich, ehrenhaft und von unermüdlichem Eifer. Ein Zug von Leichtsinn in seinem Charakter und die Beschränktheit seiner Mittel verschuldeten die Vernachlässigung eines Knaben, der doch sein Stolz und seine Freude war. In diesem Vater erkennen wir Mr. Macawber wieder, und er bringt nach vielen Jahren die Welt zum Lachen über dieselben Reden, welche ihm, als er sie wirklich hielt, schienen das Herz brechen zu wollen.

Ein Jahr verging in solcher zigeunerartigen Existenz. Endlich glaubte die Mutter ein Mittel gefunden zu haben, um die Familie aus dieser Lage zu reißen. Sie miethete ein Haus in Gowerstreet und schaffte eine Messingplatte an, auf welcher zu lesen stand „Mrs. Dickens Erziehungsanstalt". Keinerlei Vorbereitungen waren gemacht worden zur Aufnahme von Zöglingen, allein sie wären auch überflüssig gewesen, denn Niemand meldete sich. Als Bäcker und Fleischhauer kein Geld erhalten konnten, wurde der Vater in das Schuldgefängniß Marshalsea abgeführt, in welchem alle Leser von „Little Dorrit" so wohlbekannt sind. Zu Hause begann während dessen ein immer härterer Kampf ums Leben. Charles mußte seine besten Freunde, die alten Bücher, aus dem kleinen Kasten, welchen der Vater seine Bibliothek nannte, wegtragen: den Auftritt, welchen er bei solchem Anlaß mit einem betrunkenen Bücherlöder erlebte, hat er ebenfalls in „David Copperfield" geschildert. So diente die Nothlage ihm dazu, einen Schatz von Studien aus dem Leben für spätere Zeiten anzusammeln, und schon damals entwarf er kleine Skizzen, welche ihm selbst „sehr gelungen" vorkamen. Seine Beobachtungsgabe rühmt er selbst als besonders scharf, sein Gedächtniß als ungewöhnlich treu; in jungen Jahren erkannte er oft instinctmäßig den Zusammenhang von Dingen, welchen ihm

Digitized by Google

ſpäter Zeit und Menſchenkenntniß beſtätigen ſollten. Je verkommener ſein Heimweſen wurde, um ſo mächtiger wurde der Drang, ſich für freie Augenblicke eine eigene Welt der Dichtung zu ſchaffen. An die Stelle von Wald und Feld um Chatham, von Fluß, Park, Schloß und Kathedrale traten nun St. Pauls, Coventgarden, der Strand und als ein Gegenſtand ſchmerzlicher Anziehung St. Giles — das Bettlerviertel von London. „Ach Gott!“, pflegte er auszurufen, „welche entſetzlichen Bilder der ungeheuerlichſten Verworfenheit, Noth und Entbehrung tauchten in meinem Geiſte aus dieſem Orte auf!“ Als um die Zeit ſeine Schweſter Fanny das Glück hatte, als Zögling in die königliche Muſikakademie aufgenommen zu werden, machte ſich ihm ſeine troſtloſe Lage erſt recht fühlbar. Eine Schule beſuchen zu können, das war das beſcheidene Ziel ſeines Ehrgeizes. Die Möglichkeit eines ſolchen Loſes mitten in London (das auch heute noch ſich ebenſo wiederholen könnte) flößt eine gewiſſe Befriedigung darüber ein, daß wir nicht in allen Dingen „frei wie in England“ ſind. Seltſam genug, daß die Bewohner eines Landes, welches ſie ſelbſt mit Vorliebe „das aufgeklärte“ (our enlightened land) nennen, ſich gegen Einrichtungen wehren, die nur den Zweck haben, Frauen und Kindern ein gewiſſes Maß ſocialer Freiheit zu gewährleiſten, und für welche die hochherzigſte, freigiebigſte Hülfe, zu der die Beſten und Höchſtgeſtellten des Landes ſtets bereit ſind, keinen Erſatz bieten kann.

Und auch dieſe Zeit der unerfüllten mäßigſten Wünſche ſollte dem kleinen Dickens noch leicht erſcheinen im Vergleich mit den nächſten zwei Jahren. Die Erzählung der Leiden David Copperfields hat Tauſende von Augen feucht werden laſſen, aber bis zu dem Erſcheinen des Buches von Forſter ſcheint Niemand geahnt zu haben, daß Dickens eigene Erlebniſſe geſchildert hatte. Hatte der Knabe ſich bisher noch mit dem Bewußtſein tröſten können, eine Mutter und eine Heimath, wenn auch eine ſo traurige, zu haben, ſo wurde er nun von den Seinigen allein in die Welt hinausgeſchickt: zehn Jahre alt, klein und ſchwächlich von Körper, dabei zart von Empfindung, mußte er ganz allein in dem rauhen, wüſten, erbarmungsloſen Londoner Leben den Kampf ums Daſein beginnen. Jedermann kennt heutzutage, wenn nicht aus eigener Anſchauung, doch aus Büchern, das unverhüllte Treiben des Laſters, die abſchreckende Geſtalt der Armuth in den Gaſſen Londons, die ekelhafte Verwahrloſung im grellſten Scheine der Gasflammen, die ſchauderhaften Erſcheinungen verlorner Weiber vor den Thüren der Gin-Paläſte. Welche Lumpen, welcher Schmutz, welche Geſichter! Die Luft ſelbſt ſcheint von Verzweiflung erfüllt zu ſein und der Fluß einzuladen zu einem gewaltſamen Abſchluſſe dieſes entſetzlichen Lebensfiebers. Und in dieſe Welt trat ein Kind, das als Mann ſich „keiner Führung, keines Rathſchlags, keines ermuthigenden oder tröſtenden Zuſpruchs, keiner Unterſtützung von irgendjemand“ aus jener Zeit erinnern konnte.

Ein entfernter Verwandter hatte für den Knaben einen Platz in einer Schuhwichsfabrik mit ſechs Schillingen Wochenlohn angeboten, und die Eltern

Digitized by Google

dieses Anerbieten dankbar und sehr befriedigt angenommen. So wanderte er jeden Morgen einem verfallenen von Ratten bevölkerten Hause an der Themse, nahe der alten Hungerfordbrücke, zu, und ließ sich von einem Burschen mit zerrissener Schürze und einer Papiermütze in seinen Obliegenheiten unterweisen. Diese bestanden darin, die mit Wichse gefüllten Flaschen zuzubinden und mit Etiquetten zu versehen. Zu Anfang hatte er, als Verwandter des Besitzers, seinen Tisch in einem Winkel der Schreibstube, bald aber mußten beide hinab in den Arbeitsraum der Anderen, armer ungebildeter Knaben, welche ihm indessen nicht unfreundlich gesinnt waren. Er wußte zu erzählen, wie sie ihm einmal, als er krank war, ein Bett aus Stroh bereiteten und um seine Leiden zu lindern ihm alte Wichsflaschen mit heißem Wasser gefüllt an die schmerzende Stelle legten.

Seine fein angelegte Natur empörte sich gegen die so rohe Umgebung. „Keine Worte vermöchten meine Seelenangst zu schildern, als ich in diese Gesellschaft gerieth, sie mit den Gefährten meiner glücklicheren Kindheit verglich, und fühlte, wie die früher gehegte Hoffnung, doch noch einmal ein unterrichteter, angesehener Mann zu werden, in meiner Brust vernichtet wurde. Ich fühlte mich so ganz verlassen und hoffnungslos, so beschämt durch meine Lage, daß ich es nicht beschreiben kann". Aus dieser Zeit erhalten wir eine Menge anziehender kleiner Züge und Scenen, die zum Theil in Romanen von Dickens vorkommen und nun an ihren Platz im Leben des Autors gebracht worden sind. Seinen Wochenlohn theilte er in Päckchen, deren jedes mit dem Datum des Tages bezeichnet wurde, für den es bestimmt war. Und über so knappe Mittel er gebot, gab es doch oft Augenblicke der Unentschiedenheit vor der Auslage eines Speisehauses, und so manches Mal fühlte er sich nach Kinderart versucht, die ganze für das Mittagsessen bestimmte Summe für eine altbackene Torte hinzugeben, die zum halben Preise ausgeboten wurde. Hatte er kein Geld, so ging er auf den Markt von Coventgarden und suchte sich durch den Anblick der Ananas zu sättigen. Die Wohnung hatte er bei einer alten Frau, welche unter dem Namen Mrs. Pipchen aus „Dombey und Sohn" allgemein bekannt geworden ist. Aber auch dahin verfolgte ihn die unerwünschte Genossenschaft, da noch zwei Burschen in demselben Zimmer schliefen. Doch mit tapferem Muthe stand der Knabe allen Widerwärtigkeiten, verrichtete seine Arbeit rasch und genau, weil er wohl wußte, daß er sich damit am besten Respect bei seinen Gefährten verschaffen werde, und brachte auch den lästigsten Geschäften guten Willen entgegen. „Wir arbeiteten des Lichtes wegen ganz dicht an den Fenstern und oft blieben die Leute draußen stehen und schauten uns zu. Manchmal gab es eine ordentliche Ansammlung von Zuschauern. Eines Tages, als wir mitten in der eiligsten Arbeit waren, sah ich meinen Vater in die Thüre treten, und ich begriff nicht, wie er den Anblick ertragen konnte."

Von der Welt, in welcher seine Schwester Fanny lebte, fühlte er sich durch eine tiefe Kluft getrennt; und als er Zeuge war, wie sie in der Akademie einen Preis erhielt, empfand er wohl Freude und Stolz mit ihr, doch zerriß

Digitized by Google

ihm der Gedanke das Herz, daß er für immer von solchen Ehren und Erfolgen ausgeschlossen sein sollte. Die beiden Geschwister waren einander herzlich zugethan; Sonntags pflegten sie zu dem Gefängniß hinauszuwandern, wo sie ihre Eltern im Genusse alles Nothwendigen fanden. Charles' thränenreiche Bitten erwirkten endlich auch, daß er in einem Hause in der Nähe von Marshallsea eine Wohnung erhielt und wenigstens häufiger mit den Seinigen beisammen sein konnte. Sein neues Logis hatte nicht einmal eine Bettstelle, aber — ein Fenster nach einem Zimmerplatze hinaus, und darum dünkte es ihm ein Paradies. Dazu waren die Hausleute gutmüthig und freundlich mit ihm; sie leben fort als die Familie Garland in dem „Alten Raritätenladen" (Old curiosity shop).

Zu den rührendkomischen Anekdoten aus dieser Zeit gehört die, wie er eines Tages, unter dem Arm ein Stück Brot derart in Papier gewickelt, daß es für ein Buch gehalten werden konnte, in das beste ihm bekannte Speisehaus, „Johnsons à-la-mode-beef-house" eintrat, ganz feierlich Platz nahm und eine Portion à-la-mode-beef verlangte. „Was der Kellner von einem so sonderbaren kleinen Gaste, der ganz allein daherkam, denken mochte, weiß ich nicht; aber ich sehe ihn noch, wie er mir erstaunt zusah und dann noch einen andern Kellner herbeiholte. Ich gab ihm einen halben Penny Trinkgeld und noch heute wäre es mir lieber, wenn er es von mir nicht angenommen hätte." Man wird sich hiebei wieder einer ähnlichen Scene erinnern, wie Copperfield in einem Bierhause ein Glas „vom besten, aber vom allerbesten Ale" fordert und die Verwunderung und Neugier des Wirths und der Wirthin erregt. Wenn die Frau sich nicht enthalten kann, dem kleinen Kerl einen Kuß zu geben, „halb bewundernd, halb mitleidig, aber echt weiblich und gut", so war es leider nicht seine Mutter, welcher Dickens einen solchen Zug ablauschen konnte. Die einzige spätere Erwähnung derselben in Forsters Buch zeigt sie in durchaus nicht freundlichem Lichte. Der Fabricant erklärte nach einem heftigen Streit mit dem Vater, er könne den Knaben nicht behalten, gegen den er übrigens ganz freundlich blieb. Nun endlich versprach der Vater, Charles in eine Schule zu schicken und die Einwendungen der Mutter machten ihn auch in dem Entschlusse nicht wankend. So wurde unser Dichter aus der Sclaverei befreit, allein er konnte doch sein Leben lang nicht vergessen, daß die eigene Mutter Alles aufgeboten hatte, ihn in die verhaßte Existenz zurückzubringen. „Von dieser Stunde an geschah nie mehr eine Erwähnung jenes Abschnitts meiner Kindheit. Und ich selbst habe bis heute, wo ich dies niederschreibe, für Niemand, meine Frau nicht ausgenommen, den Vorhang gelüftet, welcher damals, dem Himmel sei Dank! sich herabgelassen hatte. Bis die alten Häuser um Hungerford-Market abgebrochen waren, hatte ich nie den Muth, den Ort zu besuchen, wo meine Sclaverei begonnen hatte, und mein einstiger Heimweg brachte mich zum Weinen, als schon mein ältestes Kind sprechen konnte."

Digitized by Google

Uns, vor deren Augen Dickens weiteres Leben sich entwickelt hat, erscheinen solche Dinge weitabliegend, aber der Schmerz und das Pathos in seiner Erzählung haben trotz alledem etwas Ergreifendes. Sein Freund Forster hatte einmal zufällig etwas von dieser Partie aus Dickens Leben gehört und veranlaßte ihn zu den Mittheilungen, welche in diesem Augenblicke in der ganzen Welt mit solcher Begierde gelesen werden.

Diesen düsteren folgten genug sonnige Tage. Aber was vorausging, war nicht der Gewittersturm, welcher klärt und erfrischt, sondern eine Periode bitterer Kälte, deren Spur im Leben nicht wieder verwischt wurde. Mit einem Gefühle der Befreiung wenden wir uns des Dichters glücklicheren Zeiten zu.

E. Steffens.

---

* Julius Brauns historische Landschaften. Es sei uns vergönnt, aus dem reichen Wirken eines bereits vollendeten dasjenige seiner Werke herauszuheben und erneuter Beachtung zu empfehlen, welches die Vielseitigkeit des Forschens in ihrer ganzen Fülle mit einem Blick überschauen läßt und zugleich nach Form und Inhalt sich an die weiteren Kreise des gebildeten Publicums wendet. Seine „Geschichte der Kunst" (2 Bde. 1856 und 1858) und „Naturgeschichte der Sage" (2 Bde. 1864 und 1865) sind wesentlich für ein fachmännisches Publicum bestimmt und selbst Muhammed, seine letzte Leistung, die von Vielen für die vollendetste gehalten wird, dürfte schon ihrem Umfang nach nicht auf einen allzu großen Leserkreis zu rechnen haben. In den „Historischen Landschaften" (Stuttgart 1867) aber haben wir es mit einer zusammenhängenden Reihe in sich abgeschlossener Bilder in einem mäßigen Bande zu thun, welche in der Eigenart ihrer Behandlung bis jetzt vielleicht einzig dastehen. Die Angelpunkte der Weltgeschichte sind es, welche mit einer Virtuosität anschaulicher Darstellung unserem Blicke vorgeführt werden, welche nur aus der Verschmelzung unbefangenster Autopsie (auf des Verfassers Reisen) mit der Beherrschung und Ueberwindung der zerlegenden wissenschaftlichen Reflexion hervorgehen konnte. Darum bilden die beiden erstgenannten Werke den nothwendigen Unterbau, auf welchem erst die historischen Landschaften entstehen konnten; denn nur durch Verweisung auf jene konnte hier alles Detail auf das Unerläßlichste beschränkt und alle Polemik vermieden werden.

Entstanden aus Vorträgen vor größeren Zuhörerschaften an der Münchener Akademie der Künste, hat dieses Buch sich etwas von der Frische und Lebendigkeit des mündlichen Vortrags bewahrt und wirkt schon darum auf jeden Leser anregend. Seinem Inhalt nach aber ist es besonders dadurch bedeutungsvoll, daß es einen weit engeren Culturzusammenhang der alten Menschheit in Nord-Africa, West-Asien und Süd-Europa offenbart, als man bisher anzunehmen gewohnt war. Wenn die vergleichende Sprachforschung der indogermanischen Sprachen uns ungeahnte Culturzusammenhänge unter den Völkern und Stämmen der arischen Race erschlossen hat, so hatte man der Wechselwirkung zwischen arischen und semitischen Culturelementen noch keineswegs die gebührende Beachtung geschenkt und war noch weiter von einer richtigen Schätzung des ägyptischen Einflusses entfernt. Julius Braun betont nun gerade diese Beziehungen und liefert dadurch eine sehr wünschenswerthe Ergänzung zu den schon vielfach in populäre Darstellungen übergegangenen Culturbeziehungen der indogermanischen Völker unter einander.

Digitized by Google

Wenn er hiebei entschieden zu weit geht und in die entgegengesetzte Einseitigkeit verfällt, Alles nur aus ägyptischem Ursprung ableiten zu wollen, so wird man dies zwar keineswegs billigen, aber dadurch doch auch nicht den Werth seiner positiven Nachweisungen beeinträchtigt finden und es getrost der Zukunft überlassen können, den Streit der Sanskritgelehrten und Aegyptologen durch Aufhellung der dunklen Fragen über die Priorität oder den anderweitigen gemeinsamen Ursprung wichtiger altindischer und ägyptischer Culturelemente zu schlichten. Es ist unter solchen Umständen kein Wunder, daß der Verfasser mit der gesammten „diesseitigen Kritik", namentlich der philologischen, auf sehr gespanntem Fuße lebt; aber wer dieselbe nur einigermaßen kennt, wird ihm Recht geben müssen, daß sie nur zu häufig den Wald vor Bäumen nicht sieht, daß sie einerseits oft wunderliche Einbildungen als unantastbare Dogmen behandelt und andererseits noch öfter im Eifer des kritischen Skepticismus auch das schlicht Einleuchtende scharfsinnig hinwegdemonstrirt.

Dieser Kritik ist daher die Auffrischung durch einen gesunden Luftzug niemals von Schaden, auch wenn derselbe manche Spreu mit sich führen sollte, die dann der nächste Wind sicher wieder verweht.

Der Verfasser eröffnet seine Wanderung mit Aegypten, von wo die Juden unter Moses auszogen, und nachdem er dieselben auf ihrem Zuge bis zum gelobten Lande begleitet hat, nimmt er einen neuen Ausgangspunkt von der Insel Samos, dem Geburtsort des Pythagoras, um diesen auf seinen 44jährigen Lehr- und Wanderjahren und seinem Lebensabend in Unter-Italien zu begleiten.

Hatte der erste Abschnitt den Einfluß Aegyptens auf das ältere Judenthum gezeigt, so zeigt dieser zweite den auf die phönicische, chaldäische und hellenische Cultur. Einer der interessantesten Abschnitte ist der Alexander-Zug, jener klarbewußte Plan des wunderbaren Genie's zur Vermählung der hellenischen und orientalischen Cultur, welcher trotz des kurzen Lebens seines Urhebers so wohl gelang, daß das schließliche Resultat dieser Vermischung, die alexandrinische Cultur, eines der wichtigsten Momente in der nachfolgenden Culturentwicklung überhaupt geworden ist. Wenn sich bisher die Darstellung auf die östliche Hälfte des Mittelmeerbeckens und West-Asien beschränkte, so führt der Zug des Hannibal in gleicher Weise das westliche Becken des Mittelmeeres mit seinen angrenzenden Ländern vor. Wennauch culturhistorisch nicht von gleicher Bedeutung wie der Alexander-Zug, ist er doch geschichtlich wichtig genug, weil erst durch ihn die Hegemonie Roms über das Mittelmeer entschieden wird. Während die Abschnitte „Jerusalem" und „Rom" dem Verfasser Gelegenheit geben, seine archäologischen und kunstgeschichtlichen Kenntnisse breiter als bisher zu entfalten, so greift er zum Schluß noch einmal voll in das Gebiet der vergleichenden Mythologie hinein, indem er die Sagen über die Geburt Karls des Großen und seine Entrückung in den Untersberg im Zusammenhange mit den ägyptischen Kronos- und Typhon-Mythen und der verwandten Variationen desselben Grundthema's in der griechischen und germanischen Mythologie bespricht.

Diese Amalgamirung von anschaulichster Landschaftsschilderung und archäologischer Geographie, von minutiöser historischer Kritik und großen weltgeschichtlichen Perspectiven, von Kunstgeschichte, vergleichender Mythologie und Culturgeschichte, verleiht dem Buche seinen eigenthümlichen Charakter und zugleich einen bestrickenden Reiz.

Von besonderer Bedeutung möchte der Nachdruck sein, mit welchem der Verfasser überall betont, wie sehr cultur- und kunstgeschichtliche Entwicklung von dem mythologisch-theogonischen Proceß als von der sie durch und durch bestimmenden Wurzel abhängig sind, und von diesem folgenschweren Gesichtspunkt aus betrachtet, muß man sogar den sonst naheliegenden Vorwurf zurückhalten, daß die Harmonie der oben genannten Be-

Digitized by Google

ſtandtheile des Ganzen durch ein Verdrängen der vergleichenden Mythologie einigermaßen beeinträchtigt ſei.

Möge dieſe Empfehlung ihrem Zwecke entſprechen, das äußerſt anregende Buch in den größeren Leſerkreis einführen zu helfen, welchem es geiſtige Nahrung und Förderung zu gewähren beſtimmt und geeignet iſt.

Berlin. E. v. H.

---

* Kleine Schriften von Adolf Trendelenburg (1871. Leipzig. S. Hirzel). In zwei höchſt elegant ausgeſtatteten Octavbänden, deren jeder gute 300 Seiten umfaßt, wird uns hier eine Sammlung der wiſſenſchaftlichen Vorträge geboten, welche der Berliner Profeſſor der Philoſophie im Laufe der letzten zwei Dezennien theils an der Univerſität, theils an der Akademie der Wiſſenſchaften gehalten hat. Die Themata der Abhandlungen im erſten Bande ſind allerdings ohne Ausnahme der preußiſchen Geſchichte entnommen, ja ſie bewegen ſich bis auf zwei oder drei ſämmtlich um Friedrich den Großen und ſeine Zeit. Indeſſen würde man irren, um deßwillen anzunehmen, daß dieſe Eſſays nur für einen ganz ſpecifiſch „vaterländiſchen" Leſerkreis von Intereſſe ſeien. Im Gegentheil, es iſt darunter ſo mancher Stoff, der auch für Oeſterreich ſeine Bedeutung, ja ſogar einen hohen Grad von Actualität ganz im Allgemeinen beſitzt. Wir rechnen hieher z. B. die Abſchnitte über die erſte Anregung zu einer Juſtizreform, die Leibnitz am preußiſchen Hofe gegeben; dann den Beitrag zur Geſchichte der Juſtizreform: „Friedrich II. und ſein Hofkanzler Cocceji"; ganz insbeſondere aber die Skizze aus dem preußiſchen Unterrichtsweſen: „Friedrich und ſein Staatsminiſter Freiherr v. Zedlitz". Zedlitz war in dieſer Richtung die rechte Hand des Königs: um ſo lehrreicher ſind in ſeinem Briefwechſel die Klagen über die Hinderniſſe, die ihm in der Ausführung ſeiner Projecte auch bei dem Könige ſelber aufſtießen. Wie Friedrich ſeine Akademiker aus Frankreich und der Schweiz berief, ſo kam er immer wieder auf den Gedanken zurück, ſeine Schulmeiſter aus Sachſen zu beziehen. Drei Tage nach der Unterzeichnung des Hubertsburger Friedens ſchickt er aus Leipzig den Befehl, acht Schulhalter, die er in Sachſen aufgenommen, in der Kurmark und in Pommern zu placiren. Des Miniſters Einſprache: die Landleute verſtänden den ſächſiſchen Dialect nicht, und am Ende hätten die Fremden doch auch keine patriotiſche Wärme für Preußen, wirkte dies eine Mal, aber ſpäterhin nicht mehr. Allein 1779 befahl gar Friedrich Herrn v. Zedlitz, die Invaliden, die ſich zu Schullehrern ſchickten, anzuſtellen, „denn die Leute meritiren untergebracht zu werden, indem ſie ihr Leben und Geſundheit für das Vaterland gewaget haben." Zedlitz ſchreibt darüber 1781 einem Freunde und eifrigen Mitarbeiter an dem großen Werke der Volkserziehung: „Faſt muß ich auf die Aufnahme der Landſchulen ganz Verzicht thun; der König bleibt bei der Idee, daß die Invaliden zu Schulmeiſtern genommen werden ſollen. Er vermengt die Billigkeit, verdiente Leute zu belohnen, mit der Pflicht, brauchbare Menſchen zu bilden. Ich habe ſelbſt in einzelnen Fällen mit meinen Vorſtellungen nichts ausrichten können." Büſching nennt das Jahrhundert Friedrichs des Großen nach dieſer Seite hin das Jahrhundert der Invaliden. Zeitgemäß kommt in den Tagen, wo der Pariſer Congreß und der Alabama-Vertrag endlich Ernſt machen wollen, das Privateigenthum im Seekriege auf dieſelbe Stufe, wie im Landkriege zu ſtellen, die Abhandlung über das Verdienſt Friedrichs um das Völkerrecht im Seekriege: England hatte 1745 dem neutralen preußiſchen Handel Nachtheile zugefügt, und des Königs Energie erreichte in London eine Vergütung für die erlittene Beſchädigung. Voll eindringlicher Lehren iſt

Digitized by Google

der Abriß der „politischen Vermächtnisse Friedrichs von 1752 und 1768"; namentlich das scharfe Accentuiren des Axioms, welches der Volksgeist dem Könige als den bekannten Ausspruch in den Mund legt: „er habe gesiegt, weil er den letzten Thaler in der Tasche behalten", kehrt in allen erdenkbaren Formen wieder. Am prägnantesten Seite 61: „Soll das Land glücklich, will der Fürst geachtet sein, so muß er nothwendig Ordnung in seinen Finanzen halten; niemals hat sich eine arme Regierung Ansehen erworben." Das wird dann an dem Beispiele „Maximilians ohne Heller" (Massimiliano senza denari, wie die Italiener ihn nannten), Karls VI., Augusts von Sachsen u. s. w. erläutert. Maria Theresia trägt den Ruhm einer „weisen Fürstin" davon, weil sie „mit unablässigem Fleiße, die gestörte Ordnung herzustellen, arbeitet, nachdem sie erfahren, wie sehr der Mangel an baarem Gelde ihrer Sache Eintrag gethan." Und dann weiter: „Dasselbe Holland, welches das Joch seiner Zwingherrn abschüttelte und früher bis nach dem Erbfolgekriege eine so große Rolle in Europa spielte, wird heute kaum mehr unter die großen Mächte gezählt, weil seine Regierung mit Schulden belastet und, was schlimmer, ohne Credit ist. Wenn Frankreich fortfährt, schlecht zu wirthschaften, wie es heute thut, so wird es trotz seiner großen Macht von seiner Höhe sinken und seinen Nebenbuhlern ein Gegenstand der Verachtung werden können." Endlich von Preußen: „Wir haben weder ein Mexico noch ein Peru und keine auswärtige Colonie, deren Handel die Besitzer bereichert. Preußen hat seine Hülfsquellen nur in sich selbst, ziemlich unfruchtbaren Boden, arme Einwohner. Demungeachtet ist dieses Land durch große Ordnung und Gewerbfleiß im Stande gewesen, einen harten, verderblichen Krieg gegen die größten Monarchen Europa's zu führen; nach sieben Jahren der Unruhe fanden sich Oesterreich, Frankreich und England von Schulden belastet, während wir keine hatten und uns noch Mittel genug blieben, die zerstörten und halb verödeten Provinzen wieder herzustellen." Der zweite Band enthält neben einer Reihe rechtsphilosophischer Abhandlungen und einem pädagogischen Essay über Turnen und deutsche Volkserziehung, sowie einigen Universitätsfestreden, gediegene Vorträge auf dem Felde der Kunstbetrachtung: über Raphaels Schule von Athen, über die plastischen Darstellungen der Niobe und der Niobiden, über den Kölner Dom. Niemand wird dieselben aus der Hand legen, ohne zu gestehen, daß er ihnen mancherlei Aufklärungen und Anregungen verdankt. So seien denn beide Bändchen der Lesewelt bestens empfohlen.

---

* Tschechische Gänge. Böhmische Wanderungen und Studien von Dr. Richard Andree. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing. Dr. Andree, dem wir schon manchen dankenswerthen Beitrag auf dem Gebiete der Ethnographie verdanken, hat mit besonderer Vorliebe sich auf das Studium der Verhältnisse in Böhmen verlegt, das Land mehrfach bereist und sich sogar das czecho-slavische Idiom zu eigen gemacht. So wird es ihm möglich, über Land und Leute treffender und gediegener zu urtheilen als die meisten Einheimischen, deren Blick oft parteiisch getrübt, leicht das Gute an den Gegnern übersieht, während sie das Ueble verdoppelt finden. Mit jener Gründlichkeit und jener objectiven Unbefangenheit, die zu den besten Charakterzügen des Deutschen gehören, durchforschte Andree das schöne Land und nachdem er schon in Zeitschriften und in der Broschüre „Nationalitätenverhältnisse und Sprachgrenze in Böhmen" einzelne Resultate seiner Beobachtungen mitgetheilt hatte, entrollt er nun in den „Tschechischen Gängen" ein Gesammtbild von Böhmen und läßt keine Seite des bürgerlichen, politischen, socialen, industriellen, künstlerischen und religiösen Lebens und Strebens unberührt.

Digitized by Google

Schön, anmuthend oder befriedigend ist zwar keineswegs das Bild, aber lehrreich und interessant. Der Czeche nennt sein Land ein irdisches Paradies, und Andree würde in dieses begeisterte Lob mit einstimmen, wenn die Menschen fehlten. So aber ist der Frieden des Paradieses hier nicht zu finden. „Hier erfüllt nur Haß und Zorn, schmerzhaftes Aufschreien, wildes Kämpfen und Ringen, Herrschsucht und rohes Vergewaltigungstreiben des Menschen Brust. Hier sind die Begriffe Eintracht und friedliches Zusammenwirken völlig zu Schanden geworden. Hier gibt es kein Gebiet des menschlichen Wissens und Könnens mehr, auf dem die beiden das Land bewohnenden Stämme noch gemeinschaftlich wirken. In Kirche und Schule, im politischen und socialen Leben, auf dem Gebiete des Handels und der Gewerbe: Trennung, Haß, Kampf! Was den Einen befriedigt, beleidigt den Andern — kein Ausgleich erscheint, so wie die Dinge jetzt liegen, möglich. Kein ersprießliches Nebeneinander ist denkbar — bis die Gewalt gesprochen haben wird."

Nach Andree's Meinung besitzen die Deutschen keine bitterern unversöhnlicheren Feinde als die Czechen und als Zweck seines Buches führt er an, Beiträge zur Kenntniß jenes Feindes zu liefern der als vorgeschobener Ast des Slaventhums mitten unter uns sitzt und die Kämpfe zu schildern, welche das Deutschthum in Böhmen besteht. Dieses außerordentlich ungünstige Gesammturtheil wird aber durch die Details der Darstellung nicht vollkommen gerechtfertigt, welche eine Aenderung zum Besseren keineswegs hoffnungslos erscheinen lassen. **Tout comprende, c'est tout pardonner,** meinte ein Menschenkenner und wenn wir auch diese Maxime in ihrer zu allgemeinen Form nicht acceptiren wollen, so liegt doch viel Wahres darin. Je mehr wir jene Motive kennen lernen, die sich einer oberflächlichen Beobachtung entziehen, desto milder werden wir in unserem Urtheile, desto mehr werden wir uns hüten, bedingungslos zu verdammen. Aehnlich verhält es sich mit dem Deutschenhaß der Czechen; dessen Vorhandensein wollen wir nicht leugnen, aber eine andere Frage ist es, ob alle Schuld einzig nur die Czechen trifft und ob die Deutschen es auch versucht haben, diesem Hasse beizukommen, ihrerseits die Ursachen zu demselben wegzuräumen. Bei der hochgradigen gegenseitigen Verbitterung ist allerdings augenblicklich eine einseitige Annäherung schwer möglich, aber ehe man Gewalt allein zur Schiedsrichterin macht, ist denn doch noch der Versuch zu wagen, ob nicht Volk mit Volk, Stämme, die seit Jahrhunderten auf demselben Boden wohnen, sich friedlich zu gemeinsamem Wohle verständigen können.

Das Buch Andree's gleicht einem Tagebuche, in welchem die verschiedensten Stimmungen wechseln, neben statistischen und ethnographischen Daten finden wir beinahe lyrische Schilderungen, in denen eine gewisse Sympathie für das czechische Volk durchschimmert. So begegnen wir in einer Beschreibung der Gegend von Beraun folgender anmuthigen Stelle: „Die Sage breitet auch ihren Schleier über Tetin aus: hier ward die heilige Ludmilla, die Gemahlin Boriwojs, des ersten christlichen Herzogs von Böhmen, erschlagen, und alljährlich ziehen am Tage der Heiligen von Nah und Fern die Landleute gläubig herbei. Es ist gleichsam, als ob ein geheimnißvoller Zauber den Czechen nach Tetin lockte; dort steht er oben auf den hohen Bergen und schaut hinab in den Strom, hinter sich in die fruchtbare Landschaft — und vom Schifflein da unten, das auf den Wogen der Beraunka tanzt, klingen die herrlichen Weisen czechischer Volkslieder herauf. Melodie folgt auf Melodie, eine gewaltiger und ergreifender als die andere — echte Kinder des Volkes und der Natur, voll unendlichen Schmerzes, voll Sehnsucht und tiefer Wehmuth; so ertönen sie in Mollweisen einschmeichelnd und berauschend, doch nie zur Freude und Lust stimmend. Wie oft habt ihr meine Seele ergriffen, ihr Lieder von hohen Bergen und tiefen Thälern, wie oft lauschte ich, selbst ein Fremdling und verlassen im Lande der Czechen, dem Gesang vom treulos verlassenen Mädchen, der Romanze von

Digitized by Google

Bretislav und Judith." Eingehend und mit historischer Gründlichkeit schildert Andree hierauf die Burg Karlstein und ihre Wunder.

In einem Kapitel, welches der Autor „Slavische Annectirungen" nennt, glossirt er die Leidenschaft der Czechen, berühmte Männer anderer Nationen sich anzueignen. So nehmen sie Anakreon als Landsmann in Anspruch, so Gluck und Karl Maria v. Weber, so ist unsere bekanntlich von Haydn componirte Volkshymne eine slavische Melodie und Czechen haben America entdeckt und die Buchdruckerkunst erfunden, auch die Blitzableiter hatte ein Czeche weit vor Franklin gekannt und die Reformation ist slavischen Ursprungs. Auch Schillers Ballade „Der Gang zum Eisenhammer" spielt in Böhmen. Das alte Eisenwerk Althütten im Berauner Kreise ist der echte Schauplatz des Gedichtes. Wie die Sage hieher kam, ist leicht zu eruiren. Vor etwa zwanzig Jahren wurde in dem Althütten gegenüber gelegenen Dorfe Stredonitz an Stelle einer alten niedergerissenen Liborius-Kapelle eine neue erbaut, und der die Einweihung vornehmende Priester fand es für gut, Schillers „Gang nach dem Eisenhammer" hieher zu verlegen. Seitdem erst ist die Geschichte von Fridolin im Beraunthale bekannt und ein Wirthshaus bei den nahen Eisenhochöfen trägt das Schild „zum Fridolin". Diesen Erfolg hat Schiller gewiß nicht geahnt, als er nach Vollendung seines Gedichtes an Körner schrieb: „Der Gang nach dem Eisenhammer" ist für mich ein neues Genre gewesen, an das ich mich nicht ohne Furcht wagte; ich bin nur neugierig, was die zwei anderen aus meinem kritischen Kleeblatte, Goethe und Humboldt, dazu meinen werden". Diese und ähnliche Annexionen der Czechen sind übrigens harmloser Natur und die deutsche Nation ist reich genug, um sich darüber hinwegsetzen zu können. Ziemlich scharf schildert Andree noch die Juden in Böhmen und ihr Verhältniß zu den Czechen, ebenso den nationalen Adel und dessen Einfluß auf die allgemeine Stimmung des Volkes. Jede einzelne dieser Skizzen ist mit lebendigen Farben ausgeführt und reich an interessanten Details, so daß wir das ganze Buch als einen werthvollen Beitrag zur politischen Geschichte der Gegenwart besonderer Aufmerksamkeit empfehlen können. Z—r.

---

* Die durch die französischen Moratorien-Verfügungen hervorgerufenen Regreßfragen. Von Dr. Heinrich Jaques. Wien 1872. Verlag von G. J. Manz. Die kaufmännische und juristische Welt der Länder, welche mit Frankreich im Wechselverkehre stehen, wird seit dem deutsch-französischen Kriege der Jahre 1870 und 1871 lebhaft durch die Frage bewegt, welchen Einfluß die während des Krieges von Frankreich erlassenen Moratorien auf die Regreßpflicht der Giranten in Frankreich zahlbarer Wechsel zu üben haben.

An dem ursprünglichen Verfallstage wurden in der Regel keine Proteste erhoben, sondern die Protestlevirung blieb auf Grund der Moratorien-Gesetze bis zum Ablauf der Moratorien-Fristen verschoben. Die eine Partei erklärt nun diese Proteste für rechtzeitig und folgert daraus die Fortdauer der Regreßpflicht der Giranten. Die andere Partei ist dagegen der Ansicht, daß Frankreich nicht das Recht habe, die an eine dreimonatliche Verjährungsfrist gebundene Regreßpflicht der Giranten des Auslandes der Zeit nach zu erweitern und erklärt die Giranten dann außer Obligo, wenn der Protest nicht dem ursprünglichen Zahlungstage gemäß erhoben wurde.

Der Verfasser, welcher der juristischen Welt durch eine Reihe rechtswissenschaftlicher Essays bekannt ist, schildert in dem vorliegenden Schriftchen in präciser Fassung die bisher bekannt gewordenen Emanationen der Rechtssprechung, der Wissenschaft und der

Digitized by Google

kaufmännischen Körperschaften. Das Leipziger Bundes-, nunmehr Reichs-Oberlandesgericht, das Zürcher Gericht haben sich gegen die Verlängerung der Regreßpflicht ausgesprochen; die Wissenschaft hat in Fachzeitschriften und in selbstständigen Werken sich in zwei sich heftig befehdenden Lager getheilt und die Handelskörperschaften haben die verschiedensten Meinungen geäußert.

Dr. Jaques führt die Streitfrage auf zwei Grundfragen zurück: erstens die Frage, ob höhere Gewalt die Einwendung verspäteter Protestlevirung behebt, zweitens die Frage, ob die Regreßpflicht inländischer Giranten nach dem Rechte des Zahlungsortes oder dem Rechte des Wohnsitzes des Schuldners zu beurtheilen ist.

Nach sorgfältiger Untersuchung wird die erste Frage verneint, die zweite Frage aber im Sinne des Rechtes des Wohnsitzes beantwortet. Dr. Jaques kommt also zu demselben Resultate, wennauch auf einem anderen Wege, wie das Bundes-Oberlandesgericht in der Motivirung seines Judicates.

Eine sehr wünschenswerthe Beigabe bildet der Urtext der 21 Moratorien-Verfügungen. Diese Vollständigkeit ist um so werthvoller, als die einzige bisher in Oesterreich erschienene Sammlung dieser französischen Decrete deren nur fünf enthält.

Dr. R—s.

---

* Ein Grillparzer-Verein. In der „Presse" vom 16. Jänner ergeht an alle, die an Deutsch-Oesterreichs geistigem Leben selbstthätig, productiv oder bloß receptiv Antheil nehmen, die Aufforderung zur Gründung eines Vereines, „der sich die ausschließliche Erforschung deutsch-österreichischer Litteratur zur Aufgabe stellen soll" und dieser Verein „soll den Namen Franz Grillparzer tragen", einen Namen der vor allen zum Sinnbild der productiven geistigen Kraft des deutsch-österreichischen Stammes sich eignet.

Wir möchten diesen Gedanken, der uns aus einem wahren Bedürfniß hervorzuspringen scheint, nicht gerne ohne Wiederhall aussprechen hören. Ohne Zweifel gibt es auf dem bezeichneten Gebiete noch so viel wissenschaftliche Fragen zu lösen, daß die Kraft des Einzelnen nicht entfernt dazu ausreichen kann, und uur durch das Zusammenwirken Aller Hoffnung auf Gelingen ist. Denn soll die Erforschung deutsch-österreichischer Litteratur iu echt wissenschaftlichem Sinne gefördert werden, so dürfte sie keiner einseitigen Behandlung verfallen: das gesammte geistige Leben in Oesterreich, die Geschichte der Künste und namentlich der Wissenschaften, soweit Deutsch-Oesterreich daran Antheil hat, müßte hereinbezogen werden. Und endlich die in Deutsch-Oesterreich erwachsende Litteratur dürfte nicht anders als im steten Zusammenhange mit dem geistigen Leben des gesammten Deutschland betrachtet, ja sie müßte geradezu daran gemessen werden, was sie zur Entwicklung dieses geistigen Lebens beigetragen hat.

Keine andere Wissenschaft leuchtet so tief in die geheimsten Falten der Volksseele hinein als die Litteraturgeschichte. Selbsterkenntniß also wäre die erste Frucht solcher Studien. Eine Selbsterkenntniß, die uns wohl eben so sehr vor Verzagen, als vor Selbstüberhebung bewahren, jedenfalls aber zur Anspannung unserer ganzen geistigen Kraft aufmuntern würde.

Darin liegt aber auch eine politische Bedeutung. Die Erfahrung hat nun nachgerade auch dem Stumpfsten gezeigt, daß der deutsch-österreichische Stamm seine politische Aufgabe nur lösen kann, wenn er immer seiner selbst und des Zusammenhanges mit dem großen deutschen Volke sich bewußt bleibt und mit Anspannung aller seiner Kräfte.

Der Vorschlag erwiese sich also als fruchtbar nach mehr als einer Seite, wenn er nur auf die rechte Weise ausgeführt würde. Natürlich periodische Druckschriften, etwa ein Jahrbuch, wie der Shakespeare- oder Dante-Gesellschaft müßte das Organ für die

Digitized by Google

wissenschaftlichen Bestrebungen des Vereines werden, ob daneben Preisausschreibungen, wie der Vorschlag meint, besonders förderlich wären, müßte noch ernstlich erwogen werden, wir bekennen, nicht sehr eingenommen dafür zu sein; doch das sind vorläufig nicht die nächsten Fragen. Vorerst wäre das Wichtigste, daß Männer sich mit dem Gedanken beschäftigten, durch deren Namen schon verbürgt wäre, daß die Sache in echt deutschem ernsten Sinne angefaßt wird, und daß der vielgeschäftige Dilettantismus, der sich bei uns so gern in solchen Dingen in den Vordergrund drängt und ernsten Männern die Lust, daran mitzuarbeiten, verdirbt, von vornherein unschädlich gemacht ist.

An diese ernsten Männer also, erfüllt von echtem deutschen Geist, sei der Vorschlag hiemit noch einmal gebracht zu reifer Erwägung und, wir wollen hoffen, erfolgreicher Durchführung. H. L.

---

* Archäologische Gesellschaften in Rom. Das Deutsche archäologische Institut und die Brittische archäologische Gesellschaft in Rom haben um die Mitte des December ihre gewohnte Thätigkeit in Vorlesungen wieder begonnen. Das „Athenäum" nimmt davon Anlaß, Einiges über die Geschichte dieser beiden Anstalten mitzutheilen. Das deutsche Institut wurde 1829 von Bunsen und Welcker im Verein mit nichtdeutschen Berühmtheiten, wie Thorwaldsen, Fea u. A. gegründet, um Nachgrabungen zu veranlassen, neue Funde zu publiciren, eine archäologische und historische Bibliothek zu unentgeltlicher Benützung aufzustellen, wöchentliche Versammlungen zu Vorlesungen und Besprechungen, sowie antiquarische Ausflüge zu veranstalten. Endlich wurden zwei Stipendien zu 600 Thalern gegründet zur Unterstützung junger Archäologen während ihres Aufenthaltes in Italien. Die periodischen Publicationen bestehen in dem während des Winters monatlich erscheinenden „Bulletino" und in dem Jahrbuche „Monumenti ed Annali". Der Mittelpunkt der wissenschaftlichen Thätigkeit bleibt in Rom, die oberste Leitung aber liegt einer aus sieben Personen bestehenden Centraldirection in Berlin ob. Der Zutritt zu den Vorträgen, der Bibliothek u. s. w. ist ganz unentgeltlich, die Verhandlungssprache in der Regel italienisch, doch wird das Französische nicht ausgeschlossen. Das Institut erfreute sich vom Anbeginn des Schutzes der preußischen Regierung, im vergangenen Jahre ist es zur deutschen Staatsanstalt erhoben worden. — Die Brittische Gesellschaft besteht seit dem Frühjahr 1865 und beschränkt sich nicht auf die antike Welt, sondern dient auch der Erforschung mittelalterlicher Denkmale. Die Verhandlungen erscheinen in dem Organ der Antiquarischen Gesellschaft in London, der „Archaeologia". Die Gesellschaft veranstaltet von Mitte December bis Ende April wöchentlich Versammlungen und Excursionen, besitzt eine (noch nicht bedeutende) Fachbibliothek, mehr als 2000 Photographien nach römischen Antiquitäten und hat neuerdings ein Lesezimmer eingerichtet.

---

* (Ein Codex der Marciana.) Ein geschätzter Mitarbeitrr der „Oesterr. Wochenschrift" macht uns mit Beziehung auf die jetzt gegebene Möglichkeit, Zeichnungen auf photographischem Wege zu vervielfältigen, auf einen sehr interessanten Pergamentcodex der Marcus-Bibliothek in Venedig aufmerksam, welcher einst Eigenthum des Cardinals Bessarion aus Trapezunt gewesen. Der Text, das griechische Jagdgedicht Oppians, ist mit fast zweihundert Miniaturen geschmückt, welche, wahrscheinlich aus dem 10. Jahrhunderte stammend, sehr schätzbares Material zur Culturgeschichte, insbesondere Trachtenkunde, Jagd- und Gestütswesen, Verrichtungen in Haus und Feld, Kriegführung u. a. m. liefern und bis jetzt für die Archäologie so gut wie gar nicht ausgenützt sein sollen. An anderem Orte wird eine umständliche Beschreibung des Codex erfolgen.

Digitized by Google

Nekrologie.

Franz Grillparzer, Oesterreichs größter Dramatiker, „ein Dichter jeder Zoll", wie ihn Joh. Scherr charakterisirt, verschied am 21. Jänner im zweiundachtzigsten Lebensjahre. Grillparzer wurde am 15. Jänner 1791 in Wien geboren, trat im Jahre 1813 in den Staatsdienst und bekleidete seit dem Jahre 1833 die Stelle eines Archivdirectors im Finanzministerium. Als Jüngling mit 25 Jahren veröffentlichte er seine erste große dramatische Arbeit, das im Genre der romantischen Schicksalstragödie geschriebene Drama „Die Ahnfrau". Dieser folgten die Tragödie „Sappho", die Trilogie „Das goldene Vließ", „König Ottokars Glück und Ende", „Ein treuer Diener seines Herrn", „Des Meeres und der Liebe Wellen", „Der Traum ein Leben" und das Lustspiel „Weh dem, der lügt". Seit Jahrzehnten sind nur noch Bruchstücke von Tragödien („Libussa", „Esther", „Hannibal und Scipio") in die Oeffentlichkeit gekommen. Drei fertige Dramen soll der Dichter dem ehemaligen Director des Burgtheaters, Heinrich Laube, übergeben haben, doch mit dem Wunsche, daß dieselben erst nach seinem Tode zur Aufführung gebracht werden. Als Titel derselben werden genannt: „Libussa", „Ein Bruderzwist" und „Hannibal"; außerdem dürften noch weitere Werke, namentlich ein Band Gedichte in seinem Nachlasse sich befinden. Zwei Erzählungen „Das Kloster von Sendomir" und „Der Spielmann" erschienen in Taschenbüchern (Aglaja und Iris), in eben solchen und Zeitschriften sind seine lyrischen Gedichte zerstreut. Im Jahre 1861 ward er zum Mitgliede des österreichischen Herrenhauses ernannt, dann mit einem hohen Orden ausgezeichnet. Grillparzer entschlief sanft und schmerzlos in seinem Lehnstuhle wie Göthe.

Dr. Peter Kandler, Director des Museums in Triest, starb am 19. Jänner. Er war ein unermüdlicher Alterthumsforscher und die Wissenschaft dankt ihm schätzenswerthe Arbeiten. In zahlreichen Publicationen legte er die Resultate seiner Forschungen nieder, welche namentlich für die Geschichte von Triest und dem Küstenlande von großem Werthe sind. So werden seine Geschichte des Triester Patriziats, so wie seine Briefe eine reichhaltige Fundgrube für die Geschichtsschreiber dieser Läuder sein, er selbst kam leider nicht dazu, das gesammelte Material zu ordnen und zu einem einheitlichen Werke zu formen. Ueber seinem wissenschaftlichen Forscherdrang vergaß er den brotgebenden Beruf, die Advocatur, und starb arm. Die Stadt Triest bestritt die Kosten des Leichenbegängnisses. Kandler stammte aus Tirol.

Ludolf Wienbarg wurde im Jahre 1803, nach einer anderen Angabe am 25. December 1802, zu Altona geboren und starb am 2. Jänner d. J. beinahe vergessen. Große Sensation machte seinerzeit seine bedeutendste Arbeit „Aesthetische Feldzüge" (Hamburg 1834), welche dem „jungen Deutschland" gewidmet war und diesen Namen als Parteibezeichnung aufbrachte. Von seinen übrigen Werken erwähnen wir: „Geschichtliche Vorträge über altdeutsche Sprache und Litteratur", „Wanderungen durch den Thierkreis", „Holland in den Jahren 1831 und 1832", „Der dänische Fehdehandschuh". Seine letzte Publication, 1852, war eine Arbeit über Ursprung der Sprachen.

Theodor Hagen, in den Vierziger Jahren in Hamburg als Journalist thätig und namentich als geistvoller Musikkritiker bekannt, seit 1849 als politischer Flüchtling in America, starb am 27. December v. J. als Redacteur der „New York Weekly Review".

Am 14. Jänner starb in Wien Major von Breyman, Autor bedeutender astronomisch-geodätischer Arbeiten, im 49. Lebensjahre. Fr. Z.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Ein antiker Roman.

Ein antiker Roman? — so höre ich selbst Manche verwundert fragen, welche eingehender die Entwicklung der alten Litteraturen verfolgt und sich mit Interesse in die tonangebenden Schöpfungen derselben auf dem Gebiete der Epik, Lyrik, des Drama vertieft haben. Es ist ein vergessener Winkel der griechischen Litteratur, in dem uns Leistungen aus dem Kreise des Romans und der Novelle begegnen, und was von solchen begegnet, trägt so sehr den Stempel der späten, kraftlosen und unnatürlichen Geschmacksrichtung, daß es mit den litterarischen Producten aus der Blütheperiode der Nation sich nicht zu messen vermag, daß es, mit ihnen verglichen, den gemeinsamen Ursprung auf dem Boden derselben Nation fast verläugnet. Und an diese in absterbenden Formen überkommenen Unterhaltungsschriften, die vielleicht nur Reste einst bestandener reicherer Schöpfungen sind, treten wir mit einem Maßstab heran, welcher, den vollkommensten und höchsten Leistungen dieser Gattung entnommen, den Versuchen des Alterthums nur abträglich sein kann. Wir denken an unsere classischen Novellisten, an Goethe und Tieck, Arnim und Kleist. Wir denken an jene umfangreichen Producte, die heute den litterarischen Markt beherrschen, und alle Motive und Ideen, die unser vielgestaltiges sociales und politisches Leben bewegen, sich unterthänig gemacht haben. Es sind große Lebensbilder, die mit glänzender Farbenpracht und der überlegten Feinheit gereifter psychologischer Ausführung an verwickelten Problemen bedeutende Seiten des äußeren und inneren Lebens entrollen; es ist ein meist frei erfundener Stoff in durchgebildeter Kunstform, was wir bewundern gelernt. Wir bringen nicht in Anschlag, daß wir uns mit diesen Leistungen bereits auf der Höhe einer Entwicklung befinden, deren Dauer nach Jahrhunderten zählt. Blicken wir von hier zurück auf das sechzehnte und siebenzehnte Jahrhundert, auf Cervantes und die italienischen Novellisten, welcher Abstand! — Und gehen wir noch weiter zurück ins vierzehnte Jahrhundert, lesen wir Don Juan Manuel, Chaucer und Boccaccio, den Conde Lucanor, die Canterbury Tales und den Decamerone: wie naiv und uranfänglich erscheint uns das Alles. Und doch bezeichnet der Decamerone, mit dem man sich gewöhnlich die Geschichte der modernen Novelle beginnen denkt, gegenüber den „Fabliaux" der nordfranzösischen Trouvères und dem Cento novelle antiche der Italiener, gegenüber den Gesta Romanorum und

Digitized by Google

der Disciplina clericalis und der anderen zahlreichen Erzählungslitteratur des Mittelalters einen gewaltigen Fortschritt.

Zum zweiten Male hatten sich jene culturgeschichtlichen Einflüsse und mit verstärkter Gewalt geltend gemacht, welche den Geist, der das Heldenzeitalter der griechischen Nation erfüllte, zertrümmerten und auf dem Boden reicherer Anschauung an Stelle des schweren Epos sein leichtbeschwingtes Kind, die Erzählung, fröhlich gedeihen ließen.

Wir haben es mit durchaus gleichartigen Culturfactoren zu thun, die in den ersten Jahrhunderten der griechischen Zeitrechnung und den letzten Jahrhunderten des Mittelalters die novellistischen Triebe weckten. Das Aufblühen italienischer Communen, die inneren Kämpfe zwischen Geschlechtern und Zünften, die bald das bürgerliche Element, bald einzelne Familien, wie die Medici, Visconti, Sforza an das Ruder bringen, das hat seine Parallele an der reichen Städteentwicklung, die allenthalben in Griechenland, vor Allem aber an der jonischen Küste sich zeigt, an den pracht- und kunstliebenden Fürstenhöfen eines Polykrates, Peisistratos und anderer. Treibt der Geist der Wanderung die Griechen in ferne Lande, nach Aegypten und dem schwarzen Meere, nach Italien und Gallien, ferner tief hinein nach Asien, wo überall eine neue Welt mit nachhaltigem Eindruck, der bereits in den jüngeren Theilen der homerischen Dichtungen wiederhallt, sich aufthut: so bieten sich auf der anderen Seite die Kreuzzüge zur Vergleichung dar, welche die Wunder des Morgenlandes erschließen, das Sinnen und Denken mit dem Reize bestrickender Neuheit gefangen hält.

Die Entwicklungsreihen sind, wie diese Proben zeigen, dieselben, die Elemente, aus welchen eine neue Weltanschauung sich zusammenbaut, sind gleichartig. Aber der Effect ist doch verschieden; das Gebäude der neuen Ideenwelt sieht in den verschiedenen Zeiten verschieden aus. Die Anknüpfungspunkte sind eben nicht dieselben. Die Griechen bewegten sich bis dahin ausschließlich auf dem Felde des gemeinsamen Singens und Sagens, in der Volksepik. Nach und nach erlosch das allgemeine Interesse an den großen alten Stoffen. Allmälig schuf die veränderte Geistesrichtung neue Stoffe, neue Formen. Wir finden novellistische Ansätze, aber keine Novelle. Ganz anders bei den Dichtern des Mittelalters. Diese fanden, vom Alterthum überliefert, ein reiches Erbgut novellistischer Stoffe, das sich durch arabischen und anderen Zufluß ansehnlich vermehrt hatte, vor. Dieses konnten sie ihrem vielseitigen Ideen- und Interessenkreise gemäß gestalten und nach vertiefteren psychologischen Anschauungen ausbauen.

Die griechische Litteraturgeschichte kann demnach in ihren ersten Perioden nicht eine Geschichte der Novelle als einer Kunstform geben; sie kann nur verfolgen, wie da und dort romanhafte Elemente emporschießen, sie vermag nur eine Geschichte novellistischer Stoffe und diese nicht lückenlos zu schreiben. Welche Bedeutung aber bei der heutigen Richtung der Forschung ein Versuch dieser

Digitized by Google

Art hätte, wird sich später noch deutlich machen lassen. Hier nur andeutungsweise einiges Wenige.

In der Sammlung von Gedichten, welche das Alterthum unter Homers ehrwürdigem Namen bewunderte, finden wir eine abenteuerliche Erzählung, wie der treue Sauhirt Eumaeos von phönicischen Schiffern geraubt nach Ithaka gebracht ward. Es begegnen hier zum ersten Male die Seeräuber, die in den erhaltenen griechischen Romanen eine so bedeutende Rolle spielen. In derselben Sammlung fand sich ein sehr geschätztes Gedicht, der Margites, das die dummen Streiche dieses Eulenspiegel beschrieb, wie er, nicht fähig, bis fünf zu zählen, die Meereswogen zu zählen unternimmt und bei hundert oder noch früher ihm der Faden entfällt, wie er als erwachsener Jüngling nicht weiß, ob sein Vater oder seine Mutter ihn zur Welt gebracht und was dem schüchternen Tropf in seiner Brautnacht widerfuhr. Es ist die erste humoristische Novelle. Die Dichterfürsten Homeros und Hesiodos umgab bald nach der Blüthezeit der jonischen und böotischen Sängerschule ein dichtes Geschlinge romanartiger Bildungen, das fortan nirgends üppiger gedieh, als wo es den Stamm einer Dichtergröße umranken durfte. Wer hat sich nicht an der Liebesgeschichte der Sappho und des Phaon erbaut, deren letzte Ausbildung allerdings auf die Rechnung einer späteren Zeit zu setzen ist. Wir sehen also auch die Gattung der Künstlernovelle in zerstreuten Keimen.

Je weiter wir in die helleren historischen Zeiten heraufrücken, desto ergiebiger wird die Ausbeute. Der große Mythenwandler Stesichoros (um 600 v. Chr.) hat die Liebesnovelle in die Litteratur eingeführt: das Mädchen, das aus verschmähter Liebe sich vom Felsen auf Leukas ins Meer stürzt, die Jungfrau, die, eine andere Neigung im Herzen, einem rauhen Manne sich vermählt und ihren sowie ihres Geliebten Tod verschuldet, sind seine Erfindung. Und dann die rührende Geschichte von dem schönen Hirten und kühnen Jäger Daphnis, den eine Nymphe geliebt und geblendet, weil er, von einer anderen mit Wein berauscht, ihr die Treue gebrochen.

Es sprechen die neuen und reichen Motive subjectiver Empfindungen deutlich genug aus diesen uns trümmerhaft überlieferten Erzählungsstoffen, um an die gewaltige Revolution zu erinnern, die sich auf litterarischem Gebiete vollzogen, indem die Dichtung aufhörte in dem schönen Tonfall des elegischen Distichons ernste Lebensweisheit zu verkünden, um in keckem Anlauf nach dem anspruchsvollen Ausdruck persönlichster Stimmung zu suchen und in rührenden Weisen zum ersten Male der Liebe Lust und Leid zu sagen. Die Rügelieder des Archilochus eröffnen diese Gelegenheitspoesie, welche aus der keuschen Zurückhaltung der epischen Würde hervorbricht und mit lautem Wort hinausruft, was das Innere schmerzlich und freudig bewegt.

Derselbe Boden, auf welchem die lyrische Poesie herrlich gedeiht, der Boden Klein-Asiens ist es, wo die novellistischen Stoffe am üppigsten wuchern; es ist das leichtlebige Volk der Jonier, welches in seiner angebornen Lust zum

Digitized by Google

Fabuliren an ihnen sich ergötzt, sie mit dem lebendigen Antheil heiteren Interesses ausbildet und umsetzt. Wir machen hier dieselbe Erfahrung, wie mit der Novelle des Mittelalters. Wie diese sich der hervorragenden Gestalten und Thaten der Zeitgeschichte bemächtigt und diese durch den entsprechenden Zusatz phantastischer Erfindung in romanhafte Bildungen umwandelt, so umspinnt die griechische die großen Gestalten des Solon und Kroesus mit dem Gewebe der Dichtung. Ja Kroesus ist eine Art novellistischer Mittelpunkt wie Saladin für die mittelalterlichen Fabeln. Und wie die Chroniken des zwölften und dreizehnten Jahrhunderts all diese Erfindungen mit dem naivsten Glauben an ihre geschichtliche Wahrheit sammeln und aufnehmen, so greifen die Chronikschreiber der kleinasiatischen Städte, die sogenannten Logographen, und der Vater der Geschichte, Herodot, danach mit gleicher Unbefangenheit.

Was Herodot an derartigen Geschichten bietet, hat Bernhard Erdmannsdörffer in seiner anregenden Schrift „Das Zeitalter der Novelle in Hellas“ (Berlin 1870) zusammengetragen.

Aber auch directe Ueberlieferung weist uns auf bestimmte Städte Klein-Asiens, wo solche Erzählungen besonders im Schwunge waren. Berühmt waren im späteren Alterthum die „milesischen Mährchen“. Um 100 vor unserer Zeitrechnung hat ein gewisser Aristides von Milet eine Sammlung solcher veranstaltet, die von Sisenna ins Lateinische übertragen, sich als Reiselectüre wie unsere Eisenbahnromane benützen ließen. Nach der Niederlage des Crassus fand der Parther-König unter der erbeuteten Bagage der römischen Officiere Exemplare dieser Moderomane und erklärte sich aus dieser Lectüre die militärische Entartung seiner Gegner. Wie viel davon auf Rechnung des Aristides zu setzen, wissen wir nicht. Dieser hat wohl die mitgetheilten Stoffe so wenig erfunden, wie Boccaccio oder Sachetti die ihrigen, sondern vielmehr dieselben, wie sie in Milet seit Langem im Munde des Volkes umliefen, gesammelt und in das Gewand stylistisch gewandter Erzählung gekleidet.

Kein Zweifel, für die künstlerisch ausgebildete Novelle gilt dasselbe Gesetz, welches die griechische Litteraturgeschichte für sämmtliche poetische Gattungen und einige Prosa-Arten, wie die Historiographie, so rein darstellt, daß diese aus volksthümlichen Ansätzen in naturwüchsiger Weise sich herausbilden. Vor den großen Kunstepen, wir meinen die Ilias und Odyssee in der uns überkommenen Form und die ihnen nachgebildeten Schöpfungen des kyklischen Epos, liegen die Volkslieder von Odysseus und den troischen Helden. Die Lieder, welche der Bettler, der Winzer, der Schnitter, der Weber, die Amme sangen, diese kunstlosen Kinder augenblicklicher Laune und Stimmung sind der Ausgangspunkt für die mannigfachen Kunstformen der Lyrik. Die mit Gesang und Tanz verbundenen Weinlesefeste sind die Wiege des Drama's. Und so hat es lange Novellen gegeben, ehe dieselben in kunstvoller Bearbeitung auf den litterarischen Markt gebracht wurden.

Digitized by Google

Für die weitere Ausbildung waren wohl zwei poetische Gattungen nicht ohne Einfluß, die eine in stofflicher, die andere in stofflicher und formeller Beziehung, nämlich die neuere Komödie sammt dem rührenden Familienstück und die alexandrinische Elegie. Der Stoff der Menandrischen Komödie und des mit dieser sich nahe berührenden Rührstückes ist frei erfunden und gibt ein treues Bild des alltäglichen Lebens und jener recht liebenswürdigen, aber auch herzlich oberflächlichen Kreise, deren ganzes Interesse in Rebusrathen und Charadenspiel aufging, an deren abgestumpfter Gleichgiltigkeit die welterschütternden Ereignisse der Zeit, — es war die Zeit eines Alexander und Aristoteles — so eindruckslos vorübergingen, daß uns auch nicht ein Wort daran erinnert. Diese Welt mit ihren Verwicklungen und kleinen Leidenschaften, den ganzen Apparat braver Leute, die Verwechslungen und Erkennungsscenen, Entführungen und Vermählungen, hat der griechische Roman sich zu eigen gemacht und ist damit glücklich zu jener ermüdenden Gleichförmigkeit gelangt, daß man von ihm sagen kann, was von der Komödie gilt, man brauche nur einen zu lesen, um alle zu kennen, und hat so dieselbe kosmopolitische Physiognomielosigkeit angenommen, die jede Farbe einer bestimmten Zeit vermissen läßt. Nur die Stellung der Frau, wie sie der Roman zeigt, ist eine andere, die sich erst im Laufe der nächsten Jahrhunderte so gestaltete; jene Mädchen von unzweifelhafter Schönheit aber sehr zweifelhafter Sittlichkeit, jene gesalbten und geschmückten Grisetten mit den Gelegenheitsmacherinnen zur Seite, welche die Komödie unsicher machen, haben höchst ehrbaren Frauen den Platz räumen müssen.

Zu derselben Zeit wie die Komödie in der Mitte des dritten Jahrhunderts vor Chr. blühte in Alexandrien die Liebeselegie. Mit ihr hat das Epos, welches ein dürftiges Leben in künstlichen Nachbildungen der großen Muster fristete, seine idealen Höhen verlassen und ist in die Kreise des alltäglichen Lebens hinabgestiegen. Im Individuum und den Verhältnissen der Familie erschöpft sich ihr Interessenkreis.

Die Elegien des großen Meisters in dieser Gattung, des Kallimachus, sind uns als Trümmer überliefert, die nur eine beiläufige Reconstruction gestatten. E. Dilthey hat jüngst an einer der gefeiertsten dieser Elegien, an der Kydippe, einen solchen Reconstructionsversuch in sehr glücklicher Weise durchgeführt. Ein Blick auf den Inhalt derselben mag uns vergegenwärtigen, wie nahe wir damit an jene Gestalt des Romans, den die erhaltenen Muster zeigen, gebracht sind:

Akontios von Cea, hochgepriesen wegen seiner Schönheit, hatte durch seine Sprödigkeit die Rache des Eros hervorgerufen, der ihn bei einem Feste in Delos plötzlich mit ungestümer Liebe zur schönen Kydippe erfüllt, die mit ihrer Mutter und Amme von Athen dahin zum heiligen Feste gekommen war. Er wagt wegen seines niedrigen Standes nicht, die Werbung um die angesehene Jungfrau anzubringen und begleitet sie in ehrerbietiger Entfernung. Als Kydippe in den Tempel der Artemis getreten war, um der Göttin zu opfern, da gibt

Digitized by Google

ihm der listreiche Gott der Liebe einen Gedanken. Akontios wirft einen Apfel zu den Füßen der Kydippe, in dem die Worte eingeritzt waren: „Bei der Artemis, ich will mich dem Akontios vermählen." Kydippe liest die Inschrift laut der neugierigen Amme vor und ist fortan gebunden; denn die Göttin hat den Schwur gehört. — Vom Feste nach Hause zurückgekehrt, verzehrt sich Akontios in Liebesgram; er sucht die Einsamkeit des Landlebens und klagt der leblosen Natur sein Leid. Zugleich erfüllt ihn bange Sorge, daß Kydippe nicht, zu einer Heirath genöthigt, dem Zorn der Artemis verfalle. Er reist endlich nach Athen. Hier war Kydippe wiederholt nahe daran, einem Anderen vermählt zu werden, die Göttin Artemis hatte es stets verhindert, bis der besorgte Vater nach Delphi sendet und den Trug mit dem Apfel erfährt. Akontios wird gesucht, gefunden, Kydippe muß durch göttliche Einwirkungen ihn sofort lieben. Die Beschreibung der Hochzeitsfeier in Delos beschloß das Gedicht.

Man braucht nur an die Stelle dieses einen Abenteuers eine Kette solcher, an Stelle des Verses die Prosa zu setzen und das Ganze aus dem Farbentopfe der Sophisten-Schulen mit den bunten Tönen einer schillernden Sprache zu überziehen und mit dem Zierrath von Briefen, Proceßreden, fein ausgedüftelten psychologischen Excursen, den die Rhetorik der nachchristlichen Jahrhunderte auf Lager gearbeitet, bunt zu behängen: und man hat den griechischen Roman in seiner ausgebildeten Form, wie er uns in einer Zahl von Exemplaren aus der Zeit vom 3. Jahrhundert n. Chr. ab überliefert ist. Jedes dieser Exemplare genügte, die Eigenthümlichkeiten dieser Dichtungsart zu vollerer Anschauung zu bringen. Wir wollen dasselbe an einem anderen Muster der Gattung zu erreichen versuchen, dessen Stoff deßhalb von ganz besonderem Interesse ist, weil er wie kein anderer, die zäheste Lebenskraft bewährt und bis auf unsere Zeit herauf die mannigfachste Verwerthung gefunden hat. Dieser Roman ist nicht griechisch geschrieben, sondern lateinisch. Aber dieser lateinische Text, den vor kurzem der rühmlich bekannte Philologe Professor Alexander Riese [1]) in vielfach berichtigter Gestalt herausgegeben und zum ersten Mal für einen weiteren Leserkreis zugänglich gemacht hat, geht auf eine griechische Quelle zurück, die er bis auf vielfache Verkürzungen und eine Reihe christlicher Zuthaten ziemlich rein darstellt. Es ist die Historia Apollonii regis Tyri. Der Inhalt dieses Romans ist kurz folgender:

Der König Antiochus hatte eine Tochter voll Liebreiz und Anmuth. Da sie zu voller Reife erblüht, entbrannte er selbst in unseliger Liebe zu ihr und suchte nach ruchloser That die dringenden Freier dadurch ferne zu halten, daß er ihnen Räthsel vorlegte, deren Nichtlösung den Kopf kosten sollte. Aber das fruchtete nicht lange. Eines Tages erschien der junge Fürst von Tyrus, Apol-

[1]) Historia Apollonii regis Tyri. recensuit et praefatus est Alexander Riese. Lipsiae in aedibus Teubneri 1871.

Digitized by Google

lonius, der das vorgelegte Räthsel löste und durch diese Lösung die Missethat des bösen Vaters entdeckte. Die Tochter aber ward ihm doch versagt, ja er selbst mit List und Gewalt verfolgt und ein hoher Preis auf sein Haupt gesetzt, so daß er nach Tarsus flüchtete, deren Bürger er in bitterer Hungersnoth durch reiche Gaben unterstützte. Diese schützten ihn gegen König Antiochus und setzten ihm als ihrem Wohlthäter dankbaren Sinnes ein ehernes Denkmal. Nach einiger Zeit aber verließ Apollonius diese Stadt und schiffte sich ein nach Cyrene. Er leidet Schiffbruch und rettet mit Gottes Hülfe nur sein nacktes Leben an das Land. Hier empfängt er von einem armen Fischer die Hälfte seines Mantels und begibt sich zur Stadt, wo es ihm durch seine Geschicklichkeit glückt, das Auge des Königs Archistrates auf sich zu ziehen. Er wird mit prächtigen Kleidern angethan zur königlichen Tafel geladen. Archistrates aber hat ein reizendes Töchterlein, das den schönen Schiffbrüchigen reichlich beschenkt, ihn durch die Künste, die er weiß, gewonnen, zum Lehrer und bald zum Gemahl begehrt, indem sie die Hand reicher Freier zurückweist. Der König vermag der Liebesklage seiner Tochter nicht zu widerstehen. Bald vereint die Hochzeitsfeier die Liebenden.

Nach einigen Monaten langt die frohe Botschaft an, daß König Antiochus sammt seiner Tochter vom Blitze erschlagen wurde und Apollonius die Herrschaft von Antiochien beschieden sei. Da will denn Apollonius in die Heimat zurück, die Königstochter begleitet ihn. Auf der Meeresfahrt gebiert sie im siebenten Monat ein Töchterlein und verfällt in einen todesähnlichen Zustand. Sie wird auf Drängen des Steuermannes in einem wohlgezimmerten Sarge ins Meer gesenkt — denn das Schiff darf keine Leiche führen — und von den Winden an die Küste von Ephesus getragen. In der Nähe befand sich das Landgut eines Arztes, Chaeremon, der gerade mit seinen Schülern sich am Strande erging, als der Sarg von den Wogen ans Land gespült wurde. Chaeremon will die Leiche verbrennen lassen, wie ein der Todten mitgegebener Brief verlangte. Darüber erscheint ein Schüler des Arztes, jung an Jahren, alt an Weisheit, der bald erkennt, daß die Todte noch lebe und ihr erstarrtes Blut, indem er an vier Stellen brennende Fackeln nahe bringen läßt, wieder in Wallung versetzt. Durch eine weitere Therapie gelangt sie zu vollem Bewußtsein und bestätigt die Diagnose des ausgezeichneten Candidaten. Chaeremon adoptirt die zum Leben Erweckte und macht sie zur Priesterin der ephesischen Diana.

Inzwischen war Apollonius in Tarsus gelandet und hier übergab er sein Töchterchen, das er Tarsia nannte, sammt der alten Amme Lycoris an den Gastfreund Strangulio und dessen Weib Dionysias, damit sie es mit ihrem Mädchen erzögen; er selbst schwur, sich nicht Bart, Haar und Nägel schneiden zu lassen, ehe er Tarsia verheiratet, und segelte weiter in das Land der Einsiedler, nach Aegypten. Tarsia wächst im Hause des Strangulio heran, ohne zu ahnen, daß sie nicht dieses Tochter, bis die Amme Lycoris auf dem Sterbe-

Digitized by Google

bette ihr Name und Schicksal ihrer Eltern enthüllt. Tarsia aber war zu blühender Schönheit gediehen und das war ihr Verderben. Denn dadurch erregte sie die Eifersucht der Dionysias, deren Tochter eben so häßlich wie Tarsia schön war. Dionysias bestellte einen Mörder, der sie am Gestade des Meeres erdolchen sollte. Schon zückte dieser den mörderischen Stahl, da erscheinen Seeräuber, bringen das Mädchen auf ihr Schiff und führen sie einer neuen Reihe von Gefahren entgegen. Die Bürger von Tarsus aber glauben der lügnerischen Dionysias, welche das Gerücht verbreitet, daß Tarsia eines natürlichen Todes gestorben, und setzen ihr am Strande des Meeres ein Denkmal.

Tarsia wurde von den Seeräubern nach Mitylene gebracht und hier als Sclavin feilgeboten. Ein Leno und der Fürst Athenagoras bieten um die Wette auf sie. Als der Fürst den reichen Kuppler nicht mehr überbieten kann, denkt er, wenn sie in dem Lupanar ausgeboten würde, zuerst bei ihr einzutreten. Das gelingt. Aber Tarsia weiß ihn durch die Erzählung ihrer Schicksale so tief zu rühren, daß er mit Thränen in den Augen sie unberührt verläßt; er erinnert sich seiner Tochter, die einmal ein gleiches Los treffen könne. Und so gelingt es ihr auch, das Herz der Andern, die nach Athenagoras bei ihr eintreten, zu gewinnen. Sogar der Director des öffentlichen Hauses fühlt Mitleid mit dem armen Mädchen und gestattet, daß sie die Summe, welche sie dem Leno abliefern muß, auf anständige Weise durch künstlerische Productionen gewinne.

Apollonius kommt nach vierzehn Jahren in die Stadt Tarsus zurück, um bei Strangulio seine Tochter abzuholen, vernimmt hier ihren angeblichen Tod und verfällt in maßlose Verzweiflung. Ein Sturm treibt sein Schiff nach Mitylene, wo gerade ein Fest des Neptun gefeiert wird; er ahnt nicht, daß auf dem Markte dieser Stadt die vielbeweinte Tarsia ihre Künste treibt, durch die sie den Kaufpreis für ihre Unschuld täglich sich erwerben muß. Während Apollonius seinen Schiffsgefährten erlaubt, an dem Festtag sich gütlich zu thun, verbirgt er sich selbst im unteren Schiffsraum und begehrt zu sterben. Kein Diener darf ihm nahen, will er nicht, daß ihm seine vier Glieder gebrochen werden. Da bemerkt der Fürst der Stadt Athenagoras, der Tarsia seit jenem Tage wie seine Tochter liebt, das prächtige Schiff und kommt es zu besichtigen. Er hört von seinem trauernden Besitzer, den kein Sclave selbst nicht um zwei Goldstücke aufs Verdeck zu rufen wagt; denn für zwei Goldstücke sind nirgends vier Glieder zu kaufen. Athenagoras steigt hinab zu dem Trauernden und wendet umsonst alle Künste der Ueberredung an, ihn zu neuer Lebensfreudigkeit zu erwecken. Da denkt er an Tarsia. Sie, das gelehrte und kunstsinnige Mädchen wird den Lebensmüden zu trösten wissen. Gedacht, gethan. Tarsia wird gerufen, steigt hinab zu dem armen Duldner und beginnt einen Räthselwettstreit, der ihn, den glücklichen Räthsellöser, erfreuen soll. Umsonst. Ja er mißhandelt das ihm wohlwollend zusprechende Mädchen. Da sie ob dieser Mißhandlung in Klagen ausbricht und weinend ihre Geschichte erzählt, fällt ihr Apollonius unter Thränen um den Hals; er hat seine Tochter wiedergefunden. Der Fürst Athenagoras wird des

Digitized by Google

Apollonius' Eidam, der habsüchtige Leno wird verbrannt, die Hetären werden aus der Sclaverei entlassen und dem Apollonius eine eherne Statue gesetzt.

Als er über Tarsus nach Hause reisen will, erscheint ihm ein Engel im Traume, der ihn mahnt, mit Tochter und Eidam in Ephesus zu landen und den Tempel der Diana zu besuchen. Hier findet er seine Gattin im Glanze priesterlicher Hoheit und jungfräulicher Schönheit wieder und wird von ihr erkannt. Unter großem Jubel der Epheser gehen alle zusammen zu Schiff. Athenagoras wird König von Tyrus, Apollonius besteigt den Thron von Antiochien. Strangulio und Dionysias werden gesteinigt. Hierauf fährt Apollonius mit seiner Frau zu dem alten Archistrates nach Cyrene, dessen Reich sie zu gleichen Theilen erben. Der arme Fischer, der ihm einst die Hälfte seines Mantels geschenkt, erhält reichliche Gaben, sowie der Bote, der ihm des Antiochus' Tod zuerst gemeldet. Apollonius lebt dann 74 Jahre mit seiner Frau als Herrscher über Tyrus, Antiochia, Cyrenaica und bringt seine Geschichte selbst zu Papier, wovon er ein Exemplar im Tempel zu Ephesus, ein anderes in seiner Bibliothek niederlegt.

Die Grundmotive und Situationen, welche den Hauptfonds des griechischen Romans bilden, finden wir ziemlich vollständig in diesem beisammen. Die Vereinigung Liebender, ihre Trennung und endliche Wiedervereinigung sind die gleichförmigen Abschnitte der gleichförmigen Erzählung, die durch das Triebrad des Zufalls bald in retardirtem bald in accelerirtem Tempo, aber stets geradlinig verläuft. Das Mittel der Darstellung, durch episodische Verflechtung der Begebenheiten diese nach dem Grade ihrer Wichtigkeit wie durch Accente abzustufen und die Aufmerksamkeit des Lesers vor Zersplitterung zu wahren, hat der Dichter nicht versucht, so nahe die Anwendung dieses Motives bei dem ersten Abenteuer, das von der Reihe der folgenden in der vorliegenden Darstellung sich gänzlich ablöst, liegen mochte. Das Interesse ist dadurch ein getheiltes und nur einen Rest erübrigt der Leser für jene Gestalt, die in schärferem Umriß von den schattenhaften und leblosen Figuren ihrer Umgebung sich abhebt und Töne natürlicher Wahrheit anschlägt, die in unseren Herzen einen Widerhall finden, wir meinen Tarsia. Sonst ist nirgends eine Charakteristik auch nur versucht. Es begegnen nur Marionetten, neben vielen kreuzbraven Leuten einige böse. Jene Seite, welche dem modernen Roman seinen besondern Reiz verleiht, der realistische Zug, der in detaillirter und behaglicher Ausführung die verschiedenen Seiten des Lebens abbildet, tritt ganz zurück. Nur an einer Stelle, die für die Geschichte der Medicin nicht ohne Interesse ist, da, wo erzählt wird, durch welche Diagnose der junge Arzt den Scheintod constatirt und welche therapeutischen Mittel er zur Wiedererweckung der todt Geglaubten angewendet, finden sich Ansätze zur Kleinmalerei, aber gewiß weniger, um einer künstlerischen Absicht zu dienen, als um die Gelehrsamkeit des Erzählers zu zeigen.

Digitized by Google

Man würde demnach vergeblich nach dem Typus einer bestimmten Zeit in diesem Romane, wie in allen anderen, suchen. Ueber die Schilderung des alltäglichen Lebens in seinen einfachen, allgemein gültigen Verhältnissen geht kein Zug hinaus.

Aber vielleicht war es gerade das, was die Langlebigkeit dieser Erzählung und ihre kosmopolitische Verwendung begründete, wie ja auf diesem Grunde die Expensivkraft der neueren griechischen Komödie beruht, die durch Vermittlung der lateinischen Nachbildungen eines Plautus und Terentius bis in die modernen Litteraturen hereinreicht, und wie ja die Verbreitung des Märchens, weil sein Inhalt ein allgemein menschlicher ist, weder zeitliche noch räumliche Schranken, nicht Weltmeere, nicht Verschiedenheit der Religion, Cultur und Sprache zu hemmen vermögen.

Die vergleichende Sagenkunde, eine echt deutsche Disciplin, die mit den Haus- und Kindermärchen der Gebrüder Grimm ihren Anfang nimmt, hat dieser Märchen- und Erzählungswelt gegenüber eine doppelte Aufgabe, die Aufgabe der Chemie, welche die zusammengesetzten Körper in ihre Elemente zerlegt. Die Elemente sind die einfachsten Verhältnisse in Familie und Gesellschaft, Eltern und Kinder, Mann und Frau, Liebende und Geliebte, Freund und Feind, König und Unterthan, Herr und Knecht; die Kräfte, welche den chemischen Proceß der Verbindung einleiten und bewirken, sind die einfachsten moralischen Qualitäten, Liebe, Haß, Neid, Undank, Treue, Falschheit u. s. w. Die Combination dieser Verhältnisse und Kräfte ergiebt einfachere und zusammengesetzte Geschichten, Erzählungsstoffe erster, zweiter, dritter Ordnung. Die zweite Aufgabe ist die der Naturgeschichte: sie weist die Heimat der Stoffe, ihre zeitliche und räumliche Verbreitung, die Veränderung und Vermehrung ihrer Erscheinungsformen nach. Der Nachweis ist bei vielen Stoffen trotz der stärksten Modificationen, die sie im Laufe der Zeit erfahren, indem man den Typus jeder Erzählung und ihre Grundlinien scharf im Auge behält, in überraschender Weise gelungen. Einige Beispiele aus dem Gebiete der griechischen Litteratur mögen dies bezeugen.

Die Sage von dem einäugigen Riesen, den der schlaue Odysseus blendet, welche uns zum ersten Male die Odyssee erzählt, ist allenthalben zu treffen. Sie bricht unter fremden Himmelsstrichen hervor, geht durch Jahrhunderte durch, verschwindet und taucht in ungebrochener Kraft wieder auf. Wir finden sie in französischen Romanen des Mittelalters. Sie ist in Persien und bei den Oghuziern, einem türkisch-tartarischen Volksstamm, heimisch. Sie ist bis zu den Esthen, Finnen, Norwegern vorgedrungen. Heute noch erzählen sie die Serben und Rumänier in Siebenbürgen. Der Typus bleibt, nur neue Localtöne verdecken ihn ein wenig. So erzählt das serbische Märchen (in Wuk Stephanovitsch Karadschitschs Sammlung Nr. 38, deutsche Uebers. 222—225): Eine Knabe ging mit einem Geistlichen durch einen Wald und gerieth in die Höhle eines Riesen, der Beide zu schlachten gedenkt, aber mit dem geistlichen Herrn, weil er

Digitized by Google

der fettere ist, den Anfang macht. Der Knabe blendet in der Nacht mit einem glühenden Holz den Riesen und schleicht am Morgen, in ein Widderfell gehüllt, aus der Höhle, indem er höhnend dem Riesen zuruft, er sei draußen. Der Riese reicht dem Knaben einen Stab, damit er seine Heerde treibe. Kaum hat jener den Stab erfaßt, so bleibt sein Finger daran haften. Mit dem Taschenmesser schneidet er den Finger ab und lockt den Riesen durch Rufe immer weiter, bis dieser in einen großen See hineinplumpt.

Eine ebenso reiche Wandergeschichte hat die novellistische Erzählung von den Eselsohren des Königs Midas. Dieselbe ist sogar nach Indien gelangt und in indische Sammlungen aufgenommen worden. Und wir waren überrascht, jüngst zu sehen, daß sie in der von Jülg (Innsbruck 1868 S. 182 ff.) herausgegebenen mongolischen Novellensammlung, in den Märchen des Siddhi-Kür, uns in allen wesentlichen Zügen unverändert entgegentritt. In derselben Sammlung finden sich Anklänge an die Novelle von Ibykus. Bekannt ist, in wie viele Litteraturen die schöne Sage von Polykrates und seinem Ring Eingang gefunden.

Und nun unser Roman. Es wurde erwähnt, daß er ursprünglich griechisch abgefaßt sei, und Manches deutet auf Klein-Asien als seine Heimat. Wann und wo mag die lateinische Uebersetzung, in der er auf uns gekommen ist, veranstaltet worden sein? Jedenfalls in christlicher Zeit, etwa im 6. Jahrhundert; darauf deutet der klecksartige christliche Aufputz, wie wenn ein Engel den Apollonius ermahnt, zum Tempel der ephesischen Diana sich zu begeben. Und auf germanischem Boden oder aus einer Gegend, wo germanisches Recht üblich war; denn an mehreren Stellen wird das Wort dos (Brautgeld) in deutschem Sinne, der dem römischen entgegengesetzt war, gebraucht, wie scharfsinnig W. Teuffel (im Rhein. Mus. 1872 S. 104) vermuthet. Während dieses Wort bei den Römern die Mitgift bedeutet, welche der Vater seiner Tochter mitgab, bezeichnet es nach deutscher Sitte in altgriechischer Weise den Kaufpreis (Mundschatz), um welche der Bräutigam die Braut dem Vater abkauft.

Wie dem auch sei — denn ganz unbedenklich ist die Annahme Teuffels nicht — bereits im 10. Jahrhundert wurde der lateinische Text ins Angelsächsische übertragen, und nach und nach in sämmtliche Vulgärsprachen des Mittelalters. Im 7. Jahrhundert haben wir in Bibliothekskatalogen Beweise seiner Verbreitung und daß er zu den gelesensten Büchern des Mittelalters gehörte, dafür spricht der Umstand, daß uns heute noch gegen hundert Abschriften desselben erhalten sind. Selbst ins Griechische wandelte er sich zweimal um, das erste Mal im 13., das zweite Mal aus einem italienischen Text im 16. Jahrhundert nnd heute noch lebt er im Volksmunde an der Küste Klein-Asiens (vergl. Hahn, Griech. und Albanes. Mährchen II. 240 ff.), wohin ihn die Kreuzfahrer gebracht.

Das Altfranzösische, welches durch die rasche Verwerthung und geschickte poetische Behandlung der neuesten Erzählungsstoffe sich zum Range einer Welt-

Digitized by Google

litteratur emporgeschwungen, weist nicht bloß prosaische Bearbeitungen dieses Sujets nach, sondern im Kerlingischen Epos, wie jüngst Hofmann in einem in der baierischen Akademie am 6. Mai 1871 gehaltenen Vortrage „Ueber Jourdain de Blaivies, Apollonius von Tyrus, Salomon und Marcolf" nachwies, eine höchst interessant poetische Neugestaltung auf. Und zuletzt ward noch unserem Roman die Ehre zu Theil, in dem pseudoshakespeare'schen Stücke Pericles Prince of Tyre eine dramatische Umwandlung zu erfahren (vergl. Simrock, Quellen des Shakespeare II. 163 ff.)

Es ist gewiß von hohem culturhistorischen Interesse, sich einmal an einer solchen Probe zu vergegenwärtigen, an welch' dürftiger Nahrung sich lange Jahrhunderte genügsam labten. Vielleicht wird man auch ein neues Zeugniß von der unverwüstlichen Kraft griechischen Geistes darin erblicken, daß selbst dieses Product, freilich auch das einzige seiner Gattung, das früh den Weg ins Abendland gefunden, so unvergleichliche Erfolge zu erringen und zu behaupten vermochte.

Wilhelm Hartel.

Die Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph I.

(Geschichte Oesterreichs vom Ausgange des Octoberaufstandes 1848, von Joseph Alexander Freiherrn v. Helfert. III. Band. Prag 1872.)

Wer mit der Natur geschichtlicher Ueberlieferungen bekannt ist, der weiß nur zu genau, wie kurz das Gedächtniß des Menschen ist, und wie Erinnerungen, die nicht auf dem festen Grunde der Schrift ruhen, verschwinden und, was vielleicht noch schlimmer ist, sich verwandeln. In einem Zeitraume von 25 Jahren erlebt die Ueberlieferung Metamorphosen von so ausgedehnter und verführerischer Art, daß man die Wahrheit der Dinge nur noch mit dem Messer der Kritik zu finden vermag. Schlimm genug, wenn es dann an Aufzeichnungen, Tagebüchern, Memoiren fehlt, aus denen die handelnden Menschen studirt werden können. Selbst die amtlichen Acten vermögen nicht ganz diesen Mangel zu ersetzen. In unserer österreichischen Litteratur ist der Abgang von Quellen dieser Art in den allerwichtigsten Epochen der Geschichte leider zu bemerken. Man denke, was über die große Zeit der Freiheitskriege von preußischen, französischen und englischen Zeitgenossen an Aufzeichnungen vorliegt: Staatsmänner und Generäle wetteiferten, aus der Vergangenheit mitzutheilen, was irgend den Pulsschlag der großen Nationen in diesem Augenblicke zu bezeichnen geeignet war. Wie dürftig steht dagegen die österreichische Ueberlieferung da; von maßgebenden Personen ist so gut wie gar nichts aufgezeichnet worden.

Digitized by Google

Männer, wie Hormayr, erfüllten die widerwillige Bestimmung, durch ziemlich antiösterreichische Auslassungen die Ehre der österreichischen Geschichtslitteratur retten zu müssen. Dreißig Jahre später, da in Oesterreich ein höchst denkwürdiger innerer Kampf um Nationalität und Verfassung zugleich mit den schwierigsten Complicationen auswärtiger Politik entsteht, sieht es zwar ein wenig besser aus, aber für Aufbewahrung historischer Erinnerungen sind auch jetzt mit einzelnen Ausnahmen fast nur die geschlagenen Parteien thätig. Die Schütte, Klapka, Görgey u. s. w. müssen das Geschäft besorgen, welches die zumeist eingeweihten, die maßgebenden Factoren der Entwicklung verschmähen. Will man es kurz und in artiger Weise bezeichnen, woran dieser Mangel liegt, so müßte man sagen, das historische Interesse, das geschichtliche Selbstbewußtsein ist bei unseren Staatsmännern und Generälen nicht in jenem vielleicht unbescheiden erscheinenden Maße entwickelt, wie bei den Napoleons, Marmonts, Clausewitz, Knesebecks, Gneisenaus, und des Russen Toll nicht zu vergessen, den Steins, Arndts bis auf Varnhagen herab u. s. w.

Indessen dürfte es mit dem Vorhandensein gleichzeitiger Aufzeichnungen glücklicher Weise auch in Oesterreich nicht einmal so schlimm bestellt sein, als es den Anschein hat. Manches mag existiren, was von Familien oder von Archivsvorständen sorgfältig verschlossen und geheimgehalten wird, und was man vielleicht nur besonders vertrauenswürdigen Personen mittheilen mag. Freilich wird dann wieder die Frage, welches Geistes Kinder den Nachkommen berühmter Staatsmänner oder Generäle so nahe stehen, daß ihnen die Papiere anvertraut werden können, für die Form der Ueberlieferung nicht gleichgiltig sein und es wird sich naturgemäß die spätere Geschichtsforschung auch wieder der Frage nicht entschlagen können, durch wen und wie hat man uns die Aufzeichnungen der Zeitgenossen übermittelt.

Wie dem auch sei, bei dem großen Mangel, welcher in dieser Beziehung über die wichtige und für Oesterreichs Geschichte so tief einschneidende Epoche des Jahres 1848 an authentischen Quellen überhaupt herrscht, dürfen wir keinen Augenblick mit der vollen Anerkennung gegenüber solchen Publicationen zurückhaltend sein, die aus zeitgenössischen Aufzeichnungen eingeweihter und mithandelnder Personen Mittheilungen machen; und wir sprechen es mit voller wissenschaftlicher Dankbarkeit aus, daß sich Freiherr v. Helfert ein großes Verdienst erworben, indem er die ihm zu Gebote stehende Gelegenheit mannhaft benützte, Forschungen auf einem Gebiete anzustellen, welches bisher brach gelegen.

Freiherr v. Helfert brachte zu seiner Arbeit eine Eigenschaft mit, welche seine Mittheilungen noch werthvoller machen konnte, wenn er dieselben ohne jeden Zwang zur Geltung gebracht hätte. Er ist selbst Zeitgenosse, er spielte bei den sich entwickelnden Ereignissen eine Rolle, er stand den wichtigsten und bedeutendsten Persönlichkeiten der Handlung nahe, er wurde von den letzteren in hohem Grade geachtet und erfreute sich eines für sein damaliges Lebensalter wahrlich seltenen Vertrauens. Ein Mann, aus bürgerlichen Kreisen empor-

Digitized by Google

gekommen, mit den Verhältnissen Oesterreichs vertraut, als guter Redner angesehen, in entscheidenden und für den Ehrgeiz eines jungen Mannes verlockenden Fällen durch Besonnenheit und Zurückhaltung ausgezeichnet, in der heute gewiß verwunderlichen Lage, einen Ministerposten zwei Mal ausgeschlagen zu haben — Alles in Allem ein historisch wichtiger Mann, der sich jetzt entschlossen, die Zeit seiner Wirksamkeit zu beschreiben.

Man muß es in der That auf das Tiefste bedauern, daß Herr v. Helfert nicht den Muth gehabt hat, die Form von Memoiren zu wählen, in welcher er ein viel vollständigeres, freieres, charakteristischeres Bild der Zeit entwerfen konnte. Indem er in der Lage gewesen wäre, seine eigenen Erinnerungen mit denen, die er heute aus werthvollen Papieren schöpfte, zu verbinden, indem er sich ungescheut den Stimmungen hätte hingeben können, welche ihn und die, die ihm nahe standen, damals beherrschten, wäre eine Publication entstanden, welche man für alle Zeiten zu den Quellen hätte zählen müssen. Sein Buch würde den Werth eines zeitgenössischen Denkmals behalten haben, wenn es jetzt das Schicksal jeder darstellenden Geschichte theilen, vielleicht nur zu bald theilen wird, antiquirt, durch weitere Forschungen überholt, bei Seite gelegt und zu den todten Bibliotheksschätzen gestellt zu sein. Es ist natürlich hier nicht unsere Sache, zu untersuchen, warum sich Herr v. Helfert die Form der Memoiren entgehen ließ; es ist wahr, es gehören dazu manche schriftstellerische Eigenthümlichkeiten, die nicht Jedermann gegeben sind, wir wissen recht gut, daß man einen Sully nicht bloß deßhalb heute mit Vergnügen liest, weil er wichtige Nachrichten hat, und jedenfalls muß es Herrn v. Helfert selbst überlassen bleiben, mit der Form seiner Geschichtsschreibung zu Rathe zu gehen; die späteren Historiker dagegen werden unter allen Umständen mit gleicher Dankbarkeit die schönen Brosamen auflesen, welche von dem Tische seiner Kenntniß über die Vorgänge des Winters 1848 herabfallen.

Es ist schon der dritte Band des umfangreichen Werkes, in welchem Freiherr v. Helfert endlich zu den entscheidenden Tagen der Thronbesteigung des Kaisers Franz Joseph I. gelangt. In den beiden früheren Bänden sind die Octoberereignisse besprochen. Nicht diese sind es, welche dem Geschichtschreiber der Zeit dereinst große Schwierigkeiten bereiten werden. Wenn man von den etwas dunklen Wegen der Entstehung des Aufstandes und von den der Criminalgeschichte angehörigen und von der Militärjustiz möglichst unentschleiert gelassenen Ereignissen absieht, so bieten weder die Charaktere der Personen, noch auch ihre Handlungen sehr viel Räthselhaftes dar. Die militärische Action war ebenfalls ziemlich einfach und die Operationspläne liegen in voller Klarheit vor; man hat auch gerade nach dieser Seite hin am wenigsten verschwiegen und zu verschweigen gehabt. Ueber die Bluturtheile und Freiheitsstrafen, welche die Martialgesetze mit sich brachten, werden sich vielleicht manche Nuancen der Darstellung bei verschiedenen Geschichtschreibern ergeben, aber im Ganzen wird sich schwerlich viel Grund zu Streitigkeiten finden. Eine kecke Erhebung gegen

Digitized by Google

die Staatsgewalt, welche in der Unklarheit ihrer Ziele mehr als ein gräßlich kindisches Spiel, denn als ein ernster Bürgerkrieg erscheint, wurde in einer Weise gedämpft, die dem Historiker so bekannt ist, wie das tägliche Brot, und Phrasen dieser oder jener Richtung bei dergleichen Gelegenheiten zu machen, wäre bei dem heutigen Stande unserer Geschichtswissenschaft fast ganz unmöglich geworden. Wir werden jener Darstellung solcher Dinge gewiß am meisten den Vorzug geben, welche das Nöthige einfach, treu, thatsächlich und würdig anführt und wir können es allerdings bedauern, wenn der Geschichtschreiber sich unnöthig in eine polemische Breite gegenüber allen möglichen und unmöglichen Urtheilen und Auslassungen des Augenblicks einläßt, wie dies in dem vorliegenden Werke besonders in Betreff Robert Blums geschieht; aber natürlich, das ist kein Gegenstand, bei welchem die Forschung im Ganzen zu verschiedenen Resultaten gelangen wird.

Es ist auch nicht dieser allerdings recht ausführliche Abschnitt des umfangreichen Werkes, der unsere Wißbegierde am meisten erregte, vielmehr gestehen wir offen, daß wir in diesem Theile zuweilen mit der Hand gelesen haben, wenn uns eine lange Seite von Untersuchungsacten nach der anderen entgegenstarrte; und immer wieder war der Wunsch erwacht, Herr v. Helfert hätte lieber Memoiren geschrieben, in denen er so Vieles hätte unerwähnt lassen können. Mit ganz anderem Interesse dagegen haben wir die Partien über das Aufkommen Schwarzenbergs und Stadions, über die Stellung Windischgrätz' zu den politischen Verhältnissen des Hofes und des Reiches, die Vorgänge im Reichstag seit dem kaiserlichen Patent vom 22. October, die Kremsierer Verhandlungen, vollends aber die Abdankung des Kaisers Ferdinand und die Thronbesteigung des jungen Kaisers verfolgt.

Man freut sich, mitten in der politischen Misere von Halbheiten den Mann zu sehen, der mit staatsmännischem Geiste einherschreitet und, ein klares Ziel vor Augen, die Wirren der politischen und nationalen Leidenschaften zu lösen unternimmt. Das war Graf Stadion, der mit Fürst Felix Schwarzenberg das Ministerium der Thaten bildete. Wir erkennen, daß in dem neuen Premier Fürst Schwarzenberg eine bedeutende, gewaltige Kraft das Ruder des bedrohten Staates ergreift, wir finden aber auch nicht ohne Ueberraschung den damals verhaßtesten der Generale, den Fürsten Windischgrätz, als einen Mann von großer politischer Einsicht, von durchaus klaren Zielen sich emporheben. In der That, alle Jene, welche Herrn v. Helfert mit ihren Familienpapieren unterstützten, müssen erkennen, daß auch hier die genauere Kenntniß der Menschen ihnen selbst nur zum Vortheile gereichte. Aber nicht in Betreff aller dieser Personen können wir uns vom Standpunkt der Geschichtswissenschaft mit dem, was Helfert bietet, für beruhigt erachten. Seine Studien sind bei weitem nicht umfassend genug, um ein abschließendes Urtheil zu gestatten. Fürst Felix Schwarzenberg wird schwerlich aus den letzten drei oder vier Jahren seiner Wirksamkeit beurtheilt werden können, und doch kann das, was die einzige

Digitized by Google

vorhandene Biographie des Staatsmannes leistet, kaum für etwas mehr als für eine Familienbescherung gelten. Auch Herr v. Helfert fühlt, daß die geistige und politische Entwicklung Schwarzenbergs in Italien zu suchen sei, er zeigt ihn auf seinem Gesandtschaftsposten in Turin, er macht bei dieser Gelegenheit, wie er ja überhaupt gerne polemisirt, einige Bemerkungen gegen das Buch von Springer, aber eigentlich erfahren wir von der Entwicklung und Thätigkeit Schwarzenbergs vor dem Jahre 1848 doch nichts, was man nicht schon wüßte. Quellen über diese frühere Periode Schwarzenbergs hat Herr v. Helfert offenbar nicht aufgesucht; auch aus den Kriegstagen an der Seite Radetzky's und über die berühmt gewordene Mission nach Innsbruck ist nur das längst Bekannte wiederholt. Wir machen in dem ausführlichen Buche die Bekanntschaft des gewaltigen Staatsmannes doch erst im October 1848 und wir werden bei dieser ersten Begegnung nicht in die Lage gesetzt, den Mann in seinem Herzen kennen zu lernen.

Es ist bedenklich, eine so specielle Geschichte verfassen zu wollen, wenn man den Hauptheldeu weder nach seinem politischen, noch nach seinem religiösen Glaubensbekenntniß auch nur einigermaßen zu bezeichnen vermag. Das kann uns indessen nicht weniger zu Dank verpflichten für das, was wir über Schwarzenbergs Wirksamkeit seit dem October erfahren. Er befindet sich bei der Armee in Wien und gehört zu den, wie es scheint, nicht zahlreichen Officieren, die da wissen, daß zahlreiche Truppencontingente Ordre haben, die zweifelhaft gewordenen Regimenter der Wiener Garnison zu ersetzen oder zu verstärken und im Anmarsche sind; daß aber Windischgrätz selbst heranrücken würde, ist ihm am 8. noch nicht bekannt. Fürst Felix steht zwar mit seinem Schwager, dem Fürsten Windischgrätz, in intimstem Verkehr, aber den ganzen Actionsplan. wie er bereits feststeht, kennt er nicht. Schwarzenberg erscheint in dieser Zeit überhaupt noch nicht unter den vollständig eingeweihten Personen. Ueber die Abreise des Kaisers Ferdinand von Wien ist ihm so wenig Sicheres bekannt, als man überhaupt im Lager des Schwarzenberg-Gartens weiß. Fürst Felix ist ungewiß, wo sich der Kaiser hinwenden wird und er setzt mit Recht voraus, das Windischgrätz dies besser wissen möge. „Ueberhaupt", sagt er einmal, „setze man alle Hoffnungen einzig und allein auf Windischgrätz."

Und in der That, es ist eine ganz außerordentliche Rolle, welche Windischgrätz zugefallen war, und bei welcher er politischen Fernblick zeigte und Klugheit und Energie an den Tag legte. Man wird nicht ohne Ueberraschung das Folgende lesen, was in Herrn v. Helferts Anmerkungen bei Gelegenheit der Ernennung des Fürsten Joseph Lobkowiz zum Generaladjutanten des Kaisers Ferdinand mitgetheilt ist. Nach der Rückkehr des Letzteren von Innsbruck nach Wien trug man Sorge, demselben einen Mann zur Seite zu geben, welcher ihn vor weiteren Zugeständnissen zu schützen geeignet wäre. Man wird wirklich an die Zeiten des dreißigjährigen Krieges erinnert, wo die militärische Welt sich gleichsam aus dem gewöhnlichen Geleise der Dinge herausstellte und eine eigene

Digitized by Google

politische Macht geworden war. Es war wieder Fürst Windischgrätz, der den neuen Generaladjutanten des Kaisers ernannte, instruirte und nach Wien beorderte am 28. August, indem er zu ihm sagte: „Du kommst in eine äußerst schwierige Stellung, die Du, obgleich sie nicht beneidenswerth ist, nicht ausschlagen kannst. Leider sind schon so viele Fehler geschehen, die nicht mehr gut zu machen sind; allein die Regierung steht auf einem so lockeren Boden, daß es in kürzester Zeit zu einer Revolution kommen muß, wo es sich vorerst nur darum handeln wird, die geheiligte Person Sr. Majestät des Kaisers in Sicherheit zu bringen. Vor Allem mache ich Dich verantwortlich, daß Se. Majestät keine Concessionen mehr mache, und wenn selbst der brave Latour eine solche verlangen sollte, der es gewiß sehr gut meint, aber durch die Ereignisse der letzten Zeit und durch den Reichstag ganz verblendet, man möchte sagen, ganz verwirrt ist. Sobald Du bemerken solltest, daß man auf eine Concession dringt oder daß die Person des Kaisers auf irgendeine Art in Gefahr kommt, so nimm so viele Truppen wie möglich zusammen und führe Se. Majestät mit der ganzen kaiserlichen Familie unter dem Schutze seiner Armee und nicht als Flucht, über Krems nach Olmütz. Dann werde ich Wien erobern, Se. Majestät wird zu Gunsten seines Neffen Erzherzog Franz Joseph abdiciren, und dann werde ich Ofen erobern."

Daß Windischgrätz und das Prager Hauptquartier nunmehr einen gesicherten Einfluß auf den Gang der Dinge hatten, ist überall zu erkennen, und die interessante Correspondenz zwischen dem Fürsten und der Kaiserin, die wir wenigstens in einigen Hauptpunkten kennen lernen, gibt Zeugniß, daß dessen Rathschläge seit dem August maßgebend geblieben waren. Ein Actenstück fehlt jedoch in Helferts Mittheilungen, durch dessen Auffindung in die vielfach noch unklaren Beziehungen erst vollkommenes Licht gebracht würde. Fürst Windischgrätz hatte für außerordentliche Fälle, wie er deren in seiner Rede an Lobkowitz im Auge hatte, gewisse Vollmachten in der Hand. Er spricht wiederholt davon, er beruft sich auch später noch, selbst als das Ministerium Schwarzenberg-Stadion schon gebildet war, auf seine ihm „eingeräumte Stellung", die ihm eine „ungeheure Verantwortlichkeit" auflade, er macht, wie wir noch zeigen werden, von seinen Vollmachten auch seinem Freunde Schwarzenberg gegenüber einen gewissen Gebrauch, er ist auch nicht der Mann, der solche Reden, wie die oben angeführte, ohne eine feste, durch die militärischen gesetzlichen Formen gesicherte Basis über seinen Mund brächte — es ist kein Zweifel, er hat gewisse Vollmachten und wird sie anwenden. Aber nun erhebt sich die Frage: wann und von wem sind dieselben ertheilt? Ist das Actenstück verloren, welches unserm streng loyal zu Werke gehenden Fürsten jene ungeheure Verantwortlichkeit, von der er wiederholt spricht, auflädet, oder ist es vorhanden und welches ist sein Inhalt? Oder beruhen etwa alle diese Vollmachten einzig auf dem kaiserlichen Handbillet, welches Langenau am 24. Juli von Innsbruck

Digitized by Google

mitnahm und über dessen Inhalt freilich auch von Herrn v. Helfert nichts Näheres angegeben wurde?

Man sieht, der Historiker wird dereinst noch manche Lücke finden, welche die Forschung auszufüllen haben wird. Vorläufig sind wir so glücklich, wenigstens über die Stellung des Fürsten Windischgrätz zur Abdankungsfrage sehr eingehende Mittheilungen erhalten zu haben.

Daß der Gedanke an eine Ersetzung des Kaisers Ferdinand I. durch seinen Neffen Franz Joseph I. seinen Ursprung in den vertrautesten Familienkreisen genommen, leuchtet so sehr ein, daß es im Interesse der ruhigen historischen Darstellung nur bedauert werden kann, wenn Herr v. Helfert auch bei dieser Gelegenheit seiner kampflustigen Natur die Zügel schießen läßt und mancherlei Ausfälle gegen Stimmen erhebt, die ja die ernste Geschichtsforschung gar nicht zu berücksichtigen hat. Wohin käme es, wenn der Historiker überall sein blankes Schwert gegen Gegner vom Leder ziehen müßte, welche als reine Eintagsfliege schon der nächste Morgen vergessen und begraben sein läßt. Heute weiß man zur Genüge, was Gerüchte des Jahres 1848 zu bedeuten hatten. Nach der Erzählung des Herr v. Helfert hätten Kaiser Ferdinands Gemahlin und die hochsinnige Mutter des Erzherzogs Franz schon nach den Wiener Mai-Unruhen in vertraulicher Weise mit einander verabredet, daß der Erzherzog Franz, da er im nächsten August das Alter von 18 Jahren und nach österreichischem Hausrecht die Volljährigkeit erreichte, seinem Oheim die Regierungssorgen abnehmen sollte. Die beiden hohen Damen hatten sich vielleicht die Sache einfacher vorgestellt, als ein Thronwechsel nun einmal in der Welt zu sein pflegt, jedenfalls war der Gegenstand, so lange er nur erst in den intimsten Kreisen besprochen wurde, kaum geeignet, vor das Forum der Oeffentlichkeit gezogen zu werden. Er nahm erst in dem Augenblicke eine greifbare Form an, wo sich Männer von öffentlicher Stellung desselben bemächtigten. Und es war Windischgrätz, der schon während des Innsbrucker Aufenthalts in das Geheimniß gezogen worden war. Allein der General konnte sich Anfangs durchaus nicht mit dem Gedanken der Abdankung Ferdinands befreunden. Erst nachdem der Kaiser wieder nach Wien zurückgekehrt war, ohne daß er vorher zu einer ihm schon damals nöthig erscheinenden militärischen Action gekommen, erst da fängt Windischgrätz an, Sorge zu tragen, daß auf alle Fälle der Thronfolger frei von jedem etwa zu machenden Zugeständniß und persönlich rein von allen Versprechungen erhalten werde. Windischgrätz verhehlt sich nicht länger, daß vielleicht nur durch eine Abdankung des Kaisers das, was er die „unverzeihlichen Fehler" nennt, rückgängig gemacht werden kann. Für den Fall der Noth übersendet Windischgrätz der Kaiserin sogar die Entwürfe zu dem Acte der Abdankung und spricht sich nun ziemlich häufig und sehr offen über diese Frage aus. Wie weit das Ministerium, wie weit Wessenberg von allen diesen Dingen unterrichtet waren, hat Herr v. Helfert nicht angegeben, gewiß ist nur, daß mit dem Ministerium Schwarzenberg-Stadion die Abdankungs- und Thronfolgeangelegenheit

Digitized by Google

endlich auf den gewöhnlichen, aber in sorgfältigem Geheimniß betretenen, amtlichen Weg gelangte. Was seit diesem Augenblicke sich zutrug, welche Persönlichkeiten nunmehr besonders thätig waren, wie man sich einiger Sorgen um die Fragen des ungarischen Staatsrechts in dem vorliegenden Falle nicht ganz entschlagen konnte, wie der frühere siebenbürgische Hofkanzler zu Rathe gezogen, wie er sich dem Projecte entgegengestellt und wie endlich die Energie Schwarzenbergs alle sich noch zuletzt aufthürmenden Hindernisse beseitigte — in allen diesen Punkten war man auch schon früher nicht ganz ununterrichtet, und es wäre vielleicht hier etwas schwieriger gewesen, noch weitere Einzelheiten mitzutheilen. Eines aber muß unser großes Erstaunen erregen. Gerade der Mann, welcher zuerst in das Geheimniß gezogen worden war, Fürst Windischgrätz, war nach der Besiegung des Wiener Aufstandes und nachdem die Pacification von Ungarn eine beschlossene Sache war, durchaus nicht mehr so unbedingt für die Abdankung, als Schwarzenberg. Vielmehr kostete es bis zuletzt Mühe, den Fürsten in die Bahnen des neuen Premierministers zu lenken, und die Unterhandlungen zogen sich längere Zeit hinaus, so daß der Act selbst später stattfand, als man ursprünglich offenbar beabsichtigte. Von den Besprechungen, welche zwischen Windischgrätz und dem Ministerium über die an das Ereigniß sich nothwendig anknüpfenden Fragen über die Regierungsform stattfanden, unter welcher das neue Kaiserthum zu inauguriren sein möchte, konnte Herr v. Helfert natürlich keine Mittheilungen machen, aber Alles, was aus dieser Zeit vorliegt, beweist, daß die Harmonie zwischen Schwarzenberg und Windischgrätz nicht groß war. Wir sehen bloß aus den mitgetheilten Acten, daß Schwarzenberg seinen Schwager mit den diplomatischesten Liebenswürdigkeiten überschüttet, um den rauhen Ton zu mildern, in welchem der Krieger seine Depeschen schreibt, wir sehen mancherlei Rauch, aber das Feuer hat Herr v. Helfert bei seinen Forschungen nicht vermißt, oder er hat es nicht gesucht oder nicht entdecken zu müssen geglaubt. Mag sein, daß uns die nächsten Bände noch manche Aufklärungen bringen, die wir jetzt vermissen, aber wir sind weit entfernt, auf diese Lücken ein so großes Gewicht zu legen, daß wir in den Verdacht jener Kinder kämen, welche sogleich die ganze Hand fordern; wir möchten jedoch den dankbar angenommenen Finger nur nicht für die Hand ansehen.

Und daß wir dies ausdrücklich erwähnen, hat seinen Grund eben in der nicht ganz begründeten Form der Darstellung. Als ein abschließendes geschichtliches Specialwerk vermögen wir die Darstellung bei allem willig anerkannten Verdienste nicht gelten zu lassen.

Wo der Anspruch auf ein eigentliches Geschichtswerk heutzutage erhoben wird, da muß man in erster Linie nach den Quellen fragen, und mit welcher Vollständigkeit diese benützt sind. Nun könnte auch nicht der leiseste Zweifel darüber aufkommen, daß die Hauptquellen dieses Werkes eben nur genommen wurden, wie sie sich zufällig von dieser oder jener Seite dargeboten haben. Daß hiebei mit systematischer Kritik vorgegangen wäre, könnte nicht behauptet

Digitized by Google

werden. Wir hatten zuverlässig in dem umfangreichen Werke Nachrichten erwartet über den bekanntlich begrabenen oder verschwundenen Nachlaß von Radetzky. Es erscheint fast unbegreiflich daß ein hervorragender Mann an eine Geschichte seiner Zeit zu gehen vermag, ohne Auskunft darüber zu geben, wo die Papiere der allerbedeutendsten Person der ganzen Epoche liegen, und ob sie benutzt werden könnten. Auch von anderen Seiten mangeln die Quellen dem Werke Helferts. Ob er Papiere der Familie Bruck benützt, hat er nicht bemerkt. Ob endlich ein kritisch abgeschlossenes Werk überhaupt in diesem Detail geliefert werden könnte, ohne entweder persönliche oder schriftliche Mittheilungen Bachs zu besitzen, muß billiger Weise bezweifelt werden.

Während nun das, was man wünscht, freilich nicht vollständig gegeben werden konnte, findet man dagegen sehr Vieles, was man lieber nicht wünschte. Der Verfasser unseres Werkes hat eine sehr genaue Kenntniß der publicistischen Litteratur von Oesterreich und besonders von Wien, aber eben nur von Oesterreich. Ein kritischer Geschichtsforscher würde den größten Theil des Plunders, welchem Herr v. Helfert eine bis in das Minutiöseste gehende Aufmerksamkeit geschenkt hat, gleich nach einmaliger Durchsicht unter den Tisch geworfen haben. Dagegen kann man die Ereignisse des Jahres 1848 nirgends ohne die fleißige Benutzung der auswärtigen und besonders englischer Journale schildern. Diese sind eine Hauptquelle für den continentalen Wirrwarr, wie es die jetzt noch nicht benutzbaren englischen Gesandtschaftsrelationen auch dereinst sein werden. Daß Herr v. Helfert die englischen Zeitungen aus dieser Zeit gar nicht kennt, hat ihn zwar nicht um eine Thatsache ärmer gemacht, aber um eine Anschauung betrogen, welche der Geschichtsschreiber nicht ignoriren konnte.

Herr v. Helfert — wir wollen es offen gestehen — hat von geschichtlicher Objectivität eine etwas andere Meinung, als andere Historiker. Er denkt, es liege hauptsächlich daran, einmal die Einen und dann die Andern reden zu lassen, er meint, die Objectivität werde recht hervortreten, wenn der zeitgenössische Unsinn überall unter das Aristotelische mittlere Maß gebeugt worden ist. Bei dieser kritischen Methode sehen wir den Verfasser in einem fortwährenden Handgemenge mit allen möglichen und unmöglichen Behauptungen, Parteileidenschaften, Thorheiten, Unverschämtheiten der Zeit, die er schildert; dabei kann er sich doch nicht ganz jedes Aergers enthalten und erbost sich zuweilen gegen den „Radicalen" oder „Studentencourier", schließt einen Bund mit „Hans Jörgel" und klagt uns dann wohl auch sein Lied, daß ihn ein oder das andere obscure Blatt den „Chorknaben des Centrums" genannt habe. Und wozu dies Alles? Wir denken uns die Historie gern als einen über den Sachen hinschwebenden Adler, jene Methode dagegen wird den Eindruck nicht verfehlen, daß sich die Muse bei ihrer kritischen Wanderung über und über mit Straßenkoth beschmutzt habe.

Wie ganz anders ließe sich urtheilen, wenn Herr v. Helfert seinen Erfahrungen und Kenntnissen von dieser Epoche in Memoiren hätte Rechnung

Digitized by Google

tragen wollen, er würde dann Gelegenheit gefunden haben, alles zu sagen, was er vielleicht auf dem Herzen gehabt. Irren wir nicht, so könnte man auch den Styl des Geschichtswerkes mit dem von Memoiren am besten vergleichen. Herr v. Helfert bewegt sich frei in der Darstellung, es steht ihm immer eine Masse von Gedanken zu Gebote, die aber mit mehr Glück in Tagebüchern Verwendung fänden: etwa wenn der Verfasser den Plutarch herbeizieht, um zu sagen, daß er jetzt eine Vergleichung von zwei Personen machen werde, oder wenn ihn der Postmeister von Lochwitz zu der Bemerkung bestimmt, daß die Postmeister nicht bloß in der französischen Revolution ihre Rolle spielten. Daß die Abdankung des Kaisers Ferdinand einen starken Reiz übte, an Karl V. zu erinnern, versteht sich wohl von selbst und auch sonst ist dieser gewissermaßen parlirenden Art der Darstellung manche nebenher gehende Anecdote zu verdanken. Hätte Herr v. Helfert sich endlich die Abfassung von Memoiren vorgesetzt, so würde nicht erst eine Entschuldigung nöthig gewesen sein, daß er und seine ganze Rede über den Kudlich'schen Antrag im Reichstag von 24. August mitgetheilt hat, während die ausführliche Breite der Referate über andere Reichsrathsreden hätte erspart bleiben können.

Wir sind nicht so unbescheiden, dem verdienstvollen Verfasser durch die voranstehenden Bemerkungen zumuthen zu wollen, daß er noch jetzt zur Darstellung von Memoiren zurückkehren könnte, aber es lag zu nahe, eine Vergleichung der beiden Stylgattungen hier zu machen, wollten wir anders dem Verfasser des Werkes volle Gerechtigkeit wiederfahren lassen.

Wien. Ottokar Lorenz.

Aus dem Leben eines Dichters.

II.

Am Schlusse des ersten Artikels sahen wir Dickens in den Besitz jenes „Todtengerippes im Schrank" gerathen, welches nach dem englischen Sprüchwort (the skeleton in the closet) sich bei einem jeden Menschen vorfindet: eine Partie des Lebens, an die man nicht gern erinnert wird. Der Leser wird auch mit uns den Eindruck erhalten haben, daß Dickens sein Schreckbild zu einer Größe anwachsen ließ, welche über die Bedeutung der thatsächlichen Ereignisse hinausgeht. Hätte er es über sich vermocht, das „Skelett" sich selbst und seinen Freunden in vollem Tageslicht zu zeigen, anstatt es im Dunkel und unter Verschluß zu halten, sicher würde es gleich anderen Gespenstern sich zu Nebel verflüchtigt, und aufgehört haben, ihm Entsetzen einzuflößen. Denn nur eigene Schuld wirft ihre Schatten in nicht verblassender Schwärze über ein halbes Menschenleben, der Eindruck von Prüfungen wird durch die Zeit

Digitized by Google

gemildert und verwandelt, Dickens aber muß die Erinnerungen seiner trüben Jugend förmlich gepflegt haben, um sie sich so lebendig und so niederdrückend zu erhalten. Es ist wohl wahr, daß, wenn er durch seine tapfere und frische Ausdauer gegenüber den Widerwärtigkeiten in den Augen seiner Bewunderer nur noch hätte gewinnen können, andererseits seine Feinde die Kenntniß jener früheren Verhältnisse benützt haben würden, um ihm Kränkungen zuzufügen, und vielleicht war es die Furcht davor, was ihm bei seiner hinlänglich bekannten Eitelkeit Schweigen auferlegte.

Er selbst sowohl wie sein Biograph bringen manchen anderen Fehler dieser hochbegabten und hochsinnigen Natur auf Rechnung der Kinderjahre. Daß er oft unsicher, scheu und sehr empfindlich war, würden Diejenigen kaum geglaubt haben, die im Gegentheil zu Zeiten an ihm übertriebenes Selbstgefühl und unduldsames Wesen wahrnahmen; allein er verfiel eben in die letzteren Unarten durch das Bemühen, jener anderen Schwächen Herr zu werden. „Es kam manchmal an ihm sogar etwas Hartes und Herausforderndes zum Vorschein, in seinen Entschließungen etwas fast Gewaltthätiges, überhaupt in seiner Natur ein gewisses Etwas, das seine Bestimmungen unabänderlich machte, mochten sie auch auf flüchtig gefaßten Meinungen beruhen; ein streng und sogar kalt sich abschließendes Selbstvertrauen Hand in Hand mit einer fast weiblichen Bestimmbarkeit und der lebhaftesten Sehnsucht nach Mitgefühl." Dergleichen Züge treten in seinem späteren Leben schärfer hervor, als „ein zweiter Schicksalsschlag" — ohne Zweifel der in seiner Ehe ausgebrochene Unfriede — seinen frohen Muth gedämpft hatte. Für immer treu blieben ihm die Empfänglichkeit für Humor und die Luft am Theater. Schon als ganz kleines Kind sehen wir ihn den Vater und dessen Freunde durch komische Gesangsvorträge unterhalten, in späteren Jahren (auch in America) entzückte er verwöhnte Privatkreise durch sein vortreffliches Spiel oder seine auf gleicher Höhe der Vollendung stehenden Vorlesungen.

In seinem späteren Schulleben fiel nichts Bemerkenswerthes vor, auch zeichnete er sich vor seinen Kameraden durch nichts aus, als durch eine unverwüstliche Munterkeit, die sich in harmlosen Possen und Neckereien äußerte. Manche von seinen Mitschülern erinnerten sich seiner als eines schönen Knaben, der seinen Lockenkopf höher trug, als Knaben es gewöhnlich thun.

Im Jahre 1827 wurde er Schreiber bei einem Sachwalter in Grey's Inn, der später in den Pickwicks und Nickleby manchen Vorfall aus seiner Kanzlei wiedererkannte. Auch hier machte sich seine Theaterliebhaberei geltend, indem er mit einem anderen Schreiber nicht nur häufiger Gast in einem der kleinen Schauspielhäuser in der Nähe war, sondern gelegentlich auch mitwirkte. Seine damaligen Gefährten waren nach seiner eigenen Schilderung „Schreiberjünglinge in ihren ersten Oberröcken, welche mit gebührender Verachtung auf die Schulbuben hinabblicken, auf dem Heimwege zusammenschießen für Würste und Porter und glauben, sie führten damit ein sehr flottes Leben." 1828

Digitized by Google

gab er diese Stellung auf und bereitete sich durch achtzehn Monate für den Beruf vor, welchem auch sein Vater einst angehört hatte: Parlaments-Berichterstatter für Zeitungen. Er eignete sich — in diesem wie in schwierigeren Fächern sein eigener Lehrer — die Stenographie an und zwar so gut, daß er darin niemals seinesgleichen gefunden haben soll. Gleichzeitig wurde er, um seinem Bedürfniß nach höherer Bildung zu genügen, ein fleißiger Besucher des Lesezimmers im Britisch Museum. Diese Zeit betrachtete er selbst als diejenige, welche ihn am meisten vorwärts gebracht habe; sie ergänzte seine mangelhafte Schulbildung so vollständig, daß er stets den Eindruck eines Mannes von gründlichem Wissen machte.

Zwei Jahre lang war Dickens Gerichtsreporter, auf das Freiwerden eines Platzes in der Journalistenloge des Parlaments wartend. Diese Prüfungsfrist wurde durch die Verzweiflung und die Entzückungen einer ersten Liebe zu dem reizenden und kindischen Original der Dora Copperfields verkürzt. Vier Jahre währte diese Neigung, ohne anderen Erfolg, als daß er um so angestrengter arbeitete und seine freie Zeit in einer Welt romantischer Träume verlebte: „Ich führte", erzählt er uns, „Bände von eingebildeten Unterredungen mit ihrer Mutter über unsere projectirte Verbindung und schrieb mehr Briefe als Horace Walpole in seinem ganzen Leben geschrieben hat, an dieselbe ehrbare Frau, um die Hand ihrer Tochter zu erbitten. Nie fiel mir auch nur im Entferntesten ein, solch einen Brief abzuschicken; aber sie zu schreiben und nach einigen Tagen zu zerreißen, war eine herrliche Beschäftigung." Er sah die Dame seines Herzens wieder, als sie vierundvierzig Jahre alt war und zuerst gemahnte die Begegnung ihn an alte Zeiten. Er schrieb: „Ich kann das Gesicht (selbst mit den 44) nicht sehen, noch die Stimme hören, ohne daß meine Gedanken mit Leidenschaft bei der Jugend und Hoffnung verweilen, die nun zu Asche geworden sind." Bei einem Besuche freilich, den er mit seiner Frau bei Dora abstattete, wo er auch das wohlbekannte Hündchen „Jip" wiederfand, ausgestopft und daher viel unveränderter als seine Herrin, da schwand die Leidenschaft und er gab eine ganz andere Schilderung seiner Jugendliebe unter dem Namen Flora in „Klein Dorrit". Er konnte dabei dem Komischen, das in der Situation lag, nicht widerstehen, bewahrte aber ungeachtet der humoristischen Einkleidung doch der einstigen Geliebten — mehr allerdings noch sich selbst als Helden dieser Episode — eine gewisse zärtliche Erinnerung.

Dickens war neunzehn Jahre alt, da er auf der Galerie des Parlaments Zutritt erhielt und mit dreiundzwanzig Jahren wurde er Berichterstatter für das „Morning Chronicle". Ungefähr um dieselbe Zeit sah er sich zum ersten Mal gedruckt in einer Monatsschrift. Er hatte das Manuskript „eines Abends verstohlen in einen dunkeln Briefkasten eines dunkeln Postbureaus in einem dunkeln Hof in Fleetstreet geworfen"; und als er seinen Beitrag in aller Pracht der Druckerschwärze wiedersah, ging er nach Westminster-Hall hinab und wan-

Digitized by Google

derte dort eine halbe Stunde lang auf und ab, „denn meine Augen waren so umflort von Freude und Stolz, daß sie die Straße nicht ertragen konnten und auch nicht geeignet waren, dort gesehen zu werden."

Eine Reihe von Jahren verging ihm in der nützlichen Zucht des anstrengenden Zeitungsdienstes, der ihm Gelegenheit zu den umfassendsten, mannigfaltigsten Erfahrungen gab, die er mit seiner scharfen und humoristischen Auffassung sich ganz zu eigen machte. Er selbst schrieb: „Keiner von Allen, die sich mit dem Zeiungswesen befassen, hat in dem gleichen Zeitraum so viel Eilwagen- und Extraposterfahrungen gesammelt wie ich. Und was für prächtige Herren hatte ich in solchen Dingen zu bedienen bei dem alten Morning Chronicle, groß oder klein, ihnen war Alles recht. In meinen Kostenberechnungen kam ein halb Dutzend umgeworfener Wagen vor auf halb so viele Meilen; ein durch eine triefende Wachskerze verdorbener Oberrock, während ich in rasch hineilendem Zweispänner nach Mitternacht meinen Bericht schrieb; ruinirte Hüte, verlorenes Gepäck, zerbrochene Wagen, zerrissenes Geschirr — Alles, nur kein zerbrochener Kopf, das einzige Ding, für welches sie nicht gutwillig Entschädigung geleistet haben würden."

Aus dieser Zeit stammen seine Londoner Skizzen von „Boz". Dieser Name, unter welchem ihn auch zuerst das Ausland kennen lernte, war eigentlich der Spitzname seines jüngsten Bruders, welchen er zuerst Moses (nach dem Vicar of Wakefield), dann, durch die Nase gesprochen, Boses nannte und endlich Boz. 1836 heiratete Dickens die älteste Tochter eines seiner Collegen am „Morning Chronicle", des feingebildeten und liebenswürdigen Mr. Hogarth. Drei Töchter dieses Mannes sind auf das Leben unseres Dichters von dem größten Einfluß gewesen. Kathe, die älteste, als seine Frau und Mutter von vier oder fünf Kindern. Von ihr hören wir bei Forster bis jetzt wenig mehr, als daß sie ihren Gatten auf allen Reisen begleitete, sogar nach America. Mary, die jüngste, war für Dickens die Verkörperung seines Ideals reiner, beinahe engelhafter Jungfräulichkeit, und der Tod verursachte ihm einen Schmerz, welchen die Zeit nicht zu verwischen im Stande war. Nach fünf Jahren schrieb Dickens, der Wunsch, neben ihr begraben zu werden, sei noch eben so lebendig in ihm, wie damals, „und ich weiß, daß er niemals verschwinden wird, denn nach meiner Ueberzeugung hat es nie eine Liebe gegeben gleich der meinigen für sie." Die Schilderung des Todes der kleinen Nell (im „Raritätenladen") griff ihn aufs Heftigste an, weil sie ihm alle Umstände bei Mary's Ende wieder ins Gedächtniß rief. Eine dritte Schwester, Georgina, blieb auch nach seiner Trennung von seiner Frau bei ihm und seinen inzwischen erwachsenen Kindern, und sie ist es, die er in seinem letzten Willen „die treueste und beste Freundin, die je ein Mann hatte," nennt. So trug jede von den drei Schwestern in anderer Weise zu seinem Glücke bei; wodurch eigentlich die Scheidung von seiner Frau veranlaßt wurde, werden wir hoffentlich im zweiten Bande des Forster'schen Werkes erfahren.

Digitized by Google

Nach seiner Verheiratung arbeitete er ausschließlich an seinen Romanen mit einer Rastlosigkeit und Ausdauer, für die wohl Wenigen die erforderliche Energie und körperliche Rüstigkeit gegeben wäre. Mit welchem Jubel „die Pickwicks" zuerst in England, dann in allen civilisirten Ländern aufgenommen wurden, ist noch in Jedermanns Gedächtniß. Doch möge eine charakteristische Anecdote hier Platz finden. „Ein Archidiaconus erzählte mir mit eigenem hochwürdigem Munde die sehr profane Geschichte von einem ernsthaften Geistlichen, der einem Kranken den Trost der Kirche gebracht hatte und seine Sache sehr gut gemacht zu haben glaubte. Als er aber das Zimmer verließ, hörte er den Kranken sagen: „„Nun, Gott sei Dank, in zehn Tagen bekommen wir wieder ein Heft von den Pickwicks."" — Das ist doch entsetzlich!"

In dieser Zeit hatte Dickens allerlei Verdießlichkeiten mit seinen Verlegern, mit denen er sorgloser Weise unvortheilhafte Contracte gemacht hatte und die sich auf seine Kosten bereicherten, bis er endlich für 2000 Pf. St. sein Eigenthumsrecht zurückkaufte, für das er 150 Pf. erhalten hatte. Abgesehen von solchen Unannehmlichkeiten scheint sein damaliges Leben sehr glücklich gewesen zu sein an der Seite einer schönen jungen Frau und mit einer kleinen Zahl treuer Freunde, in deren Kreise er nach schwerer Tagesarbeit zwanglos fröhlich sein konnte. Reiten gehörte zu seinen liebsten Zerstreuungen wenn er arbeitsmüde war: „Fünfzehn (englische) Meilen hin, ebenso viel zurück und ein Frühstück unterwegs". Bei solchen Ausflügen hatte er gern John Forster zum Begleiter und diesen lockte er oft von der Arbeit weg durch Billets, die so frisch und herzlich geschrieben waren, daß der Empfänger selten zu widerstehen vermochte. Dickens hatte eine ganz kindische Freude an Unterhaltungen in freier Luft; ein tüchtiger Spaziergang über die Haide von Hampstead und eine Cotelette mit einem guten Glase Wein in Gesellschaft eines Mannes, der auf alle seine Ideen einging, war ihm unendlich viel lieber als das glänzendste Gesellschaftsdiner, wo er „der von allen Bewunderern Bewunderte" und folglich in jedem Augenblick beobachtet und kritisirt war. Sein freundschaftliches Vertrauen zu Forster war so groß, daß er dessen Ansicht über seine Schriften einholte und annahm, die Entwicklung seiner Romane mit ihm durchsprach, mitunter nach dessen Rath Aenderungen vornahm — zum Beispiel was das Ende der kleinen Nell betraf, da es Forsters Wunsch war, sie müsse sterben — und stets dankbar dessen Unterstützung beim Correcturlesen sich gefallen ließ. Nur mit Widerstreben schloß er die Geschichte von der kleinen Nell ab, weil er glaubte, nie wieder sich in dem Grade für einen Charakter interessiren zu können. Später aber nahm David Copperfield den ersten Platz in seiner väterlichen Liebe ein. Interessant ist es, daß er ungeachtet der großen Zahl von Personen in jedem seiner Bücher Anfangs stets an zwei Erzählungen gleichzeitig arbeitete. Manchmal erwähnt er vergnügt, wie viele Seiten er geschrieben habe.

Digitized by Google

So angestrengte Arbeit und der Wechsel der Verleger, von denen jeder spätere besser zahlte als der frühere, brachten goldene Ernte. Die Familie hat jeden Sommer ihren angenehmen Aufenthalt an der Meeresküste oder sonst einem ländlichen Orte, und macht häufig kurze aber erfrischende Ausflüge in England oder auf dem Continent. Die Frau hat ihren Wagen zur Verfügung und Gastfreundschaft belebt das Haus. Eine Menge berühmter Namen begegnen wir unter den Freunden, wie Talfourd, Thackeray, Douglas Jerrold, Landseer, Ainsworth, E. Bulwer, Sidney Smith und Maclise. Ein Stich nach dem Portrait von des Letztgenannten Hand giebt uns eine deutliche Vorstellung von der damaligen persönlichen Erscheinung des Dichters, welche wesentlich von den Bildern späterer Zeit abweicht. Er war als junger Mann auffallend hübsch, und man glaubt bei dem Anblick dieses Bildes gern den Ausruf Leigh Hunts: „Was ist das für ein Gesicht unter den Salongesichtern! Es ist Leben und Seele von fünfzig Menschen darin".

Erfreute er sich des anregenden Umgangs bedeutender und liebenswürdiger Menschen, so schmückte er seinerseits diesen Kreis durch seine seltenen geselligen Gaben. „Sein Platz konnte von keinem Andern ausgefüllt werden. Dem gleichgiltigsten Gespräch gab er sein eigenthümliches Gepräge und dadurch Anziehungskraft. Es mochte ein unbedeutender Gegenstand sein: er hatte an dem Tage etwas gelesen oder bemerkt, einen originellen Einfall in einem Buche, eine lebhafte Scene auf der Gasse, eine komische Marktschreierei oder einen Ausbruch harmloser Lustigkeit — es wurde in der Darstellung einzig in seiner Art, weil er einen Theil seines Wesens hineinlegte." Dies und seine unerschöpfliche Fülle der Lebenskraft machten ihn zum angenehmsten Gesellschafter. Er hing sehr an alten Erinnerungen, wie wir auch daran erkennen, daß er sich das Haus zu Gadshill bei Rochester kaufte, das auch sein Sterbehaus geworden ist. Jenes Haus hatte der vierjährige Knabe bewundert, und sein Vater hatte ihm gesagt, durch fleißige Arbeit könne er es dahin bringen, dort zu wohnen, und dasselbe Haus gefiel noch dem Manne besser als die prachtvollen Villas an den reizendsten Orten der Erde.

Niemand vermag Glück und Ungemach in eines Anderen Seele gegen einander abzuwägen, allein dem bloßen Zuschauer will es scheinen, daß die Sympathie, Liebe und Bewunderung der späteren langen Jahre Dickens wohl für die bittern Erlebnisse entschädigt haben.

Was sehr zu seinem Glücke beigetragen haben muß, war das Bewußtsein, manche große Verbesserung in den Zuständen seiner Heimat veranlaßt zu haben. Jene Schulen, Stätten der Unbarmherzigkeit und Vernachlässigung, welche dem England jener Tage zur Schande gereichten, sind durch seine Schilderung unmöglich gemacht worden. Er reiste eigens nach Yorkshire, um sich von der Wahrheit der Erzählungen zu überzeugen, bevor er mit denselben in die Oeffentlichkeit trat. Im Gefängnißwesen, wie in der Gemeindeverwaltung gab

Digitized by Google

er den Anstoß zur Abstellung von Mißbräuchen; und vor Allem zeigte er sich stets als Kinderfreund.

Im Jahre 1841 besuchte er in Begleitung seiner Frau Schottland. Nicht bloß die litterarische Welt von Edinburgh empfing ihn mit Enthusiasmus, in einem Theater spielte das Orchester bei seinem Eintreten aus eigenem Antriebe die Melodie „Charley is my darling" (Karl ist mein Liebling). Aber ermüdet von allen Festlichkeiten schrieb er an Forster: „Die Moral von alledem ist, daß es nirgend so gut ist wie daheim, und ich danke Gott recht von Herzen dafür, daß er mir ein ruhiges Gemüth gegeben hat und ein Herz, das nicht nach vielen Leuten verlangt". Von Edinburgh aus machte er einen Ausflug ins schottische Hochland, wo der Glencoe-Paß ihm einen „furchtbaren Eindruck" machte, der „für Jahre in seinen Träumen fortleben" werde. Vom Niagra-Fall empfing er seltsamer Weise den Eindruck der Ruhe und des höchsten Friedens! Die Reise nach America wurde bald nach der Rückkehr aus Schottland projectirt, doch wollte seine Frau Anfangs nichts davon wissen, und auch Dickens selbst wurde der Abschied von der Heimat außerordentlich schwer. Wie es scheint, war das Reisen ihm nicht in dem Grade Bedürfniß, wie den meisten Menschen unserer Zeit. Er liebte wohl Veränderung und Abwechslung mit rascher, freier Bewegung verbunden, allein die rechte Wanderlust war nicht in ihm. In der Fremde fühlte er sich auch jeden Augenblick als Fremder, und indem er neue Eindrücke aufnahm, dachte er nur daran, welche Freude diese den Freunden in der Heimat machen würden. Kurz vor der Abreise hatte er eine ernste Krankheit durchzumachen, doch bald konnte er sich wieder rühmen, „ein tiefer Schläfer, ein herzhafter Esser und ein guter Lacher" zu sein.

Die Reise nach America ist in seinem bekannten Werke ausführlich genug beschrieben. Er wurde gefeiert, wie seit Lafayette kein Ausländer, aber Begeisterung, Neugier und Festlichkeiten ohne Ende müssen die Reise doch so anstrengend gemacht haben, daß man staunt, wie nicht nur Dickens selbst, sondern auch seine Frau alles das aushalten konnte. Sie konnten nicht aus dem Hause gehen, ohne daß die Leute zu beiden Seiten Barriere machten, kein Theater besuchen, ohne mit endlosen „cheers" empfangen zu werden, täglich mußten Levées gehalten und stehend Hunderten von Personen (einmal fünfhundert!) die Hand gedrückt werden. Er hatte „die Correspondenz eines Staatssecretärs und die Einladungen eines beliebten Arztes". Wollten sie schlafen, so wurden sie durch eine Serenade geweckt. Mitten in der Nacht fingen einmal zwei junge Leute auf dem Corridor vor seinem Schlafzimmer leise zu singen an von der Heimat und den fernen Freunden. Dickens war tief ergriffen; aber mitten in der Rührung brachte ihn ein Gedanke dermaßen zum Lachen, daß er die Bettdecke über den Kopf ziehen mußte: „Du lieber Himmel, Kathe", sagte er, „welche ungeheuer lächerliche und prosaische Figur müssen meine Stiefel da draußen vor der Thüre spielen!"

Digitized by Google

Wie in Schottland war er auch in America bald des Gefeiertwerdens herzlich müde und der Band schließt mit den lebhaftesten Aeußerungen der Sehnsucht nach Hause!

E. Steffens.

Fr. Kapp, Friedrich der Große und die Vereinigten Staaten von America.

(Leipzig, Quandt u Händel.)

Als vor zwei Jahrzehnten „des Zeitendranges Sturm" Schaaren rüstiger intelligenter Männer von den mitteleuropäischen Ländern weg an fremde Küsten verschlug, gab es auf der einen Seite große Befriedigung, da man wähnte, alle „unruhigen Geister" mit einem Male und für immer losgeworden zu sein, und auf der anderen Seite großes Klagen über die Einbuße des Vaterlandes an patriotischen Bewohnern, an Köpfen und Händen. Daß die eine Partei sich damals verrechnet hat, weiß sie heute selbst schon; die Ideen und die Bedürfnisse ließen sich nicht verbannen und wanderten auch nicht freiwillig aus, und die „Unruhe" theilte sich Geistern mit, welche damals noch die Ruhe als die erste Bürgerspflicht erkannt hatten. Andererseits stellt sich uns heute der Verlust nicht so groß, wie befürchtet worden, dar. Mancher ist zu Grunde gegangen, der lange Zeit irgendwo am Ufer saß, das Land der Heimat mit der Seele suchend und jeden Morgen die Botschaft erwartend, „komm schnell nach Hause, es ist wieder losgegangen, Du bist Mitglied der provisorischen Regierung" — und der über diesem eitlen Harren um die Fähigkeit kam, sich sein Brot zu erwerben; Mancher, der nie auf fremder Erde den Punkt finden konnte, um sich nützlich zu machen; dem Auslande wurde manches ärgerliche Schauspiel gegeben durch kleinliche Rivalitäten und Zänkereien und auch an Personen fehlte es nicht, welche sich durch politische Verbitterung zu wirklichem Landesverrath hinreißen ließen. Allein dergleichen Erscheinungen hat noch jede politische Emigration aufzuweisen gehabt, welche für längere Zeit der Heimat entfremdet blieb, das Verständniß für die Entwicklung der dortigen Verhältnisse verlor und doch kein aufrichtiges Interesse für das Land gewinnen konnte, welches ihr Zuflucht geboten hatte. Ja wir dürfen sogar getrost den Vergleich zwischen den deutschen, ungarischen ꝛc. ꝛc. Flüchtlingen von 1849 und den Emigranten von 1789 und anderen Perioden staatlicher Erschütterungen heraufbeschwören. Ein sehr bedeutender Theil Jener hat den Aufenthalt in fremden Ländern auf eine ihnen selbst und ihrem Vaterlande sehr nützliche Weise durch praktische politische Studien ausgefüllt, die unklaren Anschauungen, welche sie

Digitized by Google

einst in Conflict mit der Staatsgewalt brachten, an den thatsächlichen Verhältnissen und Institutionen gemessen und berichtigt und am Ende der unfreiwilligen Wanderjahre einen Schatz von Kenntnissen und Erfahrungen heimgebracht, welchen sie zu Hause schwerlich erworben haben würden. Andere sehen wir als treue und thätige Bürger ihres Adoptiv-Vaterlandes in den mannigfachsten Stellungen wirken. Insbesondere für die neuere Gestaltung der Dinge in Nord-America ist die Einwanderung seit 1848 von hoher Bedeutung geworden; unsere Landsleute haben es in der rühmlichsten Weise verstanden, dort gleichzeitig die Interessen des Staates und die ihrer Nationalität zu wahren.

Friedrich Kapp namentlich ist von Anfang an in den Vereinigten Staaten mit hoher Achtung genannt worden. Kaum der Universität entwachsen, hatte er (wenn wir nicht irren) seiner Laufbahn im Staatsdienste durch eine etwas jugendliche Demonstration gegen den Waffenstillstand von Malmöe ein vorzeitiges Ziel gesetzt. In America stand er bald überall voran, wo es galt, die deutschen Einwanderer gegen Uebervortheilung und Unterdrückung zu schützen, in den deutschen Bürgern der Union das Selbst- und Gemeingefühl zu wecken, das deutsche Element zur Geltung zu bringen. Und in diesem Geiste wurde er der Geschichtschreiber der Deutschen in America.

Zunächst errichtete er biographische Denkmale für deutsche Officiere, welche in besonders hervorragender Weise an dem Befreiungskampfe der Colonien Antheil genommen hatten: General Friedrich Wilhelm von Steuben, einst Flügeladjutant Friedrichs II. von Preußen, und General Joh. Freih. v. Kalb (1858 und 1862); 1864 folgte „der Soldatenhandel deutscher Fürsten nach America", 1868 der erste Band der „Geschichte der deutschen Einwanderung in America", welche leider, wie es scheint, nicht fortgesetzt werden soll. Außerdem erschien (1860) die „Geschichte der Sclaverei in den Vereinigten Staaten". Mit der Darstellung der Beziehungen Friedrichs II. zur Union betrachtet der inzwischen nach Europa zurückgekehrte Verfasser die Aufgabe als beendigt, welche er sich während eines zwanzigjährigen Aufenthalts in den Vereintgten Staaten gestellt hatte.

Die Schrift, für welche Kapp die gedruckten americanischen Quellen und die Handschriften des preußischen Staatsarchivs benutzte, ist in hohem Grade interessant. Die nach Europa geschickten Agenten der aufständischen Colonien bemühten sich gleich Anfangs, Preußen für ihre Sache zu gewinnen und fanden den König auch sehr günstig gestimmt. Natürlich waren sentimentale Rücksichten dabei nicht im Spiele. Hatte England durch seine Anmaßungen sich sämmtliche Mächte zu Gegnern gemacht, welche seine Verlegenheiten in America mit Schadenfreude beobachteten, so widmete Friedrich der brittischen Regierung einen ganz besonders intensiven Haß für die Hinterhältigkeit und Wortbrüchigkeit derselben während des siebenjährigen Krieges. Die Engländer kannten diese Empfindung des Königs auch so gut, daß sie von ihm alle möglichen Feind-

Digitized by Google

seligkeiten erwarteten. Sie fürchteten, er werde die americanische Armee durch preußische Officiere einexerciren lassen, und Franklin versetzte sie wenigstens für einen Moment in Schrecken durch sein angebliches Edict des Königs von Preußen, in welchem er diesen auf den Rechtstitel der Gründung des englischen Staates durch Hengist und Horsa Zölle in England ausschreiben, Ausfuhrartikel verbieten und die Deportation der Verbrecher aus Preußen nach England anordnen ließ. Allein so gern der König dieses Land ärgerte und so gern er es geschädigt hätte, verließ ihn doch nicht die Vorsicht. Seinem Handelsminister Schulenburg, durch welchen die Unterhandlungen geführt wurden, schärft er wiederholt ein, die Abgesandten der Americaner in günstiger Stimmung zu erhalten; er möchte für schlesische Leinwand, Tuche und andere Manufacturen aus Preußen ein Absatzgebiet jenseits des Oceans gewinnen und dafür americanische Producte einführen, wovon ihm „virginischer Tabak ein Hauptartikel zu sein scheint, der sich leicht auf 200.000 Thaler bringen ließe“ („da der Banquier Schütz von einem solchen Handel mehr versteht als ich und Sie, so werden Sie wohl thun, seine Ansichten darüber zu hören“, schreibt er bei diesem Anlaß dem Minister); es liegt ihm sehr am Herzen, seinen Nordseehafen Emden bei dieser Gelegenheit zu heben; er hindert auch, den Colonien zu Gefallen, den Durchzug der von England gemietheten deutschen Hülfstruppen durch sein Land. Aber dem dringenden Verlangen der Agenten um Anerkennung der Freistaaten als kriegführende Macht weicht er aus; er werde abwarten, was Frankreich thue. Die Anknüpfung von Handelsverbindungen wäre ihm höchst erwünscht, aber er erörtert umständlich die Gefahren eines solchen Schrittes, „denn achtzig bis neunzig englische Schiffe, die auf den verschiedenen Meeren umherschwärmen, würden uns Alles nehmen. So wahr ist es, daß eine Macht, welche keine Kriegsflotte hat, nicht darauf rechnen darf, ihre Kauffahrteiflagge in Kriegszeiten respectirt zu sehen“.

Gleichzeitige europäische Verwicklungen einerseits und andererseits das Einlenken der englischen Politik nach dem Sturze Lord Bute's trugen vollends dazu bei, dem König von Preußen von vorschneller bindender Parteinahme für die junge Republik zurückzuhalten, welche ihre Lebensfähigkeit doch erst beweisen mußte.

Aber nachdem der Friede von Versailles den Vereinigten Staaten die allgemeine Anerkennung gesichert hatte, war es ganz allein Preußen, welches auf das Anerbieten eines Freundschafts- und Handelsvertrages und damit auf die vorgeschlagene Reform des Seerechts einging. „Die Vereinigten Staaten hatten, schreibt Kapp, von der Anerkennung ihrer Unabhängigkeit kaum mehr als das nackte Leben und die Freiheit. Arm und fast hülflos, ohne inneren Halt und Zusammenhang, als höchstens gemeinschaftliche Schulden, eine lose Conföderation, die jeden Augenblick wieder auseinanderzufallen drohte, von den großen Seemächten geringschätzig, ja nicht einmal mißtrauisch angesehen und

Digitized by Google

selbst zweifelnd, ob es ihm gelingen werde, die äußere Unabhängigkeit Angesichts der täglich sich häufenden inneren Schwierigkeiten zu behaupten, sah sich der neue Freistaat, um seinen Handel und seine Hülfsquellen zu heben, nach auswärtigen Freunden und Bundesgenossen um. Es war also nicht Europa, welches dem Congreß seine Freundschaft aufdrängte, sondern es war, wie es ganz in der Natur der Sache lag, die junge, eben erst ins Leben getretene Republik, die sich um freundschaftliche und commercielle Beziehungen zu den älteren politischen Gemeinwesen bewarb ..... Als wäre es im Vorgefühl ihrer glänzenden Zukunft gewesen, so verlangten sie, kaum selbstständig geworden, als Preis für ihre Freundschaft die Anerkennung gewisser völkerrechtlicher Grundsätze, welche die Freiheit des Meeres ins Auge faßten und schließlich eine Epoche machende Reform des Seerechts anbahnen halfen."

Den Verhandlungen über den americanisch-preußischen Freundschafts- und Handelsvertrag und der Darlegung des Verhältnisses der Vereinigten Staaten zum Seekriegsrechte ist die zweite Hälfte des Buches gewidmet, welches, wie daraus hervorgeht, eine keineswegs ausschließlich historische Bedeutung hat. Der preußische Vertragsentwurf, der americanische Gegenentwurf und der definitive Verfrag sind im Original mitgetheilt. ††

---

* Internationale wissenschaftliche Bibliothek. Als gemeinschaftliches Unternehmen der Buchhandlungen King und Comp. in London, Appleton und Comp. in New-York, Baillière in Paris und Brockhaus in Leipzig, soll eine Sammlung von Monographien und Handbüchern erscheinen, welche die neuesten Ergebnisse wissenschaftlicher Forschung, in erster Linie soweit diese sich auf die Natur und die Lebensbedingungen des Menschen beziehen, in allgemein faßlicher Form behandeln. In England, Frankreich, America und Deutschland haben sich Redactionscomités von Gelehrten gebildet und zwar scheint es in der Absicht zu liegen, sämmtliche Publicationen dieser „International Scientific Series" in den drei Sprachen erscheinen zu lassen. Von deutschen Gelehrten, welche theilnehmen, ist vorläufig Prof. Virchow in Berlin genannt. — Eine Sammlung historischer und politischer auf die Gegenwart bezugnehmender Flugschriften wird unter dem Titel „Zeit- und Streitfragen" und unter der Redaction der Proff. v. Holtzendorff in Berlin und Oncken in Gießen erscheinen.

---

* „Quellen zur Geschichte der Feuerwaffen" ist der Titel einer neuen Publication des germanischen Museums in Nürnberg. Das Werk, in vier Lieferungen (zu 5 Thlr.) erscheinend, soll 200 Tafeln mit facsimilirten Nachbildungen alter Originalzeichnungen, Miniaturen, Holzschnitten und Kupferstiche, sowie Aufnahmen alter Originalwaffen und Modelle und ungefähr acht Bogen Text enthalten.

Digitized by Google

Ausländische Litteratur.

P. Chr. Asbjörnsen hat in Christiania eine neue Sammlung „Norske Folke Eventyr" erscheinen lassen als Fortsetzung der von ihm vor mehr als dreißig Jahren in Gemeinschaft mit Moe publicirten norwegischen Volkssagen.

Englische Uebersetzungen sind angekündigt von: K. Elze, das Leben Byrons, Albert Ritschls „Kritische Geschichte der Lehre von der Rechtfertigung" (von J. S. Black) und E. Marlitt, „Das Geheimniß der alten Mamsell" (The old maid's secret, translated by H. J. G.) — Der Roman derselben Verfasserin, „Reichsgräfin Gisela", erscheint französisch von E. Raymond bei Didot.

Englische Neuigkeiten: Dr. Hanna, the wars of the Huguenots. — Captain Palmers Kidnapping in the South Seas (Menschenhandel in der Südsee). — Lecky, history of European morals from Augustus to Charlemagne. — Hungarian Celebrities by Capt. W. J. Wyatt. — Longman, History of the life and times of Edward III. — Zanzibar, city, island and coast. By Rich. F. Burton.

Von Longfellow wird angekündigt: The divine Tragedy. A new volume of poems.

In Tauchnitz Collection of brit. authors wurden neuestens ausgegeben: Edm. Yates, Nobodys fortune, 2 Bde. und Ouida, Folle-Farine, 2 Bde.

Die Dalp'sche Buchhandlung in Bern kündigt zwei neue Familienblätter an: „Die illustrirte Schweiz" und „la Suisse illustrée" und macht dabei besonders auf die freilich unbestreitbare Thatsache aufmerksam, daß an Zeitschriften in französischer Sprache, welche sich für die Familie eignen, entschiedener Mangel besteht.

Verfasser des in Paris angezeigten Werks „Le dernier des Napoleons" soll Graf Keratry sein. — Andere französische Neuigkeiten: Sayous, histoire des Hongrois et de leur litterature politique. 1790—1815. — Ujfalvy de Mezö-Kovesd, la Hongrie, son histoire, sa langue et sa litterature. — Testut, l'Internationale et le Jacobinisme au ban de l'Europe. — Erckmann-Chatrian, histoire d'un Plebiscite. — L'Armée de Henri V. Les bourgeois gentilshommes de 1871.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Schelling und seine Frau.

Aus Schellings Leben. In Briefen. Drei Bände 1868 bis 1870. — Caroline. Briefe an ihre Geschwister u. s. w. Herausg. von G. Waitz. Zwei Bände 1871.

(Leipzig, Hirzel.)

I.

Das letzte Viertheil des vorigen Jahrhunderts war nicht nur das Zeitalter der Jugend unserer Litteratur, sondern auch das der jugendlichen Berühmtheiten. Goethe und Schiller standen in ihrem zweiundzwanzigsten Jahre in den Vorderreihen der Litteratur, Fichte war noch nicht dreißig Jahre alt, als er nach Jena kam, die Schlegel, besonders der 1772 geborne Friedrich, waren junge Bürschchen, als sie von dort aus dem deutschen Geist eine neue Gestalt zu geben sich vermaßen. Nur Kant, der, den Sechszigern nahe, erst berühmt zu werden anfing in einem Alter, in welchem es Andere zu sein wieder aufhören, macht eine Ausnahme.

Unter den damals in einem Alter, wo Andere noch auf der Schule zu sein pflegen, berühmt Gewordenen war Schelling einer der Jüngsten. Zugleich aber auch einer Derjenigen, die ihren Ruhm am schnellsten und längsten überlebt haben. Wenn man in Schriften und Briefwechseln aus den letzten Jahren des vorigen und den ersten des laufenden Jahrhunderts im Munde der ersten Männer der Nation auf die zahlreichen Erwähnungen Schellings trifft, in welchen aus Lob und Haß der gleiche Respect vor der Bedeutung des Mannes hervorleuchtet, so begreift man kaum, daß am 27. Januar 1875 erst hundert Jahre verflossen sein werden, seit dieser geboren worden ist. Im Alter von 21 Jahren hatte der schwäbische „Stiftler" den damals im Zenith seines Ruhms stehenden Verfasser der Wissenschaftslehre nach dessen eigenem Geständniß eingeholt, den um fünf Jahre älteren Landsmann und künftigen Rivalen, Hegel, der damals als Hofmeister in Bern in der Dunkelheit lebte, weit überholt. Wenige Jahre vergingen und Fichte's Stern mußte vor jenem des Urhebers der Naturphilosophie, des Transcendental-Idealismus und des Identitätssystems erbleichen. Hegel, dessen Gestirn einige Decennien später dieses zu überstrahlen bestimmt war, wußte damals nichts Klügeres zu thun, als sich auf dem mit geschwellten Segeln dahinschießenden Fahrzeug seines einstigen Tübinger Mitschülers mit einzuschiffen. Selbst Alexander von Humboldt, dessen umfassende

Digitized by Google

Empirie der speculativen Philosophie nachher so viel Schaden thun sollte, urtheilte damals (am 1. Februar 1805), als Schelling 30 Jahre alt war, „die Revolution", welche dieser (durch seine Naturphilosophie) in den Naturwissenschaften veranlaßte, halte er für eine der schönsten Epochen dieser raschen Zeit. Schelling hatte dieselbe bereits mehrere Jahre hinter sich. Goethe, der schon des kaum Dreiundzwanzigjährigen Berufung nach Jena eifrig gefördert hatte, fand zwei Jahre später (am 27. September 1800) in sich einen „entschiedenen Zug" zu dessen Lehre. Es ist fast rührend, wie der damals einundfünfzigjährige „alte Herr" eine „völlige Vereinigung" mit dem noch nicht halb so alten Jüngling zu seinen Wünschen rechnet, die er durch das Studium der Schriften Schellings und noch lieber durch dessen persönlichen Umgang zu bewirken hofft. Um sich die Einsicht in Schellings System des transcendentalen Idealismus zu erleichtern, ließ Goethe von dem Philosophen Niethamer zu Jena sich eigene Vorträge darüber halten. Die bairische Universität Landshut aber creirte bei Gelegenheit ihres Etablirungs- und Dotirungsfestes am 4. Junius 1802 den Magister der Philosophie, Schelling, welchen die medizinische Facultät daselbst für den Mann von größtem Verdienst für ihr Fach erklärte, feierlich zum „Doctor der Medicin!"

Es fällt uns Nachlebenden, denen sowohl Schellings Naturphilosophie als er selbst, da er noch in unserer Mitte lebte, längst zur Mythe geworden, schwer, uns in den Rausch dieser frühen Berühmtheit zu versetzen. In der reißend schnellen Strömung der modernen Naturforschung aufgewachsen, vermögen wir kaum einen Zustand der Wissenschaft zu fassen, in welchem uns längst geläufige Entdeckungen noch gar nicht, oder noch für sehr Wenige vorhanden waren. Daß die Philosophie diesen Mangel an Thatsachen zur Erkenntniß der Natur durch eine kühne, halb dichterische, halb mystische Anschauung des Weltganzen zu ersetzen suchte, erscheint uns heute als ein vermessenes Beginnen, obgleich nicht wohl einzusehen ist, wie sie, so lange jene Erfahrungen fehlten, es anders hätte anfangen sollen, zu einem Gesammtbild des Kosmos zu gelangen. Der subjective Zug des Jahrhunderts, der von der Betrachtung der Außenwelt ab und auf jene der Innenwelt lenkte, hatte von Locke's Versuch über den menschlichen Verstand angeregt, bei Berkeley zu einer völligen Läugnung der materiellen Körperwelt, bei Hume wenigstens zum Zweifel an der universellen Gültigkeit äußerer Erfahrung geführt. Kants Kritik war ein Versuch, vom subjectiven, vom Standpunkt des Erkenntnißvermögens aus wieder zu einer objectiven, d. i. schlechthin nothwendigen und allgemein gültigen Erfahrung zu gelangen. Er gedachte der von Locke als unzugänglich bezeichneten, von Berkeley geradezu für nicht vorhanden ausgegebenen Außenwelt dadurch beizukommen, daß er deren Erscheinung wenigstens theilweise, ihrem formellen Factor der Räumlichkeit und Zeitlichkeit nach als ein Product des erkennenden Subjectes bezeichnete. Fichte ging noch weiter; er erklärte das gesammte Phänomen unserer Außenwelt, sowohl dem Stoff als der Form nach, für das Werk des Erkenntniß produci-

Digitized by Google

renden Subjects. Statt die Welt unserer Sinnlichkeit wie bisher als ein Spiegelbild anzusehen, welches durch die Einwirkung einer außer uns befindlichen sogenannten wirklichen Welt erzeugt wird, sah er umgekehrt die Welt als ein Phantasiebild an, welches das Gedanken schaffende Subject nach nothwendigen Gesetzen selbst für sich erzeugt. Fortan gab es keine andere Welt als die durch das Subject selbst geschaffene; und wenn es eine gab, so war sie doch wenigstens als eine jenseits der Vorstellung vorhandene für das vorstellende Subject gerade so gut als nicht vorhanden. Man hatte nunmehr nur nöthig, sich des Gesetzes bewußt zu werden, nach welchem das die Welt schaffende Subject bei dieser Production verfährt und man hatte dadurch das Gesetz selbst gefunden, nach dem die Welt wird. Diese war aus der unbegreiflichen Schöpfung eines unbegriffenen Schöpfers in ein Geschöpf des erkennenden Subjects verwandelt, zu dessen völliger Durchsichtigkeit nur mehr die Erkenntniß der Methode nöthig war, nach welcher das allschaffende Ich sein Kunstwerk hervorbringt. Dazu war erforderlich, daß das Ich eine Anschauung seiner selbst im Selbstbewußtsein gewann und seinem eigenen zunächst bewußtlosen Verfahren bei der Production der Welt gleichsam mit Bewußtsein zusah. Die Philosophie wurde zur Psychologie; statt die Welt zu betrachten, faßte sie den Urheber der Welt, das weltschaffende Ich, ins Auge und lauschte ihm gleichsam das Geheimniß ab, welches den springenden Punkt und das Räthsel alles Gewordenen enthält.

Kein wissenschaftliches Gebiet mußte die Wirkung dieser gänzlich veränderten Anschauungsweise der Dinge stärker empfinden als das der Natur. Hier fühlte sich der Forscher etwas ohne sein Zuthun unabänderlich Gegebenem, schlechthin Thatsächlichem gegenüber, in dessen Inneres „kein geschaffener Geist dringt“. Für den Philosophen hat die Natur wie alles Factische, das er nicht auf allgemeine Gesetze zurückzuführen und aus obersten Principien abzuleiten im Stande ist, etwas Unheimliches an sich, dessen Zwang er sich nur widerwillig unterwirft. Für den Künstler, der die Gestalten seiner Phantasie unter der bildenden Hand Form und Schein der Lebendigkeit annehmen sieht, führt das Bild einer todten, von mechanischen Gesetzen mechanisch getriebenen Natur etwas Abstoßendes mit sich, dessen Gewalt er dadurch zu entgehen trachtet, daß er Felsen, Flüßen und Bäumen in seiner Einbildung Leben leiht. An der Vernunftlosigkeit der Natur (wie des bloß Empirischen überhaupt) nimmt der Philosoph, an der Geistlosigkeit der Natur der Poet Anstoß; in dem Wunsch, die Naturgesetze in Vernunftgesetze, die Natur in Geist aufzulösen, treffen Denker und Dichter zusammen.

Hier stoßen wir auf den „entschiedenen Zug“, welchen Goethe zu Schelling fühlte. Schellings Genialität bestand darin, daß er blitzschnell dasjenige Gebiet erkannte, auf welchem die idealistische Wendung des Fichte'schen Philosophirens den reichsten Gewinn versprach. Goethe's Naturbetrachtung ging darauf aus, die Natur als gesetzmäßig Lebendiges zu fassen. Die Auffassung der Natur als Product des Ichs war nur eine Anwendung der

Digitized by Google

Fichte'schen Lehre von der gesammten Welt als Product desselben Ichs. Die Einsicht in die weltschaffende Thätigkeit des Ich und deren Gesetze erschloß auch die Einsicht in die naturschaffende Thätigkeit desselben und damit in das innere gesetzliche Wirken und Wachsen der Natur. Die Geisteslehre des Idealismus gestaltete sich in ihrer Anwendung auf die Natur zur philosophischen Naturlehre d. i. zur Naturphilosophie um. War die Welt selbst nichts Anderes als sich entfaltendes, in seine Schöpfung ergossenes Ich, so konnte die Natur nichts Anderes sein als dasselbe Ich auf einer bestimmten Stufe seiner Entwicklung. Das Ich als Natur trat dem Ich als Geist wie Unbewußtes dem Bewußten, die Naturphilosophie der Wissenschaftslehre ergänzend zur Seite.

Fichte hatte von „unbegreiflichen Schranken" der Thätigkeit des weltschaffenden Ich, d. h. von einem Vernunftlosen im Geiste geredet; Schelling wagte es von einer Vernunft in der Natur zu sprechen. Daß er dadurch alle rohen Empiriker gegen sich in Harnisch brachte, welche in der Erfahrung nichts als einen zufällig zusammengewürfelten Haufen von Thatsachen erblickten, war eben so natürlich, als daß er dadurch alle Diejenigen gewann, welche, wie Goethe, die Natur als Organismus anschauten. Die aufleuchtende Aussicht, auf kürzestem Wege mittelst bloßer Einsicht in das Wesen des Geistes zugleich eine solche in das der Natur zu erlangen, mußte die ganze naturforschende Welt in Aufruhr bringen. Nimmt man dazu, daß die verheißene Erkenntniß zwar das sonst nur empirisch Erkennbare, die Natur, betreffen, selbst aber mehr als empirisch, allgemein und nothwendig sein sollte, so begreift sich leicht, wie der vierundzwanzigjährige Naturphilosovh von den Einen als Charlatan verlacht, von den Andern als der Heiland der Naturforschung vergöttert werden konnte.

Die Naturphilosophie von damals war das Seitenstück zu der materialistischen Psychologie der Gegenwart. Diese sucht den Geist auf den Wegen und mit den Mitteln der Natur, jene suchte die Natur auf den Wegen des Geistes.

II.

In den Briefen des jungen Schelling läßt sich das allmälige Keimen und Gedeihen des naturphilosophischen Systems schrittweise verfolgen. Schon auf der Klosterschule von Bebenhausen, wo sein Vater Professor war, galt er für ein präcox ingenium und obgleich erst vierzehnjährig, bereits im Jahre 1789 für reif, die Hochschule zu beziehen. Der wirkliche Uebertritt erfolgte um ein Jahr später, nachdem er bereits am Gymnasium Philosophie studirt, und, charakteristisch genug, an der „großen Deutlichkeit" der Feder'schen Lehrbücher Aergerniß genommen hatte. Auf der Universität studirte er Kant, dessen Kritik er im Jahre 1791 zum ersten Male las. Daß in der Construction der Erfahrung aus zwei durch nichts miteinander zusammenhängenden Factoren, dem subjectiven der Form und dem objectiven der Empfindung, die Lücke der Kant'schen Philosophie liege, fühlte er gleich. Auf die Ausfüllung derselben durch

Digitized by Google

das Ich, das sich selbst setzt, als alleinigen Ausgangspunkt und Stoff der ganzen Philosophie, wurde er durch Fichte geführt. Im Tübinger Stift wurde er Fichte's Prophet und sein erstes, im Sommer 1794 verfaßtes Schriftchen über die Möglichkeit einer Form der Philosophie überhaupt, athmete ganz dessen Geist. In den hier zum ersten Mal abgedruckten Briefen an Hegel, der ein Jahr vor ihm von Tübingen abgegangen war und als Hofmeister in der Schweiz lebte, gibt er der Theologie, seinem bisherigen Berufsstudium, den Abschied und „lebt und webt in der Philosopie". Neben Fichte übte Spinoza den größten Einfluß auf ihn aus. Am Dreikönigstage 1795, unmittelbar nachdem er den Anfang der nur als Manuscript gedruckten Grundlegung der gesammten Wissenschaftslehre erhalten hat, kündigt er Hegel an, daß er an einer „Ethik à la Spinoza" arbeite. „Sie soll die höchsten Principien aller Philosophie aufstellen, die Principien, in denen sich die theoretische und die praktische Vernunft vereinigt". Die Kant'sche Kluft zwischen beiden sollte ausgefüllt werden. Wenige Wochen darauf, am 4. Februar, berichtet er dem Freunde emphatisch, er sei Spinozist geworden! „Staune nicht", fährt er fort, „Du wirst bald hören, wie? Spinoza war die Welt (das Object schlechthin ein Gegensatz gegen das Subject) Alles; mir ist es das Ich. Der eigentliche Unterschied der kritischen und der dogmatischen Philosophie scheint mir darin zu liegen, daß jene vom absoluten (noch durch kein Object bedingten) Ich, diese vom absoluten Object oder Nicht-Ich ausgeht. Die letztere in ihrer höchsten Consequenz führt auf Spinoza's System, die erstere aufs Kantische". Als den Vollender dieses letztern sah er Fichte an. Dieser und Spinoza galten ihm als die beiden wahren Originalphilosophen. Beide, sagt der Verfasser des Bruchstückes einer Lebensbeschreibung, welches den Briefen vorgedruckt ist, Schellings über dem Werk verstorbener Sohn, treffend — Beide theilten sich in ihn. Jenen erkannte er als den an, der allein Leben in die Philosophie gebracht habe; diesen aber bewunderte er als den vollendetsten großartigsten Geist, dem man nur hätte beweisen sollen, „daß die unbedingte, unwandelbare Urform alles Seins, die er wollte, nur in einem Ich gedenkbar sei". Und weiter: „Was Spinoza die absolute Substanz, das war ihm das (Fichte'sche) Ich. Wie Spinoza außer jener, so gab Schelling außer diesem keine andere Realität zu; sein Idealismus war in dieser Hinsicht Spinozismus".

Diese Briefe an Hegel, die er schrieb, während er gleichzeitig seine zweite und dritte philosophische Schrift, „Vom Ich als Princip der Philosophie" und „Briefe über Dogmatismus und Kriticismus", ausarbeitete, enthalten in der That das Programm des Philosophen Schelling. Sein Ideal war, den Idealismus spinozistisch auszubauen, d. h. ein System, wie Spinoza's Ethik daraus zu spinnen. Vom Unbedingten muß die Philosophie ausgehen, schreibt er an Hegel. Nun frägt sichs nur, worin das Unbedingte liegt, im Ich oder im Nicht-Ich. „Ist die Frage entschieden, so ist Alles entschieden". Er für seine Person war über die Wahl nicht im Zweifel. „Mir ist das höchste

Digitized by Google

Princip aller Philosophie das reine absolute Ich, d. h. das Ich, inwieferne es bloßes Ich, noch gar nicht durch Objecte bedingt, sondern durch Freiheit gesetzt ist. Das A und O aller Philosophie ist Freiheit". Auch die echt spinozistische Methode, zum Endlichen und Bestimmten durch allmälige Einschränkung des Unendlichen und Unbestimmten zu gelangen, kommt schon in den Briefen an Hegel vor. „Das absolute Ich befaßt eine absolute Sphäre des absoluten Seins; in dieser bilden sich endliche Sphären, die durch Einschränkung der absoluten Sphäre durch ein Object entstehen (Sphären des Daseins, theoretische Philosophie). . . . Aber wir sollen diese Schranken durchbrechen d. h. wir sollen aus der endlichen Sphäre hinaus in die unendliche kommen — praktische Philosophie". Auf Hegels Frage, ob er glaube, wir reichten mit dem moralischen Beweise (Kant's) nicht zu einem persönlichen Wesen, erwiedert er, diese habe ihn bei einem Vertrauten Lessings überrascht. Die „orthodoxen" Begriffe von Gott seien für ihn nicht mehr. „Meine Antwort ist: wir reichen weiter noch als zum persönlichen Wesen".

Dieser Spinozismus des jugendlichen Ich-Schwärmers erinnert uns daran, daß auch Fichte ursprünglich, wie Schleiermacher später sich mit Spinoza beschäftigten. Die Kühnheit Spinoza's, aus einem einzigen Princip und mittelst einer unfehlbaren Methode Natur und Geist, Theoretisches und Praktisches zu deduciren, hatte zu viel Bestechendes, als daß sie nicht hinfort der Sporn aller Idealisten hätte werden sollen. Die Frage war nun zunächst, ob man sich auf eine bloße Philosophie des Ichs, wie Fichte sie erfunden hatte, beschränken, oder die obigen Principien auf einen anderen Gegenstand, z. B. die Natur, anwenden, d. h. aus dem reinen Naturbegriff alle Naturerscheinungen ganz auf dieselbe Weise deduciren solle, wie die Wissenschaftslehre das gesammte Wissen aus dem reinen Ich-Begriff abgeleitet hatte. Die Ausführung dieses Gedankens führte zur Naturphilosophie.

Die nächste Veranlassung zu dieser, die Schelling als sein Eigenstes betrachtete und durch welche er Fichte eher entgegenstand, als sie mit ihm theilte, gab seine Beschäftigung mit den empirischen Naturwissenschaften. Schelling hatte eine Hofmeisterstelle bei den jungen Freiherren v. Riedesel angenommen und begleitete dieselben auf die Universität zu Leipzig. Auf dem Wege dahin besuchte er Heidelberg, Frankfurt und das damals „weltberühmte" Jena, wo er Schiller und Fichte aufsuchte. Letzterer war verreist, ersteren dagegen, wie er an seine Eltern schreibt, hat er gesehen und viel mit ihm gesprochen. Von Seite Schillers geschieht von diesem ersten Zusammentreffen mit seinem jungen schwäbischen Landsmann keine Erwähnung; Schelling empfing nicht den vortheilhaftesten Eindruck davon. „Lange", schreibt er, „könnte ichs nicht bei ihm aushalten. Es ist erstaunend, wie dieser berühmte Schriftsteller im Sprechen so furchtsam sein kann. Er ist blöde und schlägt die Augen unter, was soll da ein Anderer neben ihm? Seine Furchtsamkeit macht den, mit dem er spricht, noch furchtsamer. Derselbe Mann, der, wenn er schreibt, mit der Sprache

Digitized by Google

despotisch schaltet und waltet, ist, indem er spricht, oft um das geringste Wort verlegen und muß zu einem französischen seine Zuflucht nehmen, wenn das deutsche ausbleibt. Schlägt er die Augen auf, so ist etwas Durchdringendes, Vernichtendes in seinem Blick, das ich noch bei Niemandem sonst bemerkt habe. Ich weiß nicht, ob dies bloß bei der ersten Zusammenkunft der Fall ist. Wäre dies nicht, so ist mir ein Blatt von Schiller, dem Schriftsteller, lieber, als eine stundenlange Unterredung von Schiller, dem mündlichen Belehrer. Schiller kann nichts Uninteressantes sagen; aber was er sagt, scheint ihm Anstrengung zu kosten. Man scheut sich, ihn in diesen Zustand zu versetzen. Man wird nicht froh in seinem Umgang." Schelling scheint dies auch später nicht geworden zu sein. In Jena sahen beide einander oft, aber zu einem besonderen Ideenaustausche kam es nicht. Dem „entschiedenen" Zug, den Goethe zu Schelling fühlte, trat vielleicht, wie ursprünglich Schillers Annäherung an Goethe selbst, dessen Kantianismus entgegen; Carolinens Einfluß auf Schelling wird dazu mitgewirkt haben, von der Schiller in einem Briefe an Körner klagt, daß sie seinen Verkehr mit A. W. Schlegel „verdorben" habe.

In Leipzig studirte Schelling Mathematik bei Hindenburg, Physik und Chemie. „Während die Kantianer, wie er um diese Zeit schrieb, sich mit ihren Hirngespinnsten von Dingen an sich herumschlagen, machen Männer von echt philosophischem Geist in dieser Wissenschaft Entdeckungen, an die sich bald die gesunde Philosophie unmittelbar anschließen wird." Schon im Winter 1797 entwarf er die „Ideen zur Philosophie der Natur".

Die wahre Philosophie sei Idealismus, d. h. diejenige Denkweise, welche die ganze Succession der Vorstellungen aus der Natur des endlichen Geistes erkläre. Philosophie sei nichts anderes als eine Naturlehre des Geistes, das System der Natur zugleich das System unseres Geistes. Diese große Synthesis sei bereits gefunden. Nun handle es sich darum, mit unserem Wissen zur Analysis zurückzukehren, d. h. auf dem Wege des Forschens die Einheit von Geist und Natur zu enthüllen. Die Natur solle der sichtbare Geist sein, der Geist die unsichtbare Natur. Dies zu zeigen, sei die Aufgabe. Aber erst die zweite, ein Jahr später (1798) erschienene Schrift: „Von der Weltseele" führte eine Idee, nämlich die eines die ganze Natur zu einem allgemeinen Organismus verknüpfenden Principes durch. Wie Fichte's Wissenschaftslehre das Wissen, so versucht Schelling hier die Natur aus zwei Kräften, einer positiven und einer negativen, „zugleich in der Einheit und im Conflict vorgestellt", abzuleiten. Dem Dualismus der Wissenschaftslehre zwischen Ich und Nicht-Ich, die zuletzt beide dasselbe Ich, entspricht hier die Scheidung des organisirenden von dem organisirten Princip, die zuletzt beide dieselbe Natur sind. Im zweiten Jahre seines Leipziger Aufenthalts hatte er Physiologie studirt. Seiner Gewohnheit gemäß, das kaum empfangene empirische Material sofort speculativ zu verwerthen, kündigt er beiden Extremen der Physiologie, der materialistischen,

Digitized by Google

welche den Grund des Lebens schlechthin in, wie jener, welche ihn schlechthin außer der Materie sucht, mit der Erklärung Fehde an, derselbe liege sowohl in als außer dem lebenden Individuum, also wieder in der Vereinigung entgegengesetzter Principien. Das Eine Naturprincip, worin die Ursache des Lebens liegt, kommt nicht von außen in die organische Materie (etwa durch Infusion) hinein, sondern dieses Princip bildet umgekehrt die organische Materie sich an. Aus der Organisation selbst unerklärbar, erklärt es seinerseits, indem es in einzelnen Wesen sich individualisirt, deren Individualität. Es ist zugleich dasselbe, welches, wie in den verschiedenen Functionen des thierischen Lebens, so im Licht, in der Electricität nur als in verschiedenen Erscheinungen sich offenbart, die gemeinsame Seele der Natur, „welche die Alten Weltseele nannten".

Als Schelling dies schrieb, war Goethe bereits durch den bekannten geborstenen Schafschädel im Sande des Lido zu seiner Theorie der Umbildung der Wirbelknochen gekommen und hatte vor Schiller in jenem denkwürdigen Gespräch in Jena, das ihre Freundschaft begründete, das Bild der Urpflanze entstehen lassen. Schellings Idee eines die ganze Natur durchdringenden organisirenden Princips mußte Wasser auf seine Mühle sein. Am 3. Januar 1798 schreibt er an Schiller, er werde Schellings „Ideen zur Philosophie der Natur" nach Jena bringen, die ihnen Stoff zu mannigfacher Unterhaltung bieten würden. Am 6. Januar kommt er ausführlich auf das Buch zurück und bemerkt, wenn die Einen von außen den Geist niemals erreichen können, so werden die Anderen (er meint die „transcendentalen Idealisten") wohl schwerlich zu den Körpern gelangen. Und fast zwei Monate später (am 25. Februar) schreibt er abermals, er habe wieder in Schellings Ideen gelesen und findet es immer „merkwürdig", sich mit diesem zu unterhalten. Der Gedanke, ihn nach Jena zu rufen, entstand in Goethe und er besprach sich darüber mit seinem Amtscollegen Voigt. Am 30. März schon schreibt Schelling an seinen Vater, Geh. Rath Voigt in Weimar habe ihm nach Jena helfen wollen, die beiden anderen sächsischen Höfe aber, als Miterhalter der Universität, hätten Schwierigkeiten gemacht. Er bewarb sich nun um eine Lehrstelle an seiner Heimat-Universität, wo er, wie es scheint, bei den Orthodoxen in üblem Andenken stand. Inzwischen verwandte sich Schiller bei Goethe für ihn (10. April 1798) als ein „gutes Subject", um das Jena'sche „philosophische Personal" zu vermehren. Im Mai ging Schelling persönlich nach Weimar und brachte auf Goethe einen so günstigen Eindruck hervor, daß dieser ihm schon am 5. Juli desselben Jahres 1798 das „gnädigste Rescript", das ihn zum außerordentlichen Professor (ohne Gehalt) ernannte, mit einem eigenhändigen artigen Begleitschreiben (I. S. 232) zusandte. Der „entschiedene Zug" hatte Früchte getragen.

Robert Zimmermann.

Digitized by Google

Zwei griechische Inseln.

II.

Neulich beschäftigte uns Syra, im vielbefahrenen Meere auf einem Kreuzungspunkte der Schifffahrt gelegen; aus Meereseinsamkeit ragt die andere Insel unserer Wahl hervor,

Samothrake.

Sie ist die verlassenste in dem nördlichsten, nach alter Benennung dem thrakischen Theile des griechischen Inselmeeres, welcher abseits von den belebten am Hellespont aus- und einmündenden Schifferstraßen angewiesen bleibt auf seinen Localverkehr, dem wiederum eine wenig günstig gebildete, zwischen Felswand und seichtem Ausschwemmungsboden wechselnde Festlandsküste spärliche Nahrung gibt. Was wollen Kavalla und Enos, da noch die belebtesten Plätze heutzutage, besagen? und die Inseln — „Distichia" sagt, den Kopf zurückwerfend, der gemeine Mann, „pures Elend!"

Freilich erscheint in der gegenwärtigen Spanne Zeit, die wir zunächst vor Augen und in der Erinnerung haben, die Ungunst besonders gesteigert und es gab, wie sie ja auch, in anderer Form zwar, wiederkehren werden, einmal bessere Zeiten. Im Alterthume mochte auch ein winziges Klippeninselchen des griechischen Meeres, das heute kaum einigen Ziegen Futter trägt, für Menschenwohlstand ausreichenden Boden bieten und wo heute auf mancher Insel nur Dörfer sich kümmerlich erhalten, prägte vor Alters eine Stadt ihre eigenen Silbermünzen.

Das weit östlich hinein zwischen die Landmassen, die wir traditionell als Erdtheile Europa, Asien, Africa zu bezeichnen pflegen, geschobene Meer hatte im Alterthume eine ganz andere Verkehrsbedeutung als heute, wo seit der Eröffnung der oceanischen Seewege die genannten Continente vornehmlich auf ihrem äußeren Umkreise ihre Schätze austauschen, wo die Sitze des Reichthums und der geistigen Obmacht an dem Außenrande liegen: China und Indien und neben Frankreich vor Allem die Staaten germanischen Stammes um die Nordsee. Ganz im Gegentheile wohnten die reichen und gebildeten Völker im Alterthum mehr gegen die Mitte des asiatisch-europäisch-africanischen Gesammtcontinents hin zusammengedrängt und besonders auf dem östlichen Mittelmeere verkehrten sie. Mikrokosmisch wiederholt sich ähnlicher Wechsel, bis zu einem

Digitized by Google

gewissen Grade vergleichbar, an einer alten, aber kräftig fortlebenden Stadt, wie sie in Wien uns vor Augen steht, die einmal außen fest umschlossen und gehemmt alle Energie ihres Lebens im Inneren entfaltete. Nachdem die Umwallungen fielen, will immer mehr der Glanz des Lebens zum Ringe sich hinziehen; manche enge Gasse, mancher Hof beherbergt dann in seinen hohen Häusern nicht mehr die begünstigtsten Classen der Städter. Wir sehen augenblicklich nur den Anfang des Processes, wo das Alte noch neben dem Neuen sich behauptet. Es wird schon die Zeit kommen, wo breites, steinernes Treppengeländer, Stuccatur an den Decken in schlechter Erhaltung, Alles gut genug für ärmlichere Bewohner, in solchem Hause wenigstens mancher Gegenden der inneren Stadt an Zeiten erinnern, in denen noch nicht Paläste der Ringstraße die Höhenpunkte des städtischen Glanzes geworden waren. Sind nicht wie solche mit der Zeit in geringere Hände gerathende Quartiere einer inneren Stadt, die nunmehr auf ihrem Umkreise glänzt, alle die Länder alter Cultur im Innern der Continente Asiens, Europa's, Africa's, wo unter stolzen aber schon vereinzelten Tempelsäulen, im Grabgemache eines einst Mächtigen der Nomade oder gar das Thier sein Lager hält, wo auf marmornen Fensterbrüstungen die Lumpen einer schmutzigen Wirthschaft hängen?

Grell tritt solcher Wechsel des Schicksals im griechischen Meere hervor. Wenn zwischen Assyrien und Persien, Aegypten, Griechenland und Italien alles Beste, was die damalige Welt kannte, beim Austausche, beim Verkehre über dieses Meer seinen Weg nahm, so war gerade das Meeresstück zwischen der Balkan-Halbinsel und Klein-Asien der Hauptdurchgangspunkt, und in diesem Meere war wie ein Netz, in dem immer Etwas hängen bleiben mußte, die Menge der Inseln ausgebreitet. Wo jetzt der Dampfer in sicheren, festbestimmten Cursen seine Straße an den kleinen Stationen vorüberzieht, sie sogar als Hindernisse vermeidend, da hielten die kleineren, ohnmächtigeren Fahrzeuge des Alterthums aus tausend Gründen Einkehr hier und dort. Was heute an der Fischerbucht, deren Bewohner dem schwarzen Rauchstreifen in die Ferne nachsehen, ungekostet vorübergeführt wird, das wurde damals vielfach an allen möglichen Plätzen zeitweilig geborgen und gewährte Antheil. Es sind also wenigere der Inseln, die an dem Wenigeren des Verkehrs heutzutage Theil nehmen und es darf uns deßhalb nicht wundern, wenn die, welche nicht, wie Syra, zu den auserwählten, den prädestinirten, gehören, ein elenderes Antlitz zeigen als vor Alters. Mag heute ein Inselchen, wie z. B. Siphnos, noch so fleißigen Anbau um seine reinlichen Dörfer herum zeigen, mag ihm allerlei Betriebsamkeit zugutekommen, wie fällt das weg gegen die nicht ganz allein durch zeitweise lohnenden Bergbau erklärte Thatsache, daß im Alterthume die Stadtbewohner der Insel wohlverwahrt hinter einer Reihe rings um die Küsten vertheilter, solid gebauter Wachtthürme saßen, einen Markt und ein Rathhaus von glänzend weißem parischem Marmor hatten, ein eigenes Gebäude für ihre kostbaren Weihgeschenke im heiligen Delphi und in Trotz und Leichtsinn ihre

Digitized by Google

Wohlgenährtheit ausließen. Oder was will, um noch ein Beispiel herauszu greifen, aller Ansatz zu Comfort in dem einen oder anderen wohlhabenden Hause in Mytilini bedeuten gegen die Verfeinerung des Lebens in Gutem und Schlechtem, die dem alten Lesbos unter den Zeitgenossen und durch sie für alle Zeiten seinen Namen gemacht hat; was Alles, was Mytilini heute bietet, gegen die Reize, die einen wählerischen Römer, wie Horaz, die Hauptstadt von Lesbos unter die fashionablesten Plätze des damaligen Erdenrundes zählen ließen; was ist der eine lahme Türke, der auf der Bank im schmutzigen Badgewölbe von Thermi bei Mytilini kauert, gegen das Stückchen Homburg oder Baden-Baden, das sich an gleicher Stelle in der römischen Kaiserzeit brüstete!

Auch das thrakische Meer sah, wie gesagt, damals bessere Zeit. Seiner Festlandsküste, die heute wie in einer Erstarrung liegt, führte Lebenselemente eine wichtige Landstraße zu. Die Actien derselben, wenn es sie gegeben hätte, müßten hoch im Curse gestanden haben damals, als sie in römischer Zeit, als Via Egnatia geregelt, die directeste Landverbindung bildete zwischen den beiden allmälig statt des einen zu zwei Mittelpunkten römischer Herrschaft sich gestaltenden Städten, zwischen Rom und Byzanz. Am reichhaltigsten fiel der Gewinn von dieser großen Straße um seiner Lage zugleich an allergünstigster Küstenstelle willen Thessalonike (Salonichi) zu, doch auch andere Küstenplätze hatten Etwas davon, wie Neapolis (heute Kavalla), wo auf seinem Wege nach dem landeinwärts gelegenen Philippi der Heidenapostel zuerst europäischen Boden betrat. Von den Inseln, deren nur vier in dieser nördlichsten Meeresabtheilung liegen, war Thasos in älterer Zeit besonders durch Metallreichthum, dann, als der versiegte, immer durch die Lage nahe gegenüber Neapolis und deßhalb fast auch an jener großen Heerstraße, sonst noch durch andere gute Dinge, Holz, Marmor, trefflichen Wein, am besten bedacht und hat demgemäß seine Rolle gespielt. Nicht durch solch eigene Mitgift, aber wohl durch ihre Lage zunächst an der großen Schifferstraße vor den Dardanellen mußten bei der geschilderten größeren Bedeutung auch der kleineren Stationen für die antike Schifffahrt im Alterthume Lemnos und Imbros, die erstere mit besonders geschützten Häfen, Vortheil und Bedeutung erlangen. Nicht umsonst haben die Athener diese zwei Inseln besetzt und aufs Aeußerste festgehalten, da an ihnen als Straßenstationen der wichtige Handel nach den Kornkammern in Süd-Rußland hing. Die vierte dagegen dieser thrakischen Inseln scheint von der Natur auch im Alterthum wie heute zur Aschenbrödelrolle verurtheilt; sie ist klein, hafenlos von Natur, hat keine Producte in solcher Fülle wie Thasos, sie liegt von der Küste mit ihrer alten Landstraße ebenso ab, wie vom Seeverkehr in größerer Nähe des Hellesponts und das Meer zunächst um sie her gehört nicht zu den günstigsten für die kleine Schifffahrt. Aber stattlich an Form ist diese Insel, ein ragender Berg im Meere, Samothrake, d. i. Hohenthrake daher genannt; Pfeiler des Himmels deutet den Namen ein türkisches Wortspiel. Weithin sichtbar ist die Inselwarte, Mancher hat sie vom Deck des Dampfers auf der

Digitized by Google

Fahrt nach Constantinopel gesehen und an der kleinasiatischen Küste bleibt sie lange ein Merkpunkt in der Fernsicht, anregend für die Phantasie. Und so ist sie verewigt im ältesten griechischen Dichterworte, in der homerischen Erzählung vom Poseidon, der aus dem Kampfgetümmel vor Troja, grollend, daß Zeus wider die Griechen ist, entweicht übers Meer hin. Hoch auf dem obersten Gipfel der waldigen Samothrake setzt sich der Gott und da sieht er den Ida, des Priamos Stadt und der Danaër Schiffe, dazwischen fortwüthenden Kampf. Ein Götterſitz, das ist Samothrake geblieben, bis die Götter nichts mehr galten; damit hat sie ihren reichlichen Antheil trotz aller Ungunst der Natur doch noch gewonnen am ehedem reichlicher vertheilten Leben und Wohlstande des griechischen Inselmeeres.

Sie war, was heute der Athos ist, dieses colossale, von der Natur selbst aufgethürmte und mit unverwelklichem Festgewande der Wälder umzogene Münster von Byzanz, dieser Walddom anatolischer Christenheit, Leuchtthurm aller Orthodoxen griechischer Confession, und wie sonst Fallmerayer in seinen ebenso schwungvoll gehobenen und tief erregten, wie in der That durchaus auf Wahrheit und unmittelbarster Anschauung beruhenden Schilderungen die Epitheta auf diesen Wunderberg gehäuft hat. Fallmerayers Beschreibung des Athos wird die Vergänglichkeit so vieler Dinge, die er schrieb, überleben; man wird in ihr immer wieder wie in der Natur selbst sich ergehen, ich möchte sie gleich ganz hersetzen, so freue ich mich an ihr, aber darin hat der Fragmentist gleich wieder Unrecht, daß er meint: „ohne Zweifel war das romantische Halb-Eiland des Athos in vorchristlicher Zeit ebenso wie heute ein Wallfahrtsort der umliegenden Völker, ein Nationalheiligthum und thrakisches Loretto, dessen Bewohner, wie jetzt die Mönche, zum Theil von Zehrung und milden Gaben heidnischer Pilger lebten.“ Das ist ganz aus der Luft gegriffen und ein colossales Bild des thrakischen Jupiter stand ganz gewiß nicht auf der Spitze des Bergkegels, wo jetzt das Marien-Kirchlein steht, was auch immer die Mönche von einem zertrümmerten Götzen in einer Schlucht unterhalb des Gipfels gefabelt haben sollen. Dieses antike thrakische Loretto, das Fallmerayer sucht, dieser Wallfahrtsort der umliegenden Völker war Samothrake.

Es ist in der That höchst merkwürdig, wie diese beiden Hochwarten des thrakischen Meeres nacheinander dieselbe Rolle gespielt haben. Einem Jeden, sollte man meinen, müßte diese Parallele sich aufdrängen, der die beiden Gipfel sah und an ihre Geschichte dachte, dem die vielen Beziehungen vor Augen kamen, welche rings in dem umliegenden Meere, auf seinen Inseln, an seinen Küsten, nach dem Athos hinweisen und wer dann wieder — freilich sind das nur Wenige gewesen — von den Inschriftsteinen auf Samothrake die Beziehungen las, welche von der Insel weithin über nähere und fernere Gegenden der Griechen- und Römerwelt hinausweisen. Die natürliche Ausstattung zu dieser Rolle der Heiligkeit war beide Mal, bei Samothrake, wie beim Athos, ganz dieselbe, theils eigentlich negative Eigenschaften: Abgelegenheit,

Digitized by Google

Unzugänglichkeit, Unwohnlichkeit wenigstens für größere Ansiedlungen bei freilich großen landschaftlichen Reizen und bei einer Ueppigkeit der Natur, die auch auf Samothrake nicht ganz fehlt und bei imponirender Großartigkeit der Gestaltung hier der Halbinsel, da der Insel.

Heiligthümer, Sitze einer besonderen Gottesverehrung ziehen sich ja allerdings mit nicht abzustreifendem Streben nach dem Irdischen gar nicht ungern nach günstigen Verkehrslagen, belebten Ansiedlungsplätzen; so fanden wir Delos, so lag Delphi an einem wichtigen Straßenpunkte, so ist ja vielfach die günstige Lage der Klöster, der Bisthümer bei uns zu Lande sprüchwörtlich. Ebensowohl und zumal wo Unsicherheit und Verfolgung sie bedrängt, wenden sie sich aber nach abgelegenen Punkten, von denen aus es ihnen oft genug dennoch gelingt mit der Entsagung behäbigen Besitz zu verbinden; so liegt im Peloponnes Megaspilion, das von seiner Höhle aus die schönen Ländereien am Strande sehr wohl zu verwerthen weiß, so liegen die thessalischen Meteoraklöster, so die Mönchsbesitzungen am Athos. Um alle solche Gründungen legt, befangen in den Natureindrücken ihrer Umgebung, der pantheistische Zug der menschlichen Natur leicht eine besondere Glorie, deren Gold dann bald auch materielle Gestalt annehmen mag.

Wie die Mönche als in ein Schutz gewährendes Asyl auf den Halbinselberg gezogen wurden, wie die Waldeinsamkeit der mönchischen Geistesrichtung, dieser Krankheitserscheinung im Christenthume, zusagte und ihr neue Nahrung gab, dann aber Alles zusammen die Heiligen vom Berge in den Augen der Welt hob und ihnen die Säckel füllte, das ist beim Athos ziemlich deutlich zu verfolgen. Wie von Alters eine zu mystischer Ausbildung geeignete Gottesverehrung auf Samothrake Fuß faßte, ist schwerlich noch ganz aufzuhellen; das ist aber schon deutlicher zu erkennen, wie sie im Zusammenhange mit der Geistes- und Religionsgeschichte des späteren Heidenthums sich an Ansehen steigerte.

In altgriechischer, in der jugendkräftigen Zeit des Volkes waren es die besonders mit dem Cultus des Lichtgottes verbundenen Orakel, welche von einzelnen Punkten aus, wie Delphi, Milet, den größten Einfluß weithin auf die menschlichen Dinge ausübten, in spätgriechischer, in der Zeit einer trotz aller intellectuellen Bildung beginnenden Schwäche der Nation treten dagegen die vielfach mit der Verehrung der Erd- und Unterweltsmächte verbundenen Mysterien in den Vordergrund. Sie wenden sich erregend und befriedigend vorwiegend an das Gefühl, leiten das Sinnen der Menschen auf die Regionen eines Lebens nach dem Tode, auf alle die Vorstellungen hin, um welche die Zweifel am meisten ihre Flügel schlagen; nach dieser Seite hin wollen sie der geängsteten Seele in lieblichen Bildern Bürgschaften bieten, während die apollinischen Orakel mit wirklich oft klugen Sprüchen wohl über Menschenschicksal überhaupt, ganz besonders aber über das Handeln im wirklichen Leben Belehrung ausgetheilt hatten. Was das jugendliche Griechenvolk an erster Stelle kümmerte:

Digitized by Google

Städte gründen, Bodencultur betreiben, kriegerisch sich wehren und sich ausbreiten, klugen Sinn und maßvolle Beschränkung hegen und zeigen, dabei standen ihm die Orakel zur Seite; was die mit dieser Welt zerfallenen, materiell, politisch, sittlich gesunkenen, von Sinnenrausch und dann wieder von Grübeleien und Sorgen vielfach umgetriebenen Griechen der Spätzeit bedurften, das fanden sie auf der Flucht zu den Mysterien. Römer schloßen sich an, welche mit griechischer Cultur auch diese Neigungen sich aufhängen ließen. Bei all ihrem gewiß edlen Inhalte sind die Mysterien Symptome des Fäulnißprocesses, durch welchen der Boden der antiken Völkerwelt vorbereitet wurde für das Keimen und Wachsen eines neuen Lebens, dessen Frucht erst ganz frisch herantretende Völker ernten sollten.

Eine der allerangesehensten religiösen Anstalten dieser Art hatte ihren Sitz auf Samothrake. Der Gottesdienst, an welchen die Mysterienfeiern sich anschlossen, war, seinem nach Vorder-Asien zurückreichenden Ursprunge nach, der einen großen Naturgöttin, von den Griechen hier wie sonst Aphrodite genannt. Göttliche Helfer, die Kabiren, waren ihr zugesellt. Vom samothrakischen Dogma sind wir nach Fassung und Inhalt so gut wie gar nicht unterrichtet, während in den an reine cerealische Gottesdienste sich anknüpfenden Mysterien nach sicheren Ueberlieferungen der Naturvorgang vom Samenkorne, das in die Erde fällt, da schlummert, um im Frühjahre neu belebt emporzusprießen, den Anhaltspunkt für die Darstellung einer Unsterblichkeitslehre abgab. Unter den cerealischen Mysterien wurden ohne Zweifel durch ihre Verbindung mit einer Stadt, wie Athen, die zu Eleusis die vielgekanntesten und besuchtesten, die pomphaftesten in ihren Liturgien und es mochte die Vorstellung an Consistenz gewinnen, daß über Eleusis ein näherer und sicherer Weg zur ewigen Seeligkeit führe, als über Hermione, Lerna und andere Mysterienorte. So weit sich aber noch eine Rangordnung nach der vorherrschenden Annahme des Alterthums bestimmen läßt, standen den eleusinischen Mysterien an Ansehen zunächst die samothrakischen. Weniger bequem gelangte man zu ihnen, als von Athen auf breiter Straße zuletzt am lieblich geschwungenen Ufersaume der salaminischen Bucht hin nach Eleusis, weniger Pomp und Lustbarkeit mochte doch auf der abgelegenen Berginsel zu Gebote stehen, aber gerade der schwierigere Weg, die einsamere Lage, die wildere Natur geben ja manchem Wallfahrtsplatze auch wieder eine eigenthümliche Anziehungskraft und an Wallfahrern hat es gegen das Ende der alten Zeit hin auf Samothrake nicht gefehlt. Die urkundlichen Steinaufzeichnungen der Namen, besonders von solchen, die förmlich im Auftrage von ihren Heimatsorten als Festgesandte kamen, liegen noch auf der Insel selbst, litterarische Erwähnung haben nur so außerordentliche Besuche gefunden, wie der des elenden Königs der macedonischen Dynastie, der den Thron und den letzten Rest der Unüberwindlichkeit des großen Alexander an die Römer bei Pydna verloren hatte und, hülfslos mit den Seinen Zuflucht suchend, nach dem heiligen Samothrake kam, um hier doch nur seine Hände

Digitized by Google

schmählicher Gefangenschaft zu bieten. Unter den Besuchern, die in römischer Zeit durch die Merkwürdigkeiten berühmter Orte angezogen wurden, begegnet uns bei Tacitus auf der Fahrt nach Samothrake Germanicus; doch hinderten widrige Winde ihn die Insel zu erreichen.

Was so wie Samothrake und seine Mysterien im Alterthume die Augen auf sich zog, muß auch der Alterthumsforschung von Wichtigkeit sein, mag es ihr auch noch so sehr als ausgemacht gelten können, daß das Ewige griechischer Cultur ebensowenig in samothrakischen Weihen zu suchen ist, wie der lebendige Kern des Christenthums im Mönchsgetreibe am Athos steckt. Das ziemlich verschlossene Buch der Mysterien, in dem Samothrake seine Seite füllt, zu öffnen, haben sich Gelehrte denn auch genug und übergenug gemüht; jetzt, nachdem der Eifer dabei früher etwas zu blind war, hat er erheblich nachgelassen. Er würde mit Aussicht auf mehr Erfolg wieder erwachen, wenn die Untersuchung auf den Waldboden der Insel selbst verpflanzt werden könnte, da, wo die Tempel und andern Baulichkeiten in Trümmern liegen. Für solche Unternehmung haben bis jetzt nur Recognoscirungen stattgefunden, die aber bereits genügen, um zu wissen, wie man etwa vorgehen müßte, was man mit einiger Sicherheit an Resultaten erwarten könnte.

Vor nunmehr vierzehn Jahren habe auch ich vor diesen Trümmern, den letzten greifbaren Resten so viele ungeduldige Wißbegier erregender Geheimnisse, gestanden. Ich war allein, ohne Hülfe namentlich eines Architekten, ohne größere Geldmittel, als die Fortsetzung meiner Reise sie in Anspruch nahm, zwar mit einem Rundschreiben des österreichischen auswärtigen Amtes versehen, aber, selbst damals Unterthan eines Staates, dessen ganze Seemacht in einem Wachtschiffe auf der Elbe bestand und dessen bestaubtes Consularschild mir betrübt von einem Schranke im Wirthshause in Athen entgegenblickte, war ich ohne eigentliche Unterstützung irgendeiner Regierung. Was konnte ich also mehr thun als das, wovon ich bald nachher in einem Reisewerke [1]) Rechenschaft gegeben habe; aber es läßt mich seitdem der Gedanke an den Gewinn nicht los, welcher, wäre man einmal mit der nöthigen Ausstattung an Ort und Stelle, sicher unserer Kenntniß griechischen Alterthums zufallen müßte. Mit dem Wachtschiffe vom Stader Zoll wäre es freilich nicht gegangen und nachher habe ich Jahre lang auch nicht geglaubt, mit Nutzen von so Etwas öffentlich reden zu können; jetzt endlich in Oesterreich, wo man einige Hauptmittel zu einem solchen Unternehmen leicht wie ein Spielwerk in Bewegung setzen könnte, hier, wo ich so viel thätiges Interesse für weit schwierigere Dinge bis zum Nordpol hinauf, wenn nur der Anlaß sich bietet, hervortreten sehe, da hat es mich gedrängt, doch einmal wieder von Samothrake und was da zu thun wäre, anzufangen. Der Leser sieht, daß es nur ein Umweg war, den ich zuerst über Syra nahm.

[1]) Reise auf den Inseln des thrakischen Meeres. Hannover 1860.

Digitized by Google

Die Ruinen der alten Stadt Samothrake und die der Heiligthümer des Mysteriencultus liegen auf der Nordküste der Insel; Palaeopolis, die alte Stadt, wird die Gegend genannt. Der ansehnlichste Ueberrest der eigentlichen Stadt ist die durch Ausdehnung und Stärke den Besucher überraschende Mauer; sie läuft hoch an einem Berghange hinauf, sie umfaßt im Dreieck, dessen Spitze oben, dessen Basis am Meere liegt, also etwa wie bei der neueren Stadt Lepanto, einen so großen Raum, daß er niemals auch nur zum größeren Theile bewohnt gewesen sein kann, eine Erscheinung, die sich auch bei andern antiken Städten wiederfindet und leicht ihre Erklärung findet. Der Bau dieser Mauer trägt den Anschein hohen Alters. Aus unregelmäßigen nur aufeinander gehäuften Blöcken aufgeführt, erreicht sie an einzelnen Stellen eine Dicke von etwa fünfzehn Schuh und steht an einer Stelle noch in fast gleicher, nirgends aber in ihrer ganzen ursprünglichen Höhe aufrecht.

Der Platz der Heiligthümer befindet sich westwärts außerhalb des mauerumgebenen alten Stadtraums, ursprünglich also lagen sie hart vor der Stadt. Später hat die Mauer gewiß keine praktische Bedeutung mehr gehabt, ist sogar sichtlich auf der Seite gegen die Heiligthümer hin als hinderlich für die hier sich ausbreitenden Wohnungen schon im Alterthume zum Theil demolirt. Das ganze Trümmergebiet ist jetzt mit vollem Baumwuchs, ungethüme alte Platanen darunter, bedeckt, nur höher hinauf, wie der Berg ansteigt, lichtet er sich. Doch bilden die Bäume gerade über dem Ruinenhaufen der Heiligthümer kein zu hinderliches Dickicht.

Diese Ruinenhaufen sondern sich in zwei Theile auf beiden Seiten eines mit steilabschüssigen Ufern tiefeingeschnittenen Baches. Auf der einen Seite liegt besonders auffallend ein Tempel dorischen Styls aus Kalkstein, auf der anderen einer gleichen Styls aus weißem Marmor, jeder zusammengestürzt auf einem Haufen; der letztgenannte scheint den Formen nach jüngerer Zeit als der von Kalkstein anzugehören. Marmor ist hier übrigens als Zeichen besonderen Aufwandes anzusehen, da auf Samothrake selbst keiner vorkommt. Er wird von Thasos herübergeholt sein. Diese zwei Tempelruinen ansehnlichen Maßstabs bieten keine malerische Gestalt wie die von Sunion oder Nemea. Vom Hochbau steht nichts mehr aufrecht, keine Säule; das Ganze ist in sich zusammengebrochen, wie wohl nur durch ein Erdbeben geschehen konnte. Manche Blöcke liegen zwar, später verschleppt, etwas weiter umher, wollte man aber die Stücke zusammensuchen, man würde sie mit einiger Vollständigkeit finden, wenigstens doch so weit, um einer architektonischen Reconstruction auf dem Papiere viel festen Anhalt zu bilden. Für die Ruinen war es ein Glück, daß Samothrake nicht an einer großen Straße liegt; auf dem Isthmos von Korinth, auf Delos hat die Plünderung von antiken Werkstücken nicht so viel übrig gelassen. Deßhalb sind hier auf Samothrake aber auch gerade für die Untersuchung so sehr gute Aussichten. Die schwache neuere Einwohnerschaft der Insel und einige gute Nachbarn haben bei freilich in aller

Digitized by Google

Dummheit redlichstem Bemühen — Beweis dessen ein Kalkofen auf dem Ruinenplatze — denn doch nicht so gar viel ausrichten können. Am meisten wird bei den beiden Tempeln vom Oberbau und Dache fehlen, die natürlich auf dem Haufen zu oberst lagen. Ein böser Feind gerade der Säulentrommeln ist der Steinmetz oben im Dorfe, der gerade aus ihnen Walzen zum Festigen der Erddächer der Häuser macht; doch sind ihm glücklicher Weise die Tempelsäulen etwas unbequem groß, er sucht lieber nach kleineren. Etwas mindert aber also doch auch hier in aller Abgeschiedenheit ein jedes Jahr ein wenig die uns kostbaren Ueberreste mit ihnen unrettbar auch der Erinnerung der Nachwelt verloren gehender Werke.

Die beiden dorischen Säulenbauten sind, vermuthlich doch als Tempel, auf den ersten Blick kenntlich, schwerer wird es, ohne Nachgrabungen sich andere Fundamente, wirr durcheinanderliegende oder in spätere Zeit zu wiederum räthselhaften Zwecken neu zusammengereihte Blöcke ihrem ursprünglichen Zusammenhange nach zu erklären. Eine Ausnahme macht noch ein kleineres Gebäude in der Nähe des Marmortempels. Es ist auch von weißem Marmor, ein Rundbau. Die Darstellung einer ganz gleichen kleinen Baulichkeit, auch dieser neben einem Tempel, auf einem pompejanischen Wandgemälde kann dazu dienen, von demselben eine klarere Vorstellung zu geben, als mir es bei der Beschreibung früher gelungen sein dürfte. Ich behalte mir vor, diese Nachhülfe an anderer Stelle zu geben. Das kleine Gebäude wird in dem Stücke der Friesinschrift, welches ich noch erhalten fand, als ein Weihgeschenk an die samothrakischen, an die „großen Götter" bezeichnet und scheint der Diadochenzeit oder dem Anfange der römischen Periode in Griechenland anzugehören, gewiß der Blüthezeit der samothrakischen Götterdienste, als reiche Fürsten oder Privatleute sich hier Andenken stifteten, wie jener Appius Claudius zu Cicero's Zeit durch Aufführung eines kleinen aber prächtigen Thorbaues in Eleusis. Derselben Periode etwa gehört das bedeutendste Sculpturwerk an, welches bisher von Samothrake bekannt geworden ist, der colossale Torso einer Siegesgöttin, der seit dem Jahre 1863 sich im Louvre befindet, wo außerdem schon längst ein alterthümliches Relief angeblich samothrakischen Ursprungs aufbewahrt wird, das in der archäologischen Litteratur mit Recht eine große Rolle gespielt hat. Es fehlte also an plastischen Kunstwerken keineswegs auf Samothrake; war doch selbst von Scopas eine Gruppe dort aufgestellt, aber heute wollen Bildwerke auf der Insel doch erst gesucht sein. Inschriften sind wenigstens schon abgeschrieben in größerer Zahl, womit jedoch von ihrem Vorrath nur oben abgeschöpft sein kann.

Recht ins Volle der antiken Ueberreste haben die Bauleute gegriffen, welche im fünfzehnten Jahrhunderte für die Gateliusi, die damaligen Fürsten auch von Samothrake, die Burgwarte oberhalb des Landeplatzes der Palaeopolis aufführten, deren Ruine jetzt schon vom Meere her als ein Wahrzeichen erscheint. Sonst sind nach einem ziemlich entlegenen Kloster, das jetzt auch in Ruinen

Digitized by Google

verlassen steht, Inschriftsteine gerathen und Einiges ist im heutigen Dorfe zu finden.

Das Dorf, die Chora von Samothrake, müssen wir doch auch noch eines Blickes würdigen. Es ist das einzige der Insel, es liegt ziemlich weit, gut anderthalb Stunden Weges, landeinwärts, dahingeschmeucht in den bösen Zeiten, von denen ich in Bezug auf Syra ausführlich genug gesprochen habe; bis jetzt zeigt sich noch keine Spur, daß die Ortschaft etwa ans Meer wieder umsiedeln wollte. Schifffahrt lockt nicht dazu. Es ist eine wunderlich abgeschlossene kleine Welt. Die Bewohner sind alle griechische Christen und sind so unter sich allein auf der abgelegenen Insel, um die sich Niemand viel kümmern mag, nicht so übel daran. Die herrschende Race ist nur durch den Beamten vertreten, der die Abgabe einnimmt, welche der Moschee Mohamed des Zweiten, des Eroberers dieser Inseln, gehören soll. So ist doch gesorgt, daß ein Stachel nie ganz aus dem Herzen dieses Völkchens genommen wird und der regt sich denn auch leise leise immer. Bei vollster Hülflosigkeit in den Nebel hinein, der ihren Vorstellungen so ziemlich Alles von gegenwärtiger Weltlage, wie von Vergangenheit und gar von Zukunft verhüllt, lassen sie ihre Hoffnungen in jedem Augenblicke, den die Tagessorgen freigeben, nach dem einen Punkte starren: Befreiung vom Halbmonde. Das träumt und summt in den Gedanken so hin, und wenn ich an meine Tage unter diesen Dörflern zurückdenke, so ist es mir immer, als hörte ich sie beim Glase den ewigen Refrain näseln von der Erhöhung des Kreuzes, vom Kirchenbau, wo die Moschee steht.

Ich bin gern unter den Leuten gewesen. Der Geistliche des Dorfs, Papa Nikolaos, war die Aufmerksamkeit selbst, und daß er in seinen geographischen Begriffen weit genug zurückgeblieben war, um an den Okeanos ringsum die Erde noch lebendigen Glauben zu bewahren, konnte mein Interesse an seiner Persönlichkeit fast steigern; auch des langen Schulmeisters darf ich nicht vergessen, der gelegentlich Homer citirte, ohne ihn aber sicherlich je gelesen zu haben. Ihnen war der Verkehr mit einem Europäer ein seltener Genuß; denn wer hat Etwas auf Samothrake zu suchen? Auch mit der übers Meer nächsten Umgegend ist der Verkehr äußerst schwach. Schwammfischer landen wohl einmal, aber auch nur zur Sommerzeit; sie sind die lebendigen Zeitungen für solche Orte, aber freilich von höchst zweifelhafter Glaubwürdigkeit. Als ich da war, kam ins Kaffeehaus des Dorfes als Neuestes von ihnen die Nachricht, der Kaiser Napoleon habe seine Frau umgebracht und Aehnliches, das ich vergessen habe. Sonst tragen sie Märchen herum wie das vom gefährlichen Ungeheuer in der Sgurafa, einem Felsriffe unter dem Meere östlich von Samothrake, also einer unterseeischen Skylla.

Bei aller ihrer Abgeschlossenheit könnte Samothrake doch mehr Bewohner und besser als heute ernähren. Der Feldbau beschränkt sich jetzt auf einen sehr geringen Theil der Westseite. Der Hauptkörper der Insel ist allerdings Gebirge und gestaltet sich namentlich im Südosten sehr schroff und ohne alle cultur-

Digitized by Google

fähige Küste in das Meer abstürzend, so daß hier der Steinbock als seltenes Wild sich noch erhält. Der üppigste Fruchtboden der Nordküste liegt aber heutzutage und jedenfalls schon lange so gut wie sich selbst gelassen wild da. Unter den höchsten kahlen Gipfeln lagern sich hier rundlichere Vorberge und von denen senkt es sich immer sanfter gegen das Meer hin ab. Es fehlt nicht an Wasser in Bächen und Quellen; Busch und Kraut, Platanen und Oleander wechseln miteinander; wo aber die heißen Quellen hervorkommen, da wird Gebüsch und vereinzelter Baumwuchs stellenweise zum Walde, dessen Schattendach die Sommerhitze nicht durchdringt. In einigen kaum mit Arbeit gepflegten Gärten wachsen die schönsten Obstarten und geben vollen Ertrag. Hier etwas bergaufwärts wohnten einmal Mönche in dem schon einmal genannten Kloster Christos, das jetzt in Ruinen liegt. Auch sonst weisen mancherlei Spuren und Ortsnamen auf frühere Bebauung der ganzen Strecke zwischen der alten Stadt und den warmen Quellen hin. Wenn man noch hinzunimmt, wie gesund das Klima von Samothrake ist, so ist es jammervoll, einen Fluch auf solcher zu Wohlstand und Glück von der Natur ausgestatteter Erdenstelle ruhen zu sehen. Der Fluch hängt am Zeichen des Halbmondes.

Noch ehe er einmal von Samothrake genommen werden mag, wird hoffentlich schon der Bann gelöst sein, der die Denkmälerwelt der so merkwürdigen, wie wenig bekannten Insel verschlossen hält. Das Machtwort hiefür kann täglich gesprochen werden. Conze.

Alexander Dumas der Jüngere und sein neuestes Stück „Die Fürstin Georg".

La princesse Georges, pièce en trois actes par Alexandre Dumas fils, representée pour la première fois à Paris, sur le théatre du Gymnase, le 2 Décembre 1871, Paris, Michel Lévy frêres 1872.

„Und das ist Alles, was ihr beide mir zu bieten habt? Sie, das Gesetz; Du, die Familie. Das Gesetz gibt mir meine Mitgift wieder, wenn sie noch da ist; die Familie nimmt mich wieder in ihrem Schoße auf und damit ists gethan. Für mein Auskommen, für Tisch und Wohnung, dafür sorgt mir die Gesellschaft, und das ist Alles, was sie mir schuldet, meint sie. Und wenn ich nicht mehr essen kann, und wenn ich nicht mehr schlafen kann, was wird sie thun für mein Herz, das sie ruhig zerbrechen ließ, für meine Seele, die sie zertreten ließ?" — Dies und noch mehr sagt zu ihrer Mutter und ihrem alten Rechtsfreund die „Fürstin Georg", Severine von Birac, die Heldin des im

Digitized by Google

Titel genannten Stücks, da sie die Gewißheit erlangt hat, ihr Gatte habe sie betrogen, verrathen an ihre beste Freundin von gestern, an die Männer bestrickende, schöne, furchtbare Gräfin von Terremonde. Morgen soll er mit ihr abreisen, sie hat die Beweise in Händen. „Welche Mittel gibt mir das Gesetz, diese Schmach und dieses Unglück abzuwenden?" fragt Severine den Notar.

Galanson: Keine.

Severine: Er ist frei?

G.: Ganz frei.

S.: Und wenn ich fort wollte?

G: Könnte er Sie hindern.

S.: Warum ist das so?

G.: Weil es so ist.

Wir sehen, wir haben es, wie bei Dumas nicht anders zu erwarten, mit einem Problem zu thun, mit einer „Thesis", wie er selbst es nennt, diesmal mit der Thesis der betrogenen Frau. Die von Natur aus ungleiche Stellung der Geschlechter, als ungerechte Einrichtung der Menschen hingestellt, die wohl ein dutzend Mal den Vorwurf seiner Stücke bildet, beleuchtet er diesmal von einer neuen Seite. Keine Gefallene bildet den Mittelpunkt der Handlung und das Stück dreht sich nicht um den Satz der Madame Aubray, „daß, was bei einer Hälfte der Menschen Leichtfertigkeit heißt, bei der anderen zum Verbrechen werde"; unsere Heldin ist die junge, ehrbare, hochherzige Gattin eines leichtsinnigen Mannes, dem sie vor einem Jahre aus Liebe sich selbst und ihr Vermögen gegeben, und die, verrathen, nach einer Waffe sich umsieht, den Treulosen zu strafen, und erstaunt um sich blickt, daß weder der Staat, noch die Gesellschaft, noch die Familie ihr solche in die Hand gegeben. „Wir haben es diesen Herren überlassen, die Gesetze zu machen, sie haben sich selbst am besten dabei bedacht," sagt Severinens Mutter zu Anfang des Stücks. Also Gleichstellung von Mann und Weib in allen Lebensbeziehungen, Emancipation der Frau, das ist der treibende Gedanke in diesem Drama und seinen Vorgängern, wie der Kampf gegen den schwindelhaften Gelderwerb in der „Geldfrage", die Darstellung der zerstörenden Folgen des Ehebruchs im „Filleul de Pompignac". Das Theater ist dem Dichter nur Mittel zur Verbreitung seiner Grundsätze, die Bühne ist die Kanzel, von der er sein Evangelium uns verkündigt.

Und Dumas ist darin nur getreulich seinen Vorgängern gefolgt, er ist nur, auf neuen Bahnen zwar und in seiner Weise der schneidigste und consequenteste Repräsentant der Anschauungen, die von jeher in Frankreich, mehr noch als irgend anderswo, über das Theater, was es für die Menschen bedeute und eigentlich soll, gang und gäbe waren. Nirgends unter allen modernen Völkern ist in so buchstäblichem Sinne die Schaubühne von jeher als moralische Anstalt betrachtet worden, nirgends sind seit Jahrhunderten die besten Köpfe so auf-

Digitized by Google

richtig überzeugt gewesen, daß das Theater da sei, die Menschen zu bessern und zu bekehren, als bei dem lustigen, leichtfertigen, übermüthigen, frechen, gottlosen Volk an der Seine. Ein Dichter, wie Shakespeare, der seine Sonne aufgehen läßt über Gute und Böse, über Gerechte und Ungerechte, der uns in eine Welt einführt, in der, wie in der wirklichen, nicht immer und augenfällig das Laster sich erbricht, damit sich die Tugend zu Tisch setzen kann, mußte in Frankreich Jahrhunderte hindurch unverstanden bleiben und ist es vom großen gebildeten Publicum bis auf den heutigen Tag. Bei Shakespeare wirkt das Weltgesetz als solches, diese Wirkung uns zu vermitteln, verschmäht er die glänzenden Tiraden der Franzosen. Ob er sie in tollem Fastnachtsspuk durcheinanderjagt oder im Drange wilder Leidenschaft an einander prallen läßt, immer sind es ganze Menschen von Fleisch und Blut, die vor unsern Augen lieben und hassen, leben und sterben und ihr eigenes Schicksal sich bereiten, wie wir.

Nicht so die Heroen der französischen Bühnendichtung, nicht so der größte unter ihnen, Molière. Schon die Titel seiner Stücke reden deutlich von einer moralisirenden Tendenz. Man weiß im voraus, daß „L'Avare" den Geiz als solchen, „Les femmes savantes" die Blaustrümpfe, „Les Précieuses ridicules" den gespreizten Gesellschaftston jener Zeit lächerlich machen sollen. Bei anderen Stücken, wie „l'Ecole des maris", „l'Ecole des femmes" drückt der Titel jene unmittelbare Belehrungsabsicht noch deutlicher aus. Eine bestimmte Leidenschaft, eine besondere Thorheit hebt er sich heraus aus der Welt von Schlechtigkeit und Verkehrtheit um ihn her, verkörpert sie in einer oder mehreren Personen und schleppt sie vor den Richterstuhl des jubelnden Parterres. Auf die Demonstrirung der Verkehrtheit der einzelnen Leidenschaft kommt es ihm an; über die Hauptfigur schüttet er das ganze Füllhorn seiner Seelen- und Menschenkenntniß aus, der kein Fältchen entgeht, vor der kein noch so ferner Zug verborgen bleibt, die übrigen Personen sind ihm Nebensache und wanken als Schatten über die Bretter. Man denke an die ewigen faden und farblosen Liebespaare und die immer wiederkehrenden verschmitzten Kammermädchen. Viele seiner wichtigsten Stücke mahnen an genial hingeworfene Skizzen, wo eine Figur, ein Stück Gegend in prangenden Farben bis ins kleinste Detail ausgeführt, der Rest in leichten Umrissen gehalten ist. Unsterblich geworden aber sind sie nicht durch, sondern trotz der unmittelbaren Moraltendenz, und es bleibt die eclatanteste Probe für Molière's Genie, daß ihr poetischer über den Lehrgehalt triumphirt hat.

Nicht mehr gegen die menschlichen Thorheiten im Allgemeinen gerichtet, sondern ihre Spitze gegen bestimmte staatliche und gesellschaftliche Institutionen kehrend, finden wir die Tendenz ein Jahrhundert später in Beaumarchais' Stücken. Nie hat ein Bühnenwerk unmittelbarer, zündender, zersetzender gewirkt, als „Figaro's Hochzeit", der kecke Sturmvogel des „großen Spectakels", das Voltaire so richtig für die Zeit nach seinem Tode prophezeit hatte. Keineswegs aber stand Beaumarchais allein da, als Sturmläufer von den Brettern aus,

Digitized by Google

gegen ein verfaultes und zerfressenes Staatswesen. Voltaire, Diderot, Sedaine, Marmontel unterstützten ihn wacker darin. Das Theater war die politische Oppositionsschule jener Zeit und in den Glanztagen der Bastille und der lettres de cachets der Ort, wo ungestraft alles Bestehende in den Koth gezogen und mit unverschämtem Freimuth den Regierenden ins Gesicht gesagt wurde, wohin sie steuerten.

Was die Tragödie betrifft, hatte schon Racine seine Phädra beim Publicum mit Worten eingeführt, die einem Iffland alle Ehre machen würden. „Ich überlasse es den Lesern und der Zeit", heißt es in der Vorrede, „den wahren Werth dieses Trauerspiels zu bestimmen. Keines aber habe ich geschrieben, wo die Tugend mehr ins Licht gestellt wäre. Die geringsten Vergehen werden streng bestraft; vor dem bloßen Gedanken des Verbrechens wird zurückgeschaudert, wie vor dem Verbrechen selbst; die Schwachheiten der Liebe gelten als wahre Schwachheiten; die Leidenschaften werden bloß dargestellt, um alle Verwirrung zu zeigen, an der sie Schuld tragen; und das Laster ist überall mit Farben gemalt, die uns seine Scheußlichkeit kennen und hassen lehren." Voltaire stellt seinen Mahomet „den Tartuffe mit den Waffen in der Hand", geradezu als abschreckendes Beispiel des für ihn grauenvollsten aller Laster, des Fanatismus, hin, und erst die ungeheuerlichen Ausgeburten der überreizten Phantasie der sogenannten Romantiker finden wir zum Theil von dem Gedanken getragen, daß die Handlung eines Stücks Gesetz und Regel in sich selber habe und von außen nicht erst zu borgen brauche.

Scribe, der fruchtbarste aller französischen Bühnendichter, ist zugleich derjenige, der sich von der Tendenz am weitesten emancipirt hat. Die Intrigue ist das Lebenselement seiner Stücke und aus Mangel an Ernst und Tiefe, nicht weil er über die Grundanschauungen seiner Vorgängerr thatsächlich hinausgekommen, gibt er uns nur wenig Morallectionen zu hören.

Um so ernster und bewußter erfassen seine Nachfolger ihre Mission als Sittenprediger, und nie ist das Theater mehr als der geeignete Ort für Polemiken und Weltverbesserungsvorschläge angesehen worden, als von den Schriftstellern des zweiten Kaiserreichs. Man sehe nur die Schauspieler des Vaudeville und Gymnase, wie sie die von der Claque nie unbeachtet gelassenen Tiraden, um die Mitspielenden und den Zusammenhang des Stückes unbekümmert, mit erhobener Stimme dem Publicum ins Gesicht schleudern, und man wird den ganzen Unterschied erkennen, der die jetzige Epoche des französischen Theaters von der unmittelbar vorhergegangenen trennt. Feuillet und Georges Sand, Ponsard und Augier, Sardou, Coppée und Pailleron wetteifern in geistreich und fein gearbeiteten Playdoyers von der Bühne herab gegen den Luxus, gegen den Börsenschwindel, für die Frauenemancipation, für die Arbeiteremancipation. Die Tendenz ist nicht mehr naiv gegen allgemein menschliche Schwächen gerichtet, wie bei Molière, nicht mehr politisch aggressiv, wie bei Beaumarchais; sie ist rein social geworden, und da sie, um sie zu verbessern,

Digitized by Google

uns die Zustände vorführen müssen, wie sie sind, in ihrer bodenlosen Verdorbenheit und Fäulniß, umgeben uns diese Schriftsteller so häufig mit jener gewitterschwülen, ungesunden Atmosphäre, die uns so aus voller Brust aufathmen läßt, nachdem der Vorhang zum letzten Male sich gesenkt hat.

Keiner aber hat seine Aufgabe als Reformator mit mehr Ernst erfaßt, mit mehr System und Consequenz durchgeführt, als Dumas der Jüngere. Daß er dabei auf Abwege gerieth, in Absurditäten sich verlor, ist nicht sowohl seine als die Schuld der Zustände, denen er abhelfen will und denen an und für sich nicht abgeholfen werden kann. Gesellschaftliche Auswüchse, die sonst nicht mehr zu heilen sind, aufnehmen in den Rahmen der Gesellschaft, ist das Motto, das er am häufigsten varirt, er thut dies in aller Ehrlichkeit und Aufrichtigkeit, und unbekümmert darum, ob die Arznei dem siechen Leib nicht eher den Tod bringen werde, als die Krankheit.

Scheinbar in zahmeren Grenzen bewegt sich die Handlung der „Fürstin Georg". Eine liebende Gattin, die über den Treubruch ihres Mannes außer sich geräth, und nachdem die ganze Verworfenheit ihrer Nebenbuhlerin an den Tag gekommen, dem Reuigen verzeiht, wäre an und für sich ein rührender und ergreifender, etwas einförmiger und alltäglicher Vorwurf für ein Drama. Aber Dumas weiß ihm eine Seite abzugewinnen, die seine Harmlosigkeit mit Eins verschwinden macht, und was unter der Feder eines deutschen Dichters ein weinerliches Rührdrama geworden wäre, wird in seinen Händen zum leidenschaftlichen Sensationsstück ersten Ranges. Die Art, wie er dies bewirkt, lassen wir ihn selber in seiner Widmung „an das Publicum" uns auseinandersetzen.

„Ich hatte Dir, liebes Publicum, den Fall des ehebrecherischen Mannes vorzulegen, der alt und neu ist, wie die Welt, weil er tagtäglich sich wiederholt und ewig sich wiederholen wird. Ich hatte, indem ich die Leiden, die Versuchungen und Kämpfe der Frau schilderte, die Ohnmacht des Gesetzes, der Familie und der Gesellschaft darzuthun, dieser alltäglichen, unglückbringenden und banalen Thatsache gegenüber. Ich hatte die Aufmerksamkeit des Gesetzgebers, des Philosophen, des Moralisten auf diese Lücke hinzulenken; ich hatte der ehrbaren Frau das Raubthier zu zeigen, das Nachts in ihren Haushalt sich einschleicht, um ihr Glück ihr zu rauben und ihre Kleinen zu verschlingen, und ich hatte ihr einen Rath zu geben dieser ehrbaren Frau, den, was immer geschehen möge, sich selber zu achten und statt schmachvoll Gleiches mit Gleichem zu vergelten, statt ein entsetzliches Recht zu erwerben, das Recht zu tödten — ein göttliches; das Recht zu vergeben."

Das Recht zu tödten. Nicht mehr und nicht weniger. Nun, die Zuschauerinnen mögen sich bei Herrn Dumas für das ihnen gütigst in Aussicht gestellte Männerermordungsrecht bedanken. Seine Heldin, indem sie verzeiht, befreit ihn und uns von der letzten und äußersten Consequenz seiner „Thesis" und bringt so einen versöhnenden Schluß zu Wege, wie ihn nicht viele seiner Stücke aufzuweisen haben.

Digitized by Google

Um das, was der Dichter aus seinem Stoff gemacht, besser zu erkennen, betrachten wir uns die Handlung etwas näher. Sie zeigt uns die virtuose Beherrschung der Scene, die meisterhafte Handhabung der Effecte, die sorgfältige Kleinmalerei des Pariser Gesellschaftslebens, die rücksichtslose Bloßlegung socialer Schäden, die geschickte Verquickung des Unmöglichen mit dem Wahrscheinlichen, durch welche Dumas seit dem Beginne seiner Laufbahn Leser und Zuschauer in gleicher Weise angezogen und abgestoßen hat und die aus ihm den Schriftsteller machen, bei dem die äußeren Vorzüge und innern Mängel des französischen Theaters von heute am glänzendsten und grellsten zu Tage treten.

Beim Aufziehen des Vorhangs finden wir Severine nach durchwachter Nacht in athemloser Spannung, ihr Kammermädchen erwartend; das Mädchen kommt und erstattet Bericht über das, was ihre Herrin durch einen anonymen Brief schon wußte; ihr Gemahl hat die letzte Nacht mit Frau v. Terremonde in einem Gasthof in Rouen zugebracht. Beide sind eben jetzt, ohne Miene zu machen, sich zu kennen, nach Paris zurückgekehrt. Severinens Mutter, eine muntere alte Weltdame, tritt auf, später der Notar Galanson. Wir erfahren, daß Severine und der Fürst Georg von Birac seit einem Jahre vermählt sind. Auf Wunsch der Braut war im Ehecontract Gütergemeinschaft bedungen worden, so daß der Fürst, selbst ohne Vermögen, als Haupt der Gemeinschaft über Severinens Millionen verfügt. In der darauffolgenden Scene zwischen Galanson und dem Fürsten sehen wir diesen von seinem Recht in etwas ausgiebiger Weise Gebrauch machen. Zwei Millionen, die Hälfte des Vermögens seiner Frau, hat er realisiren lassen, und auf alle Fragen, wo und wie er diese Summe zu placiren gedenke, erhält der Notar nur ausweichende Antworten. Der Act schließt mit einer Scene zwischen Mann und Frau. Severine erzählt, auf welche Weise sie das Abenteuer dieser Nacht erfahren und stellt den Gatten zur Rede. Er macht sie glauben, nicht um ein zärtliches Rendezvous habe es sich gehandelt, sondern vielmehr um die Lösung alter Fesseln, um die Rückgabe von Briefen u. s. w. Sie glaubt alles, läßt sich umarmen, und verspricht die Terremonde heute wie sonst zu empfangen, was es ihr auch kosten möge. Kaum aber hat Georg das Zimmer verlassen, erwacht ihr Mißtrauen gegen Alles, was sie vernommen und sie bricht von Neuem in Thränen und Klagen aus.

Im zweiten Acte sehen wir Frau v. Terremonde „arbeiten". Die Geschicklichkeit und Gewandtheit darin hat sie von ihrer Mutter geerbt, einer Clavierspielerin, deren intimen Beziehungen zu einem englischen Lord sie das Dasein verdankt. Mit den 10.000 Pfund, die der Lord ihr vermacht, hat sich die Mutter einen ruinirten Edelmann gekauft, der ihr seine Hand und dem Kinde einen Namen gibt. Sylvanie wächst zur hinreißenden Schönheit heran. Alle Männer beten sie an und verlieren den Kopf, wenn sie an ihr vorüber kommen. Der Graf von Terremonde wirbt um ihre Hand gerade zur Zeit, da ihre Mutter mit dem Rest des englischen Geldes fertig geworden. Es dauert nicht

Digitized by Google

lange, so ist er ruinirt durch „die Gattin seiner Wahl“ und Sylvanie in die Nothwendigkeit versetzt, nach einem neuen Goldfasan auszublicken, um mit seinen Federn ihre Toiletten und Badereisen zu bestreiten. Die Millionen der Fürstin Georg haben ihr in die Augen gestochen, und wir ahnen bereits, daß zwei davon zu ihrer Verfügung stehen, sobald sie nur darnach greifen will — der Rest wird sich finden. Das Alles schließt aber keineswegs einen zweiten Anbeter aus. Als dieser präsentirt sich uns der junge Fondette, ein unschuldiges Gemüth, der sie bittet, die Nacht über ihr Fenster geöffnet zu lassen und Licht zu brennen, damit er sie von der Straße aus sehen könne. „Er gefällt ihr“, sagt Galanson, „soweit ein Mann überhaupt dieser Creatur gefallen kann, aber was fängt sie an mit den drei- bis viermalhunderttausend Francs des armen Jungen? — ein Lückenbüßer für eine todte Saison.“ Mit ihrem Gemahl erscheint Sylvanie bei Severinen, die sie mit erzwungener Freundlichkeit empfängt. Sogleich beginnt eine lebhafte Correspondenz mit dem Fürsten, wobei der Mantel der Dame als Briefkasten dient. Jedes Wort derselben wird Galanson hinterbracht durch einen Kammerdiener, dessen Treue und Verschwiegenheit für tausend Francs zu haben war. Eine Probe der Thätigkeit dieses Biedermannes kennen wir bereits; er ist es, der jenen anonymen Brief geschrieben, von dem zu Anfang des Stücks die Rede war. In einem Billet des Fürsten ist gemeinsame Abreise für morgen festgesetzt. Severine liest es und heißt mit gedämpfter Stimme die Gegnerin gehen: wo nicht, droht sie mit einem Eclat vor aller Welt. Sylvanie geht, die andern Gäste ebenso. Da Severine allein bleibt, tritt der Graf wieder auf, der auf kurze Zeit sich entfernt hatte. Die Selbstbeherrschung der Heldin ist zu Ende. Der Graf ist eifersüchtig, er wird sie rächen. „Ich habe Ihre Frau fortgejagt, weil es mir nicht gefällt, eine Dame zu empfangen, die ihrem Liebhaber bei mir ein Stelldichein giebt.“

Graf: Wissen Sie wohl was Sie da sagen, Madame?

Severine: Ganz wohl, mein Herr.

G.: Und sie kennen diesen Mann.

S.: Ich kenne ihn.

G.: Sein Name?

S. (nach einer Pause): Suchen Sie!

Der letzte Act bringt den Knalleffect, den die Franzosen für ein während des ganzen Abends durch alle Reizmittel verwöhntes Publicum immer noch in Bereitschaft haben. Der schurkische Kammerdiener bereut, was er angerichtet und bekennt Severinen seine Schuld, um neues Unheil zu verhüten; denn der Graf v. Terremonde, der das anstoßende Hotel bewohnt, liegt in seiner Portierloge bewaffnet auf der Lauer, der Diener des Grafen hat ihn athemlos eben davon in Kenntniß gesetzt. — Zweite große Szene zwischen dem Fürsten und Severine. Sie zeigt ihm sein Billet an die Gräfin. „Geben Sie jener Frau die zwei Millionen, es ist Alles, was sie von Ihnen will; so haben wir sie königlich bezahlt, und Sie können sie ihren andern Liebhabern überlassen.“ Er

Digitized by Google

glaubt ihr nicht und besteht in seiner Verblendung; sie, außer sich, ruft ihm zu: „Der Graf ist fort, jene Frau ist allein, gehen Sie, Sie haben keine Zeit zu verlieren". Er will gehen, sie verstellt ihm den Weg und entdeckt ihm die Gefahr, in die er sich begeben will. „So bleibt mir nichts übrig, als für Sie zu sterben", ruft er aus. Da — fällt ein Schuß und gleich darauf stürzt der Graf, die Pistole in der Hand, in das Zimmer. „Sie haben grausam Recht gehabt, Madame, ich habe gesucht."

Severine: Und Sie haben getödtet?

Graf: Ja.

Georg: Wen? Sie?

Graf: Nein, ihren Liebhaber!

Georg: Ihren Liebhaber!

Graf: Herrn von Fondette.

Und Georg macht eine unwillkührliche Bewegung, sich seiner Gattin in die Arme zu werfen, hält aber inne und streckt halb knieend seine Hände gegen die Fürstin aus, deren Hand er noch nicht zu fassen wagt.

Die Charaktere bis auf den Hauptcharakter, der natürlich am meisten Dumas'sche Logik uns zu tradiren hat, und die traurige Gestalt des verführten Ehemannes, sind kräftig und mit Feinheit gezeichnet. Obenan steht das prächtige Exemplar der „Courtisane der großen Welt", einer in letzter Zeit in Paris gern gesehenen Species des am Theater weitverbreiteten und weitverzweigten Genus von Evastöchtern zweifelhaften Rufs; der rechtschaffene Notar, der beschränkte und eifersüchtige Ehemann, ein paar junge klatschsüchtige Frauen, heben sich trefflich von einander ab, und die muntere Frau v. Périgny, die welterfahrene, gutmüthige und gemüthlose Mutter Severinens, ist geradezu ein Meisterstück.

Sehr charakteristisch ist, was Dumas in der Vorrede gegen einen tragischen Schluß seines Stückes anführt. Den Mann tödten und dann sich selber, das paßt, findet er recht gut für die Heidinnen und Türkinnen des classischen Theaters, nimmermehr aber für eine christliche Frau unserer Tage. „Tödten und sterben, wozu? Ich will, daß meine Heldin lebe, daß sie glücklich sei, wie sie es verdient, daß sie als Beispiel diene, wie sie soll". Herr v. Fondette aber ist „der Widder aus Abrahams Opfer, er blöckt und stirbt für einen Andern, den Gott der Tragödie zu versöhnen." Und das Recht zu tödten, das er der Frau vindicirt — wie löst uns der Dichter diesen Widerspruch? Wir versuchen es, indem wir es in seinem Namen in abstracto der Frau gegen den treulosen Mann als Forderung der Billigkeit zusprechen, aber „eine Frau unserer Tage" verstieße gewaltig gegen den guten Ton, wollte sie so ohne weiters à la Roxane davon Gebrauch machen.

Und trotz dieser Verschrobenheit des gestellten Problems, trotz der Ungeheuerlichkeiten in Charakteren und Situationen, die es so reichlich darbietet, bleibt „die Fürstin Georg" ein interessantes und anregendes, jedenfalls sehr

Digitized by Google

bühnenwirksames Stück, dem man seine Berechtigung zu sein nicht absprechen wird, denn es ist das Abbild, das im Spiegel, den er seinem Zeitalter vorhält, ein in allen seinen Verrücktheiten bedeutender Mensch aufgefangen hat. Ist das Bild selber verschroben und ungeheuerlich, wie soll das Abbild die reine Schönheitslinie einhalten?

In den zwanzig Jahren seiner dichterischen Thätigkeit sind Dumas Lob und Anerkennung, Tadel und Schmähung zu Theil geworden, wie kaum einem zweiten Schriftsteller, und keinem gegenüber war Lob und Tadel vielleicht in gleicher Weise berechtigt. Seine Hauptbedeutung aber hat er nicht für die Gegenwart, er wird sie erst erlangen in der Zukunft. Er wird dem Culturhistoriker künftiger Tage das reichste Material liefern zur Kenntniß der Sitten und gesellschaftlichen Zustände des heutigen Frankreich und eine wichtige Quelle sein für die Erforschung der Gründe, wieso ein großes Volk mit gebietender Machtstellung nach Außen und unerschöpflichen Hülfsquellen im Innern durch einen Windstoß, wie über Nacht, über den Haufen geworfen und in seinen Grundfesten, auf wie lange wohl? erschüttert werden konnte.

Graf Karl Lanckoronski.

---

* Die physiologischen Grundlagen der neuhochdeutschen Verskunst. Von Dr. Ernst Brücke, Prof. der Physiologie und Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften in Wien. Wien. Karl Gerolds Sohn. 1871. Eine Behandlung der deutschen Prosodie und Verskunst vom physiologischeu Gesichtspunkte aus ist schon durch die Neuheit des Gedankens geeignet, die allgemeine Aufmerksamkeit der Aesthetiker wie der Sprachforscher auf sich zu ziehen. Die eigentliche Bedeutung der vorliegenden Schrift aber liegt in dem, wie uns scheint, gelungenen Bestreben, die Theorie des Versbaues auf feste und einheitliche Grundlagen zu stellen. In der Praxis freilich ist die Versbaukunst (warum sollte man ein solches Wort nicht wagen?) seit geraumer Zeit im Wesentlichen unbestrittenen Regeln gefolgt. Die Stammsilbe, mit oder ohne deutlich hörbaren Accent, die betonte Vorsatzsilbe, dann aber auch stark ins Ohr fallende Bildungsendungen, wie „heit" und „keit", gelten allgemein als Längen, die große Mehrzahl der Flexions- und Ableitungssilben gilt als kurz, die einsilbigen Partikeln, Pronomina und Hülfsezitwörter werden im Allgemeinen als mittelzeitig betrachtet, und nur darüber schwankt der Gebrauch, ob nicht einige von ihnen gleich dem bestimmten Artikel als proklitisch und daher als absolut kurz anzusehen seien. Stellen einzelne Verskünstler in Bezug auf die einzelnen Wörter strengere Regeln auf, so können sie doch dafür nur die Beispiele der Neueren, nicht bestimmte Principien geltend machen.

Aber wie steht es denn überhaupt mit den Principien, was entscheidet denn zuletzt über Länge und Kürze? Ist es der Accent, so daß deutsche Verse nur auf einem harmonischen Wechsel der stärkern oder schwächern Betonung beruhten? Dem widerspricht der Umstand, daß unbestreitbar in vielen Zusammensetzungen die Stammsilbe nicht merklich durch den Ton hervorgehoben wird, „Seemann" und „selig" erscheinen dem Ohre, was den Accent betrifft, nicht als verschiedenartig, wenngleich die Silbe „mann" durch ihren kraftvollen Vocal mehr ins Ohr fällt als die Silbe „lig". So wäre am Ende nur die logische Bedeutung der Silben das Entscheidende? Nicht das Ohr, sondern der Verstand entschiede über die poetische Quantität? Oder beruht die Quantität theilweise

Digitized by Google

auf der Betonung, theilweise auf der Lautfülle, und ist somit die ganze Verskunst eine Theorie der Willkür, eine Sammlung von Regeln, die sich auf nichts als auf den doch niemals objectiv festzustellenden Wohlklang gründen?

Man wird zugestehen, daß eine klare Einsicht in diese Verhältnisse, trotz alles Sinnens Einzelner über den Versbau, bisher noch nicht hat erreicht werden können. In dieses Chaos Licht zu bringen, hat, so scheint es, der Verfasser in genialer Weise den richtigen Weg gefunden, die naturwissenschaftliche Untersuchung. Mit Hülfe eines zur Berechnung des Blutandranges gegen die Wandungen der Adern bestimmten Instrumentes, des Kymographions, welches er für seine besonderen Zwecke weiter ausgebildet, hat er in unzähligen Versuchen sich bemüht, die wirkliche Zeitdauer festzustellen, welche zur Hervorbringung der Laute und Silben in- und außerhalb des Verses erforderlich ist.

Das erste und schon höchst wichtige Ergebniß seiner Messungen besteht darin, daß in den nur nach Fußen berechneten Versen (dem Hexameter, dem fünffüßigen Jambus u. s. w.) alle Füße des einzelnen Verses, im jambischen Trimeter, Tetrameter u. s. w. dagegen alle Dipodien innerhalb desselben Verses beim tactmäßigen Sprechen die gleiche Zeitdauer erfordern. Da nun aber, wie die Untersuchungen des Verfassers ebenfalls constatiren, die einzelnen Silben eine außerordentlich verschiedene Zeitlänge ausfüllen, je nach der Länge oder Kürze des Vocals und mehr noch nach der Zahl der dazu gehörigen Consonanten, dergestalt, daß z. B. „blau" um $^1/_6$ mehr Zeit consumirt als „bau", in „Abfahrt" die zweite Silbe mehr als doppelt so lang ist als die erste, — so ergibt sich, daß, wenn in einen Fuß beträchtlich mehr Laute hineingepackt sind als in einen andern, nothwendig entweder in dem einen eine Ueberstürzung oder in dem andern eine widernatürliche Dehnung eintreten, mithin der Vers übel klingen muß. Hiemit scheint in der That die Erklärung gefunden zu sein, warum häufig Verse, die doch gegen keine Regel verstoßen, beim Vortrage holperig klingen. Es sind aber nicht die Füße oder Dipodien nach der gewöhnlichen Abtheilung, die hier allein oder nur vorzugsweise in Betracht kommen, vielmehr die Zwischenräume von einer Hebung zur andern, noch genauer ausgedrückt, von dem Gipfel einer Hebung bis zur andern. Dieser Gipfel, der Höhepunkt des Ausathmungsdrucks, welcher eben die Arsis von der Thesis unterscheidet, liegt, wie die Beobachtungen des Verfassers nachgewiesen haben, in der Regel innerhalb des Vocals der Arsissilbe und zwar gegen das Ende desselben, in bestimmten Fällen an seinem Schlusse. Die Intervalle, von denen hier die Rede ist, erstrecken sich also von den ersten Consonanten nach dem einen Arsenvocal bis zum nächsten Arsenvocal. Bei Dipodien handelt es sich um den Zwischenraum, welcher zwei starke, d. h. vom Iktus getroffene Arsen, trennt. Es sei hier bemerkt, daß, wie die Intervalle vom Höhepunkt einer starken Arsis zum andern innerhalb eines Verses einander völlig gleich sind, wiederum auch die Intervalle zwischen den schwachen Arsen unter sich durchaus die gleiche Zeitdauer haben.

Das Verhältniß sodann der sogenannten langen Silbe zu den kurzen ist zwar ein höchst verschiedenes; länger der Zeit nach als eine kurze ist sie im gesprochenen Verse stets. Hieraus ergibt sich das Gesetz, daß als dichterische Länge nur eine Silbe zu gebrauchen ist, die entweder wirklich wegen reicheren Lautgehaltes an und für sich eine merklich längere Zeit in Anspruch nimmt oder doch ohne alle Verzerrung der Aussprache eine genügende Dehnung zuläßt, durch Längeraushalten des Vocals, wenn er lang, des folgenden Consonanten, wenn er kurz gesprochen wird. Diese Dehnung ist bei weitem in den meisten Fällen nur zulässig, wenn die Silbe den Ton hat, oder wenigstens eine ursprüngliche Tonsilbe ist. Was weder tonfähig noch reich an Consonanten ist, demgemäß nur wenig Zeit zur Aussprache bedarf und verträgt, ist Kürze. Es ist jedoch zu beachten, daß in Rücksicht auf den Lautgehalt, sei es der Arsis, sei es der Thesis, auch diejenigen Consonanten mitgezählt werden müssen, welche, ohne grammatisch zu ihr zu gehören, nach der oben ausgeführten Eintheilung der Intervalle ihr

Digitized by Google

beizulegen sind. Was also in einer Arsensilbe nach dem Vocale folgt, kommt bei der nächsten Thesensilbe in Anrechnung, und ebenso werden die Consonanten vor dem Arsenvocale der unmittelbar vorhergehenden Thesensilbe zugezählt. Es gibt also im Deutschen eine Positionslänge, die sich von der in den antiken Sprachen anerkannten dadurch unterscheidet, daß nicht bloß die folgenden, sondern auch die vorangehenden Consonanten mitwirken können.

Dies ist kurz zusammengedrängt das wesentlich Neue, was die Schrift bringt und was in Bezug auf die einzelnen Fälle, namentlich auch in seiner Anwendung auf die verschiedenen Versmaße, überall Gegenstand besonderer Untersuchung geworden ist. Man wird nicht verkennen, daß hier endlich ein einheitliches Princip gewonnen und zugleich das herkömmliche Verfahren in Bezug auf Quantität in überraschender Weise gerechtfertigt worden ist.

Was die Schrift außerdem noch behandelt, die Frage nämlich, welche langen Silben in die Arsis zu setzen seien, darüber konnte bisher ein allgemeines Einverständniß vorausgesetzt werden; da aber Minckwitz neuerdings eine ganz abweichende Theorie aufgestellt und die Bedeutung des Accents für die Arsis, wenn nicht ganz abgeleugnet, doch wenigstens sehr zu beschränken versucht hat, so bleibt es dankenswerth, daß der Verfasser die unzweifelhaft richtigen Grundsätze noch einmal sorgfältig zusammengestellt und nachdrücklich betont hat. Um die von Minckwitz verfochtene Ansicht an einem Beispiele ins Licht zu stellen, führen wir den von ihm selbst citirten Vers an: „Glücklicher Fürst Deutschlands, Du verstehst Dein Volk zu beherrschen".

Es ist klar, daß hier widernatürlich in dem Worte „Deutschlands" die betonte Silbe Thesis, die unbetonte Arsis wird, d. h. mit andern Worten, daß in einer und derselben Silbe zugleich Hebung und Senkung des Tons vorkommen müßte, daß man also genöthigt ist, entweder den Accent zu verschieben oder das Metrum für diesen Fall zu ändern. Unzweifelhaft darf nur das Letztere geschehen, d. h. man muß „Deutschlands" betonen wie im gewöhnlichen Leben, und so ist man bisher auch allgemein verfahren. Minckwitz aber will das nicht; man soll den Ton auf „lands" legen und er hofft, daß sich das Ohr, das dichterisch gebildete, leicht an diese Abweichung gewöhnen und so erst den Reiz des allein auf die Quantität gegründeten Verses genießen werde. Um so wunderlicher, als bei Minckwitz so wenig als bei einem der früheren von einer irgend genügenden Begründung des Quantitätsgesetzes die Rede sein kann. Mit vollem Rechte erinnert der Verfasser, daß der Accent in unserer Sprache nicht verschoben, daß also vom Verstone nur diejenige Silbe getroffen werden könne, die auch den Wortton hat und daß der Dichter, wenn er, entweder aus Noth oder auch um dem Verse eine bestimmte Färbung zu geben, sich Freiheiten, wie in dem obigen Beispiele, erlaube, sich doch bewußt sein müsse, daß er damit nicht den Accent, sondern das Versmaß ändere. Die näheren Untersuchungen über zulässige Ausnahmen, über das Verhältniß der schwachen zu den starken Arsen in jambischen Versen u. s. w. müssen wir dem Leser aufzusuchen überlassen. Eine Ausstellung aber haben wir insoferne zu machen, als der Verfasser in Bezug auf Verse der letzteren Art uns keineswegs den Satzaccent gebührend zu würdigen scheint. Uns wenigstens will bedünken, daß, so wenig eine vom Wortton deutlich getroffene Silbe in der Thesis stehen kann, ebensowenig eine Silbe, auf der der Satzaccent ruht, als schwache Arsis verwendbar sei. In dem bekannten Verse: „Wie rasche Pfeile sandte mich Archilopus" soll der Iktus dem Metrum nach auf die ersten Silben von „rasche" und „sandte" fallen, während doch der Satzaccent das Wort „Pfeile" trifft. Man wird doch stets dem letzteren gemäß lesen, oder man müßte der Theorie von Minckwitz beistimmen. Der Verfasser hebt diesen Punkt nicht hervor; ja es klingt fast, als erkenne er ihn gar nicht an, denn er selbst citirt jenen Vers ohne seiner Abweichung von der Regel zu gedenken. Der nächstfolgende Vers „Vermischt mit fremden

Digitized by Google

Zeilen, doch im reinsten Maß", scheint zunächst an denselben Uebelständen zu leiden, doch ist hier zur Noth eine Auffassung möglich, welche Satz- und Versaccent in Uebereinstimmung bringt.

In einem andern, allerdings nebensächlichen, Punkte müssen wir Minckwitz dem Verfasser gegenüber theilweise Recht geben, mit all dem Vorbehalte natürlich, den ein Laienurtheil einer Fachautorität ersten Ranges gegenüber stets einschließen wird. Wir können vorläufig uns nicht dareinfinden, daß in Wörtern, wie „Wirthshaus" und ähnlichen, die zweite Silbe wirklich einen secundären Accent habe. Ein Accent, der nicht hervortritt, ist der wirklich? Wenn Minckwitz die secundären Accente überhaupt zu läugnen scheint, so hat er allerdings Unrecht. Man braucht nur „Vicepräsident" mit „Vicedirector" zu vergleichen, um deutlich zu erkennen, daß der zweite Accent keine Einbildung ist. Wie man aber zu dieser Läugnung kommen kann, ist wohl zu begreifen. Eigennamen und Fremdwörter ausgenommen, sind die unbetonten Silben fast sämmtlich durch eine ungewöhnliche Klangarmuth ausgezeichnet. In den Bildungs- und Ableitungssilben herrscht das „e" vor. Dies mag nun an sich lang sein, wie in den Vorsilben „be" und „ge" und in der Flexionsendung („schreibe", „Könige") oder es mag kurz sein, — niemals kommt es zu seinem vocalischen Rechte, so wenig, daß es in der kurzen Silbe seinen Vocalgehalt, wie bekannt, gänzlich verliert und zu einem bloßen, die Consonanten trennenden Schwa herabsinkt, in der Länge dagegen so flüchtig gesprochen wird, daß es auf den ersten Blick für kurz gehalten werden könnte. In dem Worte „genügend" sind beide Formen des klangarmen „e" vertreten. Bei weitem nicht in demselben Maße, aber doch immer merklich genug, wird das „i" in solchen Fällen in seinem Werthe beeinträchtigt und zwar gerade dann, wenn es von Natur lang ist, also durch keinen folgenden Consonanten gehoben werden kann. Man denke an das erste „i" in „Königin". Hält man dagegen, wie die Laute „o" und „u" auch in der tonlosen Silbe ihr Recht behalten, was, die Silbe „ung" abgerechnet, nur in Eigennamen vorkommt („Rudolstadt" nach der gebildeten Aussprache wenigstens, „Kotzebue", Wisbuhr), so kann man sehr leicht auf die Vorstellung kommen, der ganze sogenannte secundäre Accent sei eine Täuschung, hervorgerufen durch den Umstand, daß die Bildungssilbe in der Regel gegen jede Stammsilbe zurücktritt, eben deßhalb, weil die letztere ihren Vocal, auch wenn es ein „e" ist, ungeschädigt bewahrt. Wenn man in dem Worte „geschwefelt" das „e" der letzten Silbe deutlich ausspricht, wo bleibt dann der Unterschied zwischen „schwefelt" und „Schneefeld"? Setzt man überall statt des verkümmerten „e" etwa ein „a" ein, so hört man in vielen Fällen deutlich die Unteraccente heraus. Daß z. B. in „redegewandt" die letzte Silbe allerdings betont ist und nicht bloß ihres Uebergewichtes über die beiden dürftigen e-Silben wegen so erscheint, erkennt man aus solchen Versuchen. Daß aber der Accent einsilbiger Wörter, vor die in der Zusammensetzung ein anderes einsilbiges Wort tritt, verloren geht, scheint mir unläugbar. Auch die Theorie der Vorzeit, die sich ganz auf das Ohr verließ, urtheilte wenigstens ähnlich. Bei Gottsched wird z. B. „Hofrath" und „Stiefsohn" als Trochäus bezeichnet, während in „Großmutter" und Stiefvater" die zweite Silbe lang sein soll. Für eine eingehende Untersuchung der Frage nach den Gesetzen des zweiten Accents scheint niemand so geeignet als der Verfasser selbst, und seiner auf systematische Untersuchungen gegründeten Erklärung werden wir unser Urtheil gern unterordnen, unsere abweichende Meinung als Gehörstäuschung betrachten. Bis er sich aber bestimmter ausgesprochen hat, würden wir es doch gerathen finden, den betonten Silben die nur tonfähigen gegenüberzustellen oder anzureihen.

Berlin. A. Bucher.

Digitized by Google

* Oesterreich von Világos bis zur Gegenwart. Von Walter Rogge. Erster Band. Das Decennium des Absolutismus. Leipzig und Wien, Brockhaus.

Der Verfasser erwähnt im Vorwort, daß er an den Verfassungskämpfen in Oesterreich auf publicistischem Gebiete Theil genommen habe. Auch ohne diesen Hinweis würde der Leser auf solche Vermuthung gebracht worden sein durch die Art der Darstellung in diesem Buche, welcher etwas Journalistisches im guten und im nachtheiligen Sinne anhaftet. Der Verfasser steht sozusagen immer auf der Mensur, polemisirt fortwährend, wo er erzählen will, springt aus der Vergangenheit in die Gegenwart über, um Parallelen herbeizuholen oder neueste Ereignisse an einstigen Maßregeln Kritik üben zu lassen, und verarbeitet reichlich anecdotisches Material, dessen Ursprung häufig nicht mit Sicherheit nachzuweisen sein würde. Dadurch erhält der Styl Frische und Lebendigkeit, aber auch das Geschichtswerk wird stellenweise zum Pamphlet und unterstützt so thatsächlich die von Rogge perhorrescirte „landläufige Ansicht, daß eine Geschichte immer erst dann geschrieben werden könne, wenn die betreffende Periode einer möglichst langen Vergangenheit angehört und alle unmittelbaren Eindrücke geschwunden sind." Auch eine gewisse Neigung für Combinationen und Hypothesen erinnert an die Leitartikelpraxis. So eröffnet gleich einer der ersten Sätze eine ziemlich bedenkliche Perspective. „Schon am 19. März 1848", heißt es S. 4, „wurde zwischen Oesterreich und Preußen eine Punctation abgeschlossen, über deren Inhalt allerdings nur so viel bekannt geworden, daß sie die Befriedigung gewisser Bedürfnisse, die auf die Herstellung eines in materiellen Dingen einigen Deutschlands abzielten, vorspiegelte, um dadurch die politischen Bestrebungen in den Hintergrund zu drängen; von der man aber mit Sicherheit annehmen kann, daß diese ostensibel zugestandenen Punkte nur zur momentanen Beschwichtigung dienen sollten, während andere geheime Artikel das eigentliche Ziel des Ganzen, die Rückkehr zu dem alten Zustande der Dinge, stipulirt und die Mittel, wie das zu erreichen sei, ausdrücklich vereint haben werden. Unmittelbar nach der Erhebung in Wien und Berlin herrschte demnach jedenfalls zwischen den beiden betreffenden Höfen die vollste Eintracht über die Haltung, die sie der nationalen Bewegung gegenüber einzunehmen hatten." Wie in diesem Falle wird fast durchgängig den großen Parteien im Staate ein Maß von Voraussicht und Vorausberechnung, eine Klarheit und Festigkeit in den Principien zugemuthet, welche nicht bloß die ebenfalls „landläufig" gewordene Ansicht Oxenstierna's über den Consum von Verstand bei der Besorgung von Staatsgeschäften, sondern ganz besonders auch die Beobachtungen lügenstrafen würden, zu welchen gerade die Zeit der Revolutionen und Contrerevolutionen Gelegenheit gab. So gerne zugegeben werden mag, daß die meisten europäischen Höfe nur widerwillig den Forderungen der Völker im Jahre 1848 sich fügten und im Stillen auf die Wiederkehr der alten Zustände hofften, so ungerechtfertigt erscheint es, jedes Zugeständniß für bewußte Heuchelei, jedes Bemühen, wieder in eine geregelte Bahn einzulenken, für einen Zug in dem von langer Hand angelegten Spiele auszugeben, gegen welches die Straßendemokratie eben nur Nothwehr ausübte. Bei unbefangener Betrachtung wird man wohl immer zu der Auffassung gelangen, daß in den eigentlich entscheidenden Perioden hüben und drüben „von der Hand in den Mund" gelebt wurde.

Wenn wir so in der Grundanschauung mit Rogge nicht übereinstimmen können, müssen wir andererseits den großen Fleiß rühmen, mit welchem er alle zugänglichen Quellen benützt hat, und das Bestreben, auch den politischen Gegnern gerecht zu werden. Durch die Massenhaftigkeit der Ereignisse, welche die Zeit von 1848 bis jetzt umfaßt, wird es den Mitlebenden unendlich schwer gemacht, sich den Gang derselben in der Erinnerung klar und übersichtlich zu erhalten; vieles scheint in so weite Ferne gerückt, viele Erscheinungen sind durch die nachfolgenden so rasch in Vergessenheit gebracht, daß eine

Digitized by Google

zusammenhängende Erzählung mit einer solchen Fülle von Daten aus Memoiren, Zeit- und Flugschriften, amtlichen Publicationen u. s. w. allseitig willkommen geheißen werden wird.

Der erste Band ist in zwei Bücher (die militärische Reaction und die clericale Contrerevolution) und sechs Capitel getheilt, welche letztere „Olmütz und Kremsier (October 1848 bis März 1849), die Pacification (März bis Ende 1849), die Aufhebung der Verfassung (1850 und 1851), die Reorganisation (1852 bis 1854), das Concordat (1855 und 1856), der Sturz Bachs (1857 bis August 1859)" überschrieben sind. Ein Nachtrag bringt noch Mittheilungen über Mackh und die geheimen Gesellschaften in Ungarn und Siebenbürgen zu Anfang der Fünfziger Jahre. Der zweite Band, die Verfassungskämpfe von 1859 bis zum Rücktritt des Ministeriums Hohenwart behandelnd, soll in Kurzem nachfolgen. —r—

---

* (Für Ludwig Feuerbach) erläßt der Verleger seiner Werke, Otto Wigand in Leipzig, einen Aufruf, welchem wir Folgendes entnehmen: „Ein Held auf dem Gebiete des Geistes bedarf in tiefem Leiden reichlicherer materieller Mittel, als sie ihm, der in gesunden Tagen übermäßig anspruchslos war, zur Verfügung stehen. Sie zu gewähren, ist eine Ehrenschuld der Gesammtheit deutscher Nation, so weit sie sich Eins fühlt im Besitz geistiger Freiheit und geistiger Größe, wie sie nirgends in der Welt ihres Gleichen hat. Es handelt sich hier nicht darum, diese Schuld erst geltend zu machen, sondern nur noch darum, die geziemende Form zu finden für die Abtragung derselben. Es entehrt — nicht den Empfänger, sondern den Geber, d. h. die Nation —, wenn die Gabe, in unzarter Weise, obwohl in bester Absicht und Gesinnung dargebracht, auch nur den Schatten von dem Anschein eines Almosens gewinnt. Deßhalb ist es nöthig, die Kräfte zu vereinigen und, den Lebensabend eines erhabenen Denkers zu verschönern, eine namhafte Summe als Nationalbank für Feuerbach zusammenzubringen, die ihm als solcher im Ganzen zur Verfügung gestellt wird." Zu dem Zwecke sollen Beisteuern überall gesammelt und einzelne Beträge wie größere Sammlungen an Otto Wigand eingesandt werden.

---

* (Autographenpreise.) Die Versteigerung der Clauß'schen Autographensammlung ergab u. a. folgende Preise: Das Manuscript der Aufforderung zum Tanz von C. M. v. Weber 99 Thlr., Briefe Mozarts 91 und 71 Thlr., lateinischer Brief Spinoza's 84 Thlr., Brief Beethovens 74 Thlr., Notenmanuscript von Haydn 60 Thlr., deutscher Brief Luthers 55 Thlr. 1 Ngr., Brief Haydns 53 Thlr., Franz Schubert 40½ Thlr., Marat 33 Thlr., Marie Antoinette 30½ Thlr., Washington 27 Thlr., Pompadour 26 Thlr., Mad. Roland 25 Thlr., Franklin 24 Thlr., Goethe 22 Thlr., Voltaire 20 Thlr., Robespierre 18 Thlr., Lessing 17 Thlr., J. J. Rousseau 16 Thlr., Maintenon 15 Thlr. 5 Ngr., Leibnitz 13 Thlr. 5 Ngr., Schiller 13 Thlr., August d. Starke 12 Thlr., Peter der Große 11½ Thlr., Friedrich der Große 10 Thlr., Bismarck 9 Thlr., Kant 8 Thlr. 1 Ngr., Winckelmann 7 Thlr. 10 Ngr., Danton 4 Thlr. 25 Ngr., Blücher 4 Thlr. 6 Ngr. u. s. w.

Veran w. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Deutsche Alterthumskunde.

Es ist bekannt, daß unsere deutsche Poesie im Mittelalter eine zweifache war, eine Volkspoesie und eine vom Christenthum und von Frankreich beeinflußte Kunstpoesie. Jene ist nichts anders als die alte nationale Poesie, „hervorgegangen aus der Anschauungsweise, die einst in vorhistorischer Zeit das ganze Leben des Volkes durchdrang und gestaltete". Ihr zugewendet ist zunächst die Thätigkeit der großen Gründer der deutschen Alterthumswissenschaft. In allen Aeußerungen des Lebens, in Poesie, Sprache, Recht und Sitte jene alte Anschauungsweise herauszufinden und abzuheben gegenüber der eindringenden, sie vielfach beschränkenden und zurückdrängenden neuen modernen Cultur, war die mit so großem Glücke gelöste wissenschaftliche Aufgabe J. Grimms. Ihm folgt W. Grimm. C. Lachmann betritt einen doppelten Weg. Die große Sorgfalt, welche er der romantischen Dichtung des deutschen Mittelalters zuwendet, läßt die Grenzen zwischen Volks- und Kunstpoesie schärfer erkennen, zeigt deutlicher, wie die Spuren alter nationaler Poesie vor der modernen Bildung zurückweichen. Seine der Untersuchung der Nibelungensage gewidmete Abhandlung führt zu großen, allgemeinen Gesetzen, welche die Betrachtung der andern epischen Stoffe vollauf bestätigt hat. Jede dieser Sagen verbindet Mythus und Geschichte. Jener gehört der älteren vorhistorischen Zeit an, diese der Zeit der sogenannten Völkerwanderung. „Der Ostgothen-König Ermanrich, der Burgunde Gundicarius, der Hunenkönig Attila, Theodorich der Große und die Franken Theoderich und Theodebert sind die Träger unserer Sage." Neben diesem Wege von der jüngern Zeit zur ältern, geben uns die Nachrichten der Alten genaue Kunde über den Eintritt der Germanen in die Geschichte, über den Verlauf ihrer Wanderungen u. s. w.

Von hier aus gestatten die Ergebnisse unserer auf die Geschichte der Sprache und der anderen Aeußerungen des germanischen Volksgeistes gerichteten Forschungen den Blick in eine weitentlegene Vergangenheit. Es fällt ein Licht auf die Zeit der Trennung der Germanen von ihren Brudervölkern, ja die Wissenschaft durfte sich die Frage stellen: welche Charaktereigenthümlichkeiten lösten sie von ihren anderen Stammesgenossen los? Es entwickelt sich eine großartige Geschichte von dieser Urzeit bis dahin, wo die großen Wanderungen das Heldenzeitalter unseres Volkes ausfüllen.

Digitized by Google

Das ist die Aufgabe der Alterthumskunde, wie sie K. Müllenhoff aufgefaßt und dargestellt hat. Ich habe sie theilweise mit den eigenen Worten des verehrten Mannes vorgetragen. Man wird das nicht tadeln. Ich glaube auch nicht, ihn irgendwo mißverstanden zu haben, sollte es dennoch geschehen sein, so wird das Große, das Gewaltige dieser Anschauung mich entschuldigen. Es liegt uns bis jetzt der erste Band des ausgedehnten Werkes vor. [1]) So großartig die Erfassung der ganzen Aufgabe, so großartig zeigt sich hier ihre Durchführung. Man könnte den ersten Band nennen, „Prolegomena zur deutschen Alterthumskunde". Denn er führt uns, gegen fünfhundert Octavseiten stark, erst zur Entdeckung deutscher Volksstämme an der Nordsee durch den Massalioten Pytheas. Wir sehen die Germanen noch nicht, wir lernen nur die äußersten Wellen der großen Bewegungen des Alterthums kennen, welche sie trafen. Was soll das hier? Wir haben von Goethe gelernt, bei der Geschichte der Entwicklung eines Mannes nach allen, auch den kleinsten äußeren Anregungen zu fragen, welche diesen trafen. „Der Anreiz, der Individuen und Völker von außen trifft, ist es, der sie weckt", sagt Müllenhoff.

Die Entdeckung der Germanen geschieht auf dem Wege des Bernsteinhandels. Da ist zunächst noch mancher Irrthum abzuthun. Vor allem die übertriebene Ausdehnung, die man der Schifffahrt der Phönicier und Griechen gegeben. Dafür erlangen aber die ersteren in der ältesten Geschichte der Griechen eine größere Bedeutung, als man ihnen bis heute zugeschrieben.

„Die Phönicier" ist das erste Buch überschrieben.

Zunächst tritt die Frage auf: haben die Griechen den Westen und Norden Europas gekannt? Dafür führt man gewöhnlich die Erwähnung des „singenden Schwanes" in der Ilias und der „hellen Nächte" in folgenden Versen der Odyssee 10, 81 f. an:

> Drauf am siebenten kam ich zur lästrygonischen Veste
> Lamos thürmender Stadt Telepylos: dort wo dem Hirten
> Ruft eintreibend der Hirt und der austreibend ihn höret,
> Und wo ein Mann schlaflos zwiefältigen Lohn sich erwürbe,
> Diesen als Rinderhirt und den als Hüter des Wollviehs,
> Denn nah ist zu des Tags und der nächtlichen Weide der Ausgang.

Unter dem ersten ist der wilde Singschwan verstanden, dessen Heimat auf Island und Spitzbergen, im obern Norwegen, Schweden und Rußland bis nach Asien hin ist. Aber er zieht mit Anfang des kalten Winters über Rußland von Asien aus nach dem schwarzen Meere und Griechenland und sogar bis Italien und Nord-Africa. Aus eigener Anschauung muß der Sänger daher diesen Schwarm langhalsiger Schwäne und der andern genannten Zugvögel schildern. Und die kann er in Griechenland ganz gut gemacht haben.

In den hellen Nächten sehen alte Erklärer, wie Krates von Mallos, die kurzen Nächte im Norden um Thule, wie sie Pytheas erwähnt. Für diese Wahr-

[1]) Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1870.

Digitized by Google

nehmung reicht allerdings der Kreis des Mittelmeeres nicht aus. Die Milesier konnten zur Zeit, als der vorliegende Theil der Odyssee gedichtet ward, zwar im Pontus die Zunahme der Dämmerung in den höheren Breiten beobachtet haben. Unmöglich kann aber nach Müllenhoff diese Beobachtung in den Homer gekommen sein, was auch W. Hartel durch einen sehr einleuchtenden Grund in der „Zeitschr. f. öst. Gymnasien" 1871, Seite 156, bestätigt. Woher hatten nun die Griechen diese Vorstellung? Von den Phöniciern, von denen sie Bernstein und Zinn aus dem Nordwesten Europa's erhielten. Auf die Phönicier führt aber noch mehr die Untersuchung der griechischen Heldensage. Zum ersten Male wird auf die beiden Sagenstoffe der Ilias und Odyssee die von Lachmann in seinem oben erwähnten Aufsatz über die Nibelungensage geübte Methode angewendet. Nicht nur wird hier eine „Bestätigung mehr für eine alte Erfahrung gewonnen", sondern jeder neue Lichtblick, der in die noch immer so dunkle und verworrene griechische Vorzeit fällt, erhellt zugleich den Anfang der Geschichte Europa's und hilft den Punkt bestimmen, von dem aus der Abstand der Entwicklung der übrigen Völker, wie unseres eigenen zu bemessen ist. Dadurch wird ein wichtiges Datum für die Gesammtheit der europäischen Völker zumal für die in Urverwandtschaft stehenden gewonnen. Für den nächsten Zweck ist aber die Untersuchung um so unerläßlicher, „weil das Vorrücken der Kunde der alten Welt, für welche die Odyssee die erste und älteste Zeugin ist, nur den Weg bezeichnet, auf dem die Weltgeschichte die Germanen endlich erreichte". So rechtfertigt Müllenhoff seine Untersuchungen über die griechische Heldensage und ich wüßte nicht, was man Gegründetes dagegen einwenden könnte. Aber auch der Pedantischeste wird seine Bedenken zurückhalten, nachdem er den betreffenden Abschnitt gelesen, der unser Wissen um ein Beträchtliches erweitert.

Wie die Nibelunge dort auf dem Untergange des burgundischen Königs Gundicarius, beruht auch die troische Sage auf einem historischen Ereignisse, der Zerstörung der Stadt. Eine andere Sage berichtet aber von einer früheren Zerstörung durch Herakles, in dem man nur nicht den argivischen Herakles, sondern den phönicischen sehen darf. Die Griechen unterschieden zwar die Eroberung durch den Gott von jener durch Agamemnon und setzten erstere reichlich ein Menschenalter früher. Da die Stadt aber innerhalb eines Menschenalters nicht zweimal zerstört worden sein kann, so haben wir es hier augenscheinlich mit zwei Ueberlieferungen zu thun, die sich auf dieselbe Thatsache beziehen, deren Ruhm zwei Völker in Anspruch nahmen. Daß das größere Anrecht auf der Seite der Semiten ist, geht daraus hervor, daß ihre Herrschaft auf der troischen Küste und den Inseln des ägäischen Meeres älter ist als die der Griechen.

Als diese, und zwar äolische, sich zur Zeit der großen Wanderungen im Mutterlande hier niederließen, sahen sie die Trümmer der zerstörten Stadt. Von Paris, der Helena entführt hatte, wußten sie schon in ihrer Heimat. Freilich lief hier ein in der Sagenbildung häufiger Irrthum mit, daß verschiedene

Digitized by Google

Personen mit gleichen oder ähnlichen Namen in dieselbe Person zusammenfließen. Auch in der deutschen Sage geschah dasselbe. Paris und Helena ergeben sich als eng verbundene mythische Wesen. Indem die Griechen diese semitische troische Helena mit ihrer griechischen Helena, der Schwester der Dioskuren, verbanden, war der Anknüpfungspunkt gefunden. Die zerstörte Stadt mahnte an einen Rachezug, der einst unter der Führung Agamemnons erfolgt sein mußte. Indem die Aeolier ihren heimatlichen Helden, Achill, in die Sage verwebten, entstand zugleich der Gegensatz zwischen ihm und dem achäischen Agamemnon, indem die Aeolier allen Ruhm auf ihren einheimischen Helden übertrugen. Der Gegensatz zwischen Achill und Agamemnon durchzieht aber die ganze Ilias, er ist es, an den die Vertheidiger des Homer als Dichters immer wieder erinnern. Gleichzeitig gewinnt daher die Forschung über die Ilias eine neue gewichtige Thatsache, daß dieser Gegensatz bereits der Sagenbildung angehört. Weiters sehen wir den Einfluß der Semiten auf die älteste Sagenbildung der Griechen, beides „schöne feste Resultate" wie sie ein bewährter, vorurtheilsfreier Kenner des griechischen Alterthums nennt.

In Odysseus und Penelope erkennt Müllenhoff gewiß mit Recht mythische Wesen. Des ersteren Name kann gedeutet werden: „der Rache übende" oder „der Rache leidende", Penelope ist die „Gewandwirkende". Localisirt ist die Sage in Ithaka und des Helden Heimkehr und Rache an den Freiern ist der eine Grundbestandtheil des Mythus. Der zweite ergibt sich auf folgende Weise. Die Heimkehr des Odysseus dauert, wie die Kämpfe vor Ilios, zehn Jahre. Davon bringt aber Odysseus sieben bei Kalypso zu. Schon dieses Mißverhältniß, die mythische Siebenzahl, die Wiederholung des Motivs in Kirke und Nausikaa, zeigt, daß der Aufenthalt des Odysseus bei Kalypso der „Verbergerin" zum alten Mythus gehört. Die Bedeutung dieses Mythus setzt uns Müllenhoff an der Hand eines ähnlichen deutschen auseinander. Ein niederrheinischer Spielmann des zwölften Jahrhunderts hat ihn uns erhalten, auch in der Mythe des Nordens zeigen sich Ueberreste dieser Sage. Im Kampfe mit dem Steinriesen Hrungnir wird Thor verwundet, ein Stück von der Riesen Steinwaffe bleibt in seinem Haupte. Da trifft er Groa, Aurvandils Weib. Diese singt ihre Zauberlieder über ihn, der Stein im Haupte wird locker. Erfreut darüber, will Thor lohnen mit froher Botschaft und erzählt, wie er Groa's Gatten, Aurvandil, im Korbe aus dem Riesenlande, die „nördlichen Eisströme" durchwatend, getragen. Eine Zehe, die ihm erfroren sei, habe er abgebrochen und an den Himmel geworfen und daraus den Stern, Aurvandils-Zehe, gemacht. Aurvandil werde bald heimkommen. Darüber wird Groa so froh, daß sie der Zauberlieder vergißt. Der Stein muß im Haupte des Gottes stecken bleiben. So erzählt die nordische Mythe. Aurvandil ist ein sommerliches Wesen, das „Erscheinen der Zehe des Helden kündigt seine Rückkehr aus der nördlichen Eiswelt als nahe bevorstehend an." Bruchstück ist aber die Mythe am Anfange

Digitized by Google

und am Ende. Wie ist Aurvandil in die nördliche Eiswelt gekommen, wie geht die Wiedervereinigung der Gatten vor sich?

Im deutschen Spielmannsgedicht von König Orendel wird dieser auf einer Meerfahrt ins Lebermeer verschlagen, das wir nördlich von den Orkaden und um den Polarkreis zu suchen haben. Aus diesem Meer befreit, wird er von einem Sturm überfallen und rettet sich allein nackend ans Land. Hier wird er von Meister Ise, einem Fischer, gefunden, der eine herrliche Burg mit sieben Thürmen bewohnt, und dem achthundert Fischer dienen. Dieser Ise ist ein Eisriese, wie Hymir in der nordischen Sage, mit der die unsere bis in Einzelheiten hineinstimmt. Dieser Hymir wohnt jenseits „der nördlichen Eisströme" und zu ihm ist im Frühjahre Thor gewandert. Bei der Rückkehr wird er Aurvandil, wie oben erzählt, mitgenommen haben. Odysseus, der wie Orendel beim Eisriesen, bei Kalypso gefangen ist, wird von Hermes zurückgeführt. Im Spielmannsgedicht geht die Befreiung auf andere Weise vor sich.

In der deutschen Volkssage kehrt Orendel in entstellter Gestalt nach langer Abwesenheit heim und wird von seiner Frau und seinen Leuten als Gemahl und König aufgenommen. Das läßt sich noch im Spielmannsgedichte erkennen. Auch Orendel bekämpft Freier, an seiner Seite aber kämpft seine Frau, Bride. Die Parallele zu Odysseus, die Müllenhoff auch glücklich in einige Einzelheiten hinein verfolgt, liegt am Tage, ebenso auch das Eigenthümliche des deutschen Mythus — der Eisriese gegen Kalypso und die Walkyrie Bride. Orendel erscheint aber auch nach seiner Rückkehr Ise dienstpflichtig und dieses Verhältniß ist in der Sage ebenso tief begründet, wie das ähnliche Siegfrieds. Denn: Aurvandil, „der sommerliche Held scheint an eine riesische ihm entgegengesetzte Macht gebunden und ihr verhaftet, weil die Zeit seiner Herrschaft, der Sommer, selbst nach kurzer Dauer unaufhaltsam wieder der Macht des Winters erliegt. Seine Herrschaft ist beschränkt auf die Sommermonate, wenn die See den Alten fahrbar schien. Dann mag der Seeheld mit seinen Schiffen frei auf dem Meere umherschweifen. Sobald aber die herbstlichen Stürme beginnen, ist Orendels Macht zu Ende, seine Schiffe versinken und er verfällt dem harten Dienst des Eisriesen." So ist der Mythus von Orendel und Odysseus reconstruirt; warum aber, fragt Müllenhoff, haben es die Deutschen zu keiner Odyssee gebracht? Ich müßte das Buch ausschreiben, wollte ich die so richtige Beantwortung der Frage den Lesern mittheilen. Ich übergehe auch die schönen Beobachtungen über die Ausbildung der griechischen Odyssee, die mit den auf anderen Wegen gewonnenen kritischen Resultaten so wunderbar übereinstimmen. Die Phönicier erhalten auch hier einen ganz gerechtfertigten Antheil an der Bildung der Sage, die uns ihre ältesten Westfahrten erkennen läßt. Für die weitere Geschichte dieser hat Müllenhoff ein wichtiges Denkmal erst entdeckt. Er hat es losgelöst aus einem fragmentarisch überlieferten Werke des Rufus Festus Avienus: „Die Seeküsten". Avien benutzt vielfache Quellen, unter anderen auch eine alte, über deren Herkunft

Digitized by Google

und Verfasser er nichts sagt, die er aber wiederholt als sehr alt bezeichnet. Diese sucht Müllenhoff zu gewinnen, findet aber dabei in dieser einen noch ältern Bestandtheil, den er in das sechste Jahrhundert versetzt. Ein ursprünglich phönicisches Handbüchlein, geschrieben vor der Einwanderung der Kelten nach Iberien, für die Fahrt von der Bretagne um Iberien nach Massilia. Im fünften Jahrhundert wird es in Massilia ins Griechische übersetzt.

Massilia aber schickt den Entdecker der Deutschen aus — Pytheas.

Ihm ist das zweite Buch gewidmet, in welchem Müllenhoff uns die Gestalt und wissenschaftliche Bedeutung des kühnen Seefahrers in einer Reihe eingehender höchst gründlicher Untersuchungen auseinandersetzt. Die dem Pytheas gleichzeitigen Geographen und die nach ihm werden uns vorgeführt und ihre Beziehungen zu ersterem dargelegt. Dabei gewinnen wir von fast allen eine lebendige Anschauung durch kurze aber den Kern treffende Charakteristiken. Oder ist es nicht so, wenn Seite 314 heißt: „In den Fragmenten der Geographie und der übrigen Schriften des Eratosthenes tritt uns ein Mann von seltenem Glanz und Reichthum der Begabung entgegen. Der immer gleichen Frische, Energie und Regsamkeit des Geistes paart sich bei ihm ein solcher Ernst, solche Schärfe und Strenge des methodischen Denkens nebst so viel Hoheit der Gesinnung, daß sich ihm im Ganzen genommen nur wenige vergleichen lassen." Daneben das harte aber wie das erste berechtigte Urtheil über Strabo oder die den echten Gelehrten charakterisirenden Worte weiter unten: „Strabo begreift danach nicht, daß einer bloß zu seiner geistigen Ausbildung Philosophie treibt und dabei sich nicht von einer Schule gefangen nehmen läßt, noch weniger natürlich, daß Eratosthenes die Skepsis, die er in seiner Jugend herrschend fand, auf einem andern als dem philosophischen Gebiet zur echten Kritik vertieft hat." Es war ein prächtiges Wort, Müllenhoffs Buch mit Rücksicht auf derartige Aeußerungen ein „lebendiges" zu nennen, es belebt nicht nur ferneliegende Zeiten, steht das Bild des Mannes, der solches schreiben konnte, nicht auch lebendig vor uns?

Ich muß es bei dem Mitgetheilten bewenden lassen. Das Buch ist freilich nicht für gewöhnliche Leser geschrieben, es fordert ein hingebendes, vorurtheilsloses Eingehen, einen Mann, der im Stande ist, einen voreilig sich aufdrängenden Einwurf zurückzuhalten und, deß sei Der gewiß, wenn er das Buch zu Ende gelesen, werden die meisten seiner Bedenken vor der einheitlichen Größe und Ganzheit der Auffassung und Durchführung geschwunden sein. Jedesfalls wird er das Bewußtsein mit sich nehmen, es in jeder Beziehung mit einem fast einzig dastehenden Werke zu thun gehabt zu haben, mit einem Werke, das aus den entlegensten Zeiten Licht holt, auch die Gegenwart zu beleuchten!

„Die Alterthumskunde lehrt, daß die Nation nur entstanden ist und ihre erste geschichtliche Bestimmung nur erfüllt, den Kampf mit dem römischen Weltreich, der ihrer eigenen Entwicklung und der neuer Völker neben ihr erst Raum

Digitized by Google

schaffte, nur bestanden hat durch die Macht eines Ideals, das in ihr herrschend wurde und all ihr Denken und Empfinden an sich zog. Und ebenso gewiß ist es auch, daß ihre Existenz für die Zukunft und die Erfüllung ihrer letzten Bestimmung lediglich davon abhängt, daß wiederum Ein Ideal, das Ergebniß unserer bisherigen geschichtlichen Entwicklung, mit klarem Bewußtsein erfaßt und als Forderung und Lebensnorm für Jeden, der am deutschen Namen Theil hat, anerkannt werde. Ist dies nicht in Schillers Briefen über ästhetische Erziehung enthalten? Und was ist, außer von Schiller, noch weiter von Wilhelm v. Humboldt dafür zu lernen?"

Mödling. Joseph Strobl.

Schelling und seine Frau.

Aus Schellings Leben. In Briefen. Drei Bände 1868 bis 1870. — Caroline. Briefe an ihre Geschwister u. s. w. Herausg. von G. Waitz. Zwei Bände 1871.

(Leipzig, Hirzel.)

III.

Am 31. August 1798 frug Schiller bei Körner an, ob er Schelling kennen gelernt, der auf der Reise nach Jena über Dresden reise? Einen trefflichen Kopf, auf dessen Umgang er sich freue. Eine Antwort Körners haben wir nicht, aber dieser Aufenthalt zu Dresden ward für Schelling dadurch bedeutungsvoll, daß er dort zum ersten Male mit seiner nachherigen Frau, der damaligen Gattin A. W. Schlegels, zusammentraf. Er stand damals im 24. Jahre, Caroline (geboren zu Göttingen am 2. September 1763) vollendete eben ihr fünfunddreißigstes. Sein Aeußeres war, nach der Schilderung von Gries, dem Reisebegleiter Carolinens, „kraftvoll und energisch, wie sein Geist, ohne schön zu sein." Das ihrige stimmte, wenn man nach dem der Briefsammlung beigefügten Bildniß schließen darf, vollkommen zu dem Bild ihres geistigen Wesens, das Fr. Schlegel von ihr entwarf. „In ihrem Wesen", sagt er, „lag jede Hoheit und jede Zierlichkeit, die der weiblichen Natur eigen sein kann; jede Gottähnlichkeit und jede Unart, aber Alles war fein, gebildet und weiblich." In „dieser reichen und kühnen Mischung so ungleicher Dinge" muß man den Grund suchen, warum diese außerordentliche Frau von ihrer Mit- und Nachwelt die verschiedenartigste Beurtheilung erfahren hat. „Man mußte sie ganz oder gar nicht lieben", schrieb Schelling nach ihrem Tode von ihr. Wenn die meisten bisher über sie verbreiteten Nachrichten aus Kreisen stammten, die sie nicht liebten, hat es, wie man aus der Briefsammlung

Digitized by Google

sieht, auch an den entgegengesetzten Gefühlen nicht gefehlt. Ihre Verwicklung in die Nachahmung der französischen Revolution auf deutschem Boden, ihre Freundschaft mit Forster, dessen Andenken später unter dem gleichen Vorurtheil zu leiden hatte, erweckte in der Zeit der Demokratenhetze nach dem Fall von Mainz, eine Flut von Verdächtigungen und falschen Gerüchten über sie, deren Nachwehen zum Theil bis heute fortwähren. Mußte doch erst der Herausgeber sie von dem ihr angedichteten Gemahl, dem Mainzer Clubbisten G. Boehmer, befreien, der durch Königs Roman auch dem großen Publicum geläufig ist. Ihr erster, schon 1788 verstorbener Mann, mit dem sie in Clausthal ein idyllisches Leben führte, der Vater der vielbewunderten und vielbeweinten Auguste Boehmer, war dessen Bruder, aber sie außer aller Gemeinschaft mit ihm. Die lebhafte Frau, die als Wittwe zu Mainz im Forster'schen Hause verkehrt und allerdings für die Republik weltbürgerlich geschwärmt hatte, kam nach dem Falle von Mainz als Staatsgefangene auf die Festung Königstein (bei Frankfurt) und erst nach achtmonatlicher harter Haft auf Verwendung Schlegels und ihres Bruders Philipp Michaelis los. Ihre politische Rolle aber hatte sie in solchen Verruf gebracht, daß das Universitätscuratorium zu Göttingen ihr den Aufenthalt daselbst bei ihrer Mutter, der Justizräthin Michaelis, verweigerte. Am 1. Juli 1796 ward sie Schlegels Frau und ließ sich mit diesem in Jena nieder, wo sie bald der Mittelpunkt des romantischen Kreises wurde. Fr. Schlegel, der sie einst selbst geliebt zu haben scheint, rühmte von ihr, daß sie Sinn für Alles habe, jede Andeutung vernehme und auch die Frage erwiedere, welche nicht gesagt war. Ihren geflügelten Worten habe nur Maß und Reim gefehlt, um zarte Poesie zu werden; und doch habe eben diese Frau bei jeder großen Gelegenheit Macht und Muth zum Erstaunen gezeigt. Sie besaß, wie Wilhelm Schlegel urtheilte, alle Talente, um als Schriftstellerin zu glänzen. Aber das Beispiel der zahlreichen Dilettantinnen des damaligen Weimar vermochte sie nicht, ihren Ehrgeiz darauf zu richten. Ihre meist kritischen Aufsätze, Correspondenzen und Journalartikel erschienen theils ohne, theils unter dem Namen ihres Mannes; dessen berühmter Aufsatz in den Horen (1797. VI. Stück) über Romeo und Julie ist, wie die Briefe Nr. 129 und 130 der Sammlung zeigen, dem Entwurf und wenigstens heilweise auch der Ausführung nach ihr Werk. Als beide Brüder nach Berlin, 1798, gingen, um dort das Athenäum herauszugeben, brachte Caroline mit ihrer Tochter Auguste, damals 16 Jahre alt, den Sommer in Dresden bei der dort verheirateten Schwester der Schlegel zu. Im Juli kam Schlegel dahin, Hardenberg (Novalis) besuchte die Freunde von Weißenfels aus häufig, im August traf Schelling ein und es ward ein Freundschaftsbündniß geschlossen, das erst der Tod lösen sollte. Schelling reiste in Gesellschaft der Schlegels nach Jena zurück und ward daselbst, wie alsbald Fr. Schlegel und Dorothea Veit, Tieck, dessen Frau und Bruder u. A., Carolinens täglicher Tischgenosse. Von dem genial sprudelnden Verkehr, der in diesem Kreise herrschte und vor dem keine Schranke galt, gibt das im Briefwechsel mitgetheilte Gedicht Schellings in Hans Sachs'schen

Digitized by Google

Versen „Epikurisch Glaubensbekenntniß Heinz Widerporstens“ (I., S. 282) Zeugniß, dessen Schluß lautet:

Hole der Teufel und Salitter
Alle Russen und Jesuiter!

Andere poetische Versuche wurden durch den Musenalmanach geweckt, den die Schlegels herausgaben. So die bekannten letzten Worte des Pfarrers von Drottning auf Seeland, deren veranlassendes Motiv, wahrscheinlich von Steffens mitgebracht, auf Seite 293 zu lesen ist. Doch verlor Schelling sein Hauptziel, die akademische Wirksamkeit, nicht so wie die Uebrigen, die sich im Journalismus zersplitterten, aus dem Auge. Seine Vorlesungen über Naturphilosophie schlugen in Jena, das damals seit Reinhold und durch Fichte für die alma mater der Philosophie galt, entschieden durch, und als Fichte im Frühjahr des folgenden Jahres des Atheismusstreites wegen Jena für immer verließ, hatte er keinen Rivalen mehr. Begeisterte Jünger, wie Steffens und Röschlaub, schlossen sich ihm an und trugen den Ruhm des jugendlichen Docenten nach allen Weltgegenden. Auch aus dem „fernen“ Oesterreich fanden sich Schüler ein. Wie der kärntnerische Freiherr v. Herbert zu Reinhold nach Jena gepilgert war, um Kant'sche, so kam ein ungarischer Magnat, Baron Podmanitzky, mit Equipage und Dienerschaft dahin, um bei Schelling Naturphilosophie zu studiren. Caroline nennt ihn einen „ganz vorzüglich guten und nach vielen Seiten hin ausgezeichneten Menschen“, dessen Schwester die Hauptbesitzerin der Weinberge von Tokay sei und der geschworen habe, daß es der Naturphilosophie niemals an diesem „göttlichen Getränke“ fehlen solle. Der ehemalige Mitschüler, Hegel, kam im Januar 1801 zum Beginn des akademischen Wirkens nach Jena und verband sich mit Schelling zur Herausgabe seiner philosophischen Zeitschrift. Das Verhältniß zum Schlegel'schen Hause gestaltete sich immer inniger; Schelling fühlte sich nicht bloß von der Mutter, sondern noch mehr von der Tochter, deren originelles geistreich-frühreifes Wesen aus den mitgetheilten Briefen von ihr und an sie (besonders an und von Fr. Schlegel) hervorleuchtet, unwiderstehlich angezogen. A. W. Schlegel, der damals in Berlin weilte, überließ ihm die Sorge für seine in Jena zurückgebliebene Familie fast ganz, und Schelling war längst deren Vertrauter und Beschützer, ehe er es auch gesetzlich wurde.

Als Caroline im Sommer 1800 nach einem schweren Nervenfieber das Bad Bocklet in Franken aufsuchte, kam Schelling auch dahin, und als nach der langsamen Genesung der Mutter, Auguste plötzlich von einer heftigen Ruhr befallen wurde, ward er von einer so heftigen Furcht vor ihrem möglichen Verlust ergriffen, daß er, der Geschicklichkeit des behandelnden Arztes kein Vertrauen schenkend, selbst in die Behandlung der Kranken eingriff und derselben Opium verordnete. Auguste starb schon am folgenden Tage und Schellings Feinde benutzten später jenen Umstand, um diesen unerwarteten Todesfall seiner

Digitized by Google

Behandlungsweise nach der Brown'schen Erregungstheorie, die einer Naturphilosophie entsprach, Schuld zu geben. Die hier und aus Carolinens Nachlaß mitgetheilten Actenstücke weisen nach, daß dieser Verdacht eine Verleumdung war. Der Tod der von A. W. Schlegel mehr als väterlich geliebten Stieftochter Auguste lockerte das durch seine häufige und langwährende Abwesenheit lose gewordene Band mit der Mutter noch mehr und führte endlich zur völligen Trennung. Die Scheidung ging, wie man aus den mitgetheilten Briefen Carolinens, Schlegels und Schellings sieht, ohne alle und jede Bitterkeit vor sich und die Betheiligten blieben nichtsdestoweniger Freunde. Da gar kein legaler Ehescheidungsgrund vorgebracht werden konnte, mußte die Intervention des Herzogs als obersten Landesbischofs angerufen werden. Karl August ließ sich durch Goethe's Zureden bewegen, dem Weimar'schen Consistorium, dessen Vorsitzender Herder war, zu befehlen, die Ehe als aufgehoben anzusehen. Das merkwürdige Ehescheidungsgesuch, das beide Gatten an den Landesfürsten richteten, ist von Caroline verfaßt und II., S. 228, abgedruckt. Ueber die Sache selbst schrieb Caroline an die Tochter ihrer Jugendfreundin Gotter: „Jetzt, (nach Augustens Tode), nachdem das Schicksal keines anderen Wesens mehr mit dem meinigen verflochten ist, bin ich wohl berechtigt zu thun, was für mich das Rechte und Wahre ist, und auch ganz und gar nicht danach zu fragen, wie das nach außen hin aussehen mag, was an sich gut ist." (II., S. 236). Ihrem Wesen gemäß, als dessen Grundzug sie selbst die vollkommenste „Wahrheit" bezeichnete, hielt sie es, wie Schleiermacher, für unsittlich, die Form eines innigen Verhältnisses aufrechtzuhalten, dessen Inhalt geschwunden war. Ihre Hinneigung zu Schelling hatte eben so wenig mit der Leidenschaftlichkeit Dorothea Veits, wie Schellings Liebe zu ihr etwas mit der Frivolität Friedrich Schlegels gemein. Die Ehescheidung Carolinens ward im Mai 1803 ausgesprochen, und schon zu Ende dieses Monats verließ Schelling, dem der Aufenthalt zu Jena durch die bekannten ärgerlichen Streitigkeiten mit der A. Liter. Zeitung, in die ihn die Schlegel verwickelt hatten, unleidlich geworden war, mit seiner Freundin Jena, um eine Reise nach Italien anzutreten. Es hatten sich ihm unterdessen Aussichten, hauptsächlich durch Vermittlung der Mediciner Marcus und Röschlaub, eröffnet, an eine bairische Universität berufen zu werden. Während eines Besuchs bei seinen Eltern zu Murrhard in Schwaben, wo er sich am 26. Juni 1803 von seinem Vater mit Caroline trauen ließ, erhielt er die Aufforderung, nach München zu kommen, um mit dem bairischen Ministerium, dessen Seele v. Zentner war, persönlich zu unterhandeln. Die Folge war, daß er zum ordentlichen Professor der „Naturphilosophie" an der neu organisirten Universität zu Würzburg ernannt wurde. Die Mittheilungen, die in seinen und Carolinens Briefen über die Zustände an dieser bis zum Uebergang Würzburgs an Baiern erzkatholischen Hochschule enthalten sind, lassen in die Folgen der Pfaffen-, aber auch in die ehrgeizigen Intriguen der Professorenwirthschaft einen tiefen Blick thun. Mit Schelling zugleich war der Theolog Paulus und

Digitized by Google

der Mediciner v. Hoven (der Jugendfreund Schillers) berufen worden. Da es an der neuen Universität Würzburg keine evangelisch-theologische Facultät gab, so wurden die katholische Theologie Studirenden angewiesen, die Vorlesungen von Paulus zu besuchen. Die bisher bestandene theologische Facultät wurde aufgehoben und an ihrer Statt eine „Section der für die Bildung des religiösen Volkslehrers erforderlichen Kenntnisse" errichtet. Dem widersetzte sich der Bischof und drohte Denjenigen, welche bei Schelling oder bei Paulus Collegien hören würden, mit Excommunication. Während Schelling auf diese Weise der katholischen Stadtbevölkerung als gefährlicher Aufklärer bezeichnet ward, galt er der freisinnigen Partei in Baiern, die unter dem Schutz des Ministers Montgelas Licht machte und Klöster aufhob, für einen Mystiker und Dunkelmann.

Der Rationalismus der Anhänger Kants, den er in Jena verfolgt und „Jammerepoche" genannt hatte, war in Baiern zur Macht gelangt. Paulus, der mit ihm in Würzburg im nämlichen Hause wohnte, spann Unterhandlungen an, um Fries an seine Stelle zu bringen. Weiller und Salat in München, beide Anhänger Jacobi's, der das Präsidium der baierischen Akademie der Wissenschaften führte, beschuldigten Schelling des Kryptokatholicismus; dem Würzburger Clerus galt er als Ketzer und Protestant. Man scheute kein Mittel, seinen Ruf anzugreifen; Augustens Tod und Carolinens Vorleben sollten die Waffen hergeben. Ohne die für seine Vorträge begeisterten Studenten und die persönliche Gunst des Ministers wäre Schelling unterlegen, als ihn der wiederausgebrochene Krieg und der Uebergang Würzburgs an den Großherzog von Toscana aus seiner peinlichen Lage befreite. Nach München versetzt, wurde er zum Mitglied der k. Akademie ernannt und zugleich bei der Akademie der bildenden Künste als Generalsecretär angestellt. Die Rede, die er als Akademiemitglied am Namenstage des Königs hielt: über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur, gab dazu die Veranlassung. Schelling ward nun das Haupt der protestantischen Colonie, die sich allmälig in der katholischen Hauptstadt Baierns bildete, und nach den wohlwollenden Absichten des Königs zur Hebung der Schule und Cultur in Baiern beitragen sollte. Außer ihm wurden noch Jakobs und Schlichtegroll nebst Anderen berufen; sein Haus, dessen Seele Caroline war, bildete ihren und aller nach München reisenden Fremden Vereinigungspunkt. Die alten Freunde, Tieck, Schlegel und neue, wie Rumohr, trafen bei Schelling zusammen; sein Einfluß bei Hof und auf die gebildeten und bildungsfähigen Kreise der Hauptstadt war im Steigen, als ihn der härteste Schlag traf. Caroline, deren Gesundheit seit dem Tode Augustens erschüttert war, wurde ihm während eines Besuchs bei seinen Eltern in Maulbronn, wo der Vater Prälat geworden war, nach kurzer Krankheit am 7. September 1809 durch den Tod geraubt. „Wäre sie mir nicht gewesen, was sie mir war", schrieb Schelling an ihren Bruder, „ich müßte als Mensch sie beweinen, trauern, daß das Meisterstück des Geistes nicht mehr ist, dieses seltene Weib von männ-

Digitized by Google

licher Seelengröße, von dem schärfsten Geist, mit der Weichheit des weiblichsten, zartesten, liebevollsten Herzens vereinigt. Etwas der Art kommt nie wieder". Wer Carolinens Briefe unbefangen liest, wird dem Urtheil beistimmen.

IV.

Carolinens Tod macht einen Wendepunkt aus in Schellings Geistesentwicklung. In ihr pulsirte etwas von dem revolutionären Geiste des 18. Jahrhunderts, dessen ungewisser Drang sie in der Jugend in das neufränkische Republikanerthum und als Frau in die Reihen der Bekenner schrankenloser Freiheit der individuellen Persönlichkeit getrieben hatte. In ihrer Natur, die ganz Geist, in ihrem Geist, der ganz Natur war, war das romantische Ideal, die naive Schönheit, die nur die Griechen und Goethe besitzen sollten, gleichsam verkörpert erschienen. Schellings Naturphilosophie, die die Natur zum Geist erhob, wie Goethe's Dichtung, welche den Geist zur Natur zurückführte, trafen in ihrem Wesen zusammen. Der „entscheidende" Zug, welchen Goethe zu Schelling fühlte, führte auch diesen und Carolinen zusammen. Die Briefe an Hegel, welche die Keime der späteren Naturphilosophie enthalten, stellen gleichsam die Sturm- und Drangperiode des Schelling'schen Geistes dar; die Werke, die während seiner Verbindung mit Carolinen entstanden, vornehmlich das 1802 erschienene Gespräch „Bruno" und die Rede über das Verhältniß der bildenden Künste zur Natur, tragen neben der männlichen Reife und Tiefe ihres Gehalts auch noch den Stempel künstlerischer Vollendung der Stylform an sich. Noch in ihrem Todesjahre erschienen die Briefe über die menschliche Willensfreiheit, deren Betrachtung des Bösen die neue Phase des Schelling'schen Philosophirens einleitete. Andere schon, z. B. Noack, haben dieselbe als den vorzeitigen Beginn des Alters des seinen Jahren stets vorauseilenden Schelling bezeichnet Franz Baader hatte ihn aufgefordert, von dem Studium des „dürren" Spinoza zur saftigen Weide Jakob Boehme's überzugehen. Obige Untersuchungen über die Freiheit hat (freilich ein Feind!) Chr. Kapp durch und durch ein Plagiat an dem Görlitzer Schuster, dessen Name darin nicht vorkommt, genannt. Schelling selbst erklärte, er habe darin zum ersten Male seinen Begriff des ideellen Theils seiner Philosophie mit völliger Bestimmtheit dargelegt. Er gab sich den Anschein, als habe er bisher eigentlich nur die eine, reale, naturphilosophische Seite des Systems der Philosophie bearbeitet, und nun solle die andere, ideale, geistesphilosophische Seite zur Ausbildung kommen. Bekanntlich gelang es ihm nicht, für dieselbe entfernt jene Begeisterung zu wecken, mit welcher ihrerzeit seine naturphilosophischen Schriften begrüßt worden waren. Das Urtheil Derjenigen, welche bei seinem Auftreten in Würzburg ihn des Obskurantismus beschuldigen, schien sich zu bestätigen; mit dem Tode Carolinens war sein guter Genius von ihm gewichen. Als Naturphilosoph war er bemüht gewesen, zu zeigen, daß das Entgegengesetzte der Natur, der Geist, in dieser selbst Existenz

Digitized by Google

besitze, das Ideale (Geist) in der Natur real enthalten sei. Nun als Theosoph ging sein Streben dahin, darzuthun, daß das Entgegengesetzte der Gottheit, das (oder der?) Böse in dieser selbst Existenz besitze, das Nicht- (oder Wider-) Göttliche in Gott real enthalten sei. Wie früher die Natur, so construirte er jetzt die göttliche Persönlichkeit aus dem Kampf entgegengesetzter in ihr zugleich enthaltener Principe. Und wie es sein Ziel gewesen war, die Natur durch den Gegensatz eines organisirenden und organisirbaren Princips als Organismus zu begreifen, so ging er jetzt darauf aus, das Wesen Gottes durch einen in dessen Innerem vorgehenden Conflict des Ungöttlichen und Göttlichen in Gott, in einen solchen zu verwandeln. Es lag in der Natur der Sache, daß bei diesem Beginnen gerade die früheren Freunde in Gegner, die früheren Gegner in Jünger sich verkehren mußten. Die Naturphilosophie mit ihrer Forderung, daß auch in der Natur Vernunft herrsche, mußte bei Denjenigen Anstoß erregen, welche entweder nur den blinden Zufall, oder, was dasselbe ist, die blinde Willkühr in derselben erblicken wollten. Schellings Theosophie mit ihrer Behauptung, daß im Reich des Geistes auch der „böse Geist" wirkliche Existenz besitze, mußte Allen willkommen sein, welchen im Haushalt der Weltgeschichte der Teufel mehr nothwendig, als die Vorsehung erscheint. Folgerichtig wandten sich der Naturphilosophie die Denker zu, die Theologen von ihr ab. Schellings Theosophie fand dagegen bei den Kirchendogmatikern Beifall, während die Vernunftsfreunde den Kopf dazu schüttelten. Letztere, welche Schellings Naturphilosophie deßhalb jubelnd begrüßt hatten, weil dadurch auch in das scheinbar Vernunftlose (rein Empirische, die Natur) Vernunft gekommen sei, mußten sich abgestoßen fühlen, als dieser nur umgekehrt das aus der Vernunft nicht Ableitbare (Vernunftlose, rein Empirische) für das wahrhaft Reale erklärte. Sie wandten sich Hegels in Berlin aufgehendem Gestirn zu, der den Standpunkt der Naturphilosophie zum allgemeinen, erweiternd, in Natur und Geschichte Vernunft, und nur im Vernünftigen das wahrhaft Wirkliche erblickte. Schelling, der einst in Würzburg als Ketzer Gefürchtete, vereinsamte in dem katholischen München, während sein Jugendfreund Hegel in dem protestantischen Berlin die Blicke aller Vernunftfreunde auf sich zog. Durch frühen Beifall verwöhnt, kränklich, durch den Verlust Carolinens aufs Tiefste gebeugt, fühlte sich Schelling verbittert, verstimmt und konnte weder die Arbeitskraft noch -lust früherer Jahre zurückrufen. In der für beide Theile nicht ganz ehrenvollen Polemik mit Jacobi raffte er sich noch einmal auf; dann versank er in dauerndes Schweigen, das nur selten durch einzelne Abhandlungen oder durch wiederholte Ankündigungen von Werken, die nie erschienen, unterbrochen ward. Zwar versuchte er durch häufigen Wechsel seines Aufenthalts sich zu beleben, durch Schließung einer neuen ehelichen Verbindung sein verödetes Haus wieder aufzurichten. Pauline Gotter, die jüngste Tochter der vertrautesten Freundin Carolinens, trat ihm zuerst durch die Verehrung nahe, die sie mit ihm für die Verstorbene theilte. Ein Trostbrief, den sie gleich nach Carolinens Tode aus freien Stücken an ihn richtete,

Digitized by Google

führte einen Briefwechsel zwischen dem reifen Manne und dem siebenzehnjährigen Mädchen, einem Günstling Goethe's, herbei, der 1813 mit der Heirat endete. Die mitgetheilten Briefe zeigen, daß sie nicht unwürdig war, Carolinens Nachfolgerin zu sein. Schriftstellerisch schweigsam, suchte Schelling in der Wiederaufnahme akademischer Lehrthätigkeit Befriedigung. Er nahm 1820 eine Professur in Erlangen, 1827 eine solche an der in diesem Jahre nach München verlegten (ehemaligen Landshuter) Universität an, umgab aber seine Vorträge mit dem Schleier des Geheimnisses. Der Ruf verborgener höherer Weisheit, überdies solcher, die mit dem Kirchenglauben in Einklang stand, in den er sich zu setzen wußte, führte ihm zwei Königssöhne und künftige Könige, den Einen, Max II. von Baiern, als unmittelbaren, den Andern, Friedrich Wilhelm IV. von Preußen, als mittelbaren Schüler zu. Als der Franzose Victor Cousin nach Deutschland kam, um seinen Landsleuten einen Bericht von deutscher Philosophie aus den Quellen zu erstatten, fühlte er sich durch Schellings vornehme Haltung, seine geheimnißvolle Rede, wohl auch durch seine Gewandtheit im Französischsprechen, die sehr gegen Hegels Unbeholfenheit und bequeme Manier abstach, mehr als durch diesen gefesselt. Die im III. Bande des Lebens enthaltenen Briefe bezeugen, daß Schelling dieses ihm vortheilhafte Interesse, sein System in Frankreich einzuführen, warm zu halten verstand. Cousin ward auch die Veranlassung, daß Schelling nach Hegels Tode sein langes Schweigen brach, diesen als einen „später Gekommenen" bezeichnete, und sein angebliches (aus der Naturphilosophie entlehntes) Eigenthum zurückforderte. Als Friedrich Wilhelm IV. den Thron bestieg, rief er Schelling nach Berlin. Dieser folgte dem Ruf, zuerst (1841) nur für ein Jahr, dann für immer. Der Erfolg war ungünstig. Es war ein Irrthum, zu wähnen, daß Schellings durchaus auf speculative Rechtfertigung des Dogma's gerichtete, in Staat und Kirche restaurative neue Philosophie in dem von politischen und religiösen Forschrittsideen bewegten Berlin eine Stätte finden könnte. Nicht nur die linke Seite der Hegel'schen Schule, sondern auch die in Sinn und Tendenz Restaurationsideen nicht abholde rechte gönnte und schürte die Niederlage Schellings, um sich für dessen Angriffe auf Hegel zu rächen. Seine Vorlesungen, deren Bekanntwerden er bisher auf jede Weise verhindert hatte, wurden durch seinen „alten Krebsfeind" Paulus, der ihm die Verachtung der Kant'schen „Jammerepoche" niemals verzieh, herausgegeben und Gegenstand der heftigsten Angriffe.

Schelling beging den Fehler, sich an die Gerichte zu wenden und machte dadurch seine Sache schlimmer, so daß er von 1846 an keine Vorträge mehr hielt. Der Mann, der als Zwanzigjähriger ganz Deutschland von sich reden machte, lebte als Siebenzigjähriger in Preußens Hauptstadt so vergessen, daß man sich frug, ob er überhaupt noch lebe. Demungeachtet blieb sein Geist frisch, und als ich ihn im Jahre 1847 in Berlin kennen lernte, war auch sein Aeußeres noch imponirend. Ein mächtiger, hochgewölbter Schädel saß auf einem kurzen Halse und einem stämmigen, gedrungenen Körperbau. Die breiten

Digitized by Google

Backenknochen und buschigen Brauen entsprachen noch der Schilderung, die Gries von dem Vierundzwanzigjährigen niederschrieb; das Auge war durchdringend, das Kinn energisch, den sonst strengen wohlgeformten Mund umschwebte ein wohlwollendes Lächeln. Er erkundigte sich bei mir nach der von Fichte d. J. in Gotha veranstalteten Philosophenversammlung, von der ich eben herkam, und äußerte sich nicht eben freundlich über dieselbe. An der eben errichteten Akademie der Wissenschaften in Wien nahm er lebhaften Antheil, wie er überhaupt an Oesterreichs Stellung zu und in Deutschland großes Interesse verrieth. Sein Lieblingsbruder Karl hatte in Wien seine ärztliche Ausbildung genossen, ein anderer war in seiner Jugend in österreichischen Kriegsdiensten gestanden; er selbst hatte sich einmal lebhaft mit dem Plan getragen, nach Wien zu gehen, dort Medicin zu studiren und vielleicht seinen Aufenthalt fürs Leben zu wählen. Diese Vorliebe für Oesterreich äußerte der geborene Schwabe auch im Jahre 1848, wo er, obgleich ein Günstling des Königs und im preußischen Staatsdienst, nichts vom Ausschluß Oesterreichs aus Deutschland hören wollte, und statt dessen die Trias anempfahl, bei der auch sein Zögling Max II. eine Rolle spielen sollte. Im Winter 1853 auf 1854 überfiel ihn ein hartnäckiges Uebel, für das er in den warmen Quellen von Pfäfers Heilung suchte. Hier am Fuße der Alpen, die Deutschland von Italien scheiden, und die er trotz wiederholter Reisepläne niemals hatte übersteigen sollen, starb er am 20. August 1854 und liegt auf dem schönen Friedhof von Ragatz begraben. Auf diesem hat König Max II. seinem Lehrer ein prunkvolles, weithin sichtbares Denkmal setzen lassen, das einzige, das je ein deutscher Fürst einem deutschen Philosophen gewidmet hat!

Robert Zimmermann.

Vom Unterschied zwischen Gesetzen und Sitten.

F. v. H. „Nicht bald dürfte eine Anschauung so allgemeine Verbreitung gefunden haben, wie jene, daß die Eigenart der Völker am besten aus ihren Gesetzen zu erkennen sei.“ — Mit diesen Worten eröffnete Professor J. C. Goudsmit seine Antrittsrede [1]), als er unlängst das Rectorat der Leydener Universität übernahm. Die Widerlegung jenes Gemeinplatzes bot ihm Veranlassung zu weitläufigeren Betrachtungen, welche, obgleich in das obsolete Gewand einer übrigens sauberen und fließenden Latinität gekleidet, dennoch mit unseren

[1]) Oratio de variis causis quibus fit, ut populorum leges ab eorum moribus discrepent: Lugd. Batav. Werst. 1871. 8°.

Digitized by Google

gegenwärtigen socialen Zuständen mehr denn einen Berührungspunkt haben. Der Gedankengang des holländischen Professors verdient daher einige Beachtung.

Man sollte meinen, daß das Gesetz, als Ausdruck des Volkswillens, zugleich der treue Spiegel der Volksentwicklung sein müsse. Nichts ist jedoch trügerischer, als diese Auffassung, so begründet sie anscheinend auch sein mag. Die Ursachen, aus welchen ein Mißverhältniß zwischen der Gesetzgebung und den Sitten eines Volkes entsteht und häufig dauernd erhalten werden kann, sind indessen mehrfache. Bald wurzeln sie in der allgemeinen Natur des Menschen, bald entspringen sie aus einem gewissen krankhaften, socialen Zustand, bald endlich liegt die Schuld an der Saumseligkeit des Gesetzgebers, der es nicht versteht, Schritt zu halten mit dem Entwicklungsgange des Volkes.

Die Natur des Menschen ist von Haus aus eine Feindin jeder Bevormundung und stets geneigt, die eigene Freiheit des Handelns, selbst zum Nachtheil Anderer, zu mißbrauchen. Damit diese Freiheit nicht in Zügellosigkeit ausarte, stellte sich schon frühzeitig die Nothwendigkeit einer Jedermann beherrschenden, für Jedermann bindenden Regel heraus. Dieser mußte jedoch eine zwingende Kraft verliehen werden, sollte sich das persönliche Interesse nicht zum mächtigeren Hebel gestalten, denn die Erkenntniß von der Nothwendigkeit einer allgemeinen Unterwerfung. Dies veranlaßte die Gesetzgeber des Alterthums, ihrem Werke den Schein göttlichen Ursprungs zu geben. Indem jede Uebertretung der menschlichen Satzung einer Auflehnung gegen den göttlichen Willen gleich geachtet wurde, erhöhte man die Unantastbarkeit des Gesetzes. Auf der anderen Seite jedoch wurde der Dauerhaftigkeit desselben zugleich Vorschub geleistet, indem es mit seinem übernatürlichen Ursprung auch die Eigenschaft der Unsterblichkeit erbte. Auf dieser Grundlage beruhen verschiedene im Alterthum giltige Verbote über Eheverbindungen zwischen Blutsverwandten, Ehescheidungen, die sogenannte Wucherrente, sowie die Einsetzung der Todesstrafe. Alle diese Vorschriften behielten ihre Rechtskraft bei, selbst lange nachdem sie mit dem Zeitgeist und der fortschreitenden Civilisation in Widerspruch gerathen waren.

Indessen, trotz aller psychologischen Berechnung, erwies sich die Unabänderlichkeit des Gesetzes nicht gegen alle Angriffe gefeit. Allmälig schwand die kindliche Einfalt. Der Verkehr mit fremden, zuerst benachbarten, dann entfernten Völkern trug das Seine dazu bei. Man stellte einen Vergleich an zwischen den Rechtsbestimmungen, die dort zu Kraft bestanden und jenen des eigenen Landes. Der Glaube an die Vortrefflichkeit der letzteren erlitt einen heftigen Stoß, je mehr sich der Gesichtskreis erweiterte. Im gleichen Maße als die Sitten der Völker durch den Umgang mit fremden Nationen Umwandlungen erfuhren, verloren die Gesetze ihre ursprüngliche Rauheit und Unbeugsamkeit. Das System blieb zwar aufrecht erhalten, — aber nur mehr zum Schein. Entweder wurde die Gewalt der Thatsachen stärker als das Gesetz, oder der Richter verstand es, dasselbe mit Umsicht den Verhältnissen anzupassen, oder

Digitized by Google

endlich machte sich der Einfluß der Rechtsgelehrten dahin geltend, daß in scheinbar unveränderte Ausdrücke ein himmelweit verschiedener Sinn gelegt ward. Auf diese Weise wurde ein socialer Zustand ins Leben gerufen, der weitaus besser war, als er beim ersten Anblicke schien. Irregeführt durch die strenge Rechtsauffassung des römischen Familienoberhauptes, wäre man geneigt, dieses für einen grausamen Despoten zu halten. Bei näherer Betrachtung stellt es sich aber heraus, daß seine Autorität gegenüber den Kindern und Hausgenossen durch den Familienrath beschränkt und der Censur des Magistrats unterworfen war.

Nicht günstiger fiele der Begriff von der römischen Hausfrau aus, wollte man bloß das Gesetz zu Rathe ziehen. Auf dieses letztere allein gestützt, käme man unwillkürlich zur Anschauung, daß die Auffassung der Ehe bei den Römern eine höchst rohe und nachgerade gemeine gewesen sei. Sehr bald aber weicht diese Vorstellung vor dem Zeugniß der Geschichte. Diese erzählt uns unzählige Male von Gattenliebe, Keuschheit und Aufopferung. Sie lehrt, daß Streitigkeiten, zumal aus pecuniären Rücksichten, beinahe nie, Ehescheidungen äußerst selten vorkamen. Sie hat uns endlich eine Schilderung des ehelichen Lebens aus derselben Zeit aufbewahrt, welche an Gefühlsinnigkeit und Erhabenheit der Gedanken weder übertroffen, noch selbst erreicht werden kann.

Unbeschränkt — so heißt es weiter — war die Macht des Erblassers: über sein Hab und Gut konnte er, selbst zum Nachtheil seiner Kinder, nach Willkür verfügen. Nachgerade unmenschlich waren die dem Gläubiger eingeräumten Rechte! Derartige Vorwürfe wären vollkommen gerechtfertigt, wenn das Urtheil kein übereiltes. Der Vater, der seine Kinder enterben wollte, mußte vor aller Leute Ohren seinen letzten Willen zur Verlesung bringen. Er wäre der allgemeinen Verachtung verfallen, hätte sein Vorhaben nicht auf triftigen Gründen gefußt. Als die obligate Veröffentlichung der Testamente der geheimnißvolleren Unterfertigung bloß zweier Zeugen Platz machte, da war man auf ein anderes Auskunftsmittel bedacht. Man erklärte nämlich den Erblasser, der sich eine Ungerechtigkeit gegen seine Kinder zu Schulden kommen ließ, einfach für geisteskrank, die Verfügung wurde annullirt und die rechtmäßigen Erben gelangten zu ihrem Rechte. Die im Gesetz begründete Barbarei gegen säumige Schuldner mag als wirksame Drohung aufgefaßt werden, in die Sitten war sie nicht eingedrungen. Wer hat je in der römischen Geschichte von einem solchen Märtyrer wegen Zahlungsunfähigkeit gehört oder gelesen?

Die zweite Veranlassung, aus der eine Kluft zwischen Sitten und Gesetzen entstehen kann, verdient umsomehr unsere Aufmerksamkeit, als auch unsere Zeit von dem betreffenden Uebel keineswegs frei genannt werden kann. Wir meinen die — *sociale Frage*.

Es ist keine Gesellschaft denkbar, in welcher nicht ursprünglich, nach der Art ihrer Entwicklung, verschiedenen Classen von Bürgern eine verschiedene Stellung angewiesen worden wäre. Im theokratischen Staat hat das geistliche

Digitized by Google

Element den Vortritt, weil den Priestern zugleich alles menschliche Wissen zugeschrieben wird. Bei kriegerischen Nationen gilt die Kriegsehre über Alles und sind Jene am meisten geachtet, die sich mit Kriegsruhm bedecken. Bei handeltreibenden Völkern hingegen stehen Jene im höchsten Ansehen, welche entfernte Gebietsstrecken für ihr Vaterland in Besitz nehmen oder durch Entdeckungsreisen die Hülfsquellen und den Ruhm des letzteren vermehren. Daß mit einer derartigen Präeminenz eine gewisse Gunstbezeugung sich verbindet und über den allgemeinen Rechtszustand gewisse Privilegien sich herausbilden, ist leicht begreiflich. Der ursprüngliche Zustand verändert sich aber allmälig. Nicht immerfort bleibt die geistliche Kaste die ausschließliche Trägerin von Wissenschaft und Kunst. Nicht immerwährend erweisen sich die Nachkommen tüchtiger Kriegshelden ihrer Voreltern würdig. Nicht immer gereichen erworbene Reichthümer ihren Besitzern zu Nutz und Frommen, oder wissen letztere sich frei zu halten von Ueppigkeit und Ueberhebung. Es ist daher nicht zu verwundern, wenn ursprünglich geschaffene und noch immer bestehende Vorrechte Aergerniß und Widersetzlichkeit bei Jenen hervorrufen, die sich unrechtmäßiger und unverdienter Weise zurückgesetzt fühlen.

Würde nun bloß eine Gleichstellung hinsichtlich der Rechte wie der Pflichten angestrebt, so wäre gewiß nichts gerechtfertigter, wie ein derartiges Verlangen. Allein die einmal entfesselte Erbitterung läßt sich nicht so leicht in vernünftige Schranken eindämmen. Blind wie sie ist, greift sie die natürliche Ordnung der Dinge selbst an, als ob diese nicht im ganzen Wesen der Gesellschaft wurzelte; gewissermaßen als ob von einer wüthenden Nivellirungssucht Heil und Trost für alle Leiden zu erwarten wäre. Derartige Bestrebungen finden in der Regel bei einzelnen wohlmeinenden aber kurzsichtigen Leuten Unterstützung, welche, in ihren weitaussehenden Reformplänen befangen, mit einem Male auf den Trümmern des Bestehenden eine neue sociale Ordnung begründen zu können glauben. Hauptsächlich aber finden diese Bestrebungen bei vielen Schlechtgesinnten Anklang, die selber nichts zu verlieren, vielmehr bei einer Umwälzung Alles zu gewinnen haben. Bleibt das Mißverhältniß zwischen Gesetzen und Sitten aufrecht und kommt dieser verhaltene Groll zum Ausbruch, dann wird das Unterste zu Oberstem gekehrt, Gesetze werden auf Gesetze und Pläne auf Pläne gehäuft. Selbst dem mindest Entwickelten wird das Stimmrecht zuerkannt. Lossprechung von Schuldhaft, Communismus, Arbeitsverschaffung von Staatswegen werden eingeführt. Gottesdienst, Ehe, Unterschied zwischen rechtmäßigen und unehelichen Kindern und was dergleichen mehr ist, wird abgeschafft. Mit einem Wort, man trachtet der Gesellschaft einen neuen Anstrich zu geben und Gesetze zu machen, deren einziger Mangel darin besteht, daß sie nicht als Richtschnur dienen können.

Das hiemit angedeutete Mißverhältniß ist jedoch in seiner Wirkung und seinen Folgen weitaus gefährlicher wie das zuerst besprochene. Denn, sei dem wie es wolle, der Zeitpunkt bleibt nicht aus, wo die unbesonnenen Reformatoren

Digitized by Google

in ihren Hoffnungen sich betrogen, das Volk in seinen Erwartungen sich getäuscht sieht. Gar bald gelangt man zur Ueberzeugung, daß Gesetze und Einrichtungen zwar momentan mit Füßen getreten werden können, daß aber die sociale Ordnung sich an Jenen selber rächt, die sie verhöhnen zu dürfen meinten. Dann kehren Volkswahn und Volkswuth sich gegen die Urheber dieser neuen Zustände. Es entsteht ein Chaos, in dem Ordnung und Recht mit Füßen getreten, Anarchie und Willkür zum Himmel erhoben werden. Auf diesem Boden reift endlich ein Tyrann, der mit eiserner Faust die Herrschermacht an sich reißt, seinen Willen zum Gesetz erhebt und die vorigen Zustände wieder ins Lebeu ruft. Auf diese Weise sehen unbedachte und überstürzende Reformatoren ihre Bestrebungen in der Regel Schiffbruch leiden.

Als dritte Veranlassung der häufig zu Tage tretenden Discrepanz zwischen Gesetzen und Sitten nennt der holländische Professor die Saumseligkeit des Legislators und illustrirt diesen Punkt vorzüglich aus den Verhältnissen seines Heimatlandes.

Die mühsame Aufgabe der Gesetzgebung erfordert immerwährende Sorge und ununterbrochene Wachsamkeit. Der jedesmal wechselnde Verkehr muß aufmerksam beobachtet, vielleicht mit neuen oder schon bestehenden Rechtsprincipien in Verbindung gebracht werden. Ebenso dürfen die bei anderen Völkern eingeführten Reformen nicht aus dem Auge verloren, vielmehr muß untersucht werden, ob sie nicht geeignet sind, entweder theilweise oder ganz herübergenommen zu werden. Vor Allem aber verdient jedes sociale Uebel die ungetheilteste Aufmerksamkeit des Gesetzgebers, damit dasselbe nicht im Stillen fortwuchere, sondern die richtige Wahl unter den etwa vorhandenen Heilmitteln mit aller Beschleunigung getroffen werde. Denn, wenn eine dieser Pflichten vernachläßigt, oder der richtige Zeitpunkt für das Eingreifen des Gesetzgebers versäumt wird, so entsteht häufig die Gefahr, daß letzterem zu ungelegener Zeit eine Reform abgedrungen wird. In aller Eile wird er dann einem plötzlichen Postulate nachgeben müssen, und dadurch Mängel sanctioniren, die bei rechtzeitiger und reiflicher Ueberlegung zu vermeiden gewesen wären.

Einen sprechenden Beweis des Nachtheiles, der aus der Inertie der Gesetzgebung entspringen kann, liefern die gesetzlichen Bestimmungen über das Capitel vom Wucher, und zwar mit seltener Uebereinstimmung im alten Rom und in manchen Ländern heutzutage. Die Geldgier und der Wucher gaben in Rom häufig zu Zänkereien, Unruhen und selbst zu Aufruhren Anlaß. Das Uebel war tief in den damaligen gesellschaftlichen Zuständen eingewurzelt und konnte bloß durch, auf die Verbesserung dieser letzteren abzielende Maßregeln eingeschränkt werden. Anstatt dessen wurde wiederholt eine Rentetaxe eingeführt, die natürlich ohne Wirkung blieb. Als man zur Einsicht gelangte, daß die Vorschriften des Gesetzes nicht im Stande waren, die wucherische Ausbeutung des Einzelnen zu verhindern, kam ein Legislator auf den luminosen Gedanken, unter schwerer Strafandrohung die Zinseinhebung

Digitized by Google

überhaupt zu verbieten. Nun glaubt man etwa, daß die edelmüthigen Geld-darleiher plötzlich aus purer Nächstenliebe den Bedürftigen mit Vorschüssen beisprangen? Tacitus liefert uns den unwiderleglichsten Beweis, daß das unüberlegte Gesetz nun vollends kraftlos war. Er weiß uns zu erzählen von dem „alten Wucherübel, das, trotz aller Repressivmaßregeln stets in neuen Kunstgriffen Nahrung fand". So wurde eine Maßregel vereitelt, die bei besserer Einsicht der Verhältnisse heilsame Folgen hätte haben können.

Die Gegenwart weiß von einer ähnlichen Sünde zu berichten. Schon seit beiläufig einem Jahrhundert ist die Nationalökonomie zum Resultate gelangt, daß das Geld mit jeder anderen Waare gleich steht und dessen Werth sich gleichfalls nach dem Gesetz von Angebot und Nachfrage regelt. Nichtsdestoweniger bestand lange Zeit in Holland eine gesetzliche Bestimmung, allerdings fremden Ursprunges, welche den Zinsfuß regelte. Als vor mehreren Jahren in England eine große Geldnoth ausbrach, stieg selbstverständlich der Zinsfuß über alles Verhältniß. Unter dem Drucke dieses Ereignisses wurde den Parteien in Holland die Bewilligung ertheilt, die ihnen gutdünkenden Zinsen sich auszubedingen. Dabei hatte man aber in der Eile übersehen, daß eine andere gesetzliche Bestimmung die Einhebung von Zinseszinsen als Regel strenge verbot. Die Folge von alledem war, daß die holländische Gesetzgebung hinsichtlich des Zinsfußes sich weder gleichgeblieben ist, noch mit den Grundsätzen einer gesunden Nationalökonomie in Einklang befindet.

Die Trägheit des Legislators kann auch Ursache sein, daß Gesetze, die bloß als temporäre Maßregeln ins Leben gerufen wurden und schon längst ausgedient haben, formell noch aufrecht erhalten bleiben, obgleich niemand mehr an deren Anwendung denkt. Zu dieser Gattung gehört u. A. das noch immer in Holland bestehende Gesetz bezüglich der Vornamen. Ursprünglich hatte dasselbe den Zweck, die zur Zeit der Revolution eingerissene Sucht, die Vornamen unbelebten Wesen und adeligen Geschlechtern zu entlehnen, einzuschränken. Zur Zeit der belgischen Unruhen wurde ein Gesetz erlassen, welches zur gewissenhaften Anmeldung jedes Fremden verpflichtete, der, wennauch nur eine Nacht, unter dem Dache eines Eingebornen zubrachte. Die Thatsache, daß diese Bestimmung zwanzig Jahre in Wirksamkeit blieb, also lange nachdem die Furcht vor belgischem Verrath als gänzlich gewichen betrachtet werden durfte, beweist wohl zur Genüge, wie wenig man der veränderten Ordnung der Dinge Rechnung getragen.

In den bisher erwähnten Fällen hatte die Sorglosigkeit des Gesetzgebers keine andern Folgen, als daß Rechtseinrichtungen bestätigt wurden, denen die Gesellschaft bereits entfremdet war. Sie können jedoch auch einen ernsteren Charakter annehmen. Wenn ein Volk das Unglück gehabt hat, längere Zeit hindurch das Joch der Fremdherrschaft zu tragen, so kann aus diesem Unglück, so seltsam es auch klingen mag, dennoch einiger Vortheil für seine Rechtszustände erwachsen. Dies war wirklich in Holland der Fall, wo die Einverleibung

Digitized by Google

in Frankreich das Land von einer Unzahl provincieller und örtlicher Statuten, Küren und Privilegien befreite, die sonst wahrscheinlich noch heutigen Tages zu Recht bestünden. Dieser wesentliche Vortheil darf jedoch nicht übersehen lassen, daß es die Aufgabe des nationalen Gesetzgebers gewesen wäre, nach wieder erlangter Unabhängigkeit das aufgedrungene Recht sorgfältig zu sichten und dasjenige daraus zu entfernen, was der Eigenart des Landes nicht entsprach. Dies wäre schon aus dem Grunde nothwendig gewesen, weil das Bewußtsein von dem unveränderten Fortbestande einer fremden Gesetzgebung, gewissermaßen wie eines Siegeszeichen, die schmachvolle Erinnerung an eine traurige und erniedrigende Zeitperiode wach erhält. Die Trägheit der Gesetzgebung hat aber Holland in dieser Beziehung mannigfachen Schaden zugefügt.

Das berüchtigte Siebenkindergesetz blieb lange Zeit in Wirksamkeit, obgleich der Militarismus, der demselben zu Grunde liegt, mit dem Charakter des niederländischen Volkes im grellsten Widerspruch steht. Dasselbe war mit einem anderen napoleonischen Gesetz der Fall, welches die Versammlung von mehr wie zwanzig Personen, ohne Erlaubniß der Regierung, untersagte, selbst wenn der Zweck der Zusammenkunft ein religiöser oder sonstig unverfänglicher wäre. Der niederländische Legislator, der solche Bestimmungen nicht beseitigte, versündigte sich an den hundertjahrigen Traditionen des freien Volkes.

Wir sind beim Endresultat der Betrachtungen angelangt, auf welche wir die Aufmerksamkeit des Lesers zu lenken uns erlaubt haben. Dasselbe läßt sich nach Prof. Goudsmit in die Worte zusammenfassen, daß die Eigenart eines Volkes aus seinen Gesetzen zu entnehmen sei, wenn anders diese nicht zur alleinigen Richtschnur bei Beurtheilung derselben dienen. Um ein richtiges Bild von dem socialen Zustand einer Nation zu erlangen, müssen andere Einrichtungen als bloß die gesetzlichen in Betracht gezogen werden. Die Schlußfolgerung, daß ein Volk in einer Blüthe- oder Verfallsepoche sich befinde, kann daher nur daraus abgeleitet werden, ob dasselbe seine Gesetze mit seinen Sitten in Einklang zu bringen weiß, oder wohl die ersteren unbekümmert veralten läßt.

Ein Reisehandbuch vom Ende des 16. Jahrhunderts.

Die Geschichte der deutschen Reiselitteratur ist noch ungeschrieben. Alle Völker, auch in ihren früheſten Perioden, haben Antheil daran, die nur eine Litteratur überhaupt besitzen, denn im Epos des Heldenzeitalters spricht sich die Sehnsucht nach der Ferne, die Wißbegier und die Neugier des wanderlustigen Menschen nicht weniger aus als in Goethe's italienischer Reise und Seume's Spaziergang nach Syrakus. Von diesem umfassenden Gesichtspunkte müßte

Digitized by Google

demnach ein Geschichtschreiber dieser Gattung Litteratur wie bei den Alten Odysseus und die Argonauten, hier auch den mittelalterlichen Herzog Ernst und die Paradiesesfahrt Alexanders als erste und mythische Glieder in eine Reihe setzen, deren jüngste Marksteine etwa Bädeker und Berlepsch sein würden. Indeß, so wunderlich die Zusammenstellung aussehen mag, der Zusammenhang ist doch ein ganz natürlicher und das Verständniß vermittelt uns die Geschichte der Menschheit. Ist es ja immer dasselbe der Menschenseele ureingeborene Gefühl der Schau- und Wanderlust, das, wennauch unter verschiedenen Gestalten und Erscheinungen, doch bei allen Völkern, zu allen Zeiten gleich mächtig wirkt und waltet. —

Wir eilen über die Erzeugnisse der alten deutschen Poesie hinweg. Andere Nationen haben bald Schriften dieser Art aufzuweisen. Einen festeren, einigermaßen bereits vom rein dichterischen Boden entfernten Charakter haben die Schilderungen des englischen Reisenden John de Mandeville, der 1327 seine Wanderung nach dem Osten antrat. Doch mischt auch er noch genug Märchen und Wunder unter seine Berichte und seine Schrift unterscheidet sich dadurch wesentlich von Marco Paolo's wahrheitliebenden Mittheilungen. Marco Paolo soll 1323 gestorben sein. Mit Mandeville's Auffassung stimmt ziemlich der Bericht des Frater Odric de Pordenone, eines Minderbruders, der um 1321 gar bis an die Küste von Malabar vordrang und die Städte des himmlischen Reiches sah. Auf ein weit geringeres Territorium eingeschränkt, jedoch bereits vollständig im Geiste einer modernen Reisebeschreibung gehalten, ist des böhmischen Herrn Leo's von Rožmital Ritter-, Hof- und Pilgerreise durch die Abendlande, 1465 bis 1467, die Schmeller herausgab. Zuweilen finden sich auch derartige Notificirungen der Merk- und Sehenswürdigkeiten in Gesandtschaftsberichten u. dgl., und bilden so den Uebergang zu unseren Reisebeschreibungen, wie z. B. in der Relation der Botschaft, die 1457 von König Ladislaus wegen seiner beabsichtigten Vermählung mit der französischen Prinzessin geschickt worden war. Ganz diesen Charakter naiver Wunderlust hat im 16. Jahrhundert noch Dürers Reisetagebuch auf seiner Fahrt in die Niederlande.

In diesem Jahrhundert aber ist unter den Gelehrten bereits eine völlig verschiedene Behandlung der Reiseschilderungen aufgekommen. Der wissenschaftliche Geist des Humanismus hat auch auf diesem Gebiet seine Spuren zurückgelassen, man machte auch diese Beschreibungen zu gelehrten, disputirenden und raisonnirenden Aufsätzen, denen dann auch die gefeilte Diction nicht fehlte. In diesem Sinne entstanden die mehrfachen Hodoeporiken, schon des 15. und des 16. Jahrhunderts, des Ricardus Bartholinus, Stephanus Pighius u. a., und einzelne Stellen wie bei Aeneas Sylvius über die deutschen Städte und in Antonius Bonfinius, rerum Hungar. Decad. IV. etc.

Endlich fassen daneben auch Reisehandbücher Wurzel, praktische Führer und Helfer bei dem unsern Vätern großartigen Ereignisse einer Reise. Es sind die Itinerarien, hervorgerufen durch eine größere Aufnahme, in welche das

Digitized by Google

Reisen gekommen war, als Handel und Verkehr, Wissenschaft und Bildungstrieb mit dem Aufblühen der classischen Bildung die Nationen zu gegenseitiger Verbindung nöthigten. Die frühesten dieser Itinerarien haben Italien als Reiseziel vorgesteckt.

Eben dieser Umstand vermag ihnen besonderes Interesse zu verleihen, und es wird daher nicht ganz werthlos erscheinen, wenn wir die Schilderung eines solchen Bädekers des 16. Jahrhunderts zu geben versuchen, ist es auch keines der für Gelehrte bestimmten Werke jener Tage.

Dies der Titel des im Duodezformat 609 Seiten, Titelblatt und zehn Blätter Register umfassenden Büchleins: „Paradisus deliciarum Italiae, Daß ist. Eygentliche Beschreibung, Was durch gantz Italien in allen Stett, vnd Ortten denckwürdig zu sehen ist Mit beygefügter Reiß, Bericht der Müntz, vnd Täglichem Colloquio zu Information der Sprach dienlich. Meniglich zu Nutz vnd Ergentzlichkeit von newem vermehret. Zu Cöllen, Durch Conradt Bütgen im Bännkgen vor S. Pawels . . ." Das Exemplar, welches mir vorliegt, ist hier defect, das letzte, unleserliche Wort beginnt mit A, wohl Apostolis. Da Druckwerke dieser Art in den Bibliographien umsonst gesucht werden, gestaltet sich ihre Besprechung zu demselben Vorgange, als wenn es sich um die Bestimmung einer Handschrift handelte. Conrad Bütgen ist wohl der Name des Buchführers, der Verfasser nennt sich nirgends in dem Werke, das der Angabe des Titels zufolge eine wiederholte Auflage sein muß. Doch scheint er in Begleitung eines großen Herrn Italien bereist zu haben, da er erzählt, er hätte den päbstlichen Schatz in Rom, der sonst kaum zugänglich, gesehen, indem er einmal mit etlichen Fürstinnen hineingekommen sei. Bei einem Cardinal im Vatican speiste er mit 16 Personen „auß Silbergeschirr".

Einen Anhalt zur Zeitbestimmung (ob für die erste oder diese spätere Auflage läßt sich nicht sagen) bietet eine Bemerkung auf Seite 31, wo es vom Markus-Thurm in Venedig heißt: „So jhr wöllet heimgehen, so gehet nach S. Marco, gehet auf den Thurn kostet ein schlecht Trinckgelt, da ist der König auß Franckreich, so auß Poln kommen, vnd vor etlich Jahre von einem Mönch entleibt worden, mit einem Roß biß zu den Glocken hinauff geritten." Somit entstand dieser Text, sei es der ersten oder einer folgenden Ausgabe, einige Jahre nach 1589. Nach Register, Wegzeiger und dem Münzverzeichnisse folgt auf vier Seiten von Pag. 1 an: Urbium Italiaorum descriptio Thomae Eduardi Angli, 56 äußerst geistlose, langweilige Hexameter, von denen jeder den Ruhm einer Stadt durch Erwähnung der merkwürdigsten Erzeugnisse, Sehenswürdigkeiten ꝛc. preist; den Schluß macht eine besondere Erhebung Loretto's. Auf der 15. Seite beginnt der eigentliche Text mit dieser Ueberschrift: „Verzeichnuß vnd warhafter Bericht, was fürnemlich in gantz Italia zu sehen ist, die rechte Gelegenheit für sich zu nemmen, damit in dem hin vnd wider reysen, auff den Seiten nichts vbersehen oder versaumt werde auch mit geringstem Vnkosten, vnd in kurtzester Zeit alles fein nach ordnung möge

Digitized by Google

verrichtet werden. Auch klärlich beschrieben, wie viel Meilen von einem Ort zum andern ꝛc. wie folgt. Was zu Venedig fürnemlich zu sehen ist, vnd von dannen nach Rom, Neaplis, Sicilien, biß gen Malta, von dannen widerumb zurück ein andern Weg nach Genoua, vnd widerumb nach Meyland, Venedig, wie folgt." Hiemit ist uns also die Reiseroute, deren Beginn von Köln angenommen ist, vorgezeichnet. Die Hinreise, soweit sie über deutschen Boden geht, wird nicht beschrieben, jedoch die Stationen angegeben, und zwar nach 3 Routen. Die eine zieht den Rhein aufwärts, dann durch Schwaben, über Augsburg, Partenkirchen („da gehe über den Berg"), Mittenwald, Seefeld, („das ist in der Kirchen bey dem Altar ein mirackel zu sehen", — nämlich die Hostie, welche der Edelmann Oswald Milser frevelhaft genoß. Kaiser Maximilian selbst brachte die Wallfahrt in Flor und Max der Deutschmeister gründete dort ein Kloster für Augustiner, das Kaiser Joseph II. aufhob). Weiter über Jyßbruck („da ist der Ertzhertzogen von Oesterreich Begräbnuß"), über den Brenner, nach Bloczen (sic), Neves („da fahnt die Italianische Sprach an"). Die andere Route heißt: „der weg auß Cöllen bis gen Frankfort vber den Westerwalt". Die dritte ist der „weg von Mentz durchs Schwitzerlandt auff Rom", über den Gotthardt nach Lugano, — also die uralten Völkerstraßen ins Paradies des Südens.

Im Folgenden nehmen wir uns natürlich nicht die undankbare Mühe, die häufigen Irrthümer in den Angaben des Verfassers zu corrigiren, wir heben nur charakteristische Stellen heraus, welche geeignet sind, das damalige reisende Publicum, für dessen geistige und leibliche Bedürfnisse das Buch Bedacht nimmt, uns deutlicher vor Augen zu stellen. „So jr gen Venedig kompt, fragt nach dem Weissen Löwen und schwarzen Adler oder nach der Fletta, da der Signore Bongratz Wirth gewesen, welches unter den dreyen die fürnemste Herberg ist". Sodann geht es mit der „Gondela" in das „Zeughauß", denn dem Geschmack seiner Leute zulieb widmet dieser Guida derlei kriegerischen, raritätenhaften Merkwürdigkeiten weit mehr Aufmerksamkeit als den Kunstwerken. Zuerst das monitum, beim Eintritte die Wehr abzulegen, dann führt man uns in die Werkstätten, wo die „Corseletti oder Harnisch", die „Ancore vnd Eisen zum Galleen", die gewaltigen Galleatzen, Geschütze, Waffen aller Art ꝛc. gemacht werden. Nicht zu übersehen, daß nach jeder vierten Zeile der Beschreibung das lakonische Wort: Trinckgeldt angeführt ist. Der Autor verwundert sich über die 200, — in Kriegszeit 700 alten Weiber, welche hier allein mit Segelflicken beschäftigt sind; die Area des Arsenals nennt er in der Größe übereinstimmend mit jener der Stadt München. „Jetzunder ist es zeitt heimzugehen, auch an dem Thor freundtlich vnd danckbarlich zu erzeigen, mit Darreichung einer guten Verehrung", die 8. nach der Vorschrift des Verfassers. Die Bäcker, welche den Schiffszwieback für die Flotte bereiten, sagt er, sind lauter Deutsche. In St. Sepulcro ist ein heilig Grab, das sich „natürlich dem Jerusalemmischen vergleicht." St. Giorgio Maggiore rühmt

Digitized by Google

der Autor die lustigen Kreuzgänge, Gärten, die Sommer und Winter grün sind, „ist ein sehr lustiges Wesen, das Closter hat eine weite vnd begriff wie ein kleines Stättlein". Beim Kapuziner-Kloster „habt jhr ettlich der Edelleuten Häuser, die inwendig sehr lustig geziert, mit gewaltigen Lustgarten vnd Statuen, die auch gern gezeigt werden, sampt aller Reuerentz". Daß es zuweilen nicht sehr genau genommen wird, zeigt die Stelle, wo die Säulen der Piazetta gegossen genannt werden. Vom Dogenpalast heißt es, er sei vor 20 Jahren abgebrannt, vielleicht in Hinblick auf die Brunst vom 20. Dezember 1577 und hierauf das ehedem bleierne Dach durch Deutsche mit einem kupfernen ersetzt worden. Die beiden Säulen an der Ecke der Markus-Kirche sind ein Geschenk Kaiser Justinians, zugleich verwechselt sie der Verfasser mit jenen vorne am Ufer der Piazetta, weil er von ihnen die Geschichte von der Spielbank erzählt, die zwischen ihnen errichtet wurde, und von den Hinrichtungen, die dort stattfanden. Nun erhalten wir die Geschichte von dem diebischen Diener des Borsius, des Herzogs von Ferrara. Er hatte begonnen, den Markus-Schatz fortzuschleppen und zierte dann mit goldenem Strick an goldenem Balken aufgehenkt die beiden Säulen. Das räthselhafte Porphyr-Relief daselbst stellt zwei Seeräuber vor, die den Schatz nach Venedig gebracht haben. Die Reste des Lysippus an der Kirche sind „zu gedechtnutz des Kayserß Barbarosse dahin verordnet". Hier interessirt den Verfasser wieder ein immerwährend blutendes Crucifix; die Kuppeln von S. Marco nennt er „Heidnisch runde Thürme mit Bley verdeckt". Wer vielleicht die Etymologie des Namens Venezia noch nicht wußte, kann erfahren, daß es bedeutet: Venete quà, kommet hieher, — was den Ansiedlern am Rialto in der Entstehungsperiode der Stadt zugerufen worden sei. In S. Giovanni e Paolo preist der Verfasser „ein schön sehr wolgezierte vnser liebe Frauwe, mit den herrlichen Historien". Es ist schwierig, zu entscheiden, welches Kunstwerk gemeint sei, da die Kirche heute noch werthvolle Madonnenbilder des Gian Bellin, Girolamo da Udine, Tintoretto u. A. enthält. Murano und seine Industrie wird nicht vergessen; am meisten interessant ist dem Verfasser natürlich ein ganzes Schloß mit Geschützen, aus Glas geblasen, wofür dem Meister 1200 Kronen geboten wurden.

Von Venedig geht es nach Chioggia, bis Ravenna. Die Hotels werden überall verzeichnet, zuweilen mit dem Zusatz: „Es ist aber eine elende Herberg zu logiren", — wohl wie heute noch zwischen den beiden Orten. Ueber Rimini nach Pesaro, eine schöne feste Stadt des Herzogs von Urbino, „ist mit guter schnabelweide versehen, insonderheit mit gutem Wein. Hat auch der Herzog ein gewaltigs Palatio, darinnen er Hofhelt, ist ein kurtzweiliges thun da, auch alles vmb ein ziemlichs gelt". In Ancona bewundert er die herrlichen türkischen Pferde, die da verkauft werden. Loretto nimmt sein Interesse höchlich in Anspruch, das h. Haus ist aber nur: „wie man sagt" übers Meer getragen worden. Die Madonna und das Kind könne man hinter den silbernen Lampen schier gar nicht erblicken. Spoleto zu berühren war vor kurzem nicht

Digitized by Google

rathsam, am Wege dahin gabs allzuviel Banditen. Für den Eintritt in Ferrara erhalten wir einen praktischen Rath: „So euch vnser Herr Gott dahin hilfft, so losiert bey der Glocken. Am Thor wirdt man euch darumb fragen, auch was einer bey sich führt, dürfft jhr nichts anders zeigen oder sagen, denn jr seyet Studenten."

Als Reisegelegenheit sind Pferde gedacht, man solle einen Diener mit sich laufen haben, damit ein Roß requirirt werden könne, so eines unterwegs erliegen würde. Sehr behagliche Zustände. In Bologna wird jeder ankommende Deutsche von dem Pedell in die Matrikel der Deutschen eingetragen, für ein Stück Geld von demselben auch rings in der Stadt herumgeführt. Die Stadt mit ihren Palästen, Statuen und Brunnen, belebt durch festliche Aufzüge der musizirenden Schweizerguardia, der Studenten und des Volkes, mit reichem Handel von Seidenzeugen und Damasten wird anmuthig geschildert. „Auch werdet jr ein sehr schönes züchtiges Frawenvolck sehen, insonderheit was Adelspersonen, die erzeigen sich gegen den Frembden, sonderlich gegen Teutscher Nation, gar freundtlich." Die Universität, so schön, daß „darinnen zu wohnen sich ein Fürst nit schamen dürfte", gefällt dem Autor vor allem, es studiren viele Deutsche da, obwohl „Padua jetziger Zeit den Namen hat. Aber in Padua meistes studieren der Teutschen wirdt nur mit essen vnd Vollsauffen vollbracht". In S. Celestin sei die beste Kirchenmusik von ganz Italien. Prutolino wird als Sitz des Vergnügens geschildert, voll köstlicher Tapeten, Möbel, Statuen, die Gärten mit Wasserkünsten und Grotten reich ausgestattet. Originell ist der Eintritt in Florenz geschildert. Man soll einen Diener vorausssenden, der am Thor die Scolari oder Studenten zu melden hat, dann ist dem Zöllner „flucks ein stück Gelts in die Händ" zu stecken, betreffs Maut und Schwärzerwaare; „Es schawet allzeit viel Volcks zu, ob etwz vnrechts erfunden würde, derohalben wol abzunemmen, daß practica da seyn muß, vnd großer betrug". Einkehr nehme man bei der Krone; bei einem andern deutschen Wirth, zu „der Fusti" genannt, gibt es „nur viel Sauffens, vnd lehrnet oder sihet einer nichts darbey." Als Cicerone dient ein Deutscher aus der fürstlichen Guardi, derselbe zeigt die Gemächer des regierenden Ferdinand von Medici, wo er öffentlich speist, wo alljährlich am Johannistag ein Actus gehalten wird, und die Bauern vor Sr. fürstl. Gnaden tanzen, die Palläste voll Statuen und Contrefacturen, die Gärten mit Marmorbildwerken nicht minder als mit Menagerien, die Künstlerwerkstätten. Ghiberti's und Andrea's Pisani Thüren am Baptisterium sind von Jerusalem dahin gekommen. Zu Siena gefällt es dem Verfasser wohl wegen des herrlichen Doms, „desgleichen in Italia kaum gefunden wirdt" (in den Augen des Deutschen vielleicht wegen des gothischen Baustyls?) namentlich jedoch wegen „gewaltiger guter schnabelweid", wo um ein geringes Geld Rebhühner, Fasanen, Hasen sammt allerlei Vögeln und köstlichem Wein zu haben sind. Die Studenten würden hier besonders gut „tractirt". Eigenthümlich, daß an so vielen Stellen die Vorliebe der Einwohner für Deutsche hervor-

Digitized by Google

gehoben wird, was sonst gerade keine Bestätigung in jener Zeit findet. Bei Montefiascone wird uns die Geschichte vom est, est, est nicht geschenkt, dann kommen wir über Viterbo und Caprarola, deren prachtvolle Landsitze beschrieben werden, nach dem ewigen Rom.

Unsere Wohnung ist hier alla Spada am Monte Giorduno bei einem Landsmann. Man hat bereits Lohnkutscher, die nicht über 1½ Kronen den ganzen Tag über kosten. Unter den aufgezählten Sehenswürdigkeiten nenne ich hier nur die folgenden: In der Engelsburg rangiren die Stricke, mit denen Cesari Gaetano, „ein gewaltiger Romaner", aus dem Castell entkommen war, zu dem Merkwürdigsten, sodann die geheimen Fallen und Schließeisen, die „gewaltigen feinen Stück Geschütz". Zahlreiches Trinkgeld. In der Liberei des Pabstes sind drei Bücher zu sehen, von Virgil selbst geschrieben, „seind in die 1600 Jahre alt". Für die Geschichte der Miniaturmalerei ist folgende Stelle interessant: „eines so mit klaren ducaten Goldt geschrieben, dergleichen man jetziger zeit zu schreiben nicht wohl Mittel finden würde". Ferner interessiren den Autor die Tafeln Mosis, welche daselbst vorgewiesen werden, indianische Bücher „von Schelffen oder Rinden von Bäumen geschrieben", gewaltige Gebetbücher, so schön mit Figuren geziert: „als Menschlich oder möglich ist". Von so vielem über Statuen, die Cleopatra ꝛc. über Gemälde und Säle nur einige Andeutungen. Das jüngste Gericht in der Sixtina ist „von dem gewaltigen Künstler, genannt Michael Angelo Bonaroto, ist ein Florentiner, vnd seines gleichen Steinmetzer vnd Contrafactor nie gewesen". — „So jr auß der Gelderie gehet, kommet jr in das erste Zimmer deß Bapsts, allda werdet ihr einen Spiegel sehen, von weitem siehet man ein gewaltiges Palatium oder schönes Schloß darin, vnd so jhr besser hinzu nahet, so sehet ihr den Bapst natürlich, als were er gegenwärtig, darnach so gehet vnder den Spiegel, verliert sich der Bapst vnd sehet jhr euch selber natürlich". Von Interesse ist die Mittheilung über die damalige, bereits sehr treffliche Einrichtung des Hospitals S. Spirito. Bei den Kirchen nehmen die unwahrscheinlichsten Reliquien die erste Stelle ein, die Säule, darauf der Hahn bei Petri Verläugnung des Herrn gekräht, der Tisch des Abendmales, ein Brett von Noahs Arche, Milch der allerseligsten Jungfrau ꝛc. Der Kunstgebilde wird überall mit gläubig anstaunender Treuherzigkeit gedacht, ganz in der Weise des Volkes, das populäre Traditionen kritiklos forterzählt. Die Schöpfung Michel Angelo's in S. Pietro in Vincoli ist „ein vnsägliches schönes Werk". Sorgfältig geschildert ist der Palast des Herrn Johann Georgij Caesarini Vrsini. „Gehet zu der Porta vnd klopffet an, vnd erzeigt euch freundtlich gegen dem, der euch auffmachet, es ist etwan der Verwalter, der zu meiner Zeit war ein Niederländer gewesen, der wirdt euch Zimmer zeigen, so gewaltige Gemach, vnd volgeziert, daß ir in Rom nicht schöner sehen werdet, geziert mit Niderländischer Tapetzerey, ganz gülden Stücken (d. i. Gewebstoffen), auch steinen Tischen von edlen Steinen eingelegt, vnd wolgerüsten Bettchen, vber die massen

Digitized by Google

köſtlich auch ſchönen Contrafacturen die alle gar Natural, auch ingleichem mit lieblichen Statuen von Marmel vnd Alabaſter, ſo daß ſie viel Herrn in jhre Arme genommen, vnd etlicher maſſen darauff verliebt worden, ſo natural ꝛc. ſeindt ſie." Solcherweiſe werden uns die Paläſte Ferdinands von Medici, Lionelli, Farneſe (mit dem Stiere der Künſtler von Tralles) u. a. mit allen Geräthen und Kunſtwerken detaillirt beſchrieben. Thermen und Tempeltrümmer, Gärten und Plätze der Stadt finden wir ohne viel gelehrte Erörterungen aufgeführt, nur der Geſchichte des Marcus Curtius iſt ein eigenes Capitel gewidmet. Mit naivem Behagen preist und ſchildert der Verfaſſer die mannigfachen Waſſerkünſte in Tivoli.

Veletri iſt „ein lüſtige Statt, da viel geſotten Wein gemacht wirdt. Hütet euch davor, dann der ſie nicht gewohnet, laſſe ſie bleiben". Man ſieht, unſer Buch iſt ein um ſeine Schutzbefohlenen in jeder Hinſicht gewiſſenhaft beſorgter Führer. Gaeta iſt eine ſtolze Veſte und beſitzt: „die ſchöneſte Weibsbilder von natur, deßgleichen in gantz Italia nicht wol zu ſehen, auch ſeindt ſie freundtlich", — eine Bemerkung, die wir hiemit einem Commentator des Fauſt zu der Stelle:

„Ein ſchönes Fräulein nahm ſich ſeiner an,
Als er in Napel fremd umher ſpazierte:
Sie hat an ihm viel Lieb's und Treu's gethan," u. ſ. w.

zur Verfügung ſtellen.

Durch Pazzuoli an der Sibyllengrotte und dem Grabe Vergils vorbei, (der Verfaſſer iſt der Anſicht, daß dieſer berüchtigte Zauberer mit ſeinen Geiſtern den Berg durchgraben habe, wie das „gemein geſchrey iſt") kommen wir nach Neapel, und zwar in den „ſchwarzen Adler", „darin ein Teutſcher Wirth genannt Dietrich Breytbach von Cobalentz, alda ihr herrlich getractieret werdet". Im Olivetanerkloſter leben viele Deutſche als Mönche. Ein Apotheker dort hat Antiquitäten und Merkwürdigkeiten, ſo ein Exemplar des Paradeisvogels, der nie die Erde berührt, bis er ſtirbt und ſo zu Boden fällt. „In gantz Italien iſt kein größerer pracht mit Reiten, vnd von den ſchönſten Roſſen, als zu Neapolis. In gleichem ſeind nirgend ſo viel Principi, Marchesi, Conti und Baroni, Gentilhuomini von Adel, alle prächtig auff der Gaſſen, dann der meiſte theil den gantzen Tag auff der Gaſſen ſpatzieren reiten, mit vielen Dienern ſo vornherlauffen, in ſtattlichem Liberea oder Kleydung, aber von zehn Herren nit einer, der ſich von ſeinem Diener begleiten läßt."

Die weitere Reiſe geht nach Palermo und Malta, nach Neapel zur See zurück und über Piſa, Lucca, Genua, Mailand nach Venedig. Wir begnügen uns mit den oben angegebenen Proben, welche wohl geeignet ſein dürften, ein Licht auf den Culturzuſtand der guten Landsleute zu werfen, die um 1600 nach dem Lande, wo die Orangen blühen, ihre Reiſe nahmen. Auch dieſes kleine Büchlein liefert uns den Beweis, daß es erſt unſerm Jahrhundert vor-

Digitized by Google

behalten war, die Resultate der wissenschaftlichen Forschungen durch das Medium der populären Litteratur allgemein zu verwerthen und ins Leben nutzbringend einzuführen. Die gesammte humanistische Bildung, die historische Forschung jener Tage ist in dies praktische, für den Gebrauch und die Belehrnng der Nichtgelehrten berechnete Schriftchen noch nicht gedrungen, es tischt Fabeln von mittelalterlicher Färbung statt Geschichte, Anecdoten und Wanderburschentraditionen statt Kunstgeschichte auf. Was wir im Vorhergehenden excerpirt haben, ist nur das vom allgemeinen culturhistorischen Gesichtspunkte bedeutendere, im Einzelnen möchte Mancher noch andere brauchbare Notizen vorfinden.

Praktisch war dieser Bädeker von 1600 jedenfalls. Meilendistanz, Gasthöfe, Trinkgelder, Kutschenpreise, sind treulich verzeichnet. Ein Vademecum gibt die wichtigsten Fragen und Gespräche deutsch und italienisch an und am Schluße fehlen auch Gebete nicht, einer Zeit ganz entsprechend, in der große Herrn noch portatile kleine Reisealtäre mit sich schleppten. In rothen Einband mit Golddruck ist es aber nicht gehüllt, sondern in gutes Schweinsleder und hat Platz in einer noch so kleinen Tasche.

Albert Ilg.

---

* **Thesaurus ornithologiae** v. Dr. C. G. Giebel u. **Thesaurus** der botanischen Litteratur von Dr. Pritzel.*

Es dürfte wohl Jeder, der sich wissenschaftlich mit irgendeinem Zweige der Naturwissenschaften beschäftigt, überzeugt sein, daß es zur Unmöglichkeit geworden, weder die in allen Theilen der Erde von Tag zu Tag sich häufende Litteratur zu bewältigen, noch den Entdeckungen und Fortschritten in denselben in ihrer ganzen Ausdehnung zu folgen. Die seit Jahren erscheinenden, Allen unentbehrlichen Jahresberichte in Wiegmanns Archiv, mit Anstrengung und Aufopferung fortgeführt, der in England in jüngster Zeit entstandene „Zoological Record", mannigfache Compendien, Repertorien, Kataloge sind bemüht, dieser Noth doch einigermaßen zu begegnen, allein sie sind sämmtlich mehr oder weniger unvollständig, da sie theils enger begrenzte Gebiete behandeln oder weil selbst in den litterarisch am reichsten ausgestatteten Knotenpunkten der Wissenschaft der Hemmnisse und Kostspieligkeit des Bücherverkehrs wegen nicht mehr sämmtliche naturwissenschaftliche Publicationen vereinigt zu finden sind.

Eine namhafte Vermehrung der Schwierigkeit, erschöpfende Uebersichten zu bringen, verursacht in neuester Zeit die Nationalitätssucht. War es früher schon eine nicht geringe Aufgabe, jene Weltsprachen, in denen sich die Wissenschaft geltend zu machen berechtigt fand, zu beherrschen, so ist es jetzt, außerdem daß es sich wahrlich nicht der Mühe lohnte, wohl geradezu unmöglich, alle Idiome zu umfassen, in denen derlei Ergebnisse niedergelegt werden.

Es sind daher Fachwerke, welche bei den außerordentlichen Fortschritten in jedem Zweige der Wissenschaft nothwendiger Weise nach kürzeren oder längeren Zeiträumen den gesammten Umfang oder Inhalt einzelner Abtheilungen bringen, ein unabweisbares Bedürfniß, indem es nothgedrungen dem Specialisten überlassen bleiben muß, für die möglichste Vollständigkeit Sorge zu tragen.

Digitized by Google

Nur befindet sich die Zoologie mit der Menge ganz getrennter Disciplinen gegenüber der viel concreteren Botanik für solche Unternehmungen sehr im Nachtheile. Während die letztere alle ihre Jünger umschließt und selbst die Grenzmarken der beiden Hauptabtheilungen, Phanerogamen und Cryptogamen, die Verehrer derselben weniger strenge auseinanderholt, sind in der Zoologie nicht nur die Hauptclassen, sondern selbst die engeren Abtheilungen ganz geschiedene Gebiete, deren Bearbeiter meist einander vollkommen fremd bleiben. Der Ornitholog, der Ichthyolog, Koleopterolog nimmt in der Regel keinen Antheil an den Entdeckungen des Conchologen, Lepidopterologen ꝛc., ja sogar ein einzelner Zweig der letzteren, die Mikrolepidopterologie, wird jetzt als eine für sich abgesonderte Wissenschaft getrieben.

Bei solcher Zersplitterung muß der Kreis der Jünger der einzelnen Abtheilungen beschränkt sein, Fachwerke können nur wenige Theilnehmer zählen und deren Herausgabe muß zur bedenklichen Unternehmung für den Verleger werden. Um so erfreulicher ist das Erscheinen des bei Brockhaus aufgelegten eben so umfassend als zweckmäßig und gründlich bearbeiteten **Thesaurus ornithologiae** von Dr. C. G. Giebel, dessen erster Halbband soeben ausgegeben wurde.

Er enthält das Repertorium der gesammten ornithologischen Litteratur bis Ende 1870, abgetheilt nach Fächern und zwar mit Anführung aller einzelnen Artikel aus periodischen Schriften. Dieser Fächer sind 33, z. B. allgemeine und monographische Ornitologie, Anatomie, Eierkunde, Fortpflanzung, Taxidermie, Litteratur über die Vögel nach einzelnen Welttheilen und Gebieten ꝛc. Mit Pag. 253 beginnt der Nomenclator, — der in alphabetischer Reihenfolge im vorliegenden Hefte bis **Arachnotera hypogramica** auf Pag. 400 geht — welcher sämmtliche Gattungen und Arten der Vögel nebst vollständiger Synonymie und deren geographischer Verbreitung enthält. Jeder Gattung ist die Diagnose in deren Originalsprache — latein, deutsch, französisch, englisch ꝛc. — beigegeben; für die angenommenen Gattungen unterscheidend cursiv gedruckt und die Anzahl der in denselben enthaltenen Arten angegeben.

Bei den Arten, gleichfalls alphabetisch gereiht, folgt der litterarische Nachweis, die Orte ihres Vorkommens, vollständige Synonymie und Vulgärnamen, wo solche bekannt sind.

Prof. Giebels Arbeiten auf diesem Felde sind so bewährt, daß mit Zuverlässigkeit nur Vollendetes erwartet werden darf. Das Werk soll in zwei Bänden erscheinen und bildet das vorliegende den ersten Halbband.

Obwohl die Schriftsteller in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt sind, so glauben wir doch aufmerksam machen zu sollen, daß ein allgemeiner, alphabetischer Nachweis von deren Vorkommen in sämmtlichen 33 Gruppen der Litteratur nothwendig erscheint. Wennauch mehrere Autoren in vielen Abtheilungen zugleich vorkommen, so ist doch das Aufsuchen der Quelle eines solchen, der nur einmal vorkommt, eine lästige zeitraubende Arbeit, die durch einen solchen Index vermieden würde.

Zum Schlusse wünschen wir nur, recht bald über die weiteren Abtheilungen berichten zu können.

Ein zweites solches Werk eisernen Fleißes ist Pritzels **Thesaurus** der botanischen Litteratur, welches, nach der ersten Ausgabe bis in die neueste Zeit (1870) vervollständigt, ebenfalls bei Brockhaus in Quart erscheint und dessen erstes Heft von 10 Bogen bis J. F. Desjardins 2183 Werke aufzählt.

Es bedarf wohl nur der Hinweisung auf dieses wichtige Werk, welches gleich der in zwei Auflagen erschienenen Aufzählung aller Pflanzenabbildungen von demselben Verfasser unzweifelhaft jedem Botaniker bekannt ist, um allen Nachweis über den Werth und die Unentbehrlichkeit dieser Werke überflüssig zu machen.

Digitized by Google

Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte, herausgegeben von Dr. J. H Müller. Hannover. Schlüterische Hofbuchdruckerei 1872. Neue Folge.

Neben der immer gründlicheren Betrachtung, welche der Kriegs- und Kabinetsgeschichte in den letzten Decennien unter uns Deutschen zu Theil ward, entwickelte sich in erfreulicher Weise Sinn und Verständniß für das innere Leben unserer Nation; für den Werdegang unserer Culturentwicklung. Man begann sich um die höchsten Hervorbringungen im Reiche des Gedankens gerade so zu kümmern, wie um die Kenntniß der Volkseigenthümlichkeiten in Religion, Recht, Kunst, Sprache und Wirthschaft. Die Germanisten, voran Jakob Grimm, gaben zur Schöpfung der deutschen Culturgeschichte den nachhaltigsten Anstoß. Noch aber fehlt heute gar viel, um eine deutsche Alterthumskunde oder die Hausalterthümer der Germanen mit derselben Gründlichkeit zum Abschluß bringen zu können, wie es unsere Philologen mit der Vergangenheit von Hellas und Rom gekonnt.

Das verschiedenartigste, entlegenste Material muß da erst herbeigeschafft werden, ein ganz inductives Vorgehen von den concretesten Besonderheiten zum einigenden Gesetz ist hier mehr als irgendwo nöthig. Aber auch das übersichtliche Zusammenfassen des verstreuten Materiales ist absolute Nothwendigkeit. Dies geschieht am besten durch ein der Culturgeschichte völlig gewidmetes Journal. Die Akademien der Wissenschaften, — soviel sie dafür gethan — die historischen Zeitschriften, Publicationen wie Hildebrands Jahrbücher für Nationalökonomie, und Fauchers Vierteljahrsschrift für Volkswirthschaft und Culturgeschichte können der Culturgeschichte nur nebenher Beachtung schenken. Ein Organ, wie die von Johannes Falke und Johannes Müller herausgegebene Zeitschrift für deutsche Culturgeschichte mußte deßhalb jedem, der sich für die Bildungs- und Entwicklungsgeschichte des deutschen Volksgeistes interessirte, als ein höchst dankenswerthes Unternehmen erscheinen. Um so lebhafter mußte man es bedauern, daß die so vielversprechende Zeitschrift — wie so vieles Andere — der Ungunst der Zeiten erlag. Heute nun, „wo das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit und Einheit sich in energischer Weise ausprägt" hat der bekannte Verfasser der deutschen Münzgeschichte, Joh. Müller, jenen um 1859 fallen gelassenen Gedanken wieder aufgenommen und wird die neue Folge jener tüchtigen und nothwendigen Zeitschrift erscheinen lassen. Die Zeitschrift, die zahlreiche Mitarbeiter aufweisen kann, wird „nicht auf ein müßiges und flüchtiges Vergnügen speculieren, sie will den Drang des nach klarer Selbsterkenntniß strebenden Volkes dauernd befriedigen, sie sucht nicht die angenehme Unterhaltung, sondern die anregende bildende Belehrung, ihr Zweck ist das Wahre, das Geschehene und die wirklich gewesenen Zustände zu erforschen, ohne Verschönerung oder Verschlechterung diese in treuen Zügen darzustellen, dem Volke ein Spiegelbild seines Bildungsganges vorzuhalten". In dem eben ausgegebenen Prospecte verspricht der Herausgeber in der Zeitschrift umfassende und übersichtliche Bilder der Culturzustände ganzer Perioden, Darstellungen von einzelnen Erscheinungen, Biographisches und kleinere Mittheilungen geben zu wollen. Wir hoffen, daß ihn das bisher von keinem deutschen Culturhistoriker erreichte Beispiel Gustav Freytags (Bilder aus Deutschlands Vergangenheit) leiten möge, wir wünschen aber auch, daß dieses aller Unterstützung würdige Unternehmen bei den Vorständen der Bibliotheken, den Lehrern der Hoch- und Mittelschulen und dem gebildeten Publicum die Förderung gewinne, die es so sehr verdient.

Wien, am 8. Februar 1872.

Adalbert Horawitz.

Digitized by Google

* Geheime Geschichte der internationalen Arbeiter-Association von Onslow Yorke. Aus dem Englischen. Autorisirte Uebersetzung. Berlin. Franz Duncker.

Der Verfasser dieser Schrift, als welcher bekanntlich Heptworth Dixon (der Autor von „New America", „The Tower of London" u. A. m.) genannt wird, bezeichnet in der aus Genf datirten Vorrede seine „Skizzen" als Vorläufer des actenmäßigen Berichtes englischer Gesandtschaftssecretäre, welche im Auftrage ihrer Regierung im Auslande Nachforschungen über Stärke und Vorhaben der „Internationalen Arbeiter-Association" angestellt haben. Der Titel „Geheime Geschichte" paßt genau genommen nur auf einige Partien des Buches. Denn, wie der Verfasser selbst bei mehreren Gelegenheiten bemerkt, gingen ja die Verhandlungen der Association in voller Oeffentlichkeit vor sich, und die Zeitungen der ganzen Welt waren in der Lage, umständliche Berichte über die Anträge, Reden und Raufereien auf den unterschiedlichen Congressen zu erstatten. Und bei denjenigen Mittheilungen, welche bisher unbekannte Beziehungen und Vorgänge aufdecken, bleibt er uns leider den Nachweis der Quellen schuldig. Trotzdem, und wenn ihm auch hie und da Irrthümer oder Ungenauigkeiten begegnen, wie z. B. in den Angaben über Karl Marx und Michael Bakunin, wenn er von den Communistenbünden in der Schweiz vor dreißig Jahren, dem Marx'schen „Manifest" und anderen weit vor 1848 datirenden Vorbereitungen der „Internationale" nichts zu wissen scheint, haben wir doch keinen Grund, an der Authenticität dessen zu zweifeln, was er über den Zusammenhang zwischen den Bestrebungen französischer und anderer Arbeiter zur Verbesserung ihrer Lage, den Plänen revolutionärer Politiker, den Hirngespinnsten weltbürgerlicher Phantasten und den Berechnungen der Regierung Rouhers beibringt, sowie über die allmälige Umwandlung einer friedlichen Agitation in eine Verschwörung gegen alles Bestehende, welche schon im Februar 1870 durch den Mund Cluserets verkündigte: „Wenn jener Tag kommen wird, so wird es gelten: Wir oder Nichts! Paris wird unser sein oder Paris wird aufgehört haben zu sein!"

Das — fließend übersetzte — Buch gewährt nicht allein eine interessante Lectüre, es ist in mancher Beziehung auch sehr lehrreich. Scharf und mit Humor charakterisirt Onslow Yorke die englischen Arbeiter, welche ein durchaus praktisches Ziel und nur dies eine vor Augen haben, Erhöhung des Arbeitslohnes bei Verringerung der Arbeitszeit, — die französischen, für welche diese Dinge kaum Anziehungskraft haben, wenn nicht gleichzeitig Projecte einer allgemeinen Weltverbesserung in phrasenhafter Sprache discutirt werden, — und die aus allen Weltgegenden zusammengeschneiten Nihilisten, denen keine Reform und Revolution etwas gilt, welche nicht vor allen Dingen Gott und das Eigenthum abschafft. Aus seiner Darstellung geht aber auch hervor, welche übertriebenen Vorstellungen man sich von der Ausbreitung und dem Einfluß der Association gemacht hat. Ueberall, in Paris und London, in Brüssel, Genf, Lausanne, Basel begegnen wir immer wieder demselben Häuflein von Träumern und Intriganten, Rednern und Schreiern, hinter denen so wenig große Gemeinden stehen, daß man sich stets in ärgster Geldverlegenheit befindet. Es zeigt sich auch deutlich genug, daß der wirkliche Arbeiterstand nirgends Neigung hat, für ehrgeizige Agitatoren die Kastanien aus dem Feuer zu holen, daß er leichter zur vernünftigen Verwendung seiner geistigen und physischen Kräfte anzuleiten ist. Auf eine Erörterung dessen, was in dieser Richtung geschehen könne und solle, läßt der Verfasser sich allerdings nicht ein. Sein Standpunkt erhellt aber aus der Art, wie er das Programm des ersten Congresses in Genf bespricht, in dessen Punkten mit Ausnahme des einen, welcher die Schwächung Rußlands durch Wiederherstellung Polens auf socialistischer und demokratischer Grundlage proclamirt, er durchaus nichts „Fürchterliches" erkennen kann. ††

Veran w. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Keltische Studien.

I.

„Ossian hat in meinem Herzen den Homer verdrängt. Welch eine Welt, in die der Herrliche mich führt! Zu wandern über die Heide, umsaust vom Sturmwinde, der in dampfenden Nebeln die Geister der Väter im dämmernden Lichte des Mondes hinführt . . . Wenn ich ihn dann finde den wandelnden grauen Barden, der auf der weiten Heide die Fußstapfen seiner Väter suchte, und ach! ihre Grabsteine findet und dann jammernd nach dem lieben Sterne des Abends hinblickt, der sich ins rollende Meer verbirgt und die Zeiten der Vergangenheit in des Helden Seele lebendig werden, da noch der freundliche Strahl den Gefahren der Tapferen leuchtete und der Mond ihr bekränztes, siegrückkehrendes Schiff beschien. Wenn ich den tiefen Kummer auf seiner Stirne lese, den letzten verlassenen Herrlichen dem Grabe zuwanken sehe, wie er immer neue, schmerzlichglühende Freuden in der kraftlosen Gegenwart der Schatten seiner Abgeschiedenen einsaugt und nach der kalten Erde, dem hohen wehenden Grase niedersieht und ausruft: Der Wanderer wird kommen, kommen, der mich kannte in meiner Schönheit, und fragen: Wo ist der Sänger? Fingals trefflicher Sohn? Sein Fußtritt geht über mein Grab hin und er fragt vergebens nach mir auf der Erde!“ . . . Und überwältigt von der Macht dieser Worte warf sich Werther vor Lotten nieder in der vollsten Verzweiflung, ihre glühenden Wangen berührten sich und die Welt verging ihnen. Am nächsten Tage hat er sich erschossen.

So trieb man vor hundert Jahren in Deutschland das Keltische. Seitdem ist das Blut ruhiger, die Methode richtiger und das Studium weniger lebensgefährlich geworden. Aber etwas von dem Nebel, der die Gipfel des schottischen Hochlands umschwebt und um die Gestalten der Ossian'schen Helden webt und wogt, hat auch in neueren Jahrzehnten sich über den Canal gezogen und in den Köpfen selbst einiger begabteren Männer zu absonderlichen Phantasiebildern sich geballt. Namen werden hier keine genannt, aber solche Männer tragen die Schuld, eine Menge von Halb- und Viertelswissern herangezüchtet und durch ihre Vermittlung eine durchaus verworrene und unrichtige Vorstellung über Kelten und Keltisches im Publicum verbreitet, der einfachen und natürlichen Wahrheit Weg und Steg versperrt zu haben. Die Ossian-Frage selbst ist bei dem heutigen Stande der Forschung von sehr untergeordneter Bedeutung; die

Digitized by Google

vorherrschende Anschauung des Tages scheint den Ossian einfach als „unecht", als „Fälschung" zu betrachten. „Die großartigste Mystification der neueren Zeit", nennt ihn ein bedeutender Schriftsteller, und außer den schottischen Hochlanden, wurde vor einigen Jahren in einem öffentlichen Vortrage gesagt und wurde nachher gedruckt, außer den Hochlanden glaube heute niemand mehr an die Alterthümlichkeit der Mac Pherson'schen Gesänge. Ein paar Seiten später sagt freilich derselbe Redner, daß es „der Genius altkeltischer Poesie" in diesen Liedern gewesen, welcher jenen mächtigen Zauber auf die vor hundert Jahren lebende Generation geübt habe, auf die Herder, die Goethe, ja selbst später noch auf einen Napoleon.

Des Candidaten James Mac Pherson „Works of Ossian" (1762) waren mit nichten eine Fälschung, und wunderbar wäre es in der That auch gewesen, wenn dieser unbedeutende Mensch sich bei einem Goethe an die Stelle Homers hätte drängen können. Wohl aber war Mac Pherson ein schlechter Kenner der gälischen Sprache und seines gälischen Urtextes und vermeinte diese Lücken mit eigenen Zuthaten ausstopfen zu können — zu müssen. An dem Bestande alter, vielleicht zum Theil uralter schottisch-irischer Ueberlieferungen ändert das nicht das Mindeste. Näheres über diese Dinge findet der Leser in den unten genannten Büchern des Herrn Dr. August Ebrard in Erlangen. [1])

War es Zufall oder etwas anderes, daß ein halbes Jahrhundert nach Mac Pherson-Ossian genau aus demselben Erdenwinkel heraus wiederum ein „Unbekannter" die Welt überfiel, alle Herzen mit Entzücken schwellte und alle Phantasien zum Suchen und Rathen aufrief nach dem geheimnißvollen Schöpfer dieser Hochlandsgestalten? Bewußt oder unbewußt — einer der mächtigsten Reize in den Walter Scott'schen Dichtungen war und ist das Gefühl, daß diese fernen keltischen Menschen, die da vor uns leben und weben, lieben und hassen, eine untergehende Welt sind, daß diese Rasse mit ihren uralten Bräuchen und Liedern, ihrer unerhört fremdklingenden Sprache nicht Bestand haben werde vor der neuen Welt, daß sie früher oder später entweder brechen oder biegen müsse, entweder gewaltsam in Noth und Tod zu Grunde gehen oder sich fügen und auflösen in die weltherrschenden Völker.

Ganz die gleiche Ahnung gleichen Verhängnisses zittert auch durch die Ossian'schen Gesänge und diese dichterische Ahnung, dieses ἔσσεται ἦμαρ hat sich schon heute zum größten Theil erfüllt und erfüllt sich jeden Tag. Keltische Welt und keltische Sprache, vor zweitausend Jahren über halb Europa waltend, wandelnd und klingend, seit tausend Jahren nur in Trümmern sich

---

[1]) a) Ossians Finnghal, aus dem Gälischen metrisch und mit Beibehaltung des Reims übersetzt von Dr. August Ebrard. Nebst einem Anhang über Alter und Echtheit von Ossians Gedichten. Leipzig, F. A. Brockhaus 1868.

b) Handbuch der mittelgälischen Sprache hauptsächlich Ossians. Grammatik. Lesestücke. Wörterbuch, von Dr. A. Ebrard. Wien, W. Braumüller 1870. Des Wörterbuchs etymologische Seite ist leider ziemlich schwach.

Digitized by Google

fristend, sie geht in unsern Tagen sicher und rettungslos dem Untergang entgegen, und schon ist auf einer der noch leeren ehernen Tafeln zu Klio's Füßen der Tag gezeichnet und gekerbt, da der Wanderer kommen wird, kommen, der ihn kannte in seiner Schönheit, und fragen: „Wo ist der Sänger, Fingals trefflicher Sohn?" Sein Fußtritt geht über des Sängers Grab hin und er fragt vergebens nach ihm auf der Erde.

Man unterscheidet lebende und todte, es gibt aber auch sterbende Sprachen und eine solche, mehr als das, eine sterbende Sprachfamilie ist das Keltische. Im äußersten Südwesten Englands, in der Grafschaft Cornwall, leben vielleicht noch einige alte Leute, deren Eltern oder Großeltern noch eine keltische Mundart, die cornische redeten. Heute spricht sie niemand mehr, nur vereinzelte Worte und Formeln des uralten heimischen Idioms klingen noch in den Schachten und Stollen jener Landschaft. Das verwandte Bretonische an der gegenüberliegenden französischen Küste, das Welsche oder Kymrische im gebirgigen Wales, obwohl noch heute künstlerisch gepflegt, wird dem gleichen Schicksal nicht entgehen und mit ihnen wird dann erstorben sein der ganze Zweig des Keltischen, welchen man den britischen nennt, die Mundart, welche dereinst auch in Gallien gesprochen wurde.

Der britischen Sprachengruppe gegenüber steht, etwa wie das Oberdeutsche zum Niederdeutschen, die gadhelische oder gälische, umfassend die nahe verwandten Mundarten Schottlands, Irlands und der Insel Man. Auch auf ihnen sehen wir den hippokratischen Zug liegen, den keine menschliche Kunst mehr tilgt. Keine der keltischen Sprachen mehr ist Cultursprache und darum sind sie verloren, verloren, wie das schönwogende aber unfruchtbare Gras der Steppe, wenn der pflügende Mensch über sie kommt, verloren, wie das starke, reißende Thier der Wildniß vor dem wehrlosen Schafe, dem harmlosen Rinde.

Aber sind denn diese Kelten überhaupt jemals ein Culturvolk, ist ihre Sprache eine Cultursprache gewesen? Diese Frage flüstert auch heute noch dann und wann der kritische Zweifel. Jedoch ist der Zweifel dies Mal stärker als die Kritik; denn die kritische Untersuchung der neueren Zeit genügt schon jetzt, um die Hauptfrage, den einstigen Bestand einer großen, volklich und sprachlich auf sich selbst ruhenden, geschichtlich und culturhistorisch wirksamen und berechtigten Kelten-Familie über jeden Zweifel zu erheben. Ueber den frühesten Einwanderungen, über Hin- und Herzüge und sonstige Schicksale, über den verwandtschaftlichen Beziehungen der einzelnen Stämme unter sich und zu fremden Sippen, über Mischung und Verquickung mit solchen — über dem Allem liegen noch tiefe Schatten und ihrer Viele werden unseres Erachtens für immer liegen. [1]) Mag der grübelnde Scharfsinn des Einzelnen über den Räthseln der

[1]) Auf diesem Gebiete ist Lorenz Diefenbach der Herr und Meister. Schon seine Celtica, Stuttgart 1839 bis 1840, zeigten das vielfache Wissen und den unendlichen Sammelfleiß dieses Forschers, freilich auch seine, ihm übrigens selbst bewußte und mit dem Sprachmeister Pott, zum Theil auch Jakab Grimm, gemeinschaftliche „Sünde", der „Anhäufung von Hypothesen

Digitized by Google

Urzeit brüten, uns genügt es, einen Punkt zu finden, von welchem an Klarheit und Gewißheit waltet.

Und so wissen wir denn, daß seit einigen Jahrhunderten vor unserer Zeitrechnung keltische Stämme saßen in Britannien, Gallien, dem nördlichen Spanien, Ober-Italien und in dem Lande diesseits der Alpen bis zur oberen und mittleren Donau hin, zum Theil auch nördlicher, endlich am rechten Rhein-Ufer hinab bis etwa in die Gegend des heutigen Köln.

Diese weitverbreiteten Kelten aber waren keine Barbaren, sie haben des herrlichen Bodens, auf dem sie saßen, sich nicht unwürdig erwiesen, sie haben ihn gebändigt, erzogen und bebaut, haben Dörfer und Städte gegründet, sich in Gemeinwesen und Staaten gegliedert, haben Religion und Recht und Gesetz geübt, Gewerbe und Kunst gepflegt, das vaterlandschirmende Schwert geführt, ja sogar Litteratur und Wissenschaft besessen.

Allerdings, diese Kelten als solche sind heutzutage längst verschwunden, aufgesogen von Germanen und Romanen. Aufgesogen, aber nicht vertilgt. Vertilgt werden dereinstmals sein die Indianerstämme Nord-America's, denn sie sind Barbaren, unfähig, dem eindringenden Weißen etwas anderes entgegenzubringen als ihren Haß und ihre Waffe, unfähig, ihm etwas zu zeigen, zu bieten, was zu einem theilweisen friedlichen Austausch, zu einem *inneren* Kampfe und in dessen Folge zu Mischungen und Verquickungen oder wenigstens zu einer gegensetzigen Duldung führen könnte. Jene keltischen Völker dagegen, als die fremden Gewalten über sie kamen, standen längst nicht mehr auf der Stufe der brutalen anthropologischen Rasse; und auch ihre Widersacher, die Römer, ja selbst die roheren Germanen, waren zwar Eroberer, aber nicht wie Hunnen und Mongolen, die da kamen, um die Lande zu zertreten, die Völker zu verderben und dann wieder zu verschwinden. Die Römer haben bei all ihrer furchtbaren Rücksichtslosigkeit niemals den Gedanken ihres Weltstaates verloren und die germanischen Stämme haben zum Mindesten eine *Heimat* gesucht. Jener römische Gedanke und diese germanische Sehnsucht schloß keineswegs einen gegenseitigen Vertilgungskampf in sich, sondern nur einen Sieg des Stärkeren und in seinem Gefolge einen allmäligen Vergleich mit dem Schwächeren. Und die Geschichte zeigt uns, daß dieser Vergleich zu Stande gekommen ist, unbewußt und unwillkürlich.

Tacitus hat uns in der Lebensbeschreibung seines Schwiegervaters Julius Agricola einige bedeutsame Stellen hinterlassen. Agricola war in den Jahren 78 bis 85 nach Christus Statthalter von Britannien und hat als solcher u. a. jene Schlacht mit den Caledoniern geschlagen, über welche der Walter Scott'sche „Alterthümler" seine patriotischen Untersuchungen anstellt. Wenn irgendwo, so hat gewiß in jener Schrift der römische Geschichtsschreiber aus guter Quelle

ohne subjective Entscheidung" (geschweige denn objective) und der „Ausspinnung vieler Seitenfäden". Gereift und gereinigt sind die Celtica neuerstanden in des gleichen Verfassers „Origines Europææ. Die alten Völker Europa's mit ihren Sippen und Nachbarn", Frankfurt 1861.

Digitized by Google

geschöpft, und so sagt er denn Cap. 13: „Der Britanne fügt sich in Truppenaushebungen, Steuern und sonstige Leistungen für die Reichsgewalt ohne Murren, so lange dabei keine Mißhandlungen stattfinden. Solche läßt er sich nicht leicht gefallen; die Unterwerfung hat ihn zum Unterthanen gemacht, noch nicht zum Sclaven". Sodann Cap. 21: „Der nächste Winter (79 bis 80) konnte der ersprießlichsten Thätigkeit gewidmet werden. Es handelte sich darum, diese in Zerstreuung und Roheit lebenden und daher stets zum Krieg aufgelegten Menschen auf dem Wege des Genusses an Ruhe und Stillleben zu gewöhnen. Mit persönlichem Zureden und staatlicher Unterstützung brachte Agricola sie dahin, daß sie Tempel, Markthallen, Privathäuser bauten; die Willigen lobte, die Läßigen tadelte er und so trat der Wetteifer um die Ehre an die Stelle des Zwanges. Weitergehend ließ er die Söhne der Häuptlinge wissenschaftlich unterrichten und gab dem Talente der Britannen den Vorzug vor dem Fleiße der Gallier, so daß diese Leute, die soeben noch gegen die römische Sprache sich sträubten, schon nach römischer Beredsamkeit geizten. Von da an kam dann auch unsere Kleidung zu Ehren, die Toga wurde Mode und allmälig kam man bis zu jenen Kunstmitteln des lüsternen Genusses, zu Säulengängen, Bädern und feinen Gelagen. Die Kurzsichtigen nannten es Bildung; es war ein Stück ihrer Knechtschaft."

Klar genug sieht man hier in einen Proceß hinein, wie er damals und später auf tausend Punkten der römischen Peripherie vor sich ging. Klar wird uns aber auch, daß ein solcher Proceß nur möglich war, wo die Besiegten selbst schon eine gewisse Höhe der Entwicklung, eine geistige Anlage und innere Bildungsfähigkeit mitbrachten. Und wiederum, wenn ein solcher Proceß sich längere Zeit hindurch ruhig fortsetzen konnte, so mußte nothwendig die ursprünglich einseitige Wirkung zu einer gegenseitigen werden; was die Sieger auf die Besiegten gewirkt, mußte in veränderter Form auf sie selbst zurückströmen und aus zwei feindlich ungleichen Elementen gestaltete sich eine dritte Bildung, welche jene beiden, wennauch ungleich gemischt und unvollständig versöhnt, in sich vereinigte. Dieser Vorgang hat sich unter den mannigfachsten Variationen geschichtlich vollzogen zwischen Römern und Kelten, Römern und Germanen, Kelten und Germanen, ja auf manchen Punkten zwischen allen Dreien.

Keltische Sprache hat sich laut geschichtlichen Zeugnissen in Ober-Italien und dem kelt-iberischen Spanien bis in das erste, in Gallien bis in das sechste Jahrhundert nach Christus erhalten. Und wenn jene Zeugnisse allerdings nur von vereinzelten Resten, von sprachlichen Inseln und Eilanden reden, so ist zu bedenken, daß es keinem Schriftsteller jener Jahrhunderte eingefallen ist, ein systematisches Augenmerk auf die sprachlichen und volklichen Verhältnisse einer Provinz zu richten, daß keine Seele diesen Spuren einer vergangenen Zeit nachgeschlichen ist, und daß ihrer nur ganz gelegentlich und zufällig Erwähnung geschieht, wo gerade aus irgendwelchem Anlaß eine solche Erscheinung dem Schreibenden sich aufdrängte. Rasch und gewaltig allerdings fluthete, von den

Digitized by Google

— nach damaligen Schilderungen — talentvollen, leicht empfänglichen, mundfertigen und eitlen Galliern begierig eingeschlürft, die Römersprache und Römersitte über die südlichen Theile des Landes hin; aber mit jeder Meile nordwärts wurde die Fluth langsamer und seichter, und so ist es sehr leicht denkbar, daß in einzelnen bergigen oder sumpfigen Winkeln des Landes die Ursprache sich noch Jahrhunderte lang im Munde des Volkes gehalten habe; ja es spricht eine hohe Wahrscheinlichkeit dafür, daß das Keltische der Bretagne (das Aremorische) sich nicht ausschließlich durch die Einwanderungen von Britannien herüber gehalten hat, sondern daß in diesem fernen Winkel, diesem recessus ac sinus famae, wie Tacitus einen caledonischen Häuptling von seinem Lande sagen läßt, daß gerade hier sich ein Wurzelstock der altgallischen Ursprache gehalten hatte, an den um so leichter dann die Zuzüge der nah verwandten britischen Einwanderer sich anschließen konnten.

Material und weitere Ausführung über diese Verhältnisse findet der Leser in dem trefflichen Buche von H. V. Chr. Brandes: „Das ethnographische Verhältniß der Kelten und Germanen nach den Ansichten der Alten und den sprachlichen Ueberresten" (Leipzig 1857). Da finden sich insbesondere auch einige Belege für unsere obige Andeutung, wie nicht allein die Römer auf die Gallier, sondern wie überraschend zum Theil auch diese auf jene gewirkt haben.

Die heutigen Franzosen also sind keine Kelten mehr; ihren Volksnamen verdanken sie einem deutschen Stamm, und der Sprache nach sind sie Romanen. Dem Wesen nach aber sind sie nicht Römer, noch Deutsche, noch Mischung dieser beiden, sondern sie sind Producte und Mischung aus Kelten und Römern mit spätern germanischen Einflüssen, und als solche wurden sie und sind sie bekanntlich noch heute eine durchaus eigenthümliche und eine gewaltig wirkende Volksindividualität, eine Individualität, wie sie nimmermehr erwachsen wäre, wenn der Kelte in ihr jemals vernichtet worden, wenn er nicht vielmehr den verborgenen Kern und Grundstock dieser Nation noch heute bilden würde. Die alte keltische Rasse in jenem Lande war innerlich und äußerlich genugsam gereift und gebildet, um unter fremden Einflüssen nicht einfach zu Grunde zu gehen, sondern mit ihnen sich in einen innern Kampf einzulassen, in ein Verhältniß zu setzen, Kraft gegen Kraft und Stoff gegen Stoff zu tauschen.

Theils geschichtliche Ereignisse, ein stärkeres und häufigeres Einfluthen fremder Völker, theils vielleicht ein ursprünglich tieferer Culturstand mögen als Grund bezeichnet werden, warum auf andern keltischen Gebieten, in Spanien, Ober-Italien, England, in Süd- und West-Deutschland das keltische Element stärker zurückgedrängt wurde als in Gallien und in den heutigen Bevölkerungen dieser Gebiete unmerklicher vertreten erscheint. Aber auch da, wo es von der ethnologischen Analyse nicht mehr exact nachgewiesen werden kann, dürfen wir es schwerlich als rein verloren betrachten, müssen wir vielmehr annehmen und vermögen auch an einzelnen Erscheinungen nachzuweisen, daß keltisches Wesen oder „ein Stück von ihm" aus langen Reibungen und Kämpfen in die Adern

Digitized by Google

der schließlichen Sieger übergetreten ist. Und wenn wir im Eingang dieser Zeilen den Tag vorausſahen, wo auch die letzten heutigen Reste dieser Völkersippe nicht mehr sichtbar sein werden, so werden sie ebenso gewiß unsichtbar noch fortwirken in dem Organismus der Nationen, von denen sie aufgesogen worden sind. Man denke ja nur an das heutige Schottland, an die freilich nicht sehr liebenswürdige irische Emigration in Nord-America.

Das Schlagwort der Nationalität, der Rassenreinheit ist so recht geschaffen für Nationen, welche statt einer höheren Cultur nur einen Stammbaum beizubringen haben. Die Geschichte aber zeigt, daß Rassenreinheit und staatenbildende, civilisatorische Wirksamkeit so ziemlich in umgekehrtem Verhältniß stehen. Wenn irgendwo noch reines Germanenblut, so fließt es in Island, Norwegen, Schweden, Dänemark. Wir mißgönnen „des Lebens ungemischte Freude" den Söhnen dieser Lande keineswegs, aber wir sehen bis jetzt keinerlei Anzeichen, daß ihnen ihr reines Blut zu höherer Weltstellung verhelfen werde. Süddeutsche Demokraten wissen gar schöne Phrasen zu schnitzeln von den wendischen Bastarden und obotritischen Junkern der preußischen Marken. Haben diese Herren denn gar keine Ahnung, aus was Stoff sie selbst geworden? Und wenn man nun vollends die frommen bairischen „Patrioten" von ihrem Baiernvolk und Baiernstamme phantasiren hört, als wäre der statistische Inhalt dieses Landes extra von dem lieben Gotte selbst präparirt und in einer plombirten Büchse mit der Etiquette „K. Baierischer Fleischextract", contragsinirt von Justus Liebig und M. Pettenkofer, der Nachwelt überliefert worden!

Wir sind nicht so weit abgeirrt, als mancher uns vorwerfen möchte. Der redegewaltige „Fragmentist" mit seiner „Slaven-These" war nicht der erste und nicht der letzte, der es erkannt und erfahren hat, wie schwer es ist über Völker- und Rassenverhältnisse wissenschaftliche Theorien aufzustellen, ohne auf andere als theoretische Gegner zu stoßen. Auch die Kelten-These ruft in Deutschland immer wieder und ruft heute noch einzelne nationale Heißsporne in die Schranken, die den Gedanken nicht ertragen können, daß zwischen Alpen und Nordsee, zwischen Rhein und Oder anderes als Cherusker-Blut fließen, andere als germanische Laute klingen sollen. Mit stolzer Genugthuung schleuderte der selige Professor Radloff in Bonn solchen undeutschen Aftergeschichtnern unter anderen „Rettungen" die Entdeckung entgegen, daß das rohe Fleisch, welches angeblich die Kimbern verzehrten, westphälischer Schinken gewesen sei, „den die Römer erst damals erkosteten, und der noch jetzt im nördlichen Teutschlande bald roh bald gesotten, im südlichen aber aus Scheu vor einiger Ketzerey nur gesotten genossen wird" [1]). Und mit ähnlichen zermalmenden Wahrheiten ist auch der Schreiber dieser Zeilen heimgesucht worden, als er vor einigen Jahren gewisse Gattungen südwestdeutscher Ortsnamen auf keltische Wurzeln zurückführte.

[1]) Neue Untersuchungen des Keltenthums zur Aufhellung der Urgeschichte der Teutschen, von Dr. J. G. Radloff. Bonn 1822.

Digitized by Google

Was würde man sagen, wenn ein holländischer Geologe die Ansicht zu verfechten suchte, daß der Boden seiner Heimat eigentlich der silurischen oder devonischen Formation angehöre, aus Furcht, es möchte den Schweizern einmal einfallen, diesen Boden als Schwammland ihres Rheines zu beanspruchen? Wir finden es erklärlich, aber wir finden es durchaus ungehörig, eine wissenschaftliche Frage durch irgendein außer der Wissenschaft liegendes Motiv zu trüben. Dieser Versuchung ist sogar ein jeder Achtung werther neuerer Forscher nicht ganz entgangen [1]). Der jetzt verstorbene Adolf Holtzmann in Heidelberg war der letzte, welcher die demüthigenden Eingriffe des Keltenthums in das Germanenthum noch einmal auf die einfachste, übrigens keineswegs neue Weise zurückzuschlagen und ein- für allemal zu beseitigen unternahm, indem er den Satz aufstellte: „Die Germanen sind Kelten". Damit sollte nicht etwa gesagt sein, die Deutschen seien Gallier oder Franzosen; auch nicht die Franzosen seien Germanen, sondern gewissermaßen beides, d. h. das, was die römischen und griechischen Schriftsteller Kelten nennen, das war eine einzige große Völkerfamilie, unter welche auch die von einigen dieser Schriftsteller irrthümlich als verschieden aufgeführten Germanen fallen; die Kelten der Alten waren die Gallier und die Germanen, beide sind oder waren nicht verschiedenen Stammes, sondern ein Blut, ein Volk, eine Sprache, ihre heutige Trennung ist daher lediglich ein historischer Vorgang.

Die zweite Holtzmann'sche These war: die angeblichen Kelten Britanniens, die Kymren und Gälen, sind keine Kelten, sondern eine von den wirklichen, festländischen Kelten, den Gallo-Germanen, an Blut und Sprache ganz getrennte Rasse.

Das waren die beiden Sprüche, mit denen der wohlbekannte Sprachforscher, derselbe Mann, der in der Nibelungenfrage so kühn und sieghaft gegen Lachmann aufgestanden, uns damals überfiel. Zwei Jahre zuvor war die große Grammatica Celtica von Johann Caspar Zeuß erschienen, mitten im Studium dieses abstrusen Titanenwerks waren wir verloren, und wenn ein freundlicher Leser uns bis hieher gefolgt ist, so wird er unserer Vermuthung beitreten, daß wir bei der ersten Kunde von der neuen Offenbarung vielleicht ein Bischen dumm ausgesehen haben.

Augsburg. Ad. Bacmeister.

---

[1]) Kelten und Germanen. Eine historische Untersuchung von Adolf Holtzmann. Stuttgart 1855.

Digitized by Google

Zur Reform der Landesmuseen in Oesterreich.

Die Museen haben gegenwärtig aufgehört, bloß ein Gegenstand der Liebhaberei einzelner Personen zu sein. Sie sind Bildungsanstalten geworden und wollen als solche angesehen werden. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, müssen wir unsere Aufmerksamkeit den verschiedenen Kronlandsmuseen schenken, nicht allein um den Inhalt ihrer Besitzthümer kennen zu lernen, sondern auch um zu prüfen, wie sie organisirt sind und in welcher Weise sie ihre erziehende Mission dem Lande gegenüber, dem sie angehören, erfüllen. Es scheint uns, daß es an der Zeit ist, Fragen ähnlicher Art aufzuwerfen, da man unseren Landesmuseen gegenüber viel zu apathisch ist, sie viel zu sehr noch vom Standpunkt der Curiosität, anstatt von dem volkswirthschaftlichen und wissenschaftlichen aus betrachtet.

Da kommen zwei Bücher ganz zur rechten Stunde, das Buch von A. Lavice „Revue des Musées de Belgique und das von L. Clément de Ris „Les Musées de Province" (Paris, J. Renouard. 1871), das einen klaren Einlick in die Organisation und den Inhalt der Provinzialmuseen Frankreichs gibt.

Die Geschichte der Entstehung der Provinzialmuseen Frankreichs ist auch für uns sehr lehrreich. Die Zeit ihrer Gründung fällt nicht früher als in das Jahr VIII der französischen Republik. Vorher gab es wohl hie und da Provinzialsammlungen, von denen einige in Bordeaux, Dijon und Toulouse mit den Provinzialkunstschulen in einer Art von Verbindung standen. Mit dem Decrete von 14. Fructidor des Jahres VIII aber wurde von Bonaparte als erstem Consul in fünfzehn Städten Frankreichs die Gründung von Provinzialmuseen angeordnet. In der Reihe dieser Städte figurirten damals noch Mainz, Genf und Straßburg. Der Ueberschuß der Galerien von Versailles und vom Louvre wurde diesen Museen zugewiesen; auch Gemälde aus den Kirchen und Conventen erhielten dieselben. Durch die Art ihrer Gründung und durch die Art ihrer Dotation wurden sie alle damals Staatsmuseen. Später kamen ihnen noch Gemälde zu, welche die Franzosen sich auf ihren verschiedenen Feldzügen annectirten und die genau anzuführen Herr Clément de Ris offenherzig genug ist. Diese Offenherzigkeit begreift man, wenn man liest, daß das Buch 1870 ganz fertig war und nur der Kriegsereignisse halber erst im September 1871 ausgegeben werden konnte. Lehrreich ist diese Specification der Gemälde (mit

Digitized by Google

genauer Angabe der Größe derselben) auch für Oesterreich [1]), da nicht bloß Bilder aus deutschen, italienischen und belgischen Sammlungen, sondern auch einige aus Wien ihren Weg in die Provinzialmuseen Frankreichs zu nehmen gezwungen waren. Als Napoleon Kaiser wurde, ist in einem Decret vom 15. Februar 1811 wieder eine Vermehrung der Sammlungen angeordnet worden. Nach der Restauration der Bourbonen kamen diese kaum gegründeten Provinzialmuseen fast ausschließlich in die Hände der Municipalverwaltung und verloren, wie ihre Verbindung mit dem Staate, so auch eine einheitliche Organisation. Der Staat selbst nahm wenig Einfluß mehr auf dieselben. Als im Jahre 1850 unter Napoleon III. Herr v. Nieuwekerke die Direction der kais. Museen übernahm, wurde auch ein Inspector der Provinzialmuseen ernannt und diesen Instituten eine ganz besondere Aufmerksamkeit gewidmet. Die Zahl der Liebhaber wuchs in dieser Zeit außerordentlich; die Provinzialmuseen wurden in den Städten, in denen sie sich befanden, gepflegt, der Ueberschuß der Sammlungen des Louvre strömte wieder, wie unter Napoleon I., in dieselben, 27 Orte werden genannt, an welche Kunstwerke abgegeben wurden. Die Provinzialmuseen erhielten Leben und Bedeutung. Herr Clément de Ris gibt uns in diesem Buche eine fachgemäße Beschreibung derselben. Auch die Beschreibung der Museen von Straßburg, Kolmar und Metz findet sich darunter. „Nous croyons devoir maintenir ces descriptions. Nul ne peut prévoir l'avenir", meint der Verfasser. Das Buch selbst ist ein lebendiges Zeugniß des wachsenden Interesses und der zunehmenden Einsicht in die Bedeutung, in den Kunstwerth der Provinzialmuseen Frankreichs.

In Oesterreich sind Bücher ähnlicher Art noch ganz unmöglich. Dies erklärt sich theilweise aus der veränderten Stellung der Museen Oesterreichs zur Staatsgewalt und aus den eigenthümlichen Culturzuständen und den Bedürfnissen unserer Kronländer, aus denen die Museen hervorgegangen sind, Bedürfnisse, welche wohl ganz anderer Art sind, als die des heutigen Frankreich.

Die Museen unserer Kronländer sind so recht eigenartig aus provinziellen Bedürfnissen hervorgegangen. Diese haben ihre volle Berechtigung. Was in Oesterreich politisch lebendig ist, beruht theilweise auf dem Factor der Reichs-

---

[1]) Es waren allerdings neben einigen werthvollen meist nur untergeordnete Gemälde, die man an die Provinzialmuseen abgab; die besten behielt man in dem großen von Napoleon I. gegründeten Museum. So kam 1811 nach Dijon aus Wien ein J. Bassano, „Auszug aus der Arche Noa's"; Luini, „Maria mit dem Jesukinde"; Andrea del Sarto, „Der h. Johannes"; Hans Hemessen, „Die eingeschlafene Venus"; F. Battoni, „Allegorie auf Kaunitz"; L. Bassano, „Der h. Sebastian"; — nach Grenoble: Bloemaert „Die große Anbetung der Könige"; Bramantino, „Die Kreuztragung Christi"; A. del Sarto, „Maria mit dem Jesukind"; Vasari, „Die h. Familie"; Sneyders, „Die Papageien"; — nach Lyon: Tintoretto, „Danae"; Josephin, „Darstellung im Tempel"; L. Bassano, „Zwei große Schlachten"; Van Dyck, „Skizzen des Kopfes eines alten Mannes"; — nach Toulouse: Caracci, „Maria mit Johannes"; „Procaccini „Vermählung Maria's" u. a. m.

Digitized by Google

einheit, theilweise auf dem Provinzialgeist. Letzterer repräsentirt in den meisten Kronländern das streng österreichische und rein conservative Element in unserem Staatsleben, das nichts mit dem zu thun hat, was man mit einem politischen Schlagwort des Tages den Föderalismus zu nennen pflegt. Dieser Föderalismus ist hypermodern und hat keine historische Basis. Der Provinzialismus hingegen wurzelt in altösterreichischer historischer Tradition. Der Föderalismus beruht auf sehr verschiedenen Elementen; auf romantischen Ideen der Hochtories, auf querköpfigen Anschauungen von Historikern und Archäologen, welche eine Restaurationspolitik des historisch Vergangenen treiben, und findet zugleich Beifall bei jenen Nationalitätsstürmern, die von demokratischer Grundlage aus das altösterreichische Staatsprincip durch Nationalitätsideen aus den Angeln heben wollen. Der Provinzialismus hingegen will die Eigenthümlichkeit eines jeden Kronlandes conserviren und zugleich den Verband mit dem Reiche und der Dynastie aufrecht erhalten. Aus diesem Provinzialgeiste, der, wie gesagt, zugleich altösterreichisch und conservativ ist, sind fast alle Provinzialmuseen erstanden. Es soll in denselben Alles niedergelegt werden, welchem Gebiete der Gewerbe, der Kunst, der Wissenschaft, der Natur- oder Landeskunde es angehören mag, was in irgend einer Weise geeignet ist, das Kronland zu repräsentiren, die Interessen der Provinz zu vertreten und Verständniß und Sympathien für die Provinz wach zu rufen. Daher ist auch der Inhalt dieser Provinzialmuseen sehr verschiedener Art. Naturwissenschaftliche Sammlungen gehen neben archivalischen, historische Curiositäten neben Kunstsammlungen aller Art einher. Dieser heterogene Inhalt macht diese Sammlungen buntscheckig und unorganisch. Nur derjenige, der mit der speciellen Landeskunde sehr vertraut ist, entdeckt den rothen Faden, der durch alle Theile dieser Sammlungen hindurchgeht.

Diese eigenthümliche Basis der meisten unserer Landessammlungen macht dieselben für wissenschaftliche Zwecke nur in beschränktem Maße benützbar; denn die Wissenschaft hat heutigen Tages keinen localen, sondern einen universellen Charakter, und ihr nützen in erster Linie nur Sammlungen, die von einem weiteren Gesichtspunkte aus angelegt sind. Das moderne Verkehrsleben durchbricht außerdem noch den provinzialen Geist nach allen Seiten hin; die Landesindustrie greift weit über die Landesgrenzen hinaus, und so sind die Unterrichtsanstalten genöthigt, diesem Zuge zu folgen; sie isoliren sich von jenen Landesanstalten und nur Alterthümler sind es, die von solchen Musealsammlungen, die diesem modernen Geiste keine Rechnung tragen können, Nutzen ziehen; für diese vor allen sind dieselben auch wirklich lebendig.

Aber trotzdem sind diese Sammlungen auch in ihrem heutigen Zustande von großem Werthe und werden es in der Zukunft noch in höherem Grade werden, wenn sie selbst in den Kreis der modernen Culturbestrebungen hineingezogen, aus ihrer theilweise isolirten Situation befreit werden. Es muß auf dieselben um so größeres Gewicht gelegt werden, als der Staat selbst kaum

Digitized by Google

einmal in Wien, viel weniger noch in den Kronländern bedeutende Museen besitzt.

Ungarn allein hat zwei große Staatsmuseen: das ungarische Nationalmuseum und die ungarische Nationalgalerie; beide Anstalten werden auch von dem Parlamente eben als Staatsinstitute entsprechend dotirt und gefördert. Die großen Museen in Wien sind fast ausschließlich Privateigenthum des Hofes: die Gemäldegalerie im Belvedere, die Ambraser-Sammlung, das Hofmineralien- und Hofnaturaliencabinet. Staatseigenthum sind nur die Sammlungen der geologischen Reichsanstalt, die Gemäldegalerie und das Gypsmuseum der Akademie der bildenden Künste und die noch jungen Sammlungen des Oesterreichischen Museums. Aber alle diese Sammlungen sind verschwindend klein gegen die großen Sammlungen des kaiserlichen Hofes in Wien. In den Kronländern besitzt der Staat fast gar keine öffentlichen Museen. Was von solchen existirt, wie z. B. die hübsche Sammlung von Gypsgüßen an der Grazer Universität, sind nur bescheidene Anfänge gegen das, was Museen heutigen Tages sein sollen, was sie vielleicht auch unter günstigeren Umständen schon sein könnten, und was sie, wenn sie ihre Mission erfüllen sollen, in der Zukunft auch werden müssen. Denn sind sie auch ihrer ganzen Anlage nach localer oder provinzieller Natur, so geht doch der ganze Bildungsgang der modernen Zeit gerade in Beziehung auf Museen dahin, sie aus ihrer Vereinsamung und Isolirung zu reißen und denselben eine höhere Culturmission zuzuweisen.

Manche unserer Provinzialmuseen haben äußerlich eine sehr anständige Physiognomie, z. B. das Innsbrucker und das Grazer Landesmuseum. Andere hingegen sind sehr ungenügend dislocirt und können sich kaum kümmerlich auf der Oberfläche erhalten. In der Regel werden die Beamtenstellen an solchen Anstalten sehr schlecht dotirt, und gewissermaßen nur als Ehrenämter angesehen. Wird eine solche Stelle vacant, so ist man daher in der Regel gar nicht in der Lage, dieselbe einem wissenschaftlich gebildeten Mann anzubieten, sondern solche Posten werden, wenn nicht ein Gelehrter aus Interesse für die Sache sich des Museums annimmt, wie seinerzeit Professor Enk in Troppau, Sues in Salzburg u. a. m., in der Regel dazu benützt, irgendeine Protection auszuüben, oder einem Dilettanten, der vielleicht nicht einmal die Kraft hat, ein gutes Lehramtsexamen für eine Mittelschule abzulegen, einen bescheidenen Ruheposten zu verschaffen. In einigen Kronländern werden dergleichen Institute und Stellen dazu ausersehen, um Nationalitätspolitiker und deren gelehrtes Gefolge sicher zu placiren. Dazu kommt noch, daß die oberste Leitung oder Ueberwachung dieser Institute häufig in die Hände von Personen gelegt wird, die selber nie etwas auf dem Gebiete der Wissenschaften geleistet haben und für alle einschlägigen Fragen wenig oder gar kein Verständniß mitbringen.

Befinden sich nun solche Museen an Orten, wo an und für sich wenig wissenschaftliches Streben vorhanden ist, so sind sie mitunter in einer sehr traurigen Lage. An einigen Orten, z. B. Pola, verkümmern sie unter gänzlicher Ver-

Digitized by Google

wahrlosung; an anderen Orten, wie in Salzburg, wo von dem trefflichen Sues ein sehr schönes Landesmuseum hergerichtet wurde, bleiben die Sammlungen, weil die betreffenden Landes- und Stadtbehörden die Mittel entweder nicht haben oder sie verweigern, wegen Mangels an Heizmateriale den Winter über geschlossen. Die Wenigsten haben genügende Kataloge; die Landes- wie die Staatsbehörden widmen sehr selten diesen Anstalten einige Theilnahme, die letzteren nicht weil sie in der Regel kein Recht haben, sich einzumischen, die ersteren nicht weil sie diese Museen meist als eine Art von Luxusartikel ansehen und meinen, ihre Zeit mit besseren und wichtigeren Angelegenheiten zubringen zu können.

Und allerdings, wie die Museen heutigen Tages in den meisten unserer Kronländer organisirt sind, ungenügend dotirt, in keiner oder einer sehr lockeren Verbindung mit den wissenschaftlichen Lehranstalten der Stadt, ohne Schutz von Seite der Staatsgewalt, ohne wirksame Förderung von Seite der Landesvertretung, ihrer ganzen Richtung nach abseit liegend von den Strömungen des modernen Culturlebens — wird es nicht leicht sein, für diese Institute jene Theilnahme zu erwecken, die sie nicht bloß ihrer selbst wegen, sondern noch mehr als natürliche Mittelpunkte für alle jene Bestrebungen verdienen, die sich anderwärts, insbesondere in Frankreich, England, America u. s. f., Bahn gebrochen haben und die auch in den österreichischen Ländern zum Durchbruch kommen und sich am leichtesten an diese Landesmuseen anschließen würden. Und diese Bestrebungen sind so sehr in der Natur der Dinge begründet, daß sie auch in der nächsten Zeit bei uns in den Vordergrund treten werden.

Bedürfnisse zweierlei Art werden auch in Oesterreich über kurz oder lang eine Reform der Provinzialmuseen herbeiführen. Wir beschränken uns hier nur auf jene Abtheilungen der Museen, welche mit Alterthumswissenschaft, Kunst und Kunsttechnik im Zusammenhange stehen, die Erörterung aller in das Gebiet der Naturwissenschaften gehörigen Fragen den Fachmännern überlassend. Eines dieser Bedürfnisse ist rein wissenschaftlicher und das andere vorwiegend praktischer Natur.

Betrachten wir jene Bedürfnisse, die sich im Interesse der Wissenschaft geltend machen.

Vorerst wird der Wunsch ausgesprochen werden müssen, daß die Aufstellung der Sammlungen eine methodische, die Kataloge derselben dem Standpunkte der heutigen Wissenschaft entsprechend seien, und daß die Möglichkeit geboten werde, den Inhalt der Museen stofflich zu erweitern und über die Landesgrenze gewissermaßen hinauszuleiten.

Befinden sich diese Landesmuseen an einem Orte mit höheren Unterrichtsanstalten, mögen dieselben nun Landes- oder Staatsanstalten sein, so wird es im hohen Grade wünschenswerth, wenn nicht unerläßlich sein, beiderlei Anstalten in möglichst directe Verbindung mit einander zu bringen. Die Sache hat allerdings ihre großen Schwierigkeiten, sie setzt ein einträchtiges Zusammengehen der Landes- und Staatsbehörden — allerdings ein schweres Stück Arbeit —

Digitized by Google

voraus; aber über kurz oder lang wird dieses Bedürfniß so mächtig hervortreten, daß eine Abhülfe wird getroffen werden müssen. Insbesondere an jenen Orten, wo sich Universitäten befinden, wird man diese Frage von einem höheren Gesichtspunkte ins Auge fassen müssen. Das gilt insbesondere von Prag, Graz und Innsbruck. An allen drei Universitäten ist es nöthig, eine Lehrkanzel für Kunstgeschichte zu gründen. Das Bedürfniß ist überall vorhanden, aus mehr als einem Grunde wünscht man, daß an diesen drei Universitäten die moderne Kunstwissenschaft auf selbstständigen Lehrkanzeln würdig vertreten werde. Durch die Berufung O. Bendorfs nach Prag an Wocels Stelle ist nach einer Seite hin ein entscheidender Schritt für diese Hochschule gethan. Die classische Archäologie findet in ihm dort zum ersten Male eine fachgemäße Vertretung.

In denselben Städten wird es sich auch als eine Nothwendigkeit herausstellen, die wissenschaftliche Leitung dieser Sammlungen in die Hände des Universitätsfachmannes zu legen. Relativ am traurigsten sieht es in Prag aus, in jener Stadt, die in dem Museum des Königreiches Böhmen, in der Gemälde-Privatsammlung patriotischer Kunstfreunde ein wissenschaftlich ganz interessantes Materiale hat, in der sich eine Akademie der bildenden Künste befindet, wo zwei polytechnische Institute existiren und wo an allen diesen Lehranstalten kein Kunsthistoriker als Fachmann docirt — nur die Wissenschaft der böhmischen Alterthumskunde war an der Prager Hochschule einigermaßen vertreten — und wo gar kein Versuch gemacht wird, die Sammlungen zu reorganisiren. Ist es doch fast unglaublich, wenn man hört, daß in den Sammlungen des böhmischen Museums sich eine kostbare Kupferstichsammlung befindet, die kaum zugänglich, für Zwecke des öffentlichen Unterrichtes gar nicht benützt werden kann?

Daß es in Graz und Innsbruck etwas besser aussieht, verdankt man vorzugsweise der Thätigkeit der Professoren Dr. Schenkl, Dr. Karajan und Dr. Wildauer.

Aber auch in jenen Städten, wo keine Universitäten sich befinden, wo Mittelschulen höherer Art vorhanden sind, wird das Bedürfniß sich geltend machen, den Inhalt der Museen als Lehrmaterial für diese zu benützen, beziehungsweise sie zu erweitern. Ueber kurz oder lang wird man sich dahin entscheiden müssen, den Unterricht in der Kunstgeschichte als einen integrirenden Theil des historischen Unterrichtes an Mittelschulen zu betrachten, und wird selbstverständlich den Blick zuerst auf die in den Landesmuseen befindlichen Sammlungen werfen, wenn es sich um Lehrmateriale für diese handelt.

Kommt man einmal dahin, die vorhandenen Sammlungen den öffentlichen Lehranstalten in liberaler und intelligenter Weise zugänglich zu machen, so wird ein Doppeltes erreicht werden; erstens werden diese Institute selbst vor Isolirung und Verkümmerung gewahrt und zweitens wird das Interesse des Publicums sich in ganz anderer Weise diesen Landesmuseen zuwenden, als es bisher der Fall ist.

Digitized by Google

Drängen nun auf der einen Seite die wissenschaftlichen Bedürfnisse zur Erörterung der Reorganisationsfragen und zur Erweiterung dieser Anstalten, so kommen heutzutage noch kunstgewerbliche Interessen hinzu, die so laut sprechen, daß sie gehört werden müssen, daß sie ohne eine Reform dieser Museen nicht zu einem gedeihlichen Abschlusse gebracht werden können.

Man braucht nach den Erfahrungen, die überall gemacht wurden, nicht viel Worte zu machen, um den veränderten Standpunkt der heutigen Zeit gegen die frühere zu klarem Ausdrucke zu bringen. Was man vor wenigen Jahrzehnten nur als Trödel angesehen hat, gilt heute als werthvoll; was man früher ganz gleichgiltig bei Seite geschoben hat, betrachtet man gegenwärtig als Vorbild; wo man früher gemeint hat, auf dem Felde der Kunsttechnik und Kunstform ganz aus eigener Phantasie frei heraus schaffen zu können, sieht man heute nach vielfachen Erfahrungen, wie nöthig es ist, den Boden der Traditionen zu betreten, an Vergangenes anzuknüpfen, bewährte Vorbilder, erprobte technische Verfahrungsweisen von ehemals unserem modernen Leben wieder anzupassen.

Die Museen, die in früheren Zeiten auch von gebildeten Industriellen nur so als Raritätencabinete betrachtet wurden, werden gegenwärtig von denselben aufgesucht. Sie werden von ihnen benützt wie Arsenale von Soldaten, wie Bibliotheken von Gelehrten.

Aber um diesen ganz modernen Bedürfnissen gerecht zu werden, dazu haben die Museen eine besondere Organisation nöthig und eine Verbindung mit den betreffenden höheren Gewerbeschulen oder Kunstschulen in den Kronländern. Aber wie weit sind unsere Kronlandsmuseen entfernt von der Erfüllung dieser Aufgaben, und wie wenig hat man bisher dazu gethan, was nur als ein vorbereitender Schritt zur Lösung dieser Fragen betrachtet werden kann! In Graz schleppt sich die Reform der Landesakademie von Jahr zu Jahr fort; erst jetzt kommt man, um eine Gewerbeschule zu gründen, zu einer Verbindung des Gewerbevereines mit der Gesellschaft zur Förderung der Kunstgewerbe. In Böhmen speciell, wo vielleicht die größten Bedürfnisse vorhanden sind, geschieht aus eigener Initiative des Landes relativ das Wenigste. Wir deuten das, was dort geschehen sollte, hier nur flüchtig an, uns vorbehaltend, auf die Böhmen betreffenden Fragen im Detail noch zurückzukommen.

In Tirol, wo ganz eminente Kräfte für die verschiedensten Kunstgewerbe vorhanden sind, scheitern alle Versuche, selbstständige Fachschulen zu gründen, an dem Widerstande, der dort von dem Landesausschusse ausgeht. Selbst in den Fällen, wo die Regierung wiederholt die Hand geboten hat, wie es bei der Gründung einer Holzschnitzschule zu St. Ulrich im Grödener-Thale der Fall war, hat sich der Landesausschuß zögernd und abwehrend verhalten.

Aber die Dinge in der Welt gehen ihren Gang. Weder der nationale Eigendünkel in Prag, noch der Haß gegen industriellen Fortschritt in Tirol, weder die Engherzigkeit der Landesausschüsse, noch die Gleichgiltigkeit der

Digitized by Google

Regierungsbehörden werden verhindern, daß das geschieht, was geschehen muß. Man wird an den polytechnischen Instituten der Landeskunstschule und den Universitäten Lehrkanzeln für Kunstgeschichte, wo keine vorhanden sind, gründen müssen; es werden die öffentlichen Sammlungen als Lehrmateriale für die großen wissenschaftlichen und gewerblichen Anstalten des Landes angesehen und erweitert werden müssen, man wird Gebäude herzustellen genöthigt sein, in welchen die häufig zerstreuten Landessammlungen vereinigt, zweckmäßig aufgestellt und den wirklichen und vielgestalteten Bedürfnissen der Bevölkerung zugänglich gemacht werden. Je früher man sich entschließen wird, selbst nur die vorbereitenden Schritte zu thun, desto besser; je länger man zaudert, desto schwerer ist die Verantwortung für all die Engherzigkeit, sei diese eine nationale, eine politische oder eine pädagogische, die es verhindert, daß die am Ende unausweichliche Reform zur rechten Stunde und in der rechten Weise vorgenommen wird.

R. v. Eitelberger.

Aus dem Tagebuche des Siebenbürgers Georg Briccius von Vizakna. [1])

Cultur und Zeitbilder fügen sich mosaikartig aus verschiedensten Quellenstoffen zusammen; in Folianten und Actenbündeln, Flugschriften und Correspondenzen, Chroniken, Historien, Biographien, Tagebüchern und wie noch sonst das bunte Rüstzeug so gearteter Forschung heißen mag, finden sich die Behelfe zur Charakteristik des Menschendaseins in seinen Massenverhältnissen und vielgliederigen socialen Entwicklungen, anderseits in den einzelnen Persönlichkeiten, die da geräuschvoll und allbewegend ihre Zeit durchwanderten, oder anspruchslos in ihrem Wirken und Schaffen dennoch als sprechende Genossen und Zeugen einer bestimmten Epoche dem Geschichtsfreunde willkommen sind.

Unter diesen bescheidenen Gesichtspunkt fällt der Gehalt unsers Tagebuchs, das die Jahre 1693 bis 1715 umfaßt. — Es sind Aufzeichnungen eines Mannes, der in den Jahren 1693 bis 1696 mit frischer Empfänglichkeit ein Stück Welt durchmaß, seine höhere Bildung im Auslande empfing und — heimgekehrt — von 1703 bis 1711, die stürmisch bewegten Tage der rákóczischen Insurrection nicht als unthätiger Zuschauer, sondern als Geschäftsträger und

[1]) Zunächst von M. Jankovics als Copie des (verschollenen) Originales seiner Handschrift Analecta historica rerum Hungaricarum einverleibt. Eine vollständigere und bessere Abschrift besorgte i. J. 1795 Joseph Benkö; sie befindet sich in der Sammlung des Grafen Joseph Keményi und wurde von K. Szabó und A. Szilágyi, verbunden mit andern Tagebüchern (für die Zeit von 1660 bis 1715) herausgegeben.

Digitized by Google

Sendbote Klausenburgs, der Stadt seines ärztlichen Wirkens, und der jeweilig herrschenden Gewalt in Siebenbürgen mühe- und leidvoll durchlebte. — Magyarisch und Latein läuft in den knappen, ungekünstelten Vormerken und Skizzen des ersten Theils bunt durch einander; häufige Verse, den römischen Dichtern nachgebildet, liefern kein ungünstiges Zeugniß von der poetischen Ader und classischen Bildung unseres Autobiographen; vor Allem muthet uns jedoch der treuherzige Ton und die Sachgemäßheit der rhapsodischen Erzählung an.

„Den 30. August des Jahres 1693 kaufte ich zu Bistritz um 51 Gulden ein Roß, das Gott in meiner Hand gesegnen und gewähren möge, daß ich damit durch fremde Nationen herzhaft den Weg nehmen könne“ . . . Mit diesen Worten, deren Inhalt, losgerissen und unvermittelt, auf den Ausfall vorlaufender Notizen schließen läßt, beginnt das Tagebuch des ehrsamen Georg Briccius (Bereczk) von Vizakna. Ob er von Vizakna gebürtig war, einem Orte des Pókafalvaer Bezirkes der N. Weißenburger Gespanschaft, altersher von Magyaren, Ru"änen und Sachsen bewohnt, — oder ob die Bezeichnung Vizaknai bloß die Herkunft seiner Familie andeutet, ist nicht mit Sicherheit zu entscheiden. Auch sonst wissen wir von seinen Eltern, seinem Jugendleben so gut wie nichts; ja selbst seinen Taufnamen erräth man nur aus der Angabe des Tagebuches, er habe 1712, den 24. April, seinen Namenstag gefeiert.

Die erste wissenschaftliche Schulung genoß er am reformirten Collegium zu Enyed. An der Schwelle des Mannesalters, den Beruf zum Arzte in sich verspürend, machte er sich, als Sprößling einer nicht unbemittelten Familie calvinischen Glaubens, nach dem fernen Westen auf den Weg, um, wie so viele seiner Landsleute und Confessionsverwandten vor und nach ihm, an den niederländischen Hochschulen das Studium der Heilkunde zu treiben. — Zu Franeker, Gröningen, Utrecht gab es nicht wenige Ungarn und Siebenbürger, die auf eigene Kosten, oder im Genuße von Stipendien, den Facultätswissenschaften oblagen. Medicin hörte man am liebsten in Leiden, denn hier fand sie ihre altbewährte lebhafte Vertretung. Franeker bildete damals tüchtige Chirurgen.

Aber kehren wir zu unserem Tagebuche und dessen Verfasser zurück. Das Roß, welches unsern Briccius in die Fremde tragen sollte, entlockt ihm gleich am Tage der Abreise von Bistritz (31. August 1693) einen schweren Stoßseufzer, denn es war so kollerig, daß sein Reiter in permanenter Lebensgefahr schwebte. — Den 6. October trifft der Candidatus Medicinae in Frankfurt a. d. O. ein, und da er das Studium an der hierortigen Hochschule gut bestellt findet, so entschließt er sich, die Reise nach Holland um ein Semester zu verzögern und in der Oder-Stadt mit den „vier Principien der carteſianiſchen Philosophie“ zu beginnen. Nachdem er, aus Rücksicht für den Brauch der Fremde, deutsches Gewand im Preise von 55 ungarischen Gulden (ein hübsches Sümmchen für die damalige Zeit) angelegt, beginnt er frohen Muthes das akademische Leben. Briefe von Landsleuten und Altersgenossen aus der Heimat und

Digitized by Google

Fremde, so aus Utrecht, Franeker, London, erscheinen im Tagebuche kurz vermerkt.

Ein Halbjahr später, am 26. Februar 1694, nimmt Briccius von Frankfurt Abschied; über Berlin wandert er nach Hamburg, staunt hier die Großartigkeit weltstädtischen Lebens an, und ist, nach einem Aufenthalte von fünf Tagen, entschlossen, das Festland mit den trügerischen Wellen der Nordsee zu vertauschen. Das launenhafte Meer treibt mit dem Schiffe gar manchen Spuk und seine Schrecken entlocken unserm Landfahrer ein paar magyarische Knittelverse, — vorwiegend jedoch lateinische Hexameter, in denen sich classische Reminiscenzen und frommchristliche Stoßseufzer kreuzen.

Mit freudigem Herzen begrüßt er am 11. April Hollands Hauptstadt, Amsterdam, die „Königin aller Zier", bald darauf Utrecht, Franeker, endlich Leiden, wo das ernste medicinische Studium beginnt, und zwar mit dem „Collegium Anatomicum" des gründlichen Professors Bidló. Für Vergnügen und Schaulust ist hier natürlich auch gesorgt. Briccius beschreibt mit großer Ausführlichkeit und ersichtlichem Behagen eine staunenerregende Comödie bei Gelegenheit der Mai-Messe. Da sieht er, wie ein künstlerisch durchgebildetes Roß dem Publicum tadellose Complimente macht, die Stunden mit dem Fuße angibt, schlechtes Geld vom guten, Spielkarten, Briefe u. dgl. unterscheidet, „so daß man glauben konnte, es sei mit vernünftiger Seele begabt". Ein Wunderhund, der wie ein Mensch tanzt, ein Frauenzimmer, das mit Nattern spielt, achtfüßige und zweimäulige Kälber, ein Zicklein mit zwei Köpfen, doppeltem Rücken und acht Füßen, vervollständigten den seltenen Genuß.

Den 5. Juli 1694 schloß Professor Friedrich Bidló sein anatomisches Collegium. Briccius hatte nun „mit Gottes Hülfe" die Fundamente der Anatomie und Botanik eingeheimst, und begab sich nun nach Franeker, wo ein Kreis von Freunden des Commilitonen harrte. Auf der Reise dahin verweilt er in Amsterdam. Hier zogen den Naturfreund vor allem die Repräsentanten der fremdländischen Thierwelt an, zahlreiche Vögel, zwei Tiger, ein „Meerschwein" und „Meerfuchs", ein „Menschenaffe" und mehrere „Katzenaffen".

Franeker, im West-Friesenlande, bleibt nun bis October 1695 der Aufenthalt unseres Siebenbürgers. Hier macht er seine weitern Studien unter der Leitung des Dr. Cyprianus, des „berühmtesten Chirurgen" in den ganzen Niederlanden. Mit vieler Pietät erzählt er, wie dieser Meister seiner Wissenschaft einer Frau den „innern Staar" mit glücklichstem Erfolge sticht, und zu Harlingen, wohin dem Doctor unser Briccius das Geleite gab, an einem achtjährigen Knaben eine höchst kunstvolle Steinoperation nach Wunsch vollführt. Der Blasenstein wäre so lang wie ein Mannsdaumen und doppelt so breit gewesen. Auch der Heilung eines Bruchleidens wird gedacht.

Den 2. März 1695 disputirt Briccius öffentlich. Dies kostet 11 Gulden, das bräuchliche Mahl, der Disputationsschmaus kommt auf 5 Gulden zu stehen. An trockenen Kehlen landsmännischer Commilitonen fehlte es nicht dabei. Ein

Digitized by Google

wohlthuender Zug werkthätiger Theilnahme für hülfsbedürftige Heimatsgenossen findet sich zum 23. März d. J. angemerkt. „Samuel Baiesi", heißt es hier, „zog nach bittern Irrfahrten mit Gottes Hülfe aus diesem magern Lande heim in das liebe Vaterland, den, wie ich wünsche, Gott sammt dem h. Geist führen, vor allem Bösen bewahren und im Frieden geleiten möge, zur Freude seines guten Vaters. Ich gab ihm auf den Weg 12 Goldgulden und 12 holländische Gulden mit."

Im Herbste 1695 hatte nun Briccius seine medicinisch-chirurgischen Studien beendet, disputirte den 25. September und bekam den „Gradus". Ein frohes „Amen" schließt diese Aufzeichnung. Sechs Tage später nimmt er von Franeker Abschied, durchlebt mit guten Freunden frohe Stunden zu Gröningen und schifft dann nach Hamburg. In Berlin verweilt er zwei Tage, findet zu Frankfurt a. d. O. bei dem Junker Teleki, seinem Landsmanne, gastliche Unterkunft und betritt Anfangs 1696 den theuren Boden der Heimat wieder.

Als Doctor und Physikus von Klausenburg verlebt Briccius die Jahre 1696 bis 1703 in behaglicher Ruhe und gründet 1698 seinen häuslichen Herd. — Um so bewegter gestaltet sich das öffentliche Leben Siebenbürgens seit dem Jahre 1703 unter dem Einflusse der rákoczischen Insurrection. Auch Briccius wird von dessen wechselnder Strömung erfaßt, und deßhalb bildet der zweite, umfangreichere Theil des Tagebuches, ausschließlich in magyarischer Sprache abgefaßt, eine nebenläufige, aber nicht unwillkommene Quelle für die Geschichte der damaligen Wirren [1]). Wir wollen uns den Wust wechselnder Ereignisse möglichst vom Leibe halten und nur das Wesentlichste, vor allem aber die Rolle andeuten, welche Briccius inmitten derselben spielt, als Sendbote der Stadt und Kriegscommissär. Aufregende Gerüchte verbreiten sich nach Klausenburg, Briefe geben Nachricht, die Kuruzzen seien aufgestanden, Rákóczi bereite den Einfall nach Ungarn vor; bald hört man von den Fortschritten der Aufständischen. Rabutin entwickelt eine fieberhafte Thätigkeit, aber schon ist auch der Feind da und gewinnt bei Számos-Ujvár und Boncida die Oberhand. Kuruzzen brechen in das Hunyader Comitat ein, das Gubernium flüchtet nach Hermannstadt. Bald kommt es zur Blocade von Klausenburg, zur Capitulation. Um diese Zeit sendet ihn die Stadt mit Michel Werner in Rákóczi's Lager, der damals von französischen Ingenieuren die Beschießung der Feste Leopoldstadt im Waag-Thale einleiten läßt. Mit Jahresschluß kehrt er nach Klausenburg zurück und begrüßt im Auftrage der Stadt den durchreisenden Sendboten Frankreichs. Mit lebendiger Kürze schildert er die Panik der rákóczischen Partei, der er im Herzen ziemlich geneigt war, zufolge der Niederlage der Kuruzzen bei Zsibó (1705, 11. November). Die im October 1705 von den geschmeidigen Vätern der Gesellschaft Jesu Rákóczi zu Ehren in Klausenburg errichtete Triumphpforte

[1]) Hauptquellen bleiben: Rabutins Memoiren, N. Bethlens Selbstbiographie, die Historie des Eserei von Nagyajta, Apors Synopsis mutationum Transsylvaniæ . . .

Digitized by Google

wird den 13. und 14. November über Hals und Kopf von den klugen, wennauch durch die Ereignisse überraschten Ordensleuten wieder abgebrochen. Viele flüchten aus Klausenburg, „wir Andern aber, welche blieben", schreibt unser Gewährsmann, „waren in gewaltiger Angst". — Die kaiserliche Armada kömmt in die Stadt; den 16. November erscheint Feldmarschall Herbeville. „Sieben Wochen liegt er hier mit der großen Armee; all Unsers essen und trinken sie weg, uns bleibt nichts", schreibt Briccius in sein Tagebuch. Aber auch die Kuruzzen lassen nicht lange auf sich warten und erscheinen in der Vorstadt um hier den Troß und einige deutsche Soldaten niederzuhauen. — Mit J. Hangyaros geht Briccius sodann als Sendbote Klausenburgs nach Szegesvár zu dem Landtage der Conföderirten und verbringt fern vom Hause den ganzen Winter. Erst im März des Jahres 1706 kehrt er heim, begibt sich aber schon im Juni wieder auf den Weg, um im Auftrage Rabutins, damals zum Generalcommandanten Siebenbürgens und Ost-Ungarns ernannt, mit Rákóczi's Feldherrn, Alexander Károlyi, einen Waffenstillstand zu vereinbaren. Seine Mission führt ihn nach manchen Kreuz- und Querfahrten bis Schemnitz, und da alle Friedenshoffnung neuerdings schwindet, eilt er heimwärts, zur Zeit, wo es mit der kaiserlichen Sache immer schlimmer zu stehen beginnt. Gern möchte er Weib und Kinder, die seiner in Klausenburg ängstlich harren, herausbekommen, aber der Commandant schlägt ihm die Bitte ab; und so muß sich Briccius bis zum April des Jahres 1707 gedulden, um welche Zeit Rákóczi's Stern in Ungarn und Siebenbürgen den Höhepunkt erreicht, Rabutin und Heister, die kaiserlichen Feldherrn, mit den Conföderirten im heißen, wechselvollen Kampfe liegen.

Briccius macht auch den Maros-Vásarhelyer Conföderirtentag vom April 1707 mit, und gelangt endlich in die Arme der Seinigen, ohne jedoch das Behagen häuslichen Stilleliegens lange genießen zu können. Denn bald ging es wieder in das Lager Károlyi's, dem unser Briccius persönlich ergeben sein mußte, da sich in dem Tagebuche folgende Stelle findet: „Es lebe Károlyi's Haus! Gott verbreite seine Zweige, auf daß sie blühen und Früchte tragen auch zum Heile Anderer". Die Einnahmen der Praxis vom 6. Mai 1706 bis 6. Juni 1707 beziffert unser Gewährsmann auf 926 „weiße" (silberne) und 368 kupferne (Rákóczische) Gulden, immerhin nicht so gering in so bewegten Zeiten.

Wenngleich der Sache der Conföderation im Herzen zugeneigt, zählte doch Briccius zu der friedenheischenden Mittelpartei und war kein Freund des Lagerlebens. Im Sommer des Jahres 1707 schrieb an ihn der rákóczische General L. Pekry, er solle eine Bestallung bei der Armee übernehmen. „Ich aber wünsche ein solches Amt durchaus nicht", heißt es da im Tagebuche, „und lasse es gern vorbei". Immerhin muß er doch daran, und zwar im August, begleitet einige Wochen hindurch Pekry's Armee und übernimmt unter Anderm eine Sendung des Generals an Rabutin, der allgemach wieder das Feld zu behaupten anfängt. — Der Herbst des Jahres 1707 sieht unsern Gewährsmann mueer-

Digitized by Google

dings auf dem Wege nach Ost-Ungarn; bekümmerten Herzens verläßt er sein krankes Weib. Mit solchen Botschaften geht das Jahr 1707 zu Ende und das folgende bescheert gleiche Mühsal; Briccius erscheint beispielsweise auf dem Kaschauer Tage vom Jahre 1707, so auch bei den Berathungen zu Sáros-Patak (E. 1708). — Seine Aufzeichnungen deuten die schlechten Wandlungen, den nahenden Bankerott der Sache Rákóczi's an; wie dies Alles seit der Schlacht bei Vadkert zu Tage tritt. Die Pest wüthet allüberall und kostet auch unserm Gewährsmanne die schwersten Opfer. Zwei Mädchen und ein Knabe fallen dem Tode anheim, während er ahnungslos in der Ferne weilt, fast wäre seiner Gattin das Gleiche begegnet; nur das zweite Söhnchen wird bei Zeiten der Gefahr entrückt.

Das Frühjahr 1711 bringt Waffenruhe und bald auch die Aussicht auf den kostbaren Frieden. Die Zeit der mühseligen Botschaften ist vorbei und so kann unser Gewährsmann den 24. April des Jahres am eigenen Herde nach schweren Lebensprüfungen feiern. Mit 17 Freunden läßt er sichs bei 32 „guten Schüsseln" und „sehr feinem Weine" wohl geschehen.

1712 wird Briccius Königsrichter und Spitalmeister von Klausenburg, Kirchenpfleger war er bereits (Tituli sine vitulis! bemerkt er scherzhaft) — und geht den friedlichern Lebensweg wohlgemuth weiter. Mit dem Jahre 1715 schließt sein Tagebuch [1]) und damit unsere Kenntniß von seinem weitern Dasein und Wirken. Möge das Gebotene dem Leser nicht unwillkommen sein!

Graz. F. Krones.

Die Polizei der Gesellschaft.

Bald nach dem Kriege von 1866 begrüßte einer von den Gewaltigen des Berliner Oberkirchenraths den neugegründeten norddeutschen Bund als die Verwirklichung des Reiches Gottes auf Erden, welchem in seiner Schilderung als leibhaftes Reich der Finsterniß Oesterreich gegenüberstand. In dem, was da über unsere sittlichen Zustände vorgebracht wurde, war neben vielem Grundlosen oder Uebertriebenen auch viel Wahres enthalten. Aber schon damals hätte man den Verfasser darauf hinweisen können, daß er, um Splitter und Balken zu finden, nicht in die Ferne zu schweifen brauche. Und seitdem haben sich in Nord-Deutschland selbst sehr zahlreich, in der Presse, in städtischen und Landesvertretungen und auf der Kanzel, Stimmen erhoben, welche die — allerdings von vornherein nicht zu

[1]) Ein zweites Tagebuch, des Bürgers von Klausenburg, Franz Szakál, die Jahre 1698 bis 1718 umfassend, detailreicher für die Stadtgeschichte, wurde gleichzeitig mit dem des Briccius veröffentlicht.

Digitized by Google

bezweifelnde — Wahrheit des Satzes erhärten, daß die socialen Krankheiten, welche uns Sorge machen, wohl an verschiedenen Orten mit verschiedenem Grade der Heftigkeit auftreten, im Allgemeinen aber überall die Voraussetzungen für ihre Entwicklung vorfinden.

Volkscharakter, Religion, Erziehung, Beschäftigung, staatliche Einrichtungen, Geschichte, mögen da und dort der Ausbreitung sittlicher Schäden stärkere natürliche Bollwerke entgegensetzen als anderswo, im Großen und Ganzen entwickeln sich heutzutage die gesellschaftlichen Verhältnisse in allen civilisirten Staaten mit einer Gleichförmigkeit, welche auch überall die Bedingungen für die nämlichen Krankheitserscheinungen schafft. Ueberall beobachten wir ein rapides Anwachsen einzelner Städte, zum Theil auf Kosten vieler anderer, welche noch vor wenigen Jahrzehnten mit jenen fast auf gleicher Stufe standen; überall werden die Residenzen und politischen Hauptstädte zugleich Hauptsitze des Handels und des Fabrikwesens, trachten die großen Handels- und Fabriksstädte zugleich Stätten für die Pflege der Wissenschaften und Künste zu werden, politische Bedeutung zu erlangen; und mit der vielseitigeren, nach allen Richtungen ins Unendliche gesteigerten Lebensthätigkeit vervielfältigen und verstärken sich auch die bedenklichen Erscheinungen, von welchen ein größeres Gemeinwesen sich niemals gänzlich frei erhalten wird. Und so weit oft trotz aller modernen Verkehrsmittel der Weg von den Centren nach entlegenen Punkten für Ideen, für nützliche Einrichtungen und Gewohnheiten zu sein scheint, die Keime des Schädlichen werden gleichsam vom Winde sofort nach allen Seiten ausgestreut.

Wenn wir die Unsitten und Ausartungen in dem Leben der Gegenwart auf solche Weise natürlich zu erklären suchen, so finden wir darin allerdings einen gewissen Trost und Halt gegenüber der pessimistischen Anschauung, welche das Menschengeschlecht unaufhaltsam seinem Verderben zueilen sieht. Nichtsdestoweniger fordert der Ernst der Zustände, welche für Niemand mehr ein Geheimniß sind, zu der Ueberlegung auf, wie Schäden, die nicht völlig auszurotten sein werden, wenigstens an weiterem Ueberhandnehmen zu verhindern, einzuengen, wie die gesunden Theile des Körpers gegen Ansteckung zu wahren sein möchten.

Sind die oben genannten Ursachen des beunruhigenden Anwachsens gefährlicher Gesellschaftselemente in großen Städten die wahren, so ist auch schon ein Mittel angedeutet, um wenigstens ein allzu üppiges ferneres Wachsthum zu verhüten. Und in der That glauben wir, daß einem Momente nicht die ihm zukommende Beachtung gewidmet wird, der herrschenden Neigung, das Fabrikswesen in die großen Städte zu verpflanzen. Wenn den Anstoß dazu die ersten Schienenwege gaben, welche es dem Fabricanten wünschenswerth machten, seinen Erzeugnissen das wohlfeile Transportmittel direct zugutekommen zu lassen; so hat die schnelle Ausbreitung des Eisenbahnnetzes dieses Motiv wieder zum Theil beseitigt, und andererseits machen sich die Nachtheile dem Arbeitgeber selbst aufs Härteste fühlbar. In der großen Stadt hört jedes persönliche Verhältniß desselben zu seinen Arbeitern auf; diese gewöhnen sich, da es ihnen so bequem

Digitized by Google

gemacht ist, heute hier, morgen dort einzutreten; das Leben stellt beinahe unerschwingliche Anforderungen an sie, und der Verlockungen gibt es auf allen Seiten zu viele: lauter Umstände, welche für den Arbeiterstand selbst gefahrvoll werden und dazu beitragen, aus ihm den unruhigen und den gefährlichen Schichten der großstädtischen Bevölkerung immer neue Kräfte zuzuführen. Reformen in dieser Richtung, wie in einzelnen Zweigen der Gesetzgebung, Bemühungen um Verbesserung des Unterrichts, Förderungen der geistigen und materiellen Interessen des Arbeiterstandes u. dgl. m. können freilich erst allmälig ihre heilsame Wirkung bekunden. Auf andern Punkten wird augenblickliche Abstellung von Uebelständen gefordert.

Höchst oberflächlich wäre es, wenn man dabei das Augenmerk nur auf Classen der großstädtischen Bevölkerung richten wollte, welche notorisch Gewerbe betreiben, die sie entweder mit dem Gesetzbuch oder den polizeilichen Vorschriften in Collision bringen, oder die doch als schandbare geächtet sind. Die Prostitution umfaßt ein viel weiteres Gebiet, als ihr gemeinhin zugeschrieben wird; es gibt eine Menge von Beschäftigungen, auf welche die Strafgesetzbücher keine Rücksicht nehmen, häufig nicht in Rücksicht nehmen können, Beschäftigungen, die auf offenem Markte betrieben werden, und doch um nichts ungefährlicher sind, als andere, die das Dunkel und Geheimniß suchen. Das Laster hat seine Helfershelfer nicht bloß in jenen rohen Gesellen, welche die Ritter der Dirnen spielen. Gewisse Zweige der periodischen Litteratur dienen ihm auf das Bereitwilligste, die Theater verwandeln sich fort und fort mehr in Markthallen für die gemeinsten sinnlichen Genüsse, und die schlimmsten Rowdies, Garotters, Strizzi u. s. w. bewaffnen sich nicht mit Messern und Todtschlägern, sondern mit Griffel und Feder.

Daß das Unwesen der Hetären und der auf gleicher Stufe mit ihnen stehenden litterarischen Falschspieler und Buschklepper eine derartige Ausdehnung nehmen, sich so schamlos in die Oeffentlichkeit drängen, sich so bedrohlich in das Leben der großen Städte einfressen konnte, das verdanken wir der gleich verkehrten Anwendung zweier grundverschiedener Ansichten. Die Erfinder der Lehre vom christlichen Staat behaupteten, dieses ihr fabelhaftes Geschöpf dürfe sich um die Unzucht nicht kümmern, weil das zugleich eine Anerkennung der Berechtigung derselben sein würde. Rathlos, wie diese aus der Welt zu schaffen wäre, zu doctrinär, um ihr bloß zu steuern, half sich der christliche Staat damit, sie zu ignoriren. Die Anstalten zu ihrer Begrenzung und Regelung wurden als unsittlich aufgehoben; dafür ließ man die Unsittlichkeit im Stillen fortwuchern, ihre Wurzelfasern in immer weitere Gebiete ausstrecken, mit Zweigen Blüthen und Früchten die ganze bürgerliche Gesellschaft durchdringen. Und macht nun der Staat Miene, seines Amtes zu walten gegen Mißstände, welche unerträglich werden, so fällt man ihm in den Arm „im Namen der Freiheit“. Wie so oft reichen auch hier die äußersten Parteien einander die Hände, um von ganz verschiedenen Grundsätzen ausgehend und

Digitized by Google

ganz verschiedene Ziele verfolgend, gemeinschaftlich die Herstellung der Ordnung zu verhindern.

Aus dem Munde eines immer geistreichen Parlamentsredners vernahmen wir einmal den Satz, der Staat habe kein Recht, jemand zur Arbeit zu zwingen, der keine Lust zum Arbeiten hat. Wer sich das Vagabundiren zur Lebensaufgabe gemacht hat, dürfe in der Ausübung dieses seines Berufes nicht gestört werden etwa durch zwangsweise Unterbringung in einem Arbeitshause, das sei eine ungerechtfertigte Beschränkung der individuellen Freiheit. — Das konnte in dem Munde des (nicht mehr zu den Lebenden zählenden) Redners nichts anders als ein Witz sein und wurde auch so aufgenommen. Allein Witz und Ironie haben nur zu oft das Schicksal, vom Unverstand für baare Münze genommen zu werden, und eine nicht kleine Secte von Politikern schwört heute noch auf jenen Satz und bringt ihn in den mannigfachsten Fragen zur Anwendung. Ueber dergleichen streiten zu müssen, ist eine peinliche Aufgabe, man fürchtet immer durch ein schadenfrohes Lachen belehrt zu werden, daß man Scherz für Ernst genommen habe. Allein in diesem Falle kann kein Zweifel bestehen.

In einem Aufsatze über die Impffrage (im 3 Heft dieser Wochenschrift) wurde ganz treffend Recht und Pflicht des Staates erörtert, dem Belieben des Einzelnen Schranken zu setzen, wo dies dem Allgemeinen Gefahr bringen kann. Nun, um Seuchen handelt es sich auch hier, Seuchen, welche die Seele des Volkes vergiften, Seuchen, gegen welche Niemand ein Universalmittel zu verordnen weiß, die man aber so viel als möglich unschädlich zu machen suchen soll. Es kann doch wahrlich nichts Abgeschmackteres geben als die ewig wiederholte Argumentation: „Das Uebel, welches ihr beklagt, war zu allen Zeiten vorhanden, die Schutzmittel, die ihr vorschlagt, sind nur Palliative, folglich — lassen wir lieber die Dinge gehen, wie sie mögen.“ Jede Maßregel, welche das Uebel wenigstens begrenzt, ist doch immerhin schon ein Gewinn. Was aber die manchen Volksfreunden so sehr am Herzen liegende persönliche Freiheit verlorener Geschöpfe anbelangt, so weiß erstens die Welt, was jene sogenannte Freiheit bedeuten will. Sclaven sind die Unglücklichen unter allen Verhältnissen, und besser, sie stehen in einer Abhängigkeit, welche gesetzlich geordnet ist und überwacht werden kann, als daß sie von gewissenlosen Hausherren, Hausmeistern, Wucherern aller Art in nur zu bekannter, aber nicht controlirbarer Weise ausgebeutet werden. Und zweitens: angenommen, sie genößen jetzt einer wirklichen Unabhängigkeit, so dürfte man sich doch nicht besinnen, ihnen dieselbe zu nehmen, um die Gesunden gegen die ungesuchte Gemeinschaft mit den Aussätzigen, die Jugend vor den abscheulichsten Bildern und Beispielen zu hüten, von denen gegenwärtig in großen Städten bald keine Gasse, ja kaum ein Haus mehr frei sein wird. Wer nicht, um ein faules Glied zu schonen, den ganzen Körper der Ansteckung preisgeben will, der muß derjenigen Regierung von Herzen zustimmen, welche gegen die Unsittlichkeit, die sich in die Oeffentlichkeit drängt, energisch, nach-

Digitized by Google

sichtslos vorgeht, insbesondere auch gegen den Vertrieb der Schmutzlitteratur, das Feilbieten obscöner Bilder, gegen die Winkelbühnen, fahrenden Sänger und Sängerinnen, deren ganze „Kunst“ im Vortrage unverschämter Zoten besteht. Es kommt ja nicht darauf an, alte und junge Greise zu bessern, welche dem Leben nur noch von dieser Seite einen Reiz abzugewinnen wissen. Aber solche seien wenigstens mit ihren Genüssen in Regionen verwiesen, welche abseits von dem Verkehr der gesitteten Welt liegen. Die Schaukästen von Photographienhändlern, die Bücherstände auf Bahnhöfen, die Theater und Wirthshäuser sollten nicht dem guten Geist und dem unverdorbenen Geschmack des Volkes und der Jugend aller Wege Fallen stellen. Man erniedrige doch nicht das schöne Wort Freiheit, indem man es mit solchem zuchtlosen Treiben in Verbindung setzt!

Indessen, so entschieden wir Befugniß und Verpflichtung des Staates, in solchen Dingen vorbeugend oder strafend einzugreifen, betonen, möchten wir doch durchaus nicht Jene bestärken, welche gern dem Staat alle Verantwortlichkeit aufbürden. Er kann nicht Alles und er soll auch nicht Alles thun. Das Selfgovernment, von dem seit etwa drei Jahrzehnten so viel bei uns gesprochen und geschrieben wird, findet hier vor allem ein Gebiet der Bethätigung, welche außerdem weder Mühe noch Zeitopfer verlangt. Nur um Abwehr handelt es sich. Die gute Gesellschaft ziehe und respectire selbst wieder die Grenzlinie, welche sie von der schlechten Gesellschaft trennt. Eine der schlimmsten Erbschaften des bas-empire ist es, daß man auch bei uns sich nach und nach daran gewöhnt hat, in der Gesellschaft von Persönlichkeiten und Dingen Notiz zu nehmen, welche auf solche Ehre keinen Anspruch haben, und das Geschick unserer Vorbilder sollte uns wohl dringend genug daran mahnen, wohin solche Wege führen. Wer nicht mehr erröthet, an Orten, von deren Existenz man besser gar nichts wüßte, als Zuschauer gesehen zu werden, den lüstet es auch wohl bald, die Acteurs zu copiren, und kann man es einmal wagen, die Gassenhauer einer Kaffeehaussängerin in den „Salon“ zu verpflanzen, warum nicht die Sängerin selbst? Wie vor hundert Jahren die Gesellschaft mit revolutionären, philosophischen und politischen Ideen spielte, deren praktische Anwendung die damalige Weltordnung umkehren mußte, so spielt sie heute mit dem brutalen Hohn gegen die Grundlagen *jeder* sittlichen Weltordnung. Seit Jahrzehnten ist für einen Theil der französischen Bühne Alles, was dem Menschen heilig sein soll, fast nur noch Gegenstand des schnödesten Spottes, jedes religiöse Gefühl ist Heuchelei oder Aberglaube, Vaterlandsliebe, Pflichttreue, Heilighaltung der Familienbande erscheinen als altfränkische Vorurtheile, deren die aufgeklärte Menschheit sich schämen sollte, und selbst für die Liebe hat diese Sorte von Poesie nur eine Grimasse, welche andeutet, daß der Jüngling und die Jungfrau unserer Tage weit entfernt sind, sich durch Gefühle lächerlich zu machen, daß jeder Theil von des andern wie von der eigenen Absicht überzeugt ist, den theuersten Schwur im nächsten Augenblik zu brechen. Und alle solche

Digitized by Google

Ausgeburten des verlotterten Pariser Litteraten- und Comödiantenthums werden brühwarm importirt. Kaum war Paris von den deutschen Truppen geräumt, noch spieen die dortigen Blätter Feuer und Flammen gegen alles Deutsche, und schon fing der Wettlauf der Vorsteher deutscher „Kunstanstalten" um die Stücke wieder an, welche auf den Boulevard-Theatern gegeben werden — sollten. Warum auch nicht? Als erfahrene Geschäftsleute wußten sie genau, daß das dankbare deutsche Publicum sie für Honorare, Reise- und Ausstattungskosten reichlich entschädigen werde!

Wir wollen keineswegs das Kind mit dem Bade verschütten, nicht principiell die Uebertragung jener französischen Schauspiele verwerfen, in welchen oft mit eben so viel Talent und Scharfblick als Kühnheit sociale Probleme auf die Bühne gebracht werden. So viel der Aesthetiker gegen die Mehrzahl derselben einwenden mag, so befangen in nationaler Denkart die Verfasser häufig sind, Viele von ihnen greifen die Sache wenigstens mit allem Ernste an, fast durchweg mit mehr Ernst, als ihre deutschen Nachtreter. Und gegen die ernsthafte Discussion irgendwelcher gesellschaftlicher Einrichtungen, auch wenn sie auf den weltbedeutenden Brettern vor sich geht, haben wir nichts einzuwenden. Im Gegentheil. Dadurch, daß wir uns blind stellen gegen Zustände, die nicht in die ererbte gesellschaftliche Ordnung hineinpassen, machen wir sie nicht besser; wer sich um die Untersuchung bemüht, in wie weit und auf welche Weise jene Ordnung den im Gefolge großer Umwandlungen neu entstandenen Verhältnissen Concessionen machen könne, um ihre eigene Autorität zu wahren, — wie das jetzt wild Wachsende der Cultur dienstbar zu machen, die gestörte Harmonie wiederherzustellen sei: der erwirbt sich unzweifelhaft ein Verdienst. Denn mit der Zeit verändern sich ja Begriffe und Sitten, und die überkommenen gesellschaftlichen so wenig wie die Gesetze des Staates können auf die Länge sich Einflüssen solcher Umwandlungsprocesse entziehen.

Aber wo selbst der Schein eines reformatorischen Gedankens abgeht, wo, genau genommen, nicht einmal von einer destructiven, dem Bestehenden feindseligen Tendenz gesprochen werden kann, sondern nur von absoluter Gesinnungslosigkeit und sittlicher Verkommenheit, welche Geschäfte machen wollen und nichts als Geschäft; die daher auch, wenn das rentabler wäre, Begeisterung für alles ideale Streben zur Schau tragen würden, welches sie jetzt herabwürdigen: da wäre es die Pflicht der Gesellschaft, dem Staat in der Ausübung der Censur zu Hülfe zu kommen, demselben dieses Amt so viel als möglich abzunehmen. Natürlich wird das Institut der Theatercensur als höchst verwerflich, eines freien Staates unwürdig hingestellt.. Und wir würden allerdings den Tag begrüßen, der es entbehrlich machte, die Censur mag häufig genug zu ängstlich, einseitig oder am unrechten Orte gehandhabt werden, aber nur eine erstarkte, ihrer Aufgaben bewußte öffentliche Meinung kann uns davon befreien. So lange die unverschämtesten Angriffe auf das Rechtsgefühl, auf Sitte und Anstand des stürmischen Beifalls der Einen und der lächelnden Duldung der Andern

Digitized by Google

sicher sind, müssen wir uns ein wenig Bevormundung schon noch gefallen lassen; steht ja doch der Appell an die Oeffentlichkeit Jedem, der sich beeinträchtigt glaubt, frei. Und so viel wir bis jetzt aus Theaterdichter-Klagen über die Ungerechtigkeit der Censur entnehmen konnten, hat die Welt durch deren Thätigkeit noch keine große Einbuße erlitten.

Aehnlich verhält es sich mit einem Zweige der Tageslitteratur. So oft da oder dort das Gericht aus eigener Initiative oder über Antrag einer Privatperson gegen eines von jenen Blättern, welche „vom Scandal leben", einschreitet und eine Verurtheilung erfolgt, kann man auf allen Seiten Aeußerungen der Freude vernehmen. Man athmet wieder auf, man wünscht, daß es ebenso dem ganzen Gelichter ergehen möge, das aller Sitte Hohn spreche, vor dessen Verunglimpfung Niemand sicher, wenn er sich nicht tributär machen wolle u. s. w. Ja man beschwert sich auch wohl, daß die Regierungsorgane einem solchen Treiben unthätig zuschauen. Aber Niemand wirft die Frage auf, wie denn eigentlich eine so allgemein verachtete Presse eine derartige Macht ausüben könne? Vom Scandal selbst leben die Blätter ja nicht, sondern von der Freude Anderer am Scandal, und diese ist, so lange wir nicht selbst attaquirt werden, doch immer noch größer als die moralische Entrüstung. Schmutzblätter nennt man sie, und doch scheuen Menschen von sonst reinlichen Gewohnheiten sich nicht, Hände, Augen und Seele der Berührung mit dem Schmutze auszusetzen. Man ruft empört aus: „Wie kann dergleichen bestehen?" und vergißt, daß man selbst dazu beiträgt, die Mittel zur Existenz zu liefern. „Alle sind sie bestechlich!" Möglich, aber woher wißt ihr denn das? Vielleicht habt ihr selbst sie bestochen? Aber die wichtigste Person bei einem solchen Geschäfte ist doch weder der Bestochene noch der Bestechende, sondern ein Dritter, und wenn dieser Dritte sich zu der Rolle des Dupe hergibt, obwohl er weiß oder doch zu wissen behauptet: jene Beiden haben einen Handel gemacht, um ihn zu nasführen, so können wir, alle sonstigen Reflexionen bei Seite lassend, ihm doch nicht das Recht der Beschwerde zugestehen. Niemand ist bestechlich, so lange sich der Versucher nicht naht, und Niemand wird sein Geld, seine Protection zu solchem Zwecke mißbrauchen, wenn die übrigen Leute verständig genug sind, auf ein bestochenes Urtheil keinen Werth zu legen. Um Journalen, welche angeblich nur durch Erpressungen ihre Existenz fristen, das Handwerk zu legen, bedarf es ja nichts weiter, als daß die Gesellschaft von ihnen durchaus keine Notiz nimmt. Sobald kein anständiger Mensch ein derartiges Blatt an einem öffentlichen Orte in die Hand nimmt, geschweige es kauft, werden sie mit Schmähungen, Drohungen, Schamlosigkeiten, die ihren Zweck verfehlen, sehr bald aufhören müssen. Freilich, so lange große Geldinstitute ungelesene Blätter füttern, damit dieselben nur ja nicht einen Zweifel an dem Credit von Anstalten äußern, deren Papiere in allen Welttheilen „honorirt werden von Jud und Christ", — so lange Jemand große Opfer bringt, um zu verhindern, daß dem Janhagel von seiner krummen Nase oder seinem mangelhaften Französisch erzählt werde, — so

Digitized by Google

lange elegante Herren und Damen mit der größten Begierde nach den Klatschnotizen in den Zeitungen suchen und sich krank lachen wollen über die elenden Copien der Pariser Carricaturenblätter, um sie dann mit einem „Empörend, abscheulich!“ aus der Hand zu legen, — so lange die Gesellschaft die Zuchtlosigkeit in den Theatern subventionirt und Alles thut, um die bei solchen Kunstinstituten angestellten oder die in schöner Freiheit lebenden Hetären zu Berühmtheiten des Tages zu machen: so lange mit einem Worte die Gesellschaft nicht die Energie hat, ihr Hausrecht zu wahren, ihre eigene Polizei auszuüben, so lange wird den bösen Zuständen nicht abzuhelfen sein und so lange unterlasse man es auch, über sie zu klagen. R.

---

* Anton Mayer. Die geistige Cultur in Nieder-Oesterreich von der ältesten Zeit bis zum Beginne der Reformation. Eine summarische Studie. Wien, Beck'sche Universitätsbuchhandlung 1871. 46 Seiten in 8°.

Den sichersten Schild gegen die Angriffe einer noch so strengen Kritik hat auch diese Schrift an ihrem gediegenen, wissenschaftlich gewissenhaft bearbeiteten Gehalte. Wäre dem auch nicht so, so hätte der Verfasser übrigens schon in seinem Vorworte das autormöglichste gethan, um sich nach jeder Seite hin zu bewahren. Das Buch als eine „summarische Studie“ will nicht eine erschöpfende und ins Kleinste eingehende Behandlung des Gegenstandes sein, es kann auch nicht mehr sein, weil bei den anfänglichen Zuständen der gesammten, Nieder-Oesterreich betreffenden Forschung jedes in diesen Tagen darüber geschriebene Buch nichts sein wird als eine Vorbereitung, eine Vorarbeit. Wer sich in irgendeiner Richtung, die politische Geschichte ausgenommen, mit den Verhältnissen dieses Landes im Mittelalter beschäftigt hat, weiß die emsige Arbeit des Verfassers zu schätzen, welcher auch für seine Zwecke, also in erster Linie die Geschichte der Cultur und des Unterrichtes, das Material aus den verschiedenartigsten Quellen holen mußte, aus Fundlagern, welche eben mit Resignation durchstöbert werden müssen, ohne daß man oft im Voraus irgendeine Ausbeute vermuthen kann. Und so ist ein ganz ansehnlicher Stoff in diesen wenigen Blättern zusammengetragen, überaus brauchbar geordnet und künftigen, umfangreicheren Behandlungen des Gegenstandes in wissenschaftlicher Weise zur Grundlage geboten. Der Verfasser hat mit richtigem Blick eine Art der Darstellung gewählt, bei welcher die Ergebnisse der Forschung durch ihre Bedeutung allein zu dem Leser sprechen und nur über allgemeine Culturverhältnisse Erläuterungen beigegeben. Der Werth des Schriftchens liegt eben in der Sammlung zerstreuter Facta, die, sobald sie neben einander gehalten werden, ein besseres Bild des Ganzen bieten, als Schilderungen der allgemeinen Zeittendenzen es vermögen. Sie sprechen durch sich selbst und für das Ganze.

Unter den benützten Quellen möchten wir nur die Gedichte des Mittelalters reichlicher ausgebeutet sehen. Sie sind eine Hauptfundgrube auch für die Zwecke des Autors, indem gerade die späteren Dichter Oesterreichs aus jener Periode vorwiegend didactische Richtung haben.

Ein Factor fehlt beinahe gänzlich, dem wir für Erziehung und Unterricht in jenen Tagen noch weit größere Bedeutung innewohnen sehen als es heute der Fall ist. Mit Ausnahme einiger Hinweisung auf die typologischen Bilderwerke und die Miniaturmalerei der Mönche im Allgemeinen hat die bildende Kunst fast nicht Beachtung gefunden und

Digitized by Google

doch hat sie für Nieder-Oesterreich als Gradmesser seiner durch äußere Störungen bald hoch, bald nieder stehenden, unsicher wechselnden Cultur große Wichtigkeit. Die fremden Einflüsse auf die geistige Entwicklung werden kaum in einer andern Richtung der Cultur in Oesterreich klarer zur Anschauung gelangen als durch die Geschichte seiner bildenden Künste. Jedoch es erfordert dieser Gegenstand allerdings beinahe eine selbstständige Behandlung, zu der die Quellen kaum minder verborgen liegen und erst Weniges vorbereitet ist.

Wir würden von einer so emsigen Hand, in so kenntnißreicher Bearbeitung, wie die des Verfassers ist, nun auch die Geschichte der geistigen Cultur Nieder-Oesterreichs in der Reformationszeit gerne behandelt sehen. Hier gäbe es viel aufzuhellen, viel richtig zu stellen, denn die folgenden Jahrhunderte der Reaction haben jene herrliche Zeit durch einen Nebel von uns geschieden, den nur objective, wissenschaftliche Kritik zu zertheilen vermag.

---

* Naturgeschichte der drei Reiche, für das Volk bearbeitet von Ferdinand Siegmund, Wien und Pest, Hartlebens Verlag.

Wenn wir es höchst wünschenswerth erachten, daß die Naturwissenschaften mögliche Verbreitung erlangen, so können wir doch nicht umhin, zu bemerken, daß es nothwendig ist, dem Texte, der in den erschienenen Heften an mehreren Stellen etwas flüchtig gearbeitet erscheint, volle Aufmerksamkeit zu schenken, sowie daß grobe Druckfehler, die schon in der Druckerei beim ersten Lesen vermieden werden sollten, ausfallen. Es soll das Werk in 20 Heften sämmtliche drei Reiche der Natur umfassen. Wie der Verfasser nach dem Inhalt der vorliegenden zwei Hefte dies möglich machen wird, begreifen wir nicht, wenn nicht, wie leider gewöhnlich, später ganze Abtheilungen in Bausch und Bogen abgethan werden sollen.

---

* Internationales Nachdrucksgesetz. Nachdem mit der unveränderten Annahme des norddeutschen Gesetzes vom 11. Juni 1870 zum Schutze des Urheberrechts an Schriftwerkern u. s. w. seitens der süddeutschen Staaten nunmehr auf dem Gebiete der Nachdrucksgesetzgebung die Rechtseinheit für ganz Deutschland hergestellt ist, regt sich im Buch- und Kunsthandel der lebhafte Wunsch, eine solche Rechtseinheit auch auf dem Gebiete der internationalen Verträge gegen den Nachdruck hergestellt zu sehen. Der Börsenverein der deutschen Buchhändler hat schon im vorigen Frühjahr bei der Reichsregierung in Anregung gebracht, daß die zwischen einzelnen deutschen Staaten und dem Auslande abgeschlossenen litterarischen Verträge möchten gekündigt und an deren Stelle ein gemeinsamer Vertrag des deutschen Reiches gesetzt werden — und zwar mit den verschiedenen fremden Staaten nach gleichen Grundsätzen und in möglichst gleicher Fassung. Vom Reichskanzleramte erfolgte darauf die Aufforderung, die Mängel der gegenwärtig bestehenden litterarischen Verträge zu bezeichnen. In Folge dessen hat eine vom Börsenvereinsvorstande nach Heidelberg eingeladene Anzahl von Buchhändlern dort in den ersten Tagen des September v. J. den „Entwurf zu einem internationalen Normalvertrage“ ausgearbeitet. Derselbe wird soeben im „Buchhändler-Börsenblatt“ (Nr. 8) veröffentlicht und dabei der Wunsch ausgesprochen, daß, nachdem von Seiten des Buchhandels in dieser Sache das Erforderliche geschehen sei, nun auch seitens der Schriftsteller dem Gegenstande eine erneuerte Beachtung und Bemühung zugewendet werden möge.

Digitized by Google

* (Eine interessante Bücherversteigerung) wird am 8. April in Berlin (durch J. A. Stargadt) ihren Anfang nehmen. Der 2300 Nummern zählende Katalog weist zahlreiche älteste und alte Drucke, bibliographische Seltenheiten, germanistische Literatur, Zeitschriften aus dem vorigen und dem Anfange dieses Jahrhunderts, Kunstbücher und Prachtwerke auf.

---

* Einer der größten Büchersammler unserer Zeit, der unlängst verstorbene Sir Thomas Phillipps, hat sein Haus in Cheltenham nebst der, das letztere buchstäblich anfüllenden, insbesondere an Handschriften reichen Bibliothek seiner jüngsten Tochter vermacht, aber mit der merkwürdigen Clausel, daß weder seine ältere Tochter, noch deren Gatte, noch „irgendein römischer Katholik" jemals dieses Haus betreten dürfe.

---

* Shakespeare's Comedies, Histories and Tragedies, dritte Ausgabe von 1664, wurde in einer Londoner Bücherversteigerung zu Anfang des Februar mit 141 Pfund St. bezahlt.

Nekrologie.

Reichliche Ernte hat der Tod in den letzten sechs Wochen gehalten, wie das nachfolgende Register zeigen wird, das auf erschöpfende Vollständigkeit keinen Anspruch erheben kann. Im Monate Jänner starben:

In Berlin der Professor der Philosophie an der dortigen Universität, Dr. Adolf Trendelenburg, dessen jüngste Publicationen erst vor Kurzem in der Wochenschrift besprochen wurden. Trendelenburg war am 30. October zu Eutin geboren. Im Jahre 1837 wurde er ordentlicher Professor der Philosophie an der Universität zu Berlin, im Jahre 1847 ständiger Secretär der historisch-philosophischen Classe der Akademie der Wissenschaften. Seine bekanntesten Werke sind: „Das Naturrecht auf Grundlage der Ethik", „Die logischen Untersuchungen", „Beiträge zur Geschichte der Philosophie" und „Die Lücken im Völkerrecht".

Louise v. Plönnies in Darmstadt am 22. Jänner, eine der begabtesten Dichterinnen der Gegenwart im 70. Lebensjahre. Von ihr existiren zahlreiche Gedichte, anfänglich meist Uebersetzungen nach englischen Dichtern, welche unter dem Titel „Britannia" erschienen. Von eigenen Arbeiten sind erwähnenswerth der Sonnettenkranz „Abälard und Heloise", „Lilien auf dem Felde" und „Mariken von Nymwegen", eine Reihe poetischer Erzählungen, welche im Jahre 1853 erschien.

Heinrich Martin am 28. Jänner in Dresden im 53. Lebensjahre, ein bekannter lyrischer Dichter und Verfasser des „Buches der Weisheit und Wahrheit". Er war in den letzten Jahren des Gesichtes und Gehörs beraubt und endete nach qualvollem Leiden.

Dr. C. F. Koch zu Neiße, einer der gelehrtesten preußischen Juristen, bekannt durch seinen „Commentar zum allgemeinen Landrecht".

Digitized by Google

Dr. F. X. Reitmair, Professor der Theologie in München.

Generalmajor Chesney, bekannt durch seine Euphrat-Forschungen. Er war der Erste, welcher eine Dampfschifffahrtsroute nach Indien durch Egypten und Klein-Asien auffand und deßhalb den Titel „Pionnier der Ueberlandroute nach Indien" erhielt. Er ist auch als verdienstvoller geographischer Schriftsteller aufgetreten.

Franz Glöggl am 23. Jänner in Wien, bekannt als Archivar der Gesellschaft der Musikfreunde, Herausgeber einer musikalischen Zeitung und Begründer der Akademie der Tonkunst in Wien, welche bis zum Jahre 1853 bestand.

Franz v. Elsholtz am 22. Jänner in München im Alter von 81 Jahren. Elsholtz wurde vornehmlich bekannt durch das Lustspiel die „Hofdame" welches Goethe bei verschiedenen Gelegenheiten sehr lobte.

Dr. Georg Johann Günther zu Berlin, mit Rob. Blum Herausgeber der „Sächsischen Vaterlandsblätter", 1848 der „Deutschen Reichstagszeitung" und der „Neuen Deutschen Zeitung" in Frankfurt, später praktischer Arzt in Chicago.

Professor Lapelleti, renommirter Arzt und Operateur in Triest, gestorben am 26. Jänner.

Heinrich Blumberg, gestorben zu Florenz am 17. Jänner, Professor der Mechanik und Maschinenlehre an der Handels- und nautischen Akademie in Triest.

Zu Sko Kloster bei Stockholm der berühmte schwedische Genremaler Eskilson.

Am 1. Februar starb in Dresden Bogumil Dawison, geboren am 18. Mai 1818 zu Warschau.

Theodor Kaufmann am 5. Februar in München, bekannter Akustiker. Von den vielen Instrumenten, welche Kaufmann geschaffen, sind besonders erwähnenswerth das 1851 vollendete große Orchestrion und das Salon-Orchestrion. Ersteres erregte bei der Londoner Weltausstellung Sensation.

Nikolaj Alexowitsch Miljutin am 7. Februar in Moskau, Mitglied des Reichsrathes.

Robert Patterson, bekannter Zoologe zu Belfast in England.

Dr. Eduard Große am 9. Februar zu Berlin, Schriftsteller.

Dr. Wilhelm Andreae zu Hildelsheim, Verfasser einer Anzahl von Romanen deren bekanntester „Leibnitz" ist.

Wedding, königlich preußischer Oberregierungsrath und Director der Berliner Staatsdruckerei, 73 Jahre alt, starb am 6. Februar in Berlin.

Dr. Moriz Alex. Zille, Gymnasialdirector in Leipzig, bekannt als Schulmann und Schriftsteller, geboren am 31. März 1814 zu Ober-Ullersdorf bei Zittau, gestorben am 7. Februar in Leipzig.

Pater Gratry, geboren 10. März 1805 zu Lille, Professor an der Sorbonne in Paris, Mitglied des Instituts, bedeutender theologischer Schriftsteller, gestorben in Montreux am Genfer-See am 6. Februar.

Ebenfalls in Montreux Ludwig Simon, geboren 1810 in Trier, Advocat, Mitglied des Frankfurter Parlaments, auch bekannt als politischer Schriftsteller.

Vincenz Peter Erben am 11. Februar in Prag, Archivar des St. Wenzels-Archivs.

Ernst Fischer, Schuldirector in Dresden, Dichter und Schriftsteller.

Digitized by Google

Dr. Adolf Wilhelm Straka, ein österreichischer Emigrant und Universitätsprofessor in England, gestorben in London am 17. Februar.

Dr. Stüve am 25. Februar in Osnabrück im 74. Jahre, Bürgermeister von Osnabrück, von 1848 bis 1851 Minister des Innern in Hannover, auch bekannt als Schriftsteller auf dem Gebiete des Verwaltungsrechtes und der Rechtsgeschichte.

Periodische Litteratur in Oesterreich.

Prager Zeitung; Nr. 22: Grillparzer, von C. M. Sauer; Nr. 26: Prophezeiungen während des dreißigjährigen Krieges. Ein Beitrag zur Biographie des A. Komensky.

Bohemia; Nr. 9: Bauernfeld, von S. Heller.

Mährischer Correspondent; Nr. 15: Franz Schuberts Lehrjahre; Nr. 24, Pflege der Haare, von Dr. Karl Lindemann; Nr. 38: Darwinismus und Religion.

Grazer Tagespost; Nr. 2 und 3: Römerbad Tüffer, von Prof. K. F. Peters; Nr. 6: Geologie der Steiermark, von Dionys Stur, besprochen von Professor K. F. Peters; Nr. 7 und 8: Ausländische Beurtheilungen der österreichischen Nordpol-Expedition, von Gundaker Grafen von Wurmbrand; Nr. 16: die philosophischen Studien in Graz vor 60 Jahren; Nr. 23 und 24: Präsident und Bischof; eine Skizze aus der staatsrechtlichen Periode der Schweiz; Nr. 30: Ein neues Werk über Oesterreich; Nr. 36: das moderne Drama; Nr. 40; Karl Vogts Lehrbuch der Geologie; Vestiges of natural history of the Creation, besprochen von Dr. F. Peters; Nr. 47: Lazarus, Ein psychologischer Blick in unsere Zeit, angezeigt von Professor Dr. Nahlowsky.

Mittheilungen des historischen Vereins für Steiermark. Neunzehntes Heft. Graz.

F. Krones: Sigmund Herberstein. — F. Pichler: Die römischen Grabschriften des norisch-pannonischen Gebietes. — J. Gebhard: Die Abstammung der Fürsten von Windischgrätz. — L. Beckh-Widmanstetter: Ein kaiserliches Dankschreiben an die Stadt Graz aus dem Jahre 1463. — Derselbe: Die gegenwärtig blühenden Familien des steiermärkischen Hochadels. — Derselbe: Ulrichs von Liechtenstein Grabmal auf der Frauenburg.

Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen. Achter Jahrgang. Graz.

Krones: Die zeitgenössischen Quellen zur Geschichte der Grafen von Cilli. — Luschin: Archivalische Reiseskizze.

Linzer Zeitung: Nr. 27, 30, 33: Wie alt ist unsere Erde? Nr. 40: Der Legalisirungszwang von Dr. Ritt. v. Kißling.

Triester Zeitung: Nr. 18 und 20: Beiträge zur Charakteristik des wissenschaftlichen Lebens in Italien, von Dr. Julius Schanz; Nr. 19: Zoologische Stationen, von Karl Vogt; Nr. 21: Gondolier und Dante-Forscher, von Dr. Julius Schanz in Venedig; Nr. 38: Giambattista Brocchi, ein Africa-Reisender aus dem vorigen Jahrhundert, von Dr. Julius Schanz.

Arader Zeitung: Nr. 36: Das Wasser in seiner weltgeschichtlichen Bedeutung; Nr. 40 und 41: Die Haus-, Hof- und Staatsämter in Oesterreich vor 200 Jahren. Eine antiquarische Studie; Nr. 42: Nihilisten und Communisten;

Temesvarer Zeitung: Nr. 30: Die Kämpfe unserer Zeit, von Adolf Sternberg.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Aus den Schicksalen einer Nation und ihrer Litteratur.

I

Als Alexander der Große auf seinem Siegeszuge gegen das persische Reich das kleinasiatische Grenzgebirge, den Amanus, überschritt, stieß er zum ersten Mal auf eine große, zahlreiche Nation, von der heutigen Tages nur noch spärliche, ein kärgliches Dasein fristende Reste übrig geblieben sind. Sie fußten im Osten an der Mündung des Euphrat und Tigris, erstreckten sich im Nordosten und Norden bis an die medischen, armenischen und kleinasiatischen Grenzgebirge, und im Westen hat ihre Sprache, wennauch ihre Nationalität nur sporadisch, zu Zeiten bis zur Sinai-Halbinsel heruntergereicht; ihre südliche Grenze gegen Nord-Arabien ist nicht mehr genau zu fixiren. Sämmtliche Bewohner dieser ausgedehnten Länderstrecken sprachen eine und dieselbe Sprache, differenzirt in verschiedene Dialecte, die unter sich eben so nahe verwandt waren, wie vergleichsweise die heutigen deutschen Mundarten. Alle Stämme dieser Nation scheinen sich mit demselben Namen Aramäer bezeichnet zu haben, während sie von den Griechen Syrer genannt wurden. Dem Einfluß des Christenthums ist es zuzuschreiben, daß sie späterhin ihren einheimischen Namen aufgegeben und an seiner Stelle den griechischen Namen adoptirt haben, der im Laufe der Zeit zur Bezeichnung für die westlichen Aramäer verengt wurde.

Auf Grund der Erwägung, daß die geographische Lage einer Nation der Hauptfactor ihrer Geschichte ist, sollte man meinen, daß die Aramäer in dieser Hinsicht sehr begünstigt und berufen gewesen seien, in dem Schauspiel „Erde und Mensch" eine sehr hervorragende Rolle zu spielen. Die Berührung mit dem Weltmeer auf zwei Seiten, zwei große Ströme, wie der Euphrat und Tigris, ausgedehnte, sehr fruchtbare Gebiete, diese Dinge waren und sind überall die günstigsten Vorbedingungen für das Aufblühen von Ackerbau, Handel und Gewerbe. Und dennoch ist die Rolle, welche die Syrer in der That gespielt haben, kaum anders als eine klägliche zu bezeichnen. Feindliche Mächte innerer und äußerer Art scheinen zu Urzeiten gegen das Aufkommen des syrischen Volkes sich verschworen zu haben; sie haben seine Wiege auf dem gefährlichsten Vulcan des altweltlichen Völkerlebens gebettet und ihr böser Blick hat schon in dem Kinde die Keime langsam, aber sicher vernichtenden Siechthums gesäet.

Digitized by Google

Die Syrer haben sich niemals zu einer nationalen Einheit zusammengeschlossen und in ihrer Vereinzelung waren sie nicht stark genug, den periodischen Völkerstürmen, welche gegen sie hereinbrachen, zu widerstehen. Das Gebiet, welches sie bewohnten, hat außer jenen günstigen Lebensbedingungen einen sehr bedenklichen Charakter: es ist die Pforte, das Mittelland zwischen Asien und Africa und zum Theil Europa. Als solches hat es seit Menschengedenken für die heftigsten Explosionen in den aus Medien, Persien, Egypten, Griechenland und Arabien heraufziehenden Völkerungewittern den Schauplatz liefern müssen. Was Wunder also, daß dasjenige, was Jahrhunderte lange friedliche Entwickelung aufgebaut hatte, allemal wieder in wenigen Wochen zertrümmert wurde!

National syrische Principalitäten hat es zuletzt im 8. Jahrhundert vor Chr. Geb. gegeben, welche als nördliche Nachbarn Palästina's das Reich Israel vielfach befehdeten. Aber seitdem sind sie nichts als unselbstständige Theile der aufeinanderfolgenden Weltreiche gewesen. Wohl hat die spätere Geschichte Reiche auf rein aramäischem Boden zu verzeichnen, aber aramäisch waren eben nur die Unterthanen, die Fürsten allemal Fremde.

Nach dem Tode Alexanders beherrschte das Geschlecht der Seleuciden den größten Theil der aramäischen Nation, und damit beginnt der griechische Einfluß auf die aramäischen Mundarten, während das massenhafte Herübernehmen griechischer Wörter in den Wortschatz derselben erst einer viel späteren Zeit zuzuschreiben ist. Die östlichen Länder vertauschten bald den griechischen Herrn mit dem parthischen, und diesen wieder vier Jahrhunderte später (im 3. Jahrhundert nach Chr.) mit dem persisch-sasanidischen Großkönig. Das westliche Seleuciden-Reich erlag im Jahrhundert vor Chr. den wuchtigen Schlägen der Römer und Syrien wurde eine Provinz des römischen, späterhin des byzantinischen Kaiserreichs. Hauptsächlich in Syrien wurden die Kriege zwischen den Byzantinern und Persern ausgefochten. Schon unter dem ersten Chalifen Abu Bekr brachen die Muslims in Syrien ein; die griechischen Heere leisteten nur schwachen Widerstand, im Jahr 635 wurde Damaskus genommen und Omar konnte seinen Siegeseinzug halten. Bis zum Jahre 750 war Syrien das Centralland des weit ausgedehnten Chalifen-Reiches und blieb seit jener Zeit, wo der Chalife nicht mehr in Damaskus, sondern in Bagdad residirte, eine der werthvollsten Provinzen desselben. Unter dem Anprall der Mongolen zerfiel das Kalifat, und auch Syrien wurde von ihren wilden Horden mehr als einmal überronnen. Dasselbe Schicksal wiederholte sich zwei Jahrhunderte später, als Timurs Tataren die syrischen Städte niederbrannten, die Männer mordeten und die Weiber in die Sclaverei schleppten. Damit ist aber die Kette der periodischen Verwüstungen Syriens noch nicht zu Ende; sie reicht bis in die Gegenwart hinein. Der Krieg zwischen den Türken- und den Mamluken-Sultanen von Egypten, in Folge dessen letzteres eine Provinz des osmanischen Reiches wurde, wurde 1516 in Syrien ausgefochten. Das thatsächliche Ende dieser Abhängigkeit wurde 1840 von Mehemed Ali's Sohn, Ibrahim Pascha,

Digitized by Google

auf syrischen Schlachtfeldern erkämpft. Syrien wechselte wieder seinen Herrn es wurde egyptische Provinz — aber nur für zwanzig Jahre. Im Jahre 1860 ging die Errungenschaft jenes Kriegs wieder verloren und zwar wieder durch die Entscheidung der Waffen auf syrischen Schlachtfeldern. Und wie lange wird es dauern, und der Boden Syriens wird wieder zum so und so vielten Male mit Blut getränkt werden! Die Türkei ist zu schwach, um ihr pergamentenes Oberherrlichkeitsrecht über Egypten gegen den Willen der Dynastie Mehemed Ali's auszuüben. Andererseits ist die egyptische Wirthschaft zu verlumpt, als daß sie eine längere Kraftanstrengung zu ertragen im Stande wäre. Trotzdem liest man beständig in gewissen Intervallen von gespannten Beziehungen zwischen der Pforte und Egypten, von beiderseitigen Rüstungen u. s. w., und es unterliegt nicht dem geringsten Zweifel, daß früher oder später ein Zusammenstoß zwischen beiden wieder stattfinden wird, wenn nicht etwa Europa es für nöthig erachten sollte, Egypten unter Curatel zu stellen. Wir beschäftigen uns hier nicht mit der Frage nach der Möglichkeit einer solchen, vielleicht international-europäischen Curatel über ein orientalisches Reich; wohl aber läßt sich die Ansicht vertheidigen, daß im Interesse der Humanität eine solche Maßregel höchst wünschenswerth wäre, und nicht allein für Egypten, sondern auch z. B. für Persien und einige andere Länder.

Dieser Ueberblick der Geschichte Syriens dürfte zur Genüge erklären, wie es gekommen ist, daß die syrische Nationalität es im Laufe der Zeit nicht zu einer eigenartigen Entwickelung bringen konnte, und daß sie heutigen Tages mit Ausnahme weniger Zerrbilder syrischen Wesens gänzlich vom Erdball verschwunden ist. Wir haben aber bisher nur von der politischen Geschichte der Syrer gesprochen; es kommt noch ein zweites, ein religionsgeschichtliches Element hinzu. Man sagt: die Syrer sind am Christenthume zu Grunde gegangen, und daran ist auch sehr viel Wahres. Der Satz läßt sich vielleicht schärfer und richtiger fassen, wenn man sagt: Die Syrer sind an der Theologie zu Grunde gegangen. Man hat im Grunde nur sehr geringe Anhaltspunkte, über einen syrischen Nationalcharakter zu reden, da die Zeiten syrischer Selbstständigkeit im höchsten Alterthum uns nur in einigen historischen Daten bekannt sind und wir auch über das Volksleben in späteren Zeiten unter den aufeinanderfolgenden Fremdherrschaften nicht genügend unterrichtet sind. Jedoch läßt sich so viel behaupten, daß die Syrer, seitdem sie das Christenthum angenommen, stets ein intensives Interesse für theologische und speciell für dogmatische Streitfragen bekundet haben.

Die Syrer sind par exellence die Träger des Christenthums im Orient. Die ältesten christlichen Gemeinden nach derjenigen in Jerusalem hatten sich in den syrischen Hauptstädten Antiochien und Damaskus gebildet. Es war auf einem Verfolgungszug gegen die Christen von Damaskus (wahrscheinlich im Jahr 36), wo Paulus zum Christenthum bekehrt wurde. Die älteste christliche

Digitized by Google

Sage weiß von einem Briefwechsel zwischen Christus und Abgar, dem Fürsten der syrischen Stadt Edessa, zu berichten, in Folge dessen der Apostel Thaddäus dorthin gesandt wurde. Der Fürstenthron desselben Edessa war der erste, den das Christenthum bestieg. Die ältesten Theile der syrischen Bibelübersetzung reichen nach aller Wahrscheinlichkeit in das erste Jahrhundert nach Chr. zurück. Ferner war Syrien der Sitz der christlichen Mission, welche durch ihre Sendboten den neuen Glauben in Arabien, Armenien, Persien und sogar in Ost-Indien verkündigen ließ. Noch in unserer Zeit existiren christliche Gemeinden auf der Malabar-Küste; ihre Verkehrssprache ist ein südindischer Dialect, das Malajalim, aber die Sprache des Gottesdienstes ist noch das Syrische. Syrien war das erste vollständig christianisirte Land. Die neue Lehre gedieh dort zuerst zur reifen Frucht, aber auch dort war es, wo das älteste christliche Sectenthum, der syrische Gnosticismus, wuchs und wucherte. Nachdem unter Constantin dem Großen das Christenthum zur Staatsreligion erhoben war, begann die Zeit seiner heftigsten Kämpfe und Convulsionen, die Zeit der Erstarrung seines geistigen Fluidums. Der Geist wurde in Banden geschlagen und die ewigen Wahrheiten Christi wurden mit dogmatischen Daumschrauben bearbeitet. Allerdings war es erforderlich, für das Christenthum als eine Staatseinrichtung bestimmte Normen aufzustellen, aber eben jene Beziehung des Christenthums zum Staat war und ist zu jeder Zeit eine widernatürliche Verbindung. Ton und Farbe haben nicht mehr mit einander gemein, als Kirche und Staat. Es ist höchst erfreulich, zu bemerken, daß dieser Gedanke in unserer Zeit sich Bahn bricht; in wenigen Jahren wird England keine Staatskirche mehr haben und in einer seiner letzten Reden gegen die katholische Partei des preußischen Abgeordnetenhauses hat Bismarck in dürren Worten erklärt, daß der Staat mit der Kirche nichts zu schaffen habe. Damit, daß das Christenthum durch Constantin Staatsreligion wurde, war der Same des geistigen Verfalls gesäet; das hierarchische Element occupirte und vergewaltigte das Heiligthum der Lehre Christi.

In den Jahrhunderten zwischen Constantin und dem Emporkommen des Islam vollzog sich eine vollständige Zersetzung der syrischen Nationalität. Wie in der Gegenwart dynastische Fragen, Handelsinteressen oder Nationalitätsfragen, so waren in jener Zeit dogmatische Streitfragen die Angelpunkte aller Politik, die Schlagwörter der Parteien. Hatte man in Christus nur eine oder zwei Naturen, eine göttliche und eine menschliche zu unterscheiden? und wie war das Verhältniß derselben zu einander? hatte Maria einen Menschen oder einen Gott geboren? — In Folge dieser und ähnlicher Streitfragen wurde das byzantinische Reich in seinen Grundfesten erschüttert, wurden Kaiser gestürzt und wieder auf den Thron geführt, Städte zerstört und Länder verwüstet, ganze Nationen an den Rand des Verderbens geführt, um sich nie wieder zu erheben. Je nachdem die eine oder die andere Partei am Hofe von Byzanz prädominirte, wurde die gegnerische mit allen Mitteln der Gewalt verfolgt und ausgerottet; kam ein

Digitized by Google

anderer Günstling empor, eine andere Maitresse, so kehrte sich das Spiel um, die früheren Verfolger wurden die Verfolgten. Das Reich wurde zerbröckelt und die Nähte des buntgewürfelten Kaiserstaates fingen an sich zu lösen. An allen Streitigkeiten waren die Syrer in erster Linie betheiligt, und theurer als irgendeine andere Nation des oströmischen Kaiserreichs haben sie diese ihre theologische Bias bezahlt und gebüßt, gebüßt durch ihren Untergang, der sich durch zwei Schismen, das nestorianische und monophysitische vorbereitete.

Die syrische Kirche spaltete sich in zwei große Secten: Nestorianer und Monophysiten. Auf der allgemeinen Kirchenversammlung in Ephesus, 431, wurde die Lehre des Metropoliten von Constantinopel, Nestorius, der eine sorgfältige Unterscheidung der zwei Naturen Christi verlangte, verdammt. Es war ein Kampf zweier theologischer Schulen, der von Alexandrien gegen die von Antiochien; die letztere unterlag und mit ihr Nestorius. Seine Ansichten fanden in Syrien weite Verbreitung und wurden besonders von der Universität in Edessa vertheidigt und gefördert. Das nestorianische Christenthum wurde im Laufe der Zeit ostwärts nach Mesopotamien und Persien zurückgedrängt; ihm gehören auch die Christen auf der Malabar-Küste an. — Nicht lange nachher wurde die entgegengesetzte Lehre von der Vermischung der beiden Naturen, von dem Aufgehen alles menschlichen im göttlichen Wesen Christi von Eutyches gepredigt; aber auch seine Lehre wurde 451 zu Chalcedon auf einer allgemeinen Kirchenversammlung verdammt. Seine Anhänger erhielten von ihren Antagonisten den Namen Monophysiten, während sie diese wieder als Dyophysiten bezeichneten. Der Streit um diese beiden Lehren ist das Schibbolet der byzantinischen Geschichte während des 5. und 6. Jahrhunderts. Die Kaiser versuchten alle Mittel gütlicher Ueberredung und brutaler Gewalt, um die gestörte Reichseinheit wieder herzustellen, aber Alles vergebens; jeder Vermittelungsversuch diente nur dazu, den Bruch zu erweitern. Volksaufstände, Palastrevolutionen, Massenvertreibung von Bischöfen — das sind die Haupterscheinungsformen der Geschichte dieser Zeit. Gegen Ende des 6. Jahrhunderts setzte sich jede Partei in ihrem Territorium fest. Die monophysitische Kirche war die Kirche Egyptens, die Nationalkirche der Kopten. Um die Monophysiten in Syrien und Mesopotamien erwarb sich um diese Zeit Jacob Baradai große Verdienste, nach dem sie Jacobiten genannt wurden. Eine Mittelpartei bildeten diejenigen, welche sich an die Satzungen der byzantinischen Kaiser, an die Staatskirche hielten, Melchiten (d. h. die königlichen) genannt.

Diese Wirren bahnten überall, in Syrien wie in Egypten, die Wege des Islam. Der Widerstand der syrischen Nationalität gegen das von jugendlicher Kraft strotzende arabische Wesen konnte kein nachhaltiger sein. Ein großer Theil der Syrer ging frühzeitig zum Islam über und nahm mit der neuen Religion eine neue Sprache, das Arabische, an. In der Folgezeit vollzog sich dann das Aussterben der syrischen Sprache; zur Zeit des Barhebraeus, des letzten bedeutenden syrischen Schriftstellers im 13. Jahrhundert, scheint sie schon eine

Digitized by Google

todte Kirchen- und Gelehrtensprache gewesen zu sein. Die Syrer fingen an, arabisch zu schreiben, aber nicht mit arabischer, sondern mit syrischer Schrift. Schriftwerke dieser Art werden mit einem bisher noch unerklärten Namen Karschûnî, Karschunisch, bezeichnet.

Was wir schließlich von den noch in der Gegenwart existirenden Resten syrischer Nationalität und Sprache zu berichten haben, ist in wenigen Worten abgethan. Die Ostküste des See's von Urmia, sowie die Stadt Urmia im nordwestlichen Persien ist von Nestorianern bewohnt, welche einen syrischen Vulgärdialect reden. Die americanische Mission hat sich unter ihnen niedergelassen, Schulen gegründet und die Bibel in diesen Dialect übersetzt. Dem Missionär Stoddard gebührt das Verdienst, denselben zuerst bekannt gemacht zu haben; er hat dann später in Deutschland durch Nöldeke eine streng wissenschaftliche Bearbeitung erfahren. Zerstreute nestorianische Gemeinden, welche denselben Dialect reden, finden sich auch in den kurdischen Gebirgen. Ferner gibt es syrische, (monophysitische?) Gemeinden in Turabdin, im Norden Mesopotamiens, die einen verschiedenen syrischen Vulgärdialect reden. Diese sind neuerdings von Dr. A. Socin (in Basel) besucht und sozusagen entdeckt. In dem Hauptort Midjât hat er diesen Dialect studirt, und die orientalische Sprachwissenschaft dürfte in Kürze durch seine Forschungen eine wesentliche Bereicherung erfahren. Drittens leben monophysitische Christen in dem Dorf Malula in der Nähe von Damaskus, denen gleichfalls eine besondere Mundart eigenthümlich ist. Bisher nicht viel weiter als nach ihrer Existenz bekannt, ist sie in den letzten Jahren auch von Dr. A. Socin und Dr. E. Prym (in Bonn) an Ort und Stelle eingehend studirt. Die beiden Herren haben mit eigenen Mitteln eine Reise in den Orient unternommen, um sich eine gründliche Kenntniß moderner orientalischer Dialecte anzueignen; ihren Publicationen sieht man in Gelehrtenkreisen mit Spannung entgegen. Von anderweitigen Resten syrischer Nationalität ist uns nichts bekannt geworden; auch stehen uns statistische Angaben über Zahl und Verbreitung derselben nicht zur Verfügung. Die Verhältnisse, in denen die heutigen Syrer leben, sind im Allgemeinen nichts weniger als erfreulich. In Persien werden sie von der Regierung unterdrückt, in Kurdistan von den kurdischen Schaichen. Die lange Periode der Knechtschaft und Unterdrückung scheint einen sehr demoralisirenden Einfluß auf sie ausgeübt zu haben. Von Litteratur und gelehrter Tradition ist nichts mehr unter ihnen vorhanden.

Ed. Sachau.

Digitized by Google

Bogumil Dawison.

Gern gab ich vor einigen Wochen auf die Aufforderung der Redaction dieser Blätter, einen Nekrolog über Bogumil Dawison zu schreiben, eine bejahende Zusage. Die Persönlichkeit des geschiedenen Künstlers war oft genug in meinem Künstlerleben Gegenstand meines Nachdenkens gewesen, und bereitwillig griff ich nach der Gelegenheit, meinen Gedanken und Ansichten über das Verhältniß des Verstorbenen zur theatralischen Kunst der Gegenwart und über den eigenthümlichen Gang seiner merkwürdigen Carriere öffentlich Ausdruck zu leihen und mir dabei Rechenschaft zu geben von den nicht wegzuläugnenden enormen Erfolgen des berühmten Schauspielers, von deren Grund und Werth.

Zagend gehe ich heute an die Erfüllung meiner Zusage. In allen Notizen und Aufsätzen über Dawison, die seit seinem Ableben massenhaft die Spalten unserer Tagesblätter, der politischen, wie der Fachzeitschriften, füllen, bin ich (wenn ich einen Artikel der Wiener „Presse“ ausnehme) nicht einer Stimme begegnet, der ich hätte überzeugungsvoll zustimmen können, ja die Wesen und Kern der künstlerischen Persönlichkeit Dawisons, wie sie mir erscheint, auch nur annähernd getroffen hätte. „Der große Künstler, der weltberühmte Schauspieler, der geniale Darsteller“, das sind die superlativen Bezeichnungen, welche, unendlich variirt, überall wiederkehren und in denen sich eine maßlose, aber, wie mir scheinen will, sehr oberflächliche Bewunderung Luft macht. Ob die gerecht wägende Theatergeschichte den Namen Dawison mit gleichtönenden Prädicaten in ihre Bücher eintragen wird? Ich will es nicht absolut verneinen, denn noch immer erleben wirs ja, wie Historie gefälscht wird, wie „Rettungen“ einzelner verkannter geschichtlicher Charaktere versucht werden, ja wie diese Rettungen und sogenannten Richtigstellungen des Urtheils selbst als die gröbsten Täuschungen und Fälschungen sich entpuppen.

Welche Bedeutung hatte Dawison, einzeln und für sich betrachtet? Welche Stellung nahm er ein zu der theatralischen Kunst seiner Zeit, was bedeutete seine Persönlichkeit für diese letztere? welche Spuren hinterläßt er für die Entwicklung derselben?

Suchen wir uns diese Fragen aufrichtig und mit gerechtem Sinne zu beantworten.

Zweifellos war Bogumil Dawison eine mit seltenen und glänzenden Gaben begnadigte schauspielerische Individualität, mit Gaben, die er virtuos

Digitized by Google

ausgebildet hatte, mit welchen er sicher treffend außerordentliche Wirkungen erzielte. Aber seine Begabung beschränkte ihn auf ein eng umfriedetes Gebiet, sie erwies sich unzulänglich für die großen, gewaltigen Aufgaben idealer Tragik. Indem Dawison den Ruhm universaler Meisterschaft ambitionirte, indem er sich mit besonderer Vorliebe auf dem Felde der großen Tragödie zeigte, überschritt er die ihm von seiner physischen wie geistigen Natur gezogenen Grenzen. Er hätte ein großer Meister sein können im kleineren Genre, er wurde, von rastlosem Ehrgeiz getrieben, ein interessanter, aber stylloser Tragöde; er regte an und beschäftigte den Geist seiner Zuschauer, aber er riß sie nicht hin in gewaltiger Leidenschaft, er erhob und erschütterte nie. Für das große Fach fehlte seinem Naturell die Idealität, seiner Technik der Styl. Gewiß fühlte er den Defect seiner künstlerischen Natur, seiner unvollkommenen technischen Durchbildung, aber was er sich gestand, bekannte er nicht in seiner Thätigkeit. Indem er, von dämonischem Ehrgeiz gepeitscht, erobernd auf alle Gebiete der Darstellungskunst ausschritt, verfiel er in die Sünde aller Usurpatoren, die ihren unrecht erworbenen Sitz um jeden Preis behaupten. Er setzte alle Mittel in Bewegung, gleichviel, ob sie vor der künstlerischen Moral bestehen konnten oder nicht, um als legitimer Herr zu thronen auf dem ersten Platze im Staat der deutschen Bühnenkunst. Und siehe da, es gelang ihm Jahre lang, ein Jahrzent lang. Das große Publicum glaubte an ihn, officielle und officiöse Journalstimmen bewiesen tagtäglich seine Größe, die große Masse jubelte ihm zu, von den agents provocateurs der Claque ins Feuer gehetzt, und nur wenige besonnene ehrliche Künstler und Kunstliebhaber standen bei Seite und trauerten über den Verlust eines großen Talentes für die echte Kunst.

Dawison war von mehr als mittelgroßer Gestalt. Eine kleine Anlage zur Corpulenz war auf der Bühne an ihm kaum wahrnehmbar, namentlich, wo er dunkle Kleidung trug. Das Knochengerüst war kräftig und gesund. Nur das „Gestell", wie man in Wien sagt, war ohne Ebenmaß, es hatte etwas Unedles. Der Kopf war interessant. Die hohe Stirn verrieth ungewöhnliches geistiges Vermögen, die starken Brauen und der etwas gekniffene Mund deuteten auf Energie und stätige Willenskraft. Das Auge war etwas zu klein, um schön zu sein, aber es leuchtete in stechendem Glanze. Die Nase hatte kühnen Schwung. Der Kopf saß stolz und imponirend auf dem kräftigen Rumpfe. Alles in Allem eine ungewöhnliche, bedeutende Erscheinung. Das Stimmorgan hatte hohe Tenorlage, nasale Klänge gaben ihm in tragischen Rollen oft einen nicht edlen Ton. Sie wurden aber wirksam für den Ausdruck des Gutmüthigen, wo sie weich bestrickend das Ohr gefangen nahmen, oder des Höhnischen, wo sie schrill hervorklangen. Die tiefere Stimmlage klang guttural, sie war ohne natürliches Mark, wenn er diesen tieferen Tönen Nachdruck verlieh, klangen sie immer gepreßt und unedel. Die Aussprache war im Allgemeinen trefflich geschult. Dawison hatte offenbar ein feines Ohr für das, was die Franzosen accent nennen. Nur das „l" hatte hie und da noch den dicken Zungenklang, der

Digitized by Google

ihm im Polnischen eigen ist. Es war dies der einzige Buchstabe, der in seiner Aussprache daran erinnerte, daß ihm die deutsche Sprache ein ursprünglich fremdes Idiom war.

Schon diese äußeren Ausdrucksmittel hätten Dawison in der Bestimmung seines Repertoires wählerisch machen sollen. Von den Helden der Tragödie erwarten wir mit Recht, daß sie in vollen, mächtigen Brusttönen ihre Leidenschaft ausströmen; ein Wallenstein, ein Othello, ein Lear mit näselndem Tenor erscheint uns von vornherein unglaublich. Um so weniger glaublich, als Dawisons Recitation wohl geistig bedeutend und trefflich disponirt, aber organisch schlecht geschult war. Er sprang fortwährend aus der nasalen Höhe in die gutturale Tiefe über, und umgekehrt. Ebenmaß und Harmonie des Vortrags fehlte. Seine Modulation war unruhig und übertrieben. Auch sein Gang entsprach den idealen Forderungen der Tragödie durchaus nicht. Er hob sich stark in den Hüften beim Ausschreiten, die schiefe Stellung der Beine kam dazu, um seinem Gange auf der Bühne etwas Unschönes, fast Plumpes zu geben. In den späteren Jahren seiner Wirksamkeit war er übrigens in der Anwendung seiner Mittel durchaus manierirt geworden. Ich hatte diesen Eindruck von allen Rollen, die ich während seines letzten Gastspiels im Theater an der Wien sah. Der jähe Wechsel der Modulation hatte etwas Nervenaufregendes. Die Gesticulation war vielfach übertrieben und unnöthig. Namentlich fiel mir im „Wallenstein" — überhaupt die geringste Rolle, die ich je von ihm gesehen, das Spiel mit den Beinen auf. Dies Ausdrucksmittel ist überhaupt auf der Bühne mit höchster Vorsicht und Sparsamkeit anzuwenden. Man läßt es sich wohl gefallen, wenn der übermüthige Mädchentrotz einmal mit den Füßchen „strampelt", oder wenn der gebietende Herr seinem Befehle Nachdruck gibt mit starkem Aufsetzen des Fußes. Aber man wird diese Mittel fast nur anwenden dürfen im Genre. In der Tragödie sind sie bedenklich und der höchsten Sparsamkeit empfohlen. Dawison, wenn er als Wallenstein durch das Zimmer schritt, brachte dieses starke Auftreten mit dem Fuße unzählige Male in Anwendung. Er zerriß den ganzen Monolog: „Wärs möglich, könnt' ich nicht mehr, wie ich wollte?" ꝛc. durch fortwährendes Fußstampfen, welches bald Trotz, bald herrisches Gebahren bezeichnen sollte. Es gab der Figur etwas ganz Niederes und erschien mir völlig geschmacklos. Die Kunst der Maske — um eines weiteren technischen Hülfsmittels zu erwähnen, gehörte gleichfalls nicht zu Dawisons Stärken. Wohl war sie stets sorgfältig gewählt, aber sein scharf ausgeprägtes Gesicht stellte der Bildung der Charaktermaske ein zu starkes Hinderniß entgegen, als daß man ihm eine proteusartige Verwandlungsfähigkeit hätte nachrühmen können.

Ich sagte oben, Dawisons Recitation sei geistig bedeutend und trefflich disponirt gewesen. Das führt mich auf die glänzenden Vorzüge seines Wesens. Er besaß einen scharfen, durchdringenden Verstand, einen beweglichen, glänzenden Geist. Mit sicherem Blick drang er in die Tiefen eines dramatischen

Digitized by Google

Charakters, mit geistvoller Schärfe schliff er die Spitzen der Rollen heraus. Mit überlegener Meisterschaft beherrschte er fast immer den geistigen Theil seines Stoffes. So weit die kritische Thätigkeit des Schauspielers reicht, welche der schöpferischen voraufgeht, bewährte er stets einen außerordentlichen Kunstverstand. Auffassung und Zeichnung waren fast immer geistreich und tief, aber die eigentliche Schöpfung scheiterte gar oft an der Unzulänglichkeit des Naturells, an der Incorrectheit der Technik, an der Glanzlosigkeit der Farbe. Der Schauspieler setzt bei seinen Schöpfungen stets seine physische und geistige Persönlichkeit ein. Die Persönlichkeit Dawisons deckte die idealen Gestalten eines Hamlet, Wallenstein, Lear nicht.

Welches war nun das eigentliche Feld seiner Darstellungskunst? Die bloß theoretische Betrachtung seiner Vorzüge und Mängel würde schon die Antwort auf diese Frage unbestreitbar ertheilen, hätte seine künstlerische Thätigkeit auch nicht diese Antwort auf dem Felde der Praxis glänzend illustrirt. Er war ein Meister im Genre. Schon bei meiner ersten Bekanntschaft mit Dawison — sie datirt aus dem Frühjahr 1854 — stellte sich der Eindruck in mir unverwischbar fest. „Bonjour" in dem Holtei'schen Genrebild „Die Wiener in Paris" war die vollendetste Rolle, welche ich damals von ihm sah. Ich habe Dawison seitdem oft wieder beobachtet, in Breslau, Berlin, Dresden, Wien — ich habe auch „Bonjour" wiederholt gesehen, immer und immer hat sich derselbe Eindruck wiederholt. „Bonjour" war das vollendetste Bild, was er überhaupt geboten. Andere Rollen des Genre schlossen sich dieser Schöpfung würdig an, Kuh v. Kuhdorf, Graf Thorane ꝛc. ꝛc.; so oft er in der Tragödie auftrat, fühlte man stets einen Defect seines künstlerischen Wesens. Er überraschte auch hier oft durch glänzende Blitze, durch prächtige Einzelheiten, im Totalen befriedigte er nicht.

So war er ganz angethan, eine hervorragende Stelle in dem festgefügten Ensemble eines großen Kunstverbandes einzunehmen. Daß er das nicht konnte, daß er es vorzog, eine äußerlich glänzende Carriere zu durchlaufen, statt sich zu bescheiden mit dem Ruhm eines ausgezeichneten Episodisten, eines glänzenden Kleinmalers der Bühnenkunst, — das hat die Theatergeschichte um das Bild einer reinen Künstlergröße gebracht, das gibt unserer Erinnerung eine Beimischung von Bitterkeit, denn es zwingt uns, der traurigen Zustände unserer Schauspielkunst zu gedenken, welche eine so eigenthümliche Laufbahn, wie die Bogumil Dawisons war, überhaupt ermöglichten.

Der treffliche und gesinnungsvolle Geschichtschreiber der deutschen Schauspielkunst, Eduard Devrient, bringt uns im vierten Bande seines Werkes ein Capitel, welches die Ueberschrift trägt: „Die künstlerische Demoralisation". Es schildert in grellen, aber wahren Farben den Zustand des deutschen Bühnenwesens, wie er sich gestaltet hatte, seitdem die Theater der künstlerischen Leitung entzogen worden waren. Der Standesgeist, der künstlerische Gemeinsinn, die alles wahrhaft Bedeutende in der Schauspielkunst einzig und allein zu Wege

Digitized by Google

gebracht haben und immer zu Wege bringen werden, sie waren verloren gegangen, als man die Theater aus der künstlerischen Leitung in die höfische Verwaltung übergehen ließ.

Ueberzeugend setzt es Devrient auseinander, wie „in den meisterlosen Werkstätten der Schauspielkunst" zuerst die künstlerische Praxis verfiel und endlich in nothwendiger Folgerung auch die künstlerische Moral zu Grunde ging. Der Vortheil war fortan das einzige Band, welches den Einzelnen an das Kunstinstitut knüpfte, das künstlerische Ensemble, die Gemeinsamkeit der Interessen waren abhanden gekommen.

Von nun an wurde es höchstes Ziel der aufstrebenden Künstler, so viel materielle Vortheile als möglich zu erringen. Errungen wurden sie hauptsächlich, wenn man auf den Beifall des Publicums, die Zustimmung der Kritik hinweisen konnte, denn das freie, selbstständige Urtheil der künstlerischen Vorstände, der Geist des Ensemble, welcher dem Einzelnen das Maß auferlegte, das Ziel und die Richtung vorschrieb, sie waren verloren gegangen. Man lese es in Devrients Buche nach, welche Zustände nun über die deutsche Bühnenkunst hereinbrachen.

Das schamlose Unwesen der Claque schlich sich ein, die Theaterkritik wurde in den Händen theils unreifer, theils scham- und gesinnungsloser Scribenten zur feilen Reclame, zur bezahlten Dienstfrau, welche die Wege kehrte zu den Höhen des Ruhms, zu den Quellen des Gelderwerbs. Aus dem faulen sumpfigen Boden schossen die Giftpilze eines Saphir und Oettinger empor. Intrigue, Lüge, Bestechlichkeit, Schürzendespotismus, Junkerblödsinn — alles was das Edle schädigt, das Gemeine vergoldet, war thätig und wirksam auf dem Felde des deutschen Theaterwesens.

Diejenigen Bühnentalente, welche mit den Wölfen heulten, welche „gescheidt" genug waren, nur sich selbst zu dienen, kamen bei solchem Zustande der Dinge hoch zu Ehren. Sie gewannen Geld und Ruhm, wurden genannt und glänzend bezahlt.

Da kam im Gefolge der 1848er Erhebung an einigen Stätten in Deutschland plötzlich eine Reaction gegen diese Wirthschaft zur Geltung. In Wien München, Karlsruhe berief man wieder künstlerische Leiter an die Spitze der Hofbühnen. Namentlich in Karlsruhe und Wien wurde wieder der Begriff einer künstlerischen „Schule" lebendig. Das „Ensemble" feierte seine Auferstehung, gemeinschaftliche Zwecke wurden ins Auge gefaßt, selbstlose Unterordnung unter das Allgemeine wurde oberstes Sittengesetz der künstlerischen Moral.

Gerade in der Zeit dieses Uebergangs trat Bogumil Dawison in die Kunstgenossenschaft des Burgtheaters ein. Er war von der polnischen Bühne aus, nachdem er zuerst in Lemberg Versuche als deutscher Schauspieler gemacht, mit den Empfehlungen des Herrn Louis Schneider in Berlin nach Hamburg gekommen. Dort hatte ihn der Director Maurice aufgenommen. In jüngeren Charakterrollen hatte er bald Aufsehen gemacht. Lord Harleigh in dem Melesville'schen Melo-

Digitized by Google

dram „Elle est folle“, der Ehemann in dem polnischen Charakterbild „Das Fenster im ersten Stock“, Zolky in Maltitz „altem Studenten“ und andere Partien verschafften ihm bald Geltung und Beifall. Man war auf der deutschen Bühne gewöhnt, diese Rollen von den Darstellern der Liebhaber und Helden gespielt zu sehen. In der charakteristischen und scharfen Ausprägung durch Dawison erschienen sie fast wie neue Rollenbilder. Ich entsinne mich noch sehr wohl, wie die Theilnahme des Publicums für den neu auftauchenden originellen Charakterliebhaber Dawison zuerst rege wurde. Die Eigenartigkeit seines Wesens wirkte erfrischend und anregend. Schon damals aber äußerten solide Schauspieler der älteren iffländischen Schule, wie der verstorbene Schütz in Braunschweig, ihre Bedenken über die Richtung der Dawison'schen Spielweise. Raffinement schalt man sie. Er macht Effect, sagte mir der alte Schütz, aber er spielt auch nur auf Effect. Damit blendet er den Zuschauer, der die Forderungen durchgebildeter Gediegenheit und namentlich sprachlicher Correctheit und Vortragsschönheit ganz aus den Augen setzt.

Der traditionell gefestete und sorgfältig gepflegte Darstellungsstyl des Burgtheaters war dem Emporkommen Dawisons anfänglich nicht günstig. Er spielte in der ersten Zeit seines Engagements hauptsächlich Liebhaberrollen und gefiel nicht. Nachdem Laube als Director eingetreten war, übernahm er nach und nach Charakterrollen mit mehr Glück, endlich mit fast sicherem Erfolg. Er sorgte unermüdlich dafür, daß jede neue Rolle von ihm namentlich in den auswärtigen Theaterblättern gepriesen wurde. Schon damals schwebte ihm offenbar die Virtuosencarriere vor, die er später mit fabelhaftem Gelingen betrat. Das Burgtheater hemmte den Flug seines hochstrebenden Ehrgeizes. Er bekam, obwohl sorgfältig gepflegt und gefördert, doch gar manche Rolle nicht zugetheilt, die er beanspruchte, das Gesetz des Ensemble stellte ihn oft in zweite Linie, was er mit Grimm ertrug; ja erste Rollen, wie Richard III. und Mephistopheles, fanden damals durchaus nicht die allseitige Zustimmung. Im Großen und Ganzen aber war er als ein erster Schauspieler, als eine originelle, schöpferische Kraft doch anerkannt. Nachdem er sich diese Stellung erworben, ging sein ganzes Trachten darauf, die errungene Geltung als reisender Virtuose zu verwerthen. Nicht überall waren ja die Rücksichten des Ensemble dem aufstrebenden Ehrgeize im Wege! „Draußen“ wucherte ja noch fast überall das meisterlose Handwerk. Die meisten Bühnen würden ihn ja mit offenen Arme empfangen. Darauf konnte er rechnen. Der erste Charakterspieler der ersten deutschen Schaubühne, des Burgtheaters — das hatte Klang! Die Posaune der Theaterblätter erhöhte diesen Klang zu einem betäubenden Lärm. Bald hieß er nur der erste deutsche Schauspieler überhaupt und nun wurde der große Weg gemacht zum Parnaß des papierenen Ruhmes und den Schätzen des Plutus.

Dresden nahm ihn zuerst auf — Dresden, dessen Bühne schon lange der Tummelplatz der Virtuosität geworden war. Von dem Ensemble des Dresdener Schauspieles hörte man schon lange nicht mehr. Nur der Name Emil Devrient und

Digitized by Google

allenfalls Marie Bayer wurde genannt. Nun kam als dritter Bogumil Dawison hinzu. Aber selbst die Dresdener Bühne ward Dawison zu enge. Hatte ihn in Wien das Ensemble gehemmt, so hemmten ihn hier Devrient und die Bayer. Er mußte „er selbst allein“ sein. Er gab jedes feste Engagement auf und zog als gastirender Virtuos von Bühne zu Bühne. Endlich flog er über den Ocean und machte in America Gold. Die Anstrengungen dieser letzten Gastspielscampagne haben seinem Organismus wohl den ersten Stoß gegeben, von dem er sich nie mehr ganz erholte. Er erkrankte bald nach der Rückkehr aus America, und verfiel endlich in eine Geisteskrankheit, von der den Unglücklichen am ersten Februar der mitleidige Tod erlöste.

Wir stehen trauernd an der Gruft dieses glänzend begabten Geistes, dieses reichen Talentes. Die überspannte Natur hat sich gerächt. Er hat gebüßt mit einem frühen Tode, daß er aus den Schranken trat. Eine furchtbare Warnung liegt in diesem erschütternden Ende.

Unterwerfung heißt das erste Gebot schauspielerischer Moral. Selbstlose Dahingabe an gemeinschaftliche Zwecke verlangt die Kunst von ihren Priestern. Die starken Talente müssen ebenso, wie die geringer begabten, diese republicanische Tugend üben, wollen sie den edlen Namen echter Künstler verdienen. „In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister“ ist ein wahres, ein tief sittliches Wort. Dawison hat die unsäglichen Wonnen nicht geschätzt, welche diejenigen empfinden, die der Kunst mit bescheidenem Selbstbewußtsein dienen. Er wollte nur die rauschenden Freuden des Herrschens, des Alleinstehens, des Einzigseins genießen. Er hat sie genossen, er hat lauten Ruhm und klingenden Lohn in Menge gewonnen. Den warmen Nachruhm der Geschichte hat er verscherzt. Ein Komet, ist er glänzend eine Weile am Horizont der Kunst dahingezogen, zu einem fixen Stern am Himmel der Bühnenkunst hat er sich nicht verdichtet; er hat ihre Bahnen gekreuzt und verwirrt, eingeordnet in das planvolle System eines schönen und edeln Kunstbetriebes hat er sich nicht.

Die Geschichte kann in ihre Bücher nicht verzeichnen, Bogumil Dawison war ein großer Künstler, sie schreibt auf seinen Leichenstein: Bogumil Dawison war ein glänzender Virtuos. A. F.

Keltische Studien.

II.

Wie kam es doch nur, daß eine Ansicht, deren Vertreter allerdings bis in das 17. Jahrhundert zurückreichen, in dieser neuesten Zeit noch einmal auftauchen und mit dem raschen blendenden Scheine des Paradoxon auch ernste und ruhige Leute einen Augenblick aus der Fassung bringen konnte? Wohl mochte es zunächst das widerlich aufdringliche Treiben einzelner Keltomanen sein,

Digitized by Google

welches dem verdienstvollen Heidelberger Forscher den spitzen Griffel in die Hand drückte; aber in seinem Eifer hat auch er über das Ziel hinausgeschossen. Schon die Berufung auf die Vorgänger war verfehlt. Wenn ein Geschichtschreiber im Jahre 1643 sagt: „Die teutonica lingua, die deutsche Sprache, war einst allen Galliern gemeinsam"; wenn ein zweiter 1654 bezeugt, daß Gallier und Germanen eine und dieselbe Sprache geredet; wenn ein dritter 1744 versichert: „die Deutschen waren ein Theil der alten Kelten"; ja selbst wenn ein Leibnitz in seinen collectanea etymologica schreibt: „die Alten faßten unter dem Namen der Celten die Germanen und Gallier zusammen" — so beweist das Alles vielleicht das Alter und die weite Verbreitung der betreffenden Anschauung, keineswegs aber ihre Richtigkeit; denn der damalige Stand der Geschichts- und namentlich der Sprachwissenschaft kann unmöglich maßgebend sein für das Urtheil des 19. Jahrhunderts, so wenig als die seit Mitte des vorigen Jahrhunderts auftretende gegentheilige Ansicht Autorität sein darf für die heutigen Verfechter derselben. Beide Parteien beriefen sich und mußten sich berufen auf die Zeugnisse der Alten und diese bilden auch heute noch für den einen Theil der Kelten-Frage das wichtigste Beweismaterial. Ihre Zeugschaft hat auch Holtzmann angerufen und doch ist sein Wahrspruch verworfen worden. Denn er ist demselben Fehler verfallen wie seine Vorgänger, daß er jene alten Zeugnisse nicht vollständig und nicht methodisch prüfte. Gerade das aber war dem unvollkommenen Forschen der früheren Zeiten gegenüber die Aufgabe eines Geschicht- und Sprachforschers unserer Zeit; und darum hat gerade auf diesem Gebiete Holtzmann seinen Meister und Sieger gefunden in dem bereits genannten Dr. Chr. Brandes. Dieser stellte es sich als erste und wichtigste Aufgabe, das Forschungsmaterial vollständig zusammenzubringen, er hat, wie er selbst sagt — und sein Buch spricht für die Wahrheit der Aussage —, alle Schriftsteller des classischen Alterthums und nicht wenige des frühen Mittelalters sorgfältig gelesen und excerpirt, ohne sich auf fremde Citate zu verlassen; er hat jeden Schriftsteller kritisch geprüft, ob und inwieweit dessen Berichte Glauben verdienen, in welchem Verhältnisse sie zu den voraussetzbaren Kenntnissen seiner Zeit stehen, und wie endlich seine Worte aufzufassen seien. Indem er in solcher Weise stets auf die Zeitverhältnisse Rücksicht nahm, unter denen jeder Schriftsteller schrieb, ordneten sich die ethnographischen Ergebnisse wie von selbst zu einer chronologischen Entwicklungsreihe und „es stellte sich heraus, daß günstige Umstände den alten Schriftstellern allmälig zu einer richtigen Erkenntniß dieser ethnographischen Verhältnisse verhalfen, und daß es ungünstigen aber nachweisbaren Umständen zuzuschreiben ist, wenn später dieses bessere Wissen in der Verwirrung des frühen Mittelalters vor anderen Anschauungen zurücktrat."

Auch weniger gelehrte Leute, als Herr Brandes, werden es begreiflich finden, daß dieser bei seiner eben skizzirten Methode den Hauptaccent auf die Schriftsteller legt, welche seit und nach Cäsar eine genauere Kunde der britischen,

Digitized by Google

gallischen und germanischen Gebiete erschlossen, also vor allem auf Cäsar selbst und später auf Tacitus. Und da ist es denn doch von einiger Wichtigkeit, daß Cäsar die Gallier und Germanen ethnographisch unterscheidet, daß, mit Ausnahme des Josephus, alle Schriftsteller von Strabo bis Tacitus einschließlich dasselbe thun, daß drittens auch von den Autoren der nächsten Periode nur drei Griechen die Germanen Kelten nennen, während eilf Griechen und sämmtliche Römer die beiden Völker bestimmt auseinanderhalten.

Mit nicht minder scharfen Waffen folgte Herr Brandes seinem Gegner auf die Fragen über die sprachlichen und volklichen Verhältnisse der Kelten unter sich, auf ihre Theilung in die beiden Hauptzweige, den gallisch-britischen und den irisch-gadhelischen. Wer trotz scharfen Gedankenkampfes und schneidigen Wortwechsels ruhige Haltung und besonnenes Maß liebt, der wird noch heute die Schrift des Dr. Brandes mit Vergnügen lesen, mit Gewinn und Befriedigung aus der Hand legen.

Ehrlicher Sinn, tüchtiges Wissen und begeisterter Eifer für die Wissenschaft war auch einem anderen Gegner nicht abzusprechen, der damals, im gleichen Jahre, gegen Holtzmann die Lenden gürtete [1]). Er freilich, Christian Wilhelm Glück in München, hatte noch einen zweiten Feind im Auge, den Karlsruher Archivar F. J. Mone. Auch wir haben auf keltischem Reviere schon manchen fröhlichen Birschgang gemacht und mit der leichten Vogelflinte, dem stillen Blasrohr, unsere Freude gesucht im Wald und auf der Heide. Diese Waffen waren dem wackeren Glück versagt, nach den Fliegen an der Wand schlug er mit dem Schmiedehammer und nach den Spatzen schoß er mit der Kanone. Solche Beschäftigungen sind zu geräuschvoll, um Jedermann zu gefallen, und dies sowohl, wie eine etwas zu breite Redseligkeit, mag dem Erfolg und dem wirklichen Verdienste des Buches in den Weg getreten sein. Denn die sprachlichen Ausführungen Glücks sind sorgfältig, meistentheils wohl begründet, und sie verdienen insbesonders die Beachtung derer, welche Cäsar und andere über Germanien handelnde Schriftsteller zu ediren oder in der Schule zu behandeln berufen sind.

Holtzmann, Glück und Mone sind heute längst zu den Schatten entwandelt und wir wollen hoffen, daß auf den Asphodelos-Wiesen Elysiums sich Kelten und Germanen gefunden und versöhnt haben. Hier oben im sonnigen Lichte ist noch lange nicht der letzte Streit geschlichtet und wem die Götter zu des Lebens übriger Mühsal noch den Drang ins Herz gelegt, in keltischen Dingen sich Gedanken zu machen und ein Wort zu reden, der hat nimmermehr zu befürchten, daß ihm eines Tages die Arbeit und die Widersacher mangeln möchten. Uns selbst, die wir jetzt in Art und Arten der keltischen Rede näher eingehen sollen, liegt zunächst ob, dem Leser auf eine Frage Antwort zu geben,

---

[1]) Die bei C. J. Cäsar vorkommenden Keltischen Namen, in ihrer Echtheit festgestellt und erläutert von Christian Wilhelm Glück. München 1857.

Digitized by Google

die wir längst auf seiner Lippe schweben sehen: Warum denn, nachdem wir von Kindesbeinen an Celten, d. h. Zelten, gesprochen, sollen wir denn nun mit einem Male nur von Kelten hören, von Kelten reden? Ist das schulmeisterliche Pedanterie oder ist es affectirte Neuerung?

Nun, letzteres auf keinen Fall. Ersteres vielleicht insoferne, als wir an unsere Kinder auch das Ansinnen stellen und es nöthigenfalls mit einem gewissen Nachdruck unterstützen, daß sie uns nicht vorrechnen: 2 × 2 ist 5, und daß sie beim Dictirtschreiben nicht anstatt ein „zartes Kind" ein „kartes Zind" auf ihre Tafel malen. Oder, wenn wir zu einer etwas strengeren Betrachtung einladen dürfen: Das deutsche Wort gut wird bekanntlich in den verschiedenen deutschen Gauen übereinstimmend „gut" geschrieben, mit nichten aber übereinstimmend gesprochen. Der Schweizer, Alemanne, Schwabe spricht ein sehr entschiedenes „g", so entschieden, daß es dem norddeutschen Ohre fast wie ein „k" klingen will, obwohl das durchaus nicht der Fall ist. Dem sächsischen Stamme aber sagt man nach, daß er trotz seiner norddeutschen Lage geradezu „kut" und „kutester" spreche. Aus eigentlich norddeutschem Mund endlich scheint uns Süddeutschen eine Art „chut, chjut" oder „jut" entgegenzuklingen. Wir Alle aber, der gescheidte Norden sowohl wie der dumme Süden, fühlen und begreifen vollkommen den einheitlichen Grundlaut in diesen Variationen; wir fühlen und verstehen, daß hier überall, nur eben bald härter, bald weicher geformt, ein „g", ein Kehllaut klingt, am reinsten und weichsten eigentlich im englischen good. Würde dagegen irgendein deutscher Dialect jenes Wort als „mut" oder „rut" oder „sut" sprechen, so stünden die meisten von uns doch gänzlich rath- und hülflos vor solchem unerhörten Lautwechsel.

Betrachten wir nun ein griechisches Wort. Es lautet chortos (χόρτος), heißt der Garten und erinnert sofort an lateinisch hortus. In der ältesten uns erhaltenen deutschen Mundart aber, dem Gothischen des 4. Jahrhunderts nach Chr., finden wir ein Wort gard oder gards, gardi, garda, welches Einzäunung, Gehege, Haus und Hof, Garten, Stall, Wohnplatz bedeutet und natürlich unser „Garten" ist. Endlich sehen wir in den slavischen Sprachen ein Wort gorod, grod, gard, grad auftreten, welches gleichfalls einen Wohnplatz, eine Heimstätte, später und noch heute in Namen, wie Nowgorod, Belgrad, eine Stadt bedeutet. In all diesen Formen wird ein unbefangenes Auge leicht ein und dasselbe Urwort erkennen, das sich nur bei verschiedenen Völkern und in verschiedenen Zeiten nach Laut und Begriff etwas variirt hat, das namentlich seinen Anlaut in ganz ähnlicher Weise verändert wie der Deutsche sein „g" in „gut". Wir erfahren ferner, daß „stehlen" griechisch klepto, lateinisch clepo, gothisch aber hlifan, der Diebstahl hliftus lautet (was etwa chlifan, chliftus auszusprechen ist), ferner daß der Hund griechisch kyn, latein canis, gothisch hundt heißt, und immer sehen wir nur wieder jenen leichten, gleichsam nur mundartlichen Wechsel zwischen härteren und weicheren Kehllauten erscheinen. Eben darum wird es uns so leicht, die „Urverwandtschaft", d. h. die ursprüngliche Gleichheit

Digitized by Google

und Identität solcher Wörter anzuerkennen. Wenn daher das lateinische cornu im deutschen Horn getreulich wiederhallt, so werden wir nicht etwa sagen, der Deutsche habe das Wort von dem Römer entlehnt, sondern wir werden sagen, der Deutsche habe von Anfang an dasselbe Wort wie der Römer besessen, nur habe sich ihm im Laufe ungezählter Jahrhunderte das härtere „k" in das nahverwandte weichere „h" verwandelt, genau so, wie innerhalb des Deutschen selbst aus dem ursprünglich rêch genannten Jagdthiere unser Reh geworden, dessen altes, im Hochdeutschen ganz verschwundenes „ch" noch in Mundarten gesprochen wird, noch in Ortsnamen, wie Rechberg, lebt und in viel härterer Gestalt sogar noch im Munde des Waidmannes, wenn er das weibliche Reh die Ricke nennt.

Daß also aus einem griechischen oder lateinischen „ch" oder „c", das heißt „k", ein deutsches „h" werde, begreifen wir. Wer aber begreift, daß auch aus einem lateinischen „z" ein deutsches „h" wird? Und doch versichern uns die besten Gewährsmänner, das römische celo z. B. entspreche genau dem deutschen hehlen, dem gothischen, beziehungsweise althochdeutschen hilan, helan, das römische centum sei unser deutsches Hundert. Auch wenn wir es nicht aus andern Quellen wüßten, so würde schon aus dieser unerklärlich sinnlosen Willkür, wie sie hier in ein kaum gefundenes schönes Sprachgesetz hineingreift, sich sofort offenbaren, daß jenes lateinische celo, centum nach Lautstand und Aussprache unmöglich ein zelo, zentum gewesen sein kann, sondern ein kelo, kentum war und ist, so gut wie caput und cordis ein kaput und kordis sind und als solche dem griechischen kephalê und kardia, dem gothischen haubith (altnordisch heafuth) und hairto, unserem „Haupt" und „Herz" entsprechen.

Der Römer hat seinen Buchstaben „c" stets und überall als „k" gesprochen, und er hat diese Aussprache noch in einer verhältnißmäßig sehr späten Zeit festgehalten; ja unsere eigenen Vorfahren im 6. und 7. Jahrhundert haben ihn noch so sprechen hören, sonst hätten sie unmöglich aus dem lateinischen cellarium ihr deutsches „Keller", aus cerefolium „Kerbel", aus carcer „Kerker", aus cerasus „Kirsche", aus cista „Kiste" nachbilden können, und insbesondere würden wir Deutsche dann niemals einen Kaiser, sondern einen Zaiser besessen haben.

Eine Reihe geschichtlicher und sprachlicher Anzeichen macht es wahrscheinlich, daß erst im Laufe des 7. Jahrhunderts nach Chr. das alte lateinische „k" vor den Vocalen „e" und „i" im Munde der damals werdenden romanischen Sprachvölker aus einem Kehllaute sich in einen Zischlaut umwandelte, welcher dann mißbräuchlicher und bedauerlicher Weise sich auch in die gelehrte Schulaussprache des alten lateinischen Idioms einschlich und bis heute sich gehalten hat. Bedauerlich, sagen wir, und zwar darum, weil durch diese heutige grundfalsche Aussprache der schöne geschichtliche und sprachliche Zusammenhang zwischen Lateinisch und Germanisch auf der ganzen Linie der „ce"- und „ci"-Laute vollständig vernichtet ist, wie das aus den obigen Beispielen sattsam erhellt.

Digitized by Google

Und dieses Unheil erstreckt sich nun auch auf die alten keltischen Wörter aus einem Grunde, der sofort erhellen und dessen Darlegung uns gleichzeitig mitten in die Frage der Kelten-Sprache hineinführen soll. Wer aber das lateinische, oder vielmehr das von Römern und Griechen überlieferte keltische Wort Κέλται, Celtae besser und richtiger Zeltae zu lesen und zu sprechen glaubt, der mag das Folgende getrost überschlagen, denn er wird es nimmermehr verstehen.

Vielleicht die schönste und auch für den Laien anziehendste lautliche Erscheinung im Kreise der indogermanischen Sprachen ist das Gesetz der sogenannten Lautverschiebung. Auf einzelnen Punkten schon früher geahnt und erkannt ist es von Jakob Grimm in seiner ganzen Entwicklung und Regelmäßigkeit nachgewiesen und eben dadurch zum Gesetz erhoben worden. Stellen wir uns vor, es gebe im Griechischen oder Lateinischen oder in beiden Sprachen gemeinsam ein Wort, welches dagus lautet und den „Tag" bedeutet. Sofort würden wir ausrufen: dieses dagus ist identisch, ist urverwandt mit unserem deutschen Wort, die Aehnlichkeit liegt ja auf der Hand! Und sofort würde J. Grimm antworten: dieses dagus hat aller Wahrscheinlichkeit nach mit unserem „Tag" gar nichts zu schaffen, ist gar nicht verwandt mit ihm, und zwar eben darum, weil es ihm so ähnlich sieht; ja wenn unser deutsches Wort etwa „Zach" lautete, dann wäre es als identisch mit dem lateinischen dagus zu bezeichnen.

Wie kommt der Mann zu diesem wunderlichen Paradoxon? Indem er zunächst die Anfangsbuchstaben, den „Anlaut" gewisser Wörterreihen beobachtete, fand er, wie auch wir es oben gefunden, daß die harten Consonanten des Griechischen und Lateinischen, die sog. Tenues „k" („c"), „t", „p" in den verwandten deutschen, zunächst gothischen, Wörtern nicht wiederum als „k", „t" und „p" erscheinen, sondern in einer weicheren Form, indem das Gothische jene Laute gehaucht ausspricht oder, wie die Grammatiker sagen, die Tenuis in eine Aspirata verwandelt. So wurde aus lateinischem „k", „t" und „p" ein deutsches „h" (zunächst eigentlich „ch"), „th" und „ph" oder „f", und so erscheint griechisch-latein. kard, kord gothisch als hairto Herz, latein. cannabus als deutsches hanaf Hanf, latein. caput als goth. haubith Haupt u. s. w. In der „t"-Reihe erscheint latein. tacere als goth. thahan schweigen, latein. tu als goth. thu du, griech. trechein als goth. thragjan laufen, latein. tres als goth. threis drei u. s. w. Drittens in der „p"-Reihe wird griech.-latein. pater zu goth. fadar Vater, latein. pecu zu goth. faihu Vieh, Habe, latein. pellis zu goth. fill Fell u. s. w.

Hier lag offenbar ein sprachliches Gesetz vor und es galt ihm nachzuspüren. Man belauschte die griechisch-lateinischen weichen Laute „g", „d", „b", die sog. Mediä, in welcher Form sie wohl in deutschen Wörtern sich finden werden, und man fand für die „g"-Reihe: Latein. gena war im Gothischen geworden zu kinnus Wange, griech. gony, latein. genu zu goth. kniu Knie, griech.-latein genus zu goth. kuni Geschlecht u. s. w. In der „d"-Reihe: griech. dakry, altlatein. dacruma ward goth. tagr Zähre, Thräne, gr.-latein.

Digitized by Google

deka, decem goth. taihun zehn, latein. dicere goth. teihan ansagen, latein. dentis goth. tunthus Zahn u. a. Die dritte, die „b"-Reihe dagegen bietet aus besonderen Gründen keine unmittelbaren Beispiele. Dagegen war noch eine dritte Art von Lauten zu untersuchen, die sog. Hauchlaute oder Aspiratä, „h" (griech. „ch" χ), „th" (griech. ϑ) und „f" oder „ph" (griech. φ), und es zeigte sich z. B. griech.-latein. fero gleich goth. bairan tragen, latein. frâter gleich goth. brôthar Bruder, griech. χόρτος, latein. hortus gleich goth. gards Garten, latein. haedus goth. gaits Ziege, latein. hostis goth. gasts Fremdling, Gast, latein. homo goth. guma Mensch, Mann (noch lebend in unserem Bräuti-gam), griech. cheo, χέω goth. giutan gießen, griech. ϑυγάτηρ goth. dauhtar Tochter, griech. ϑύρα goth. daur Thüre.

Weitere Beobachtung lehrte, daß die obigen Lautwandlungen nicht nur für den Anlaut, sondern im Wesentlichen auch für In- und Auslaut gelten, z. B. latein. dicere = goth. teihan (d. h. teichan), latein. tacere = goth. thahan, griech. pûs, podos, latein. pês, pedis = goth. fôtus Fuß.

Und so ergab sich denn das Gesetz der Lautverschiebung, welches in seiner idealen Form also heißt:

1. Die griechisch-lateinischen weichen Laute, die Mediä „b", „d", „g", erscheinen im Gothischen als verhärtete Tenues „p", „t", „k".

2. Die griechisch-lateinischen harten Laute, die Tenues „p", „t", „k", verwandeln sich im Gothischen in ihre entsprechenden Hauchlaute, in die Aspiraten „f", „th", „h".

3. Die griechisch-lateinischen Hauchlaute oder Aspiraten „f", „th", „ch" und „h" (φ, ϑ, χ) gehen im Gothischen in die ihnen entsprechenden Weichlaute, in die Mediä „b", „d", „g" über.

Also z. B. latein. „d" wird goth. „t", latein. „t" wird goth. „th", griech. „th", ϑ (im Latein. fehlt dieser Laut) wird goth. „d"; eine Art Kreisbewegung die von „d" wieder auf „d", von „b" auf „b", von „g" auf „g" u. s. w. zurückführt. Die gothischen Laute, so drückt man sich aus, sind den griechisch-lateinischen gegenüber überall um eine Stufe vorgerückt, das Gothische „steht auf einer anderen Lautstufe", steht gleichsam um eine Lautstufe höher als das Griechisch-Lateinische.

Die gothische Mundart ist zusammt dem gothischen Volke seit mehr als tausend Jahren erloschen und nur durch eine Reihe jener glücklichen Zufälle, an denen die Geschichte der Wissenschaft so reich und doch nur allzu arm ist, hat jene Sprache sich uns erhalten in der wennauch unvollständigen gothischen Uebersetzung des Neuen Testaments und in einigen andern Urkunden. Aber die gothische Lautstufe ist nicht verloren gegangen; die ganze große Gruppe der germanischen Mundarten, welche man die niederdeutsche oder sächsische nennen mag, steht noch heute auf der gleichen Lautstufe, also das heute sog. Plattdeutsch, das Holländische, Englische, Dänische, Schwedische, sowie auch deren ältere Formen, das Altsächsische, Angelsächsische, Altnordische u. s. w. Mit anderen

Digitized by Google

Worten: wo der Gothe z. B. ein „d“, ein „t“, ein „th“ gesprochen hat, da sprechen diese Völker auch heute noch ein „d“, „t“, „th“; das goth. dags lautet englisch day, das goth. taihun engl. ten zehn, das goth. thata engl. that; und ebenso in den anderen oben verzeichneten Lautreihen.

Wie aber ist es denn mit der anderen Gruppe der deutschen Mundarten ergangen, mit der oberdeutschen, jetzt hochdeutsch genannten? Wundersam genug: sie hat denselben Proceß, welchen die gothische Sprache im Verhältniß zur griechisch-lateinischen aufweist, auch ihrerseits im Verhältniß zum Gothischen entwickelt und fortgesetzt, indem sie von Neuem um eine „Lautstufe“ vorrückte. Allerdings nur theilweise und mit bedeutenden Einschränkungen, am auffallendsten und noch heute bezeichnendsten an der Tenuis „t“. Wie das Gothische aus dem griechisch-lateinischen „t“ zum „th“ fortgerückt war, so rückte das „Althochdeutsche“ vom gothischen „t“ um eine Lautstufe fort, indem sie dasselbe „aspirirte“, d. h. in „ß“ und „z“ verwandelte. So wurde aus goth. tagr althochd. zahar, unser Zähre, aus goth. taihun ahd. zehen zehn, aus goth. taikns ahd. zeichan Zeichen, aus goth. tvai ahd. zwei, aus goth. tuggo ahd. zunga Zunge; im Innern des Worts, im „Inlaut“ aus goth. fotus ahd. fuoz Fuß, aus goth. thata ahd. daz daß (das). Im Englischen und überhaupt im Niederdeutschen lauten alle diese Worte noch heute tear, ten, token, tongue, foot, that, und mit diesem Merkmal kann man am besten und kürzesten den Unterschied zwischen Ober- und Niederdeutsch charakterisiren: Der Gothe sagte thata wato, der Niederdeutsche sagt dat water, der Oberdeutsche sagt das Wasser, d. h. in wissenschaftlich besserer Schreibung: daß Wasser.

Wer diese, hier nur in flüchtigem Umriß gezeichneten Grundregeln der Lautverschiebung sich einmal klar und zu eigen gemacht hat, der besitzt in ihnen nicht nur Schutz und Bürgschaft gegen eine Menge etymologischer Täuschungen, ein Mittel, den auf diesem Gebiete oft so trügerischen Schein von der nüchternen Wirklichkeit zu sondern; er besitzt mit diesen Gesetzen auch die Haupt- und Grundzüge, durch welche die germanische Sprachensippe sich von ihren indogermanischen Schwestersippen lautlich unterscheidet. Denn nur der germanischen Sippe ist diese durchgreifende Lautverschiebung eigen, nur sie steht auf dieser besonderen Lautstufe, und daraus ergibt sich der große Vortheil, daß schon die Kenntniß des Griechischen oder Lateinischen genügt, um auch dem minder Gelehrten das lautliche Verhältniß eines deutschen Wortes zu den übrigen indogermanischen Sprachzweigen klar zu machen. Wo im Lateinischen oder Griechischen ein „k“, ein „t“, ein „p“ u. s. w. steht, da steht (im Wesentlichen) auch im Sanskrit, Litauischen, Slavischen ein „k“, ein „t“, ein „p“ u. s. w., im Gothischen aber und im Deutschen überhaupt ein „h“, ein “th“ (d), ein „f“. Wenn wir daher jetzt zu der Frage übergehen, in welchem Verhältnisse denn die keltische Sprachengruppe zu der deutschen stehe, und welche Stellung überhaupt sie in dem Kreise der indogermanischen Sprachfamilie einnehme, so reicht schon die Vergleichung mit dem weitbekannten Lateinischen aus, um über

Digitized by Google

beide Fragen das gehörige Licht zu werfen, und zwar in folgender Weise: Wir wissen, daß der Hund im Griechischen kyôn, im Lateinischen canis heißt, wobei kyn und can der eigentliche Wortstamm ist. Im Gothischen und Deutschen lautet dieser Wortstamm nach dem Gesetze der Lautverschiebung hun (-d). Fänden wir nun, daß das keltische Wort für dieses Thier etwa han oder hun laute, so würden wir gewiß erklären, daß diese Form dem Deutschen näher stehe als dem Griechisch-Lateinischen. Fänden wir im Gegentheil, daß der Hund im Keltischen can oder cun heißt, so würden wir das entgegengesetzte Urtheil aussprechen, würden im letzteren Falle sagen: das keltische Wort steht auf der lateinischen, nicht auf der gothisch-deutschen Lautstufe, und ist daher dem Lateinischen näher verwandt als dem Deutschen. Damit wäre noch keineswegs gesagt, daß Keltisch und Lateinisch nächstverwandte Sprachen sind, aber noch weniger wäre gesagt, daß Keltisch und Deutsch es seien.

Im folgenden Abschnitt hoffen wir zu berichten, wie die Kelten den Hund, und wie sie noch einige andere und bedeutendere Dinge genannt haben und nennen.

Augsburg. Ad. Bacmeister.

Volksrecht und Amtsrecht,

ein Capitel aus der Geschichte des deutschen Rechtes.

(Rudolf Sohm, Die altdeutsche Reichs- und Gerichtsverfassung. Erster Band: Die fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung, Weimar, 1871.)

Die neueren Untersuchungen auf dem Gebiete der deutschen Rechtsgeschichte wenden sich mit Vorliebe der fränkischen Periode zu, eine Erscheinung, welche sich in erster Linie daraus erklären dürfte, daß die Rechtszustände dieser Zeit an sich eine gewaltige Anziehungskraft ausüben. Finden wir doch in der fränkischen Geschichte so Manches, was das deutsche Volk seit Jahrhunderten schmerzlich entbehren mußte und zum Theil noch entbehrt, eine kräftig construirte Staatsgewalt, eine feste Unterordnung der Kirche unter den Staat und einen starken Zug zur Bildung eines einheitlichen Rechtes. Weil uns das römische Reich deutscher Nation, sowohl als Lehnsstaat wie als Staatenrepublik, die unerfreuliche Kehrseite dieser Erscheinungen darbietet, gewährt es doppelten Reiz, sich in die Betrachtung der fränkischen Zustände zu vertiefen, sinnend, wie es denn kam, daß Alles so ganz anders geworden, als die vielversprechenden Anfänge germanischer Staatenbildung erwarten ließen.

Digitized by Google

Die mächtig anregenden Arbeiten von Roth und Waitz haben die jüngere Forschung auf die fränkische Geschichte als auf die Grundlage der continentalen Rechtsentwicklung nachhaltig hingelenkt. Weit intensiver als für die folgenden Perioden ist für die fränkische das gesammte Quellenmaterial durchgearbeitet worden. Nicht nur die eigentlichen Rechtsquellen, sondern auch der reiche Urkundenschatz dieser Zeit und die Scriptores wurden in den Bereich der rechtsgeschichtlichen Untersuchung gezogen. Das Untersuchungsfeld schien in Folge dessen so sehr ausgebeutet zu sein, daß man auf den ersten Blick hin glauben mochte, es seien auf dem Gebiete der fränkischen Verfassungs- und der Quellengeschichte — von zahlreichen Controversen abgesehen — namhafte Resultate kaum mehr zu erwarten. Anders standen die Dinge auf dem Gebiete des fränkischen Proceßrechtes und der Gerichtsverfassung, deren Schächte man erst in jüngster Zeit methodisch abzubauen versucht hat. Die Ergebnisse, welche hieraus zu Tage gefördert wurden, lassen eine überraschende Rückwirkung auf die Auffassung des fränkischen Verfassungrechtes erhoffen, auf welches durch dieselben neues unerwartetes Licht fällt. Ein Beleg hiefür ist Sohms Altdeutsche Reichs- und Gerichtsverfassung.

Der Verfasser, welcher sich bereits durch Arbeiten über die Entstehung der Lex Ribuariorum, über den Proceß der Lex Salica, über die geistliche Gerichtsbarkeit im fränkischen Reiche und über den Vertragsschluß unter Abwesenden als gründlichen Rechtshistoriker und vielseitig gebildeten Juristen bekannt gemacht hat, liefert uns in dem vorliegenden Werke über die fränkische Reichs- und Gerichtsverfassung den ersten Band einer umfassenden Darstellung der altdeutschen Reichs- und Gerichtsverfassung. Mit gründlicher Kenntniß der Quellen vereinigt er ein feines Verständniß derselben. So manche schwierige Stelle, welche bisher jeder befriedigenden Interpretation zu trotzen schien, wird in sauber ausgeführter Detailuntersuchung auf überzeugende Weise erklärt. Die klaren, festen Linien, in welchen die Rechtszustände gezeichnet werden, bekunden den scharfen Juristen, der sich trotz der erdrückenden Fülle des Materials den freien Blick bewahrt, um den Wechsel der Erscheinungen vom allgemeinen culturgeschichtlichen Standpunkte aus aufzufassen. Die Darstellung ist lebendig und energisch, leidet aber an allzuhäufiger Anwendung oratorischer Lieblingsfiguren, so insbesondere an Häufung von Antithese und Wiederholung, so daß eine ununterbrochen fortgesetzte Lectüre des Buches etwas ermüdend wirkt.

Von den Resultaten Sohms ist die Mehrzahl zu einer Besprechung an diesem Orte nicht recht geeignet, weil sie dem allgemeinen Verständnisse etwas zu ferne liegen und daher allzu ausführliche Erklärungen erheischen würden. Drum sei aus dem reichen Inhalte des Buches nur eine einzelne Materie herausgegriffen, bei welcher diese Bedenken nicht oder doch nur in geringerem Grade vorliegen.

Wer sich auch nur oberflächlich mit der Geschichte des römischen Rechtes beschäftigt hat, weiß, daß diese sich in den Gegensätzen von strengem Recht, ius civile,

Digitized by Google

ius strictum und von Billigkeitsrecht, ius honorarium, ius æqum bewegt, sowie daß das römische Recht gerade diesem Dualismus und dessen allmäliger Ausgleichung seine hohe technische Vollendung verdankt. Der eiserne Rigorismus der Form, wie er das ältere römische Recht kennzeichnet, ist durch neuere Untersuchungen auch als eine Eigenthümlichkeit des älteren deutschen Rechtes, ja als ein culturgeschichtliches Merkmal aller Anfänge gesunder Rechtsbildung nachgewiesen worden. Wie jeder Organismus für die erste Zeit seiner Entwicklung einer schützenden Hülle bedarf — man denke an das thierische Ei, an die Samenkapsel der Pflanzen — so ist auch das Recht in seinen Anfängen, um den Kampf des Daseins bestehen zu können, geschützt durch die Panzerhaut des Formalismus, die es ohne Gefahr vor Zersetzung durch widrige Einflüsse von außen erst dann abzustreifen vermag, wenn es von innen heraus zu einer gewissen Ausbildung gediehen ist. Härten des Rechtes, die uns als überflüssig erscheinen, pflegen wir heutzutage auf dem Wege unserer allzu arbeitseifrigen Gesetzgebung zu beseitigen. In Rom hat sich neben dem strengen Volksrechte, als die Härte desselben sich fühlbar zu machen begann, auf dem Verwaltungswege, nämlich aus der rechterzeugenden Gewalt der Prätoren heraus ein Billigkeitsrecht entwickelt, welches zu jenem in ein concurrirendes Verhältniß trat. Die germanische Rechtsgeschichte ließ uns bisher ein Analogon dieses Dualismus vermissen, höchstens das englische Recht ausgenommen, in dessen Gegensätzen von Common Law und Equity der altrömische Unterschied von ius strictum und ius æqum nach tausendjährigem Schlafe eine räthselhafte Auferstehung gefunden zu haben schien.

Es ist nun das Verdienst Sohms, anknüpfend an eine vereinzelte Andeutung eines Vorgängers, den Parallelismus von Volksrecht und Amtsrecht in der fränkischen Rechtsentwicklung zuerst im Zusammenhange dargestellt zu haben. Quelle des Amtsrechtes ist das fränkische Königthum, in dem die Fülle der Gerichtsgewalt vereinigt ist und sind dessen Organe die von ihm eingesetzten richterlichen Beamten. Das Mittel zur Durchführung des Amtsrechtes gewährt der richterliche Bann, auf dessen Nichtbefolgung eine Buße (bannus) gesetzt ist, welche der volksrechtlichen Buße (fredus) als Buße nach Amtsrecht gegenübersteht. Die amtsrechtlichen Neuerungen machen sich namentlich auf dem Gebiete des Proceßrechtes geltend, ein Beleg für den Satz, welchen Ihering gelegentlich aussprach: „Proceßformen zählen zu den ältesten, von welchen die Rechtsgeschichte zu berichten weiß". Das alte Volksrecht kannte nur Einen Motor des Processes, die rechtsförmliche Parteihandlung, das Amtsrecht setzt an Stelle derselben den schlichten richterlichen Befehl. Während das volksrechtliche Verfahren, weil es sich in unmittelbarem Wechselverkehr der Parteien vorwärts bewegte, nur durch den Zwang der Formen in festen Geleisen erhalten werden konnte, vermögen die Institutionen des Amtsrechtes sich vom Formalismus zu befreien, da ihn die gesteigerte richterliche Autorität ersetzt. Soweit das Amtsrecht über den Bereich des Königsgerichtes hinaus in den von den Grafen geleiteten Volksgerichten sich

Digitized by Google

durchsetzt, besteht anfänglich ein Concurrenzverhältniß zwischen den Institutionen des Volksrechtes und den amtsrechtlichen Neuerungen. So erscheint neben der alten rechtsförmlichen Vorladung durch die Partei (mannitio) als jüngere amtsrechtliche Form die Vorladung durch richterlichen Befehl (bannitio). Nach Volksrecht ist es der Kläger der den Beklagten zur Antwort, ist es die Partei selbst, welche die Urtheilfinder zur Urtheilsfällung, den Gegner zur Eideshandlung mittelst Formelact auffordert. Das Amtsrecht ersetzt in all diesen Fällen die formelle Parteihandlung durch den richterlichen Befehl. Derselbe Dualismus dringt in das Vollstreckungsverfahren. Neben der Mobilienexecution des Volksrechtes entwickelt sich eine amtsrechtliche Execution, welche als missio in bannum regis die Immobilien des Schuldners mit Beschlag belegt. Das amtsrechtliche Strafverfahren emancipirt sich sogar von der Voraussetzung einer vorliegenden Privatklage, indem es — ein Verfahren von Amtswegen — der öffentlichen Rüge, d. h. dem Ergebniß amtlicher Befragung der Umsassen die rechtlichen Wirkungen der förmlichen Privatklage beilegt. Am weitesten gedieh die Befreiung von dem volksrechtlichen Formalismus im Königsgerichte, welches nach Art eines Billigkeitsgerichtshofes zu fungieren vermochte und in dem Inquisitionsbeweise (der Wurzel der späteren Jury) ein amtsrechtliches Seitenstück zum volksrechtlichen Zeugenbeweise, in der sogenannten Reclamatio ein Analogon der rechtsförmlichen Urtheilsschelte und mittelst der indiculi regales ein Verfahren auf Grund schriftlicher und formelhafter Mandate der königlichen Kanzlei (das Urbild des späteren englischen Writprocesses) schuf.

Wie der alte Rechtsgang auf dem Boden der Volksfreiheit, erwuchs der neue auf den Basis der richterlichen Gewalt. Die Steigerung der gerichtlichen Autorität war der Kaufpreis, den man für die Befreiung von der wuchtigen Last des Formalismus bezahlte, eines Formalismus, der für das geringste Versehen den Verlust des Processes zur unausweichlichen Folge hatte und, spröd und ungelenk wie er war, sich in keiner Weise der Individualität des einzelnen Rechtsstreites anzuschmiegen vermochte. Treffend sagt Sohm: „Das (alte) Recht ist strenge und unbeugsam, weil es an die Persönlichkeit die höchste Anforderung stellt, die Anforderung der Unfehlbarkeit des Willens. Ein Mann, ein Wort. Der freie Mann ist der Sclave der eigenen Handlung. . . . Die Fortentwicklung des Rechtes besteht in der Minderung des Maßstabes, den das Recht an die Persönlichkeit legt. Die nachfolgenden Geschlechter finden die Rüstung zu schwer, welche für den Gliederbau der Ahnen bemessen war. Das Recht gewinnt die Aufgabe, elastischer, biegsamer, beweglicher zu werden. . . Die Entwicklung geht im altdeutschen, wie im altrömischen Recht vom ursprünglichen ius strictum zum ius æquum über."

Es ist begreiflich, daß die Rechtshistoriker den neuen bisher unbekannten Begriff, der da plötzlich in der deutschen Rechtsgeschichte Einlaß begehrt, mit skeptischen Blicken betrachten und die Aufnahme desselben von einer eingehenden Prüfung seiner Legitimation abhängig machen; hat man doch unwillkürlich das

Digitized by Google

Gefühl, daß er zu jenen Begriffen gehöre, mit welchen, sind sie einmal recipirt, überschwengliche Phantasie sehr leicht argen Mißbrauch treiben kann. Uebermaß von Vorsicht ist in solchen Fällen besser als der Mangel an Vorsicht. Allein die Thatsachen, mit welchen Sohm operiert, sind ja doch der Hauptsache nach bereits feststehende Ergebnisse der Rechtsgeschichte. Neu ist nur, daß er für eine Reihe von bereits bekannten Erscheinungen eine passende Formulirung gefunden hat, welche auf den ersten Blick hin durch ihre Neuheit überrascht und durch die Fülle der plötzlich einströmenden Analogien des römischen Rechtes verwirren mag. Demjenigen übrigens, der sich in die Anschauung des altdeutschen Formalismus schon seit längerer Zeit innig eingelebt hat, kann der Begriff des Amtsrechtes kein ungeahnter Ankömmling sein. Bewillkommnender Empfang war ihm bereits vorbereitet oder wird rasch vorbereitet sein, wenn man die dem altdeutschen Proceßformalismus zu Grunde liegenden Gedanken consequent zu Ende gedacht hat.

Man hat gegen den Begriff des fränkischen Amtsrechtes den Einwurf erhoben, der fränkische Staat erscheine hiemit als der Staat der absoluten Königsgewalt, soweit sich dieselbe thatsächlich durchzusetzen vermochte. Dem ist entgegenzuhalten, daß die Institutionen des Amtsrechtes durch eigenen, inneren Werth neben den Einrichtungen des Volksrechtes Wurzel fassen mußten und die Concurrenz der letzteren nur dadurch beseitigen konnten, daß sie dem praktischen Bedürfnisse der Zeit in höherem Grade entsprachen. Der fränkische König war also dem alten Volksrechte gegenüber nicht weniger und nicht mehr absoluter Herr als der römische Prätor dem ius civile gegenüber.

Gegen Ausgang der fränkischen Periode ist der Dualismus zwischen Volksrecht und Amtsrecht nahezu verschwunden, indem die meisten der oben angeführten amtsrechtlichen Institutionen die mit ihnen concurrirenden Proceßinstitute des Volksrechtes völlig verdrängten. Zugleich aber hört im deutschen Rechtsgange nach der Auflösung der fränkischen Monarchie die Fortbildung des Amtsrechtes auf. Die Neuerungen desselben, soweit sie sich im Volksgerichte festgesetzt hatten, werden von dem Formalismus des volksrechtlichen Verfahrens eingesponnen.

Offenbar hängt es mit den politischen Verhältnissen zusammen, daß im deutschen Reiche die königliche Gewalt und mit ihr die richterliche Gewalt überhaupt aufhörte, in fränkischer Weise ein selbstständiger Factor der Rechtsbildung zu sein, und daß somit die früher so reichlich sprudelnde Quelle des Amtsrechtes versiegte. Der deutsche Rechtsgang des Mittelalters ist wieder ein Verfahren nach strengem Recht, welches von Formen starrt und schließlich in kleinlichem und engherzigem Formalismus verknöchert. Etwas anders gestalteten sich die Dinge im westfränkischen Reiche, wo das Königsgericht die volle karolingische Erbschaft amtsrechtlicher Institutionen übernimmt, welche insbesondere in dem normannischen Staatswesen nachgebildet und fortgebildet wurden, um von da aus mit der Herrschaft der Normannen nach England verpflanzt zu werden. In diesem

Digitized by Google

Zusammenhange erscheinen die Eigenthümlichkeiten der englischen Rechtsentwicklung nicht mehr als eine in sich abgeschlossene, der continentalen Rechtsbildung völlig fremde Welt. Sie haben vielmehr ihren Anknüpfungspunkt im fränkischen Rechte, welches gleich dem altrömischen den für die Rechtsentwicklung so unendlich fruchtbaren Gegensatz von Volksrecht und Amtsrecht aus sich selbst heraus erzeugt hat. H. Br. . . . .

---

* Christoph Scheurl als Historiker. Jahrbücher des deutschen Reichs und der deutschen Kirche im Zeitalter der Reformation, herausgegeben von J. K. F. Knaake. Band I. Heft 1. Leipzig. T. O. Weigel, 1872. 160 S.

Die erste Hälfte des sechzehnten Säculums bezeichnet den Beginn der modernen deutschen Historiographie. In ihren Anfängen theilweise noch in der mittelalterlichen Manier und Auffassung befangen, zeigt sie doch bald die gebildete und elegante Form des Humanistenlatein, nationale, patriotische Auffassung und seit Beatus Rhenanus Ansätze zu sehr respectabler Quellenkritik und Schärfe der Untersuchung. Mehr populär und encyklopädisch, aber auch in weitaus größerer und tieferer Einwirkung auf das große Publicum stellen sich die deutschgeschriebenen Geschichtsbücher der Aventin und S. Frank dar. Es verlohnt gar wohl der Mühe, allen in unserer Sprache geschriebenen, ähnlichen Versuchen nachzugehen und aus ihnen Beiträge zur Erkenntniß der herrschenden Anschauungen und des Zeitgeistes zu gewinnen. Jede neue Publication derartiger Schriften mag willkommen geheißen werden. Der Herausgeber der Staupitz'schen Werke, dem wir erst unlängst — zusammen mit v. Soden — die Edition des Scheurl'schen „Briefbuchs" dankten, hat sich durch die unter dem obigen vielversprechenden Titel erschienene Publication des „Geschichtbuches der Christenheit von 1511 bis 1521" unstreitig ein weiteres Verdienst erworben.

Knaake will es bei der Herausgabe dieses historischen Werkes Scheurls nicht bewenden lassen, er gedenkt überhaupt für die Zeit bis 1555, die bewegteste unseres Vaterlandes, die Masse geschichtlichen Stoffes, der sich an den verschiedensten Orten in Büchern und Gewölben zerstreut findet, gesammelt darzubieten; gewiß ein Vorsatz, der alles Lob und alle — Unterstützung verdient. Chroniken, Reichstagsacten, Beschreibung einzelner Begebenheiten, kirchliche Verhandlungen, Neues und Altes, dessen Benützung den Historikern schwer zugänglich ist, sollen die „Jahrbücher" bringen und so zu einer vollständigen Quellensammlung für die genannte Zeit führen. Eine große Aufgabe, deren correcte und gründliche Ausführung aber um so ersprießlicher und zweifellos wünschenswerth wäre! Wir können dem Herausgeber zu seinem Gedanken nur Glück und die nöthige Ausdauer und Kraft wünschen, an wirksamer Förderung wird es die rühmlichst bekannte Verlagsbuchhandlung wohl nicht fehlen lassen. Daß die Aufgabe trotz der scheinbaren Unüberwindlichkeit durchführbar sei, wird der nicht bezweifeln, dem die unvergeßlichen Leistungen Ph. Jaffé's in Erinnerung sind, des einen Mannes, der allein mehr als — eine bekannte Societät leistete. — Doch sehen wir, was wir mit dem Vorliegenden gewonnen! Christoph Scheurl (11. November 1481 geboren, 14. Juni 1542 gestorben) ward uns durch v. Sodens Beiträge zur Geschichte der Reformation ꝛc., Nürnberg 1855, und durch die Ausgabe seines „Briefbuches" nach langer Vergessenheit wieder näher gebracht. Ein vielseitiger gewandter Geist, vorzüglich als Jurist, mit Luther Melanchthon, Spalatin, Amsdorff, Oekolampad, aber freilich auch mit Eck, Karlstadt und Cochläus befreundet, zählt er zu der großen Anzahl jener erasmischen Naturen — man

Digitized by Google

erlaube den Ausdruck als Bezeichnung für die ängstlicheren Gemüther, welche eine Reformation in der Kirche durch dieselbe wollten — die anfänglich für die Reformation eintraten [1]), später aber sich scheu von derselben zurückzogen. Namentlich Philologen — B. Rhenanus und Juristen — wie Zasius, B. Amerbach — gehören in diese Classe; auch unser Nürnberger Jurist hält es in den Jahren der Aufschreibung seines Geschichtsbuches für passender, die Reformationsbewegung aus der sicheren Warte ruhigster Objectivität zu betrachten. So ist er denn seiner Stellung zur wichtigsten Zeitfrage nach kein rechter und klarer Ausdruck der Anschauung seiner Tage. Weder im conservativen, noch im reformatorischen Lager stehend, liegt ihm aber unparteiische mit den Thatsachen begnügte Darstellung viel näher, als den leidenschaftlich erregten Factionsmännern. Zu diesem Vorzuge seiner Erzählung kömmt noch die gewissenhafte Genauigkeit in der umständlichen Schilderung des Thatsächlichen bis ins kleinste Detail, wodurch seine Berichte bedeutend an Werth gewinnen. Seine Verbindungen mit den Höfen, namentlich dem von Wien, seine Stellung in Nürnberg ließen ihm aber auch bald und ungetrübt verläßliche Nachrichten über die Weltereignisse zukommen. Vornehmlich über Ost-Deutschland und Oesterreich ist er gut berichtet; seine deutsche Erzählung ist dazu schmuckloser als sein Latein. Wenngleich die Auffassung oft die mittelalterliche ist — wie bei Schedel und Nauclerus — wennauch die Länge seiner Perioden und die Ungelenkheit des Ausdrucks oft ermüdend wirkt, so wird man doch nicht anstehen, der Reichhaltigkeit des Inhaltes halber das „Geschichtsbuch" unter die besseren historischen Werke der deutschen Historiographie im XVI. Jahrhunderte zu rechnen. Freilich an die classische Gruppirung und künstlerische Darstellung des ähnlich objectiven Sleidan reicht sie nicht heran; so volksthümlich wie Franks und Thurmaiers Schriften wäre Scheurls Aufzeichnung — wenn sie in die Oeffentlichkeit gekommen wäre — wohl auch nicht geworden; dennoch wird man bei historischer Betrachtung der geschichtlichen Litteratur des damaligen Deutschland sich freuen, in dem „Geschichtsbuch" einem Werke zu begegnen, das von Ueberschwänglichkeit, Tendenzhascherei und störenden Excursen und Episoden so frei ist, nur auf die wahrheitsgetreue Ueberlieferung abzielt. Knaake gab das „Geschichtbuch" aus dem Sammelbande N. 255 bis 286 des v. Scheurl'schen Familienarchivs in Nürnberg heraus, er nimmt für das Jahr der Abfassung 1528 an; mit rühmenswerther Sorgfalt gab er in Noten zur Sicherstellung des Textes alle Bemerkungen, die v. Scheurl dem nicht von ihm geschriebenen Manuscripte seines Werkes beifügte. Weniger einverstanden kann ich mit der Orthographie sein, die der Herausgeber in all' der störenden und unwillkührlichen Consonantenüberladung beibehielt, welche die Schreiber des sechszehnten Jahrhundertes lieben.

Doch nun zu dem Inhalte der Publication!

Von 1511 bis 1521 führt Scheurl den Leser, nur zehn Jahre, aber welches Decennium! Scheurl ist sich der beispiellosen Tragweite der von ihm geschilderten socialen Revolutionen so wenig bewußt, als der eminenten Bedeutung Luthers, oder er läßt wenigstens nichts davon merken. Ruhig, ja kühl schreibt er von Luthers Leipziger Disputation u. A. (siehe S. 112, 123, 125, 146 u. f. w.), er kennt nicht einmal sein Geburtsjahr, viel mehr interessirt ihn die Haupt- und Staatsaction der italienisch-französischen Kriege, von denen er sogar stets die vornehmsten Gefallenen und Verwundeten anzugeben weiß (Ravenner-Schlacht S. 18, 19) oder gräßliche Thaten in Ungarn und weit hinten in Siebenbürgen, Indien (42) Lithauen und (45). Sein eigentliches Ressort aber ist die Mittheilung der Staatsverträge, Fürstenheiraten (z. B. 11, 12, 23, 34, 46, 12), Processionen und Einzüge (cf. 22). Für die umständliche, eines

[1]) Bei der Schilderung des Tezel'schen Handels (112) sagt er noch 1528: umb des geitz willen, warlich unverschambt, erschrockenlich und vast weitleufig predigten u. s. w.

Digitized by Google

Ceremonienmeisters würdige Aufzeichnung der letzteren wird der Culturhistoriker dankbar sein müssen, denn inmitten der Sündflut von Titulaturen finden sich ganz brauchbare und seltene Notizen u. a. für die Geschichte der Wiener Hofmusik [1]) und die Trachten der Vornehmen. (Vgl. besonders 74 ff. 103, 152 ff.) Auch einzelne Männer, wie Melchior Pfinzing (77), Cuspinian (78), Jakob Villinger (104, 138), Tursch (Turzo, Bischof zu Olmütz, 116), für deren Biographie jeder Beitrag erwünscht ist, werden in seiner Erzählung genannt. Sehr brauchbar und ausführlich sind ferner die Berichte über die Intriguen Franz I. bei der Königswahl (139, 140), die Krönungsfeierlichkeiten Karls V. zu Aachen 1520 (152), am frischesten aber ist die Schilderung des auch von Scheurl warm gepriesenen (130) Kaiser Maximilian und seines Ablebens (vgl. Cuspinian V. Maximiliani), sowie die einfache aber instructive Erzählung vom „armen Konrad" (S. 49 ff.), aus der man gerade ihrer Schmucklosigkeit wegen nur um so überwältigender die unheimliche und furchtbare Gährung, die in jenen Kreisen herrschte, herausfühlt.

Für die Kenntniß des volkswirthschaftlichen Verhältnisses ist die Ausbeute gering, nur nebenher wird Einiges über den Speirer Ungeltaufstand (23), die Fuggerbank (26), die württembergische Landsteuer (49) und über Zölle (121, 148) gegeben. Noch wäre auf manche dankenswerthe Bemerkung hinzuweisen — die Stofffülle für die zehn Jahre ist groß —, doch mag das Vorliegende genügen, um die Forscher und die Lehrer der Geschichte auch an den Gymnasien auf den reichen Gewinn für die Plastik und Farbenfrische ihrer Erzählung aufmerksam zu machen, der in diesen in die Zeit einführenden Schilderungen der Zeitgenossen jener Epoche liegt. Auch für die Lehrer der Mittelschulen gilt ja der Satz: ex ipso fonte bibite aquam!

Wenn ich also das vorliegende neue Unternehmen der Gunst und Förderung der Forscher, des Lehrerstandes und der Bibliothek empfohlen wissen möchte, so verbinde ich damit den Wunsch nach rascher und glücklicher Fortsetzung desselben, — denn lange Intervalle der einzelnen Lieferungen lassen das Interesse des Publicums nur allzu leicht erkalten, wie denn schon die ausgegebene Lieferung Scheurls Geschichtsbuch vollständig hätte bringen können.

Wien. Adalbert Horawitz.

---

r. Italienisches aus Tirol. „Sintassi della lingua italiana con riguardo alle principali attinenze della Sintassi latina e greca" per Dr. F. Demattio prof. Innsbruck, Wagner. — So lautet die Aufschrift eines Werkes, das Lehrern und Lernenden, insbesondere an den Gymnasien, wo man stete Rücksicht auf die classischen Sprachen zu nehmen hat, willkommen sein dürfte. Wer die italienischen Grammatiken, auch die bessern, welche an Mittelschulen in Gebrauch sind, kennt, wird gewiß zugeben, daß Demattio's Buch einem Bedürfniß abzuhelfen strebt und, abgesehen von allem Uebrigen, schon insofern Beachtung verdient. Es ist Dr. A. Mussafia, dem Meister romanischer Philologie, gewidmet.

Hier erlauben wir uns auf ein vor etlichen Monaten bei Amthor in Gera erschienenes Werk hinzudeuten: „Die romanischen Dialecte in Süd-Tirol von J. Schneller." Der Verfasser weilte nahezu 12 Jahre als Gymnasialprofessor zu Roveredo und benützte

[1]) S. 77. her paulus sambt andern Kunstnern (hat zu Wien) georgelt mit allerlei newen vor unerhorten und kunstliche saiten spilen, als regal, vogelgesang und einem andern Instrument an all pfeiffen und dergleichen großen Schal volbracht.

Digitized by Google

seine freie Zeit zu einem genauen Studium der Dialecte. Im Besitz der nöthigen philologischen Kenntnisse, bietet er vielfältig Interessantes auf jenem bisher wenig erforschten Gebiete, wo deutsche und italienische Sprache abwechselnd gegen einander Raum gewinnend und verlierend sich kreuzten und mischten. Ein zweiter Band ist noch in Aussicht gestellt. Schneller sammelte auch „die Märchen und Sagen von Welsch-Tirol". Dieses treffliche Werk erschien vor längerer Zeit bei Wagner und hat nicht bloß für den Ethnographen und Germanisten Werth, es kann auch der Familie empfohlen werden. Schneller hat dem gesammelten Stoffe objectiv volles Recht angedeihen lassen und gibt ihn so schlicht und schön wieder, daß man ihn neben den Meistern dieses Faches nennen darf. Die Deutschen haben ihre reizenden Sagen und Mährchen hinabgetragen in den fernen Süden, die Ursprache ging verloren, aber das Erbe aus den Wäldern der Heimat wurde treu überliefert von Geschlecht zu Geschlecht.

An Schnellers Werk schließen sich die unlängst erschienenen mythologischen Beiträge aus Wälsch-Tirol mit einem Anhang wälschtirolischer Sprüchwörter und Volkslieder von Dr. L. v. Hörmann. Echt deutsch in Sinn und Fassung sind die Geschichten vom heil. Petrus, wie wir sie kaum anmuthiger von Hans Sachs kennen, der sie wohl auch dem Munde des Volkes entlehnte. Diese schätzenswerthen Beiträge enthält der 15. Band der Zeitschrift des Ferdinandeum.

Es ist immerhin beachtenswerth, daß deutsche Männer, wie Schneller und Hörmann, so wie bei anderen Anlässen Aklmayr und Widter die Reste deutschen Wesens an der unteren Etsch sammelten und aufbewahrten, während die Enkel der Deutschen in jenen Gegenden nicht selten der Väter vergessend nach Süden cokettiren.

Wo in der Seele des Volkes so viel deutsches Wesen erhalten blieb, darf man sich nicht wundern, daß auch die deutsche Schule neue Kraft gewinnt, daß Gemeinden, die längst verwälscht schienen, deutsche Lehrer verlangen. Wir rufen diesen friedlichen Eroberern ein herzliches Glückauf zu.

---

* Das Geheimmittel-Unwesen. Nebst Vorschlägen zu dessen Unterdrückung. Von Dr. H. E. Richter. Leipzig, Otto Wigand.

Seit vielen Jahren bemühen sich einzelne Aerzte, Chemiker, medicinische Zeitschriften und Volksblätter auf das anerkennenswertheste, das Publicum über die Natur der Geheimmittel aufzuklären; mit welchem Erfolge, das lehrt der Augenschein. Fort und fort tauchen neue Lebenselixire, Specifica gegen sonst unheilbare Krankheiten, Schönheitsmittel u. s. w. auf, ohne daß darum die alten verschwänden, und wie gewinnbringend das Geschäft sein muß, erhellt schon aus den zahllosen Ankündigungen und Reclamen, welche tagtäglich in großen und kleinen Zeitungen aller Länder uud Himmelsgegenden zu finden sind. Wer nur ein wenig zu rechnen versteht, der kann schon aus diesem Inseratenluxus das Schwindelhafte nachweisen; denn wie gering müssen die Herstellungskosten eines Wundertranks oder eines Wundermehls, einer Salbe oder Latwerge im Verhältnisse zum Verkaufspreise sein, wenn von dem Ertrage so enorme Spesen gedeckt werden können! Derartigen Berechnungen sind Wittstein und A. mit speciellen Daten zu Hülfe gekommen, indem sie sich die Mühe nahmen, nicht nur die Geheimmittel zu analysiren, sondern auch den Marktwerth der Bestandtheile bekannt zu machen, z. B.: Kammfett, Preis 1 fl. 10 kr., Werth 3 kr. — Zahnsyrup von Delabarre, Preis 2 Thaler, Werth nicht 2 Sgr. — Revalenta. Preis 2 fl., Werth 12 kr. u. s. f. Man hätte meinen sollen, daß solche Rechenexempel am ersten dem Publicum die Augen öffnen müßten, da Niemand sich gerne direct betrügen läßt. Allein die Gläubigen ant-

Digitized by Google

worteten; „Ja wohl, was ihr in den Arcanen gefunden habt, das mag so wenig werth sein, aber was ihr nicht zu entdecken vermögt, ist ja eben das Wunderthätige, gar nicht zu theuer zu zahlende!“ Und an diesem Wunderglauben prallen ebenso alle anderen Angriffswaffen ab. Mag noch so unwiderleglich dargethan werden, daß das Mittel Gift enthält, daß die demselben zugeschriebene Heilung von der Natur selbst trotz des Mittels vollzogen wurde, daß eine vorübergehende Linderung mit der Schwächung des ganzen Organismus oder verstärkter Wiederkehr des Uebels gebüßt werden muß, daß von den Personen, welche „Zeugnisse“ ausstellen viele weder existiren, noch je existirt haben — nichts macht Eindruck. Günstige Folgen kommen auf Rechnung des Geheimmittels, an ungünstigen tragen frühere oder spätere ärztliche Curen die Schuld, und die Aerzte sind überhaupt nur aus Brotneid gegen die ungelehrten Wohlthäter der Menschheit. Uns scheint, daß bisher Alle, die den Kampf gegen Charlatanerie aufnahmen, auf diesen tief in der menschlichen Natur wurzelnden Wunderglauben nicht genügend Rücksicht genommen haben, und daß dieser auch vielfach der Vorschläge spotten wird, welche der hochgeehrte Verfasser der vorliegenden Brochüre macht. Trotzdem halten wir die Ausführung derselben für durchaus nützlich: man muß eben mit kleinen und allmäligen Erfolgen zufrieden sein! Gewiß ist es ein Fortschritt, daß das vom Norddeutschen Reichstage 1869 beschlossene Gewerbegesetz das Curiren freigegeben hat. Damit fällt der gehässige Schein weg, als ob der Staat, welcher das Geheimmittelunwesen polizeilich und strafrechtlich verfolgt, dies nicht aus Gründen der Volkswohlfahrt und öffentlichen Sittlichkeit thue, sondern um die Aerzte in ihrer privilegirten Stellung zu schützen. Die Anträge Richters lassen sich in folgende Sätze zusammenfassen: Drastisch wirkende Geheimmittel sind im Verkauf den Giften gleichzustellen; Polizei, Staatsanwaltschaften, Preßbehörden müssen dem Treiben der Geheimmittelkrämer scharf aufpassen; die Verfolgung hat wegen Betrug, wegen Gefährdung des Lebens und der Gesundheit, wegen der Nährung des Aberglaubens zu geschehen, nicht wegen Beeinträchtigung der Aerzte und Apotheker; die Regierungen müssen die Bemühungen zur Entlarvung der Geheimmittel nachdrücklich und öffentlich fördern, jede wirkliche oder scheinbare Gemeinschaft mit solchen Gewerben (durch Concessionirung u. s. w.) vermeiden; endlich soll von Jedermann dahingewirkt werden, die Ueberzeugung von der Schädlichkeit und Schändlichkeit des Geheimmittelhandels allgemein zu verbreiten. Auch in diesem Falle wird wohl „die Polizei der Gesellschaft“ das Beste thun müssen! Was wir aber in Oesterreich ganz besonders betonen möchten, ist der Wunsch, daß die Apotheker einerseits sich des Vertriebs von Geheimmitteln gänzlich enthalten, andererseits aber „gewisse Arzneibedürfnisse des Publicums, denen der Geheimmittelhandel gefällig entgegenkommt, — salzige und erwärmende Abführmittel, ungefährliche Stärkungsmittel, Brustsäftchen, Toiletteartikel u. s. w. — auf eine reelle und betrugslose Weise befriedigen.“ Im Uebrigen empfehlen wir Jedermann die Lectüre der (auch eine Uebersicht von 550 Geheimmitteln gebenden) Schrift.

---

* Hans Grasberger: „Le Rime di Michelangelo Buonarotti“. Nachdichtungen. Bremen. Verlag von J. Kühtmann. 1872.

Michelangelo's Gedichte erfreuen sich auf deutschem wie italienischem Boden warmer Theilnahme. G. Regis (1842) und H. Harrys (1860) haben sie in deutscher, Cesare Guasti (1863) eine neue vortreffliche Ausgabe in italienischer Sprache veröffentlicht. Die vorliegende Bearbeitung ist vollständiger und correcter als alle vorhergehenden. H. Grasberger hielt sich an die Ausgabe Guasti's und gibt zum ersten Male die „Rime“

Digitized by Google

vollständig in deutscher Sprache oder, wie er sagt, in Nachdichtungen, denn allerdings bei der bis an die Härte streifenden Knappheit der Gedanken und der Worte ist es mit einer Uebersetzung nicht gethan, die nicht zugleich im guten Sinne des Wortes eine Nachdichtung ist. Jeder Billigdenkende, der die Schwierigkeiten einer solchen Uebertragung erwägt, wird die formgewandte Wiedergabe Grasbergers gerne anerkennen. Das hübsch ausgestattete Büchlein ist Ferdinand Kürnberger gewidmet. Gerne hätten wir die „Selbstschilderung des Dichters" als Probe mitgetheilt, wären nicht diese merkwürdig melancholischen Terzinen an Umfang zu groß; statt dessen geben wir das reizende 56. Souett.

Die Augen sind ein Paß, der unbewacht,
Zum Herzen dringt durch ihn der Schönheit Macht;
Kommt Eins nur erst auf freier Bahn gegangen,
So wagen Tausend gleiches Unterfangen.

Wer nimmt die durst'gen Blicke so in Acht,
Daß sie nicht weilen, wo Verführung lacht?
Abirrend bleibt auch leicht die Seele hangen,
D'rum bin ich immerdar in Furcht und Bangen.

Die Lieb' ist ein gar schlimm Geschenk fürs Leben;
Nur Wen'ge richten aufwärts die Gedanken
Von ihr durchglüht, von ihrem Gifte trunken.

Ist ihm des Himmels Gnade nicht gegeben,
Zum Ewig-Schönen sich emporzuranken,
In tiefstes Elend ist, wer liebt, versunken!

---

* Mittelniederdeutsches Wörterbuch. Der Wunsch, ein Wörterbuch der niederdeutschen Mundart zu besitzen, ist nicht neu. Juristen, Historiker und Sprachforscher haben schon oft diese Lücke in unserer Litteratur bedauert. Das Bremisch-niedersächsische Wörterbuch, so bedeutend es für seine Zeit war (1767 bis 1771), konnte auch mit dem 1868 erschienenen Nachtrage nicht mehr genügen, von Kosegartens Wörterbuch erschienen nur einige Lieferungen und die so verdienstvollen Arbeiten K. Müllenhoffs, Schambachs u. a. umschrieben ihrem Zwecke gemäß nur einen kleinen Wortvorrath. Wir können daher nur mit warmer Freude die erste uns eben vorliegende Lieferung eines „mittelniederdeutschen Wörterbuches" von Dr. Karl Schiller und Dr. August Lübben begrüßen. Die beiden Herausgeber, mit der mittelniederdeutschen Litteratur und Sprache wohlvertraute Männer, bürgen uns für eine tüchtige Durchführung. Da aber die Fortsetzung des Werkes von einer genügenden Anzahl von Subscribenten abhängt, so möge Niemand, der ein Interesse an diesem so hochwichtigen Unternehmen hat, zurückbleiben. Freilich hätte der Verleger für eine billigere Ausstattung sorgen sollen, das Werk hätte sich leicht um den halben Preis herstellen lassen.

---

* Die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses über den Entwurf des Schulaufsichtsgesetzes werden in den nächsten Tagen in stenographischem Bericht, zusammengestellt von einem Mitgliede des Hauses der Abgeordneten, im Kortkampf'schen Verlage in Berlin erscheinen, event. soll sich eine besondere Ausgabe der Verhandlungen des Herrenhauses über denselben Gesetzentwurf anschließen.

Digitized by Google

* Eine Lücke in Kants Philosophie und Eduard von Hartmann. Von Dr. Ernst Fleischl. Wien, Rosner.

Die alten guten Zeiten scheinen für die Philosophie wiederzukehren: ein philosophischer Artikel in einem Journal, eine Flugschrift gegen diesen Artikel, wenn das Glück gut ist, eine Folge von Journalartikeln über diese Flugschrift und so fort mit Grazie. Das Merkwürdige in dem vorliegenden Falle ist, daß der Verfasser seine Kritik an einem Artikel übt, welcher den Gegenstand doch nur streifen kann, über den Ed. v. Hartmann ein eigenes Buch geschrieben hat. Da dies letztere Herrn Dr. Fleischl unbekannt geblieben zu sein scheint, setzen wir den Titel her: „Das Ding an sich und seine Beschaffenheit Kantische Studien zur Erkenntnißtheorie und Metaphysik." Berlin, C. Dunckers Verlag.

---

* Ein allgemeines Uebersetzungsinstitut wird in einer Zuschrift an an das Athenäum als eine Nothwendigkeit für England bezeichnet. Der Einsender hebt hervor, daß ein großer Theil der wissenschaftlichen Litteratur fremder Völker den Engländern unbekannt bleibe, weil Verleger sich nicht leicht auf die Herausgabe von Uebersetzungen solcher Werke, die keinen großen Absatz versprechen, einlassen, und die bestehenden gelehrten Gesellschaften und Institute häufig durch ihre Satzungen abgehalten sind, dergleichen Unternehmungen zu unterstützen. Namentlich betont er, daß man in England von der portugiesischen und brasilianischen Litteratur aus den angegebenen Gründen so gut wie nichts erfahre.

---

* Daymans „Mediæval-Latin-English Dictionary" auf Grundlage des Wörterbuchs des mittelalterlichen Lateinvon Ducange, wird binnen Kurzem erscheinen.

Periodische Litteratur in Oesterreich.

Siebenbürgisch-deutsches Wochenblatt. 1872. Nr. 1 bis 8.

Die Candidaten, ein Bild aus dem Leben des sächsischen Volks; Gebeugtes Recht; A. Salfeld: Zur landwirthschaftlichen Statistik des Sachsenlandes; Zur Seminarfrage; Die Schulprogramme und die confessionelle Autonomie; Landwirthschaftlicher Lehrcurs für Volksschullehrer an der Akademie in Hohenheim; Das siebenbürgische Obst; Erinnerungstage; K. Fr. Gleim: Der Wald; A. Kodolanyi: Die Wahl des Wirthschaftssystems.

Archiv des Vereins für siebenbürg. Landeskunde. X. Bd. 1. Heft.

G. D. Teutsch: Eine Rückschau; L. Reissenberger: der neueste archäologische Fund bei Hammersdorf; Teutsch: Zwei Jahre aus dem Leben Hermannstadts vor zwei Jahrhunderten; F. Schuster: Deutsche Mythen aus siebenbürgisch-sächsischen Quellen.

Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. Heraugseg. v. k. k. Techn. u. admin. Militärcomité. 1872. I. bis III. Heft.

A. v. Kropatschek: Ueber das Verhalten der Waffen im deutsch-französischen Kriege 1870 bis 1871; G. Graf Geldern: Zur Belagerung von Paris. Forts.; J. Bingler: Auszug des offic. Berichts der k. italienischen Commission f. d. allg. Landesvertheidigung; Uebersicht über die deutsche Kriegslitteratur vom II. Sem. 1871.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die Industrie des Böhmerwaldes.

Wenn die junge Baumpflanze ihre oberirdische Entwicklung unter einem dichtgeschlossenen Laubdach beginnt, wenn sie sich da vergeblich streckt, um nach dem erquickenden Strahl der Sonne auszuspähen und lauen Lüften zu begegnen, wenn sie fort und fort nur Moder von Baumleichen athmet; — so erstirbt auch sie bald nach kurzem, kümmerlichen Dasein, oder sie fristet ihr Leben hin, — ärmlich, elend.

Das junge Geschöpf erhält durch seine Wurzelfasern in Ueberfülle köstlichen Nahrstoff aus dem Schooß der humusreichen Mutter Erde, aber der göttliche Sonnenstrahl küßt es nie in ungebrochener Kraft, selbst im Hochsommer umspielen nur leichtfertig das Haupt des Bäumchens die goldenen Fäden, welche herabsinken, wenn die Glut des Mittagsgestirns an den Baumkronen des Waldes versprüht. Kaum daß das nächtliche Dunkel des hochstämmigen Forstes dann aufdämmert.

Das Sehnen der jungen Pflanze nach Licht und Wärme bleibt ungestillt; Jahr um Jahr verstreicht und Jahr um Jahr legt das Bäumchen ein neues, überaus dünnes, aber fest gewebtes Kleid um seinen mageren Leib; unendlich langsam wächst der Stamm.

Während die Fichte, deren Keim an glücklicherem Orte gereift war, und dann in freierem, lichten Stand erwuchs, im Alter von dreißig bis vierzig Jahren ein stattlicher Baum geworden, der sich vor der Majestät des Windes nur leichthin beugt, um sich dann wieder stolz aufzurichten, der jugendliche Mast; — ist jenes unglückliche Wesen, dessen Schicksal ich schildere, dem Alter nach ein Mann, dem Aussehen nach ein Kind, — kaum zur Gerte brauchbar geworden. Mit Sehnen aus Stahl, die aber vielfach gewunden und verknüpft sind, ist der krüppelhafte Zwerg ein wenig nützliches, unschönes Product der Natur.

Wird aber der zurückgebliebene Trieb freigestellt, d. h. fällt die Axt des Menschen oder ein erbarmungsloser Orkan die den Eingeschlossenen bedrückenden Bäume, so nimmt derselbe eine rasche, überraschende Entwicklung. In einem Sommer und Herbst wächst er jetzt mehr als früher in einem Decennium. Er kann wohl das in der Periode der Bedrängniß Versäumte nicht mehr wett machen, aber noch wird er zum kräftigen Baume und ist erst ein Jahrhundert an ihm

Digitized by Google

vorübergeschritten, so ist er ein Waldcoloß wie die andern, — nichts mahnt an die herb verbrachte Jugend.

An diese Erscheinung, welche wir beim Studium des Lebens im Walde immer und immer wieder mit Interesse beobachten, an dieselbe Erscheinung in der ersten Periode ihres Verlaufes, mahnt ans der Gegenstand unserer Betrachtung: denn die Industrie, ja die ganze Cultur des im Böhmerwalde lebenden Volkes ist ein solches im beschatteten Stande vegetirendes Naturkind. Aus reichem Boden entsprossen, gesund im Mark und Kern, hochbetagt, und doch sehr unentwickelt, schmächtig, knabenhaft.

Gelänge es mir doch, Theilnahme wachzurufen, sie würde ein Sonnenblick sein für jenen nächtig dunklen Forst, ein Sonnenblick, der Anbruch wäre eines hellen Tages. —

Nimmt man die Schilderung eines Industrielebens in Angriff, so ist es nicht immer nöthig, den Wohnort des industriellen Wesens ins Auge zu fassen. Wenn ich z. B. die auf dem Wiener-Neustädter Steinfeld angesiedelte Spinnerei-Industrie, oder die an dem Donau-Ufer bei Linz ansäßige Baumwollenverarbeitung oder endlich die an der schlesisch-galizischen Nordgrenze großgewordene Tuchmacher-Metropole beschreiben wollte, brauchte ich da ein Bild von Land und Leuten zu entrollen, um die gewerblichen Individualitäten zu kennzeichnen? Gewiß nicht. Die ganze Bielitz-Bialaer Industrie könnte nach Linz, die dortige an den Fuß des Schneeberges und jene von der Südbahn in die Hügelkette, die den Wohnsitz der zottigen Goralen begrenzt, übersiedeln, ohne sich im Wesen zu ändern. Das sind eben edle, fremde Reiser, die auf einen beliebigen Wildling gepfropft diesen zum Fruchtbaum machen. Dagegen gibt es Industrien, die von der Localität nicht getrennt werden können, ohne sofort unkenntlich zu werden oder zu vergehen; es gibt Industrien, die an gewissen Localitäten entstehen müssen, ohne deßhalb prosperiren zu müssen. Sie sind verwachsen mit ihrem Heimatsboden, sie werden von ihm getragen und tragen ihn; sie werden nur zerstört, wenn Alles zu Grunde geht. Eine solche industrielle Wesenheit ist die Böhmerwald-Industrie. Es ist dies kein künstlich zusammengesetztes Wort, kein künstlich gebildeter Begriff. — Nehmt dem Böhmerwald seine Industrie und er hört auf, Böhmerwald zu sein, nehmt der Böhmerwald-Industrie den Böhmerwald und sie ist gewesen.

Darum schon, weil diese mit dem Boden verwachsene Industrie ein in Europa immer seltener werdendes Beispiel ist, verdient sie Beachtung, — Theilnahme, weil es ein Stück besten deutschen Landes ist, das sie trägt, verlassen oder doch wenig beachtet, vergessen oder doch wenig bekannt. Und wenn wir nicht Sorge tragen werden für dasselbe, so können wir noch erleben, daß der Gewerbfleiß des Böhmerwaldes, welchen wir von den ihn belastenden Hemmnissen zu befreien versäumten, unter der über Rußland aufgehenden Sonne seine Lichtstellung erreicht.

Digitized by Google

Nach dem Vorangeschickten muß ich mit einer Besprechung des Böhmerwaldes beginnen.

Ich erinnere daran, daß jenes Urgebirge (älter als die Alpen), welches den Grenzwall zwischen Böhmen und Baiern darstellt in einer Länge von beiläufig 30 Meilen die südwestliche Seite jenes Deltoides bildet, das sich uns auf der Landkarte als die Provinz Böhmen präsentirt.

Der Böhmerwald läßt zwei einander ziemlich unähnliche Theile unterscheiden. Der nördliche, in der Nähe von Eger beginnend, zieht von Nordnordwest gegen Südsüdost, erreicht, einen 10 Meilen langen ununterbrochenen Gebirgsrücken bildend, eine durchschnittliche Höhe von 2200 Fuß und endet bei Tauß. Der steilere Abfall ist auf der böhmischen Seite. Drüben nennen sie dieses Gebirge den oberpfälzischen Wald. Am Fuße des südlichen Eckpfeilers des Cerchow (3282 Fuß) übersteigt die böhmische Westbahn die Grenze. Gegenüber dem oben genannten Berge bildet ein anderer noch mächtigerer, der Osser (4050 Fuß), die Tête des südlichen Theiles des Böhmerwaldes. Dieses letztere Gebirge, das sich in mehreren mächtigen, 4000 Fuß häufig übersteigenden Rücken genau von Nordwest nach Südost und dann, einen Winkel bildend, nach Ost hinzieht, heißt wohl auch der eigentliche Böhmerwald. Er ist es, welchen die unermeßlichen Wälder zieren, er ist es, den die herrlichen Gneiß- und Granitkegel: Arber, Rachel, Kubani und der Blöckenstein überragen, er ist es, den Adalbert Stifter in seinem „Hochwald" in einer Farbenglut und Klarheit der Umrisse malte, welche dem Böhmerwald eine Romantik verliehen, um die ihn jedes Gebirge beneiden kann. Wenn man von dem lieblichen Marktflecken Oberplan in das Moldau-Thal hinabsteigt, um dann, den Jodokus-Wald durchwandernd, zum Blöckensteiner See emporzuklimmen, so glaubt man, beim nächsten Schritt müsse man der träumerischen Clarissa oder der sanftmüthigen Johanna begegnen, diesen zauberischen Gestalten aus Stifters Phantasie.

Es wäre ebenso ungeschickt als überflüssig, den Böhmerwald, nachdem ihn Stifter geschildert, nochmals beschreiben zu wollen. Ich verweise daher auf seine Erzählung und eile meinem eigentlichen Thema entgegen.

Die klimatischen Verhältnisse des Böhmerwaldes geben der Landwirthschaft wenig Raum, die Temperatur ist eine sehr niedrige, Fröste und andere Elementarereignisse vereiteln den Fleiß des Landwirths und Obstzüchters. Die am Fuße des Böhmerwaldes liegende Stadt Winterberg (2148 Fuß über der Meeresfläche) bezeichnet die Grenze des Obstbaues. Noch einige hundert Fuß höher sind die Roggen- und Hafererntern bereits gefährdet, selten gedeiht die Gerste. Auf dem größten Theil der Bodenfläche ist nicht einmal Kartoffelbau zulässig.

Es ist nicht uninteressant, daß die Gegend von Stubenbach die bedeutendste Niederschlagsmenge in Oesterreich zeigt. So waren in einem Jahre drei Tage mit über 30‴ Niederschlagsmenge. Während (nach Fritsch) in Prag binnen 60 Jahren nie eine 150‴ auch nur erreichende Monatsregenmenge constatirt wurde, betrug im December 1833 in Rehberg bei Stubenbach (meteoro-

Digitized by Google

logische Station) der Niederschlag 277·5‴. Die Jahresniederschlagsmenge erreichte am selben Ort anno 1857 125·2‴. Es sind dies Ziffern, welche das in Beziehung auf Witterung berüchtigte Salzkammergut lange nicht erreicht.

Die Schneemassen, welche oft bis Anfang Juni die Bergmulden ausfüllen, werden sogar dem Walde gefährlich; Auswinterungen der Waldsaat und Schneebrüche in Holzbeständen zählen keineswegs zu den Seltenheiten.

Zu den für den Böhmerwald, ich möchte sagen bezeichnenden Naturerscheinungen gehören auch die häufigen und mit ungeheuerer Vehemenz auftretenden Stürme. Am 7. December 1870 warfen furchtbare Orkane hunderttausende von Klaftern des edelsten Holzes zu Boden. Wie ein vom Hagel zerschlagenes Kornfeld, so liegen da auf viele Joche umfassenden Flächen die Forste. Keiner der Riesenstämme widersteht, sie werden entwurzelt oder geknickt, der Windbruch zerstört jedes in dessen Bereich befindliche Object, das Hochwild sucht vergebens zu flüchten, monatelange Arbeit ist nöthig, um die Straßen frei zu machen. In wenigen Minuten hat der Sturm den von der Natur in Jahrhunderten aufgebauten Wald zertrümmert, vernichtet. Nimmt man zum Grauenhaften des Urwaldes die Rauheit des Klima's und die Schrecknisse der dort ungefesselten Elemente, so wird man unserem Dichter Recht geben, daß er seine „Räuber" in die „böhmischen Wälder" verwies. Die Scenerie ist wahrlich gut gewählt.

Aus den gegebenen Andeutungen erhellt aber auch, daß der Böhmerwald nicht umsonst seinen Namen trägt, er ist ein fast ununterbrochenes Waldland von vielleicht 40 Quadratmeilen Flächenraum. Die Feldcultur umsäumt ihn nur. Wenn man im Juli eine über das chaotisch zusammengeworfene Bergwirrsal hervorragende Kuppe besteigt und das Auge in die Weite gehen läßt, so gewahrt man, „wie eine glänzende Wüste, der Himmel, über alle Wälder hinweggeht, die wie riesenbreite, dunkle, blähende Wogen hinausliegen, nur am äußersten Gesichtskreise gesäumt von einem Hauche eines fahlen Streifens: es sind dies die bereits reifenden Kornfelder des Menschen."

Diese Wälder sind, sofern sie die höchsten Theile des Gebirges bekrönen, reine Fichtenbestände. Weiter abwärts ist die Fichte dominirend über Tannen und Rothbuchen, welche letzteren wieder in den Revieren der vorgelagerten Bergketten vorwalten. Auch die gemeine Kiefer und die Knieholzkiefer oder Legföhre kommen vor. Jene traurigen Hochmoore, die sich in Thalkesseln, von träge schleichenden Gewässern durchschnitten, eingebettet haben, sind von der Pinus mughus und der ihr nahe verwandten P. uliginosa umsäumt. An den nördlichen Ausläufern des Böhmerwaldes in der Umgebung von Tachau erscheint neben Nadelholz und der Rothbuche auch noch reiner Erlenbestand. Weniger häufig und nie in reinen Beständen kommen die Akazie, Esche, Eberesche, Birke ꝛc. vor. Auf der Domaine Winterberg wurden auf dem 3500 Fuß hohen „Hochpaß" gelungene Versuche mit der Aufzucht der Zirbelkiefer gemacht.

Digitized by Google

In der Waldpflege finden wir die größten Kontraste und alle dazwischen liegenden Abstufungen vertreten. Von den auf streng wissenschaftlicher Grundlage nach der sächsischen Fachwerksmethode systemisirten Forsten des Fürsten Schwarzenberg, die in ihrer sorgsamen Behandlung bei Anpflanzung der Blößen und gewissenhafter Ausnützung der Bestände, in der vortrefflichen Beschaffenheit der Straßen, Reitsteige und Schneißen, die das Terrain in regelmäßige Figuren abtheilen, fast einem Parke gleichen, — bis herab zu der unverantwortlichen Wirthschaft in manchen Communalwäldern z. B. jenen der Stadt Bergreichenstein —, zeigen sich alle Gradationen der Forstcultur.

Einen großen Complex bilden glücklicher Weise eben jene in musterhaftem Styl verwalteten Reviere des Fürsten Schwarzenberg, welche vom südöstlichen Ende des Böhmerwaldes (Hohenfurth) bis Mader, Außergefild und Stubenbach reichen. Die Stadtgemeinde Wallern und die gräflich Thun'sche Domaine Gr.-Ždikau bilden kleine Enclaven, die nicht störend auffallen. Dieses Gebiet formirt mehr als ein Drittheil des ganzen Böhmerwaldes.

Nördlich von Stubenbach breiten sich die dem Fürsten Hohenzollern gehörigen schon einer tiefergehenden Ausbeutung unterliegenden Walddomainen aus; östlich von Stubenbach sind die zum Theile der sinnlosesten Verwüstung preisgegebenen Wälder der Stadt Bergreichenstein gelegen.

Weiter gegen Norden von Neumarkt aus verschwindet in der Senkung der Wald oder tritt zurück, bis er wieder jenseits der Westbahn zum Vorschein kommt. Die Grafen Stadion und Coudenhoven herrschen dort, die Verwaltung ihrer Forste erfreut sich keines schlechten Rufes. In ausgezeichnetem Zustande befindet sich der Besitz des Baron Kotz. Seine Wälder geben den Schwarzenberg'schen in nichts nach, der Naturfreund und der Forstwirth werden mit inniger Freude diese prächtigen Waldungen durchwandern. Die Besitzungen Kolowrat's liegen zwischen den eben erwähnten und jenen des Fürsten Windischgrätz. Letztere schienen bereits dem Verfalle anheimgegeben, als in neuester Zeit ein energischer intelligenter Forstmann die Leitung übernahm und die Angelegenheit dem Besseren entschieden zuwendete.

Wie man aus diesen Notizen erräth, ist im Böhmerwald ein immenser Holzvorrath aufgespeichert.

Die enormen an wenig Localitäten des civilisirten Europa in diesem Umfange jährlich zur Nutzung gelangenden Holzmassen bilden die natürliche Grundlage einer Industrie, die von wirklich großartiger Intensität und Ausdehnung sein könnte. Aber nicht bloß die Quantität und der zum Theil daraus resultirende Preis, sondern auch die besondere Qualität des Materials weisen auf gewisse Industrien hin.

Faßt man das Holz bloß als Brennstoff auf, so gestattet der grandiose Vorrath die Entstehung aller jener Gewerbe, die auf Erzielung hoher Temparaturen basiren, also z. B. der Glasschmelzerei, um so mehr dieser, als die für die Glasbereitung nothwendigen Mineralien im Ueberfluß vorhanden sind.

Digitized by Google

Der zweite Factor der zum Producte: Industrie führt, ist der Gewerbefleiß. Ich muß von dem Volksstamme sprechen, der den Böhmerwald bewohnt. Ich werde gewissenhaft berichten, was ich bei fortwährendem Verkehr und aufmerksamster Beobachtung wahrzunehmen glaubte.

Die Böhmerwäldler sind in hohem Grade arbeitsam, unermüdet, fleißig. Eine freiwillig sich selbst auferlegte (Accordarbeit) zwölf- bis vierzehnstündige Arbeitszeit ist nichts Seltenes. In Neuern, einem Handelsorte für Federn, ernähren sich viele Frauen und Mädchen vom „Federschleißen". Sie arbeiten von Morgens 4 Uhr bis Abends 6 Uhr, wobei sie eine Ruhestunde haben und erhalten hiefür 14 bis 25 kr., also einen bis zwei Kreuzer per Stunde. Ja in Märkten und Städten übersteigt der tägliche Verdienst selbst der geschicktesten Arbeiter selten 60 Kreuzer, der Gelderwerb per Woche beträgt also kaum 4 fl. Die Erntezeit, und Ereignisse, wie die Windbrüche, endlich der Eisenbahnbau führen natürlich eine Preissteigerung der Arbeit herbei.

Ich sagte früher, „ernähren" sich. Wie ernährt sich der Arbeiter im Böhmerwald? Ortschaften mit mehreren hundert Einwohnern beziehen nur zu hohen Feiertagen Fleisch aus der nächsten mehrere Stunden entfernten Stadt. Ein gesunder Mann kann in einem Jahre so viel Fleisch consumiren als die Bevölkerung manchen Dorfes im Böhmerwald. Ich kam zuweilen zur Zeit des Mittagstisches in die Häuser der Dorf-Honoratioren, aber immer fand ich nur Gerichte von Mehl, Kartoffeln und Milch und — Wasser. Es ist natürlich nicht überall so, namentlich im südlichen Gebiete ist es besser. Aber genug traurig, wenn man solche für uns unkenntliche und ungenießbare Speisen und noch dazu in ungenügender Menge Tausenden von angestrengt arbeitenden Menschen geboten sieht. Die in manchen Orten jahraus jahrein wiederkehrenden Epidemien, denen vorzüglich Kinder unterworfen sind, haben die Aufmerksamkeit der Behörden erregt, aber die gegenüber der angeführten Erscheinung z. B. in Neu-Losymthal ergriffenen Maßregeln scheinen sehr ungenügend zu sein. Der Böhmerwald-Bewohner muß also genügsam sein, und er ist es auch, fleißig und genügsam. Er ist aber auch, und das reizt wohl am meisten unsere Theilnahme, sehr begabt. Das angeborene Geschick der Hand, die klare Auffassung und das starke Gedächtniß sind so ausgesprochen, daß sie von Jedermann wahrgenommen, von Niemandem bestritten werden. Nur ein Beispiel. In Brand bei Tachau besuchte ich ein isolirt stehendes Haus, wo Fensterrouleaux gefertigt, Flinten, Uhren und allerlei anderes Geräth, (darunter auch ein Photographieapparat) reparirt werden. Der Vater — Büchsenmacher — webt auf einem von ihm erfundenen Webstuhle die Rouleaux; die Tochter bemalt sie mit Landschaften und Fruchtstücken nach Jahrmarktbildern, der Sohn lernt vom Vater zeichnen, der es vom Großvater ererbt hat; er soll „Herrgottschnitzer" werden, wie er uns mit Stolz versichert. Er weist uns einen Löwen vor, den er bereits zu Stande gebracht hat; und dieser Löwe, nach des Großvaters Zeichenbuch gefertigt, läßt uns errathen, was der Junge leisten würde, wenn er einen ordentlichen

Digitized by Google

Unterricht genießen könnte. Das Talent ist überall zu Hause, soweit der Böhmerwald reicht, Cretins sind eine Seltenheit.

Ich weiß nicht, ob ich die Offenheit in Rede und Antwort, die Zutraulichkeit gegen den Fremden, die nichts gemein hat mit der Zudringlichkeit des italienischen Proletariers, die Bescheidenheit und Gutmüthigkeit, ob ich sie als nie zu vermissende Begleiterinnen des wahren Talentes auffassen soll.

Den Böhmerwald zeichnet also ein wahrhaft liebenswürdiger Volkscharakter aus. Wie leicht ist dieses Volk zu leiten und zu regieren, — wahrscheinlich hat man sich deßhalb früher so wenig um dasselbe gekümmert! Um die Charakteristik unparteiisch und gerecht zu gestalten, muß noch erwähnt werden, daß das Volk überaus conservativ ist. Die Betriebsamkeit, der Unternehmungsgeist fehlt, die Initiative, die wunderwirkende „Initiative" kennt man im Böhmerwalde nicht. Der Volksstamm ist nicht schön, weder Mann noch Weib, aber der gerade, offene Blick und das freundliche Wesen gewinnen oder nehmen doch ein für den treuen, ehrlichen Mann und für das aufopferungsfähige Weib. Schwer trenne ich mich von der Schilderung des Volkscharakters.

Die Industriezweige sind theils solche, die allenthalben im Böhmerwalde betrieben werden, theils solche, die sporadisch auftreten. Die ersteren sind wohl die wichtigeren und erhalten deßhalb den Vortritt. Die letzteren sind eigenthümlicher, fesselnder — sie folgen nach.

Das Holz, der Wald waren vor einem Jahrhundert an Böhmens Grenze werthlos. Zur Zeit der Josephinischen Catastralaufnahme des Böhmerwaldes sollten die weniger zugänglichen Waldgebiete einfach als „herrenlos" erklärt werden. Fürst Johann Nepomuk Schwarzenberg entschloß sich jedoch, sie zu übernehmen. Diese Waldflächen gaben anfänglich fast nur durch die „Wildbahn" ein Erträgniß.

Im Jahre 1753 bezahlten die Glashütten in Winterberg 10 bis 30 fl. jährlich „Brandgeld", wofür sie ohne weitere Beschränkung ihren Holzbedarf aus den umliegenden Wäldern decken durften. Um die damalige Zeit begann auch die „Aschenbrennerei" als Feind des Urwaldes aufzutreten. Die hiefür angekauften Stämme wurden nur nach dem Augenmaß geschätzt und die Klafter 30zölligen weichen mit 15, und harten Scheitholzes mit 20 Kreuzern bezahlt. Die Brennholzausbeute stieg natürlich fortwährend. Frühzeitig erkannte man schon die große Wichtigkeit des Holztransportes zu Wasser und wieder ein Schwarzenberg war es, der, einem seiner Leute Vertrauen schenkend, die Erbauung des Holzschwemmcanales anordnete. Dieses merkwürdige Object, das bekanntlich die Wasser der Moldau-Quellen über den Böhmerwald der Donau zuführt und dadurch die Nordsee mit dem Schwarzen Meere verbindet, wurde von Rosenauer, einem Sohne des Böhmerwaldes, erbaut, im Jahre 1824 vollendet.

Mit diesem Ereigniß hatte der böhmische Brennholzhandel schon eine europäische Bedeutung erlangt. Der Werth, den dadurch der Böhmerwald erreichte, war indessen noch ein mäßiger. Unter unseren Augen vollzieht sich

Digitized by Google

aber eine hochwichtige Umwandlung. Man hört nämlich allgemein auf, das Holz als Brennmaterial zu verfrachten und zu verwerthen, man hat gelernt, daß das Holz als Baumateriale und gewerblicher Rohstoff weit transport- und absatzfähiger ist. Dasselbe Holz, das man früher spaltete und als Scheit in den Schwemmbach warf, wird nun entweder in ganzen Stämmen, Sägeblöcken, Mastbäumen zu Flößen gebunden auf der Moldau und Elbe an die Absatzorte befördert, nicht selten bis nach Hamburg, oder auf Sägewerken zu verschiedenen Bau- und Nutzholzsortimenten verschnitten und dann auf dem Land- oder Wasserwege vertrieben.

In allen Theilen des Böhmerwaldes, von Eger bis Hohenfurth, sind in den letzten Jahrzehnten groß angelegte Sägeetablissements entstanden. Die Werkstätten sind theils von den Waldbesitzern, theils von Holzhändlern errichtet. Die Schwarzenberg'schen Sägen zu Kellne und Salnau (letztere ist in einer ehemaligen Flachszubereitungsanstalt eingerichtet), die Säge zu Walddorf am Fuße des Drachenberges (dem Baron Kotz gehörig) u. s. w. sind vollständig gelungene, den heutigen Stand der Technik nicht desavouirende Werke. Die Frage des Holztransportes gewinnt eine noch größere Tragweite. Die Balken, Pfosten, Bretter, Latten ꝛc. des Böhmerwaldes sind schon ihrer weißen Farbe nach sofort zu agnosciren, sie sind an allen Stapelplätzen des Holzhandels, in Prag, in Sachsen, in Nord-Deutschland, am Rhein gesuchte Waare. Dort wo nicht ohnehin der Großgrundbesitzer für gute Straßen sorgt, ruft man nach Straßen, überall nach Eisenbahnen und Flußregulirungen. Aber nicht bei der großartigen Schnittholzerzeugung und deren Consequenzen wollen wir verweilen. Gehen wir zu höheren Stufen der Holzbearbeitung über.

Die Zündhölzchen, die mit ihren in verschiedenem Lichte erglänzenden Köpfen, mit ihrem Verpackungs- und Aufbewahrungsgeräth sich herandrängen an die Kunstgewerbe, und die Holzrouleaux, die in Bezug auf Decoration schon im Kunstkreise stehen, ihm aber selten Ehre machen, stammen beide von einem Product ab, vom Holzdraht; bis 4½ Schuh lange, dünne, verschieden profilirte Stäbchen, die mittelst eines eigens gebauten Hobels aus geradfaserigem und gutspaltigem Fichten- oder Tannenholz angefertigt werden, heißen Holzdraht. Längs des ganzen Böhmerwaldes wird die Holzdrahterzeugung als Hausindustrie betrieben. In den Dörfern, bei den málerisch an die Berglehnen angeklebten oder die Landstraße besäumenden Hütten sieht man häufig ganze Hügel von geringelten Hobelspänen, und auf dem Zaune, der das Gehöfte umschließt, hängen voll die fertigen Holzdrahtbündel zum Trocknen in der Sonne.

In manchen Ortschaften wird das Holzdrahtstoßen „schwunghaft" betrieben, d. h. 15 bis 20 Männer finden dabei ihren Lebensunterhalt. Einer dieser Orte heißt bezeichnend genug Wassersuppen, in einem herrlichen, weiten Gebirgskessel gelegen, inmitten zwischen dem alten Chodenschloß des Grafen Stadion und dem lieblichen Ronsperg des Grafen Coudenhoven. Die beiden genannten Cavaliere sind ebenfalls Holzdrahterzeuger; sie haben kleine Etablissements mit

Digitized by Google

ein bis zwei Dutzend Arbeitern eingerichtet, benützen die auf dem eigenenen Besitz befindlichen Wasserkräfte zur Bearbeitung des Holzes aus dem Rohen und verarbeiten selbstverständlich das Holz aus den eigenen Forsten. Zur rauhen Winterszeit bieten diese kleinen Werke eine willkommene Zufluchtstätte für die Arbeitsuchenden.

Die Holzdrahterzeugung ist keine gesunde Hausindustrie, denn der Arbeitsproceß ist ein mechanischer, der auf Maschinenbetrieb direct hinweist. Das kleine Werk des Grafen Coudenhoven in Stockau, so wie jenes in Chodenschloß sind indessen keine allzu gefährliche Concurrenz für die selbstständigen Holzdrahtstoßer, denn die Arbeiter werden verhältnißmäßig gut bezahlt (60 kr. circa) und der Vortheil durch den billigeren Rohstoff und besseren Vertrieb wird zum Theil durch die höheren Regiespesen aufgewogen. Indessen würden wir es für ein Glück erachten, wenn ein paar größere Etablissements entstünden, die Häusler in Fabriksarbeiter verwandelten und sie aus der Misère des Zwischenhandels befreiten. Da diese Angelegenheit für den nördlichen und mittleren Theil des Böhmerwaldes mit Beziehung auf alle und jede Hausindustrie sehr bezeichnend geworden, so möchte ich mich mehr darüber verbreiten.

Der „Knopfdrechsler", der „Spanmacher", der „Holzdrahtmacher" oder wie er sonst heißen mag, der Holzindustrielle des Böhmerwaldes, hat in der Regel keine Abnehmer, die selbst Consumenten der Erzeugnisse sind, sondern es gibt da allenthalben Speculanten, welche die fertige Waare zusammenkaufen, um sie dann in den Handel zu bringen.

Diese Zwischenhändler bereichern sich nicht selten, jedenfalls haben sie den Hauptgewinn. Wir erzählen keinen vereinzelten Fall, wenn wir mittheilen, daß die Arbeiter durch das Nehmen von Vorschüssen mit hohen Zinsen bei ihrem Händler, dadurch daß sie sich ihren Bedarf an Kleidern, Lebensmitteln ꝛc. durch den Händler zu empfindlichen Preisen liefern lassen, nämlich durch Verpfändung der zukünftigen Arbeitsergebnisse u. s. w., einer solchen Verschuldung und Verarmung entgegengehen, daß schließlich der Arbeiter zum Leibeigenen wird — er und seine ganze Familie.

Die Erbitterung gegen diese Zwischenhändler wird mitunter sehr groß und die Kriminalgeschichte würde manchen entsetzlichen Fall erzählen, wenn der Deutschböhme — Neapolitaner wäre.

Es fehlt dem Böhmerwäldler an „Unternehmungsgeist", sagte ich, als ich den ihm angebornen Charakter zu zeichnen versuchte; es mangelt ihm aber auch eine tüchtige Schulbildung, er kann nicht rechnen — von kaufmännischen Kenntnissen gar nicht zu reden. Der bewährteste Hebel zur Förderung des Kleingewerbes, ein unfehlbares Mittel zur Besserung der Lage mindestens der künftigen Generation scheint im Böhmerwalde nur vom Hörensagen bekannt zu sein.

Das Genossenschaftswesen in seinen verschiedenen Formen und Zweigen (wie Werksgenossenschaften, Productiv-Associationen, speciell zur Hebung des Credites, die Volksbanken nach dem Systeme Schulze-Delitzsch) hat im Böhmer-

Digitized by Google

walde bis heute noch keine Erfolge aufzuweisen, weil man noch nicht so weit vorgeschritten ist, den Versuch zu wagen. Während in Böhmen über 300 Vorschußvereine sich einer blühenden Wirksamkeit erfreuen, sind im Böhmerwalde meines Wissens nicht fünf solche Vereine entstanden. Die Einführung von Genossenschaften läßt sich natürlich nicht von Staatswegen decretiren. Die allgemeine Volksbildung muß gehoben werden; die Presse, die Gewerbe und andere Fortbildungsvereine, vor Allem aber die Volksschule haben auch dort ihre segensreiche Mission zu erfüllen.

Dieselbe Gedankenreihe, die uns vom Holzdraht bis zur Volksbildung führte, schließt sich den noch zu erwähnenden Producten der Böhmerwald-Industrie berechtigt an. Da sind noch hervorzuheben:

Die Fichten- und Buchenholz-Späne. Sie werden je nach Material, Dimensionen und Beschaffenheit zu ordinären Buchbinder- und Cartonnagearbeiten, als Einlage in die Schuhsolen, zu Degenscheiden und Futteralwänden, als Rückwand für die kleinen billigen Spiegel, als Leuchtspäne u. s. w. u. s. w. verwendet.

Hier sei auch der Erzeugung der Handschindel gedacht, welche sich im Böhmerwald noch neben der Fabrication der Maschinenschindel, Dank der billigen Arbeitskraft, erhält. Die Arbeiter erlangen eine merkwürdige Gewandtheit in den verschiedenen Handgriffen des Spaltens, Nutens, Kantens ꝛc. — In Waldheim traf ich ein paar Arbeiter, welche zusammen in der Woche (sechs Arbeitstage) 2500 Stück Schindel fertig machen, — ein Arbeiter verdient dabei 3 bis 5 fl.

Die Schindeln — eine Spaltholzwaare — bilden einen passenden Uebergang von den mittelst eines großen breiten Hobels angefertigten Spänen zu den durch Spalten und nachheriges Biegen hergestellten Siebrändern. Es dienen dazu eigenthümliche Werkzeuge und Vorrichtungen. Das zu Siebrändern verwendbare Holz ist nicht allzu häufig anzutreffen; selbst im Böhmerwald werden sie im Großen nur im südlichen Theile erzeugt.

Die Holzschnitzerei, von der rohen Ausformung der Holzschuhe bis zur Bildhauerei, spielt heute schon keine unwichtige Rolle, sie ist indessen gerade hier einer besonderen Ausbildung fähig. Und warum?

Es wurde früher schon hervorgehoben, daß manuelle Geschicklichkeit den Böhmerwald-Bewohner auszeichnet. Jeder treibt, soweit es der Hausbedarf verlangt, Holzschnitzerei. Von Kindheit an verfertigt sich der Böhmerwäldler, mit keinem andern Werkzeug als einem schlechten Taschenmesser ausgestattet, allerlei Gegenstände und schmückt sie mit verschiedenem Zierrath. Holzgeschirre und Holzschuhe werden überall gemacht. An vielen Orten findet man Bilderrahmen-Schnitzer, die, obwohl sie nie einen anderen Zeichenunterricht erhalten haben, als jenen, den der Vater dem Sohne ertheilt und die Anschauung der Natur vermittelt, ganz Erstaunliches leisten. Technisch eminente Arbeiten haben wir an vielen Orten angetroffen, besonders im südlichen Theile des Böhmer-

Digitized by Google

waldes ist die Eignung zur Holzschnitzerei ausgesprochen. In Wallern hat sich die Möbeltischlerei bemerkbar gemacht. In dem kleinem Gebirgsstädtchen werden relativ viel Möbel für Wien und Baiern gebaut.

Seitdem die Decoration der Möbel durch gestochene Arbeit wieder aufgekommen ist, hat auch Wallern von der natürlichen Anlage seiner Bewohner zur Schnitzerei Nutzen gezogen. Ich sah in Wallern Möbel, die jedem Atelier einer großen Stadt zur Ehre gereichen würden. Ein Bildhauer, — wenn ich nicht irre, aus Wien — hat sich dort angesiedelt und eine Art Lehrwerkstätte eingerichtet.

Die Herstellung der Holzschuhe ist ein eigenthümliches Gewerbe, das vornehmlich im Winter als Hausindustrie betrieben wird. Es sind darüber schon häufig Mittheilungen in der technischen Litteratur gemacht worden [1]).

Die Holzschnitzerei, die Sieb- und Schachtelmacherei, die Spanerzeugung des Böhmerwaldes, erinnern lebhaft an das in den oberbairischen Salinen-Forstamtsbezirken seßhafte Kunstholzhandwerk. Nur ist letzteres weit vorgeschrittener. Die wohlbekannte Berchtesgadener Industrie ist begünstigt durch den Fremdenzug, durch die Communicationen, durch die vortrefflichen Schulen, zu denen sich seit sechs Jahren eine gut geleitete Fachzeichenschule gesellte, und hat sich daher sehr ausgebildet, sie ist ein Aristokrat im Vergleiche zur Böhmerwald-Industrie dieser Branche.

Vergleichen wir nur den einen Artikel Holzschuhe. Im Böhmerwald macht der Arbeiter mit einem Werkzeug, das mit dem in Berchtesgaden angewendeten übereinstimmt, 10 bis 11 Paar per Tag, verkauft sie mit 12 bis 20 kr. ö. W. per Paar und verdient circa 60 bis 70 kr., also per Paar 7 kr. ö. W. Papier. In Berchtesgaden macht der Arbeiter 3 bis 6 Paar im Tag, verkauft sie mit 15 bis 24 kr. südd. W. Silber, verdient dabei also viel mehr als der Schuhschnitzer im Böhmerwalde.

Von den Böhmerwald-Specialitäten sind zwei von hervorragender Wichtigkeit, die Resonanz- und Klaviaturholzgewinnung und die Knopfdrechslerei, erstere im südlichsten Theile des Böhmerwaldes, letztere im nördlichsten, in Tachau.

Die Resonanzholzerzeugung ist wohl eine der lohnendsten Industrien, die es gibt. Eine Kiste von 6 Fuß Länge, 24 Zoll Breite und 21 Zoll Tiefe, gefüllt mit Resonanzholz, erzielt in Wien einen Preis von 80 bis 100, in London von 140 bis 150 Gulden. Die Qualität des Fichtenholzes, welche dasselbe zu Resonanzholz geeignet macht, ist aber auch selten zu finden, nur ein glückliches Zusammentreffen von Umständen bildet jenes Holz, das den Ton aufnimmt und erklingen läßt mit erhöhter Kraft. Sandiger, nicht zu üppiger Boden, Sonnenlage, eine Seehöhe von 2000 bis 4000 Fuß, gleicher und gerader Wuchs u. s. w., das sind jene Umstände, die zusammenwirken müssen. Der Böhmerwald, u. z. der dem Fürsten Schwarzenberg gehörige, ist einer der berühmtesten Lieferanten von Resonanzholz.

---

[1]) Siehe: „Kleine Holzindustrien im südlichen Böhmen" von Professor J. Koch.

Digitized by Google

Die vielfach genannten Werkstätten für Zurichtung dieses Holzes in Tusset, Schatawa und Mader sind nun alle in den Besitz des Fürsten gelangt. Unter der neuen Administration wird wahrscheinlich auch die höchst primitive Fabrication in eine der Gegenwart entsprechendere umgewandelt werden. Das karpathische und americanische Vorkommen von Resonanzholz wird dann nie eine gefährliche Concurrenz darstellen [1]).

In Tachau, diesem in jüngster Zeit wiederholt hartgeprüften Städtchen, leben beiläufig 300 Menschen von der Drechslerarbeit. Die Holzunterlage für die Posamentirerwaaren, die Knöpfe, Quasten und alle die tausend kleinen gedrechselten Dinge macht man in Tachau. Die Fortschritte der Technik sind noch nicht nach Tachau vorgedrungen, die ungeschicktesten Einrichtungen unterstützen die Hand des Arbeiters, der 1000 Stück gebohrte Linsen aus Rothbuchenholz für — 5 kr. anfertigt. Diese dem Umfang nach nicht unbeträchtliche Industrie, — Berlin und Wien lassen sich von Tachau aus versehen, — ist doch nicht im Stande gewesen, die Tachauer Arbeiterbevölkerung der bittersten Armuth zu entreißen. Ja wenn die Leute zeichnen könnten, wenn sie ihre Werkzeuge nicht beim nächsten Schmid kaufen, ihre beste Kraft nicht zum Treten der Drehbank verwenden müßten!

Die Quantität der aus dem Böhmerwald in den Weltverkehr eintretenden Holzwaaren ist gewiß keine geringfügige, sie wird auf hunderttausende von Centnern geschätzt, natürlich ganz abgesehen von den gemeinen Schnittholzsortimenten. Wir benützen vielleicht jahrelang ein Piano, dessen vorzüglicher Ton uns viel Vergnügen macht und denken nicht daran, daß der Böhmerwald jenes Holz hervorbrachte, dem der volle, kräftige Reflex der Musik zu danken ist. Der feste Körper der Knöpfe an den Kleidern, der Quasten an den Draperien und Möbeln der Salons, ja das einfache Zündhölzchen ist ein Bote, der uns berichtet über den kummervollen Erwerb des Brudervolkes im Böhmerwalde.

Die technischen Details der bisher abgehandelten Böhmerwald-Holzindustrie habe ich in weitwendigen Berichten in der bei Sauerländer in Frankfurt a. M. erscheinenden Heyer'schen „Allgemeinen Forst- und Jagdzeitung" niedergelegt.

Die neben der Holzverarbeitung am meisten vorwaltende Industrie ist die Glasindustrie, welche alle Producte vom schlechtesten Tafelglas bis zum feinsten Spiegel (Ziegler), vom billigen Gebrauchsgeschirr bis zur eminentesten Arbeit im geschliffenen und bemalten Glas liefert.

Die Fabriken von Kralik („Meyr's Neffen") in Winterberg und Eleonorenhain erfreuen sich eines Weltrufes. Auch in Beziehung auf Glas ist der Süden des Böhmerwaldes vorgeschrittener.

---

[1]) Ueber Resonanzholz siehe außer der citirten Schrift Kochs auch eine Abhandlung von Professor Dr. Goeppert in Dinglers polytechnischem Journal.

Digitized by Google

Neben Holz und Glas ist von einer hervorragenden Industrie nichts zu bemerken. Alles andere, wie die Spitzenklöppelei, die Papierfabrication (Stubenbach, Schröbersdorf [Holzzeug]), Steingut (Bayereck, Neumark) u. s. w. sind fremdes Beiwerk. Nicht übersehen werden darf die Graphitgewinnung in Schwarzbach und Mugrau am Fuße der südlichen Kette des Böhmerwaldes.

Das also ist die Böhmerwald-Industrie. — Was sie werden könnte, ist nicht zu ermessen.

Sowie die Industrie des sächsischen Erzgebirges einen rascheren Aufschwung gewonnen, als jene erst in neuester Zeit wieder aufblühende auf österreichischer Seite, so ist auch im Böhmerwald Gefahr vorhanden, daß die Anstrengungen, welche Baiern in Beziehung auf Communicationen und Unterrichtswesen macht, bald einen noch krasseren Abstand zwischen der baierischen und österreichischen Seite zeigen werden.

Wenn irgendwo, so ist hier Gefahr im Verzuge.

Oder sollen vielleicht die Verhältnisse von Bergreichenstein, der Stadt unter Sequester, welche ihren Lehrern den Gehalt, ihren Arbeitern den Taglohn monatelang schuldig bleibt, mit den lebensgefährlichen Straßen und der Walddevastation, sollen diese Verhältnisse etwa noch um sich greifen? Haben wir nicht schon daran genug, daß der Verkehr zwischen manchen diesseitigen Punkten längs des Böhmerwaldes jenseits der Grenze besorgt wird?

Wenn ich nun zu dem Eingangs angewendeten Gleichniß zurückkehre, so muß ich die der Entwickelung des Baumtriebes hinderlichen, ihn bedrückenden Umstände präcisiren, und auch angeben, wie man zur „Lichtstellung", zum „freien Stande" desselben wird gelangen können. Licht, Wärme und freien Raum braucht die Pflanze „Böhmerwald-Industrie", um sich gleichmäßig und rasch, um sich dominirend zu entwickeln;

Licht: allgemeine und Fachbildung,

Wärme: Capital und Credit,

Raum: Communicationen; Land-, Eisen- und Wasserstraßen, Posten und Telegraphen.

Ich bin in der glücklichen Lage, mittheilen zu können, daß bereits Verhandlungen über die Errichtung von Fachschulen im Zuge sind; Tachau, Bergreichenstein und Wallern sollen je eine erhalten und werden sie erhalten, wenn sie sich nur einigermaßen geneigt zeigen, mitzuwirken. Bei Bergreichenstein soll dies leider nicht der Fall sein. Die dortige Realschule hat man zu Grunde gehen lassen. — Für Volksschulen und Bildungsvereine müssen die an Ort und Stelle tonangebenden Persönlichkeiten Sorge tragen. Was das Capital anbelangt, so darf man nicht gering schätzen, was die Großgrundbesitzer in jenen Gegenden durch Errichtung von Etablissements bis jetzt geleistet haben. Ich will nicht behaupten, daß der Großgrundbesitzer über eine gar zu rapide Entwicklung unabhängiger Industrien und das damit verbundene Steigen der Arbeitslöhne momentan sehr erfreut wäre, — er wird so lange widerstreben, bis die

Digitized by Google

Werthsteigerung seines Besitzes fühlbar wird, — aber anderseits dürfen wir nicht vergessen, daß es Oesterreich nur dem Großgrundbesitz verdankt, wenn wir für den Böhmerwald noch eine goldene Zukunft erhoffen dürfen. Gäbe es keinen Schwarzenberg und solche, die ihm nachstreben, so gäbe es nicht nur jene Urwaldfläche nicht mehr, die er unberührt zu lassen befahl, sondern der Böhmerwald wäre ein Karst, dem Licht, Wärme und Freiheit nichts mehr nützen würden.

Zu bedauern ist, daß das Uebermaß an Unternehmungslust und Gründungseifer in den Städten nicht nach dem Böhmerwald auswandert. Dort ist noch ergiebiges Feld für reelle Speculation. Bei dieser Fülle an Material und Arbeitskraft müßte jeder vernünftig gewählte Industriezweig floriren. Für Hebung des Personalcredites werden die Volksbanken sorgen. Wenn das Böhmerwald-Comité, eine Vereinigung wahrhaft patriotischer Männer, nichts weiter zu Stande bringt, als die Gründung von 20 Volksbanken und einigen Bildungsvereinen, so hat es genug geleistet.

Was die Communicationen betrifft, so ist auch hier unendlich viel zu thun.

Mehrere wichtige und dringliche Verkehrsadern fehlen noch gänzlich, so z. B. eine Straße von Stubenbach an die bairische Grenze, eine solche von Ober-Moldau, längs der Schwarzbach und parallel zur Landesgrenze über Mehrgarten, Ferchenhaid nach Außerfeld u. s. w.

Viele der bestehenden Straßen sind nach unseren Begriffen unfahrbar, sie liefern eine drastische Illustration zu der Behauptung der Statistik, daß das Reisen auf der Landstraße gefährlicher sei, als jenes auf Eisenbahnen. Der vernünftige Reisende verläßt auf der Straße von Stubenbach nach Gutwasser das Gefährt, und zieht es vor, über das Felsengeröll zu klettern, das man dort Straße zu nennen beliebt.

Die Schienenwege, welche Passau mit Strakonitz, Pilsen mit Weiden verbinden, müssen entstehen, die anderen, welche das Netz vervollständigen, Brandhäuser-Budweis, Horaždowitz-Furth, werden folgen.

Die Teufelsmauer, welche die Moldau hindern will, vom Gebirge herab ins Land zu fließen, muß gebrochen werden. Das 18. Jahrhundert hat den Brennholzschwemm-Canal inaugurirt, das 19. darf nicht versäumen, es ihm gleichzuthun und durch Regulirung der oberen Moldau, Canalisirung der Teufelsmauer u. s. w. den Mastbäumen des Böhmerwaldes einen directen Weg in die Nord-See zu bahnen.

Das sind mit wenig Worten die Aufgaben, die im Böhmerwald zunächst gelöst werden müssen.

Warum sollte für die Böhmerwald-Industrie nicht das geschehen, was ihrer Schwester, der Schwarzwald-Industrie, geboten wird?

Digitized by Google

Die Liebe zur Sache entlaste mich, wenn ich herausgetreten bin aus dem engbegrenzten Berufe und alle, die eingesetzt sind, mitzuarbeiten an dem Werk, zur That auffordere.

Es bescheint die Sonne kein dankbareres Culturfeld!

Mariabrunn. W. F. Exner.

Keltische Studien.

III.

Die Griechen und Römer — der Sprachforscher muß es tausend Mal beklagen — sind viele Jahrhunderte lang tauben Ohres und gleichgültigen Sinnes durch die Völker der Barbarenwelt geschritten und nur gelegentlich und zufällig haben sie ein paar Worte aus dieser oder jener Sprache aufgelesen und uns überliefert. Eine glückliche Nothwendigkeit zwang sie wenigstens, auf die Personen- und Ortsnamen der Barbaren zu lauschen, und solche, wennauch vielfach entstellt, sind uns zu Tausenden erhalten, mit ihnen auch eben so viele dankenswerthe sprachliche Zeugnisse. Auch der Macht des Fremdwortes vermochte weder der Grieche noch Römer sich ganz zu entziehen. Auf jenen wirkte vorherrschend der Orient, auf diesen zum Glück für uns, die Berührung mit der keltischen Welt in Ober-Italien, Spanien und Gallien.

So ward uns denn von den früheren und späteren römischen Schriftstellern gar manches Wort überliefert, welches sie uns ausdrücklich als Fremdwort, als barbarisches, häufig aber geradezu als gallisch, d. h. keltisch bezeichnen.

So sagt z. B. der bekannte Ackerbauschriftsteller Columella (1. Jahrh. nach Chr.), die Gallier nennen ein Flächenmaß von 100 Fuß (im Quadrat) candetum. In diesem Worte steckt klärlich das gallische, altkeltische Zahlwort für Hundert; es lautete etwa cand und entspricht genau dem lateinischen centum. Man ist nun begierig, ob zu diesem gallischen Wort denn auch das spätere und heutige keltische Zahlwort stimme, so daß ein sprachgeschichtlicher Zusammenhang von jenem ersten bis zum heutigen Jahrhundert sich ergebe? Nun sind wir den heutigen keltischen Mundarten gegenüber in demselben glücklichen Falle wie mit unserer eigenen Sprache: wir kennen sie nicht nur in ihrer heutigen Form, wir können sie von Jahrhundert zu Jahrhundert urkundlich, zum Theil in sehr reicher Litteratur, zurückverfolgen in das Mittelalter und weit über dasselbe hinaus und hinauf bis in das 10., 9., 8., in einzelnen Fällen vielleicht bis in das 7. Jahrhundert. Daher hat Johann Kaspar Zeuß sein großes und für alle keltische Forschung grundlegendes Werk, benannt: Grammatica Celtica E monumentis vetustis tam Hibernicæ linguæ quam

Digitized by Google

Britannicæ, dialecti Cambricæ Cornicæ, Amoricæ nec non e Gallicæ priscæ reliquiis constructa. (Leipzig 1853). [1]) Das auf diesem Titel „gallisch" Genannte mag etwa verglichen werden mit der gothischen Sprachperiode in Jakob Grimms deutscher Grammatik, nur daß jenes um vier Jahrhunderte weiter zurückgeht. Das, was man seit Zeuß einerseits Alt-Irisch, andererseits Altbritisch (mit den Mundarten Alt-Cambrisch oder Altkymrisch, Alt-Cornisch und Armorisch oder Alt-Bretonisch) nennt, das läuft zeitlich parallel mit unserem Alt- und Mittelhochdeutsch. Als mittelkeltisch endlich, mittelgälisch ꝛc. kann man die Sprache und Litteratur vom 14. bis 16. Jahrhundert nennen.

Fragen wir nun unsere Grammatica nach den alt-irischen (hibernischen) und altbritischen Formen des Zahlworts Hundert, des gallischen cand, so lautet dasselbe cambrisch (kymrisch) cant, cornisch cans, armorisch (bretonisch) cant; alt-irisch aber cét [2]). Fragt man endlich, wie denn die heutigen Kelten das Hundert nennen, so lautet es in Wales (kymrisch) cant, in der Bretagne (armorisch) kant, gälisch oder gadhelisch (irisch, schottisch) cead, ceud, ciad.

Kann man mehr verlangen? Ja, man kann noch die Vergleichung mit dem Deutschen verlangen. Gothisch heißt das Wort hunda und damit ist Alles gesagt. Wir haben ein altkeltisches Wort, welches vom 1. bis 19. Jahrhundert in allen keltischen Mundarten sich wesentlich gleich bleibt, welches auf der lateinischen Lautstufe steht, während das deutsche Wort auf die nächste Lautstufe vorgerückt ist [3]). Der lateinisch-keltischen Gruppe mit cant, cent, steht gegenüber die germanische Gruppe mit hund. Alle drei sind natürlich urverwandt, aber lautlich stehen Lateinisch und Keltisch sich näher. Letzteres wenigstens im vorliegenden und in einer langen Reihe ähnlicher Fälle; in anderen wiederum, aber selteneren, scheint das Germanische dem Keltischen näher, das Lateinische von ihm abzurücken. So wie so, wenn der alte Geograph Strabo die Germanen und Kelten verwandt, συγγενεῖς nennt, so hat er vollkommen recht; wenn man ihm aber deßwegen unterschiebt, er nenne sie identisch, so thut man vollkommen unrecht.

Unser gallisches cand und seine Nachformen belehren uns aber noch eines andern. Der Leser hat bereits bemerkt, daß die gallische und die als britisch oben angeführten Formen sich gegenseitig näher und dem irischen cét gegenüberstehen. Ist das Zufall oder ist es die erste Spur eines Gesetzes? Zum Glück

---

[1]) Zweite, sehr vermehrte und vollständig neu durchgearbeitete Ausgabe von H. Ebel (Berlin 1871).

[2]) Der Accent bedeutet stets die Länge des Vocals; cét ist nach einer in dieser Mundart sehr häufigen Erscheinung entstanden durch Auswurf eines Consonanten aus cent; eben darum ist auch der Vocal lang geworden. Genau dasselbe wie im Französischen, wo aus estre être, wie im Deutschen wo aus ich habete ich hâte wurde, neudeutsch: ich hatte.

[3]) Man findet es doch wohl begreiflich und verzeihlich, wenn wir hier das theilweise erhaltene „ch" des Altfränkischen und speciel das chuna der Malbergischen Glosse aus dem Spiele lassen.

Digitized by Google

hat uns ein griechischer Autor, der berühmte Arzt und Botaniker Dioskorides (1 Jahrh. n. Chr.), unter anderen interessanten Pflanzennamen auch einen hinterlassen, den er pempedula (πεμπέδουλα) nennt, als gallisches Wort bezeichnet und mit pertaphyllon, d. h. Fünfblatt, übersetzt. Also wäre etwa pemp das gallische Wort für die Fünf; und in der That — cambrisch, cornisch, armorisch heißt diese Zahl pump, pimp, pemp, irisch aber heißt sie cóic. Also stehen wiederum altgallisch und britisch vereint der irischen (gälischen) Form gegenüber. Jene schließen sich an die griechische Fünfzahl pempe an, diese steht dem lateinischen quinque näher. Das quinque und pempe ein und dasselbe Wort, ist eine bekannte Sache und zu pempe gehört, auf die nächste Lautstufe gerückt, das gothische fimf, unser Fünf.

Die Pflanze pempe-dula selbst heißt noch heute in den keltischen Mundarten pum-dalen, pemp-deil ꝛc., d. h. Fünfblatt, wie auch der von Freiligrath besungene shamrok, der irische seamrag mit cúig dhuilleagach, fünfblätteriger (Klee) bezeichnet wird.

Die keltischen Völker scheinen Talent und entschiedene Vorliebe für das Wagenfahren gehabt zu haben. Dafür sprechen manche directe Zeugnisse der Alten, sowie die Thatsache, daß die Römer mehrere Namen solcher Gefährte in ihre Sprache aufgenommen haben. Dazu gehört besonders die rhêda oder besser rêda, welche sogar als ῥέδα in das Griechische des Neuen Testaments hineingerollt ist, und welche, so unglaublich es klingt, in unserem deutschen, d. h. undeutschen „Pferd" steckt. Nun, eine dieser keltischen Wagenformen heißt lateinisch, schon bei Horaz, petorritum. Auch dieses Wort wird ausdrücklich als gallisches bezeichnet, und es wird sogar beigefügt, daß es eigentlich ein vierräderiger Wagen sei. Also gallisch petor hieße vier; und so heißt es auch in den alt- und neubritischen Dialecten — petuar, peder u. s. w., im Alt-Irischen dagegen cethir (kethir) heute ceathor; im Lateinischen quatuor, in alt-lateinischen Mundarten (oskisch, umbrisch) petor, in griechischen Dialecten pessyres u. s. w., immer ein und dasselbe Wort, wozu auch gothisches fid-vor, unser vier stimmt. Zum dritten Male denn Altgallisch und Altbritisch ganz gleichlautend, dagegen Irisch etwas abweichend, aber auch dies nicht willkürlich, sondern nach bestimmten Lautgesetzen!

Wir müssen den Classikern, die wir oben etwas herb angefahren, sehr dankbar sein, daß sie uns unter ihren gallischen Wörtern gerade auch einige Zahlen gerettet haben; denn bei Vergleichung zweier Sprachen auf Verwandtschaft oder Nichtverwandtschaft spielen die Zahlwörter eine der wichtigsten Rollen. Wer das liest, dem könnte etwa einfallen, daß die deutsche Tausend im Griechischen chilioi, im Lateinischen mile heiße und daß es demnach mit der Verwandtschaft dieser drei Sprachen windschief aussehe. Allerdings, das sind drei grundverschiedene Wörter, aber nicht auf die höheren, sondern auf die niederen Zahlen kommt es an, wenn von uralter Verwandtschaft die Rede ist. Die unteren Zahlen bildeten sich natürlich am frühesten, sie werden am

Digitized by Google

ehesten noch in eine Zeit zurückreichen, wo jetzt längst getrennte Völker und Sprachen noch eine Einheit bildeten. Denken wir uns den Fall, von vier Völkern, a, b, c, d, hätten alle vier die Zahlwörter 1 bis 5 gemeinsam, a, b, c aber auch noch die Zahlen 6 bis 10, a und b endlich auch noch die Hundert und Tausend, — so schlößen wir nothwendig: Das Volk d hat sich zuerst von den andern getrennt, und zwar zu einer Zeit, wo man nur bis 5 zu zählen wußte; a, b und c blieben länger vereinigt und lernten noch gemeinschaftlich bis 10 zählen, dann aber trennte sich auch c von den beiden ab und ging seine eigenen Wege; am spätesten endlich gingen a und b auseinander, denn sie haben es im Zählen noch bis 1000 gebracht.

So finden wir denn in der That bei einigen roheren Völkersippen, daß die Zahlen 1 bis 5 gemeinschaftlich, 6 bis 10 aber nur theilweise gemeinsam sind. Eine solche Familie hat sich also getrennt, nachdem sie bis 5 zu zählen gelernt hatte; damit haben sich die abgelösten Glieder zum Theil auch begnügt, eines derselben etwa ist selbstständig bis 10 fortgeschritten und ein anderes hat dann die Zahlen 6 bis 10 von diesem einfach entlehnt.

Bei den indogermanischen Völkern nun zeigen sich die Zahlen 1 bis 10 und auch die Zahl 100 durchaus übereinstimmend. Diese Sprachen- und Völkersippe hat sich folglich erst dann in ihre Glieder aufgelöst, als das System bis 100 fertig war. Indessen doch nicht ganz fertig, denn es herrscht Verschiedenheit in der Art, wie die einzelnen Völker von 11 bis 100 zählen, d. h. wie sie die Zehner ausdrücken. Wir z. B. sagen 40, 60, d. h. 4 Zehner, 6 Zehner, die Kelten aber sagen: 2 Zwanziger, 3 Zwanziger, und dabei denkt man sofort an das französische quatre-vingt.

Für die Tausend endlich haben nur Germanen und Slaven ein gemeinschaftliches Wort, andererseits wieder Römer und Kelten, denn 1000 heißt keltisch mil. In beiden Fällen aber ist auch Entlehnung möglich, und auch einer andern Möglichkeit muß Raum gelassen werden, daß nämlich ein Volk ein seltener gebrauchtes Wort vergißt und verliert und es später von einem ursprünglich verwandten Volke als Fremdwort wieder zurückholt.

Nach den drei oben gegebenen schlagenden Beispielen brauchen wir die übrigen keltischen Zahlwörter nicht aufzuführen; sie erweisen sich durchaus als indogermanisch und stehen durchaus auf der griechisch-lateinischen Lautstufe. Nochmals aber hervorheben wollen wir die strenge Scheidung, welche sich schon aus den obigen Belegen ergibt zwischen dem irisch-gadhelischen Volks- und Sprachstamm einerseits und dem gallisch-britischen andererseits, sowie die nahe Verwandtschaft, wenn nicht gar Identität der alten Gallier mit den Briten. Schon Tacitus hat sie geahnt, heute steht sie fest. Ja, wir haben ein altes geschichtliches Zeugniß, wie es schlagender nicht gefunden werden kann.

In seinem Leben des Agricola, Cap. 23, unterscheidet Tacitus genau zwischen Nord-Britannien oder Caledonien und dem eigentlichen, der ipsa Britannia. Beide seien beinahe vollständig getrennt durch die tiefeinschneiden-

Digitized by Google

den Buchten Clota und Bodotria (Boderia) und die zwischen beiden noch liegende Landenge habe Agricola durch feste Plätze gesichert, so daß die Caledonier gleichsam auf eine Insel beschränkt gewesen seien. Dieser damals begonnene Grenzwall, später von Kaiser Severus strenger ausgeführt, und wohl zu unterscheiden von dem südlicheren sog. Piktenwall, zog sich also von dem heutigen Firth of Clyde (Clotha) nach dem Firth of Forth hinüber; seine Reste heißen jetzt Graham's Dike. An diesem Walle nun, erzählt der alte Nennius in seiner Hist. Britann., liege eine Stadt Penguaul, im Englischen, d. h. Angelsächsischen Peneltun, im Schottischen aber Cenail genannt. Da liegt es klar! Die Nördlichen, die Schotten oder Gälen, also die Nachkommen der alten Caledonier, nannten diesen Punkt Pen-guaul, die Südlichen, d. h. die Briten Cen-ail (das tun in Peneltun ist angelsächsischer Zusatz, das englische town). Genau so wie die Gälen und Iren die Zahlen 4 und 5 cethir und cóic, die Briten und Gallier aber petor und pemp nannten!

Vielleicht möchte Jemand meinen, „p" und „k" seien doch zwei gar zu verschiedenartige Laute und man begreife nicht wohl, wie der eine aus dem andern entstehen, in den andern übergehen könne, und so seien am Ende zwei Worte, wie petor und cethir gar nicht verwandt. Allein wir sahen gelegentlich schon oben, daß auch innerhalb des italischen Sprachkreises dieser Wechsel stattfindet, und aus der seligen Schulzeit wird sich Mancher erinnern, daß er in seinem Herodot statt des gewohnten attischen πόσος, πότερος u. s. w. beständig κόσος, κότερος gelesen hat, wie andererseits der dorische Dialect statt πότε πόκα sprach. Hier kann freilich nur die Thatsache festgestellt, nicht aber ihre Erklärung gegeben werden. Und gerade weil dieser Wechsel zwischen „p" und „k" auf den ersten Blick etwas Auffallendes hat, eignet er sich am besten als allgemeines Charakteristikum zur Scheidung von Britisch und Gälisch; dieses ist die „k"-Gruppe, jenes die „p"-Gruppe, ein Verhältniß, genau wie zwischen Ober- und Niederdeutsch, zwischen denen von uns, welche „das Wasser" und denen, welche „dat Water" sprechen. Dem Sprachforscher gewährt es eine eigenthümliche Freude, eine solche Erscheinung, die er etwa fern am Indus oder an den sonnigen Ufern des Mäander gefunden hat, auf einmal neu zu entdecken an den nebelumflossenen Buchten Britanniens.

So hat man uns ja auch in der Schule gelegentlich aufmerksam gemacht, daß manche Wörter, welche im Griechischen mit „h" anlauten, im Lateinischen mit „s" erscheinen, daß z. B. griech. ἅλς und latein. sal ein und dasselbe seien. Auch diesem Lautwechsel begegnen wir innerhalb des keltischen Gebietes. Dem Gälen heißt das Salz sal, dem Briten hal und so noch ganz regelmäßig in vielen anderen Worten. Woher nun die uralten Namen Hall auf deutschem Boden, und zwar stets da, wo die köstliche Salzquelle dem Boden entströmt?

Diese Frage führt auf eine andere: In welchem geschichtlichen und zeitlichen Verhältnisse stehen denn nun die beiden Hauptzweige der keltischen Völkerfamilie? welcher ist der ältere?

Digitized by Google

Vom Osten sind in unbekannten Jahrhunderten die Kelten über Europa hereingeflutet; westwärts ging die Strömung, und da ist es nun doch natürlich, daß diejenigen, welche wir am weitesten westlich vorgedrungen sehen, die ersten Ankömmlinge waren. Sei es, daß sie von Anfang an weiter und weiter zogen, die gallische Küste erreichten, über den Canal setzten, die Ureingeborenen der britischen Inseln verdrängten und vernichteten und so allmälig bis zu den Shetlands-Inseln, bis nach Erin sich ausdehnten; sei es — und dies ist wahrscheinlicher — daß sie von später nachdringenden Kelten-Stämmen gewaltsam immer westlicher geschoben wurden und am Ende ihre letzte Zuflucht in Britannien fanden. Aber auch dort war nicht Ruhe, auch dorthin fanden ihre jüngeren Landsleute den Weg und lange Kämpfe folgten um den fremden Boden und langsam wurden die Alten von den Jüngeren nach Norden in das caledonische Hochland, nach Westen und Südwesten in die Gebirge von Wales und Cornwallis, nach den Inseln Man (Mona des Tacitus) und Irland hinübergedrückt.

Einwanderungen von Gallien nach Britannien und Rückwanderungen von da nach Gallien sind ohnehin historisch bezeugt und schon der Name der Bretagne, Britannia minor, spricht noch heute dafür.

Demnach wäre der gadhelische Zweig der ältere, und damit stimmt auch die Sprache. Das Gadhelische ist viel alterthümlicher als das Britische. Die indogermanische Sprachwissenschaft weist exact nach, daß nicht „p" in „k", nicht „h" in „s" übergeht, sondern umgekehrt. Wenn der Römer sal, der Grieche hal spricht, so hat jener die ältere Form des Wortes bewahrt. Wenn neben dem griechischen hippos Pferd, noch eine Nebenform ikkos sich findet, so ist diese dem Latein ekvus gleichstehend die ältere. Also auch wenn der Schotte, der Ire das Pferd ech nennt, der Gallier aber es epo nannte und ihm folgend der Brite es ep und eb nennt, so ist der Gäle der Urform treuer geblieben.

Ideal gesprochen stellt sich die Sache also so dar: In irgendeinem unbekannten Jahrtausend vor unserer Zeitrechnung löste sich von dem großen indogermanischen Sprach- und Völkerstamm eine Gruppe ab, die Gruppe der späteren slavischen, deutschen, griechisch-italischen und keltischen Völker. Diese Gruppe spaltete sich in Folge von unbekannten Wanderungen und Wandlungen später noch einmal, indem das slavisch-germanische Element sich abtrennte, um sich endlich in das Deutsche, Litauische und Slavische auseinanderzugabeln. Näher vereint war also noch das griechisch-italisch-keltische Element und es ist jetzt nur die Frage: in welcher Weise hat sich diese Dreieinheit geschieden? zerfiel sie unmittelbar in ihre drei Glieder? theilte sie sich zunächst in eine griechische und eine italo-keltische oder in eine keltische und eine italo-griechische? Wir schließen uns an August Schleicher an, indem wir uns für das erstere entscheiden. Das Griechische löste sich ab, während Italisch und Keltisch noch eine Zeit lang vereint blieben. Zuletzt schieden auch diese Beiden und eines Tages sehen wir das latinische Element auf der Apenninischen Halbinsel sich

Digitized by Google

festsetzen, wenige Jahrhunderte später das keltische in Ober-Italien erscheinen und fast das ganze Innere Europa's überfluten.

Diese nunmehr vollständig aufgerollte weiland italo-keltische Gruppe nun hatte dereinstmals das Pferd ekvus, das Salz sal genannt. Sie hatte sich diese Aussprache gerettet von uralten Zeiten her, wo sie noch mit ihren früheren Schwestergruppen am Hindukusch oder wer weiß wo die Herden weidete. Auch die anderen, die Inder, die Germanen, Slaven hatten diese Laute mehr oder minder treu bewahrt; nur den Griechen war das „k" unterwegs in ein „p" umgeschlagen, hatte das „s" in ein „h" sich verflüchtigt.

Als daher die ersten Kelten westwärts zogen, da nahmen sie noch die ungetrübten, ungeschwächten Laute der Muttersprache mit fort. Es war hohe Zeit, denn bereits hatte die phonetische Verweichlichung angesetzt und auch einige der italischen Stämme ergriffen, bald war sie durch das ganze Kelten-Lager verbreitet.

Aber phonetische Verweichlichung ist kein Hinderniß, eine große geschichtliche Rolle zu spielen. Der gallo-britische Völkerzweig hat sie gespielt, in breiten hohen Fluten sind diese Kelten, Welle um Welle, Woge auf Woge über die westliche Welt hereingeflutet, haben Völker verdrängt und Staaten gegründet, sie haben geschaffen und haben verderbt, sie haben, wennauch in weitgetrennten Zeitaltern, Rom erobert und Delphi zerstört; sie haben einen breiten Gürtel segensreicher, culturstrotzender Colonien durch die Mitte Europa's gezogen, die Donau entlang, den Rhein und Main und Neckar hinab, hinauf und in die Thäler der Voralpen. Noch heute zeugt eine lange Reihe von Ortsnamen im südlichen und südwestlichen Deutschland, in der vorderen Schweiz und auf beiden Ufern des Rheins, von keiner falschen Kleindeutscherei zu widerlegen, von einstmals weit und wirksam waltendem Keltenthum. Vor allem aber war Sammel- und Mittelpunkt keltischen Wesens das gallische Land. Da hatte es die Ehre, mit einem Julius Cäsar seine Kraft zu messen und es hat sich der Ehre nicht ganz unwürdig erwiesen. Auch hat, wie wir schon früher angedeutet, weder Julius Cäsar noch haben seine hundert Nachfolger römischer und deutscher Nation das gallische Wesen zu vernichten vermocht. Es stand zu hoch für die Vernichtung, es hat sich trotz äußeren Sturms und innerer Mischung gehalten bis auf diesen Tag. Die französische Art bleibt unerklärt ohne keltisches Blut und selbst die französische Sprache zeigt tiefe keltische Narben, nicht sowohl in den paar hundert Wörtern die sie aus jenen Jahrhunderten geerbt, als in einigen Zügen ihres inneren grammatischen Baues.

Ueber Ober-Italien und Britannien freilich fuhren die germanischen Stämme zermalmend hin; nur die verlorenen Winkel der Westküste boten noch letzte Zuflucht den Resten gallo-britischen Volksthums.

Aber was ist aus den andern geworden, aus den urältesten, echtesten gadhelischen Kelten? das hat uns Ossian gesagt. Sie haben sich und uns die reinsten Klänge der keltischen Sprache, die ältesten Erinnerungen keltischer

Digitized by Google

Cultur, nämlich die Erinnerungen an die Uncultur bewahrt, und der Rest ist Schweigen. Gleichwie der uralten Germanen-Sprache fast unverfälschte Weisen um die Fjorde von Island tönen, so klammern die letzten Reste des reinen Keltenthums sich an die Gipfel der schottischen Berge, an die Zacken der irischen Buchten. Zwei große Dichter haben die Klagen der sterbenden Nation noch einmal in ergreifenden Tönen der Welt gekündet räthselhafte Namen von Bergen und Seen Städten und Dörfern werden noch lange das Echo sein einer gewesenen Herrlichkeit, Volk und Sprache selbst gehen ohne Rettung und Erbarmen dem Ende zu. Unsterblich dauern wird nur ihr grammatischer Werth.

Augsburg. Ad. Bacmeister.

Aus den Schicksalen einer Nation und ihrer Litteratur.

II.

Es ist eine unerquickliche Aufgabe, die Geschichte der Syrer, diesen stätig fortschreitenden Selbstvernichtungsproceß, dieses langsame Verenden durch die Jahrhunderte hindurch zu verfolgen; es ist um so unerquicklicher, da es sehr schwer fällt, dieselbe in Form einer einheitlichen, organischen Totalität darzustellen. Wenden wir uns zu der geistigen Kehrseite des syrischen Lebens, zu seiner Litteratur. Freilich ist man von vornherein nicht berechtigt, hier wesentlich Verschiedenes zu erwarten, da die Litteratur eines Volkes doch nur ein Reflex seiner Geschichte ist; die letztere führt in lebenden Bildern den Lauf der Jahrhunderte vor den Augen des Beobachters vorbei, und die Litteratur ist der begleitende, commentirende Text dazu.

Die Litteratur der Syrer ist fast ausschließlich christlich, und mehr als das: christlich-theologisch. Sie beginnt mit dem ersten Jahrhundert nach Chr. und die letzten litterarischen Erscheinungen datiren aus dem 13. Jahrhundert. Den Ausgangspunkt bildet die syrische Bibelübersetzung, von der wir bereits oben bemerkt haben, daß einige Theile wahrscheinlich in das erste Jahrhundert nach Chr. zurückreichen. An diese schließt sich eine sehr reichhaltige Litteratur an: neue Bearbeitungen der Uebersetzung, Erklärung der Bibel und einzelner Theile, Homilien über biblische Stellen u. s. w. Ein Hauptcharakter der syrischen Litteratur ist ferner ihre Abhängigkeit von der griechischen; die große Mehrzahl syrischer Werke ist aus dem Griechischen übersetzt. Hieher gehören die Werke sämmtlicher Väter der griechischen Kirche und die Uebersetzungen der griechischen Concilacten. Wennauch diese Litteratur auf originellen Werth keinen Anspruch hat, so ist sie dennoch in einer Beziehung sehr beachtenswerth. Diese Uebersetzungen sind zum Theil sehr alt, manche nicht lange nach den

Digitized by Google

Originalen gemacht; ferner sind viele von ihnen mit einer so peinlichen Genauigkeit gearbeitet, daß es möglich ist, entweder das griechische Original ganz wieder herzustellen oder doch bestimmte Ansichten über die Lesarten desselben zu gewinnen. Wenn noch hinzukommt, daß sie größten Theils in sehr alten Handschriften (aus dem 5. bis 8. Jahrhundert) überliefert, also um mehrere Jahrhunderte älter sind als die Mehrzahl der griechischen Handschriften, so wird man begreifen, daß in diesen syrischen Uebersetzungen für den philologischen Bearbeiter patristischer Texte ein höchst schätzbares Material der Textkritik vorliegt. In mehreren Fällen, wo die griechischen Originale verloren gegangen sind, haben wir durch alte syrische Uebersetzungen vollgültigen Ersatz. Auf diesem Felde sind noch viele Lorbeern für philologisch geschulte Theologen zu pflücken; aber wo gibt es solche? Gerade diejenigen, deren Beruf es wäre, das Gebiet der Patristik nach der kritischen Methode moderner Wissenschaft zu bearbeiten, die katholischen Theologen, scheinen sich am allerwenigsten darum zu kümmern. Es ist ein sonderbares Zeichen der Zeit, daß an der von der Wiener Akademie veranstalteten Ausgabe der lateinischen Kirchenväter ausschließlich classische Philologen beschäftigt sind.

Neben diesen Uebersetzungen aus dem Griechischen gehen zahlreiche von den Vätern der syrischen Kirche verfaßte Originalwerke her. Sie sind vorwiegend dogmatisch-polemischen Inhalts, beziehen sich außerdem auf kirchengeschichtliche Gegenstände, auf Kirchenverfassung, Mönchsleben und Paränese. Eine sehr große Ausdehnung, wennauch sehr wenig originellen Werth, hat die religiöse Poesie der Syrer (eine andere als diese haben sie nie gehabt).

Efrem war ein hervorragender Hymnendichter von großer Kraft der Diction und einiger Originalität, was man allerdings von dem Troß seiner Nachtreter nicht gerade behaupten kann.

Obgleich die Theologie das in der Litteratur vorherrschende Element war, so ist doch eine weltliche Gegenströmung nicht ausgeblieben. Ihr Ausgangspunkt ist das Studium des Aristoteles, an dessen Werke sich eine große Uebersetzungs- und Commentarlitteratur anreiht. In dem, was die Syrer außerdem aus der heidnisch-griechischen Litteratur sich angeeignet haben, war ihr Griff keineswegs ein glücklicher, oder vielmehr die leitenden Gesichtspunkte, nach denen sie unter der Masse griechischer Litteratur auswählten, sind den unserigen diametral entgegengesetzt, so daß, was ihnen bearbeitenswerth erschien, für uns in der Regel werthlos ist. Herodot und Thucydides hatten für sie kein Interesse; sie suchten Mittel zur sittlichen und intellectuellen Bildung ihres Volkes, und dazu dienten ihnen am besten allgemein gehaltene, philosophisch-paränetische Reden aus der spätesten Zeit griechischer Philosophie. Außer mehreren Sentenzen-Sammlungen haben sie einige Abhandlungen von Plutarch (eine ächte und eine unächte), von Lucian und Temistius übersetzt. Um so mehr concentrirten sie ihre Thätigkeit auf Aristoteles. Diese Bestrebungen scheinen ungefähr gleichzeitig mit dem Nestorianismus in Aufnahme gekommen zu sein und beson-

Digitized by Google

ders um die Mitte des 5. Jahrhunderts an der Universität Edessa, der Verfechterin des Nestorius, eine eifrige Pflege gefunden zu haben. Nachdem dann diese im Jahre 489 aufgehoben und geschleift, und eine neue Hochschule in Nisibis gegründet war, wurde diese Stadt der Hauptsitz gelehrter Studien für die Nestorianer im ganzen Orient und namentlich für diejenigen im persischen Reich. Sie sind seitdem immer mehr gegen Osten gedrängt und noch viel früher und viel radicaler als die westlichen Syrer, die Jacobiten, zu Grunde gegangen. In Folge dessen ist auch die ganze nestorianische Litteratur bis auf unbedeutende Reste verloren, und es dürfte kaum Hoffnung vorhanden sein, daß eines Tags eine Bibliothek altnestorianischer Gelehrsamkeit in einem orientalischen Kloster gefunden werde.

Aber nicht allein die Nestorianer, sondern auch die Jacobiten haben den Aristoteles eifrig studirt. Die Blüthe der philosophischen Studien unter den Jacobiten fällt in das 6. und 7. Jahrhundert; ihre Hauptträger waren der Arzt Sergius von Kasain, Athanasius Baladensis, Jacobus Edessenus und Georg, Bischof der Araber. Diese übersetzten nicht allein Aristoteles, sondern auch Schriften von Galen und Hippokrates. Es zeigten sich unter ihnen auch einige Keime einer selbstständigen Entwickelung in diesen und verwandten Wissenschaften (z. B. Grammatik), aber bevor sie zur Blüthe gedeihen konnten, war der Islam hereingebrochen und hatte allen litterarischen Bestrebungen ein jähes Ende bereitet. Die Syrer mußten den letzten Kampf um ihre Existenz kämpfen. Gleichsam das Abendroth, der letzte Strahl syrisch-jacobitischer Gelehrsamkeit ist die Erscheinung des Gregorius Barhebraeus im 13. Jahrhundert. Er steht ganz unvermittelt in der Geschichte seines Volkes da; er hat keine Vorgänger und keine Nachfolger. Ein Meister in allen damals gepflegten Wissenschaften, schrieb er syrisch und arabisch, und hat besonders als Uebersetzer und Bearbeiter aristotelischer Werke eine großartige Thätigkeit entfaltet; auch sind seine bibelexegetischen, grammatischen und historischen Werke von bleibendem Werth.

Bevor wir diesen Ueberblick über die Geschichte der syrischen Litteratur abschließen, müssen wir uns noch ein Mal den Nestorianern zuwenden, und zwar ihren Ausläufern. Nestorianische Gelehrsamkeit sollte noch ein Mal eine bedeutende Rolle spielen, nämlich an dem Hofe der abbasidischen Chalifen in Bagdad im 8., 9. Jahrhundert und später. Die Aerzte der Chalifen waren ohne Ausnahme nestorianische Syrer, Männer gelehrter Bildung, die nicht allein mit Medicin, sondern auch mit Philosophie, Grammatik, Astronomie u. s. w. sich befaßten. Als sich unter dem großen Almamûn das Verlangen und Bedürfniß nach arabischen Uebersetzungen der Werke des Aristoteles und anderer Griechen geltend machte, waren allein die nestorianischen Aerzte, die zum Theil auf griechischen Universitäten studirt hatten, dieser Aufgabe gewachsen. Es begann eine Periode gelehrter Renaissance, eine neue Uebersetzungsperiode und zwar ist wohl zu beachten, daß man in der Regel nicht direct aus dem Syrischen

Digitized by Google

übersetzte, sondern zunächst das griechische Original in das Syrische und von diesem erst in das Arabische übertrug. Man wird fragen: waren denn nicht genug syrische Uebersetzungen von älteren nestorianischen und jacobitischen Gelehrten vorhanden? Das scheint aber nicht der Fall gewesen zu sein, und wir müssen annehmen, daß in den zahllosen Ungewittern, welche in der Zeit zwischen Muhammed und Almamun auf syrischem Boden sich entladen haben, die meisten Bibliotheken in Städten und Klöstern zu Grunde gegangen waren.

Auf diese Weise wurden die Syrer die Vermittler zwischen Griechenland und dem Orient. Die Zeit der ersten Abbasiden ist die Periode des ersten Aufblühens arabischer Wissenschaft, und es war gewiß kein ungünstiges Omen, daß der Riesengeist eines Aristoteles über der Wiege dieses neugebornen Kindes schwebte. Eben so sehr, wie in der occidentalischen Philosophie, dominirt Aristoteles in der des Orients. Arabische Uebersetzungen wanderten mit den muslimischen Heeren an die Ufer des Oxus und Jaxartes, des Indus und Ganges, an die Ufer des Nil und Guadalquivir. Arabische Gelehrsamkeit und Schulwesen erreichten in dem omajjadischen Spanien eine einzig in der Welt dastehende Blüthe. Aus den Ländern der Christenheit, Frankreich und Deutschland wanderten die Jünger nach Spanien, um sich von arabischen oder arabisch-jüdischen Meistern in das Verständniß des Aristoteles einführen zu lassen. Das Studium des Alterthums im Mittelalter (d. h. also nicht viel mehr als Aristoteles und seine Commentatoren) basirt auf lateinischen, aus dem Arabischen geflossenen Uebersetzungen. Diese Vermittlerrolle zwischen Griechenland und dem übrigen Europa behält der Orient so lange bei, bis der Humanismus, directere und sicherere Bahnen suchend, die arabischen Interpreten bei Seite ließ und das Studium der griechischen Originale selbst zur Aufgabe machte. Daß ihm dies gelungen ist und welche Früchte dies Bestreben getragen hat, wie durch die Pforte des Humanismus der Geist der Neuzeit seinen Einzug gehalten hat — alles das können wir hier nicht weiter ausführen, wo es uns nur darum zu thun war, den Syrern ihren Platz in jenem großartigen Litteraturzusammenhange zu vindiciren.

III.

Das Schicksal, welches mit der syrischen Nation so hart zu Gericht gegangen ist, hat sich ihrer Litteratur gnädiger erwiesen. Man sollte erwarten, daß dieselben Stürme, welche die erstere vom Erdboden weggefegt, auch die letztere in das allgemeine Verderben mit hineingerissen hätten; und so weit Syrien selbst betroffen ist, ist dies auch richtig. Aber habent sua fata libelli und ein solches Fatum wollte es, daß das Werthvollste aller litterarischen Productionen des syrischen Geistes in weiter Ferne von Syrien in einem Klosterkeller der Nachwelt aufgehoben werde. Was vor 25 Jahren in europäischen Bibliotheken an syrischer Litteratur vorhanden war, war gering an Umfang und

Digitized by Google

geringer an Werth, während heutigen Tages die werthvollsten und meisten Werke aus der Zeit vor der Kirchenspaltung und aus der späteren jacobitischen Litteratur in Europa vorhanden und jedem Gelehrten zugänglich sind, nämlich im Brittischen Museum in London.

Der Ausdruck „Nitrische Handschriften", „Nitrian Collection of the British Museum" ist schon theilweise über Gelehrtenkreise hinaus in weitere Cirkel gedrungen. Es ist dies eine Sammlung syrischer Handschriften, welche zu den schönsten Schätzen jener großartigen Anstalt zählt. Ueber ihre Ueberlieferung aus dem Alterthum und ihre Erwerbung von Seiten der Engländer geben wir einen kurzen Bericht.

Am Rande der libyschen Wüste, 12 bis 14 Stunden westlich vom westlichsten Nil-Arm, 40 Meilen von Alexandrien entfernt, liegt die Nitrische Wüste, an ihrem Nordost-Rande die berühmten Natron-Seen. Es ist „ein mit Salz und Schwefelquellen durchschwängertes Steppenland, dessen Boden mit einer dicken Salzrinde überzogen ist." Diese Gegend ist seit dem zweiten christlichen Jahrhundert ein sehr beliebter Zufluchtsort für christliche Büßer gewesen, welche theils als Einsiedler, theils vereint in Klöstern lebten. Die Zahl dieser Einwohner scheint zu Zeiten eine sehr bedeutende gewesen zu sein, aber die lange Zeit muhammedanischer Unterdrückung hat jenes eigenthümliche Leben vernichtet und nur noch einige spärliche Reste übrig gelassen. In unserer Zeit gibt es in der Nitrischen Wüste noch vier Klöster, alle aus hohem Alterthum stammend, unter ihnen das Kloster der Maria Deipara (der Gottgebärerin), auch „Kloster der Syrer" genannt. Wenn in Syrien die Monophysiten verfolgt wurden, pflegten sie in der Regel nach Egypten zu fliehen, wo sie durch die Gunst des Volkes vor der Gewalt der Kaiser geschützt waren; viele dieser ihres Vaterlandes und ihrer Aemter beraubten Männer mochten, mit dem Leben zerfallen, sich in der Einsamkeit der Nitrischen Wüste der Contemplation ergeben und in dem „Kloster der Syrer" einen willkommenen Aufenthaltsort finden. Auf diese Weise kamen denn auch manche syrische Werke in die Bibliothek des Klosters. Ihren größten und werthvollsten Schatz erhielt sie jedoch im Jahre 932 nach Chr., als Moses von Nisibis, der Abt des Klosters, 250 Handschriften in ihr deponirte. Er war 925 nach Bagdad gereist, um bei dem Chalifen gegen eine den Mönchen auferlegte Steuer zu protestiren. In Bagdad und Umgegend hatte er theils durch Kauf, theils durch Schenkung jene Sammlung erworben, die er nach seiner Rückkehr für ewige Zeiten dem Kloster vermachte. Am Ende eines jeden Bandes fügte er eine Notiz hinzu über die Art der Erwerbung desselben, über seine Schenkung an das Kloster, und Flüche gegen Jeden, der es wagen würde, sie jemals wieder aus dem Kloster der Maria Deipara zu entfernen. Im Jahre 1706 gelangte die Kunde von diesem Schatz durch einen maronitischen Mönch nach Rom und schon im folgenden Jahre sandte Papst Clemens XI. den Elias Assemani, einen maronitischen Syrer, nach Egypten mit dem Auftrage, so viel als möglich von jenen Hand-

Digitized by Google

schriften zu acquiriren. Die Mönche, obgleich selbst unfähig, dieselben zu studiren, wollten sich aber in Folge jenes eben erwähnten Fluches nicht von ihnen trennen. Nach vieler Mühe gelang es dem Elias, 40 Handschriften käuflich zu erstehen; jedoch sein Schiff wurde auf dem Nil zerschellt, die Bücher fielen in den Nil-Schlamm und nur 34 konnten wieder herausgezogen werden, die dann Ende 1707 Rom glücklich erreichten. Sie werden als Codices Nitrienses in der Bibliothek des Vatican aufbewahrt, sind aber natürlich, wie alle dortigen Sammlungen, bei der bekannten Engherzigkeit der päpstlichen Verwaltung dem europäischen Gelehrtenpublicum nur unter den beschwerlichsten Bedingungen zugänglich.

Englischer Energie und englischem Gelde war es vorbehalten, jenen Schatz zu heben und die Macht der Bannflüche des Elias von Nisibis zu paralysiren. Im Jahre 1842 beschlossen die Trustees des Brittischen Museums, den Dr. Tattam, einen vorzüglichen Kenner der koptischen Sprache, der schon einige Jahre vorher in Egypten gewesen war und in der Nitrischen Wüste mehrere Handschriften erworben hatte, wieder dorthin zu senden mit dem Auftrage, die ganze Bibliothek des Marienklosters zu kaufen. Die Sendung war von Erfolg begleitet und am 1. März 1843 übergab er dem Brittischen Museum die ganze Sammlung. Wenigstens glaubte er, daß es die ganze Sammlung sei. Die Mönche hatten ihn jedoch betrogen und einen großen Theil derselben gegen den Wortlaut des Kaufvertrages zurückgehalten. Dieser Betrug wurde 1847 von einem Levantiner (Pacho), der für das Brittische Museum in Egypten nach Handschriften suchte, entdeckt; er kaufte den zurückgehaltenen Theil dem Kloster ab und am 11. November desselben Jahres wurde die nun wirklich bis auf lose Blätter und Blättchen vollständige Sammlung Eigenthum des Brittischen Museums. Große Verdienste um diese Acquisition hat sich die englische Regierung erworben, indem sie bereitwilligst die erforderlichen Geldmittel bewilligte; große Anerkennung gebührt auch dem Duke of Northumberland, dem einflußreichsten Gönner Dr. Tattams. Die erste Ordnung der Sammlung ist von William Cureton, damaligem Beamten des Brittischen Museum, späterem Caplan der Königin und Canonicus von Westminster, ausgeführt; dies war eine sehr schwierige Arbeit, da viele Handschriften in kleine Theile zertheilt und zerrissen waren. Seitdem ist die ganze Sammlung von William Wright, jetzt Professor des Arabischen in Cambridge, revidirt und definitiv geordnet; zugleich hat er einen Katalog derselben von solcher Ausführlichkeit und Genauigkeit verfaßt, daß er zu aller Zeit als ein höchst bedeutsames Denkmal englischer Gelehrsamkeit gelten wird.

Seit jener Zeit ist das Brittische Museum ein von Gelehrten aus den meisten europäischen Ländern viel besuchter Wallfahrtsort geworden. Aus Preußen, den Niederlanden, Frankreich, Italien und Dänemark strömten sie nach London, um sich an der Ausgrabung jenes wunderbar erhaltenen, wunderbar reichen Litteraturschachtes zu betheiligen. Für die verschiedensten Richtungen

Digitized by Google

wissenschaftlicher Interessen war dort etwas geboten, für das Studium der Bibel und kirchlichen Litteratur, für Geschichte der Kirche und des Kirchenrechts, für die Geschichte des Orients und speciell des byzantinischen Reiches, für die Geschichte des Aristoteles und seiner Werke, für das Studium einheimisch-syrischer Litteratur, für die sprachliche Erforschung des Syrischen u. s. w. Da fand man die im griechischen Original verlorenen Festbriefe des großen Athanasius von Alexandrien, die älteste (griechisch ebenfalls verlorene) Redaction der Briefe des heiligen Ignatius, der noch den Evangelisten Johannes gekannt; ferner die Theophanie der Eusebius, deren griechisches Original auch verloren gegangen ist. Die neuerdings von Prof. Land in Amsterdam herausgegebene Chronik des Zacharias von Melitene ist eine Quelle ersten Ranges für die Geschichte des oströmischen Reiches während der Jahre 442 bis 569; sie ist übersetzt aus dem Griechischen, aber das Original ist nicht bekannt. Wir müßten uns in litterarische Einzelheiten verlieren, wollten wir die Resultate der in den Nitrischen Handschriften gemachten Studien auch nur skizziren. Im Allgemeinen war ein eklektisches Verfahren geboten; es handelte sich darum, aus der großen Masse des Materials, von dem sehr viel verhältnißmäßig werthlos ist, das bedeutendste herauszufinden. Das ist denn auch mit großem Geschick ausgeführt, und obgleich die Nitrische Sammlung noch für Decennien dankbare Vorlagen für litterarische Arbeiten bietet, kann man doch behaupten, daß das Rohgold in derselben bereits gefunden und gehoben ist. Als vielleicht das Werthvollste von den bisher noch nicht bearbeiteten Werken, dessen Herausgabe sehr wünschenswerth wäre, nennen wir eine Sammlung der Acten des 449 in Ephesus gehaltenen, nach Papst Leo dem Großen als „Räubersynode" bezeichneten Concils. Was an ihren Acten bisher bekannt war, ist als ein Bestandtheil der Acten des folgenden Concils zu Chalcedon, 451, überliefert; dies ist aber sehr wenig, der größte Theil derselben ging verloren, d. h. wurde unterdrückt. Ein umfangreicher, schon 535 geschriebener Band der Nitrischen Sammlung enthält nun diese Acten in einer syrischen Uebersetzung und eine Herausgabe derselben sammt Uebersetzung wäre eine sehr zeitgemäße und dankenswerthe Aufgabe.

Bevor wir von dem Nitrischen Funde Abschied nehmen, müssen wir noch eine Eigenthümlichkeit desselben erwähnen, durch die er sich vor allen ähnlichen Sammlungen auszeichnet; das ist das hohe Alter der Handschriften. Bevor die Nitriaca bekannt wurden, galt eine aus dem 10. christlichen Jahrhundert datirte Handschrift für alt, und die große Mehrzahl der griechischen und lateinischen Handschriften stammt erst aus bedeutend späteren Zeiten. Die Nitriaca reichen bis in den Anfang des 5. Jahrhunderts zurück; unter ihnen finden sich einzelne Handschriften, welche nach unzweifelhaften Daten schon 412, 418 nach Chr. Geb. geschrieben sind. Der werthvollste Theil der Sammlung ist während der Jahrhunderte V bis X geschrieben, der geringere und unbedeutendere Theil in späterer Zeit. Obgleich seitdem auch einzelne griechische Manuscripte aus

Digitized by Google

dem 5. und folgenden Jahrhunderten bekannt geworden sind, so sind doch die ältesten vorhandenen griechischen Documente auf Pergament und Papier (letzteres seit dem 10. Jahrh.) die Nitrischen Handschriften. Für den Paläographen war es ein höchst bedeutsamer und eigenthümlicher Umstand, die Entwicklung einer Schrift vom Jahre 412 bis auf die Gegenwart in zahlreichen Handschriften studiren zu können.

Das Studium des Syrischen ist eine der Neuzeit eigenthümliche Erscheinung. Vereinzelte syrische Arbeiten kommen allerdings schon früher vor, die ältesten in Europa aus der Zeit Karls V. in Rom und Wien. Aber die Inangriffnahme des Studiums der gesammten syrischen Litteratur ist eine Frucht jener Bewegung, welche sich in Folge der Entdeckung der Nitrischen Handschriften den europäischen Gelehrtenkreisen mittheilte. Oesterreich ist in dieser Phase moderner Gelehrsamkeit durch P. Pius Zingerle in Meran in würdiger Weise vertreten.

Wien. Ed. Sachau.

---

* Die Gsell'sche Galerie. Den heutzutage geschaffenen Kunstsammlungen ist selten ein langes Dasein beschieden. Wenn nicht plötzlich der Speculationsgeist über die leidenschaftlichste Sammelluſt die Oberhand gewinnt und der „Amateur", eine günstige „Conjunctur" benützend, die Schätze, an denen angeblich seine Seele hing, den Meistbietenden überläßt, um das zurückgewonnene Capital abermals in Kunstwerken „anzulegen", so gibt doch gewöhnlich der Tod des Besitzers das Signal zur Zerstreuung dessen, was Jener mit so viel Freude, Sorge und Opfern zusammengetragen hatte. Wir sehen täglich neuen Reichthum sich bilden, der auch die schönen Verpflichtungen des großen Besitzes auf sich nimmt, aber die Gesinnung, welche mit dem Reichthum gern etwas Bleibendes stiftet, die auch über das Grab hinaus die Liebe zur Kunst bewährt, will in unserer Zeit nicht recht gedeihen. Franz Gsell freilich wäre, wie Personen, die ihm nahestanden, versichern, mehr als Irgendjemand geneigt gewesen, seine glänzende Gemäldegalerie seiner zweiten Vaterstadt Wien als Ganzes zu erhalten: er erwartete eine Anregung dazu, und die ist ausgeblieben. Nun wird die Sammlung in den nächsten Tagen versteigert werden.

Diese Galerie in ihrer Entstehung und in ihrer Zusammenstellung kann aber auch so recht als Prototyp heutiger Galerien betrachtet werden. Bis vor wenig mehr als zwanzig Jahren hatte für den Besitzer, einen unternehmenden und glücklichen Geschäftsmann, die bildende Kunst nicht existirt. Der Zufall machte ihn, wie der Katalog berichtet, 1849 zum Zeugen einer Gemäldeversteigerung und urplötzlich erwachte in ihm der Wunsch, Bilder zu besitzen. 569 Oelgemälde, 700 Zeichnungen, Aquarelle ꝛc. und eine nicht unbedeutende Anzahl Stiche, geschnittene Steine, Emailen u. dgl. m. hat er in den zwei Jahrzehnten zusammengebracht. Aber, so viel Lob der Katalog auch gerade in dieser Richtung dem Sammler spendet, der Beschauer kann nicht anders sagen, als daß ohne Wahl gesammelt wurde. Es ist sonst eine gewöhnliche Erscheinung, daß Sammler mit Erwerbungen auf den Kunstausstellungen beginnen, nach und nach an alten Meistern Geschmack finden und in demselben Verhältniß sich ihren früheren Freunden entfremdet fühlen, Ansprüche machen, welchen diese nicht zu genügen vermögen. Gsell

Digitized by Google

aber kaufte noch in den letzten Jahren, als längst schon Holbein, Hals, Kuyp, Ruysdael, Tiepolo u. A. vorzüglich bei ihm vertreten waren, den meergrünen wilden Jäger von Cordes und die blitzblaue Virginie von dem Pariser Levy. Nun mag die Menschenbrust noch so weit sein, für eine Liebe, welche gleichzeitig Tiepolo und Levy umfassen könnte, hat sie doch nicht Raum. Solche Widersprüche berechtigen wohl zu der Annahme, daß Gsell den alten Gemälden gegenüber sich an die Namen hielt. Daher mangelt denn jedes System, und nur dem Zufall kann es zugeschrieben werden, daß die Niederländer am trefflichsten repräsentirt sind.

Als Auctionsobject hat die Sammlung durch diese Objectivität keinen Schaden erlitten. Im Gegentheil. Es ist für jeden, buchstäblich jeden Geschmack genug vorhanden. Denn ist Gsell auch mit seinem — gern zugestandenen — Streben „nur solche Werke anzukaufen, an welche der höchste künstlerische Maßstab gelegt werden konnte" häufig irre gegangen, so war ihm doch unläugbar das Glück noch öfter günstig, und seine Galerie würde ihren Ruf verdienen, enthielte sie auch nur die Ruhenden Thiere von Dirk van Bergen (Nr. 8, aus der Festetics'schen Galerie), den Breughel'schen Eiertanz (Nr. 15), die Marine von Jan van der Capellen (22, Festetics), den Wasserfall von Everdingen (28, ebendaher), die Herren- und Damengesellschaft von Grebber oder Codde (36), das eine oder andere Portrait von Frans Hals, das Damenporträt von B. v. d. Helst (50, Festetics), den Prinzen von Oranien von Mezu oder Kuyp (66, ebendaher), die Landschaft von Poelemburg (81, ebendaher), die Landschaft von Vadder (113, ebendaher), die Herbstlandschaft von Wynants (130, ebendaher), die Marine von Zeemann (133), die Maria von Benezzo Gozzoli (156), Empfang Heinrichs III. in Venedig von Tiepolo (169), die Bildnisse von de Bruyn (191), Brosamer (Burgkmaier? — 192), Holbein (208), das Blumenstück von Rol. Savery (221) u. A.

Unter den modernen Malern hatte Gsell unverkennbar seine besonderen Lieblinge: Troyon, Waldmüller, Rudolf Alt, Pettenkofen, Schmitson, dann Kriehuber, Gauermann, Raffet. Von den hier Genannten besaß er sowohl ausgeführte Gemälde als Skizzen und Studien in großer Anzahl, von welchen letzteren selbstverständlich nur eine Auswahl zur Ausstellung gebracht werden konnte. Belaufen sich doch die Alt'schen Aquarelle allein auf beinahe 300. Und an keinem zweiten Orte ist dieser in seiner Art einzige Künstler so vollständig, so ganz in seiner künstlerischen Individualität zu studiren. Neben Architecturen und Interieurs, die mit wahrhaft stupender Behandlung des Details bei voller Wahrung der malerischen Wirkung ausgeführt sind, zeigen Skizzen, wie z. B. einer Ansicht von Ofen und Pest Alts berühmte aber ohne derartige Beispiele kaum glaubliche Art, nach der Natur zu malen. Mit dem Pinsel sind die Umrisse der Häuser so sicher, so treu in der Perspective hingesetzt, als ob eine ausgeführte Zeichnung als Unterlage gedient hätte. Auch August Pettenkofen, der gegenwärtig so hoch geschätzte Maler, ist da mit 34 Gemälden und über 100 Studien in Oel und Wasserfarben. Und Alt und Pettenkofen, dieser Ruhm muß Gsell gelassen werden, wußte er zu einer Zeit zu würdigen, in welcher sie noch keineswegs mehr Aufträge hatten, als sie befriedigen konnten und die Liebhaber noch nicht, wie heute, auf den Versteigerungen sich um ihre Werke stritten.

Noch wenige Tage, und die Gsell'sche Galerie hat aufgehört zu existiren. Hoffentlich wird Wien wenigstens davon für sich retten, was sie auszeichnete und zu einer Sehenswürdigkeit der Stadt machte.

Digitized by Google

* Frundsberg und Erzherzog Ferdinand. Die „fünfzehn großen Feldschlachten und zwanzig harten Gefechte, die er alle gewonnen", haben, wennauch nicht gerade den großen Strategen, doch stets den Mann der Kraft und des raschen Entschlusses erfordert. Es gehörte Frundsbergs bereitsche Naivetät und Liebenswürdigkeit dazu, um das bunt zusammengewürfelte Lanzknechtvolk so zu einem Ganzen zu verbinden, wie es ihm gelang. Dem großen Kriege vollständig gewachsen, wußte er zugleich jeden Vortheil zu verwerthen, den oft ein kleiner Schachzug bietet, denn mit der kecken Lust an jedem Wagniß vereinigte er, wo es nöthig, auch den lauernden Scharfblick der List und verstand seine Stärke eben so gut am rechten Orte zu zeigen als wiederum am rechten Orte zu verbergen.

Anziehend mußte ihm sein Leben auch dadurch werden, daß vor seinen Augen und mit seinem Zuthun die älteren Kriegsformen mit neuen wechselten. In dem blutigen Treffen bei Mengenbach, unweit Regensburg (4. September 1504), wo er sich den Ritterschlag erwarb, sah er zum letzten Male die altgermanische Keilstellung oder, wie man am Ausgange des Mittelalters sie nannte, die „Streitspitze" angewendet, denn nachdem die Böhmen, vortheilhaft an eine Höhe gelehnt, tüchtig verschanzt, auf ihre Wagenburg gestützt und hinter ihren großen Setztartschen geborgen, alle Angriffe der Lanzknechte und Küraſſiere Maximilians I. eine Zeitlang tapfer zurückgeschlagen hatten, da — —

Vnser herr Kung giengs an mit witz,
Er machet gegen yn drei spitz
Es mocht wol hübsch zu sehen sein
Die Küriſſer do brachen ain
Die tartschen sy nyder ranten
Die Böhem sy damit tranten.

Also mit drei Streitspitzen oder einem dreifachen Keile bohrte Kaiser Maximilian zuletzt die Feinde in den Grund. Von da an aber kannte man in Deutschland nur die „gevierte" Schlachtordnung, und auch Frundsberg hat sich ihrer jederzeit bedient.

Bemerkenswerth bleibt an dem „theuren Helden" die eigenthümliche Mischung von fröhlichem Muthe und trüber Melancholie, von derber Kraftfülle und krankhafter Nervenreizbarkeit. Er, der in arger Gefahr die Wahrnehmung machte, „es stehe noch alles zum besten", verlor, als seine Lanzknechte ihm eines schönen Tages die Liebe und den Gehorsam aufkündigten, die Geistesgegenwart und schließlich Gesundheit und Leben. Auch auf anderer Seite glaubte er sich häufig von dem schwarzen Dämon des Undanks verfolgt und spielte in den Spruchversen, mit welchen er gelegentlich seine üble Laune zu vertreiben oder manchmal sich auch in die üble Laune hinein zu reimen wußte, ziemlich unverblümt auf die Fürsten an, für die er seinen Arm, sein Gut und Blut eingesetzt; denn „'s Gemüth zu Hof verkehrt sich oft" und „mein treuer Dienst bleibt unbelohnt."

Er mag das nicht so ernst gemeint haben. Wohl waren seine Kriegsherren, Kaiser Karl V. und Erzherzog Ferdinand, bei ihren Geldbedrängnissen nicht immer in der Lage, die Guthaben Frundsbergs auf der Stelle auszugleichen, aber sie stellten ihn nach Kräften sicher und wendeten ihm nebstdem noch manchen Vortheil zu, wie aus olgendem Rescript und Abschied vom 15. Juni 1523 hervorgeht:

„Item als Fürstl. Durchl. (Erzherzog Ferdinand) von Herrn Jörg von Frundsperg um Vollziehung etliches Dienstgeldes, so ihm Römisch-Kais. Maj. auf Lebenlang und auf Widerrufen verschrieben, angeleget (angegangen) worden ist, hat Ihre Fürstl. Durchl. nachfolgendermaßen mit ihm beschlossen. Nemlichen daß ihm nun hiefür Se. Fürstl. Durchl. von dem Einkommen der Tirolischen Kammer zu Innsbruck alle Jahr ein Lebenlang 400 fl. Rheinisch für denselben geben und bezahlen,

Digitized by Google

„Für den andern, daß ihm Se. Fürstl. Durchl. nun hinfür den Runkelstein allermaßen, wie er den bisher innegehabt, oder dafür jährlich 200 fl. Rhein. auf dem Amt Bozen, welches ihm unter den zwei (Fällen) gefällig, sein Lebelang weiter verlassen (überlassen) und geben wolle.

„Für das dritte, daß er hie zu Innsbruck bei dem Hofrath weiter einen Stand (Anstellung), wie vor, haben, und so er bei demselben Hofrath durch Ersendung (Vertretung) oder für sich selbst sein würde, soll er auf fünf Pferde und ein Troßroß allermaßen wie vor von der Tirolischen Kammer unterhalten werden.

„Für das vierte als ihm Fürstl. Durchl. 1800 fl. Rhein. ausständige Dienstgelder schuldig bleibt, bewilligt ihm Fürstl. Durchl. dieselben in dreien Jahren, den nächsten nach einander folgenden, nemlichen jedes Jahrs auf Sanct Martins Tag 600 fl. Rhein. von der tyrolischen Kammer zu bezahlen, und die erste Bezahlung auf Martini nächstkünftig angehen soll. Und über diese obberührten Posten und Artikel soll ihm unter Fürstlicher Durchlaucht Titel und Siegel neue Verschreibung ausgefertigt werden" u. s. w.

Frundsberg scheint mit dieser Uebereinkunft zufrieden gewesen zu sein und eine Gelegenheit abgewartet zu haben, um dem Erzherzog Ferdinand thatsächlich seinen Dank kundzugeben. Diese fand sich denn auch bald aus Anlaß des glorreichen Sieges bei Pavia. Wir lassen eine von dem Erzherzoge 1525 in Innsbruck über diesen Gegenstand ausgestellte Urkunde sprechen:

„Wir Ferdinand ꝛc. bekennen, daß unser lieber getreuer Jörg von Frundtsperg, unser Rath und obrister Feldhauptmann in Tirol, als er jetzt heraus aus Italien kommen, uns zwei lateinische Pergamentbriefe mit etlichen anhangenden Insiegeln, daraus wir etlich practica, so verschiner Zeit wider unsern lieben Herrn und Bruder Kaiser Karl den fünften, und das Haus Oesterreich, bei Künig Franciscen von Frankreich in Zeit hochgedachtes unsers lieben Herrn und Bruders Election und Wahl zu Römischen Kunig geübt worden sein, vernommen, dergleichen drei silberne Sigill etlicher trefflicher Herrn aus Frankreich, die gedachter von Frundtsperg in der erlichen Schlacht und Victori seines Kaisers, so am XXIIII Tag des Monats Marci nechstverschines in ytalien vor der Stat paña erlangt und behabt und dazumal gemeldter Kunig von Frankreich in eigener Person samt viel namhaften Fürsten und Herrn aus Frankreich gefangen worden, in desselbs Künigs von Frankreich Hör (Heer) und Gezelt als Feldhauptmann erobert, uns zu einem Denkpfenning verehrt, das wir das von ihm zusammt seiner ehrlichen Thaten in obberührter Schlacht für uns erzeigt, zu gnädigem Dank und Gefallen annehmen, nehmen auch das hiemit jetztgemeldeterweise zu gnädigem Dank und Gefallen an in Kraft der Urkund des Briefes" u. s. w.

Frundsbergs biedere Uneigennützigkeit hat ihm allerdings nicht gestattet, gleich anderen Kriegsführern und Werbherren seiner Zeit Schätze von geraubtem Gute aufzuhäufen, und die Geldnoth der Fürsten, welchen er diente, vermochte ihm keinen vollgiltigen Ersatz für freiwillig verschmähte Vortheile zu bieten; indeß dürften die hier beigebrachten zwei Actenstücke denn doch beweisen, daß sein Biograph zu weit ging, wenn er von Frundsberg behauptete, es sei „ihm nie eine Ergötzlichkeit für seine treuen Dienste in seinem Leben geschehen", und daß Frundsberg selbst wenigstens nicht Ursache zu der Klage hatte: „man wiege (schätze) ihn g'ring" und habe ihn „gar vergessen zwar."

H. M.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Ueber Sternschnuppen.

(Populärer Vortrag, gehalten am 23. Februar 1872 im Saale der Handelsakademie in Wien von Prof. Th. v. Oppolzer.)

Wenn man in einer heiteren Nacht den Himmel mit nur etwas gespannter Aufmerksamkeit durch einige Zeit betrachtet, so wird man wohl mit Sicherheit darauf rechnen können, eine Sternschnuppe zu sehen. Plötzlich leuchtet ein scheinbar rasch bewegtes Sternchen auf, und kaum, ehe der Eindruck desselben erfaßt werden kann, ist dasselbe geräuschlos verloschen; verfolgt man diese Erscheinungen mit einiger Beharrlichkeit, so wird man bald herausfinden, daß die Lichtstärke dieser Sternschnuppen eine sehr verschiedene ist; häufig sind dieselben so schwach, daß man kaum einen zur sicheren Wahrnehmung hinlänglich starken Eindruck erhält; und daß es noch weit schwächere Sternschnuppen gibt, die sich dem freien Auge in Folge der Schwäche entziehen, wird jedem Beobachter, der mit Hülfe kräftiger Fernröhre arbeitet, bekannt sein; denn nicht selten durchblitzen das Sehfeld des Fernrohres Sternschnuppen von so geringem Lichtglanze, daß man die Ueberzeugung gewinnen muß, abgeleitet aus der lichtsammelnden Eigenschaft des Fernrohres, diese Sternschnuppe sei dem freien Auge nicht wahrnehmbar. Von diesen lichtschwächsten Sternschnuppen angefangen wird man durch Sammlung zahlreicher Beobachtungsreihen leicht eine nach zunehmender Helligkeit geordnete Reihe aufstellen können, gerade so wie bei den Fixsternen, für welche man eine analoge Reihe von schwächsten eben wahrnehmbaren Lichtpünktchen bis zum hellleuchtenden Sirius bilden kann. Es wird Ihnen bekannt sein, daß man die Fixsterne entsprechend ihrem Lichtglanze in Größenclassen abtheilt und so zwar, daß man die hellsten Fixsterne in die erste Classe zusammenfaßt und daß man, je schwächer ein Fixstern in Bezug auf Leuchtkraft ist, denselben in eine um so höhere Classe setzt.

Die bei völlig klarem Himmel einem normalen Auge noch mit Sicherheit erfaßbaren Sternchen kommen der sechsten Größenclasse zu; das Lichtstärkenverhältniß zwischen je zwei Größenclassen läßt sich im Allgemeinen so ausdrücken, daß fünf Sternchen einer nächst höheren Classe zusammengenommen dem Eindrucke von zwei Sternchen der nächst niederen also helleren Classe gleichkommen. Denken Sie sich also fünf Sternchen sechster Größe so dicht aneinanderstehend, daß dieselben sich zu einem Lichteindrucke verbinden und ebenso zwei Sterne

Digitized by Google

fünfter Größe, so werden diese beiden resultirenden Eindrücke gleich sein. Bei der Continuität der Helligkeitsverschiedenheit der Sterne wird man natürlich Zwischenstufen zwischen den Helligkeitsclassen einschalten müssen und man bezeichnet dies dadurch, daß Zehntheile einer Größenclasse angesetzt werden; so wird die Bezeichnung 5·5 für die Helligkeit eines Sternes die Bedeutung haben, daß der Stern in Bezug auf Helligkeit genau in der Mitte steht zwischen einem Sterne fünfter und sechster Größe; die Bezeichnung 5·1, daß er eben merkbar schwächer ist als ein Stern fünfter Größe u. s. f. Um Sterne 7. und 8. Größe zu sehen, wird man sich schon kleiner Fernröhre bedienen müssen und die mächtigsten optischen Mittel der Gegenwart werden uns noch Lichteindrücke wahrnehmbar machen, die gleich sind der Helligkeit von Sternen 15. bis 16. Größe. Genau so, wie man die Sterne nach ihrem Lichtglanze classificirt, ebenso kann man die Sternschnuppen nach ihrer Helligkeit abtheilen, und in der That bedient man sich hiebei desselben Eintheilungsprincipes; man sagt, eine Sternschnuppe ist dritter Größe, wenn der von ihr hervorgebrachte Lichteindruck einem Sterne dritter Größe gleichkommt, u. s. w. Hiebei wird man nur zu beachten haben, daß man in Folge der raschen Bewegung der Sternschnuppen immer die Helligkeit etwas zu hoch schätzt, bedingt durch die Nachwirkung des Eindruckes, und daß diese Schätzungen mit namhafter Unsicherheit behaftet sind in Folge der fast momentanen Erscheinung. Diese Classificirung der Sternschnuppen nach ihrer Helligkeit reicht für die große Mehrzahl der Fälle aus, doch nicht immer. Es können Sternschnuppen bei weitem heller werden, als die hellsten Fixsterne, ja heller als Jupiter und Venus in ihrem hellsten Glanze; es wird sogar von derartigen Phänomenen berichtet, die an Lichtglanz dem Mondlichte gleichkommen, ja es selbst überstrahlten und fast Tageshelle durch ihren Glanz verbreiteten. Bei derartigen Phänomenen, die dann minder momentan sind und meist eine Zeitdauer von einigen Secunden erlangen, behilft man sich mit einer näheren Beschreibung der Helligkeit, da für genauere photometrische Messungen keine hinreichende Zeit vorhanden ist. Werden diese Sternschnuppen so hell, so macht diese Helligkeit und ihre im Allgemeinen scheinbar langsamere Bewegung einen abgeänderten Eindruck und man bezeichnete gewöhnlich solche Erscheinungen als Feuerkugeln, wiewohl sich, und dies muß man festhalten, eine scharfe Grenze zwischen einer Sternschnuppe und einer Feuerkugel nicht ziehen läßt. Hellere Sternschnuppen und Feuerkugeln bezeichnen nicht selten raketenartig ihre zurückgelegte Bahn durch einen Feuerstreifen losgelöster glühender Theile, man bezeichnet solche Meteore als nachleuchtend; daß diese Erscheinung nicht etwa auf einer Täuschung beruht und die Folge der Nachwirkung des intensiven Lichteindruckes auf unser Auge ist, beweist sofort, daß man solche nachleuchtende Bahnen meist mehrere Secunden lang wahrnehmen kann und sich diese Sichtbarkeit nicht gerade allzu selten auf einige Minuten erstreckt, ja selbst fürs freie Auge scheinbar nur wenig Secunden nachleuchtende Bahnen können oft minutenlang mit Hülfe eines stärkeren Fernrohres, etwa mit Hülfe eines Kometensuchers, verfolgt und beobachtet werden,

Digitized by Google

und man sieht dann oft ganz merkwürdige Wandlungen in diesen Lichtwolken vor sich gehen. Dieses Nachleuchten der Bahn, welches offenbar auf eine Ablösung der Theile vom Hauptmeteor hinweist, kann sehr verschiedenartig vor sich gehen; bald ist die Ablösung eine gleichmäßige, so daß die leuchtende Bahn nahe gleich hell erscheint, bald ist sie ungleichförmig, so daß gewisse Theile der nachleuchtenden Bahn heller oder minder hell sind; oft sogar lösen sich größere Bruchstücke vom Hauptmeteor ab, die gewöhnlich hinter diesem zurückbleiben und mit ihm eine im Ganzen nahe gleichgerichtete Bahn beschreiben. Diese Ablösung geschieht oft momentan in so verstärktem Maße, daß eine Feuerkugel in viele Theile von sehr verschiedener Größe zerstiebt, von denen die größeren dann ihre Bewegung in etwas verschiedener aber der Hauptsache nach gleichsinniger Richtung fortsetzen oder sich ganz in kleine Theile auflösen, welche sich der ferneren Beobachtung entziehen; man sagt in diesen Fällen, die Feuerkugel explodirt. Hiebei tritt bisweilen ein zweiter Sinn zur Perception der Erscheinung; es wird nämlich in seltenen Fällen einige Zeit nach Eintritt der Explosion ein Knall oder Geknatter wahrgenommen, ein zwingender Beweis, daß sich das Phänomen in unserer Atmosphäre abgewickelt hat. Ja noch weiter sind diese allerdings an sich sehr seltenen Erscheinungen bisweilen von einem Meteoritenfall begleitet und man ist dann in der glücklichen Lage, das Object der Untersuchung mit der Hand zu fassen, mit Ruhe zu beschauen, dasselbe der mikroskopischen und chemischen Untersuchung zu unterziehen.

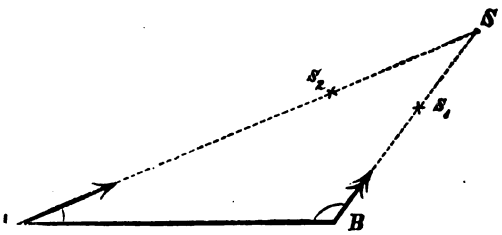
Wenn man diese continuirliche Reihe betrachtet, von den Sternschnuppen bis zum fallenden Meteorstein, so wird es gewissermaßen wahrscheinlich, daß wir ein und dasselbe Phänomen darin erblicken können, doch wird man sich verwahren müssen, daß man diese Schlußfolgerung als völlig beweiskräftig hinstellen kann, da ja in der That äußerlich sehr verwandte Erscheinungen eine sehr differente Grundursache haben können.

Ich habe Ihnen nun ein Bild entrollt von dem Erscheinungsgebiete, welches der heute zum Vortrag gelangende Gegenstand umfaßt. Bei jeder Erscheinung, deren ursächlicher Zusammenhang nicht sofort erfaßt werden kann, drängt sich dem forschenden Geiste unmittelbar die Frage auf, welche Ursachen veranlassen diese Erscheinungen, und wir legen uns hiemit die Frage zur Beantwortung vor, „was sind die Sternschnuppen?“ Zur Beantwortung dieser Frage hat gerade die Neuzeit und besonders durch die Epoche machenden Arbeiten Schiaparelli's ganz wesentliche Beiträge geliefert und den fundamentalen Streit, ob die Sternschnuppen kosmischen oder tellurischen Ursprungs sind, definitiv zu Gunsten der ersteren Ansicht entschieden.

Dieser fundamentale Streit ist dadurch bedingt, daß sich mit völliger Strenge nachweisen läßt, daß das Phänomen einer Sternschnuppe sich innerhalb unserer Atmosphäre oder mindestens verhältnißmäßig sehr nahe der Erdoberfläche abwickelt und demnach immerhin die Möglichkeit vorliegt, daß die als Sternschnuppen wahrgenommenen Erscheinungen in Processen ihre Ursache

Digitized by Google

finden, die innerhalb der nächsten Umgebung der Erde stattfinden und es keineswegs a priori nothwendig anzunehmen ist, daß dieselben durch Körper veranlaßt sind, die aus dem Weltraum zur Erde zufällig gelangen. Es soll zunächst untersucht werden, auf welche Weise man sich über den Ort des Phänomens Sicherheit schaffen kann, d. h. wo die wahrgenommene Sternschnuppe sich zur Zeit des Aufleuchtens befand. — Hierüber gibt die gleichzeitige Beobachtung einunddersselben Sternschnuppe an zwei verschiedenen, mehrere Meilen entfernten Orten den genügendsten Aufschluß, und im Jahre 1798 haben Brandes und Benzenberg die ersten für die Kenntniß und Erforschung der Sternschnuppen so wichtigen Beobachtungen hierüber angestellt.



Denken Sie sich zwei Orte, A und B, deren gegenseitige Lage und Entfernung bekannt ist, an welchen beiden Orten, um einen speciellen Fall vorgelegt zu haben, das Verlöschen einunderselben Sternschnuppe beobachtet wurde, etwa mit Hülfe eines Winkelmeßinstrumentes oder durch Einzeichnen auf eine Sternkarte. A beobachtet das Verlöschen der Sternschnuppe S in der Richtung des Pfeiles, B in der Richtung des Doppelpfeiles. Sollen nun diese Beobachtungen einem und demselben Endpunkte der Bahn der Sternschnuppe entsprechen, so muß sich dieselbe offenbar in S befunden haben, nämlich dem Durchschnittspunkte der beiden beobachteten Richtungen, denn keine andere Annahme über die Lage des Punktes S genügt den thatsächlichen Beobachtungen; ich habe in dem so gebildeten Dreieck die eine Seite A — B gegeben durch die bekannte Entfernung der beiden Orte, durch die directe Beobachtung die anliegenden Winkel; ein Dreieck ist aber durch eine Seite und die anliegenden Winkel völlig bestimmt, ich kann mir daher die Lage von S gegen A und B berechnen oder wie hier in dem Falle durch die Construction bestimmen. Ganz ebenso könnte man verfahren, wenn man den Anfangspunkt der Bahn, den Moment des Aufleuchtens beobachten würde, um den Ort der Sternschnuppe im Anfangspunkte der Bahn zu finden.

Ein Einwurf könnte gegen dieses Verfahren geltend gemacht werden, ob man nämlich versichert sein kann, daß an beiden Orten dieselbe Sternschnuppe beobachtet wird; hierüber gibt aber die Beobachtungszeit den genügendsten Aufschluß. Man notirt nämlich bei solchen Beobachtungen die Zeit der Erscheinung der Sternschnuppe, ein Moment, der sich leicht auf die Secunde genau erfassen läßt; eine Sternschnuppe nun, die an beiden nicht zu weit entfernten Orten gleichzeitig, d. h. in derselben Secunde beobachtet wird, wird man mit großer Wahrscheinlichkeit als identisch ansehen können, denn es erscheinen für einen Beobachter durchschnittlich etwa 12 Sternschnuppen in der Stunde oder alle fünf Minuten = 300 Secunden eine Sternschnuppe. Wäre die an

Digitized by Google

beiden Orten beobachtete Sternschnuppe nicht identisch, so würden dieselben, wenn ich als Genauigkeitsgrenze der Zeitnotirungen, um ja zu hoch zu greifen, drei Secunden festsetze, entweder gleichzeitig, d. h. innerhalb derselben drei Secunden, oder nicht gleichzeitig gesehen werden. Da aber die durchschnittliche Zwischenzeit zwischen je zwei Sternschnuppen 300 Secunden ist, so sind die folgenden Fälle möglich. A beobachtet eine Sternschnuppe in der Zeit 0^s — 3^s B kann demnach eine andere Sternschnuppe beobachten in dem Zeitintervall 0^s — 3^s oder 3^s — 6^s oder 6^s — 9^s u. s. f. bis 297^s — 300^s das sind, zusammengezählt, 100 Fälle, d. h. beobachten A und B Sternschnuppen, die nicht identisch sind, so wird unter 100 Fällen nur ein Mal die Zeit der Erscheinung identisch sein, also ein Procent. Man kann aber die Sache auch umkehren und sagen: Man kann 99 gegen 1 wetten, daß eine für naheliegende Orte gleichzeitig erscheinende Sternschnuppe das identische Object ist. Ferner muß nothwendig an den beiden nicht zu weit entfernten Orten dieselbe Sternschnuppe sichtbar sein, also nur eine Nichtidentität bei Gleichzeitigkeit möglich sein, wenn für einen Beobachter gleichzeitig zwei Sternschnuppen zur Erscheinung gelangen, wovon die eine übersehen wurde. In der That zeigen planmäßig angestellte correspondirende Beobachtungen nebst einer Anzahl der Zeit nach nicht übereinstimmender Meteore einen auffällig hohen Procentsatz von gleichzeitig sichtbaren Sternschnuppen. Wären die von beiden Beobachtungsstationen wahrgenommenen Sternschnuppen nicht identisch, so dürfte nach der obigen Auseinandersetzung nur etwa *ein* Procent im Durchschnitte gleichzeitig beobachtet sein, da ja unter 100 Fällen nur ein Fall der Gleichzeitigkeit entspricht. Nun erreicht man aber bei derartigen Beobachtungen einen viel höheren Procentsatz gleichzeitig beobachteter Sternschnuppen. So haben bei einer von Prof. Edmund Weiß in Wien in dem Jahre 1869 veranlaßten Beobachtungsreihe, wobei Beobachter in Wien, Melk, am Semmering und in Brünn thätig waren, von nahe 400 beobachteten Sternschnuppen sich 56 als gleichzeitig beobachtet erwiesen, also nahe 14 pCt.; ja in 3 Fällen war sogar einunddieselbe Sternschnuppe an drei verschiedenen Beobachtungsstationen gleichzeitig gesehen worden, eine der seltensten Zufälligkeiten (nach dem oben aufgestellten Principe der Wahrscheinlichkeit unter 10.000 Fällen ein Mal), wenn nicht die beobachteten Objecte identisch wären. Es ist hiemit durch das directe Beobachtungsresultat der früher gegen diese Methode gemachte Einwurf erledigt und beseitigt, und man wird mit Sicherheit überzeugt sein können, daß die nach dem Kriterium der Gleichzeitigkeit als identisch bezeichneten Sternschnuppen in der überwiegendsten Mehrzahl der Fälle es thatsächlich sind. Doch wird noch die nähere Discussion der Beobachtungen sofort erkennen lassen in den meisten Fällen diejenigen gleichzeitigen Beobachtungen, die verschiedenen Sternschnuppeu angehören. Die Beobachtungen geben, wie ich es früher gesagt habe, Richtungslinien, die sich, falls dieselben einunddemselben Objecte angehören, innerhalb der möglichen Beobachtungsfehler im Raume treffen müssen.

Digitized by Google

Zwei Linien, das sind die beobachteten Richtungen, gezogen von zwei Punkten, werden sich im Allgemeinen nicht treffen, sondern an einander vorbeigehen, und man sieht sofort ein, daß es in der That einer ganz anomalen Zufälligkeit entsprechen müßte, (beide Sehlinien müssen in dieselbe Ebene fallen), daß sich die Richtungen zweier verschiedener Objecte im Raume treffen.

So würde, wenn die Sternschnuppe S_1 in B gleichzeitig mit der Sternschnuppe S_2 in A beobachtet würde, ein derartiger Fall eintreten; man würde irrthümlich den Ort der Sternschnuppe nach S verlegen, wenn wir hiebei aber beachten, daß in diesem Falle nothwendig die beiden Sehlinien in einer Ebene (hier die Tafelebene) liegen müßten, und faßt man demnach diese Unwahrscheinlichkeit ins Auge, so wird man zugeben müssen, daß an zwei Orten gleichzeitig beobachtete Richtungen einer Sternschnuppe, die sich im Raume treffen, fast mit absoluter Sicherheit demselben Objecte zugeschrieben werden müssen.

Ich will nun daran gehen, Ihnen die Resultate dieser Untersuchungen mitzutheilen. Es hat sich hiebei herausgestellt, daß die mit freiem Auge sichtbaren Sternschnuppen selten die Höhe von 40 geographischen Meilen überschreiten und daß die wohlverbürgten Beobachtungen stets für das Verlöschen einer Sternschnuppe eine geringere Höhe über der Erdoberfläche angeben als der Punkt, in dem die Sternschnuppe aufgeleuchtet ist, d. h., daß während der Erscheinung der Sternschnuppe dieselbe sich dem Erdcentrum genähert hat — gefallen ist. Wir haben also zweifellos Phänomene vor uns, die sich, wenn wir die Entfernungen mit den kosmischen Dimensionen vergleichen, in der nächsten Nähe der Erdoberfläche abwickeln, ja innerhalb einer Grenze, die fast nothwendig noch mit Luft erfüllt ist, wennauch in einem außerordentlich verdünnten Maße; die Verdünnung daselbst ist so bedeutend, daß das Vacuum, welches wir mit den Luftpumpen zu erzeugen vermögen, wohl noch als dicht bezeichnet werden muß im Verhältniß zur Dichte in jenen Schichten, die gewiß nicht mehr im Stande sind, Licht in so bedeutendem Maße zu reflectiren, um auf die Dauer der Dämmerung irgendeinen merkbaren Einfluß zu üben. Das Ende einer Sternschnuppenbahn steht, wie schon früher bemerkt wurde, im Allgemeinen der Erdoberfläche näher, ja man hat selbst Annäherungen unter einer Meile beobachtet. Behrmann will sogar eine Sternschnuppe vor dichtem Gewölke gesehen haben, so daß hier in diesem Falle, wenn wir uns erlauben, die Möglichkeit einer Täuschung auszuschließen, die Endhöhe wohl kaum 1000 Klafter überstiegen hat. Ja man hat sogar einige Fälle beobachtet, wo eine Sternschnuppe, ohne das Aeußere einer Feuerkugel anzunehmen, den Erdboden erreicht hat. Einen der wohlverbürgtesten Fälle hat Haidinger in unseren Akademieschriften veröffentlicht und ich lese Ihnen des hohen Interesses halber, die diese Erscheinung für sich in Anspruch nimmt, den an Prof. Sueß von dem Augenzeugen Herrn Mischitz in Montpreis in Steiermark eingesandten Bericht vor.

„Die Kugel bemerkte ich und die Bürger Jos. Kozel und Franz Romich circa in der halb zehnten Stunde Abends am 31. Juli 1859, als sich plötzlich

Digitized by Google

der Himmel gegen Norden erleuchtet hatte und von Norden her über das Schloß Montpreis kam dieses Meteor mit einem zischenden resp. einem gedehnten F-ähnlichen Getöse durch die Luft herab, beinahe so in der Schnelligkeit, wie eine Sternschnuppe, nur daß es leuchtender und größer zu sehen war, und fiel gerade vor der Montpreiser Kirche vor der Friedhofmauer theils auf einen festen Kiesstein, theils auf den festen Sandboden. Um denselben machte dieser Fall eine kleine Höhlung von kaum einer halben Nußschalentiefe, verbrannte Stein und Sandboden so groß als die Größe eines silbernen Thalers, und die sämmtlichen Bruchtheile waren circa 7 bis 8 Secunden im glühenden Zustande zu sehen, so daß sich der Bürger Fr. Romich, als er einen davon aufklauben wollte, derbe den Finger verbrannte und wir uns demnach dasselbe nicht aufzuklauben getrauten. Später, nach einer kleinen Debatte von circa einer Viertelstunde, hob ich die Stücke, deren nur drei von Belang und so groß wie Nüsse, die übrigen jedoch wie Sand und Straßenstaub im schwarzgrau verbrannten Loche und am ebenso verbrannten Steine zerstreut noch warm waren, auf und gab die zwei auch leider in Verlust nun gerathenen Stücke dem Bürger Kozel. Das Feuer der Masse war mehr ins Gelbrothe schlagend, der Fall bei der Berührung des Bodens war mit einem kleinen Knall sehr ähnlich demjenigen, wenn Raketen mit weißem Sternfeuer gefüllt, noch brennend den Wasserspiegel berühren, begleitet. Die aufgeklaubten Stücke waren gleich einer Schlacke mit einer dünnen, schwarzen Rinde, der verbrannte Theil an der Erde und am Steine war wohl 14 Tage sichtbar; nur muß ich nun bedauern, daß ich leider dem k. k. Hofmineraliencabinet mit keinem Fragmente dienen kann."

Ueberblickt man diesen sehr sachgemäß abgefaßten Bericht des Augenzeugen, so bietet er alle die Erscheinungen dar, die man von einer Sternschnuppe erwarten kann, die zum Erdboden gelangt.

Durch diese bisher angeführten Beobachtungen haben wir nun das Erscheinungsgebiet der Sternschnuppen mit zweifelloser Gewißheit in die unmittelbare Nähe der Erde verlegt, und dies gibt uns einen Beweis für die enorme Reichhaltigkeit dieses Phänomens. Bei den verhältnißmäßig geringen Höhen, in der die Sternschnuppen über der Erdoberfläche aufleuchten, kann einunddieselbe Sternschnuppe wohl selten auf einer größeren Landstrecke gesehen werden, und man kann wohl annehmen, daß einunddieselbe Sternschnuppe im Allgemeinen nur innerhalb einer Fläche von 300 Quadratmeilen gesehen wird. Bedenkt man nun, daß durchschnittlich etwa 12 bis 13 Sternschnuppen von einem Beobachter gesehen werden in einer Stunde, und kein Grund vorhanden ist, anzunehmen, daß nicht am hellen Tage Sternschnuppen fallen und nur in Folge des hellen Tageslichtes nicht sichtbar werden, so wird man annehmen dürfen, daß etwa 300 Sternschnuppen für das gegebene Areale von 300 Quadratmeilen im Verlaufe eines Tages in Betracht kommen. Nun hat aber die Erde eine Oberfläche, die größer ist als 9¼ Millionen Quadratmeilen; um daher die täglich auf der ganzen Erde fallenden Sternschnuppen zu finden, wird man diese Zahl

Digitized by Google

durch 300 dividiren müssen, um die Anzahl der Sichtbarkeitsareale zu finden; diese so gewonnene Zahl wird man aber mit der Anzahl der Sternschnuppen, die für dieselbe sichtbar waren, zu multipliciren haben, nämlich mit 300, um die Gesammtzahl der Sternschnuppen zu finden. Eine Zahl wird aber nicht geändert, wenn man dieselbe mit einer Zahl dividirt und das Resultat mit derselben multiplicirt, wir haben also nach dieser Schätzung anzunehmen, daß täglich mehr als 9 Millionen Sternschnuppen auf der gesammten Erde sichtbar werden; daß aber so wenige derselben den Erdboden noch in fester Gestalt erreichen, vielmehr die meisten sich schon in beträchtlichen Höhen auflösen: die Gründe hiefür werden wir später einzusehen Gelegenheit haben.

Wir sind nun der Frage näher gerückt, woher der Impuls zur Erscheinung einer Sternschnuppe kommt, und hier langen wir sofort bei dem lange geführten Streite an über den tellurischen oder kosmischen Ursprung derselben. Der erstere wird uns sofort wenig wahrscheinlich erscheinen, wenn wir die enormen Geschwindigkeiten, mit der sich die Sternschnuppen bewegen, näher ins Auge fassen. Betrachtet man nämlich den Anfangs- und Endpunkt einer Sternschnuppenbahn, deren Entfernungen nach Meilen zu messen sind, und erwägt die kurze Zeit, welche dieselbe gebraucht, um diesen Weg zurückzulegen, so kommen wir zu Geschwindigkeiten, welche jeder Analogie auf der Erde entbehren, wenn man nicht etwa die elektrischen Erscheinungen zu Hülfe nehmen wollte. Die Geschwindigkeit beträgt nämlich meist einige Meilen in der Secunde, das ist eine so rasche Massenbewegung, daß man deren Analoga nur in der planetarischen und kometarischen Bewegung der Himmelskörper vorfindet. Wir wollen nun die Gründe betrachten, welche uns zwingen, anzunehmen, daß die Sternschnuppen vom Raume aus zu uns gelangen, also Fremdlinge für die Erde sind. Die die Entscheidung hierüber wesentlich fördernden Thatsachen haben die glänzenden Sternschnuppenfälle am 13. November 1832 und 1833 geliefert. Dieselben haben Olbers veranlaßt, nachzuweisen, wennauch damals noch nicht mit voller Schärfe, daß die Sternschnuppen in Bezug auf Reichlichkeit des Falles eine gewisse Periodicität zeigen und bald darauf im Jahre 1836 wies Quetelet nach, daß der 10. August nach langjährigen Beobachtungen stets eine größere Anzahl der Sternschnuppen mit sich bringt. Diese Thatsachen haben sofort eine nähere Untersuchung hierüber veranlaßt und es haben sich noch mehrere Tage des Jahres auffinden lassen, die sich durch eine merkbar vermehrte Frequenz der Sternschnuppen auszeichnen. Für alle diese Phänomene ist die Wiederkehr an eine jährliche Periode geknüpft und entspricht im Allgemeinen einer bestimmten Position der Erde im Sonnensystem. Nimmt man daher vorerst an, daß gewisse Theile der Erdbahn permanent durch besonders reiche Meteoritenschwärme gekreuzt würden, so wird die Erde, wenn sie einen solchen Punkt in ihrer Bahnbewegung erreicht, sofort einige Meteoriten, die in die Atmosphäre gelangen und daselbst ihre Schwungkraft verlieren, an sich reissen und so zur Entstehung von Sternschnuppenfällen von exquisit jährlicher

Digitized by Google

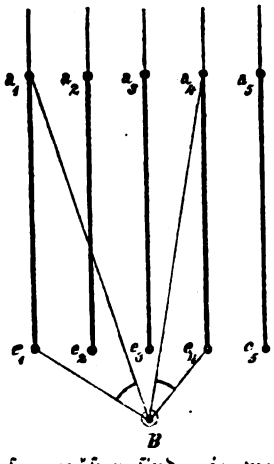
Periode Veranlassung geben und hiemit hätten wir eine einfache Erklärung der früher erwähnten Thatsachen gefunden. Entscheidend ist aber diese Thatsache der jährlichen Periodicität für den kosmischen Ursprung keineswegs, wie man auf den ersten Blick glauben könnte, da man immerhin annehmen kann, daß die Sternschnuppen eine mit den Jahreszeiten zusammenhängende tellurische Erscheinung seien, und wiewohl man schwer einsehen kann, wie dies der Fall sein sollte, so muß man doch entscheidendere Beweise beibringen, ehe man die tellurische Hypothese als widersinnig verwirft.

Schon im Jahre 1833 haben die americanischen Beobachter des Novemberphänomens, welches sich in dieser Gegend mit einer Pracht und Fülle, einem Kunstfeuerwerke vergleichbar, darstellte, bemerkt, daß fast alle Sternschnuppen aus einunderselben Himmelsgegend von sehr beschränktem Areale herzukommen schienen, so daß gleichsam die Meteore von einem Punkte ausstrahlten; man nannte diesen Punkt den Radiationspunkt, und Olmsted hat das hohe Verdienst, diese Erscheinung im vollen Maße gewürdigt zu haben. Man muß sich nicht etwa vorstellen, daß die Meteore unmittelbar vom Radiationspunkte leuchtend hervorbrechen und strahlend denselben verlassen, sondern dieselben leuchten in der verschiedensten, wennauch nicht allzu großen Entfernung von denselben auf und beschreiben eine Bahn, die nach rückwärts fortgesetzt den Radiationspunkt trifft. Hiebei tritt die auffallende Thatsache hervor, daß die dem Radiationspunkte sehr nahe aufleuchtenden Meteore meist kürzere und langsamere Bahnen beschreiben, während mit der Entfernung gewöhnlich die Bahnen an Länge und die scheinbare Bewegung an Schnelligkeit zunimmt. Meteore, die unmittelbar im Radiationspunkte aufleuchten, erscheinen stationär und bieten also das Bild eines rasch aufleuchtenden und wieder verlöschenden Fixsternes.

Wir kommen nun daran, eine der wichtigsten Eigenschaften des Radiationspunktes hervorzuheben, derselbe ist nämlich für alle Beobachter der Erde zu jeder beliebigen Zeit identisch, zeigt also keine parallaktische Verschiebung. So werden die Beobachter A und B dieselbe correspondirend beobachtete Sternschnuppe scheinbar völlig verschiedene Bahnen beschreiben sehen, vermöge des abgeänderten Standortes, d. i. der parallaktischen Verschiebung; enteilt aber diese Sternschnuppe einem bekannten Radiationscentrum, so werden die beiden scheinbar völlig verschiedenen Bahnen die bemerkenswerthe Eigenschaft besitzen, daß dieselben auch, rückwärts fortgesetzt gedacht, den Radiationspunkt treffen. Wir können vorerst daraus schließen, daß das Centrum der sternschnuppenaussendenden Thätigkeit in Bezug auf die Entfernung der beiden Punkte A und B so weit entfernt liegt, daß derselbe keine Veränderung in seiner Lage zeigt, wenn ich den Standort A mit dem Standorte B vertausche. Was aber hier für die relativ nahegelegenen Orte, gilt für alle Orte der Erde, also selbst der Durchmesser des ganzen Erdkörpers muß eine sehr kleine Größe sein im Verhältniß zur Entfernung des Radiationscentrums. Hiemit haben wir aber, ohne unsere Argumentation gegen den tellurischen Ursprung der Sternschnuppen

Digitized by Google

zu richten, denselben ausgeschlossen, da das Radiationscentrum so weit von der Erde nach den Beobachtungen verlegt werden muß, daß das Eintreten eines tellurischen Processes ausgeschlossen ist. Es stellt sich nun die Frage, wie die schon früher erwähnte kosmische Anschauung der Meteoritenschwärme diese Thatsache erklärt; doch ehe ich daran gehe, Ihnen dies zu erläutern, will ich noch einschaltend erwähnen, daß die bisherigen Betrachtungen auch sofort den sehr beliebten Ursprung der Meteoriten aus den so oft herangezogenen völlig mythischen Mondvulkanen ausschließen. Bei der anerkannt erwiesenen, rapiden Schnelligkeit der meisten Sternschnuppen, die mehrere Meilen in der Secunde erreicht, würde die Wirkung der Anziehung der Erde nicht ausreichend sein, solche Geschwindigkeiten den Meteoriten während des Falles vom Monde zu ertheilen, und man müßte demnach überdies noch annehmen, daß der Mond diese Körper mit explodirenden Kräften ausschleudert, gegen die die Wirkung des Nitroglycerins als geradezu harmlos bezeichnet werden müßte. Nebst dieser Unwahrscheinlichkeit wäre auch kein Auskunftsmittel absehbar, wie man nach diesem Ursprung die jährliche Periodicität der Sternschnuppen und die Radiation derselben erklären könnte; ich glaube daher, daß wir, ohne hier weiter zu verweilen, den lunarischen Ursprung als widerlegt betrachten dürfen. Denken wir uns nun einen Meteoritenschwarm, der in seiner Bewegung die Erdbahn kreuzt, so werden alle einzelnen Theile dieses Schwarmes sich nahezu parallel fortbewegen, da wir uns ja vorstellen, daß der Schwarm als Ganzes eine gewisse Bahn um die Sonne beschreibt. Die aus der Bewegung der Erde und des Schwarmes entstehende combinirte Bewegung oder, besser gesagt, die relative Bewegung des Beobachters gegen den Schwarm wird an diesem Parallelismus der Bewegung der einzelnen Meteore nichts ändern. Wir werden daher vorerst für die folgende Betrachtung den Beobachtungsort als ruhend ansehen können und annehmen, daß an diesem Punkt ein Meteoritenschwarm vorbeigeht.



Wir wollen fünf Meteore besonders herausfassen und uns die Verhältnisse durch eine Zeichnung veranschaulichen. B sei der Beobachtungsort, a_1 e_1 a_2 e_2 u. s. w. seien die Theile der einander parallelen Bahnstücke der Meteoriten, die dieselbe in den obersten Theilen der Atmosphäre leuchtend beschreiben, welche Bahnstücke im Allgemeinen gleich lang sein und in den gleichen Zeitintervallen zurückgelegt werden. Die Bahn des Meteoriten a_1 e_1 wird sich als eine gerade Linie, für den Beobachter am Himmel als ein größter Kreis projiciren. Die scheinbare Länge der Bahn wird offenbar durch den Winkel a_1 B e_1 gemessen. Man sieht sofort auf den ersten Blick, daß diese scheinbaren Bahnlängen um so größer sind, je weiter die Richtung der Sternschnuppe vom Beobachter

Digitized by Google

entfernt vorbeigeht, wenn diese Entfernung nicht ein gewisses Maß überschreitet; eine direct auf den Beobachter sich hinbewegende Sternschnuppe a_3 e_3 wird scheinbar gar keine Bewegung zeigen, sondern unbewegt im Radiationspunkte aufleuchten und verlöschen. Die Sternschnuppe a_1, e_4 wird aber schon eine sehr merkbare Bewegung zeigen, doch geringer als a_1 e_1 und a_5 e_5, die weiter entfernt vom Beobachter vorbeiziehen, und da diese Bahnen alle in demselben Zeitintervalle beschrieben werden, so wird die Bewegung dem entsprechend um so rascher sein, je weiter die Sternschnuppe entfernt vom Radiationspunkte aufleuchtet, da in derselben Zeit scheinbar ein längerer Weg zurückgelegt wird; in der That leuchtet z. B. die Sternschnuppe a_1 e_1 in einer Entfernung vom Radiationspunkte auf, die durch den Winkel a_1 B a_3 gemessen wird, die Sternschnuppe a_4 e_4 in der Entfernung a_4 B a_3, welche Entfernung geringer ist als die erstere. Denken Sie sich nun den sichtbaren Theil der Bahn nach rückwärts verlängert, so wird sich die Bahn scheinbar immer mehr dem Radiationspunkte annähern und, bis ins Unendliche verlängert gedacht, mit demselben zusammenfallen. Die scheinbare Bahn also, die sich als ein Stück eines größten Kreises am Himmel projicirt, wird also, nach rückwärts verlängert, den Radiationspunkt treffen. Da nun, wenn man von der verhältnißmäßig gegen die Bewegung der Erde um die Sonne langsamen Rotationsbewegung der Erde um ihre Achse absieht, alle Standpunkte der Beobachter dieselbe relative Bewegung gegen den Sternschnuppenschwarm zeigen, so wird demnach ein solcher Sternschnuppenschwarm bei seinem Zusammentreffen mit der Erde für alle Beobachter, gleichgiltig, welchen Standpunkt sie auf der Erdoberfläche einnehmen, einen Sternschnuppenfall veranlassen, der einunddemselben Radiationspunkte entströmt. Ist dieser Schwarm so breit, daß die Erde einige Tage braucht, um denselben vermöge ihrer Bahnbewegung zu durcheilen, so wird einunddersel be Radiationspunkt durch einige Tage thätig erscheinen. Wie man sieht, erklärt der kosmische Ursprung der Sternschnuppen die bisher in Betracht gezogenen Erscheinungen in eminenter, einfacher und ungezwungener Weise, und wir können daher schon nicht fast mehr anstehen, denselben als den richtigen Erklärungsgrund anzusehen.

Schluß folgt.

Vom Freihafen- zum Entrepot-System.

Die Aufhebung des Freihafens von Triest wird in neuester Zeit wieder häufig zur Sprache gebracht.

Triest nimmt nicht jene Stellung im Welthandel ein, welche es vermöge seiner Lage haben könnte, und leistet seinem Hinterlande nicht jene Dienste, welche man von dem einzigen großen Hafen einer Großmacht erwarten sollte.

Hiefür macht man von vielen Seiten, ob mit Recht oder Unrecht bleibe vorläufig noch unbesprochen, das Freihafenprivilegium verantwortlich und denkt an seine Beseitigung.

Digitized by Google

Der gegenwärtige Zeitpunkt ist für jede Maßregel, von der man sich eine Hebung des Handels von Triest erhoffen kann, günstig; denn es würden ihr andere Factoren, die zuverlässig in der gleichen Richtung wirken müssen, zu Hülfe kommen.

Im Jahre 1875 soll der Hafenbau von Triest vollendet sein; die Eisenbahnverbindungen Triests mit dem Hinterlande werden bis zu diesem Zeitpunkte vervollständigt sein; der neue Seeweg durch den Suez-Canal nach Indien gewinnt immer mehr Einfluß auf die Richtung des europäisch-indischen Handels und erhöht die Bedeutung Triest; eine directe Dampferverbindung Triests mit Indien besteht bereits.

Alle diese Momente sind der Entwicklung des Handels von Triest höchst günstig; um so fühlbarer müßte es also sein, wenn der Staat in der Zoll- und Steuerpolitik bezüglich Triests einen unrichtigen, dieser Entwicklung conträren Weg verfolgte oder künftig einschlüge; um so vorsichtiger müssen aber auch die Gründe, welche für das gegenwärtige Freihafensystem einerseits und für das Entrepot-System andererseits geltend gemacht werden, erwogen werden, damit man nicht durch die Besserung der Handelsverhältnisse, welche voraussichtlich jedes der erwähnten Momente allein schon und unter jedem Zollsysteme mit sich bringen wird, geblendet und für die eingeschlagene Zollpolitik gewonnen werde.

Die öffentliche Meinung ist dem Freihafensysteme nicht mehr günstig. Das wäre indeß noch kein Grund, ihr zu folgen. Sie liebt es, bei der Kritik wirthschaftlicher Zustände und Ereignisse, deren Beurtheilung schwer fällt, aus allgemein anerkannten richtigen Grundsätzen die theoretischen Consequenzen zu ziehen, ohne jedoch auf das praktische Detail einzugehen. So argumentirt sie zum Beispiel: Die Schutzzollpolitik behinderte den Handel, und machte die Errichtung von Freihäfen an Orten, wo die Handelsinteressen die Interessen der Industrie überwiegen, zum Bedürfnisse; nun ist das Schutzzollsystem als unrichtig erkannt und es haben deßhalb auch die Freihäfen als Schöpfungen desselben aufzuhören; oder: wenn in einem Staate ein billiger Zolltarif besteht, so soll kein Theil der Staatsbürger von der Entrichtung der Zölle befreit sein, sondern gleiches Recht für Alle gelten; die Freihafenprivilegien involviren sonach eine Ungleichheit vor dem Gesetze. Bei solchen Argumentationen wird jedoch übersehen, daß bis heutigen Tages noch kaum ein Zolltarif eines continentalen europäischen Staates ein wirklich freihändlerischer ist, sondern daß die uns bekannten alle, der österreichische ganz besonders, neben den reinen Finanzzöllen noch viele Zollsätze enthalten, die entweder ganz oder doch theilweise zum Schutze der Industrie gegen die ausländische Concurrenz bestimmt sind; solche Tarife genügen aber dem Handelsbedürfnisse noch keineswegs so vollständig, daß besondere Maßregeln zur Hebung des Handels überflüssig erschienen. Die zweite Argumentation negirt überhaupt die Berechtigung des Staates, verschiedenen wirthschaftlichen Verhältnissen eine verschiedene gesetzliche Behandlung angedeihen

Digitized by Google

zu lassen. Die Interessen des Handels und jene der Industrie sind nun in vielen Fällen verschiedene, ja collidirende; und doch müssen sie versöhnt werden. In der Freihafenfrage stehen sie sich so schroff gegenüber, daß, hätte man nur für den Handel oder nur für die Industrie zu sorgen, im ersten Falle die möglichste Ausdehnung der Freihafenprivilegien oder noch besser die gänzliche Handelsfreiheit, d. i. Abschaffung jedes Schutzzolles, im andern Falle die Einbeziehung der Freihäfen in das allgemeine Zollgebiet unbedingt zu empfehlen wäre.

Der Handel bewegt sich, dort wo er von keinerlei zollamtlicher Beaufsichtigung oder Behandlung belästigt wird, am freiesten, also im Freihafen.

Die nationale Industrie hinwieder verliert im Freihafengebiete den Zollschutz gegen fremde Concurrenz, und sieht mit Besorgniß die Producte des Auslandes sich in einem Reichstheile, der sonst zu ihrem privilegirten Absatzgebiete gehören würde, festsetzen. Sie wünscht also die Beseitigung der Freihäfen. So steht Privilegium wider Privilegium, das locale des Freihafens im Handelsinteresse, gegen das über den ganzen Staat sich erstreckende des Schutzzolles im Interesse der Industrie.

Die Industrie hat dem Handel durch die seit einer Reihe von Jahren in den meisten Staaten, insbesondere in Oesterreich, eingetretenen Zollermäßigungen Concessionen gemacht, nun fordert sie ihrerseits, daß ihr der Handel von seinem Privilegium, dem Freihafen, einen Gebietstheil abtrete, daß er sich, statt mit ganzen Städten, mit einzelnen Gebäuden, Entrepots genannt, in welchem fremde Waaren zollfrei eingelagert werden dürften, bescheide.

Die Forderung ist gerecht, denn es muß anerkannt werden, daß mit der fortschreitenden Ermäßigung der Schutzzolltarife die Existenzberechtigung der Freihäfen immer mehr schwindet.

Nur über den Zeitpunkt der Aufhebung derselben, und über die Art und Weise, den Uebergang vom Freihafen- zum Entrepot-System ohne Schädigung des Handels zu bewerkstelligen, kann noch ein Streit bestehen.

Eben die Auffindung der zweckmäßigsten Uebergangsmodalitäten ist es, die uns hier beschäftigt. Der Vorgang in anderen Staaten, welche uns auf dem Wege der Errichtung von Entrepots an Stelle der alten Freihäfen bereits vorangeeilt sind, soll geprüft und das für die Verhältnisse von Triest Passende zur Nachahmung empfohlen werden.

Frankreich hat den Uebergang vom Freihafen- zum Entrepot-Systeme unter Umständen und aus Gründen bewerkstelligt, welche eine genauere Analogie mit den Verhältnissen von Triest nicht bieten; demungeachtet läßt sich auch aus dem in Frankreich beobachteten Vorgange manche Lehre für uns ziehen, und ich habe deßhalb geglaubt, auch die Geschichte der Hafenfreiheit von Marseille in ihren Hauptzügen wiedergeben zu sollen.

Italien bietet schon der Analogien mehr, und Deutschland sogar ein theilweise ganz treffendes Vorbild.

Digitized by Google

I. Frankreich (Marseille).

Das Freihafenprivilegium Marseille's, dessen Beginn sich weit zurück in das Mittelalter verfolgen läßt, wurde in der Zeit vor 1669 wiederholt beschränkt, aufgehoben, wiederhergestellt.

In diesem Jahre erließ Ludwig XIV. (Colbert) ein Freihafen-Edict, welches den Handel Marseille's blühen machte, und sich mit geringen Unterbrechungen und Modificationen bis zum Jahre 1815 erhielt.

Die königliche Ordonnanz vom 10. September 1817, von welcher sogleich die Rede sein wird, gestand in einer vorausgeschickten Motivirung selbst zu, daß die Unterdrückung der Hafenfreiheit durch den Convent im Jahre 1793 den Handel Marseille's mit der Levante und den übrigen Mittelmeerstaaten bedeutend geschädigt habe; durch den Wegfall der Zolllinie zwischen dem Freihafengebiete und Frankreich seien indessen neue Beziehungen zwischen dem Innern des Landes und Marseille entstanden (namentlich eine stets wachsende Industrie in Marseille selbst), welche es nöthig machten, schon bei der Wiederherstellung des Freihafens im Jahre 1815 auf diese neuen Interessen Bedacht zu nehmen.

Schon die königliche Ordonnanz vom 20. Februar 1815 (Bulletin des lois v. J. 1815 Seite 141), mit welcher die mit Gesetz v. 16. December 1814 wieder hergestellte Hafenfreiheit geregelt wurde, combinirte das System der amtlichen Waarenniederlage (entrepot réel) mit dem Freihafensysteme, indem sie in den Artikeln 4 und 5 eine große Menge von Waaren von der Hafenfreiheit ausschließt und bestimmte, daß sie im Entrepot réel eingelagert werden müssen, welche sie behufs der Consumtion in Marseille oder im französischen Zollgebiete nur nach Entrichtung der im allgemeinen Tarife festgesetzten Zölle verlassen könnten.

Artikel 11 setzte fest, daß Marseille alle für seine Fabriken und für den Consum nöthigen Artikel, ferner Fouragirungsgegenstände, Brennstoffe und Baumaterialien selbst dann zollfrei aus dem Innern Frankreichs beziehen könne, wenn diese Objecte sonst einem Ausfuhrverbote unterliegen.

Gleiche Begünstigung gilt für die französischen Rheder und Schiffscapitäne bezüglich der Schiffbau- und Ausrüstungsobjecte.

Die im Freihafengebiete von Marseille hergestellten Fabricate konnten nach Art. 18 zollfrei nach Frankreich eingeführt werden, wenn ihnen das Zollamt Ursprungscertificate mitgab. Nur wenn das Fabricat aus ausländischem Materiale, welches in Marseille die Zollfreiheit genossen hatte, hergestellt war, mußte beim Austritt nach Frankreich ein dem Zolle für das Material entsprechender Betrag entrichtet werden (Art. 19). — Die Durchführung dieser Bestimmungen erforderte selbstverständlich einen complicirten Apparat von Controlen. Obwohl derselbe dem Fabriksbetriebe Marseilles und dem Absatze seiner Fabricate nach dem Innern lästig fiel, so nahm die Fabrication daselbst doch einen so raschen Auf-

Digitized by Google

schwung, daß die Interessen der Industrie Marseilles gegenüber jener des Handels in die erste Linie traten und zunächst Berücksichtigung verlangten.

Die Motivirung der Ordonnanz vom 10. September 1817 (Bulletin des lois 1817 Seite 177) sagt:

„Die Erfahrung, welche diesem Versuche (der Ordonnanz v. 20. Februar 1815) folgte, hat den Einwohnern von Marseille bewiesen, daß die Zollschranken, wie sie einst bestanden und durch das Gesetz v. J. 1814 wieder aufgerichtet wurden, auf die Interessen ihrer Industrie bei dem gegenwärtigen Stande der Beziehungen mit dem übrigen Frankreich schädigend einwirken."

Die Ordonnanz stellt sich sonach die Aufgabe, „die Zollfreiheit durch ein System combinirter Entrepots derartig zu regeln, daß der Seehandel alle ihm nothwendigen Begünstigungen und Erleichterungen genieße, und dabei doch dem internen Handel die unbeschränkte Freiheit gewahrt bleibe, ohne welche Marseille nicht gedeihen kann."

Durch diese Ordonnanz wurde auch jenen Waaren, welche nach der Ordonnanz vom Jahre 1815 noch die Einfuhrzollfreiheit im Freihafengebiete genossen hatten, dieses Privilegium entzogen, und verfügt, daß alle nach Marseille importirten ausländischen Waaren in Entrepots, u. z. theils in amtlichen (Entrepot réel), theils in Privatwaarenlagern (entrepot fictif) niedergelegt werden mußten, wo sie zwei Jahre ohne Zollentrichtung verbleiben durften.

Im Entrepot réel steht die Waare unter ausschließlicher Aufsicht und Verschluß der Douane, im Entrepot fictif unter der Mitsperre derselben. Die Bewilligung zur Errichtung von Entrepots fictifs wurde für geeignet befundene Locale von der Direction der Douane gegen Caution ertheilt.

In Entrepots fictifs durften eingelagert werden (Art. 5):

1. Nicht verbotene Waaren aller Art, wenn die Einfuhr auf französischen Schiffen stattfand;

2. Dieselben Waaren, wenn sie auf fremden Schiffen importirt wurden, der Zoll (nur das Droit principal) für dieselben aber weniger als 15 Frcs. für 100 Kilogr. oder weniger als 10 pCt. vom Werthe betrug;

3. Eine Reihe namentlich aufgezählter Waaren.

Auf die Einlagerung im Entrepot réel beschränkt blieben:

1. Alle verbotenen Waaren;

2. Alle nicht verbotenen, aber auch nicht in den obigen drei Punkten enthaltenen Waaren;

3. Ferner blieben von der Begünstigung der drei Punkte des Art. 5. ausgeschlossen:

Drei Gruppen namentlich aufgezählter Waaren, nämlich Flüssigkeiten, Colonialwaaren und eine Anzahl von Fabricaten;

Getrocknete, geräucherte, gesalzene, marinirte Fische fremder Fischerei;

Digitized by Google

alle Waaren, welche bei ihrer Ankunft je nach dem Orte ihrer Einladung und der Art des Transportes wechselnden Zöllen unterliegen, außer wenn auf sie der geringste der betreffenden Zollsätze Anwendung findet. —

Mit Ordonnanz v. 9. Jänner 1818 wurde die Anzahl der im Entrepot fictif zulässigen Waaren beträchtlich vermehrt.

Von 1817 an konnten die Fabricate der Marseiller Industrie zollfrei in das Innere Frankreichs abgesetzt werden; die Seifenfabrication genoß für die Ausfuhr sogar eine Exportprämie als Ersatz der entrichteten Einfuhrzölle für ausländische Oele, Soda und Natron. —

Man sieht daraus, daß der Aufhebung der Hafenfreiheit von Marseille zahlreiche Uebergangsmaßregeln voraus und zur Seite gingen, und daß die letzte definitive Aufhebung erst erfolgte, als die Interessen der bereits bestehenden, nicht aber etwa einer erst hervorzurufenden Industrie dieselbe nothwendig machten. Auch ist nicht zu übersehen, daß zur Zeit dieser Aufhebung und noch bis auf unsere Tage die protectionistische Schifffahrts-Gesetzgebung Frankreichs aufrecht stand, welche Marseille vielfache Begünstigungen zuwendete.

Artikel 2. der Ordonnanz vom 10. September 1817 bestätigt die Befreiung aller in den Hafen von Marseille einlaufenden fremden Schiffe von jeder Schifffahrtsabgabe.

Die surtaxe de pavillon, ein Zollzuschlag, welcher nach dem Gesetze v. 28. April 1816 von jenen Waaren erhoben wurde, die auf fremden Schiffen nach Frankreich kamen, fand ausnahmsweise in Marseille auf jene Waaren keine Anwendung, für welche der Hauptzoll weniger als 15 Frcs. betrug, und die notorisch aus Uferländern des Mittelmeeres stammten (Art. 3 der Ord. von 10. September 1817).

Weiters bestand in der surtaxe d'entrepot, d. i. einem Zuschlage zum droit principal, welcher von vielen Waaren dann erhoben wurde, wenn sie aus ausländischen Entrepots Europa's kamen, eine Maßregel, welche bezweckte, französische Häfen, und insbesondere Marseille, selbst zu Stapelplätzen des Seehandels zu machen.

Auch die Gestattung, die Waaren im entrepot fictif zwei Jahre und gegen Ansuchen auch noch länger zollfrei lagern zu lassen, war eine specielle Begünstigung Marseille's. In den entrepots fictifs anderer Hafenplätze war der Termin mit einem Jahre festgesetzt.

Die Lagerfrist in den Entrepots réels wurde allgemein durch Artikel 14 der Loi relative aux douanes vom 17. Mai 1826 (Bulletin des lois Nr. 91) auf drei Jahre ausgedehnt.

Nur in die Häfen: Marseille, Bayonne, Bordeaux, Nantes, le Havre und Dunkerque durften Schiffe von mindestens 100 Tonnen (in Bayonne auch von 40) wenn sie verbotene Waaren an Bord hatten, überhaupt einlaufen. Lief ein Schiff mit verbotenen Waaren zufällig in einen anderen Hafen ein, in welchem sich ein Entrepot réel befand, so durfte es in demselben nur dann irgend

Digitized by Google

eine Handelsoperation vornehmen, wenn der Werth der verbotenen Waaren den zehnten Theil des Werthes der Ladung nicht überstieg; die verbotenen Waaren durften dann ein bis vier Monate im Entrepot verbleiben. Ueberstieg der Werth der verbotenen Waaren $^1/_{10}$ desjenigen der Ladung, oder hatte das Schiff weniger als 100 T. Tragfähigkeit, so mußte letzteres den Hafen sogleich verlassen; dasselbe trat ein, wenn ein Schiff irgendwelcher Tragfähigkeit mit einer noch so unbedeutenden Partie verbotener Waaren ohne höheren Zwang in einen Hafen einlief, wo es gar keine Entrepots réels gab. (Art. 17 und 22 der Loi vom 9. Februar 1832 sur les transits et les entrepots; Bulletin des lois Nr. 59). —

Die Aufzählung aller der vorerwähnten Maßregeln diente dazu, zu zeigen, mit welchem Walle von Vorsichten und Begünstigungen Frankreich seinen Hafenplatz Marseille umgab, als es ihn, wegen seines Charakters als Sitz einer bedeutenden Industrie seiner Hafenfreiheit entkleidete.

Demungeachtet soll Marseille bald nach der Aufhebung seines Freihafenprivilegiums einen beträchtlichen Theil seines Zwischenhandels an die Freihäfen Genua, Livorno und Cadix verloren haben. Ist dies richtig, so bietet es einen Beweis dafür, mit welcher Vorsicht in Triest, das für den Zwischenhandel weit ungünstiger gelegen ist als Marseille, bei einer Abänderung des Freihafenprivilegs vorgegangen werden müßte.

Den eigenen Handel Frankreichs nach und von den Mittelmeerstaaten hätte Marseille selbst bei der schlechtesten und zweckwidrigsten Gesetzgebung nicht verlieren können; die geographische Lage dieses Hafens sicherte ihm diesen vollständig; ebendrum kann auch aus der Steigerung desselben seit dem Jahre 1817, welche Steigerung übrigens zum großen Theile der Eroberung Algiers zuzuschreiben ist, kein vollgiltiger Beweis für die Vortheile des damals dort eingeführten Entrepot-Systemes abgeleitet werden.

Triest befindet sich selbst in Beziehung auf den Mittelmeerhandel von und nach dem österr. Hinterlande in einer viel ungünstigeren Situation, indem seine geographische Lage allein es nicht genügend gegen die Mitbewerbung Venedigs und Fiume's schützt, der Sieg über die Concurrenten vielmehr von der Tüchtigkeit des Handelsstandes und dem von der Regiernng befolgten Systeme der Handelspolitik abhängen wird.

II. Italien. (Ancona.)

Im Königreiche Italien hat sich die Regierung für das Entrepot-System entschieden, und sucht den Uebergang theils durch die magazzini fiduciari, theils dadurch zu vermitteln, daß der Staat zu den zu errichtenden Dock- und Hafenbauten nicht unerhebliche Beiträge leistet.

Das italienische Parlament hat mit Beschluß vom 25. Juni 1865 zur Herstellung der Dock- und Hafenbauten in den bisherigen Freihäfen des Reiches

Digitized by Google

sechs Millionen Lire bewilligt. Die wirkliche Aufhebung der Freihafenprivilegien von Genua und Venedig wird mit dem Zeitpunkte erfolgen, in welchem die Lagerhäuser in einer für den Verkehr genügenden Ausdehnung hergestellt sein werden.

Die Aufhebung des Freihafens von Ancona ist dagegen bereits vollzogen und die Geschichte seiner Umwandlung in einen zollpflichtigen aber mit Entrepots versehenen Hafen läßt sich genau verfolgen.

Mit Gesetz vom 11. Mai 1865 wurde beschlossen, daß Ancona vom 1. Jänner 1868 an aufhören solle, Freihafen zu sein, daß jedoch zur Vermeidung aller nachtheiligen Folgen für den Handel dieses Platzes der Hafen verbessert und mit Docks zur Einlagerung der Waaren versehen werden solle. Zwischen der italienischen Regierung und der Gemeinderepräsentanz wurde ein Uebereinkommen abgeschlossen, nach welchem sich die Regierung verpflichtete, der Gemeinde das Lazarethgebäude um 600.000 Lire zu überlassen und derselben ein Anlehen im Betrage dieses Kaufschillings, rückzahlbar in 25 Jahren bei der Depositen- und Anleihecasse zu erwirken; ferner der Stadt Ancona von den vom Parlamente für Dock- und Hafenbauten bewilligten sechs Millionen Lire 500.000 Lire auszubezahlen; endlich das Mauthamt, eine Quarantäneanstalt und eine Verbindungsbahn zwischen dem Mauthamte, den Waarendocks und der Eisenbahnstation herzustellen, für welche Bauten zusammen beiläufig ein Betrag von 900.000 Lire aus der oberwähnten Dotation von sechs Millionen präliminirt wurde. Das Municipium von Ancona verpflichtete sich dagegen, die Arbeiten für Umgestaltung des Lazarethes in Waarendocks nach Maßgabe der vom Finanzministerium zu genehmigenden Baupläne auszuführen und hiefür mindestens 500.000 Lire zu verwenden.

Bereits mit königlichem Decret vom 25. August 1867 wurden den Zollbehörden detaillirte Instructionen für die Durchführung der Maßregel ertheilt, wodurch das bisherige Freihafengebiet Ancona's vom 1. Jänner 1868 an in das italienische Zollgebiet einbezogen werden sollte. Allein die Dock- und Hafenbauten, welche den Ersatz für das entzogene Privilegium bieten sollten, wurden bis zu diesem Termine nicht fertig, und die Regierung sah sich deßhalb genöthigt, über die wiederholten Bitten des Municipiums, welches auch befürchtete, daß der ohnehin schon geringe Verkehr Ancona's nach Venedig abgelenkt würde, wenn letztere Stadt ihr Freihafenprivileg länger behielte als Ancona, das Privilegium des letztgenannten Hafens zunächst bis 1. Jänner 1869 (Gesetz v. 28. December 1867) dann bis Ende August 1869 (Gesetz v. 30. December 1868) und endlich nochmals bis November 1869 zu verlängern.

Nachdem aber auch bis zu diesem Termine die Dock- und Hafenbauten noch nicht vollendet waren, entschloß sich die italienische Regierung zu einer Uebergangsmaßregel, welche sie auch in Livorno bereits durchgeführt hatte.

Nach dem Decrete vom 12. October 1869 wurde vom 1. November 1869, dem Tage der definitiven Aufhebung des Freihafenrechtes von Ancona

Digitized by Google

angefangen, bis zur Eröffnung der Generalmagazine den Kaufleuten von Ancona gestattet, gegen Erlag einer Caution (von 500 Lire bis 100.000 Lire und darüber) zur Sicherstellung der Zollgebühren, etwaiger Geldstrafen und sonstiger Spesen des Mauthamtes, ausländische zollpflichtige Waaren unter gewissen Bedingungen zollfrei in Privatmagazine einzulagern, von welchen das Mauthamt keinen zweiten Schlüssel besaß.

Sollte den in einem solchen „Vertrauensmagazin" (magazzino fiduciario) eingelagerten Waaren die Möglichkeit der Wiederausfuhr ohne Entrichtung des Ein- resp. Ausgangszolles vorbehalten bleiben, so mußten dieselben in geschlossenen Colli mit doppelter Umhüllung und doppeltem Bleisiegel aufbewahrt werden. Alle eines solchen Verschlusses nicht fähigen Waaren, sowie auch alle Flüssigkeiten blieben von der Wiederausfuhr ausgeschlossen. Ausnahme von dieser Regel wurde jedoch für folgende Waaren gemacht: Zucker, Kaffee, Stockfisch, Kabeljau, Häringe, Salacche, Getreide, Hülsenfrüchte, weiße Baumwollgespinnste, Pfeffer, Piment und Gewebe, sowie im Allgemeinen alle jene Waaren, welche sich von den gleichen Gattungen inländischer Production leicht unterscheiden lassen.

Von den Körnerfrüchten und den Baumwollgespinnsten brauchten zur Bewahrung des Rechtes der Wiederausfuhr nur Muster beim Mauthamte hinterlegt zu werden, während die Stücke der Gewebe vom Mauthamte zu diesem Behufe mit je einer oder mehreren Identitätsbezeichnungen versehen werden mußten.

Die übrigen unter die Ausnahme fallenden Waaren genossen das Recht der Reexportation ohne jeden Verschluß oder Bezeichnung.

Die zur Wiederausfuhr nicht berechtigten Waaren durften zwar von einem Vertrauensmagazine in ein anderes Vertrauensmagazin derselben Stadt, aber weder in ein unter der Mitsperre der Mauthbehörde stehendes Magazin, noch an ein anderes Mauthamt als jenes der Stadt Ancona verschickt werden.

In dem von Fall zu Fall an das Mauthamt zu richtenden Gesuche um Gestattung der Einlagerung von Waarensendungen in ein Vertrauensmagazin, mußte Gattung und Quantität der Waaren angegeben und das Magazin, in welches sie gebracht werden sollte, genau bezeichnet sein.

Für die zur Wiederausfuhr nicht berechtigten Waaren wurde der Zollbetrag vor dem Eintritte der Waare in das Vertrauensmagazin vorgeschrieben, und der Betrag, für welchen der Magazinsinhaber haftbar wurde, mußte sowohl in einem Register des Mauthamtes als auch in dem des Magazins vorgemerkt werden. Für das Verderben der Waare im Magazine wurde keine Zollnachsicht gewährt.

In der Regel mußten alle Waaren im Mauthamte früher visitirt werden.

Körnerfrüchte, Salzfische und überhaupt schwer zu transportirende Güter konnten aber der Visitation und Zollvorschreibung im Vertrauensmagazine unterzogen werden.

Digitized by Google

Die zur Wiederausfuhr bestimmten Güter waren stets zum Mauthamte zu stellen und dort zur Ausfuhr zu declariren, während bei der in den Consum übergehenden oder in ein anderes Vertrauensmagazin versendeten Waaren nur die Anmerkung des Austrittes im Magazinsregister sogleich zu geschehen hatte, die Anmeldung des Austrittes beim Mauthamte aber nur innerhalb 24 Stunden vom Austritte ab zu geschehen brauchte.

Dem Mauthamte stand es frei, außer dem regelmäßigen vierteljährlichen Verificationsbeschau einen solchen wann immer unvorhergesehen vorzunehmen, und wenn es hiebei die ursprünglich erlegte Caution für nicht mehr genügend befinden sollte, weitere Sicherstellung, eventuell aber sogleiche Bezahlung der aushaftenden Zollgebühren oder die Uebertragung der Waaren in das Mauthamt zu fordern.

Die Theilung und Umpackung der geschlossenen Colli, sowie die Entnahme von Mustern aus denselben durfte nur in Gegenwart von Mauthbeamten geschehen, welche sodann die Colli neu zu verschließen hatten.

Vom 1. November 1869 angefangen war sonach der zollfreie Eintritt von ausländischen zollpflichtigen Waaren in Ancona aufgehoben, und die Stundung der Zollgebühr durch Einlagerung der Waaren im Zollamte oder einem unter der Mitsperre der Douane stehenden Privatmagazine oder endlich einem Vertrauensmagazine, erscheint wegen der zahlreichen und höchst lästigen Beschränkungen als kein genügender Ersatz weder für das aufgehobene Freihafenprivilegium, noch für die noch nicht vollendeten Magazzini generali.

Der Vorgang der italienischen Regierung, welche den Uebergang vom Freihafen zum Entrepot-Systeme in Ancona durch eine Erweiterung der Lagerbefugniße der Privatmagazine vermittelte, erscheint sonach zwar durch die besonderen Umstände gerechtfertigt, aber doch dort nicht nachahmenswerth, wo nichts im Wege steht, das Freihafenprivilegium einer Stadt so lange fortbestehen zu lassen, bis große mit allen Hülfsmitteln der Technik ausgestattete Docks (Entrepots, Freilager) an die Stelle der einzelnen kleinen Privatmagazine getreten sind.

III. Deutscher Zollverein. (Hamburg.)

Ein theilweise höchst zutreffendes Vorbild für das, was in Triest zu geschehen hätte, finden wir in einer Institution, welche in jüngster Zeit im Zollausschlusse des deutschen Zollvereines, dem Freihafen Hamburg, ins Leben gerufen wurde.

In der Zeit, als in Folge der Neugestaltung der politischen und der Zollverhältnisse in Deutschland an Hamburg die ernste Frage herantrat, welche Stellung es zu dem ringsum sich bildenden einheitlichen Zoll- und Handelsgebiete einzunehmen haben werde, brach sich in Hamburg selbst wie im Zollvereine immer mehr die Ueberzeugung Bahn, daß ungeachtet der veränderten Sachlage doch die größeren Interessen mit der Erhaltung des Freihafens verknüpft seien.

Digitized by Google

Die betheiligten Kreise erkannten aber wohl, daß einige Branchen des Hamburger Geschäftes, namentlich derjenige Zwischenhandel in deutschen Fabricaten, welcher sein Absatzgebiet in Holstein, Mecklenburg und Lauenburg hat, durch den Anschluß dieser Gebiete an den Zollverein bei dem ferneren Bestande des Zollausschlusses von Hamburg in ihrer ganzen Existenz schwer bedroht wären, wenn nicht eine Einrichtung getroffen würde, vermittelst welcher die nach Hamburg gebrachten zollvereinsländischen Waaren ohne Zollentrichtung wieder in das Zollvereinsgebiet verschickt werden können. Der Gedanke an eine Zollvereins-Niederlage trat sofort auf und wurde im Verlaufe von drei Jahren realisirt.

Diese Niederlage, deren Einrichtung wegen ihrer vollständigen Analogie mit einer Abtheilung der von uns für Triest beantragten Freilager sogleich etwas näher dargestellt werden soll, bietet der deutschen Industrie die Gelegenheit, ihre Fabricate an dem großen Markt der mit Verbindungen zu Wasser und zu Lande reich ausgestatteten Welthandelsstadt Hamburg zu bringen, ohne mit demselben das Gebiet des Zollvereins zu verlassen.

Die am ersten Mai 1870 eröffnete Niederlage bildet eine Enclave des deutschen Zollgebietes im Freihafengebiete der Stadt Hamburg. Sie umfaßt den Flächenraum eines Parallelogrammes von 1260 Fuß Länge und 350 Fuß Breite, enthält die Lagerhäuser und Magazine, ein Zollamt, eine Post- und Telegraphenstation, und ist durch Schienengeleise mit der Hamburg-Altonaer Bahn in Verbindung.

Die Niederlage wurde durch eine Actiengesellschaft mit einem Grundcapital von einer Million Thlr. C. ins Leben gerufen, an welcher sich der hamburgische Staat durch Uebernahme eines Theiles des Actiencapitals betheiligte.

Es mögen hier die wesentlichsten Bestimmungen aus dem „Regulativ für die Zollvereins-Niederlage in Hamburg" folgen:

„§ 1. Die Niederlage ist ein zur Ein- und Ausladung, sowie zur Lagerung und Bearbeitung (§ 13) von Waaren bestimmter Raum, welcher von dem umliegenden Freihafengebiete durch völlig sichernde bauliche Einrichtungen abgeschlossen, und nach Maßgabe der nachstehenden Vorschriften, im Uebrigen aber unter Aufrechthaltung der allgemeinen Bestimmungen des Zollgesetzes und der Zollordnung zollgesetzlich als ein Theil des Zollvereins-Gebiets behandelt wird."

„§ 3. Die Niederlage steht unter der Aufsicht und dem Mitverschlusse des Hauptzollamtes in Hamburg; . . . Den mit der Beaufsichtigung der Niederlage beauftragten Zollbeamten und deren Vorgesetzten, ingleichen den Bevollmächtigten und Controleuren des Zollvereins, ist der Zutritt zu allen Räumlichkeiten der Niederlage jederzeit gestattet."

„§ 7. . . . Der wachthabende Zollbeamte ist befugt, den Eintretenden den Umständen nach einer körperlichen Visitation zu unterwerfen."

„§ 9. In die Niederlage dürfen alle, dem freien Verkehre des Zollvereines angehörigen vereinsländischen, und in denselben abgelassenen fremden Waaren . . . eingeführt werden. Auch ist die Einfuhr von zollpflichtigen

Digitized by Google

und zollfreien, aus dem Zollvereins-Auslande stammenden Waaren, nachdem die Verzollung oder zollordnungsmäßige Abfertigung derselben bei der Zollabfertigungsstelle der Niederlage beschafft ist, gestattet. . . . In Betreff der Dauer der Lagerung findet keine Beschränkung statt."

„§ 11. Bei der Einbringung von Waaren in die Niederlage kommen die für die Ueberschreitung der Zollvereins-Grenze im Allgemeinen geltenden Bestimmungen zur Anwendung. Der Eingang der Waaren erfolgt auf Grund der den vereinsländischen Ursprung der Waaren nachweisenden amtlichen Papiere, beziehentlich auf Grund der Verzollungsdeclarationen . . . findet die Zollabfertigungsstelle gegen die Aufnahme der Waaren in die Niederlage nichts zu erinnern, so werden die Waaren zollamtlich revidirt, beziehentlich der Eingangszoll erhoben, und sodann deren Einbringung in die Niederlage zollamtlich überwacht. . . ."

„§ 13. Innerhalb der Niederlage ist der Verkehr und Betrieb insoferne durchaus frei, als jeder Niederleger berechtigt ist, die zur Niederlage gebrachten Waaren innerhalb derselben ohne zollamtliche Cognition allen zur Erhaltung der Waaren und zur Erleichterung des Verkaufs derselben geeigneten Manipulationen, bei denen die wesentliche Beschaffenheit und Benennung der Waaren unverändert bleibt, zu unterwerfen. . . . ."

„§ 14. Bei der Ausfuhr von Waaren aus der Niederlage nach dem Zollverein kommen die für die Abfertigung von Waarensendungen aus dem Inlande durch das Ausland nach dem Inlande bestehenden Vorschriften in Anwendung.

Bei der unmittelbaren Ausfuhr nach dem Zollvereins-Auslande findet, insoferne es sich nicht um Waaren, für welche eine Zoll- oder Steuervergütung in Anspruch genommen wird, oder um ausgangszollpflichtige Gegenstände handelt, deren Entfernung aus der Niederlage erst nach vorgängiger Entrichtung des Ausgangszolles erfolgen darf, eine Abmeldung nicht statt.

Von den Lagerscheinen sprechen §§ 6 und 7 der Betriebsordnung und bestimmen:

„§ 6. Ueber die zur Lagerung eingelieferten Güter wird ein Niederlageschein ausgestellt. Die Ablieferung der Güter aus der Niederlage findet nur gegen Rückgabe dieses Scheines statt. Die Verwaltung ist berechtigt, aber nicht verpflichtet, die Legitimation des Inhabers eines Niederlagescheines zu prüfen."

„§ 7. Bei Abnahme eines Theiles der auf einem Niederlagescheine verzeichneten Waaren wird über den nachbleibenden Rest ein neuer Niederlageschein ertheilt, wogegen der erste Schein zurückzuliefern ist."

Wie aus den citirten Bestimmungen klar hervorgeht, ist diese Niederlage lediglich im Interesse des Vertriebes zollvereinsländischer oder doch schon in den freien Verkehr des Zollvereines getretener Waaren errichtet worden. Ausländische zollpflichtige Einfuhrgüter können nur nach erfolgter Zollentrichtung in derselben eingelagert werden, und es wird diese Niederlage von solchen Gütern deßhalb

Digitized by Google

nur in dem Falle in Anspruch genommen werden, wenn es dem Importeur nicht darum zu thun ist, die Zollzahlung hinauszuschieben, sondern nur jene technischen, räumlichen oder pecuniären Vortheile zu benützen, welche die Zollvereins-Niederlage etwa vor anderen Waarenlagerhäusern Hamburgs voraushaben mag.

Das Verhältniß Hamburgs zu dem hinter ihm liegenden Zollgebiete ist dem Triests zu Oesterreich-Ungarn ganz analog. Dennoch würde es in Triest nicht genügen, bei der Verbesserung der Lagerverhältnisse lediglich auf den Export Rücksicht zu nehmen; denn während in Hamburg der Importhandel von der Zollvereins-Niederlage ohne Nachtheil fast gänzlich ausgeschlossen werden konnte, weil im Freihafengebiete Hamburgs genügende Vorkehrungen für seine bequeme Entfaltung bereits seit Langem bestanden, geschehen die Lagerung und die Manipulationen mit den Einfuhrgütern in Triest jetzt noch in zerstreuten, theilweise unzweckmäßig gelegenen und mangelhaft eingerichteten Privatmagazinen, ja selbst unter freiem Himmel auf den Straßen vor den Magazinen. Hier ist also Vorsorge für Import- und Exporthandel gleich dringend nothwendig.

Die Hamburger Zollvereins-Niederlage ist ein Beweis dafür, daß die Errichtung von Lagerhäusern auch in einem Freihafengebiete, und die von Freilagern neben demselben gut durchführbar ist. Drängt sich da nicht von selbst der Gedanke auf, daß das Nebeneinanderbestehen des Freihafens und eines Freilagers in Triest die einfachste und zweckmäßigste Art der Bewerkstelligung des Ueberganges wäre?

Die Aufhebung des Freihafenprivilegiums vor der Herstellung eines vollkommen genügenden Lagerhauses empfiehlt sich nicht, wie wir an dem Beispiele Ancona's gesehen haben. Aber auch das allsogleiche Aufhören dieses Privilegiums mit dem Zeitpunkte der Benützbarkeit jener Gebäude brächte viele Nachtheile mit sich.

Zunächst würde diese Maßregel der Regierung die Verpflichtung auferlegen, die Kosten für das Lagerhaus, welches ja alle Privatmagazine im Freihafengebiete zu ersetzen hätte, allein zu tragen, weil ein Einlagerungszwang stattfände. Diese Auslage könnte sich der Staat aber leicht, wenigstens theilweise ersparen, wenn er Errichtung und Verwaltung des Lagerhauses unter zollamtlicher Aufsicht Privatspeculation überläßt, und einen gesetzlichen Zwang der auf alle nach Triest gebrachten Waaren oder einzelne Waarengattungen im Lagerhause, anstatt in dem noch fortbestehen zu lassenden Freihafengebiete einzulagern, nicht ausübt. Nur wenn der Importeur und der Exporteur die vollkommen freie Wahl haben, ihre Waaren nach Belieben in das Lagerhaus oder in den Freihafen einzubringen, wird sich praktisch feststellen lassen, was sich durch die Theorie niemals eruiren läßt, ob und für welche Waaren das mit allen Hülfsmitteln der Technik ausgestattete, jedoch von den Zollorganen überwachte Lagerhaus, oder aber die Magazine des Freihafens der vortheilhaftere Einlagerungsplatz sei.

Digitized by Google

Das Nebeneinanderbestehen des Freihafens und eines Lagerhauses in Triest erscheint sonach als ein Mittel, den so werthvollen Vergleich zwischen den Wirkungen des Freihafens- und jenen des Entrepot-Systemes praktisch zu ziehen, ohne den bestehenden Verhältnissen Gewalt anzuthun. Je nachdem der Vergleich zu Gunsten des einen oder des anderen Systemes ausfällt, wären dann, nach Ablauf einer angemessenen Uebergangsperiode, die weiteren entscheidenden Schritte zu machen.

Das für das Lagerhaus bestimmte Terrain wäre aus dem Freihafengebiete auszuscheiden, und hätte (gleich der Zollvereins-Niederlage in Hamburg) eine Enclave des allgemeinen Zollgebietes im Freihafen zu bilden. Ein Theil des Gebäudes müßte für die österreichischen Ausfuhrgüter bestimmt sein, welche in den Triester Hafen gelangen wollen, ohne das Zollgebiet zu verlassen, ein anderer, von ersterem baulich streng gesonderter Theil, hätte als Freilager der Aufnahme von Einfuhrgütern zu dienen, für welche die Zollentrichtung gestundet werden soll.

Eine eingehendere Besprechung der inneren Einrichtung eines solchen Lagerhauses, sowie der jetzt geltenden gesetzlichen Bestimmungen über die Manipulationen mit den eingelagerten Waaren und über die Lagerscheine, welche in mehrfacher Beziehung der Aenderung bedürftig sind, muß mit Rücksicht auf den verfügbaren Raum in diesen Blättern vorläufig unterbleiben.

Victor Freih. v. Kalchberg.

Roesler, Robert. Romänische Studien. Untersuchungen zur älteren Geschichte Romäniens.

Leipzig, Duncker und Humblot 1871.

Aeltere Abhandlungen des Verfassers erscheinen in dem vorliegenden Bande mit einer Anzahl von neuen Untersuchungen zu einem wohlzusammenhängenden Ganzen vereinigt. Für die Geschichte Siebenbürgens und der Walachei hat sich Rösler das schon längst anerkannte Verdienst erworben, die sichere Grundlage der Forschung festgestellt zu haben. Er hatte sich schon vor Jahren den falschen Ueberlieferungen der Rumänen entgegengestellt und seine Resultate erfreuten sich entschiedener Zustimmung in dem Kreise der Fachgelehrten. In Rumänien erhob sich allerdings eine starke Opposition gegen Rösler und seine Studien, welche mehr nationalen als wissenschaftlichen Gesichtspunkten und Motiven entsprang, und die etwas an sich hatte, was uns in der deutschen Wissenschaft längst nicht mehr vorzukommen pflegt: eine falsche Empfindlichkeit in Bezug

Digitized by Google

auf Beurtheilung vergangener in der großen Masse des Volkes ohnehin vergessener Ueberlieferungen. Man muß jedoch in dieser Beziehung in Betracht ziehen, daß ein litterarischer Kampf, den eine rumänische Zeitung gegen einen deutschen Gelehrten führt, besonders dann einen starken politischen Beigeschmack erhält, wenn dieser deutsche Gelehrte zugleich ein Oesterreicher ist und Verdächtigung der Absichten eines Geschichtsforschers als Deckmantel dienen kann, um eingebildete oder wahre politische Tendenzen zu bekämpfen. Für die Tagespresse gewinnen solche „Kämpfe" gar leicht den Charakter einer wohlfeilen und ungefährlichen politischen Diatribe, welche nicht so sehr für die wissenschaftliche Verstocktheit und Blindheit einer Nation, als vielmehr für die Leichtigkeit und den Leichtsinn Zeugniß geben, mit welchem das politische und wissenschaftliche Gebiet am Ende freilich auch nicht bloß in rumänischen Zeitungen verwechselt und durch einander geworfen zu werden pflegt. Der Reiz, welcher für einen rumänischen Litteraten darin liegen mag, unter seiner Nation die Befürchtung zu erzeugen, daß diese Forschungen eines Oesterreichers bloß dazu angestellt seien, um denselben die Kanonen folgen zu lassen, welche die Existenz des rumänischen Staates und seiner hochfliegenden Ideen zu zerstören, dieser Reiz, aus einer litterarischen Mücke einen politischen Elefanten zu machen, muß auch in Rechnung gebracht werden, wenn man das Verhalten rumänischer Litteraten gegen die trefflichen Forschungen Rösslers in Betracht zieht. Denn daß jene rumänischen Litteraten ein wirkliches, selbstständiges, historisches Interesse an den von Rösler behandelten Fragen hätten, läßt sich billig bezweifeln, und es ist daher für die wissenschaftlichen Interessen unnöthig, den Streit gleichsam aufzunehmen und mit Verkennung der politischen Tagestendenz denselben als einen ernsten zu behandeln.

Rösler selbst hat seine Stellung zu den rumänischen Ueberlieferungen dadurch zu kennzeichnen gesucht, daß er an Fallmerayers Forschungen über die Griechen erinnerte; allein es will uns scheinen, daß dieser Vergleich in mehrfacher Hinsicht ein sehr unglücklicher ist. Rösler steht in Bezug auf seine Forschungen auf einem viel sichereren Boden als Fallmerayer in der griechischen Frage, und auch die Resultate sind ungleich gesicherter als die Fallmerayers. Nach dieser Seite hin darf man sagen, daß Rösler seinen Streit mit den Rumänen unterschätzt hat, indem er ihn den Kämpfen Fallmerayers über das Griechenthum oder Nicht-Griechenthum der Griechen an die Seite stellte. Nach einer anderen Seite aber überschätzt Rösler seinen Streit, denn was die Fallmerayer'schen Gegner betrifft, so wären sie niemals besonderer Beachtung gewürdigt worden, sofern dieselben sich in griechischen Zeitungen allein hätten vernehmen lassen. Die Bedeutung von Fallmerayers Untersuchungen lag darin, daß sie einer europäischen Ueberzeugung entgegentraten, daß sie eine große politische Zeitrichtung der abendländischen Nationen einer ernüchternden Kritik unterzogen, und daß sie endlich ihre Gegnerschaft vorzugsweise in Deutschland und England unter wissenschaftlich vollkommen zurechnungsfähigen Litteraten und Gelehrten

Digitized by Google

fanden. In der rumänischen Frage dagegen könnte man außer ein paar inspirirter französischer Seifenblasen nichts entdecken, was einer öffentlichen Meinung oder einem Interesse der wissenschaftlichen Welt gleichsähe und was sich zu Gunsten der rumänischen Vorurtheile erheben würde. Die Sache steht also nach dieser Seite auf einem ganz anderen Standpunkt als der griechische Abstammungsstreit, und man kann sagen, in der gebildeten Welt hat das Buch Röslers auch nicht entfernt die Aufgabe gehabt, vorhandene Vorurtheile zu bekämpfen. Dagegen sind wir andererseits der Ueberzeugung, daß, indem Röslers Untersuchungen ein ruhigeres Terrain der Forschung vorgefunden haben, die Resultate derselben weit dauerhafter und unumstößlicher sich erweisen werden als die, welche Fallmerayer über die Griechen aufstellte, und welche eben in der Hitze des Kampfes, wie man heute doch bestimmt sagen darf, in mehr als einer Beziehung über das rechte Ziel weit hinausgeschossen waren. Daß sich bei den Griechen in den einfachsten Verhältnissen des Lebens Sitten und Gebräuche erhalten haben, welche in das höchste Alterthum zurückreichen, beweist doch unzweifelhaft den von Fallmerayer völlig geläugneten und verkannten Zusammenhang zwischen Alt- und Neu-Griechen. In Bezug auf die Abstammung der Rumänen dagegen wird Rösler sicherlich nicht zu befürchten haben, daß ihm aus Culturverhältnissen der heutigen Rumänen ein Gegenbeweis zu Gunsten des Zusammenhangs derselben mit dem alten Volke von Latium erbracht werden würde. Es liegt auch ein gewaltiger geographischer Unterschied darin, daß das neue Hellenenthum sich noch heute auf dem alten classischen Boden befindet, während die angeblichen neuen Römer nachweisbar erst im späteren Mittelalter in ihre jetzigen Sitze eingewandert sind.

Gerade die Nachweisungen über die Wanderungen des rumänischen Stammes vom rechten Donau-Ufer auf das linke und in die Gebiete der Moldau und Siebenbürgens gehören zu den vortrefflichsten Partien des Rösler'schen Werkes. Es ist sehr ergötzlich, wie er die Quellen zwischen den Fingern zerreibt, welche, wie die berüchtigte Chronik des Hurul die Autochthonie der Rumänen in der Moldau beweisen sollen.

In den ersten zwei Capiteln führt Rösler seine Untersuchungen über Gothen und Dacier vielfach vervollkommt und bereinigt noch einmal vor. Er zeigt hier unwiderleglich, daß die Völker, welche die Römer in diesen Provinzen gefunden haben, nichts mit den Rumänen zu thun haben. Das Volk, welches jetzt hier wohnt, hatte seine früheren Sitze in Bulgarien und war, stark mit slavischen Elementen gemischt, im Laufe des 13. und 14. Jahrhunderts zu einer gewaltigen Ausdehnung gelangt. Bemerkenswerth ist es immerhin, daß die Rumänen diesseits der Donau eine außerordentlich große Assimilationskraft zeigten, die ihnen den Bulgaren gegenüber offenbar mangelte.

Hiebei kommen übrigens auch die Einwanderungen der Ungarn und Rumänen an der unteren Donau in Betracht, und Rösler hat auch auf diesem Gebiete manche Thatsache fester begründet als dies früher der Fall war. Ins-

Digitized by Google

besondere seine Untersuchung über die Hauptpunkte für die älteste ungarische Geschichte über den anonymen Notar des Königs Bela verdient hervorgehoben zu werden. Auch diese Abhandlung ist in ihren Hauptzügen schon früher publicirt worden. Sie hat aber in ihrer gegenwärtigen Gestalt wesentlich gewonnen und erschöpft den Gegenstand fast vollkommen. Die beiden Capitel über die Anfänge der walachischen Wojwodschaft und die Anfänge moldauischer Geschichte sind neu hinzugetreten und stützen sich hauptsächlich auf die interessanten Untersuchungen über eine Anzahl von modernen Geschichtsfälschungen, welche der rumänischen Geschichte auch nicht fehlen sollten. Darunter ist die Chronik des Hurul als die bedeutendste, wennauch nicht alleinige Mystification zu betrachten, durch welche die rumänische Geschichtswissenschaft keinen andern, als sich selbst zu täuschen vermag. O. Lz.

Das Urbild des „Freischütz".

(H. M.) Wer vor einigen und dreißig Jahren einen Morgenspaziergang auf den Promenaden Dresdens in der Nähe des einstigen Seethors unternahm, dem pflegte gewöhnlich ein kleiner, alter, freundlicher Herr in Begleitung eines blonden Fräuleins zu begegnen. Es war Friedrich Kind, der Dichter des „Freischütz", mit seiner Tochter. Er hatte in früheren Zeiten einer Sammlung seiner Dichtungen den Titel „Roswitha" gegeben, und als ihm nachmals die Tochter geboren wurde, nannte er diese ebenfalls Roswitha. Die Tochter dichtete dann nach dem Beispiele des Vaters und unterzeichnete anfangs ihre Gedichte einfach mit „Roswitha". Als die junge Dichterin nach einiger Zeit mehr Zuversicht gewann, schrieb sie sich „Roswitha Kind", und nachdem sie später einem Vetter, der gleichfalls Kind hieß, ihre Hand gereicht hatte, verlängerte sie ihren Dichternamen zu „Roswitha Kind-Kind". Sie starb leider in der Blüthe der Jahre.

Friedrich Kind war ein heiterer Genosse und ging willig auf eine Unterhaltung ein. Aber über gewisse Dinge ließ er sich nicht gern ausfragen, und wer dieses zur Unzeit that, erhielt von ihm ein Lächeln statt der Antwort. Auf seinen Text zum „Freischütz" that er sich allerdings viel zu gute, und eifrige Freunde bestärkten ihn in dieser Meinung, denn schmeichelnd erinnerten sie ihn oft: „was wäre Maria — nämlich Karl Maria v. Weber — ohne Kind?"

Häufig mußte unser Dichter Lobeserhebungen anhören, daß er aus der kleinen, blassen Schauergeschichte Apels im „Gespensterbuche" ein so buntes, bewegtes Gemälde geschaffen habe. Für solches Lob aber hatte er eben nur

Digitized by Google

sein stummes Lächeln, welches ungefähr zu sagen schien: „ja wißt ihr es denn so gewiß, daß ich gerade Apels Erzählung benutzt habe?“

Und diese schweigende Frage that er mit vollem Rechte. Apel hat nicht merken lassen, daß er seine Erzählung: „Der Freischütz“, aus einer älteren Quelle geschöpft, und in ähnlicher Weise verschwieg auch Friedrich Kind, daß er jener Quelle auf die Spur gekommen und diese theilweise vielleicht noch mehr als die Apel'sche Bearbeitung ausgebeutet hatte.

In den Jahren 1730 und 1731 erschien bei Samuel Benjamin Walther in Leipzig heftweise ein jetzt wohl ziemlich selten gewordenes Buch mit folgendem weidlich langen Titel: „Unterredungen von dem Reiche der Geister, worin gehandelt wird: von den Geistern überhaupt; von den geheimen Hausgeistern; von den Erscheinungen der Verstorbenen; von den Erd- und Wassergeistern; von den Luft- und Feuergeistern; von den Geistern gewisser Landschaften, Städte und Schlösser.“

In der fünften Unterredung, auf den Seiten 609 bis 613 des Buches, erzählt Pneumatophilus seinem Freunde Andrenio — so nennen sich die beiden Wortführer der Geistergespräche — eine von ihm selbst aus den Gerichtsacten zusammengezogene Begebenheit, die sich im Jahre 1710 „in einer gewissen Stadt des Königreichs Böhmen“ zugetragen haben soll.

Es findet nämlich ein junger Schreiber, Namens Georg Schmidt, großes Vergnügen am Scheibenschießen, sucht aber auch Vortheil dabei zu ziehen und wendet sich daher um guten Rath an den ihm bekannten Herrschaftsjäger, der sich trefflich auf Weidmannsstücke versteht und zugleich „aus der Zaubertasche sehr wohl zu spielen weiß.“ Dieser ladet ihn ein, am 30. Juli, als am Abdonstage, zur Nachtzeit mit ihm auf einen Kreuzweg zu gehen und Kugeln zu gießen; „alsdann sollte er 63 Kugeln bekommen, von welchen 60 alle treffen müßten, wo er nur hinzielen würde, drei aber von denselben, welche er gleichwohl nicht vor den anderen kenne, müßten nothwendig fehlen.“

Gierig nach dem verhofften Geldgewinn, sagt der Schreiber zu. Mit Schmiedekohlen, Gießkellen, Formen und dem sonst Nöthigen versehen, begeben sie sich mit einbrechender Nacht auf den bezeichneten Platz. Hier zieht der Jäger mit seinem Weidmesser einen breiten Kreis, um dessen Rand er gewisse Charaktere setzt, welche der Schreiber nicht lesen kann. Dann heißt er diesen in den Kreis treten, sich entkleiden und zugleich Gott und die heilige Dreifaltigkeit verläugnen. Ferner befiehlt er ihm, die Kohlen nebst dem Gießzeuge vor sich hinzulegen und wohl acht zu geben, daß er von 11 bis 12 Uhr mit dem Guße fertig sei, sich daher in der Arbeit durch nichts beirren zu lassen, was ihm immer zu Gesicht käme, endlich auch kein Wort zu reden, was ihm immer zustoßen möchte. So warteten sie nun, bis die Glocke die eilfte Stunde schlug.

„Kaum hatte“ — wir lassen hier das Buch selbst sprechen — „der Seiger angefangen, als die todten Kohlen von sich selbst zu glühen begannen,

Digitized by Google

als wenn sie von einem Schmiede wären angefeuert worden. Sie machten daher den Anfang zum Kugelguß. Als sie aber einige Stücke mochten fertig haben, kam ein altes Weib auf sie losgegangen, welches mit hölzernen Kochlöffeln umhangen war und mit denselben ein starkes Geräusch machte. Diese fragte sie, ob sie nichts von ihrer Waare vonnöthen hätten? Sie aber fuhren stillschweigend in ihrer Arbeit fort, worauf das Weib vor ihren Augen wiederum verschwand.

„Gleich darauf hörten sie von weitem etliche bespannte Kutschen kommen, welche geradewegs auf sie zufuhren, worüber dem Schreiber die Haut nicht wenig anfing zu schauern. Da sie aber nahe an den Kreis gelanget, sind sie gleich einem heftigen Winde über sie fortgestrichen. Kaum war dieses vorbei, so hörten sie einen ganzen Trupp Reiter herantraben, welcher aber gleichfalls seinen Weg über ihnen durch die Luft nahm. Endlich vernahmen sie ein Parforcehorn und ein großes Geheul von vielen Hunden, zugleich bemerkten sie ein verfolgtes Stück Wild, welches gerade auf sie losrannte und seinen Lauf nebst allen Hunden über sie fortsetzte. Diesen folgten sehr viele Jäger zu Pferde, welche sich insgesammt im Nachsetzen höchst eifrig bezeigten.

„Zuletzt kam einer ganz langsam geritten, welcher sich mit einem schwarzen Pferde vor den Kreis stellte und sie befragte: was ihr Begehren wäre, daß sie diese Arbeit in seiner Gegend vorgenommen hätten? Weil sie nun gleich mit dem Gießen fertig waren, gab der Jäger für sich und seinen Gefährten diese Antwort: wir haben in deinem Namen 63 Kugeln gegossen, von welchen drei dein sein mögen, die übrigen aber sollst du uns geben. Hierauf begehrte jener, sie sollten ihm die Gießkelle nebst den gegossenen Kugeln herausgeben, allein der Jäger sagte zu ihm: wir haben sie in deinem Namen gegossen, und weil die Zeit noch nicht um ist, so bleiben sie unser. Alsbald warf jener mit Zähneknirschen etwas darauf, welches einen solchen Gestank von sich gab, daß sie beide halb todt zur Erde sanken und die gegossenen Kugeln im Kreise umher fallen ließen."

So bleiben sie bis zum Anbruche des Tages liegen, wo dann der Jäger, „welcher bei solchen Verrichtungen schon öfter gewesen", sich wieder erholt, die Kugeln zusammenrafft und aus Furcht vor den Folgen in die Gebirge Salzburgs entflieht. Der Schreiber wird erst später in halb bewußtlosem Zustande aufgefunden, peinlich verhört, bekennt den ganzen Vorgang, entgeht mit Noth dem Richtschwerte und dem Scheiterhaufen und wird schließlich zu mehrjährigem Kerker begnadigt." —

Der Leser möge entscheiden, ob, mit Ausnahme der Eule und des Geistes der Mutter, Friedrich Kind nicht aus dem erwähnten Buche vielleicht noch mehr für die Decorirung der Wolfschlucht entlehnt hat als aus Apels Märchen. Der Jägerbursche als Verführer, die wilde Jagd und der schwarze Jäger ähneln ganz der Schilderung, welche Pneumatophilus in den Originalacten gefunden haben will.

Digitized by Google

Aber noch ein anderer Beweis, daß Kind die „Unterredungen von dem Reiche der Geister“ gehörig durchforscht und benutzt hat. Als er zu Anfang des Jahres 1827 in Verbindung mit Kraukling in Dresden eine „Morgenzeitung“ gründete, gab er gleich in den ersten Nummern derselben eine von ihm verfaßte Novelle: „Die Verschwundene“. Die Hauptsituation, welche darin vorkommt, ist, daß eine verstorbene und aufgebahrte vornehme Dame sich zur Nachtzeit in ihrem Sarge aufrichtet, ihre Kammerfrau ruft, sich von dieser das Sterbekleid aus- und dafür ihr rothes Brautkleid anlegen läßt, dann, während zwei vermummte, schwarze Diener mit Fackeln vorleuchten und die Kammerfrau die Schleppe des Brautkleides nachträgt, die Treppe hinab bis zu der eisernen Kellerpforte geht und hier mitsammt den unheimlichen schwarzen Dienern verschwindet. Genau so wie Kind diese furchterregende Geschichte erzählt, steht sie auf den Seiten 265 bis 270 des mehrgenannten Buches zu lesen.

Mit verständigem Blicke hat Kind die Zeit der Handlung seines „Freischütz“ in die Periode des dreißigjährigen Krieges zurückverlegt, dessen stürmisch-abenteuerliches Gebahren einen passenden Hintergrund gewährt, sowie auch das damalige malerische Costüm den scenischen Effect unterstützt. Ein weiterer Grund zu dieser Wahl war der Umstand, daß Kind in seiner stillen und verschwiegenen Weise sich emsig in den Quellenschriften des dreißigjährigen Krieges umgesehen hatte.

Eine allerliebste Erzählung, welche er etwas später, als seine „Verschwundene“, in einem Taschenbuche erscheinen ließ, führt den Titel: „Die Moselschaar“. Ebenso nennt sich auch jene Marodeursbande, deren verwegenes Treiben Hans Michael Moscherosch, genannt Philander von Sittewald, der Zeitgenosse jenes Krieges, in seinem „Soldatenleben“ so lebenvoll gezeichnet hat, und in der That entlehnte Kind den Stoff zu seiner „Moselschaar“ größtentheils aus Philander.

Manche Züge derselben Erzählung schöpfte er aber auch aus den nicht minder anziehenden und lebenstreuen Schilderungen eines anderen Augenzeugen jenes Krieges, des Christoph von Grimmelshausen, genannt Simplicissimus, und bei diesem hatte er zugleich treffliche Anhaltspunkte für Einzelnheiten seines „Freischütz“ gefunden, sofern es sich namentlich um das Wesen der Freischützenkunst handelte, welche zur Zeit des dreißigjährigen Krieges in höchster Blüthe stand.

Simplicissimus führt nämlich im „satyrischen Pilgram“ mehrere solcher Künste an, deren Prakticirung er zum Theil mit eigenen Augen gesehen haben will. Dahin gehört: „einen anderen das Rohr zuzubannen, daß er nicht schießen kann,“ ziemlich dasselbe, was der finstere Jägersmann Kaspar im Kind'schen Opernbuche „einen Weidmann setzen“ nennt. „So sind auch“, lehrt Simplicissimus weiterhin, „etliche, vornehmlich Wildschützen, die ihre Kugeln zurichten können, daß sie Fleisch und Blut haben müssen, und sollten sie auch vom Freien

Digitized by Google

wieder umkehren und ihren Meister beschädigen." Hier hatte Kind das Vorbild der Kugel, die zu Kaspars tödtlicher Täuschung auf den eigenen Schützen zurückkehrt.

So haben der Pneumatophilus von 1730 und der spätere Apel sich mit Friedrich Kind geistig in die Arbeit des „Freischütz" getheilt und Simplicissimus schon um das Jahr 1660 unbewußt vorgearbeitet.

(Rudolf Hirsch †) Wir haben einen guten Kameraden und reich begabten Menschen begraben. So strotzend von Lebensfülle und Lebenslust wäre er nach menschlichen Vorstellungen berufen gewesen, die meisten von denen zu überdauern, welche ihm jetzt das Geleite gegeben haben; ein organisches Leiden, welches sich seit Längerem ankündigte und während des letzten Jahres den sonst durch keine Sorge so leicht zu Beugenden oft verstimmte, hat ihm ein rasches Ende bereitet, kurz nachdem er in die zweite Hälfte des sechsten Jahrzehnts eingetreten war. Hirsch hat kein Werk hinterlassen, welches geeignet wäre, seinen Namen auf die Nachwelt zu bringen; er besaß dafür der Talente zu viele und war ein verspäteter Repräsentant einer Zeit, welche es nicht über sich gewinnen konnte, die Aufgaben des Lebens ernst zu nehmen, die Kräfte zu sammeln und auf ein Ziel zu richten. Verse und Melodien flossen ihm mit gleicher Leichtigkeit aus der Feder, er würde als Dichter oder als Componist Hervorragendes geleistet haben, wenn er nicht mit beiden Talenten nur gespielt, sie nicht nur als Schmuck seines Daseins betrachtet hätte. Aber gerade auf das, was er am leichtesten zu behandeln schien, die musicalische Kritik, wandte er die meiste, angestrengte Arbeit. Er war unermüdlich im Nachschlagen, im Ermitteln von Daten oder Lesarten, und die Sonderbarkeiten oder Incorrectheiten seines Styls waren gerade Folge der Aengstlichkeit, mit welcher er immer wieder änderte und auszubessern suchte. Seiner ganzen Richtung nach war er ein Anhänger der älteren deutschen Musik, und verhehlte nicht, welche Freude er selbst an dem „Zöpflein" Haydns habe; allein er nöthigte sich die Anerkennung der Arbeiten neuester Schulen ab, denn man dürfe nicht „exclusiv" sein. Im Leben haben wir ihn nur als treuen und fröhlichen Menschen kennen gelernt. Mochte er sich an den von ihm meisterhaft behandelten Flügel setzen, mochte er sich bemühen, angesichts seiner schönen, wohlgeordneten Steinsammlung Adepten für die Mineralogie zu gewinnen, mochte er bei der Flasche Erinnerungen aus einer bunten Vergangenheit heraufbeschwören — aus dem musicalischen Leben Leipzigs mit Mendelssohn und Schumann, aus seiner Thätigkeit als Redacteur des „Kometen", aus seinen amtlichen Lehrjahren in Triest unter Stadion, aus seinem Verkehr mit der Sängerwelt: immer stachen Anlage und Gewöhnung hervor, der Existenz die lichten Seiten abzugewinnen. Selbst wenn man ihn über seine letzte Thätigkeit im Polizeiministerium sprechen hörte, wie er über die Recurseingaben von allerlei Gauklern zu referiren hatte, klang es wie ein Capitel aus Holtei's „Vagabunden". Und nicht häufig wird man Menschen begegnen, denen es ein so herzliches Vergnügen macht, Andern Freude zu bereiten. — Von Hirsch sind mehrere Bände Gedichte, meist Liebeslieder und Humoristisches, Novellen, zahlreiche Liedercompositionen eine Schrift zur Erinnerung an den Grafen Stadion und ein hübsches Büchlein über den Mozart'schen „Schauspieldirector" erschienen.

Digitized by Google

* Joseph v. Eötvös' gesammelte Werke erscheinen in einer hübschen Octavausgabe in A. Hartlebens Verlag in Wien und Pest. Die beiden ersten Bände enthalten in sechster Auflage den Roman „Der Karthäuser", welcher des Dichters Ruhm begründete, nebst dem Bildniß und einem Lebensabriß von A. Dux; der dritte bis fünfte den noch berühmteren „Dorfnotär" in dritter Auflage. Für den sechsten Band sind die „Gedanken" bestimmt. Ob in diese Sammlung nur dse belletristischen Schriften oder auch die politischen aufgenommen werden sollen, ist nicht ersichtlich. Auch der Name des Uebersetzers fehlt.

---

* „Der Geigenmacher Jakob Stainer", eine Lebensskizze nach Urkunden von Seb. Ruf. Innsbruck, Wagner.

Der Verfasser, pensionirter Caplan des Irrenhauses zu Hall, hat manchen schätzenswerthen Beitrag zur Geschichte Tirols geliefert, am meisten Dank scheint er uns mit der vorliegenden Arbeit zu verdienen. Stainer lebte von 1621 bis 1683 zu Absam, wo ihn der Tod aus der Nacht des Wahnsinns erlöste. Seine Geigen waren berühmt. Hyacinth Abele sagt in seinem Buche „Die Violine und ihre Geschichte": „Den deutschen Geigenmachern haben von jeher die Arbeiten Stainers als Muster gedient". Aehnliche Zeugnisse ließen sich noch mehr anführen. Stainers Person war bald von Sagen umsponnen, die Poesie erkor sie vielfältig als Stoff. Sie wurde nicht weniger als vier Mal novellistisch und einmal dramatisch bearbeitet. Ruf machte Stainer zum Gegenstand langjähriger Forschung, sein Büchlein ist ein trefflicher Beitrag zur deutschen Kunst- und Culturgeschichte. Knapp und trocken bietet es eine Fülle von Stoff, poetischer als ihn die Novellisten erfanden. Wir haben kein Recht, nachzuerzählen und verweisen auf das Büchlein selber, das in vielen Beziehungen empfohlen zu werden verdient.

---

* (Der deutsche Buchhandel) hat im Jahre 1870 10.058 und im Jahre 1871 10.669 neue litterarische Werke producirt. Den Löwenantheil hievon hat die Theologie, auf welche in beiden Jahren zusammen 2832 Werke entfallen; demnächst folgt die Jurisprudenz mit 2066 Werken. Die schöne Literatur hat in beiden Jahren 1680 neue Producte aufzuweisen.

(In böhmischer und slovakischer Sprache) erscheinen gegenwärtig 127 Zeitschriften und zwar 16 theologische, 34 politische, 54 Fach- und 23 belletristische Zeitschriften. Das größte Contingent stellt Prag. — Eingegangen sind im Jahre 1871 im Ganzen 20 böhmisch-slovakische Zeitschriften, nämlich politische 4 (Morava, Nová Doba, Obrana, Vědomosti), Fachblätter 14 (Blahobyt, Časopis chemikův č., Česká Thalia, Dělnik, Dopisovatel těsnop. spolku, Hospodář Mor., Hosp. Věstnik, Methud, Rádce prům., Vesmír Všeob. hedb. noviny, Vzájemnost, Zprávy cukrov., Žižka), belletristische 1 (Sršeň) und theologische 1 (Kazatelé slov.)

(Oest. Buchh. Corr.)

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Karl Marx' volkswirthschaftliche Ansichten.

1. Werth und Arbeit. [1])

Die Volkswirthschaftslehre, als die Wissenschaft einer großen Richtung des praktischen Lebens, wird eben deßhalb vielfach als Mittel, um bestimmte Absichten und Zwecke im Leben praktisch durchzuführen, gebraucht oder — mißbraucht. Grade diese innige, jeder Zeit einer unmittelbaren Anwendung fähige und deßhalb auch dazu einladende Verbindung derselben mit dem Leben der Gegenwart bildet ein Hauptmoment in ihrer Entstehung wie Entwicklung. Die Volkswirthschaft ist nicht Staatswirthschaft, doch die Grundlage und erste unentbehrliche Bedingung und Nährquelle von dieser, und deßhalb war auch diese von jeher geneigt, sie unter die Herrschaft zu nehmen und als ein durch sich selbst zur Dienstbarkeit verurtheiltes Hülfsmittel zu den eigenen Zwecken zu betrachten und zu behandeln, ein Umstand, dem die Volkswirthschaftslehre zu einem großen Theil ihre gegenwärtige Ausbildung und die Volkswirthschaft ihre mühsam erkämpfte, noch unvollendete Freiheit verdankt. Sie ist auch nicht Privat- oder Einzelwirthschaft, doch ist jede Einzelwirthschaft das nothwendige Glied derselben und der Aufschwung der einen unzertrennlich von dem Gedeihen der andern, darum vermischt auch die Privatwirthschaft stets und überall ihre besonderen Absichten und Zielpunkte mit den allgemeineren der Volkswirthschaft, und strebt, wo die Interessen von Einzelwirthschaften sich zu dem Gesammtinteresse eines volkswirthschaftlichen Standes zusammenschließen, dieses Sonderinteresse zur Herrschaft und zur maßgebenden Geltung zu bringen. Und dieser Umstand wieder ist es, der die Wissenschaft zu der Klarstellung und Durcharbeitung ihrer einzelnen Elemente und Grundsätze zu einer gleichmäßigen Berücksichtigung aller wirthschaftlichen und socialen Fragen führte, derselbe Umstand aber ist es auch, der diese Wissenschaft in steter Bewegung und Wachsamkeit, in steter Kriegsbereitschaft zur Abwehr wie zum Angriff erhält.

Das Mercantil-System — ich gebrauche diese einmal gang und gäbe gewordene Bezeichnung — hatte längst im Leben Bestand gewonnen und erstrebte als ein in seinen Organen und Hülfsmitteln thatsächlich festgestelltes System der praktischen Staatskunst eine unbedingte Herrschaft über die Volkswirthschaft

[1]) Karl Marx, das Capital. Kritik der politischen Oekonomie. Erster Band. Buch I. Der Productionsproceß des Kapitals. Hamburg, 1867.

Digitized by Google

als dasselbe gegenüber abweichenden Ansichten und Strebungen in der Ausbildung der deutschen Polizei- und Cameralwissenschaft, in den Werken der Italiener Serra, Genovesi, Verri, der Spanier Ulloa, Ustariz, der Engländer Thomas Mun, Child, Davenant, James Stewart und vieler anderen die wissenschaftliche Stütze und den geistigen Ausdruck gewann. Das physiokratische System wurde schon in der Zeit des classischen Alterthums durch die staatsrechtlichen Verhältnisse, im Mittelalter durch das Feudalwesen längst vorbereitet, ehe es durch Quesnay wissenschaftlich begründet, durch Turgot, Schlettwein, Mauvillon, Iselin u. a. als nothwendiger Gegensatz gegen das absolutistische Mercantil-System weitergebildet und als Hülfsmittel zu einer Befreiung der Volkswirthschaft aus den Fesseln der Staatswirthschaft in Anwendung zu bringen versucht wurde. Industrie und Handel dort, die Landwirthschaft hier, beide in ihrer Trennung aufgefaßt und jedes für sich als das beherrschende und maßgebende Element der Volkswirthschaft in den Vordergrund gestellt, bildeten die einseitigen Grundlagen aller volkswirthschaftlichen Ansichten, als Adam Smith die gleiche Berücksichtigung aller Elemente der Volkswirthschaft und für diese alle, als die erste Bedingung ihres gemeinsamen Gedeihens, eine gleich gemessene Befreiung von der sie beherrschenden und nach einseitigen Zwecken willkürlich leitenden Staatsgewalt verlangte.

Als die der gesammten Volkswirthschaft zu Grunde liegende, alle Zweige derselben in gleicher Weise durchdringende und bewegende Triebkraft stellt er die Arbeit hin, ohne welche eine Wirthschaft so wenig entstehen könne, wie ein wirthschaftliches Gut, ohne welche auch die roheste Umwandlung der Gaben der Natur zum Zweck der Befriedigung menschlicher Bedürfnisse eine Unmöglichkeit sei. Indem er aber diese Arbeit, nicht allein als die Trieb- und Zeugungskraft der Wirthschaft, sondern auch als den eigentlichen Maßstab des wirthschaftlichen Werthes zur Geltung zu bringen suchte und in dieser Absicht die einfache naturrohe, von der Unterstützung eines mehr oder weniger gebildeten Geistes möglich entblößte, körperliche Arbeit in den Vordergrund stellte, gab er Veranlassung zu einer Abzweigung der Wissenschaft, welche gerade von dieser Grundlage ausgehend der gesammten Volkswirthschaftslehre eine durch die privaten Absichten und Zielpunkte des einen volkswirthschaftlichen Standes bestimmte Richtung und Bildung zu geben strebt, um dann mittels derselben das Streben nach einer mit allen Mitteln zu erreichenden Herrschaft über das ganze Gebiet der Volkswirthschaft, über die gesammte Werthbildung gegen alle Widersprüche zu sichern. Und dieses Streben ist es, das in seiner Einseitigkeit dem Mercantismus, wie dem Physiokratismus nicht nachsteht, durch seine Hülfsmittel aber und seine — wenigstens möglichen — Folgen weit mehr als jene beiden zu dem entschiedensten Gegenkampfe auffordert.

Der geist- und charaktervollste Repräsentant dieser Richtung nach beiden Seiten, des praktischen Lebens sowohl, wie der Wissenschaft, ist gegenwärtig Karl Marx. Agitator, wie wir alle wissen, für diese Absichten im Leben,

Digitized by Google

hat er denselben in seinem Werke über das Kapital mit allen Mitteln einer umfassenden, nationalökonomischen Bildung wie scharfsinnigen Denkkraft den wissenschaftlichen Ausdruck gegeben und dadurch die Gelegenheit geboten, diese im Leben von Parteiinteresse und darum auch von Parteisucht leider untrennbare Angelegenheit einer parteilosen Prüfung auf dem Gebiete der Wissenschaft zu unterziehen. Wie bei allen Systemen kommt es auch hier vor allem auf das Verständniß und die Klarstellung der Grundbegriffe an, aus diesen folgert der scharfsinnige Verfasser Schluß auf Schluß und fügt daraus eine, wenigstens in der Mitte unzerreißbare Kette zusammen. Hat er dort Recht, so bedarf es, je weiter man ihm folgt, um so mehr Kunst, sich seinen Folgerungen zu entziehen, darum wenden wir jetzt auf diese Grundbegriffe unsere prüfende Aufmerksamkeit.

Der Werth entsteht zugleich mit der Wirthschaft und ohne ihn ist eine Wirthschaft weder möglich noch denkbar. Er ist eine Grundbedingung derselben und sein Begriff deßhalb eine Grundbedingung der Wirthschaftslehre. Mit diesem Begriff beginnt auch Marx seine Untersuchungen. Indem er zwischen Gebrauchswerth und Tauschwerth unterscheidet, sagt er (S. 2 folg.): die Nützlichkeit eines Dinges für das menschliche Leben macht es zum Gebrauchswerth; in der gewöhnlichen Abkürzung heißt das nützliche Ding selbst Gebrauchswerth und ist als solcher der stoffliche Träger des Tauschwerths. Dieser erscheint zunächst als das quantitative Verhältniß worin sich Gebrauchswerthe einer Art gegen Gebrauchswerthe anderer Art austauschen, ein Verhältniß, das, weil es stets mit Zeit und Art wechselt, als etwas durchaus Zufälliges und rein Relatives erscheint. Existirt nun derselbe Werth in zwei ganz verschiedenen Dingen und können beide wieder einem ganz verschiedenen Dritten gleich sein, so muß die Substanz des Tauschwerthes ein von der physisch handgreiflichen Existenz der Waare oder ihrem Dasein als Gebrauchswerth durchaus Verschiedenes und Unabhängiges sein. Das Austauschverhältniß ist charakterisirt durch die Abstraction vom Gebrauchswerth, und dem Tauschwerthe nach jede Waare so gut wie jede andere, die in richtiger Proportion vorhanden ist. Die Einheit der Waaren bildet ihr Werth und dieser entspringt nicht aus der Natur, sondern aus der Gesellschaft, die gemeinsam gesellschaftliche Substanz aber, die sich in den verschiedenen Gebrauchswerthen nur verschieden darstellt, ist die Arbeit. Als Werthe sind die Waaren „krystallisirte Arbeit“ und die Maßeinheit dieser ist die „einfache Durchschnittsarbeit“, wie sie in einer vorhandenen Gesellschaft gegeben ist. Complicirte Arbeit ist multiplicirte einfache Arbeit (S. 4). Werth hat also ein Gut nur, weil Arbeit in ihm vergegenständlicht oder materialisirt ist und dieser Werth wird gemessen an dem Quantum dieser Arbeit, diese aber durch die Zeit. Aber nur die gesellschaftlich nothwendige Arbeitszeit, wie sie nothwendig ist, um einen Gebrauchswerth mit den vorhandenen, gesellschaftlich normalen Productionsbedingungen und dem gesellschaftlichen Durchschnittsgrad von Geschick und Intensität der Arbeit herzustellen, ist werthbildend. So sind als Werthe alle Waaren wieder „bestimmte Massen festgeronnener Arbeitszeit.“

Digitized by Google

Die Productivkraft der Arbeit, fährt Marx fort, wechselt nach den Umständen; je größer sie wird, um so kleiner ist die im Product krystallisirte Arbeitsmasse, um so geringer sein Werth und umgekehrt. Die Werthgröße einer Waare wechselt also direct wie das Quantum und umgekehrt wie die Productivkraft der Arbeit. Als Bildnerin von Gebrauchswerthen ist die Arbeit „die von allen Gesellschaftsformen unabhänginge Existenzbedingung des Menschen, ewige Naturnothwendigkeit, um den Stoffwechsel zwischen Mensch und Natur, also das menschliche Leben, zu vermitteln." (S. 9.) Dennoch aber ist sie nicht die einzige Quelle der Gebrauchswerthe, denn der Mensch kann nur die Form der Stoffe ändern und wird auch in dieser Formung stets unterstützt durch die Naturkräfte. Die Arbeit ist die Verausgabung einfacher Arbeitskraft, die jeder gewöhnliche Mensch ohne besondere Entwicklung in seinem leiblichen Organismus besitzt. Diese nur, die „gleichartige Arbeitsgallerte", stellt den Werth der Waare dar. Weil nun der Wechsel in der Productivkraft der Arbeit die im Werth dargestellte Arbeit an und für sich gar nicht berührt, denn der Werth ist die Abstraction von der concreten nützlichen Form der Arbeit, dem Gebrauchswerth, so stellt sich dieselbe Arbeit in denselben Zeiträumen auch stets in derselben Werthgröße dar, liefert aber im Verhältniß zu dem Wechsel der Productivkraft in demselben Zeitraum verschiedene Quanta von Gebrauchswerthen, wodurch die Werthgröße der Gesammtmasse derselben vermindert oder vermehrt wird, je nachdem die Productivkraft der Arbeit wächst oder zurückbleibt. (S. 13, 14.)

Der Werth einer Waare, dargestellt im Gebrauchswerth einer andern, ist ihr relativer Werth. Erscheinungsform des Werthes oder Aequivalent wird aber ein Gebrauchswerth nur dadurch, daß sich eine andere Waare auf die in ihm enthaltene concrete Arbeitsart als die unmittelbare Verwirklichung abstracter menschlicher Arbeit bezieht. (S. 19.) Während der Gebrauchswerth die Naturalform der Waare ist, erhält sie das Gegentheil von jener, die Werthform, nur durch die Naturalform einer andern Waare, die sie als Aequivalent sich gleich setzt. Wird nun dieses Aequivalent, statt auf einen Gebrauchswerth, auf eine endlose, stets verlängerte Reihe von Gebrauchswerthen bezogen, so wird sie uns dargestellt als Werth, d. i. Krystall menschlicher Arbeit überhaupt. Alle Waaren drücken ihren Werth jetzt in diesem Aequivalent aus und stellen sich ihm gegenüber als dieselbe „Materiatur menschlicher Arbeit" dar; qualitativ gleich, vergleichen sie sich jetzt nur quantitativ. In diesem einheitlichen, relativen Ausdruck erscheinen alle für einander als Werthe und erhält der Werth einer jeden seine entsprechende Erscheinungsform als Tauschwerth. Der eine Gebrauchswerth erscheint jetzt als Gattungsform des Aequivalents für alle andern Waaren (S. 27), als allgemeiner „Werthleib", allgemeine Materiatur der abstracten menschlichen Arbeit und alle andern Arbeitsarten erscheinen in dem Werthausdruck dieses allgemeinen Aequivalents nur als besondere Verwirklichungsformen der menschlichen Arbeit. Als Werthe sind also die Waaren Ausdrücke derselben Einheit, der abstracten, menschlichen Arbeit, in der Form

Digitized by Google

des Tauschwerthes beziehen sie sich auf einander als Werthe und damit zugleich auf die abstracte, menschliche Arbeit als ihre gemeinsame gesellschaftliche Substanz, ihr gesellschaftliches Verhältniß also besteht ausschließlich darin, einander als nur quantitativ verschiedene, aber qualitativ gleiche, durch einander ersetzbare und mit einander vertauschbare Ausdrücke dieser ihrer gesellschaftlichen Substanz zu gelten. Die Form, worin sie sich als Werthe gelten ihre gesellschaftliche Form und diese und die Werthform oder Form der Austauschbarkeit ist ein und dasselbe. Beziehen die Menschen ihre Producte auf einander als Werthe, d. i. als bloß sachliche Hüllen gleichartig menschlicher Arbeit, so gelten zugleich umgekehrt ihre verschiedenen Arbeiten auch nur als gleichartige, menschliche Arbeit in sachlicher Hülle. (S. 38.) Nur die gesellschaftliche That macht eine bestimmte Waare zum allgemeinen Aequivalent. Die gesellschaftliche Action aller andern Waaren schließt eine bestimmte Waare aus, worin sie allseitig ihre Werthe darstellen. Dadurch wird die Naturalform dieser Waare gesellschaftlich gültige Aequivalentform, Geld, das nun allgemeines Aequivalent zu sein, als seine specifisch gesellschaftliche Function übernimmt. Der Geldkrystall ist das nothwendige Product des Austauschprocesses der Waaren und in demselben Maße, worin sich die Verwandlung der Arbeitsproducte in Waaren vollzieht, vollzieht sich auch die Verwandlung von Waare in Geld.

Hier, wo der Verfasser auf die Lehre vom Gelde übergeht, machen wir Halt und blicken rückwärts.

Statt sogleich im Anfang uns zu erklären, was unter Gebrauchswerth zu verstehen ist, bezeichnet Marx nur die „Nützlichkeit" eines Dinges als die Ursache desselben und bemerkt dabei, daß das nützliche Ding" in gewöhnlicher Abkürzung oft als Gebrauchswerth bezeichnet wird. Aus diesem gewöhnlichen Sprachgebrauch nimmt sich der Verfaßer selbst die Freiheit, das nützliche Ding für den Gebrauchswerth zu setzen und zu hantiren, als ob beides ein und dasselbe seien. Doch Ursache und Träger des Gebrauchswerthes sind noch nicht der Gebrauchswerth selbst! Der Tauschwerth wird nur bezeichnet als das quantitative Verhältniß von Gebrauchswerth zu Gebrauchswerth d. i. von einem nützlichen Dinge zu einem andern, ein Verhältniß, das aber vom Gebrauchswerth selbst wieder unabhängig, eine Abstraction von demselben sei. Wie aber ein Verhältniß eine Abstraction von seinen Verhältnißgliedern sein kann, ist schwer einleuchtend; von diesen abstrahirt, hört doch wohl das Verhältniß auf. Dieser Tauschwerth — diese Abstraction — enthält nun als Substanz die Arbeit, so ist als Werth das nützliche Ding nichts als krystallisirte Arbeit, Arbeitsgallerte. Sehen wir ab von der sonderlichen Weise des Ausdrucks und geben zu, daß der Tauschwerth ein Verhältniß ist oder bezeichnet, so kann doch die „Substanz" dieses Verhältnisses nur das sein, was die Grundlage desselben bildet und überhaupt Ursache ist, daß ein solches Verhältniß statt hat, nicht aber eins der Verhältnißglieder selbst. Diese sind — nach Marx — zwei Gebrauchswerthe, d. i. zwei nützliche Dinge. Das nützliche Ding ist das Product der Arbeit, wird

Digitized by Google

von dem Product als der physisch handgreiflichen Existenz des nützlichen Dinges abstrahirt, so ist nun der Tauschwerth das Verhältniß von Arbeit zu Arbeit, z. B. x Arbeit : y Arbeit = y/x Arbeit. Arbeit erzeugt das nützliche Ding, den Gebrauchswerth, dieser als Arbeit durch sein Verhältniß zu einem andern Gebrauchswerth als Arbeit den Tauschwerth, der selbst wieder nichts ist als Arbeit. Arbeit also beginnt die Reihe der Verwandlungen und kommt zum Schluß derselben, als dieselbe Arbeit wieder zum Vorschein. Wozu da diese Verwandlungen? Und sind diese einmal vorhanden, was ist es, das die Arbeit durch die Verwandlungen als ein ewig Unwandelbares hindurch treibt? Die Gesellschaft! Denn aus ihr, sagt Marx, und nicht aus der Natur entspringt der Werth. Aber der Werth ist krystallisirte Arbeit und Arbeit entspringt aus dem Menschen, der eine Arbeitskraft verausgaben will, und die Natur ist es, die ihm diese Arbeitskraft gegeben hat und ganz besonders die einfache, ungebildete, rein körperliche. Also entspringt der Werth, wenn er die Arbeitsgallerte ist, aus der Natur und nicht aus der Gesellschaft. Da die Arbeitskraft, je einfacher sie ist — und Marx sucht nach der allereinfachsten — um so mehr auch Gabe der Natur sein wird, so kann man in Marx' Ausdrücken mit vollem Rechte sagen: als Werthe sind die Waaren krystallisirte oder materialisirte Naturkraft, denn Arbeit ist Verausgabung von Naturkraft. Marx führt auch selbst wenigstens die Mitwirkung der Natur zu der nützlichen Arbeit des Menschen an und citirt dabei Pettys Ausspruch: Die Arbeit ist der Vater, die Natur Mutter des Gebrauchswerths. Dieser also ist das Kind jener beiden. Ist aber in dem Kinde nur die Arbeit des Vaters materialisirt und nicht auch die Sorge, Mühe und Fleiß der Mutter? Also sind die Producte oder die Gebrauchswerthe krystallisirte Arbeit + krystallisirter Naturmitwirkung oder Naturkraft. Warum sollen die Producte den letzteren Bestandtheil verlieren, wenn sie als Waaren Werthe werden? Die Natur gibt und wirkt umsonst, sagt Marx, eine Ansicht, die wir hier auf sich beruhen lassen, weil sie erst bei der Begriffsbestimmung vom Kapital in ihrer ganzen Bedeutung hervortritt.

Nehmen wir einstweilen den Werth wieder als krystallisirte Arbeit. Ihre Maßeinheit ist die einfache Durchschnittsarbeit, die Verausgabung einfacher Arbeitskraft, die jeder Mensch ohne besondere Entwicklung in seinem leiblichen Organismus besitzt. Jede andere Arbeit ist nur eine complicirte oder multiplicirte einfache Arbeit. Wie viele Gebrauchswerthe sind aber mit dieser einfachen, naturrohen Durchschnittsarbeit herzustellen? Eine gebildete Arbeitskraft ist noch etwas ganz anders als zwei, drei oder mehr einfache Arbeitskräfte. Ist ein Gebrauchswerth, den eine mit allen Mitteln der Bildung entwickelte und ausgerüstete Arbeitskraft fertigt, jemals durch eine noch so große Multiplication einfacher Arbeitskräfte herzustellen? Wie viele einfache Arbeitskräfte z. B. gehören dazu, um die Straßburger Uhr zu fertigen? Wie viele von jenen gehen auf die complicirte Arbeitskraft, die diese Uhr fertigte? Eine einfache Arbeitskraft kann doch nie als Maßstab eines Werthes gelten, dessen Erzeugung für sie unter allen Umständen

Digitized by Google

unmöglich ist! Daß auch jede ausgebildete Arbeitskraft nach Tagen und Stunden berechnet und gemessen wird, ist sehr natürlich, denn jedes Arbeiten geschieht nur in der Zeit. Die Zeit ist gleich einem leeren Raum, der seinen Werth erst durch das bekommt, was hinein gelegt wird. Nicht die Zeit gibt der Arbeit, sondern diese der Zeit den Werth, und dieser ist verschieden, je nachdem jene anders geartet ist. Einfache Arbeit mißt immer nur einfache Arbeit, der Tag eines Handarbeiters immer nur den Tag eines andern Handarbeiters, nicht den eines Denkers oder Künstlers; bei jedem Einzelnen mißt sich der Werth der Zeit nach dem Werth des Productes, das während derselben erzeugt wird, nicht umgekehrt. Die einfache Arbeitskraft gibt in tausendfacher Zusammensetzung nur eine tausendfach verstärkte einfache Arbeitskraft, nie eine gebildete.

Angenommen, zehn einfache Arbeitskräfte fertigen in drei Monaten ein kunstloses Haus, in derselben Zeit fertigt ein geschickter Uhrmacher eine kunstreiche Uhr, — ist nun der Werth dieser gleich dem Werth jenes? oder diese eine Arbeitskraft im Werthe gleich jenen zehn? Den Werth von wirthschaftlichen Gütern durch die einfache Arbeitskraft zu messen, ist nur möglich, wenn diese Güter durch einfache oder möglich einfache Arbeitskraft hergestellt sind, wird aber um so mehr zu einer unlösbaren Aufgabe, je weiter sich die herstellende Arbeitskraft durch Uebung und Bildung von dem Stande der einfachen Arbeitskraft entfernt, je mehr das Product nicht dieser, sondern jener bedarf.

Ist — nach Marx — die ausgebildete Arbeitskraft gleich einer Summe einfacher Kräfte, so ist sie auch um so productiver, je ausgebildeter sie ist. Wenn nun aber der Wechsel der Productivkraft die im Werthe dargestellte Arbeit gar nicht berührt, diese also in denselben Zeiträumen, wie auch die Productivkraft wechsle, sich immer in derselben Werthgröße darstellt, wozu dann noch die Ausbildung der Arbeitskraft? wozu die Steigerung ihrer Productivkraft? Hat jemand irgendein wirthschaftliches Gut bisher in einem Tage gearbeitet und macht, nachdem er größere Uebung erlangt hat, deren zwei in derselben Zeit, wird er diese zwei künftig fertigen, wenn er nun jedes um die Hälfte des Preises von jenem einen verkaufen soll? Er arbeitet lieber langsamer und fertigt nur das eine. Der Vortheil der Consumenten, um den halben Preis kaufen zu können, fordert von ihm größere Anstrengung, sein Vortheil aber ist — der Müssiggang! Hätte die wachsende Productivkraft der Arbeit keine andere Folge, als durch die Abkürzung der Arbeitszeit in demselben Verhältniß den Werth des Productes zu vermindern, so würde kein Arbeiter über den Maßstab der einfachen, gesellschaftlich nothwendigen Arbeit seine Anstrengung steigern und jeder Fortschritt der Wirthschaft abgeschnitten sein. Würde thatsächlich „die Werthgröße der Gesammtmasse der Gebrauchswerthe vermindert oder vermehrt, je nachdem d. h. nach demselben Verhältniß als die zu ihrer Production nothwendige Arbeitskraft abgekürzt werden kann oder nicht, die Productivkraft also wächst oder zurückbleibt", so ständen wir unzweifelhaft noch in den Anfängen der Volkswirthschaft, denn der hauptsächlichste Anreiz zur

Digitized by Google

Entwicklung derselben fehlte auf Seiten der Production so sehr wie der Consumtion; die einfache Arbeitskraft bliebe dort die Grenze der Anstrengung und hier das Maß für die Befriedigung der Bedürfnisse. Wäre diese Auffassung vom Werthe und seinem Verhältniß zu der Arbeit die richtige, so müßte auch der Arbeiter, der nichts auf den Markt zu bringen hat und bringen will als die einfache Arbeitskraft — und das ist auch wohl die mit allen Mitteln der Dialectik zugeschärfte Spitze des Systems! — Gebieter über die Production, wie über die gesammte Werthbildung werden. Glücklicher Weise aber und zum Heil der gesammten Volkswirthschaft und Cultur ist der Werth etwas ganz anders als die „Materiatur der Arbeit" oder „festgeronnene Arbeitszeit", sonst käme wohl die ganze Cultur in Gefahr, sich in die festgeronnene oder gefrorne Arbeitsgallerte zu verwandeln.

Marx beginnt seine ganze Schlußfolge mit einer, wohl nicht unabsichtlichen Versetzung oder Vertauschung von Werth und Gut. Wird auch dieses, „das nützliche Ding", in der „gewöhnlichen Abkürzung" Gebrauchswerth genannt, so gibt diese Nachlässigkeit des Sprachgebrauchs niemand ein Recht, in einer wissenschaftlichen Untersuchung eines für das andere zu setzen und auf diese Gleichsetzung ein ganzes System aufzubauen. Auch ist die zur Begründung angeführte Ausdrucksweise immer noch mehr ungewöhnlich als gewöhnlich. Das Pferd z. B. oder ein Armsessel hat Gebrauchswerth, aber niemand wird sagen, ich reite oder sitze auf meinem Gebrauchswerth. Die Arbeit erzeugt — mit Beihülfe der Natur — ein nützliches Ding, dieses erhält als solches Gebrauchswerth, hat also Gebrauchswerth, aber ist nicht der Gebrauchswerth. Dieser — nicht das nützliche Ding — ist der Ausdruck eines Verhältnisses, in welches das Gut, nach seiner Erzeugung durch die Arbeit, zu der Wirthschaft enden oder — allgemein gesprochen — zu der Wirthschaft als der gebrauchenden tritt. Die beiden Verhältnißglieder sind das Gut als Erzeugniß der Arbeit auf der einen, die gebrauchende Wirthschaft auf der andern Seite, diese also ist so maßgebend in diesem Verhältniß wie jenes und bestimmt eben so sehr den Ausdruck und Grad dieses Verhältnisses, den Gebrauchswerth. Die Arbeit als Factor der Erzeugung ist vollendet mit dieser, damit aber noch nicht der Gebrauchswerth, denn dieser hängt noch ab von dem Urtheil der gebrauchenden Wirthschaft über die Dienstleistungsfähigkeit des zu gebrauchenden Wirthschaftsmittels. Die Verausgabung von Arbeitskraft ist freilich unerläßlich zur Darstellung eines nützlichen Dinges, aber eben so unentbehrlich zur Bildung von dessen Gebrauchswerth die Wirthschaft mit ihren Bedürfnissen, ihrem Urtheil und Vermögen, denn ohne dieses kann das Verhältniß, für welches das nützliche Ding erzeugt wurde, nicht vollzogen werden. Nützlichkeit oder Brauchbarkeit ist eine Voraussetzung des Gebrauchswerthes und als solche eben so nothwendig wie der Wille und das Vermögen, das Product zweckentsprechend zu gebrauchen. Auch bei ausgebildeter Wirthschaft können Arbeitserzeugnisse den Gebrauchswerth verlieren, den sie schon gehabt haben, ohne daß an der in ihnen vergegenständ-

Digitized by Google

lichten Arbeit irgendetwas verändert wurde. Und in der einen Einzelwirthschaft können z. B. Kleider, Mobilien aller Art gar keinen Gebrauchswerth mehr haben und dennoch grade wegen ihres Gebrauchswerthes von einer andern Einzelwirthschaft gesucht werden. Der Gebrauchswerth ist also nicht die materialisirte Arbeit, sondern das Verhältniß, in welches diese Arbeit, d. i. ihr Erzeugniß zu der gebrauchenden Wirthschaft, tritt und die Grade dieses Verhältnisses sind die Stufen des Gebrauchswerthes.

Marx übt die Kunst, nicht wegzuleugnende Factoren gelegentlich dem Leser vorzustellen und dann in aller Stille wieder verschwinden zu lassen. So wurde Mutter Natur bei der Erzeugung des Gebrauchswerths vorgeführt, ohne nur mit einem Worte ein Anrecht auf ihr eigenes Kind geltend machen zu dürfen. So wird uns wieder bei der Erzeugung des Tauschwerths die „Gesellschaft" auf die Bühne gebracht, um als Statistin sogleich wieder abtreten zu müssen. Wenn die Gesellschaft — und in ihrer ökonomischen Thätigkeit ist eben die Gesellschaft die Wirthschaft! — wenn diese den Gebrauchswerth in den Tauschwerth umwandelt, wie bleibt sie denn trotz dieser durch sie geschehenen Umwandlung ohne Einfluß auf die im Gebrauchswerth krystallisirte Arbeit? Freilich macht sie nicht diese Arbeit zu einer andern, wohl aber verwandelt sie den Werth auch dieser Arbeit wie den Werth jedes anderen Gutes. Tauschwerth bezeichnet so gut ein Verhältniß wie Gebrauchswerth, doch wechseln hier die Verhältnißglieder. Die für sich abgeschlossene Einzelwirthschaft kennt nur den Gebrauchswerth ihrer Wirthschaftsmittel, tritt sie aber mit anderen Einzelwirthschaften in gesellschaftliche Verbindung, so entwickelt sich aus dem Gebrauchswerth der Wirthschaftsmittel ihr Tauschwerth. „Im Umgang mit anderen Menschen", d. i. außerhalb der Grenzen der einen gebrauchenden Einzelwirthschaft, gewinnen sie einen erweiterten Werth, den Tauschwerth. Gebrauchswerth ist das Verhältniß eines nützlichen Dinges a zur gebrauchenden Wirthschaft w, also a : w; ein zweiter Gebrauchswerth tritt hinzu b : w. Sollen beide Verhältnisse miteinander verbunden werden, so kann solches nur geschehen auf Grund dessen, was in beiden das Gleichmäßige ist, also w, d. i. das Verhältniß beider, a und b, zur gebrauchenden Wirthschaft. Wird nun a und b gegen einander vertauscht, so geschieht es nur, weil beide in demselben Verhältniß zu der gebrauchenden oder den Gebrauch begehrenden Wirthschaft stehen. Aequivalent wird a für b und b für a nicht, weil in beiden gleich viel Arbeit enthalten ist, sondern weil im Augenblick des Tausches ihr Werth, in diesem Fall ihr Gebrauchswerth, d. i. ihr Verhältniß zur gebrauchenden Wirthschaft gleich gemessen ist. Die Materiatur der Arbeit *kann* aber *muß* nicht in beiden dieselbe sein, das Verhältniß zur Wirthschaft aber, die in diesem Fall aus zwei Einzelwirthschaften besteht, *muß* bei beiden das Gleiche sein. Dieses also, das Verhältniß zur Wirthschaft, ist auch in dieser ursprünglichen Form des Tausches die „Substanz des Tauschwerthes".

Digitized by Google

Tauschen zwei Einzelwirthschaften A und B z. B. Leinwand gegen Korn, so wird A beim Weggeben der ihr überschüßigen Leinwand den Erzeugungswerth, d. i. insbesondere freilich auch die durch ihre Erzeugung veranlaßte Verausgabung von Arbeitskraft, bei der Annahme des Korns aber die davon zu erwartende und verlangte Dienstleistung, d. i. seinen Gebrauchswerth, und B umgekehrt beim Korn den Erzeugungswerth, bei der Leinwand den Gebrauchswerth im Auge haben. Die Materiatur der Arbeit wird auf beiden Seiten, doch auf keiner allein in Rechnung gezogen, von dem, der als Producent sein Product weggibt, als Hauptfactor, von dem, der als Consument das Product annimmt, als Nebenfactor.

Wird bei entwickeltem Tauschverkehr die eine Waarengattung das allgemeine Aequivalent für alle andern, so geschieht auch dieses nur, weil dieselbe in einem festgestellten und allgemein anerkannten Verhältniß zur Wirtschaft steht, und dabei die Eigenschaft besitzt, durch seine Theilbarkeit den Werth jeder beliebigen Masse, jeder anderen Waarengattung ausdrücken und darstellen zu können. Der Tauschwerth entsteht durch ein Verhältniß der Waaren oder der Wirthschaftsmittel zu einander, dieses aber ist nur möglich durch ihr gemeinsames Verhältniß zur Wirthschaft, und nur nach diesem Verhältniß sind sie gegen einander vertauschbar. Das Aequivalent ist der gegenständliche Ausdruck des Tauschwerthes, der Tauschwerth selbst aber ist nicht das Aequivalent, das ihn ausdrückt, sondern stets das Verhältniß der Wirthschaftsmittel zu einander, das aber wieder nur auf Grundlage und Maßgabe des Verhältnisses eines jeden derselben zur Wirthschaft in Vollzug gesetzt werden kann. Ein allgemeines Aequivalent, ein allgemein geltender Ausdruck für den Tauschwerth aller Wirthschaftsmittel kann das eine Wirthschaftsmittel nur werden durch ein möglich allgemein anerkanntes und sich gleich bleibendes Verhältniß zu der Wirthschaft oder zu einem Wirthschaftskörper, wie groß oder klein derselbe sei, und dies Aequivalent heißt Geld und wird Geld vermöge seiner besonderen Fähigkeit, das Werthverhältniß in seiner Allgemeinheit, den Werth in seiner Abstraction darzustellen. Man kauft für fünf Silberthaler, oder einen Fünfthalerschein, oder für ein Goldstück von fünf Thalern nicht einen Scheffel Weizen, weil die Erzeugung einer jeden von diesen Münzsorten grade so viel gesellschaftlich nothwendige Arbeit gekostet hat wie dieser, sondern weil die fünf Thaler in dem Augenblick dieses Handels, zu der für diesen Fall gegebenen Wirthschaft in demselben Verhältniß stehe, wie der Scheffel Weizen. Dieses gleiche Verhältniß zur Wirthschaft ist, was als gleicher Werth alle, in der Materiatur der Arbeit noch so verschiedene Güter für einander setzen und vertauschen läßt. Die Arbeit in die Stelle dieses Werthes einschieben und diesen durch jene ganz ersetzen wollen, heißt den einen Factor der Production, und zwar, wie Marx will, auf seiner uranfänglichen Culturstufe, zum Herrn und

Digitized by Google

Gebieter im Reiche der Werthbildung machen, eine Absicht, der auch seine Auffassung und Darstellung vom Kapital, auf welches ich später zurückkomme, in derselben Weise entspricht.

Dresden. Johannes Falke.

Ueber Sternschnuppen.

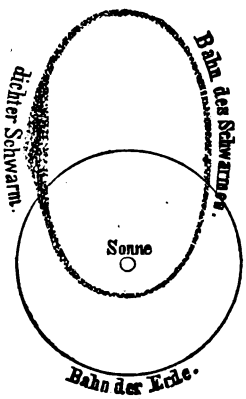
(Populärer Vortrag, gehalten am 23. Februar 1872 im Saale der Handelsakademie in Wien von Prof. Th. v. Oppolzer.)

Schluß.

Es frägt sich nun, wie diese Annahme das an die Jahreszeiten gebundene periodische Auftreten zu erklären im Stande ist. Hiebei müssen zwei Fälle der jährlichen Periodicität unterschieden werden. Es zeigen nämlich die hauptsächlich auffallenden jährlichen Sternschnuppenfälle periodische Fluctuationen in der Häufigkeit, die selbst eine oft nach Decennien gemessene Periode zeigen. So z. B. zeigt der Novemberfall eine sehr deutlich markirte Periode von 33¼ Jahren. Im Jahre 1799 beobachteten nämlich Humboldt in Cumana diesen Fall in einer ans Unglaubliche grenzenden Pracht und Fülle, in den folgenden Jahren war Ruhe eingetreten und keine besonders glänzende Erscheinung zeichnete die Mitte des Novembers besonders aus; auf einmal trat in den Jahren 1832 und 1833 das Phänomen in ungewohnter Pracht wieder auf und es war wieder America so glücklich, dasselbe beobachten zu können. Olbers erlaubte sich schon aus diesen beiden Beobachtungen den damals gewagt erscheinenden Schluß zu ziehen, daß die Jahre 1866, 1867 und 1868 wohl wieder dieses Phänomen mit außerordentlicher Pracht zeigen werden und diese Vorhersage hat sich, wie wir nun wissen, auf das Glänzendste bewährt. Prof. Newton in Newhaven hat aus schriftlichen Urkunden diesem Novemberfall nachgeforscht und war so glücklich, zehn Angaben zu finden, die bis in das Jahr 902 n. Ch. G. reichen und mit großer Sicherheit auf die schon oben erwähnte Periode von 33¼ Jahren hinweisen. Aehnliche wennauch nicht so deutlich markirte Fluctuationen hat Schiaparelli für das Augustphänomen nachgewiesen, die eine Periode von 108 Jahren andeuten. Daß dieses Phänomen sehr auffallend hervortreten muß, beweist der Umstand, daß das Volk sogar auf dasselbe aufmerksam wurde, und die Sternschnuppen dieses Falles als die Thränen des heil. Laurentius, dessen Fest die christliche Kirche am 10. August feiert, bezeichnet. — Andererseits zeigen manche Radiationen eine größere Gleichförmigkeit in den periodischen Erscheinungen, oder es tritt nur eine Radiation für einmal hervor,

Digitized by Google

ohne jemals wieder hervorzutreten. — Alle diese scheinbar verwickelten Erscheinungen lassen sich sehr einfach erklären durch die verschiedenen Bahnen, in welchen die Meteorschwärme einhergehen. Die periodisch alle Jahre gleichmäßig auftretenden Radiationen zeigen, daß die gesammte Bahn des Schwarmes ihrem ganzen Umfange nach mit Meteoriten besetzt erscheint, so daß die Theile des Schwarmes einen mehr minder in die Länge gezogenen Ring bilden, der an einer Stelle die Erdbahn kreuzt. In diesen Fällen wird die Erde stets, wenn sie in ihrer Bahn an dem Kreuzungspunkt anlangt, Meteore vorfinden, die in ihre Atmosphäre gelangen, der Schwungkraft beraubt, als Sternschnuppen erscheinen und hiemit dem Schwarm entrissen werden. Ist aber nicht die gesammte Bahn gleichmäßig mit Partikelchen besetzt, sondern findet nur an einer Stelle eine größere Anhäufung statt, so wird nur dann ein reichlicherer Sternschnuppenfall eintreten, wenn gleichzeitig der dichte Schwarm und die Erde sich an dem Kreuzungspunkte befinden. Nehmen wir also an, daß der dichtere Schwarm nur etwa so lange gestreckt ist, daß ein Bogen seiner Bahn erfüllt ist, den zu beschreiben die Meteoriten etwa ein Jahr brauchen, so wird der reichliche Sternschnuppenfall einer Periode entsprechen, welche der Umlaufszeit des Schwarmes entspricht. Diesen Fall zeigt das Novemberphänomen. Da aber nicht alle Theile des Schwarmes ganz die gleiche Umlaufszeit zeigen werden, so wird mit der Zeit sich ein solcher Schwarm stets mehr in die Länge ziehen und endlich nach Jahrhunderten die ganze Bahn gleichförmig erfüllen, das Phänomen wird von Umlauf zu Umlauf immer gleichmäßiger. Hieraus wird man leicht die Bemerkung ableiten können, daß ein in einer geschlossenen Bahn sich bewegender nur wenig in die Länge gedehnter Schwarm noch ein verhältnißmäßig junger Bürger des Sonnensystems ist. Tritt endlich ein Schwarm, den wir etwa eine kosmische Wolke nennen könnten, in die Attractionssphäre der Sonne ohne starke Eigenbewegung ein, so wird die daraus entstehende Bahn sehr nahe eine Parabel sein und trifft der durch die Attraction der Sonne in die Länge gezogene Schwarm die Erdbahn zu einer Zeit und Stelle, wo sich die Erde befindet, so wird ein reicher Sternschnuppenfall eintreten, der sich aber nicht wiederholen kann, da sich die Bahn als Parabel nicht in sich selbst schließt. Hyperbolische Bahnen werden ähnliche Erscheinungen hervorbringen. Es wird wohl kaum nöthig sein, besonders hervorzuheben, daß sich alle möglichen Zwischenstufen zwischen den eben erörterten Fällen darbieten können und sich thatsächlich darbieten. Ist der Schwarm nicht dicht und besteht er nur aus wenig Individuen, so wird ein Radiationspunkt im Allgemeinen nicht präcis sich zeigen können und einzelne im Raume sich bewegende Körper werden als isolirte Sternschnuppen erscheinen, falls sie in die Atmosphäre der Erde gelangen und keinem Radiationspunkte

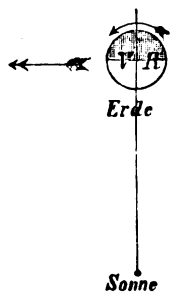


Digitized by Google

angehören, man bezeichnet diese als sporadische. — Sie sehen, daß die Annahme des kosmischen Ursprungs bisher die Geschwindigkeit der Bewegung der Sternschnuppen, die jährliche Periodicität und die sonst so räthselhaften Radiationspunkte in höchst einfacher und ungezwungener Weise erklärt; doch noch einen Punkt muß ich erwähnen und der lange als Hauptstütze für den tellurischen Ursprung der Sternschnuppen gegolten hat, nämlich daß die stündliche Häufigkeit der Meteore mit der Ortszeit eines jeden Beobachtungsortes im Zusammenhange zu stehen scheint, so zwar, daß die Morgenstunden durchschnittlich mehr Sternschnuppen bringen als die Abendstunden. Man muß sofort auf den ersten Blick gestehen, daß es schwer einzusehen ist, wie ein kosmisches Phänomen im Zusammenhange stehen soll mit der Tageszeit, mit der sonst die meisten tellurischen Erscheinungen in innigster Verbindung gefunden werden, und gerade diese Erscheinung war bahnbrechend für die kosmische Hypothese der Sternschnuppen durch die Arbeiten von Newton zu Newhaven und Schiaparelli in Mailand. Ich werde mich bemühen, Ihnen die hier obwaltenden Verhältnisse klar zu machen. Im großen Durchschnitt werden die Meteore nahe gleich zahlreich von allen Seiten auf die Erde herabkommen; wäre die Erde ruhend, so würde zu jeder Tageszeit für jeden Ort dieselbe durchnittliche Anzahl von Sternschnuppen sichtbar werden. Nun bewegt sich aber die Erde und zwar im Verlaufe eines Jahres in einer nahe kreisförmigen Bahn um die Sonne; sehen wir nun nach, wie sich die Verhältnisse dann gestalten. Wir wollen, um die Einsicht zu erleichtern, sofort zwei Grenzwerthe betrachten, nämlich den, wo die Bewegung der Sternschnuppen im Verhältniß zur Bewegung der Erde sehr groß und dann wo dieses Verhältniß sehr klein wird. Das erstere Verhältniß haben wir schon früher eigentlich uns vorgelegt, wo wir die Erde als ruhend betrachteten; denn ist die Bewegung der Meteoriten sehr groß, vielmals größer als die der Erde, so wird eine merkbare Aenderung der Verhältnisse nicht eintreten, ob wir uns die Erde mit einer relativ sehr langsamen Bewegung behaftet denken oder nicht; die Sternschnuppen werden durchschnittlich mit derselben Häufigkeit zu allen Tagesstunden auftreten. Betrachten wir nun den anderen Grenzfall, wo die Bewegung der Sternschnuppen sehr langsam ist im Verhältniß zur Geschwindigkeit der Erde, dann werden wir die Meteoriten wieder als ruhend im Verhältniß zur Erde betrachten dürfen. Es ist bei diesem Verhältniß sofort klar, daß die Erde nur mit Meteoriten zusammentrifft, die sie auf ihrem Wege vorfindet, und zwar offenbar nur mit der Hemisphäre, die in ihrer Bewegungsrichtung vorangeht; denn sollte ein Meteor auf die andere Hemisphäre fallen, so müßte dasselbe eine sehr merkbare Eigenbewegung haben. Gebrauchen wir, um uns dasselbe noch klarer zu veranschaulichen, ein von Schiaparelli hiebei benütztes Bild. Denken Sie sich eine Kanonenkugel durch einen Mückenschwarm hindurchgeschossen, dieselbe wird an ihrer Vorderseite die Mücken treffen, keine Mücke wird mit der rückwärtigen Kugelhälfte in Berührung kommen, die Kanonenkugel wird hiebei offenbar einen mückenleeren Raum

Digitized by Google

hinter sich bilden. Uebertragen wir dieses Bild auf die Meteoriten, so werden unter den früher gemachten Voraussetzungen alle Meteoriten auf die vordere Hemisphäre der Erde fallen, auf die rückwärtige nicht ein einziges. Beide betrachteten Verhältnisse werden in der Natur aber nicht stattfinden. Die Bewegung der Meteoriten im Raume wird weder so viel mal größer als kleiner sein als die der Erde, um den angezogenen Grenzverhältnissen zu entsprechen, es wird ein Mittelzustand eintreten, den wir leicht aus den obigen Betrachtungen erschließen können. Indem wir vorerst, recapitulirend, aphoristisch bemerken, „Bewegung der Meteoriten unendlich schnell: Meteoriten fallen auf die Erde allseitig gleichmäßig, — die Meteoriten im Raume ruhend: Meteoriten fallen nur auf die vordere Erdhälfte", so wird für eine mittlere Bewegungsgröße der Meteoriten offenbar die Anzahl der Meteoriten, die mit der vorderen Erdhemisphäre zusammentrifft, eine größere sein, als diejenige, die auf die andere rückwärtige fallen. Dieser Unterschied an Häufigkeit wird um so auffälliger sein, je langsamer die durchschnittliche Bewegung der Meteoriten ist, und andererseits um so mehr verwischt erscheinen, je schneller die letztere ist. Aus dieser Bemerkung ersehen Sie, daß sich aus der Beobachtung dieses Häufigkeitsunterschiedes ein Schluß ziehen läßt auf die durchschnittliche relative Bewegungsgeschwindigkeit der Meteoriten, d. h. falls geeignete Beobachtungen vorliegen, so läßt sich die letztere (Bewegungsgeschwindigkeit der Meteoriten) berechnen. — Wir müssen nun für einen Augenblick den Gedankengang hier abbrechen und uns anschaulich machen, welche Hemisphäre der Erde bei ihrer Bahnbewegung vorangeht; man sieht sofort ein, daß vermöge der Rotation der Erde dieselbe eine verschiedene sein wird für die verschiedenen Tageszeiten.



In der beistehenden Figur bewege sich die Erde in ihrer Bahn um die Sonne in der durch den geraden Doppelpfeil angezeigten Richtung. Die der Sonne zugekehrte Erdhälfte ist beleuchtet, — hat Tag, die abgekehrte ist unbeleuchtet — hat Nacht; zieht man sich eine Gerade von der Sonne zum Erdmittelpunkte, so ist die mit V bezeichnete und links von dieser Linie stehende Hemisphäre die vorangehende, die mit R bezeichnet die nachfolgende Hemisphäre und die erstere wird nach den früheren Betrachtungen offenbar in einer gegebenen Zeit mehr Sternschnuppen antreffen, als die letztere. Die Richtung des gekrümmten Pfeiles zeigt die Richtung der Erdrotation an; alle Orte, die nur an der Schattengrenze stehen, werden, da sie gerade dem Wechsel des Tages in die Nacht oder umgekehrt entspricht, die Sonne im Horizonte haben und die Orte, die rechts von der Linie Sonne-Erde stehen, für die tritt die Nacht ein, da dieselbe vermöge der Richtung der Erdrotation in die Nachtseite hineinrücken, die anderen links stehenden rücken in die Tagseite, sie haben Morgen. Alle Orte der Erde, für die die Sonne aufgeht, die also Morgen haben, stehen auf der vorangehenden sternschnuppenreicheren, die Abend haben, auf der nach-

Digitized by Google

folgenden sternschnuppenärmeren Hemisphäre. Die Morgenstunden werden daher für alle Erdorte mehr Sternschnuppen im Durchschnitte bringen als die Abendstunden, Verhältnisse, wie dieselben thatsächlich durch die Beobachtungen bestätigt gefunden werden und durchaus ein nothwendiges Corollar des kosmischen Ursprungs und der Bewegung der Meteoriten ist und nichts mit einem tellurischen Processe zu schaffen hat.

Ich habe Ihnen früher anschaulich zu machen gesucht, daß der beobachtete Häufigkeitsunterschied einen Schluß auf das Verhältniß der Bewegungsgröße der Meteoriten zur Erdbewegung ergibt, und indem ich hier die hiefür nothwendigen mathematischen Schlüsse übergehen muß, theile ich Ihnen bloß das Resultat derselben mit, wie es von Schiaparelli aus einer Discussion zahlreicher Beobachtungen gefunden wurde. Setzt man die Bewegungsgeschwindigkeit der Erde als Einheit an, so ist die durchschnittliche Geschwindigkeit der Meteoriten im Raume gleich $\sqrt{2}$, d. h. beide Geschwindigkeiten verhalten sich nahe zu einander wie 10 : 14. Die Meteoriten bewegen sich daher beträchtlich rascher als die Erde, und zwar mit einer Geschwindigkeit, die nahehin einer parabolischen Bahn um die Sonne entspricht und die daher auf langgestreckte meist das Planetensystem überschreitende Bahnen der Schwärme hinweist. Es ist uns somit ein Maß gegeben, mit welcher Geschwindigkeit ein Meteor in unsere Atmosphäre gelangt. Die Erde bewegt sich beiläufig vier Meilen in einer Secunde im Raume fort; die Meteoriten also nach dem oben gegebenen Verhältniß (4·14) : 10 Meilen, das ist nahe 5·6 Meilen. Die Geschwindigkeit aber, mit der solche Meteore die Atmosphäre durcheilen, kann eine sehr verschiedene sein, je nach der Richtung, in der sie auf die Erde treffen. So wird z. B. ein Meteor, welches in seiner Bahn der Erde mit 5·6 Meilen Geschwindigkeit entgegenkommt, die Atmosphäre mit 5·6 + 4 = 9·6 Meilen Geschwindigkeit durchsetzen, da sich die Erde mit einer Geschwindigkeit von vier Meilen dem Meteore entgegen fortbewegt, also sich beide Geschwindigkeiten addiren. Ueberholt jedoch ein solches Meteor die Erde, so wird die relative Geschwindigkeit gegen das Erdcentrum, also die Geschwindigkeit, mit der es in die Atmosphäre eintritt, nur 5·6 — 4 = 1·6 Meilen sein, also 6 Mal geringer als im ersteren Falle. Diese relativen Geschwindigkeiten der Meteoriten werden aber durch die Anziehung der Erde noch bedeutend vergrößert werden, und zwar die letztere langsamere beträchtlich mehr, da jene vermöge ihrer langsameren relativen Bewegung viel länger der accelerirenden Wirkung der Erdanziehung ausgesetzt sind. Aus diesen Betrachtungen geht aber mit überzeugender Gewißheit hervor, daß die Sternschnuppen mit einer Geschwindigkeit in unsere Atmosphäre eintreten, die weit alle Bewegungsgeschwindigkeit übertrifft, die wir mit Hülfe der mächtigsten explodirenden Substanzen Körpern zu ertheilen im Stande sind. Solche rasch bewegte Körper werden, indem sie selbst in einen überaus luftverdünnten Raum eintreten, vermöge ihrer schnellen Bewegung die Lufttheile vor sich anstauen und comprimiren und selbst dadurch an Geschwindigkeit ver-

Digitized by Google

lieren; was aber an Geschwindigkeit, an lebendiger Kraft, verloren geht, setzt sich nach bekannten physikalischen Gesetzen in Wärme um. Ich erinnere Sie hiebei an das nun allerdings nicht mehr in Verwendung stehende Feuerzeug, bei welchem man die zu entzündende Substanz durch plötzliche Compression eines kleinen Luftvolums ins Glühen versetzt hat. Bedenken Sie nun, daß bei den Sternschnuppen Kräfte und Geschwindigkeiten in Betracht kommen, die gegen das angezogene Beispiel fast unendlich groß erscheinen, so werden Sie leicht einsehen, daß der Eintritt einer Sternschnuppe selbst in eine überaus verdünnte Atmosphäre durch die Compression der Luft, die nicht momentan auszuweichen vermag, Wärmeerscheinungen und hiemit Lichtprocesse erzeugt, die die in unseren Hochöfen und anderen künstlichen Wärmequellen erzeugten Temperaturen um ein Bedeutendes übertreffen können. — Ich habe Ihnen früher bemerkt, daß die Geschwindigkeit der Meteoriten auf langgestreckte Bahnen hindeutet, welche die Schwärme beschreiben und im Durchschnitte ist die Bewegungsgröße nahe gleich derjenigen Größe, welche einer paraboliſchen Bahn entspricht, die langsamer bewegten Meteoriten werden also Ellipsen, die schneller bewegten Hyperbeln um die Sonne beschreiben, da aber der Unterschied gegen die paraboliſche Geschwindigkeit in den seltensten Fällen bedeutend ist, so werden selbst elliptische Bahnen nicht nahe kreisförmig sein, sondern stets den langgestreckten kometarischen Charakter an sich tragen. Die epochemachende Entdeckung Schiaparelli's, daß manche Sternschnuppenschwärme Bahnen beschreiben, die mit Bahnen von beobachteten Kometen völlig identisch sind, läßt einen innigen, wennauch noch nicht völlig erkannten Zusammenhang derselben mit den Kometen errathen, und es dürfte in diesen Fällen am angemessensten sein, zu vermuthen, daß diese Meteoriten Auflösungsproducte der Kometen sind. Wir sehen bekanntlich häufig Kometen erscheinen, die einen glänzenden Schweif zeigen; bei der geringen Masse der Kometen und der räumlichen Ausdehnung dieses Gebildes ist es fast nothwendig anzunehmen, daß diese zur Bildung des Schweifes aufgewandten Theile des Kometen von demselben nicht mehr angezogen werden können, sondern von von ihm bleibend losgetreunt erscheinen. Die einzelnen losgerissenen Partikelchen werden nun mit den Erzeugungskometen nahe identische Bahnen beschreiben und werden, wenn sie der Erde sehr nahe kommen, zur Bildung von Sternschnuppen Veranlassung geben, die deutlich einunddemselben Radiationspunkte entströmen. So ist, um die beiden eclatantesten Beispiele hervorzuheben, der erste Komet des Jahres 1866 der von Tempel entdeckt wurde, und für den ich die Ellipticität seiner Bahn nachgewiesen und seine Umlaufszeit auf etwas mehr als 33 Jahre bestimmt habe, völlig, was seine Bahn betrifft, identisch mit den glänzenden Novemberfällen, aus deren periodischem Auftreten schon früher ebenfalls die Umlaufzeit auf 33 ¼ Jahr festgesetzt wurde. Der schöne auch schon früher erwähnte Sternschnuppenfall des Augusts weist auf eine Bahn hin, die identisch ist mit dem dritten Kometen des Jahres 1862 und für den ich auch die sehr merkbare Abweichung von der Parabel dargethan habe. Mit den von ihm aus-

Digitized by Google

gestreuten Meteoriten stoßen wir im August jedes Jahr zusammen, aber nicht mit dem Kometen selbst. Auf dieses Mißverständniß scheint mir die in letzter Zeit in den Zeitungen colportirte Nachricht, daß uns im nächsten August ein Zusammenstoß mit einem Kometen droht und dessen Folgen mit den schwärzesten Farben ausgemalt werden, zu reduciren zu sein; und daß der Name eines wohlverdienten Astronomen, Plantamour, vorgeschoben wird, ist entweder eine Böswilligkeit oder ein Mißverständniß eines im obigen Sinne zu deutenden Ausspruches desselben.

Um nun schließlich selbst die Sichtbarkeitsverhältnisse der Sternschnuppen zu erklären, so haben wir uns hiefür durch die bisherigen Auseinandersetzungen die Wege geebnet. Wir wissen, daß die Sternschnuppen erst in Höhen aufleuchten, die bereits mit allerdings sehr verdünnter Luft erfüllt erscheinen. Andererseits haben wir gesehen, daß die der enorm schnellen Bewegung durch diese verdünnte Luft entgegengesetzten Widerstände hinreichend genug sind, den Meteoriten in das heftigste Glühen zu versetzen und die Oberfläche desselben zu schmelzen, flüßig zu machen. Ist das Meteor massiger, so kann die Schmelzung nicht auf das Innere desselben sich ausdehnen, da ja nur wenig Secunden ausreichend sind bei diesen Geschwindigkeiten der Sternschnuppen, um dieselbe den Erdboden erreichen zu lassen. Sind aber die Körperchen klein, wie dies in der überwiegenden Anzahl der Fälle es zu sein scheint, so wird die Schmelzung auch den innersten Kern ergreifen, der ganze Meteorit wird zu einer flüßigen Schmelze, die sich rasch durch die Reibung an der Luft aufzehrt, indem die flüßig gewordenen Oberflächentheile sich ablösen. Es entstehen so die nachleuchtenden Bahnen, bedingt durch die noch glühenden in der Bahn zurückgelassenen Theile. Es wird sofort klar, daß also kleine Körperchen wohl leicht völlig zerstieben, ehe sie den Erdboden erreichen können, und es erklärt sich hieraus sehr einfach die allerdings auf den ersten Blick etwas auffällige Thatsache, daß die Sternschnuppen so häufig, die Meteoritenfälle so selten sind. Daß ein in seine kleinsten Theile zerstobenes Meteor mit einer den Sinnen wohl kaum mehr wahrnehmbaren Erscheinung den Erdboden erreicht, ist wohl selbstverständlich. Man hat häufig genug, und ich möchte sagen mit besonderer Vorliebe, zur Erklärung der Lichterscheinung einer Sternschnuppe chemische und elektrische Processe heranziehen wollen; bei den enormen Geschwindigkeiten ist aber, wie schon mehrfach hervorgehoben, die Compression der Luft ein völlig genügender Erklärungsgrund, wiewohl nicht behauptet werden soll, daß jene Processe völlig ausgeschlossen sind, besonders die chemischen, da es leicht denkbar ist, daß Meteore aus Metallen bestehen, die gierig unter Feuererscheinungen den Sauerstoff aufnehmen; ich erinnere Sie hiebei nur an das glänzende Magnesium-Licht. Wir können aber noch die Behauptung, daß die Compressions-Erscheinungen die Quellen des Lichtes sind, indirect durch die Beobachtung erweisen; ist nämlich dieser Proceß der hauptsächlich wirksame, so müssen diejenigen Meteoriten, die unter sonst gleichen Verhältnissen die größere Bewegungsgeschwindigkeit haben, leuchtkräftiger

Digitized by Google

sein als die mit geringerer; wir wissen aber, daß die am Morgen sichtbaren Sternschnuppen im Allgemeinen die Atmosphäre rascher durcheilen als die am Abend sichtbaren, es müssen daher durchschnittlich die Morgenmeteore heller sein, als die Abendmeteore, was thatsächlich durch die Beobachtungen bestätigt wird; nur wird dies Verhältniß nicht so scharf markirt hervortreten als man es vermuthen sollte, da wir am Morgen viele schwache Meteore beobachten, die am Abendhimmel als nicht leuchtkräftig genug unserer Aufmerksamkeit entgehen.

Daß die Sternschnuppen nicht glühend im Raum sich fortbewegen, ist mehr als wahrscheinlich, da bei der großen Kälte des Weltraumes und der geringen Masse der Meteoritenkörper ein Festhalten einer größeren Wärmemenge kaum denkbar ist; dies veranlaßt auch zu vermuthen, daß die Meteoriten als solche wenigstens in ihren kleinsten Theilen starr sind. Gasförmig können sie füglich nicht angenommen werden, da sich wohl so kleine Gasmassen nicht vereinigt erhalten könnten, gegen den flüßigen Zustand spricht einerseits die Kälte im Weltraume und andererseits das tiefe Eindringen der Massen in unsere Atmosphäre; es ist fast sicher, daß wenn es gasförmige und flüßige Meteoriten gibt, dieselben sich unsichtbar in der Atmosphäre auflösen würden, indem sie, ehe es zu ausgiebigen Hitze und Licht erzeugenden Widerständen kommt, in ihre Moleküle verstiebt wären; doch auch andere Erscheinungen sprechen dafür, daß die Sternschnuppen als feste Körper in unsere Atmosphäre gelangen. Man bemerkt nämlich nicht selten, daß die scheinbaren Bahnen der Sternschnuppen nicht völlig einem größten Kreise entsprechen, also sich nicht geradelinig fortbewegen; die Bahnen zeigen nämlich oft genug eine merkbare Krümmung, sind geschlängelt, oder biegen selbst plötzlich bedeutend von ihrer Bewegungsrichtung ab. Ein fester unsymmetrisch gebauter Körper wird, indem er durch die Luft sich rasch fortbewegt, je nach seiner Form Widerstände erfahren, die vorerst bewirken werden, daß der Körper um eine Achse zu rotiren anfängt, verschiedene Flächen dem Luftwiderstande entgegensetzt und demnach die im Allgemeinen nahe geradlinige Bahn seitliche Ausweichungen zeigen wird. Man kann sich leicht von dieser Schlußfolgerung überzeugen, wenn man Kartenblätter von verschieden geschnittener Form bei völliger Windstille von einer bedeutenden Höhe herabfallen läßt; anfänglich wird der Fall derselben unbestimmt und schwankend sei, bald erhält aber das Kartenblatt eine rasche um seine längste Achse gerichtete Rotation und die Fallinie wird eine mehr minder regelmäßige Schraubenlinie. Es ist ferner klar, daß ein Meteor, von welchem plötzlich durch die Reibung der Luft größere Bruchstücke losgelöst werden, sofort seine Gestalt ganz merkbar ändert, daher auch seine Bahnrichtung eine, wennauch geringe, Abänderung erfahren wird. Alle diese Anomalien in der Bewegung wären schwierig zu erklären, wollte man einen flüßigen oder gasförmigen Zustand der Sternschnuppen in Anspruch nehmen, sind aber sehr natürliche Schlußfolgerungen, wenn man die Sternschnuppen als ursprünglich feste Körper voraussetzt; daß aber die sehr merkbar

Digitized by Google

unregelmäßigen Bahnen nicht überwiegend häufig sind, mag in der durchschnittlich nahe kugelförmigen Gestalt der Meteoriten die angemessenste Erklärung finden, da nach unserer Anschauung über die Ballung der Massen im Raum die sphärische Gestalt die überwiegende Wahrscheinlichkeit für sich hat. Auch die Spectralbeobachtungen, die bei der raschen Bewegung der Meteoriten sehr schwierig zu erhalten sind, machen es wahrscheinlich, daß wir glühende, feste Körper vor uns haben, die das Phänomen der Sternschnuppen zeigen.

Ist die Masse eines Meteoriten so beträchtlich, daß der eintretende Schmelzungsproceß in der kurzen Zeit der Dauer die gesammte Masse nicht zu durchdringen vermag, so wird derselbe als compacte Masse die Erde erreichen und einen Meteoritenfall veranlassen. In diesen allerdings seltenen Fällen sind wir dann in der glücklichen Lage, den Körper mit allen Hülfsmitteln der Wissenschaft zu untersuchen; ich will hier nicht mehr darauf eingehen, Ihnen die Resultate dieser Forschungen, die allein reichliches Material für eine Vorlesung abgeben würden, mitzutheilen, sondern mich begnügen, hervorzuheben, daß wennauch diese Meteore eine oft von den bekannten irdischen Körpern völlig verschiedene Structur zeigen, doch die chemischen Elemente durchaus mit den auf der Erde vorkommenden identisch sind, eine Thatsache, welche ebenfalls für einen tellurischen Ursprung zu sprechen schien. Doch hat dieser Umstand keine zwingende Beweiskraft, da es kein Postulat ist, daß die anderen Himmelskörper eine wesentlich andere chemische Beschaffenheit haben müssen und da überdies die Meteoriten wohl als zu dem Theile der Weltinsel, die unserem Sonnensysteme angehört, gezählt werden müssen, so wird die Gleichartigkeit der Elemente dieser Körper mit unserer Erde nach der Laplace'schen Theorie der Ballung und Condensirung des Sonnensystems aus einem Gasball wohl theilweise erklärlich. Als merkwürdige Thatsache kann schließlich hervorgehoben werden, daß zahlreiche Meteorsteine einen beträchtlichen Kohlengehalt zeigen, die Basis der organischen Körper und daß es demnach nicht ganz unwahrscheinlich ist, daß einige der Meteoriten Träger organischer Gebilde sind.

Ein zur Sternschnuppe umgewandelter Meteorit ist seinem Schwarme definitiv entrissen, indem derselbe in der Atmosphäre der Erde seiner Schwungkraft beraubt, aufflackernd bleibendes Eigenthum derselben wird. Wir sehen in der Sternschnuppe den Todeskampf eines bisher freien Gliedes des Sonnensystems mit der allzu mächtigen Gegnerin, der Erde, vor uns und in diesem Sinne hat die altnordische Sage, daß das Aufleuchten und Verlöschen einer Sternschnuppe den Tod eines Menschen, eines Individuums, bezeichne, eine tiefe kosmische Deutung durch den heutigen Vortrag erfahren.

Digitized by Google

Zur Frage des Vogelschutzes.

Von Georg Ritter von Frauenfeld.

Der Mensch hat sich der Welt als seiner Domäne bemächtigt, in der er das Walten der Natur für seine Zwecke zu regeln und nach Gutdünken für seinen Gebrauch einzuzwängen sucht. Wo immer nur dem Boden eine Pflanze zu entsprießen vermag, unterzieht er diesen nach seinem Ermessen und Bedarf der Cultur und ist mit allen Mitteln bemüht, sich den größten Erfolg zu sichern. Im steten Kampfe gegen feindselige Einwirkungen müssen ihm Bundesgenossen um so werthvoller erscheinen, wenn sie in Uebereinstimmung mit seinen Zwecken Einflüssen entgegentreten, gegen welche alle seine Anstrengungen sich ohnmächtig erweisen.

Eine solche Mithülfe gegen die oft den verschiedensten Mitteln der Abwehr spottenden, schädlichen Insecten sind die, dieselben vernichtenden insectenfressenden Vögel. Es hat daher nicht bloß die Menschlichkeit, sondern auch das Interesse des Land- und Gartenbaues sowohl eine Menge von Vereinen wie die Gesetzgebung veranlaßt, für den Schutz der betreffenden Vögel zu sorgen.

Allein ein mächtiges Hinderniß zur Erreichung eines vollständigen Erfolges in dieser Angelegenheit liegt in der Lebensweise des größten Theils derselben, nämlich in ihrer Wanderung mit ihren Kindern nach dem Süden, wenn der Winter mit seiner Noth herankommt.

Es ist eine der wunderbarsten Erscheinungen, die zwar bei mehreren Thieren aus verschiedenen Ursachen in mannigfacher Weise, bei den betreffenden Vögeln aber als unabänderliches Gesetz so regelmäßig stattfindet, daß Zeit und Richtung dieser Wanderung, so weit sie bisher beobachtet worden, in den bestimmtesten Grenzen verbleiben.

Ist es nur dem auf dem Lande, in Wald und Bergen sich Herumtreibenden gegönnt, sich der mannigfaltigsten, lieben Frühlingsboten zu erfreuen, ihr fröhliches, schmetterndes Lied, mit dem sie die traute Heimat grüßen, zu vernehmen, so ist doch auch der Städter von diesem Genusse nicht ganz ausgeschlossen, und gewiß tausend- und tausendfach ertönt an einem warmen, sonnigen Frühlingsmorgen, aus vollem Herzen, der freudige Ruf: „Die Schwalben sind da!“ Mit sichtbarem Entzücken setzt sie sich, nach langer Winterfahrt, auf das Brettchen

Digitized by Google

vor dem Neste an dem gastlichen Orte, wo sie im vergangenen Jahre ihre Kleinen so unermüdet groß zog, und wirbelt ihren Willkomm den Bewohnern entgegen.

Ist es nicht wunderbar, diese Rückkehr aus weiter Ferne zur alten Heimat nach so langer Abwesenheit? Wohin war sie gezogen? — Reisende erzählen, daß sie hoch oben an den Ufern des heiligen Nil, in den Negerländern die Schwalben ankommen sahen, daß diese aber unaufgehalten weiter fort eilten, um noch höher zum Aequator und vielleicht darüber hinaus zu ziehen. Ich selbst, als ich am 17. März 1855 an den Ufern des Rothen Meeres stand, fand allda unser geschäftiges Ackermännchen, die graue Bachstelze, nach langer Verbannung auf ihrer Rückkehr nach dem Norden und hätte ihr wohl gerne Grüße an die Theuern in der Heimat mitgegeben. Im langen Zug von Tausenden flog eine Schaar von Störchen, als ich auf einem Korallenriffe im Meer bei Tor stand, über meinem Haupte vorüber, um hoch über die sinaitischen Berge hinweg zu den elterlichen Brutplätzen zu eilen.

Wie sehr müssen wir die Flugkraft und Ausdauer selbst der kleineren Wanderer bewundern.

Auf dem tief im Südmeere gelegenen vulcanischen Fels St. Paul, den wir gelegentlich der Novara-Reise besuchten, traf ich bei einer Wanderung am Kraterrande eine Thurmschwalbe, den einzigen Landvogel auf der ganzen Insel. Sie stieß auf mich nieder, schien ihr in der Nähe befindliches Nest vor meiner Annäherung schützen zu wollen.

Ich hätte um die Welt nicht das liebe Thierchen der Wissenschaft opfern mögen, um dessen Leichnam zur Bestätigung meiner Beobachtung vorlegen zu können. Schwerlich vermag sie die rauhen Winterstürme dieser unwirthlichen, im weiten Weltmeere vereinsamt liegenden Klippe zu ertragen, und muß daher zwei Mal des Jahres die Reise vom Festland hin und zurück machen. Der nächste, feste, nördlicher gelegene Punkt, da sie wohl schwerlich den kältern Süden aufsuchen wird, ist aber bei anderthalbtausend Seemeilen entfernt, eine Strecke, die sie in Einem Fluge zurücklegen muß. Woher die erste Anregung, diesen winzigen Punkt im weiten, unermeßlichen Ocean aufzusuchen? Was leitet die Schwalben überhaupt, mit so unfehlbarer Sicherheit die Stelle wieder zu finden, wo sie ihr Nest gebaut? — Fragen, für die wir keine Antwort haben, als deren Lösung in dem summarischen, unbegriffenen Wort Instinkt zu suchen.

Doch eben in jener, durch die ganze alte Welt von einer Hemisphäre von Norden herab bis in die andere Hälfte sich erstreckenden Wanderung unserer nützlichen insectenfressenden Vögel liegt die große Gefahr für ihre immer weiter greifende Vernichtung, da der Tod ihnen durch List oder Gewalt in hundertfacher Gestalt gerade dort droht, wo ein gesteigertes Culturleben sich aller, auch der geringsten Mittel bemächtigt, die sich für Lebenszwecke in irgendeiner Art

Digitized by Google

eignen. Bei ihrer Abreise wie bei ihrer Rückkehr auf dem ganzen Wege werden sie mit Netzen, Schlingen, Leim erbeutet, erwürgt und verzehrt.

Hier tritt nun wohl die Frage an uns heran, welche Gründe für einen solchen Schutz zu ihrer Erhaltung und für Beschränkung irgendeines anderweiten Verbrauchs derselben vorhanden sind. Der Mensch ist unbedingt berechtigt, Alles, was die Welt bietet für seine Erhaltung und sein Wohlbehagen zu verwenden innerhalb der Grenzen, die durch das auf Sittlichkeit gegründete Gesellschaftsleben bedingt sind. Es ist daher Gewinn und Verlust strenge und unparteiisch zu prüfen, der uns aus einer oder der andern Maßregel erwächst.

Die Verwendung der uns hier berührenden Vögel durch den Menschen ist zweifacher Art, entweder sie für die Küche zu tödten, oder sie lebend in Käfigen als Zimmergenossen zu halten.

Der Fang der nützlichen Vögel, deren Erhaltung so wünschenswerth ist, in jenen Methoden wie auf der Tränke, durch Leimspindeln, Kloben ꝛc. als Erwerb betrachtet so geringfügig, daß er fast nur durch Müssiggänger und verkommene Personen stattfindet, verdient keine weitere Berücksichtigung und ist unbedingt zu verdammen.

Anders ist es bei dem Fang mit ausgedehnteren Apparaten, und in größerem Umfange, wo derselbe eine mehr oder minder nennenswerthe Einnahmsquelle bildet. Bei dem größern Theil findet der Vogelfang jedoch bloß als eine Art Jagdvergnügen statt, und ist der Ertrag nur ein theilweiser Ersatz der Auslagen; niemand wird aber behaupten können, daß durch den Entgang dieses Nahrungsmittels, wenn der Fang nicht gestattet wäre, in nationalökonomischer Beziehung ein Nachtheil erwachsen würde. Unstreitig ist aber dagegen die auffallende Vermehrung der Insectenschäden, sowie die mannigfach neu auftauchenden Nachtheile in der Land- und Forstwirthschaft mehrerer Gegenden mit Bestimmtheit der Abnahme der insectenfressenden Vögel zuzuschreiben.

Der Mensch greift vielfach umgestaltend in den Gang der Natur ein, trägt dazu bei, das bestehende Gleichgewicht zu stören. Ist doch selbst die Cultur, welche er Pflanzen und Thieren aufdringt, ein Zwang, dessen nachtheilige Folgen er oft genug schwer empfindet, denen er, wenn sie einmal entfesselt, kaum oder gar nicht entgegen zu wirken vermag. Absichtlich oder unabsichtlich bewirkt der Mensch Veränderungen, die in ihrem Weiterschreiten unermeßlich sind. Soll ich Ihnen die Insel Porto Santo nennen, wo ein zufällig zurückgelassenes trächtiges Kaninchen die Ursache ward, daß die Niederlassung daselbst aufgegeben werden mußte. Soll ich auf jene Insel im atlantischen Ocean hinweisen, wo die ausgesetzten Ziegen die ganze Insel entwaldeten und deren Klima vollständig veränderten. Die verwilderten Ratzen auf St. Paul würden vielleicht schon sämmtliche Seevögel ausgerottet haben, wie sie den Didunculus auf Samoa schon fast vernichteten, wenn nicht die zeitweisen Bewohner der Insel ihre Zahl mit Pulver und Blei in Schranken hielten.

Digitized by Google

Gleich der Lawine, die aus unbedeutendem Anfang in ihrem Fortrollen zur donnernden Riesin heranwächst und verheerend und zerstörend über gesegnete Fluren niederstürzt, so ist ein geringer Anlaß oft die Ursache ungeheurer Umwälzungen. Die absichtliche, vandalische Verwüstung der Wälder auf Griechenland, in Dalmatien entfesselte die zerstörenden Kräfte der Natur, daß überall nur mehr verödetes Felsgeklüfte daselbst zu finden, wo dereinst gesegnete Fluren standen. Das nackte Gestein, das dem Wanderer entgegenstarrt, das bloß in seinen Spalten noch eine umgewandelte Flora birgt, die gegen Sturm und Sonnenbrand sich in weichen Pelz hüllt, spricht laut von den traurigen Folgen solcher Verwüstung.

Alle unsere Culturen sind Krankenanstalten, in denen mehr oder weniger entartete Gewächse für den verwöhnten Geschmack absichtlich zu einem von dem gesunden natürlichen Wachsthum weit abweichenden Ergebniß herangezogen werden.

Diese verweichlichten geschwächten Objecte erliegen den Insecten viel leichter als die wildwachsenden, und werden oft so heftig von ihnen angegriffen, daß alle Schutzmittel vergebens sind, und nur von den insectenfressenden Vögeln Hülfe zu erwarten ist. Werden diese fort und fort verringert, wie es in erschreckend zunehmendem Maße geschieht, so droht unsern Culturen immer mehr die Gefahr der Zerstörung.

Ihr unbestreitbarer Nutzen als Insectenfeinde überwiegt weit ihren Werth als Nahrungsmittel und ist ihre Erhaltnng ohne Frage vorzuziehen. Die andere Art der Verwendung ist ihr Verbrauch als Stubenvögel in der Gefangenschaft, zu welchem Zwecke sie entweder dem Neste entnommen oder alt eingefangen werden. Alles was dazu beiträgt, das Leben in ästhetischer Beziehung zu heben und zu verschönern, ist von hohem Werth. Es knüpfen sich an den Besitz der befiederten Zimmergenossen so viele innige, erhebende Momente, an ihre Pflege, Wartung so viel Gemüth, Herzlichkeit und geistige Erhebung, daß deren Haltung eher vertheidigt, als verdammt werden darf.

Allein auch hier ist es nöthig, die Kehrseiten zu beleuchten und nicht nur Gewinn und Verlust gegenseitig abzuwägen, sondern auch sorgfältig zu prüfen, ob beide Zwecke wirklich mit einander in Zwiespalt gerathen.

Von den nützlichen zu schützenden Vögeln sind es nur wenige die für den Käfig taugen, die Nachtigall, die eigentlichen Sylvien, die Meisen, die Staare, der Buchfink, die Lerchen und die Drosseln. Die beiden letzteren ausgenommen sind es sämmtlich Insectenfresser vom höchsten Range, deren Erhaltung für die wichtige Thätigkeit in Feld und Wald, der sie durch ihre Gefangenschaft entzogen werden, schwer ins Gewicht fällt, während das Verbot ihrer Gefangenhaltung nicht so schwer empfunden werden dürfte, da eine große Anzahl von Vögeln übrig ist, die als Stubengenossen Freude und Vergnügen gewähren.

Digitized by Google

Als Nestlinge meist nur von rohen, erbarmenslosen Händen geraubt, wie unendlich viele gehen elend zu Grunde, damit nur wenige in sorgliche Hände gelangen.

Jung aufgezogene haben aber wenig Werth, da sie meist Stümper im Gesange bleiben; man fängt daher die Alten im Frühjahr zur Zeit der Liebe weg. Tausende und tausende überleben jedoch den Verlust ihrer Freiheit nicht, und solche Sänger im Käfige sind nur die traurigen Zeugen unzählbarer Hingeopferter.

Ist nicht diese unverhältnißmäßig große Zahl der Opfer, für die wenigen erhaltenen, hinreichender Grund, diese Arten, für welche uns ja genug Ersatz zu Gebote steht, von der Gefangenschaft ganz auszuschließen? Ist es nicht hoher Gewinn, wenn sie Wälder und Auen wieder zahlreicher beleben, daß wir uns an ihrem Gesange im Freien wieder ergötzen können?

Soll ich nun noch die tausende von Meisen, Rothkehlchen, Goldhähnchen, Lerchen, Finken berühren, die von muthwilligen Buben gefangen, fast ausnahmslos und oft martervollen Tod erleiden, um darzuthun, welch eine verschwindende Minderzahl dieser unglücklichen Gefangenen in liebevolle Pflege gelangt? In beiden Fällen sind also Gründe in hinreichender Menge vorhanden, um für die Erhaltung dieser nützlichen Thierchen den Schutz der Gesetze anzustreben.

Prüfen wir sonach die Fauna der Ornis unseres Welttheils, so wird sich gegenüber den dem Menschen zur ungehinderten Benützung verbleibenden Arten die geringe Zahl derer ergeben, welchen wir Schutz angedeihen lassen sollen.

In systematischer Beziehung theilen sich sämmtliche Vögel in sieben Gruppen: Raubvögel, Klettervögel, Sperlingsvögel, Tauben, Hühner, Sumpf- und Schwimmvögel.

Von diesen sind die vier letzten Gruppen von unserer Betrachtung ganz auszuscheiden. Sie haben keinen Werth für die Landwirthschaft und können der Jagdberechtigung vollkommen überantwortet werden.

Die Controverse über Schaden oder Nutzen der Tauben hat uns nicht zu berühren; ihre Habhaftwerdung beruht nicht auf jenen Mitteln, die wir beim Fang der nützlichen Vögel umfassend zu würdigen haben.

Unter den Hühnern, die ja selbstverständlich nur Jagdgegenstand sein können und als solche ausschließlich der waidmännischen Hege angehören, die gewiß im eigenen Interesse für deren Erhalttung sorgen wird, wäre nur die Wachtel als Zugvogel zu erwähnen. Wenn sie am Herbstzuge zu tausenden so todtmüde an der africanischen Mittelmeer-Küste ankommen, daß sie mit Händen ergriffen werden oder mit Knütteln todtgeschlagen, so fällt dies in die jagdmäßige Zeit ihrer Benützung.

Wenn sie aber zur Zeit ihrer Rückkehr abgemagert und theils schon gepaart gefangen und dem Magen geopfert werden, so ist das um so unbegreiflicher, als zu dieser Zeit der Braten nicht sehr wohlschmeckend ist, während im Gegen-

Digitized by Google

satze deren Schonung im Frühjahr durch reichliche Vermehrung im Herbst sich lohnen würde.

Auch sämmtliche Sumpfvögel sind auszuschließen. Wenn man die kleineren Arten der Strand- und Uferläufer als so sehr nützlich hervorzuheben sich bemüht, so glaube ich, geht man zu weit und erregt den Argwohn, daß auch die übrigen nicht so hohen Werth besitzen. Ich will mit größter Gewissenhaftigkeit nur die wahrhaft nützlichen bezeichnen, für diese aber dann auch den unbedingtesten, vollkommensten Schutz ansprechen. Ich will deßwegen auch den Kibitz, für den man so sehr Propaganda macht, nicht erwähnen, um die Feinschmecker und die Verehrer der Kibitzeier und anderer solcher besonderen Leckerbissen nicht mit einigem Rechte gegen diese Schutzfrage einzunehmen. Dieser Vögel Erhaltung ist nun einmal für die Landwirthschaft keine so ausschließlich wichtige, um sie unbedingt unter das Gesetz zu stellen. Es kommt ohnedies ein besonderer Umstand dieser Abtheilung zu Gute. Es findet kein Massenfang, keine besonders starke Nachstellung statt, wie er zur grauenhaften Vernichtung der andern nützlichen Insectenfresser so ausgedehnt Platz gegriffen hat. Es gibt vielleicht nur einige Küstenpunkte der nördlichen Meere, wo Vogelheerde für Strandvögel in größerem Maßstabe angelegt sind. Weiter erstreckt sich kaum eine namhafte Verfolgung derselben.

Die zahllosen Heere von Sumpf- und Wassergeflügel, die ich am Marnolis-See in Egypten, am Pulikatlake bei Madras antraf, die in fabelhaft unzählbaren Mengen meilenweit die Oberfläche dieser Wässer bedeckten, bleiben gänzlich unbehelligt, wenn nicht irgend einmal der wissenschaftliche Eifer eine von jener unglaublichen Menge spurlos verschwindend kleine Zahl seinem Forschereifer opfert.

Dagegen sind die Schnepfen ein Beweis, daß nicht nur der Habsucht, sondern auch der Befriedigung der Lust der wahre Vortheil rücksichtslos geopfert wird. Der Abendstrich derselben wird fast als Cultus der Verfolgung allerwärts so leidenschaftlich betrieben, daß die Verminderung derselben merklich fühlbar ist. Einsichtsvolle Jagdbesitzer schränken diese unvernünftigen Mezeleien vielfach schon ein, was allgemein geübt, durch die Vermehrung am Herbstzuge sicher sich lohnen würde.

Auch unter den Schwimmvögeln finden wir nur Jagdwild oder indifferente jedenfalls für die Landwirthschaft außer Betracht fallende Thiere.

Von den drei noch übrigen Gruppen der Raub-, Kletter- und Sperlingsvögel entfallen auch die Klettervögel, obwohl unbedingt als höchst nützlich, den Schutz des Gesetzes anzusprechen vollkommen berechtigt, hier insofern von einer eingehenden Prüfung, als dieselben glücklicher Weise eigentlich kein Object des Vogelfangs bilden, daher nur dem Gewehre verfallen oder Nestraub ausgesetzt sind, was natürlich ihrer hohen Nützlichkeit wegen strenge zu verbieten ist.

Digitized by Google

Von allen Arten dieser Gruppe, sonst von der Benützung für die Küche ausgeschlossen, somit vor Massenverfolgung gesichert, sind es nur allein die Nestlinge der Thurmschwalben, die als delicate Bissen hochgeschätzt sind. Ist der Nestraub verboten, ihr Verkauf am Markt nicht gestattet, so ist deren Schutz wohl gesichert.

Es erübrigen sonach bloß die Raub- und Sperlingsvögel, von welchen die unparteiische Beurtheilung jene hervorzuheben hat, deren Schutz ihres überwiegenden Nutzens wegen das Gesetz anzuordnen berechtigt ist.

Sowohl Tag- wie Nachtraubvögel sind kein Object des Massenfangs durch Netze, Schlingen oder Leim, da sie nicht in der Küche verwendet werden. Es handelt sich daher darum, jene zu bezeichnen, welche als Nutzen schaffend dem Jagdrechte entrissen werden sollen.

Unter den Tagraubvögeln sind es nur der Maus- und Schneegeier, die, ziemlich träge und wenig intelligente Räuber, fast ausschließlich Mäuse verzehren, also vorzüglich zur Zeit starker Vermehrung derselben besonders nützlich sind. Sie finden sich zu solchen Zeiten dann auch meist in größerer Zahl auf Wiesen und Feldern zu deren Verfolgung ein und sind deßhalb von dem übrigen, dem Jäger freigegebenen Raubzeug auszuschließen.

Die Nachtraubvögel, deren unbedeutender Schaden an kleinen Vögeln gleichfalls durch Mäuse- und Insectenvertilgung weit aufgewogen wird, sind glücklicherweise durch ihre verborgene nächtliche Lebensweise ziemlich geschützt; auch sie können, den Uhu, die seltene Schnee- und Ural-Eule und den großen Kauz ausgenommen, sämmtlich unter die zu schonenden Vögel gestellt werden.

Gehen wir nun zur letzten Gruppe, den Sperlingsvögeln, über, so finden wir nur allein unter diesen nicht nur für die Landwirthschaft nützliche Vögel vom höchsten Range, sondern auch leider gerade bei ihnen die schrankenloseste Vertilgung, da sie als besonders schmackhaft in ungeheuren Mengen verspeist werden.

Schwalben, Fliegenschnäpper, Meisen, Baumläufer, alle Sänger, Bachstelzen, Pieper gehören unbedingt zu den vorzüglichsten Insectenvertilgern, deren hoher Nutzen allgemein anerkannt ist, und denen auch nicht der leiseste Nachtheil, noch auch irgend die geringste ihren außerordentlichen Werth beeinträchtigende Eigenschaft zur Last gelegt werden kann. Freilich finden sich, namentlich unter den Sylvien, wie schon bemerkt, die am höchsten geschätzten Sänger unserer Stubenvögel, wie die Nachtigall, die Spotter, das Schwarzplättchen und die andern Grasmücken, allein gerade hier fordert die Ueberzeugung, daß sie in ihrem Wirken auf Feld und Flur unersetzlich sind, gebieterisch, die Gefangennahme derselben durchaus zu verbieten.

Es würde mich zu weit führen, den Werth und Unwerth einzelner Arten dieser Gruppe abzuwägen, namentlich die Lebensweise der Würger, Drosseln, Lerchen, Krähen zu schildern, die durch manche den Zwecken des Menschen nicht entsprechende Eigenschaften ihren sonst nicht geringen Werth herabmindern; ich

Digitized by Google

verweise deßhalb auf eine Arbeit von mir, betitelt der Vogelschutz, die soeben in dem 21. Band der Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft hier erschienen ist, in welcher dieser Gegenstand eingehend behandelt wurde, und bemerke nur noch, daß der Fang der eigentlichen Körnerfresser, sämmtliche Ammern und Finken, mit Ausnahme des Buchfinken, freigegeben werden kann.

Um jedoch nach dieser Uebersicht sämmtlicher Vogelgruppen der Frage des Vogelschutzes gründlich auf den Leib zu rücken, ist noch der wichtigste Theil, die verschiedenen Fangweisen der Vögel zu besprechen. Es ist keine Frage, daß es hier allein möglich ist, den beabsichtigten Zweck wirklich und vollständig zu erreichen. Es hilft nichts, eine gewisse Anzahl Vögel als vom Gesetze geschützt zu bezeichnen, wenn die Fangapparate für die übrigen auch jene nützlichen in Gefahr bringen, getödtet oder verstümmelt zu werden. Nur dann, wenn die Fangmethoden ins Auge gefaßt, und alle, den nützlichen Vögeln nachtheiligen unbedingt verboten werden, nur dann kann der beabsichtigte Zweck erreicht und der Vogelschutz verwirklicht werden.

Diese Fangapparate, mit denen wir zu rechten haben, sind Schlingen oder Leim und Fallen oder Netzvorrichtungen.

Unbedingt zu verbieten sind die beiden ersten Fangweisen in allen ihren verschiedenen Arten, da es nicht nur nicht zu verhüten ist, daß sich die nützlichsten Vögeln in denselben fangen, sondern dies sogar die Mehrzahl ist, da gerade der Fang dieser Arten damit beabsichtigt wird.

Glücklich noch, wenn sie in den Schlingen rasch sich erwürgen, da sie sonst, wie ich es selbst auf hohen Bergen in Welschtirol sah, mit gebrochenen Beinen mehrere Tage hängen, und wenn sie nicht durch Raubzeug von ihren Leiden erlöst werden, erst dem Hungertode erliegen, da der Vogelsteller solche entfernte Vorrichtungen nur alle 3 bis 4 Tage einmal besucht.

Der Gebrauch des Vogelleims macht es unmöglich, die vom Gesetz geschützten Arten, deren Fang, selbst wenn er nicht beabsichtigt wäre, nicht zu vermeiden ist, in Freiheit zu setzen, da sie, vom Leime verklebt, nicht mehr fliegen können und sie dann ohne weiteres mit den Körnerfressern umgebracht werden.

Die übrigen Mittel, durch welche die uns hier beschäftigenden Vögel lebend in die Hände des Vogelfängers gerathen, sind der Kloben, die Meisenstube, Erdkasten, Springhäuschen, dann das Nachtigall-, Schlag- und Decknetz. Auch sie sind ohne Ausnahme zu verbieten, da sie sämmlich nur zum Fange der nützlichsten Insectenfresser dienen. Ebenso wenig sind die großen Vogelfänge mit Standnetzen, Vogelheerde, Roccolo, in welcher alle Zug- und Strichvögel ohne Unterschied geopfert werden, zu dulden.

Gestattet sei nur das Zugnetz auf der Tenne, wo sich fast ausschließlich Körnerfresser einfinden, und wo es in der Willkür des Vogelfängers liegt, die zu schützenden Vögel unbehelligt fortfliegen zu lassen. Werden dabei Lockvögel verwendet, so dürfen sie nur den zu fangen gestatteten Arten angehören und

Digitized by Google

nicht geblendet sein, eine Grausamkeit, die bei uns wohl längst schon verboten ist, die ich aber noch in Neapel vorfand.

Die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit der Erhaltung dieser nützlichen Insectenfresser hat sich nicht nur in den weitesten Kreisen Bahn gebrochen, sondern auch die Aufmerksamkeit der Regierungen auf sich gezogen, und nachdem schon in verschiedenen Ländern und Provinzen Gesetze hierüber erfolgten, wurde nunmehr von der österreichischen Regierung versucht, diesem Schutze durch internationale Uebereinkunft die volle Wirksamkeit zu sichern. Im verflossenen Jahre erhielt ich den Auftrag, die Grundlagen eines solchen Schutzes mit der königlich italienischen Regierung zu vereinbaren.

Von dem soeben erörterten Gesichtspunkt ausgehend, daß alle Maßregeln unzureichend bleiben, wenn nicht die Fangmethoden berücksichtigt werden, wurden folgende 6 Punkte festgesetzt:

1. Verboten ist zu jeder Zeit, aller Orten und auf jede Weise, Nester zu zerstören, sowie die Eier, Brutstätten und die jungen Thiere aller Art; ausgenommen jene, die schädlich für Menschen und Hausthiere, oder nachtheilig für Wohnungen, Geräthe und Ernten sind.

2. Die Jagdzeit ist zu beschränken auf die Zeit vom 15. August bis 28. Februar, das ist beiläufig vom Anfang des Herbstes bis Ende des Winters und zu jeder andern Zeit streng zu verbieten.

3. Verboten ist jede Art Jagd mit Schlingen, Bögen, Fallen, großen stehenden Netzen (Roccolo, Ragnaja), Vogelleim mit und ohne Wichtel.

4. Bewilligung oder specielle Erlaubniß ist einzuführen zur Jagd auf wilde, dem Menschen und Hausthieren schädliche Thiere; ebenso Jagdbewilligungen im Interesse der Wissenschaft ohne Beschränkung von Zeit und Ort.

5. Besondere Bewilligung erfordert die Jagd auf Sumpf- und Strandvögel im Monat März.

6. Verboten ist zu jeder Zeit der Verkauf der Nester, Eier und junger wilder Thiere; sowie des Wildbrets aller Art während der Zeit des Jagdverbots, sie seien wie immer erbeutet.

Ich muß hier bemerken, daß es mir nach den in Italien bestehenden Verhältnissen nicht gelang, den Vogelschutz vom Jagdgesetz zu trennen. Allein wenn es auch ersichtlich ist, daß in der vorstehenden Uebereinkunft dem Wesen der Sache dadurch kein Eintrag geschah, so bleibt es doch unbedingt erforderlich, daß eine solche Trennung durchgeführt werde.

Man wird aus Punkt 1, 3, 6, welche diesen Gegenstand unmittelbar betreffen, entnehmen, daß dieselben alles enthalten, was zur Erreichung des angestrebten Zieles erforderlich ist, und es kann fast behauptet werden, keine der bestehenden Anordnungen in allen Ländern und Provinzen vermag den Schutz so zu sichern, als es diese Feststellung ermöglicht.

Es ist allerdings hiebei der Fang der Körnerfresser etwas beschränkt, allein dagegen der Schutz der nützlichen Vögel um so vollständiger erreicht.

Digitized by Google

Das war und ist das Ziel dieser Bestrebungen, und man kann wohl nicht in Abrede stellen, daß es auf diese Art auch wirklich erreicht ist.

Oder, ist leider hinzuzusetzen, wirklich erreicht wäre! Denn noch scheint es in weiter Ferne zu liegen, dies angestrebte Ziel verwirklicht zu sehen. Die Vogelschutzfrage ist eine Angelegenheit unseres ganzen Welttheils, die eine gleichmäßige, übereinstimmende Behandlung erfordert. So lange jedes Land, ja jedes Provinzchen, jedes Kantönchen Sonderbeschlüsse zu fassen berechtigt ist, so lange ist jede Hoffnung auf Erfolg illusorisch.

Als erste Bedingung erscheint unabweislich, daß die Gesetzgebung über Vogelschutz der Wirksamkeit der einzelnen Bruchtheile der Länder entzogen wird.

Wie kann bei der oben bemerkten Eigenschaft gerade dieser nützlichsten Arten vom höchsten Norden durch ganz Europa bis tief nach Africa und Asien zu ziehen, der Schutz derselben erzielt werden, wenn hunderte, von verschiedenartigen Interessen bewegte Landestheile, ihren Parteiansichten Rechnung tragend, widersprechende Anordnungen treffen. Nur eine allgemein gültige internationale Grundlage kann hier maßgebend und von Erfolg begleitet sein.

Ich muß wiederholt aussprechen, daß jener allgemein als so wichtig anerkannte Zweck nur allein durch diese Trennung erreicht wird. Das Recht, über die Jagd zu verfügen, bleibe der Provinz, der Gemeinde unverkümmert; der Vogelschutz muß einem allgemeinen, einem umfassenden Uebereinkommen unterzogen werden.

---

* Zur Theorie des Verses. August Greguß hielt am 22. Jänner in der ungarischen Akademie einen Vortrag, welcher sich mit der Begründung des Gesetzes des Verses beschäftigte. Das Gesetz des Verses findet Verfasser in der Symmetrie, also in demselben ästhetischen Gesetz, welches schon in der großen Elementarkunst, in der Architektur, herrscht. Eine einzige Mittellinie theilt das Gebäude in zwei gleiche Hälften: genau auf diese Weise scheidet sich der Vers in zwei Hälften, welche — wie zwei gleichschwere Wagschalen — einander das Gleichgewicht halten. Das Balanciren der beiden Vershälften ist der Rhythmus des Verses.

Was ist Symmetrie? Eine Einheit von zwei gleichen Hälften, welche einander decken. Der Unterschied zwischen architektonischer Symmetrie und Versſymmetrie ist der Unterschied des Raumes und der Zeit: dort stehen die beiden Hälfte der Einheit neben einander, hier folgen sie nach einander. Somit entsteht die Symmetrie des Verses durch zeitliche Verdoppelung der Hälften, und die Formel des Versgesetzes wäre: die erste Hälfte des Verses wird in der zweiten Hälfte wiederholt.

Woraus bestehen nun die beiden gleichen Hälfte des Verses?

1. In der primitiven Versform bestehen dieselben aus zwei gleichen Gedankenreihen. In diesem Stadium entsteht der Rhythmus des Gedankens, der sogenannte **Parallelismus membrorum**, früher nur als Merkmal der althebräischen Poesie bekannt, neuern Forschungen zufolge eine Versform, deren Spuren sich in jeder Sprache nachweisen lassen. So auch in der ungarischen. In der ganzen Kalewala dominirt der Rhythmus des Gedankens.

Digitized by Google

2. Die Form wird vom Inhalt unabhängig und die beiden Hälften werden bloß durch Lautgleichheiten gebildet. Die Lautgleichheiten erscheinen a) als gleiche Quantitäten, b) als gleiche Qualitäten.

a) Im Rhythmus der Quantität bestehen die beiden Hälften aus gleichen Lautquantitäten (gleiche Silbenzahl, resp. gleicher Silbenwerth). Dieser Rhythmus ist das Metrum. (Aufsteigendes, niedersteigendes, gemischtes Metrum.)

b) Im Rhythmus der Qualität bestehen die beiden Hälften aus gleichen Lautqualitäten. Dieser Rhythmus ist der Reim. Mitlauterreim oder Stabreim, Alliteration; Selbstlauterreim oder Assonanz; voller Reim.)

Da der Begriff einer symmetrischen Form eine Mittellinie involvirt, welche die zwei Hälften durchschneidet und sichtbar macht: muß eine solche abgrenzende Mittellinie auch im Verse gefunden werden. Diese Theilungslinie im Verse ist die Cäsur. Da diese Linie hier nicht im Raume, sondern in der Zeit auftritt, bildet sie einen momentanen Stillstand des Rhythmus, einen Ruhepunkt (wie der hinaufgeschleuderte Stein im Augenblicke der Umkehr); deßhalb ist es consequent und schön, wenn die Cäsur auch den Sinn des Satzes abschließt (im Rhythmus des Gedankens geschieht dies nothwendiger Weise ohne Ausnahme): das Wort muß hier aber stets abgrenzen, deßhalb fällt sie immer zu Ende des Wortes. Die verschiedenen Factoren des Rhythmus (die identischen Gedanken, die Metra, die Reime) dienen dazu, diese Grenze zu markiren.

Neben der Hauptlinie, welche irgendein Werk der bildenden Kunst durchschneidet, unterscheiden wir gewöhnlich auch Nebenlinien, welche die Haupthälften wieder in kleinere Hälften theilen. So gibt es auch im Verse neben der Hauptcäsur oft Nebencäsuren, neben den Hauptreimen (vorzüglich Stabreimen) Nebenreime, neben den Haupttacten der Metra Nebentacte, so daß die beiden Haupthälften, oder eine derselben, sich oft noch in kleinere Hälften abtheilen.

Durch solche weitere Abtheilungen entstehen dann verschiedene Modificationen, welche die absolute Gleichheit der beiden Haupthälften, und somit die reine Symmetrie des Verses manchmal alteriren. Das Gesetz selbst wird aber hiedurch nicht aufgehoben. In der gothischen Baukunst erscheint die symmetrische Einfalt der griechischen Architektur auch alterirt: sollten wir deßwegen das Gesetz der Symmetrie für die gothische Baukunst regieren? Nicht jeder concrete Krystall weist geometrische Formen des betreffenden Systems in absoluter Reinheit auf: sollten wir ihn deßhalb nicht als Glied desselben Systems betrachten? (Die Ausnahmen sind übrigens gering, und in denselben fällt meistens die erste Hälfte des Verses kürzer aus, als die zweite, was — durch die Cäsurpause — mit dem Princip der Gleichheit der Hälften leicht zu vereinbaren ist.)

Verfasser weist das Gesetz der Symmetrie und die drei Factoren des Rhythmus in den neuen und alten Literaturen, in den complicirtesten Prosodien (in der griechischen und sanskritischen), in der Volkspoesie verschiedener Völker nach; er steigt in die Kindersprache hinab, und findet namentlich in deren Geminationen (Pa-pa, Ma-ma, Be-be, u. s. w.) schon die Elemente des Versrhythmus, gleichsam die Urzellen des Verses beisammen.

Die achtsylbige Zeile, eigentlich die sechzehnsylbige Doppelzeile (oder, noch einmal verdoppelt, die 32sylbige Strophe) erscheint ihm als Urtypus, als correctester Ausdruck der Symmetrie des Verses. Diese Form, schon im sanskritischen Sloka krystallisirt, bildet noch heute die Hauptform der Poesie, ja bei mehreren Völkern herrscht sie fast ausschließlich, wie es z. B. die finnische Rune, die spanische Redondille beweist. Im Ungarischen ist dieselbe auch vorherrschend.

Kunst und Sprache — diese zwei so wunderbaren Producte und Abspiegelungen des menschlichen Geistes — verbinden sich zur Hervorbringung des Verses. Die Verslehre ist somit gemeinsamer Theilhaber zweier Wissenschaftsgebiete, nämlich der Aesthetik

Digitized by Google

und der Sprachwissenschaft; das Gesetz, welches sie zu veranschaulichen hat, ist das Gesetz der Symmetrie; und das Resultat derselben die psychologische Thatsache, daß der menschliche Geist auch im Rhythmus des Verses seinen eingebornen Trieb der Symmetrie zu erfüllen strebt.

---

* J. Loserth, Die Geschichtsquellen von Kremsmünster im XIII. und XIV. Jahrhundert, mit einem Vorwort von Ottokar Lorenz. Wien, 1872, W. Braumüller. Seit die großen Ausgaben der mittelalterlichen Geschichtsschreiber Oesterreichs von Pez und Rauch erschienen sind, ist mehr als ein Jahrhundert verflossen und noch fehlt es an einer unserer Zeit würdigen neuen Edition, welche die zahlreichen Quellen österreichischer Geschichte vereinigte. Nur die österreichischen Annalen und die älteren Stücke der böhmischen und ungarischen Geschichte sind durch die Pertz'schen Monumenta Germaniæ einer neuen Bearbeitung unterzogen worden. Von österreichischer Seite ist trotz der großartigen Mittel, welche die kais. Akademie der Wissenschaften jährlich für die sogenannten Fontes verausgabt, so gut wie nichts für Bearbeitung und Edition österreichischer Geschichtsschreiber geschehen.

Auch von den Kremsmünsterer Geschichtsquellen sind durch Wattenbach bloß die ältesten annalistischen Aufzeichnungen in den Monumenten bekannt gemacht worden, in Bezug auf die spätere Historiographie von Kremsmünster war man ausschließlich auf die alten Ausgaben von Pez und Rauch angewiesen, wo eine Anzahl von Geschichtswerken des ausgehenden 13. und beginnenden 14. Jahrhunderts unter dem Namen des Bernardus Noricus vorlagen. Weder über die Person noch über den Umfang der Schriften, welche diesem Autor zuzuschreiben wären, hat man sich indeß zu einem gesicherten Urtheil zu erheben vermocht. Lorenz hat in den Geschichtsquellen Deutschlands, S. 236, zuerst Bedenken erhoben gegen die Richtigkeit der Ueberlieferung des Namens und der Person des Bernardus Noricus und Loserth hat gegenwärtig in einer ausgezeichneten kritischen Erörterung den Nachweis geführt, daß die sämmtlichen kleine Werkchen, welche man um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts von Kremsmünster aus verbreitet findet, von niemand anderem, als dem urkundlich gut beglaubigten Kellermeister Sigmar herstammen können. Es sind eigentlich acht Schriften, um die es sich handelt, von denen einige eine doppelte Bearbeitung erhalten haben, aber dennoch von Einem Verfasser herrühren. Der Herausgeber hat das handschriftliche Material in bisher unbekannter Vollständigkeit fast allzu gewissenhaft in den Anmerkungen verwerthet. Wenn aber auch der gelehrte Apparat etwas knapper gehalten sein konnte, und vielleicht bei Bearbeitung desselben eine nicht zu billigende Aengstlichkeit sich geltend machte, so hat man es doch hier zum ersten Male mit einer kritischen Ausgabe zu thun, zu deren Empfehlung wir vielleicht das am besten bemerken, daß der Herausgeber in die Lage kommen möchte, noch manche andere unserer verwaisten österreichischen Geschichtsquellen in ähnlicher Weise kritisch zu bearbeiten und zu publiciren. Für diesmal muß man es der Firma Braumüller als ein neues nicht gering anzuschlagendes Verdienst anrechnen, daß sich dieselbe entschließt, immer noch kostbare Drucklegungen dieser Art zu besorgen. Es ist unbegreiflich, daß die kaiserliche Akademie eine eigene Commission für die Herausgabe von Fontes unterhält, während ausgezeichnete Publicationen dieser Art die nicht eben leichten Wege des Buchhandels aufsuchen zu müssen scheinen.

Digitized by Google

* **Thesaurus literaturae botanicae** von G. A. Pritzel. 2. Heft 4. Leipzig, Brockhaus 1872.

Es ist ein großer Vorzug für encyklopädische Werke, seien sie alphabetisch oder systematisch geordnet, wenn sie rasch zu Ende geführt werden, da sie in langen Zeiträumen beendet, immer ungleichartig, oder deren frühere Theile fast ohne Ausnahme veraltet sind. Wir zeigen daher mit Vergnügen das Erscheinen dieses 2. Heftes an, das die botanische Litteratur bis Bernard Jussieu mit Nr. 4552 führt, und sonach eine baldige Beendigung des Werkes hoffen läßt. — f —

---

* (**Neuentdeckte Grabschrift Neidharts.**) Indem das berühmte Grabdenkmal Neidharts an der Südseite unserer Stephans-Kirche in Wien seiner Erneuerung und Wiederherstellung entgegengeht, machte jüngst Dr. Steffenhagen auf der Universitätsbibliothek zu Königsberg die Entdeckung einer Abschrift der Grabschrift, die dies Denkmal hatte, von der wir bisher nichts wußten. Die Abschrift rührt her vom Jahre 1479 und ist überschrieben:

Epitaphium Neithart Vochs circa sepulturam suam Wiennae, (Grabschrift Neidharts Fuchs auf dessen Grabmal zu Wien.) Die ganze Grabschrift besteht aus zehn Distichen, von denen nur der zweite Pentameter fehlt. Dem Inhalte nach ist das Ganze nicht unwichtig, besonders indem es mit anderen Nachrichten über Neidharts Leben übereinstimmt, auch Anspielungen enthält auf die berühmtesten der ihm zugeschriebenen Lieder. Sie sagt:

Von diesem Steine wird der wackere Krieger Neidhart bedeckt, zubenannt Vochs, adeligen Geschlechts. Er stand jenseits des Meeres den Heiden gegenüber im Kriege (seine Theilnahme am Kreuzzug unter Leopold VII.). In eigenen Weisen dichtete er Lieder, die nun das Volk singt: Wie er in Zeiselmauer die Bauern neckte, wer ihm das erste Veilchen pflückte ꝛc. (bezieht sich auf die für unecht geltenden Lieder 2, 3, 4, 5 des alten Druckes). Wie er sie zu Mönchen schor und in Kapuzen kleidete (v. d. Hagen Minnesinger 3, 302). Wie sie von Bienen im Faß zerstochen wurden (Haupt. S. XXX f.). Wie er sie salbte, daß sie stanken (Minnesinger III 238). Wie er ihnen ihr eigenes Abbild im Korb brachte (Minnesinger III, 303). Das läßt sich nicht alles beschreiben! Er sang: „Ich gebe nun Ruhe den Bauern, will nicht mehr der Welt, nur Christo dienen!“ (Entspricht den bei Haupt S. 220 f. als unecht getilgten Versen des Liedes: der werlt urloup). Der hier steht, sage: „Gib ihm, Christe, Frieden, so wie allen, die hier ruhen. —

Im 16. Jahrhundert dichtete Wolfgang Khainer Neidharten eine Grabschrift in fünf Distichen, die in den Mittheilungen der Wiener Centralcommission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, Jahrgang 15, S. XLVI, mitgetheilt ist. Diese Grabschrift, die mit der obigen gar nichts gemein hat, ist eine selbstständige Dichtung Khainers, indem erstere sich deutlich als Abschrift der wirklichen Aufschrift des Grabdenkmals zu Wien kundgibt.

In dem nächsten im Druck befindlichen Hefte der Germania (begründet von Franz Pfeiffer, herausgegeben von K. Bartsch, Wien, bei Gerold) soll der Text des Epitaphiums im Original mitgetheilt werden.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Philosophie des Unbewußten.

Von Eduard v. Hartmann. Dritte, beträchtlich vermehrte Auflage.

Berlin, C. Duncker.

Wie es nur Eine Welt gibt, wie das Neben- und Nacheinander der Erscheinungen ein organisches Ganzes bildet, so gibt es im Grunde auch nur Eine Wissenschaft und die allmälige Entwicklung der einzelnen Wissenszweige neben- und nacheinander, der ganze wissenschaftliche Erkenntnißproceß der Menschheit muß in organischem Zusammenhange stehen. Denn das Wissen ist nur das in abstracte Begriffe gefaßte Abbild der anschaulichen Welt, die ihm den ganzen Inhalt gibt; es verhält sich zu ihr wie das Wort zu dem durch dasselbe bezeichneten Gegenstande.

Aber diese organische Einheit des Wissens sind wir nicht nur noch weit entfernt bereits wirklich zu erkennen, sondern es sind sogar manche Mitarbeiter an diesem Erkenntnißprocesse der Ansicht, daß sie nicht bestehe. Die Forscher in den Specialwissenschaften haben meist nichts im Auge als ihre Specialität, deren Ausbildung ihnen als an und für sich, ohne Bezug auf ein organisches Gesammtwissen, wichtig erscheint; dagegen verhalten sie sich oft ablehnend gegen jene Gebiete der Forschung, deren verwandtschaftliches Verhältniß mit ihrer Specialität ein entfernteres, nicht direct in die Augen fallendes ist. Insbesondere ist es die Philosophie, von der sie meist wenig Aufhebens machen. Ja die Materialisten unter den Naturforschern sprechen ihr geradezu alle Berechtigung ab, da man in ihr nimmer auf einen grünen Zweig zu kommen vermöge. Sie glauben oft allen Ernstes, daß die Philosophie ein Holzweg sei, auf den sich nur absonderliche Köpfe verirren könnten, und auf welchem nimmermehr die Wahrheit gefunden werden könne, die nur auf dem einzigen Wege der Induction erreichbar sei. Man sehe nur, mit welcher Selbstgenügsamkeit z. B. Ludwig Büchner, der Stabstrompeter unter den Materialisten, die Naturwissenschaften als das hinstellt, wovon allein Heil und Segen zu erwarten sei, mit welcher Vornehmheit er auf die Zwerge unter ihm, wie Plato, Kant, Schopenhauer ꝛc. herabsieht als auf Leute, die, wenn sie nicht mit Verrückten verglichen werden können, doch nur darin sich von ihnen unterscheiden, daß sie auf die Verrücktheit Vernunft verwendeten.

Digitized by Google

Das coordinirte Verhältniß zwischen Naturwissenschaft und Philosophie, das die Materialisten bestreiten, besteht nun allerdings nicht, vielmehr steht die Philosophie weit höher und zwar nicht etwa soferne sie eine des menschlichen Geistes würdigere Beschäftigung wäre — was ganz dahingestellt bleiben mag — sondern soferne die Naturwissenschaft selbst ihrer eigenen Natur gemäß sich der Philosophie unterordnen muß. Wohl ist diese Subordination erst im Beginne, sich zu vollziehen, — daher sie denn auch von den Meisten noch gar nicht vermerkt wird, und auch hier das Wort gilt:

Den Teufel merkt das Völkchen nicht
Und wenn er sie beim Kragen hätte —;

aber daß sie sich vollziehen muß, folgt aus dem Begriffe der Wissenschaft mit logischer Nothwendigkeit und ist so unausbleiblich wie das bereits eingetretene Ineinandergreifen der empirischen Wissenschaften unter sich im Fortgang ihrer Entwicklung.

Würde auch das naturwissenschaftliche Material noch so riesenhaft anwachsen, es würde doch niemals ein lebensfähiges, systematisches Ganzes daraus ohne die Philosophie, so wenig als aus den zusammengetragenen leblosen Bestandtheilen eines Organismus dieser je hergestellt werden kann. So lange der empirische Stoff von der Philosophie nicht verarbeitet ist, bleibt er im Grunde, nämlich vom wissenschaftlichen Gesichtspunkt aus — denn der praktische Nutzen soll nicht im mindesten bestritten werden — ein werthloses, todtes Material. Der unphilosophische Specialforscher, der an der einzelnen Erscheinung hängen bleibt, gleicht einem Menschen, der etwa den Backenknochen eines vorsündflutlichen Thieres fände und seine Freude an dem sonderbaren Stück hätte, das ihm doch nichts erzählte von längst entschwundenen Tagen. Nicht eigentlich der Fund ist werthlos, aber er ist es doch für den Finder und seine Freude daran entbehrt der vernünftigen Unterlage. Dagegen läßt sich der Philosoph mit dem hinzukommenden Anatomen vergleichen, der, wie etwa Cuvier, aus dem Einen Backenknochen in Gedanken das ganze Skelett des ihm unbekannten Thieres construirte.

Die Specialwissenschaften sind werthvoll in einem Sinne, der ihren Forschern oft — und das ist sehr gut — abgeht. Sie sind werthvoll als Zweige an dem Einen großen Baume der Erkenntniß, soferne sie als Bestandtheile desselben erkannt, ihre Beziehungen zu den Nebenzweigen und dem Hauptstamme klar sind. Der eigentliche Gewinn wird aus solchen Specialwissenschaften erst dann gezogen, wenn ein Philosoph, der sie in ihrer Gesammtheit umspannt, ihnen den gehörigen Platz anweist in einem Systeme, darin sie alle als zusammengehörige Stücke eines Ganzen sich darstellen. Dies geschieht oft sehr spät, nachdem sie längere Zeit hindurch, gleichsam in der Luft schwebend, ein selbstständiges Dasein geführt. Man könnte darum diese Eine Gesammtwissenschaft,

Digitized by Google

dieses abstracte Spiegelbild der Welt, an dessen Entwurf die Menschheit so thätig ist, auch mit einer räthselhaften Schrift vergleichen, die, mit besonderer chemischer Tinte geschrieben, unsichtbar auf dem Papier stünde und erst bei Erwärmung des Papieres zum Vorschein käme, indem allmälig bald da, bald dort in anderer Reihenfolge als der des Schreibens ein Buchstabe, ein Wort dem Auge sichtbar würde, bis schließlich das ganze Schriftstück abgelesen werden könnte und sein Sinn sich offenbarte, — wovon wir jedoch noch weit entfernt sind. So gelangt auch die Menschheit allmälig zur erkenntnißvollen Durchdringung des ihr räthselhaft gegenüberstehenden Alls, indem bald da, bald dort eine Erscheinung oder eine ganze Ordnungsreihe von solchen ihren Ausleger findet, während den Gesammtsinn zu entziffern nur manchmal ein Philosoph den anticipirenden Versuch macht, wie der Philologe die Lücken schadhafter Pergamentschriften durch Conjecturen ergänzt. Solche Versuche wurden schon gemacht, kaum daß die ersten Buchstaben des Manuscripts entziffert waren, und es ist natürlich, daß man sie als unfruchtbar ansah, weil ihnen nur der Werth sehr kühner Conjecturen zugestanden werden konnte; aber um so wunderbarer ist es, daß gleichwohl in diesen Versuchen, gleichsam das Gerippe der Welt begrifflich zu construiren, wie mit der Genialität des Instinctes das Richtige getroffen wurde.

Hier nun tritt die Naturwissenschaft in ihre ganze Würde ein; denn sie ist es, welche diesen vorgreifenden Versuchen der Philosophie jene Bestätigung gibt, die ihr zu allgemeinerer Anerkennung verhilft. Und insbesondere wenn — wie zu erwarten ist — die Empirie fortfahren wird, eines so riesigen Aufschwunges sich zu erfreuen, wie bisher, wird daraus der Philosophie der erheblichste Gewinn zufallen. Dies macht sich schon jetzt sehr bemerklich, da doch — trotz allen Aufschwunges — diese inductiven Wissenschaften beinahe sämmtlich noch im ersten Entwicklungsstadium sich befinden, ja viele über das bloße Ansammeln atomistischen Materials noch nicht hinausgekommen sind. Das letzte bedeutende philosophische System, das von Arthur Schopenhauer, enthielt schon die ersten Anzeichen hievon. Damals fingen Philosophie und Empirie, die sich bis dahin selbstständig entwickelt hatten, an einzelnen Punkten schon an in Grenzberührungen zu kommen, wie etwa zwei erobernde Völker — England und Rußland in Asien. Jetzt ist dieser Proceß schon viel weiter vorgeschritten, und das neueste philosophische System, die Philosophie des Unbewußten von Hartmann, hat sich schon ganz in Fühlung gesetzt mit den Kriegern des Nachbarvolkes. Aber es ist schon erwähnt worden, daß es sich hier nicht um einen zweifelhaften Ausgang des Aufeinanderplatzens handeln kann, so daß entweder die Empirie oder die Philosophie der wissenschaftliche Eroberer des Alls würde, da ja die erstere naturgemäß der letzteren sich subordiniren muß. Die Empirie wird dabei nicht im Mindesten geschädigt, wohl aber in der Philosophie aufgehoben werden, welche die Erklärung der Erscheinungen da aufnimmt, wo die

Digitized by Google

Empirie sie stehen läßt. So kann man denn im gegenwärtigen Stadium schon sagen, daß die Philosophie die Naturwissenschaft „beim Kragen" habe.

In dem Werke Hartmanns tritt uns eine meisterhafte Bewältigung des seit Schopenhauer hochangehäuften naturwissenschaftlichen Materials entgegen; er hat dieses nicht als todten Stoff in sein System aufgenommen, sondern seinem philosophischen Geiste erst assimilirt. Er steht nicht nur auf der Höhe der Naturwissenschaften, sondern durchdringt sie auch philosophisch und hat diese — was freilich seine Vorgänger nicht erzielen konnten — der Philosophie in entscheidender Weise dienstbar gemacht.

Zwei Abschnitte seines Werkes widmet Hartmann seinen Wanderungen durch das reiche Feld der Empirie, auf denen man ihn mit dem größten Interesse begleitet. Ueberall hebt er dort an den Erscheinungen des organischen Lebens das Unbewußte heraus, als die Ursache derjenigen Vorgänge, welche die Thätigkeit eines psychischen aber unbewußten Factors verrathen. Dieses psychische Princip tritt bald als vorstellendes, bald als wollendes auf, welche im Zwecke der bezüglichen organischen Vorgänge einheitlich zusammengefaßt sind. Auch bei Hartmann also finden wir die beiden Elemente der Philosophie von Schopenhauer: Wille und Vorstellung. Aber bei Schopenhauer ist die Welt an sich Wille, das Vorstellungsmoment tritt erst secundär ein im bewußten Erkennen. Hartmann dagegen sagt: Das Ding an sich, das Unbewußte, ist ein nicht nur wollendes, sondern auch vorstellendes, es hat wie die Vorstellung im Bewußtsein einen idealen Gehalt. Um eine bestimmte Classe von Phänomenen zu nehmen, so sagt z. B. Schopenhauer vom Instinct der Thiere, daß er ohne Bewußtsein des Endzweckes wirkt, aber ganz so, als ob er die Vorstellung desselben hätte, wie wenn z. B. die weibliche Hirschhornkäferlarve bei der Verpuppung ihre Höhle so groß gräbt, wie sie selbst ist, während die männliche Larve bei gleicher Leibesgröße die Höhle noch ein Mal so lang gräbt, die Länge des ihr wachsenden Geweihes anticipirend, Hartmann gibt zu, daß hier die männliche Larve kein Bewußtsein des Endzweckes, aber er läugnet, daß sie keine Vorstellung davon habe. Schopenhauer kennt das Vorstellungsmoment nur als bewußtes, Hartmann unterscheidet ein bewußtes und ein unbewußtes und spricht letzteres dem Instinct zu.

In dem angegebenen Falle zeigt sich das Unbewußte von seiner Vorstellungsseite; in dem folgenden erscheint es als unbewußt wollend: Fangheuschrecken mit abgeschnittenen Köpfen suchen noch Tage lang ihre Weibchen auf und begatten sie. Dies beweist, daß für das Zustandekommen eines Willens ein Gehirn gar nicht erforderlich ist, daß der Begattungswille dieser Fangheuschrecken selbstständig in den Ganglien des Rumpfes liegt. Im Grunde aber sehen wir in beiden Fällen Wille und Vorstellung vereinigt; überall in der Natur, wo wir einem Wollen begegnen, sehen wir eine Vorstellung damit verbunden, und überall, wo eine Vorstellung wirklich in die Erscheinung tritt, ein Wirken nach außen zeigt, ist hiezu ein Wille erforderlich. Es zeigt sich

Digitized by Google

schon hier, wie Hartmann die Antipoden Hegel und Schopenhauer vereinigen konnte, indem er durch die „Idee“ Hegels die Beschaffenheit der Welt bestimmt werden läßt, durch den „Willen“ von Schopenhauer die Realität derselben.

Dieses unbewußte Wollen und Vorstellen, welches ein bewußtes Erkennen gar nicht als Bedingung verlangt, findet sich darum nicht nur in den lebenden Organismen, sondern auch in der Pflanzenwelt begegnen wir den wunderbarsten Einrichtungen des Unbewußten hauptsächlich für Zwecke der Erhaltung und Fortpflanzung. Die Richtung, welche die Pflanze im Wachsthum nimmt, bestimmt sich danach, wo sie die zu ihrer Ernährung nothwendigen Stoffe findet. Darum, wenn sie Licht braucht, strebt sie vor allem aus dem Boden, darum kehrt sie ihre Blätter und Blüthen nach der Lichtseite und nimmt eigensinnig diese Richtung wieder an, wenn man sie in verkehrte Stellung bringt. Wird ihr z. B. absichtlich das Sonnenlicht durch ein Brettchen verdeckt, so wird sie sich demselben durch solche Biegungen wieder zuwenden, die am schnellsten das Hinderniß umgehen. Im Dunkeln dagegen, wo ihr keine Wendung nützen würde, bleibt sie ruhig. Schlingpflanzen klettern an natürlichen oder künstlichen Stützen spiralförmig hinauf; wo die Stütze aufhört, beschreibt der Stengel wagrechte Kreise, ganz so, wie etwa blinde Raupen mit dem Oberleib es thun, wenn sie von einem Blatt zum andern gelangen wollen. Findet die Pflanze auch so ihre Stütze nicht, so kriecht der im Wachsthum schließlich durch seine eigene Last auf den Boden sich neigende Stengel auf demselben weiter, bis irgendein anderes Klettergerüste sich findet. Dabei verfährt sie sogar oft mit Auswahl, wie z. B. die Flachsseide, welche, todte Stützen verschmähend, nur an lebenden Pflanzen hinaufkriecht und wieder eine andere aufsucht, wenn die erstere in Folge der Umarmungen abgestorben.

Manche Pflanzen wachsen üppiger durch Aufnahme von animalischen Verwesungsstoffen, z. B. Thierleichen. Dieselben sind mit Vorrichtungen versehen, Insecten, die sich ihrem Bereiche nähern, festzuhalten, wie z. B. Dionæa muscipula, die an jedem Blatte lappenförmige Anhänge hat, welche, mit Drüsen besetzt, in der Mitte mit Stacheln und an den Rändern mit Borsten versehen sind. Setzt sich, vom Safte angelockt, ein Insect auf diese Lappen, so klappen sie zusammen und halten es, bis es todt ist. Pflanzen, bei welchen die Geschlechter getrennt sind, wird die Begattung dadurch ermöglicht, daß der Wind die Pollen auf die Narbe weht. Wo dieses nicht hinreicht, übernimmt die Insectenwelt, gleichsam als postillon d'amour, die Vermittlung. Solche Blüthen, welche der hinzugetragenen Pollenkörner bedürfen, zeichnen sich durch ihren starken Duft aus, der sogar zu der Tageszeit am stärksten sich entwickelt, zu welcher die für diese Blüthen geeignetsten Insecten schwärmen; auf ihrem Grunde bergen sie einen süßen Saft, den das Insect gerne aufsucht. Eine derjenigen Pflanzen, zu deren Befruchtung die Vermittlung der Insectenwelt unumgänglich nothwendig ist, ist der rothe Klee in England, aus dessen Blüthengrund der Honig von den Hummeln gesaugt wird, die dabei den mitgebrachten

Digitized by Google

Blüthenstaub mit der Narbe in Berührung bringen. Darwin hat den interessanten Versuch gemacht, diesen Klee vom Besuche der Hummeln abzusperren, der dann in der That keinen einzigen Samen lieferte.

Aristolochia clematicis — wie es scheint, eine sehr verliebte Pflanze — hat an dem engen Eingang ihrer bauchigen Blüthe abwärts gerichtete Haare, die dem hineingekrochenen Insect den Ausgang verwehren und dasselbe nicht früher loslassen, bis dasselbe mit seinen Fühlhörnern den mitgebrachten Pollenstaub von seinem Leibe abgestreift hat und derselbe auf die Narbe gelegt worden. — Die Belege für das unbewußte Wollen und Vorstellen im Pflanzenreiche, die Hartmann beibringt, sind sehr reichhaltig, und es ist nicht zu verwundern, wenn er sich schließlich gedrängt sieht, auch ihnen, wie den Thieren, eine unbewußte Seelenthätigkeit zuzuschreiben.

Wenn die Betrachtung solcher Vorgänge in der Pflanzenwelt, die insbesondere sehr merkwürdig sind auf der Grenzscheide zwischen Pflanze und Thier, sehr geeignet ist, uns die Flüssigkeit dieser Grenze zu veranschaulichen und uns zu verhindern, specifische Unterschiede zwischen diesen beiden Naturreichen zu postuliren, so befinden wir uns auch auf der Grenzscheide zwischen Thier und Mensch ganz im gleichen Falle. Die Natur, welche in der aufsteigenden Entwicklung des organischen Lebens auf der Erde keine Sprünge gemacht hat, wechselt zwar ihre Formen, aber wirkt überall mit den gleichen Factoren. Dasselbe Unbewußte, dessen Aeußerungen Hartmann in der Thier- und Pflanzenwelt dargestellt, findet er auch in der Menschheit selbst, ja im geistigen Treiben derselben thätig als unbewußten Willen und unbewußte Vorstellung, und es ist nur je ein Theil dieser Momente, die durch unser Bewußtsein hindurchgehen, also bewußt werden, wie das Licht im Weltraume nur sichtbar wird, soferne es einen Stern trifft, der es reflectirt. Zwar finden wir im Menschen den bei den Thieren so merkwürdigen Instinct nicht mehr in so auffallender Weise vor, wo, entsprechend seinem höheren Bewußtsein, auch die Beleuchtungssphäre desselben bedeutend erweitert ist; aber davon abgesehen, daß die vegetativen Functionen des menschlichen Organismus vom Bewußtsein ganz unberührt bleiben und das Unbewußte darin, wie beim Thiere, bald als Naturheilkraft, bald als organischer Bildungstrieb (wie beim Fötus im Mutterleibe) auftritt, ist auch unser geistiges Leben eben nur zum Theile ein bewußtes, ja dieses ist nur in gewissem Sinne das Höchste, indem gerade in dieser Sphäre die Möglichkeit des Irrthums sich eröffnet, während das Unbewußte an sich unfehlbar ist. Kein Philosoph, kein Künstler, kein Mensch, soferne er bewußt ist, kann Unfehlbarkeit für sich in Anspruch nehmen; wohl aber ist sie etwa der erwähnten Hirschhornkäferlarve nicht abzusprechen.

Dem Unbewußten im menschlichen Geiste hat Hartmann einen beträchtlichen Theil seines Werkes gewidmet in einer Reihe ungemein interessanter Capitel. Schon in der Pflanzen- und Thierwelt hat sich gezeigt, daß das Unbewußte vorzüglich da eingreift, wo es sich um Erhaltung und Fortpflanzung handelt;

Digitized by Google

darum darf es uns nicht wunder nehmen, daß auch in der menschlichen Geschlechtsliebe ein ergiebiges Feld seiner Thätigkeit sich eröffnet. Die nicht etwa geistreiche, sondern überaus tiefsinnige Lehre Schopenhauers von der Metaphysik der Geschlechtsliebe hat Hartmann vollkommen adoptirt, nur daß er eben auch hier sein unbewußtes Vorstellungsmoment einschiebt, ohne welches das zweckmäßige Gebahren des Willens in der Liebe nicht erklärlich wäre.

Es bedarf einer näheren Ausführung nicht, ein wie bedeutsamer Factor der anthropologischen Veredlung der Menschheit dieser geschlechtliche Instinct mit seiner sorgfältigen Auswahl ist, wenn er gleich bei unseren derzeitigen Gesellschaftszuständen seine ganze Nützlichkeit nicht zu entfalten vermag. Ein anderer Factor solcher Veredlung begegnet uns ebenfalls wieder im Gebiete des menschlichen Geistes und führt uns zwanglos hinüber in die Philosophie der Culturgeschichte. Nachdem Hartmann im zweiten Abschnitte seines Werkes die Manifestationen des Unbewußten im Gefühl, in der Sprachenbildung, in der Mystik ꝛc. nachgewiesen, entwirft er in dem Capitel „das' Unbewußte in der Geschichte" den Grundriß der Geschichte des Menschengeschlechtes mit Perspectiven auf ihre Entwicklung in der Zukunft. Dieses Capitel ist vornehmlich darum hervorzuheben, weil die bedeutenden Zusätze der dritten Auflage (die sich auf etwa acht Bogen belaufen) hauptsächlich diesem zu gute kommen. Das Princip anthropologischer Veredlung, das sich im Verlaufe der Geschichte geltend macht, ist der „Kampf ums Dasein", den Hartmann in Erweiterung seiner Anwendung von Darwin entnommen hat. Mit derselben Naturnothwendigkeit. wie im Pflanzen- und Thierreiche, vollzieht sich dieser Kampf auch in der Geschichte des Menschengeschlechtes, vorerst als ein Kampf der verschiedenen Racen unter einander, sodann aber innerhalb der siegreichen höchsten Race als Kampf der cultivirten Nationen unter einander. Was Darwin im Thier- und Pflanzenreiche nachgewiesen, daß je näher verwandt die Arten oder Varietäten, desto erbitterter und unbarmherziger sich dieser Kampf vollzieht, daß sie dagegen um so friedlicher neben einander leben, je mehr sie in ihrer Verwandtschaft getrennt sind, — das gilt auch in der Menschheit. Darum vermag sich ein Volk nur aufrecht zu erhalten, wenn es beständig zu diesem Kampfe gegen seine natürlichen Feinde gerüstet ist, und sein Untergang vollzieht sich mit Naturnothwendigkeit, wenn es aufhören würde, alle seine Kräfte anzuspannen. Es handelt sich hier nicht etwa bloß um die Heereskraft; denn der Krieg ist keineswegs die einzige Form des Kampfes ums Dasein, wie er in der Geschichte sich darstellt. Er vollzieht sich nicht nur als Abwehr dieser beständig lauernden Feinde. von welchen ein jedes Volk umgeben ist, sondern auch in der anscheinend friedlichen Concurrenz des Erwerbens und des Festhalttens des Erworbenen; und die Aussaugung eines Volkes durch ein industriell höher entwickeltes im Handel ist wahrlich nicht weniger grausam als der vernichtendste Krieg. So sind es immer die höchstentwickelten Völker, welchen die Erde als Beute anheimfällt, und indem diese zur Herrschaft gelangen wird auch die Erdbevölkerung im Allgemeinen immer cultivirter.

Digitized by Google

Wenn auch vom eudämonologischen Gesichtspunkt aus eine solche Perspective auf die geschichtliche Zukunft ungemein grausam erscheint, so ist sie doch großartig vom teleologischen Gesichtspunkt aus, da als Zweck dieser Entwicklung die intellectuelle Veredlung der Menschheit sich darstellt, wie im Thierreiche die rein physiologische Veredlung.

Im inneren Volksleben entfalten sich als selbstständige Entwicklungskeime der Staat und die Kirche, zu welchen in der neuesten Geschichte als dritter noch die Gesellschaft kommt, die erst im Begriffe ist, ihre Trennung vom Staate zu vollziehen und ihre Functionen selbst zu betreiben. Indem sich aber diese drei Elemente im Fortgang der Cultur zu selbstständigen Organismen herausarbeiten, ist es auch in diesem Processe das Unbewußte, welches den Plan vorzeichnet, während die Träger der jeweiligen Entwicklungsstufe das vorgesteckte Ziel meist gar nicht erkennen und oft nach ganz anderem Ausschlage streben.

Untergehen muß ein Volk, welches aufhören würde, sein Leben als einen beständigen Kampf gegen die lauernden Feinde anzusehen. Untergehen muß ein Volk, das etwa mit dem Besitze der errungenen Macht sich zufrieden gäbe und vermeinen würde, auf seiner jetzigen Stufe ungefährdet verharren zu können. Jeder Stillstand zieht den Ruin durch jene Mächte nach sich, die in der Anspannung ihrer Kräfte nicht nachlassen. Aber eben so muß auch ein Volk im Tiefsten geschädigt werden, in welchem entweder das staatliche oder kirchliche oder sociale Moment zur einseitigen Ausbildung und Ueberwucherung gelangt, — eine Tendenz, die jedes dieser Elemente in sich birgt, dessen Träger wohl gar vermeinen, ihr Verhältniß zu den übrigen sei durchaus negirend. Dies ist aber keineswegs der Fall; es handelt sich vorerst nur um Abgrenzung ihrer Sphären gegen einander, die anfänglich vom Staate allein umfaßt waren, dann von diesem in Gemeinschaft mit der Kirche, welche Grenzverschiebungen der drei Keime bei ihrer beständigen Entwicklung allerdings unaufhörlich sind; aber erst im Verlaufe des Processes kann es dazu kommen, daß eine neue Form des Volkslebens die Elimination einer alten Form mit sich bringt, die vermöge der dem Organismus gleichsam innewohnenden Naturheilkraft als ein störender Körper ausgestoßen wird.

Stagnation ist Tod, Entwicklung ist Gesundheit; jeder Staat der sich nicht als solcher entwickelt, geht zu Grunde, er wäre denn in der glücklichen Lage der Türkei, deren Feinde sich gegenseitig die Waage halten und das Streitobject künstlich mumisiren, bis sich endlich der eine oder der andere zum Kampfe wird entschließen können; jede Religion, die, statt der freien, natürlichen Entwicklung überlassen zu werden, in dogmatischer Beengung gehalten wird, wird eben dadurch in todten Formalismus ausarten und zu Grunde gehen; jede Gesellschaft wird faul, die nicht in organischem Wachsthum beharrt. Ja, wie das Leben des Individuums im Grunde nur ein beständiger Proceß der Naturheilkraft ist, in welchem eben die Gesundheit besteht, so auch das Leben eines Volkes in politischer, religiöser und socialer Hinsicht, und jeder Stillstand im

Digitized by Google

Glauben, man habe nunmehr das wünschenswerthe Stadium der Entwicklung erreicht und könne jetzt dem Quietismus sich hingeben, ist schon Symptom der Auflösung. Die Arbeit also ist es, als welche im Volksleben diese beständige Naturheilkraft sich zeigt, — die Arbeit mit Anspannung aller Kräfte.

Als eine nothwendige Ergänzung dieser Auffassung der Geschichte als Entwicklung, zu welcher Hartmann im Gegensatze zu Schopenhauer gelangt, sind in seinen jüngst erschienenen „Gesammelte philosophische Abhandlungen zur Philosophie des Unbewußten" (Berlin, Duncker.) die beiden Aufsätze anzusehen: „Ueber die nothwendige Umbildung der Schopenhauer'schen Philosophie" und „Ueber die nothwendige Umbildung der Hegel'schen Philosophie". Es ist leicht zu sehen, wie sehr auch in der Philosophie der Geschichte der Aufschwung der Naturwissenschaften Hartmann gut kam; denn nicht nur in der Astronomie kommt der Begriff der Entwicklung mehr und mehr zur Geltung, indem sie, weiter in den Weltraum hinausgreifend, an den fernen Sonnen- und Nebelflecken Stadien der Entwicklung nachweist, sondern auch Geologie, Biologie und Petrefactenkunde werfen immer mehr Licht auf die auf einander folgenden Entwicklungsphasen unseres Planeten: Anthropologie und vergleichende Sprachforschung endlich lassen uns in Verbindung mit der Archäologie die vorgeschichtliche Periode der Menschheit als schrittweises Fortschreiten nach dem Ziele erkennen, das in der eigentlichen Geschichte als Culturentwicklung sich darstellt.

Aus dem Bisherigen mag es schon klar geworden sein, wie ungemein fruchtbar die in der Hartmann'schen Philosophie sich vollziehende Vermählung der Philosophie mit den Naturwissenschaften sich erweist. Wir haben gerade diese Seite seines Systems absichtlich etwas ausführlich hervorgehoben, weil selbst die feindliche Kritik hier dem Ueberzeugenden der Darstellung sich fügt und den schwachen Punkt auf anderer Seite zu suchen sich genöthigt gesehen hat. Der allgemeine Werth des Systems ist freilich durch den Hinweis auf diesen Theil nicht erschöpft. Es liegt aber in der Natur der Sache, daß er nur schwer sich in Kürze charakterisiren läßt. Denn wer über den Werth einer neuen Philosophie ein Urtheil aussprechen will, wird schon nach den ersten Versuchen hiezu unvermeidlich dahin gedrängt werden, vorerst Erläuterungen über die Geschichte der Philosophie zu geben und seinen Standpunkt zu dieser Principienfrage festzustellen. Denn je nachdem man so oder so über Geschichte der Philosophie denkt, wird sich auch das Urtheil über ein neues System wesentlich anders gestalten. Ist die Geschichte der Philosophie die bloße Summe der ohne idealen Zusammenhang auf einander folgenden Systeme, die eben nur das gemein haben, daß sie das gleiche Problem, die Welt, behandeln, aber weiter in keinem Verhältniß zu einander stehen, so kann die Wahrheit, die Lösung des Problems, in jedem beliebigen Zeitpunkte gefunden werden; jeder Tag kann uns das εὕρηκα irgendeines Philosophen hören lassen und nichts steht der Möglichkeit im Wege, daß nach tausendjährigem Mißglücken dieser wirklich uns endlich die Wahrheit, das Wort des Räthsels, bieten werde, wobei es aber als ein reiner

Digitized by Google

Zufall erschiene, daß dieses jetzt geschehen und nicht früher oder später. Den Anhängern dieser Anschauung ist die Wahrheit gleichsam ein verborgener Schatz, nach welchem zwar schon Viele gegraben haben, der aber noch des glücklichen Finders harrt, welcher morgen so gut wie in tausend Jahren auftreten kann. Folgen aber die Systeme nicht nur aufeinander, sondern auseinander, ist die Geschichte der Philosophie ein Proceß im Sinne einer Entwicklung, so wissen wir voraus, daß wie schon von den früheren Systemen keines absolut falsch, aber auch keines absolut wahr sei, daß ebenso auch unser neuestes System zwar eine Förderung der Erkenntniß der Wahrheit enthalten kann, aber nicht die ganze Wahrheit, welche erst am Schluße dieses Processes vollendet dastehen kann. Spricht man von Geschichte der Philosophie, so geschieht es meist in diesem letzteren Sinne, demgemäß die Wahrheit etwas im Werden begriffenes ist, wobei jedem Systeme ein Verdienstesbruchtheil in diesem Bildungsprocesse zuzusprechen ist.

Dies ist aber eine ungemein schwer faßliche Vorstellung, weil eine solche Entwicklung ganz anders zu nehmen ist als etwa die der Wissenschaft der Physik. Die letztere würde als beschlossen angesehen werden können, wenn uns die Summe der sämmtlichen physicalischen Erscheinungen und der darin sich äußernden physicalischen Kräfte bekannt wäre; eine solche Wissenschaft wird, wie etwa eine Pyramide wird, durch Aneinanderfügung der einzelne Bausteine, die in beliebiger Reihenfolge hergenommen werden können. In der Philosophie aber sind die Bausteine, die von den einzelnen beigeschleppt werden, ganz anderer Natur und untereinander von ganz ungleichartiger Beschaffenheit. Ihre Entwicklung — falls es eine solche gibt — ist darum nicht als Additionsexempel zu fassen. Die Substanz des Spinoza, die Monaden des Leibnitz, Fichte's absolutes Ich, die Idee von Hegel und der Wille von Schopenhauer geben in der Addition ein Unding. Wer darum Entwicklung in der Philosophie annehmen will, darf auch die Schwierigkeit nicht scheuen und muß dieselbe als den Bildungsproceß eines Gebildes nehmen, dessen organische Ganzheit eben in der Unähnlichkeit der Einzeltheile liegt. Die absolute Philosophie verhielte sich demnach zur absoluten Physik, wie ein Organismus von ungleichartigen Theilen zu einem unorganischen Körper von gleichartigen.

Die Schwierigkeit dieser Vorstellung leuchtet sofort ein, da eben der einzelne Philosoph nur die Vorstellung des von ihm zu schaffenden Theiles in sich trägt, von dessen Angemessenheit für das Ganze er sich gar keine Meinung bilden kann. Man sollte doch meinen, ein philosophisches Bewußtsein könne an einem solchen Bildungsprocesse nur soweit thätigen Antheil nehmen, als es ein aprioriſches Bild des derzeit noch unvollendeten Organismus in seiner Vollendung in sich trüge. Dies ist aber nicht der Fall. Besäße der Philosoph die Vorstellung des Ganzen, so würde er sicherlich eben dieses Gesammtbild entwerfen statt eines bloßen Bruchtheiles; er würde die absolute Wahrheit verkünden statt der bloß relativen. Wie ist es nun möglich, daß, was das philo-

Digitized by Google

sophische Bewußtsein der Einzelnen thut, in Uebereinstimmung sein kann mit dem Plane eines ihnen völlig unbekannten Ganzen? Nähmen wir die Gottesidee zu Hülfe, nämlich eines Gottes, dem die Philosophie am Herzen läge, so ließe sich die Sache leicht erklären. Dann würde das Bewußtsein der Einzelnen als getragen erscheinen vom Gesammtbewußtsein Gottes wie die Thätigkeit der Handlanger und Maurer eines Baues getragen ist von der Idee, die im Kopfe des Baumeisters entstanden ist. Aber auch diese Erleichterung verschmähen die Anhänger der Geschichte der Philosophie und stehen darum vor dem Probleme in seiner ganzen Schwierigkeit: Wie kann die geistige Thätigkeit Einzelner an der Entwicklung eines Ganzen betheiligt sein, von dem sie gar keine Vorstellung haben? Nur das einheitliche Bewußtsein Eines Philosophen, so möchte man glauben, könne ein einheitliches Gebilde zu Stande bringen; in der Succession der verschiedenen Philosophen aber fehlt diese Einheit des Bewußtseins. Wie ist da herauszukommen?

Es gibt in der Natur keine Erscheinung, die ganz isolirt als ein Unicum dastünde. Sobald die Forschung auf ein Phänomen stößt, das als das erste in seiner Art entdeckt worden, findet sich bald eine Summe von Fällen, in deren jedem das Gleiche sich beobachten läßt. Dem entsprechend haben wir Grund zu vermuthen, daß, wenn der oben geschilderte Vorgang in der Geschichte der Philosophie wirklich statthaben sollte, noch andere Erscheinungen zu finden, in welchen das Gleiche nachzuweisen; und es wäre in der That leicht, hiefür Belege beizubringen, wenn nicht Mancher, falls man ihn etwa vor den Bienenkorb führte, um ihm die merkwürdige Uebereinstimmung zu zeigen, in welcher die Bienen ihren Zellenbau in Angriff nehmen, die Identität des Falles (wiewohl mit Unrecht) bestreiten würde. Dagegen würde vielleicht ein solcher Thomas es zufrieden sein, wenn ihm im Gebiete des menschlichen Geistes selbst ein Phänomen vorgewiesen würde, in welchem sich, obzwar im Kleinen, ganz dasselbe wiederholt, was in der Geschichte der Philosophie im Großen. Um aber seinem vorsichtigen Skepticismus völlig zu genügen, wollen wir im Nachfolgenden über dasselbe einen Philosophen reden lassen, der von den Gegnern der historischen Anschauung in der Philosophie der bedeutendste ist. Derselbe sagt:

„Unter meinen Händen und vielmehr in meinem Geiste erwächst ein Werk, eine Philosophie, die Ethik und Metaphysik *in Einem* sein soll, da man sie bisher trennte, so fälschlich als die Menschen in Seele und Körper. Das Werk wächst, concrescirt allmälig und langsam, wie das Kind im Mutterleibe: ich weiß nicht, was zuerst und was zuletzt entstanden ist. Ich werde *ein* Glied, *ein* Gefäß, *einen* Theil nach dem andern gewahr, d. h. ich schreibe auf, unbekümmert wie es zum Ganzen passen wird: denn ich weiß, es ist Alles aus Einem Grund entsprungen. So entsteht ein organisches Ganzes und nur ein solches kann leben. — Ich, der ich hier sitze und den meine Freunde kennen, begreife das Entstehen des Werkes nicht, wie die Mutter nicht das des Kindes in ihrem Leibe begreift. Ich sehe es an und spreche, wie die Mutter: ich bin

Digitized by Google

mit Frucht gesegnet. Mein Geist nimmt Nahrung aus der Welt durch Verstand und Sinne; diese Nahrung gibt dem Werk einen Leib; doch weiß ich nicht wie, noch warum bei mir und nicht bei Andern, die dieselbe Nahrung haben. — Zufall, Beherrscher der Sinnenwelt! laß mich leben und Ruhe haben noch wenige Jahre! denn ich liebe mein Werk, wie die Mutter ihr Kind. Wenn es reif ist und geboren sein wird, dann übe dein Recht an mir und nimm Zinsen des Aufschubs. Gehe ich aber früher unter in dieser eisernen Zeit, o, so mögen diese unreifen Anfänge, diese meine Studien der Welt gegeben werden, wie sie sind und als was sie sind: dereinst erscheint vielleicht ein verwandter Geist, der die Glieder zusammenzusetzen versteht und die Antike restaurirt."

Es ist schwer zu begreifen, wie der, welchem die obigen Worte entnommen sind, ein Gegner der Entwicklungstheorie in der Philosophie sein konnte, welche Theorie ganz dasselbe im Großen sich vollziehen sieht, was er selbst im Kleinen mit so schönen Worten geschildert. Und doch ist es so. Der Mann, den wir haben reden lassen, ist Schopenhauer, der bedeutendste Gegner der philosophischen Entwicklungstheorie. (Von ihm, über ihn. Von Lindner und Frauenstädt. S. 244). Jeder Künstler, jeder Schöpfer eines neuen philosophischen Systems wird die Richtigkeit seiner Worte bestätigen. Jedes geniale Werk ist so entstanden, wie es Schopenhauer geschildert. Und wenn man seine obigen Worte aufmerksam liest, wird man darin auch die Ablehnung des allfälligen Einwurfes finden, daß die Einheit des betreffenden schöpferischen Bewußtseins im Einen Individuum die Sache erkläre. Denn auch im Entstehen der individuellen Schöpfung ist diese Einheit durch Lücken unterbrochen, die sich erst im Verlaufe ausfüllen, Was ist es aber, das diese unterbrochenen Ansätze des Bewußtseins in der Weise in Verbindung bringt, daß sie zur Schöpfung eines organischen Ganzen sich ergänzen? Wer ist dieses geistige Agens, welches das Gesammtbild anticipirend die Thätigkeit des individuellen Bewußtseins regelt, daß es dem Gesammtplane entsprechend gleichsam die vorgezeichneten Linien beschreitet? Wenn wir nicht jenen philosophisch fürsorglichen Gott zu Hülfe nehmen wollen, so gibt es nur Eine Erklärung: Nur dann ist es möglich, daß mein freier Wille in der Schöpfung eines genialen Werkes zugleich mit einem mir fremden Willen zusammenfällt, wenn auch dieser letztere unbewußt in mir selbst ruht. Und nur dann kann in solcher geistiger Thätigkeit meine Theilvorstellung zugleich in Harmonie stehen mit einer mir unbekannten Gesammtvorstellung, wenn auch diese letztere unbewußt in mir selbst liegt. So haben wir auch hier wieder eine Manifestation des Unbewußten, das im philosophischen Bewußtsein des Einzelnen, wie auch im Entwicklungsgange der Philosophie seine Ziele verwirklicht, aber auch im historischen Processe als geistige Naturheilkraft aus dem werdenden Organismus das eliminirt, was unter der Mitwirkung des der Möglichkeit des Irrthums ausgesetzten Bewußtseins entstanden, den Systemen als störender Körper anhängt. Allerdings fällt

Digitized by Google

auch der unsterbliche Theil der Systeme der historischen Ueberwindung anheim; aber sie bilden gleichsam den Stamm und das Astgewirre des aufsteigenden Baumes, an welchem jeder Ringzuwachs, alle frischen Schichten und Aestchen der früheren Ansätze bedürfen, die von dem jüngsten Wachsthum nicht beseitigt, sondern umschlossen werden. Nicht ein ewiger Streit der Philosophen ist die Geschichte der Philosophie, in dem jeder Nachfolger seinen Vorgänger vom Throne stürzt, sondern nur jene Vorgänger sind wahrhaft überwunden, die der Nachfolger, indem er an ihre Stelle tritt, zugleich in sich aufnimmt. Auch Hartmann hat die Philosophie da aufgenommen, wo sie stehen gelassen wurde. Das Unbewußte enthält die Idee von Hegel und den Willen von Schopenhauer als aufgehobene Momente in sich. Die Idee erkennen wir wieder in dem unbewußten Vorstellen, was aber den Willen betrifft, so sind wir den Lesern hierüber noch eine kurze Erläuterung schuldig.

Wir haben nämlich Hartmann in seiner Auffassung der Geschichte kennen gelernt als politischen und socialen Optimisten, der die thätige Hingabe an den Weltproceß um des Ganzen willen, nicht die vom individuellen Egoismus empfohlene quietistische Fernhaltung oder Askese, sondern die Bejahung des Willens zum Leben als das allein Richtige proclamirt. Aber dieser Optimismus ist bei ihm eingeschlossen von einem metaphysischen Pessimismus, in dessen Ausführung er mit eben so dunklen Farben aufträgt, wie Schopenhauer selbst. Wohl ist die höchstgesteigerte Cultur, die höchste Entwicklung des menschlichen Bewußtseins das wirkliche Ziel des Weltprocesses, aber nur darum auch das Wünschenswerthe, weil die Annäherung an dieses Ziel in der Menschheit auch mehr und mehr die Erkenntniß reifen wird, daß die zu Grunde liegende Hoffnung, hiedurch ein zukünftiges glückliches Zeitalter zu erreichen, eine Illusion ist. Wie wir in der Geschlechtsliebe gesehen haben, daß das Unbewußte dem Liebenden ein höheres Glück vorspiegelt und ihn so veranlaßt, den Zwecken des Unbewußten zu dienen, während er selbst schließlich in seinem Glücke nicht gefördert, wohl aber befreit von einer Illusion dasteht, so hat auch die Illusion der Menschheit, dergemäß sie vor sich das goldene Zeitalter künftiger Generationen erblickt, nur den Zweck, sie im fortschreitenden Wachsthum ihres bewußten Erkennens von der Illusion zu heilen, als ob das Glück im Dasein überhaupt zu finden wäre. Wie das Resultat des individuellen Lebens die Einsicht in die Eitelkeit der menschlichen Dinge ist und schließlich Jeder müde sein Haupt niedergelegt, so wird auch die Menschheit im Culturgang von ihrem Wahne befreit und die Stärke ihres pessimistischen Bewußtseins wird gerade mit und durch den Weltfortschritt sich entwickeln.

Im Alterthum mit seiner optimistischen Weltanschauung wurde das Glück im Diesseits gesucht: nach Befreiung von dieser Illusion trat das pessimistische Christenthum auf, welches die Menschheit mit ihrer Hoffnung auf das Jenseits verwies, während die Kinder der Neuzeit mehr und mehr an Stelle der mittelalterlichen Illusion die setzen, daß in der Zukunft des Weltprocesses das Glück

Digitized by Google

zu finden, bis endlich in dieser Erkenntniß, daß „Alles eitel", die Menschheit zur universellen Verneinung des Willens gedrängt werden wird. So ist es die Idee, durch welche die Menschheit von der Verschuldung des blinden Willens erlöst wird. — Es wird nun freilich mancher Leser, selbst wenn er von der Wahrheit des Pessimismus ganz durchdrungen sein sollte, die Bedingung einer solchen Verneinung vermissen, zu welcher erforderlich wäre, daß in dieser greisenhaften Menschheit der größte Theil des in der Welt mit ihren Millionen Sternen und Trabanten sich manifestirenden bewußten Geistes liege; mancher möchte vielleicht geneigt sein, in unserem verschwindend kleinen Planeten einen einzeln schwebenden Misanthropen unter den Sternen zu sehen, da uns die Unkenntniß über die Gruppirung der Elemente, die nach den Ergebnissen der Spectralanalyse auf jedem Sterne eine besondere zu sein scheint, vollständig im Unklaren läßt über die von Jedem getragenen Lebensformen, von welchen wir uns beispielsweise dort gar keine Vorstellung machen können, wo das Element des Wasserstoffes fehlt. Ja Manchem möchte der Schluß nahe liegen, daß die in den verschiedenen Spectren nachweisliche verschiedene chemische Zusammensetzung der Himmelskörper für jeden derselben einen besonderen Zweck erfordere, den er zu erfüllen hat. Aber auch solchen Trost will uns Hartmann nicht lassen. In den bereits erwähnten gesammelten philosophischen Abhandlungen (Nr. II. 50 bis 55) folgert er die Nothwendigkeit der Selbstaufhebung jedes denkbaren Processes aus dem logischen Begriffe der Entwicklung überhaupt. Damit freilich wären auch diejenigen zum Schweigen gebracht, die etwa in eben erwähnter Weise Hartmann den Vorwurf zu machen geneigt wären, daß er in der Philosophie den geocentrischen Standpunkt restituire, den Copernicus in der Astronomie überwunden.

Gerne und aus guten Gründen verzichten wir auf die Lösung dieses Problems und fügen nur für den Leser bei, daß für die Beurtheilung des ganzen Werkes dieses Capitel sehr gleichgültig ist, ja daß selbst dem ganz im Optimismus Befangenen die voraufgehende Darlegung der Philosophie des Unbewußten gültig bleiben kann, wenn er auch glauben sollte, schließlich am Scheidewege von Hartmann sich trennen zu müssen.

Daß Hartmann, der die Geschichte der Philosophie als Entwicklung faßt, consequent genug ist, sich nicht zu verbergen, daß auch sein System der historischen Ueberwindung anheimfallen müsse, mag manchen Kritiker anspornen, die Achillesferse des Systems entdecken zu wollen. Und so mögen denn schließlich noch einige Bemerkungen darüber folgen, in welcher Weise wir die Sache angreifen würden, wenn uns die Aufgabe obläge, ein Capitel über die nothwendige Umbildung der Hartmann'schen Philosophie zu schreiben: Wenn die beiden Attribute des Unbewußten, Wille und Vorstellung, wirklich genau in dem Verhältniß stünden, daß die Vorstellung den ganzen Inhalt, die ganze Beschaffenheit der Welt setzte, dagegen der an sich inhaltslose, leere Wille lediglich Moment der Verwirklichung des von der Vorstellung gegebenen Inhalts wäre, so müßte

Digitized by Google

die Beschaffenheit der Welt der Allweisheit des Vorstellungsmomentes auch ganz entsprechen und das Vorhandensein der negativen Factoren des Weltprocesses bedürfte etwa, als im Zwecke des Unbewußten liegend, einer besonderen Motivirung, die wir bei Hartmann vermissen. Darum scheint uns Hartmann entweder bezüglich der Allweisheit der Vorstellung mit sich handeln lassen oder aber dem Willen die Schuld davon aufbürden zu müssen, was nur in der Weise geschehen könnte, daß ihm auch an und für sich ein von der Vorstellung erst zu überwindender Inhalt zugesprochen würde. Kurz, es sind nicht so fast die Principien dieser Philosophie, die uns irrig gestellt zu sein scheinen, als vielmehr ihre gegenseitige Abgrenzung. In ihrer Grenzregulirung scheint uns die nächste Aufgabe der Philosophie zu liegen. Wie dem übrigens auch sei, die bisherigen Angriffe der Kritik scheinen uns weit davon entfernt, diesem System gegenüber den Punkt des Archimedes bereits gefunden zu haben und selbst dem bedeutendsten Gegner Hartmanns, Julius Bahnson, der seine Ansichten jüngst in einer Schrift „Zur Philosophie der Geschichte" niedergelegt hat, vermögen wir nicht in allen Punkten beizustimmen. Die Philosophie des Unbewußten ist noch immer der jüngste lebensvolle Zuwachs am Baume der philosophischen Erkenntniß und wird es vermuthlich noch längere Zeit bleiben.

Dr. Karl Freiherr du Prel.

—

Das Gespenst des Panslavismus.

I.

In der Geschichte der slavischen Bestrebungen unseres Jahrhunderts hat sich kürzlich ein Umschwung vollzogen, welcher zunächst die europäische Publicistik geradezu verblüfft hat. Das unheimliche Gespenst, welches die Vertreter einer träumerischen Eroberungspolitik heraufbeschworen, und das im Lager der Freiheitskämpfer, der Freunde der Cultur und Humanität, Jahrzehnte lang nicht geringes Grausen verursachte, ist plötzlich verscheucht und durch einen kaiserlichen Machtspruch gleichsam in den Bann gethan worden. In der That, selten noch hat der Ausspruch eines Herrschers solche Wirkung hervorgebracht, wie der bekannte Toast des russischen Kaisers, zu welchem die Thiers'sche Botschaft die unmittelbare Veranlassung gegeben hat. Ein sehr eingehender Artikel des „Russischen Regierungsboten" hat dem Sinne des kaiserlichen Trinkspruches die entsprechende Deutung gegeben. Es wurde da mit klaren Worten gesagt, daß es im Interesse Rußlands nöthig sei, „vor allem jeden Gedanken an eine Vereinigung und Verschmelzung der slavischen Stämme unter der Hegemonie Rußlands bei Seite zu lassen". Die Anhänger dieser „Utopie" — wird da bezeich-

Digitized by Google

nend hinzugefügt — übersehen, daß sie durch deren Verkündigung die Erregung nationaler Leidenschaften befördern, deren Erweckung weder für Rußland noch für die Slaven überhaupt von Interesse sei.

Mit dieser Kundgebung wird dem Panslavismus in Rußland — denn nur von dem kann hier die Rede sein — von regierungswegen der Stab gebrochen. In dieser Zurückweisung panslavistischer Bestrebungen liegt ein Programm, welches nach Auffassung der europäischen Publicistik in der Politik Rußlands einen unerwarteten Wendepunkt bedeutet und deßhalb großes Aufsehen verursacht.

Es dürfte sich der Mühe lohnen, einer Sache, welche mehrhundertjährige Aspirationen eines großen Volkes zum Gegenstande hat und für ihre Ziele weitere Jahrhunderte in Aussicht nimmt, an dieser Stelle eine gründlichere Würdigung zu Theil werden zu lassen, als es die flüchtige Politik des Tages im Stande ist.

Wir wollen uns über zwei Punkte genau zu orientiren suchen. Einmal über die Natur und Tragweite des Panslavismus als solchen; dann aber über den Werth, welcher dem neuestens in Rußland nicht nur in Regierungskreisen, sondern auch im großen Publicum sich in auffallender Weise kundgebenden Umschwung der politischen Ideen beizumessen ist.

Vor uns liegt ein Buch des bekannten General Fadejew „über Rußlands Kriegsmacht und Kriegspolitik" (Uebersetzung aus dem Russischen. Mit einem Vorworte von Julius Eckardt. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1870). Der Inhalt dieses Buches ist, besonders gegenüber dem letzthin in den russischen Blättern eingetretenen Umschlag in den Ansichten über Rußlands Beruf in hohem Grade interessant und beachtenswerth.

General Fadejew ist ein aufgeklärter Mann von großer, geistiger Befähigung. Als politischer Schriftsteller hat er sich längst einen Namen gemacht; außerdem gilt er für einen der gebildetsten höheren Militärs seines Vaterlandes. Bei alledem ist aber Fadejew zugleich auch Panslavist. Außerhalb Rußlands ist sein Name zuerst durch Broschüren und Zeitungsartikel bekannt geworden, die gegen Oesterreich gerichtet waren und die Nothwendigkeit einer Sammlung aller slavischen Elemente unter den russischen Fahnen und eines gesammtslavischen Völkersturmes auf die Pforte im Einzelnen entwickelten. Diese Publicationen haben in Wien und Pest so großes und nachhaltiges Aufsehen gemacht, daß sich die Petersburger Regierung veranlaßt sah, den allzu patriotischen General zu quiesciren.

Hievon abgesehen erinnert man sich noch der Stimmung, welche Fadejews publicistische Leistungen während des letzten Krieges in dem großen Publicum Rußlands erzeugt haben. Wie gerne wir auch einerseits davon Act nehmen, daß dieselbe an der freundschaftlichen und loyalen Neutralität der Regierung Alexanders II. nichts zu ändern vermocht hat, müssen wir gleichwohl andererseits constatiren, daß Alles, was Fadejew bei Abfassung der uns vorliegenden

Digitized by Google

Schrift — dieselbe ist in der Hauptsache eine Zusammenfassung und Reproduction der ursprünglich im „Russischen Boten“ erschienenen Artikel — als seine persönliche Meinung ausgesprochen hat, nur allzu schnell russisches Allgemeingut geworden ist.

Nur aus diesem Grunde scheint es uns, bevor wir zu unserer eigentlichen Aufgabe übergehen, angezeigt, gegenüber der in der öffentlichen Meinung Rußlands plötzlich eingetretenen Schwenkung jene Anschauungen darzulegen, welche seit Jahrzehnten in Rußland gehegt und gepflegt wurden und welchen Fadejew in letzter Zeit unter so allgemeinem Beifall seiner Landsleute öffentlich Ausdruck gegeben hat.

Nachdem General Fadejew die historischen Aufgaben großer Völker allgemeinhin auseinandergesetzt, sagt er im Hinblick auf sein Vaterland wörtlich: „Und es kommt der Tag, wo das Bewußtsein der eigenen Kraft und der dieser Kraft nicht genügenden internationalen Bedeutung, wo die Stimme der unerledigten historischen Bestrebungen und das Gefühl des verletzten Nationalstolzes wo Alles zusammenfließt zu einer allgemeinen Stimmung, zu einem Gefühl des gesammten Volkes, durch welches für einige Zeit alle laufenden inneren Interessen in den Schatten gestellt werden. Dann wird jedem Einzelnen die allgemeine Sache zu der eigenen, dann wird eine jede Schramme auf dem Glanze des Vaterlandes von Jedem als persönliche Beleidigung empfunden. Das heißt, daß dem Simson die Haare wieder gewachsen sind; ein großes Volk läßt sich dann nicht mehr daran genügen, behaglich zu leben und selbst Schulen zu gründen und in Ruhe Bücher zu schreiben: es will auch als Volk auf eigenen Füßen stehen. Eines der bedeutendsten sittlichen Bedürfnisse des Gesellschaftsmenschen, die historisch herausgebildete Meinung von sich selbst, verlangt Befriedigung. Ein solcher Umschlag in der öffentlichen Meinung, das plötzliche Hinüberspringen von inneren Fragen zu äußeren, von denen die allgemeine Aufmerksamkeit durch irgendwelche Umstände zeitweilig abgelenkt war, ist eine Thatsache, die sich überall oftmals vollzogen hat. Viele Anzeichen lassen es glauben, daß die Stimmung der russischen Gesellschaft sich seit einiger Zeit in dieser Richtung gestaltet, daß wir uns am Vorabend jenes Tages befinden (diese Worte wurden 1870 geschrieben!), wo die Mehrzahl der Russen sich allein vom Erfolg in häuslichen Angelegenheiten nicht mehr genugsam befriedigen lassen wird.“ Und damit ja kein Zweifel über den Sinn dieser Worte aufkomme, fügte Fadejew erläuternd hinzu: „Abgesehen von dem inneren Trieb der lebendigen Seele, welcher sich in jeder menschlichen Gesellschaft ausspricht, kann ein großer Staat, selbst wenn er es wollte, sich dennoch nicht für lange Zeit concentriren und in sich selbst abschließen. Nur auf sehr kurze Zeit kann er seine Einmischung in die Angelegenheiten der Welt begrenzen und sich in sich selbst vertiefen.“

Nachdem Fadejew die Nothwendigkeit, sich um das, was an den Grenzen des Reiches vor sich geht, zu bekümmern, des Näheren auseinandergesetzt und

Digitized by Google

durch geschichtliche Beispiele, namentlich mit Hinweis auf das Jahr 1812, begründet, fährt er also fort: „Endlich muß auch dessen erwähnt werden, daß es in der ganzen Welt keinen großen Staat gibt, dessen sämmtliche Interessen, nicht bloß die politischen und die Handelsinteressen, sondern selbst die rein nationalen Stammesinteressen, in ihrem ganzen Umfang im Innern des Staates concentrirt sind und nicht über die Grenzen desselben hinaus liegen ... Jedes bedeutende Volk hat auch im Auslande seine Brüder, mit denen es sympathisirt, mit denen es, will es nicht resigniren, sympathisiren muß, weil sie Fleisch von seinem Fleische sind, weil es in ihrer Person durch die fremde Vergewaltigung selbst zertreten wird; sein eigenes Banner, seine Nationalität, seine historischen Ideen oder seine Religion erleiden die Vergewaltigung."

Hochinteressant ist die Ausführung, welche Fadejew dem Schwergewichte der Nationalität widmet und welche mehr als alle anderen Argumente geeignet ist, den tiefinnersten Kern der panslavistischen Theorie der außerrussischen Welt erkenntlich zu machen. „Will man" — heißt es da —, „daß der Mensch seine natürlichen Gefühle an dem Grenzstrich, welcher bei der letzten Diplomatenconferenz verabredet worden, aufgibt, so heißt das eben so viel, als sich ihn nicht als Menschen, sondern als eine Puppe denken. Keiner kann nicht der Sohn seines Vaterlandes sein; nur ein Vaterland, d. i. eine selbstständige Nationalität, kann Söhne haben. Ein Staat aber hat nur Diener, welche, wennauch oft sehr ergeben, dennoch immer nur Diener bleiben. Mutter Rußland (die im Volksmunde übliche Bezeichnung) ist ein Ausdruck voll tiefen Sinnes; Mutter Oesterreich wäre dagegen ein reiner Unsinn. Wenn es aber dem Menschen eigenthümlich ist, sich als Sohn seiner großen Nation zu fühlen, so liebt er nämlich diese eben und nicht das, was die letzte politische Kartenmischung ergeben hat, und er liebt sie ganz gleich, überall, wo er sie antrifft, eben so im eigenen Staat, wie in einem fremden." Und sich immer mehr in seinen Gegenstand vertiefend, fährt er, gegen den ihm am wenigsten angenehmen Nachbar gewendet, fort: „Wir wollen einmal sehen, ob die politische Treue der österreichischen Deutschen dem patriotischen Drang lange widerstehen wird? Wenn ein großes Volk auf seine mehr oder weniger nahen ausländischen Brüder, Bluts- und Glaubensgenossen seinen Sinn gestellt hat, so tritt es nicht nur für sie, sondern auch für sich selbst ein; es vertheidigt in ihnen seine eigene Persönlichkeit und seine eigenen Ueberzeugungen, seinen historischen Typus, der in einem gewissen Grade auch in seinen Verwandten zum Ausdruck gekommen ist gegenüber fremden Persönlichkeiten und Ueberzeugungen. ... Ein großes Volk, welches beim Anblick der Leiden seiner Blutsverwandten oder seiner innigsten Ueberzeugungen in der Person seines Nächsten leidenschaftslos bleibt, bloß weil die Gesetzlichkeit der Theilnahme für diese nicht durch diplomatische Tractate förmlich stipulirt wurde, würde dadurch seine eigenen nationalen Principien untergraben und der ganzen Welt und sich selbst beweisen, daß diese Principien nur ein Aushängschild gewesen, nicht aber des Volkes eigenster Beruf."

Digitized by Google

Für Solche, welche die Persönlichkeit eines Volkes, d. h. also mit anderen Worten „die Geschichte selbst", nicht läugnen, sei der Schluß klar.

Ganz gewiß! An Klarheit lassen die Ausführungen Fadejews überhaupt nichts zu wünschen übrig. Doch ist Fadejew nicht allein klar und bestimmt in seiner Dialectik und für seine Gesinnungsgenossen in demselben Maße überzeugend und verführerisch, sondern er ist selbst für seine Gegner insofern immer interessant, als er mit seltener Offenheit und Aufrichtigkeit die geheimsten Falten der panslavistischen Gefühlswelt bloßlegt. Was sonst nur dem geübtesten Scharfsinn, der umfangreichen Kenntniß von Welt und Dingen, der reichen Erfahrung und nur theilweise zu ergründen oder besser zu errathen möglich; das sagt Fadejew unter dem Beifalle seiner Leser mit einer Unwundenheit heraus, als handelte es sich um die gleichgiltigsten Dinge. Insoweit ist er denn auch ein ganz liebenswürdiger „Feind", von dem man ohne Mühe, ja in angenehmer Weise „lernen" kann. Daß wir Deutsche ihm für die Ausschüttung des panslavistischen Herzens auch aufrichtig erkenntlich sind, ist bei dem an uns gerühmten Gerechtigkeitssinne nicht zu verwundern. Insbesondere müssen wir ihm Dank wissen für die Geständnisse, die sich auf die „Lösung der orientalischen Frage" beziehen. So habe Europa noch vor kurzem gehofft — wenigstens nach der Vorstellung der Herren Panslavisten — alles Russische und alles nach Abstammung und Glauben dem Russischen Verwandte, was außerhalb der Grenzen Rußlands liegt, zu verschlingen und zu assimiliren. Das plötzliche Erscheinen eines rechtgläubig-slavischen Reichs an den Marken Europa's habe „die Sterbenden wieder auferstehen lassen" und die westliche Politik gezwungen, derartige Hoffnungen aufzugeben. Da aber tauchte — so setzt Fadejew den Verlauf der Dinge weiter auseinander —, anstatt die Spuren dieser gefährlichen Elemente zu verwischen, sehr natürlich die Idee auf, dieselben anzuerkennen (wenngleich, wie er hinzufügt, auch nicht ganz offen und ohne alle Hintergedanken), aber unter der Bedingung, daß sie sich unter einer Rußland feindlichen Fahne sammeln sollten. Diese Idee sei freilich noch nicht ganz zur Reife gelangt, sie sei aber offenbar auf dem Wege dazu. „Noch zehn Jahre der Versenkung in uns selbst und für die Resultate können wir dann nicht mehr einstehen! Eine solche Wendung der Dinge wird das Verderben der Slaven und Rechtgläubigen sein, die ihr Ziel niemals erreichen werden, so lange sie sich auf den Westen stützen; aber sie kann auch uns zum Verderben gereichen."

Um den Gefahren, welche eine Entscheidung der slavischen und griechischen Angelegenheiten am Bosporus in Rußland feindlichem Sinne mit sich bringen könnte und welche Fadejew mit lebhaften Farben schildert, erfolgreich zu steuern, könne Rußland „als das einzige rechtgläubig-slavische Reich auf der Welt", auf keine Weise weder die Germanisirung noch die Katholisirung seiner ausländischen Stammverwandten und noch viel weniger den entschiedenen Uebergang derselben ins feindliche Lager zulassen. Warum Rußland das letztere nicht dulden dürfe, sei klar. Aber es könnte auch das erstere, ganz abgesehen von

Digitized by Google

politischen Rücksichten, nicht zugeben, weil es nichts anderes hieße, als sich von der Leben spendenden Urkraft seiner Geschichte lossagen und sich als ein gebrochenes Volk betrachten. „Die russische Existenz enthält zu viele stelbstständige, nur ihr eigenthümliche Grundanschauungen, um sich mit dem Leben des römisch-feudal-katholischen oder protestantischen Europa vollständig zu verschmelzen und, wie die andern westlichen Nationen, nur eine der Nuancen desselben zu werden. Wir haben nach eigener Façon zu leben und uns zu entwickeln . . . Die selbstständige Existenz unserer ausländischen Stammesbrüder" — fährt er nach Feststellung des Unterschiedes zwischen der slavisch-graeco-rechtgläubigen Welt und dem römischen feudalen Europa, welchem der Russe nur als „Stiefbruder" verwandt sei, weiter fort — „ist in Rußland nicht nur in politischer, sondern ebenso auch in sittlicher Beziehung und in Hinsicht auf die Zukunft überhaupt nothwendig." Sie sei nicht bloß für den russischen Staat, sondern auch für das russische Volk nöthig. Ein jedes Volk sei, wennauch nur theilweise, von einer sympathischen Atmosphäre umgeben; nur Rußland allein entbehre dieselbe, obgleich es rings um sich her mehr Elemente dazu habe, als Irgendjemand. Der ganze Streifen bluts- und glaubensverwandter Elemente, welcher Rußland wie ein Ring umgebe, könne nicht neutral bleiben. Er werde, je nachdem die Russen selbst vorgehen, entweder entschieden für sie sein oder entschieden gegen sie. Aus politischen, wie aus sittlichen Beweggründen dürfe Rußland zu seiner eigenen Sicherheit sowohl als auch im Interesse seiner eigenen Entwicklung „keine Anstrengung scheuen, um eine mit ihm sympathisirende und verbündete slavische und rechtgläubige Welt rings um sich her zu schaffen."

Daß ein solches Unternehmen, sobald es dessen praktische Ausführung gilt, auf nicht geringe Schwierigkeiten stoßen wird, darüber macht sich der Politiker Fadejew, der außerhalb des panslavistischen Zauberkreises ein sehr klares Auge hat, allerdings keinerlei Illusionen. Die Menschen — sagt er sich diesfalls mit richtiger Einsicht selber — können sich nur dann ohne alle Hintergedanken vor der Nothwendigkeit beugen, wenn sie auch die letzte Hoffnung (avis aux Polonais!), sich zu behaupten, verloren haben. „Es ist schwer" — fügt er bestimmter hinzu —, „Länder mit uns zu verschmelzen, in denen jede aufkeimende Idee, wennauch nicht direct ins feindliche, so doch immerhin nicht in ein mit uns sympathisirendes Lager übergeht (wir reden nicht allein von den Polen), und es ist ebenso schwer, das zu verhindern, so lange noch an jedem Familienherde die Hoffnung auf eine andere Wendung der Dinge lebt." Nach einer kurzen Excursion auf historisches Gebiet, auf welcher er die Ueberzeugung gewinnt, daß Rußland ohne energisches Auftreten nun und nimmer zum Ziele gelangt, resumirt Fadejew seinen aufmunterden Appell an die Regierung also: „Unsere Grenzgebiete werden, wie das Faß der Danaiden, die größten Opfer der Regierung und der Gesellschaft umsonst verschlingen, bis ihnen durch entscheidende Ereignisse die Ueberzeugung aufgegangen sein wird, daß sie allendlich und ohne jede Appellation an das Schicksal die Unsrigen

Digitized by Google

geworden. Der erste erfolgreiche Krieg würde die gegenwärtigen Beziehungen in radicalster Weise verändern. Der vierte Theil der Anstrengungen würde dann von größerer Wirkung sein, als gegenwärtig alle Anstrengungen zusammen."

Selbstverständlich faßt der aufgeklärte Politiker Fadejew den Krieg, in dem er das unvermeidliche Mittel erblickt, das allein zum Ziele führt und in dessen Interesse er sein Buch geschrieben hat, im höheren Sinne auf. Nur ungern versagen wir es uns, auf seine Ausführungen hierüber näher einzugehen. Gleichwohl sei hier der originellen Wendung Erwähnung gethan, daß, wo „von der Rivalität zwischen empfindlich gekränkten Völkern Europa's (d. h. zwischen Stämmen von gleicher Energie) die Rede ist, das Facit nicht nach den Rubeln, sondern nach den Empfindungen" gestellt werden müsse; denn Frankreich habe Europa zu einer Zeit besiegt, da das französische Papiergeld den Werth von — Maculatur hatte.

Umsoweniger dürfen wir aber darauf verzichten, dem Schriftsteller Fadejew auf dem Gebiete seiner politischen Deductionen weiter zu folgen, um den Faden seines Ideenganges über den panslavistischen Beruf Rußlands in der Hand zu behalten und uns am Ende seiner Schlußfolgerungen von dem System der slavischen Politik der Zukunft eine möglichst richtige Vorstellung machen zu können.

Mit Hinweis auf die Verwerflichkeit des im Leben der Individuen nicht minder wie in jenem der Staaten häufig beliebten Satzes, für Dieses oder Jenes keine Zeit zu haben, sagt er: „Die Erkenntniß unserer historischen Persönlichkeit ist uns allmälig aufgegangen, und erst vor der gegenwärtigen Generation hat sich die letzte Reihe der Fragen, welche unser Staatswerk abschließen, aufgethan. Rußland muß dieselben jetzt erledigen, um endlich von den Mühen auszuruhen und, ohne sich um die Zukunft zu beunruhigen, seine nationalen Principien zu entwickeln und eine russische Aufklärung zu schaffen; sonst werden diese Fragen von selbst sich immer wieder aufdrängen und uns vielleicht ein ganzes Jahrhundert lang quälend beschäftigen."

Fadejew will die vorstehend ausgesprochenen Ansichten nicht entwickelt, sondern nur angedeutet haben, — er hätte sonst ein „ganzes Buch darüber schreiben müssen". Er wollte nicht beweisen, sondern vor den Lesern nur seine Ueberzeugung aussprechen, welche darin bestehe, daß sämmliche Interessen und Gefühle des heutigen Rußland definitiv auf den ihm bevorstehenden Weg hinweisen. „Die allerstärksten Bündnisse, die nur geschlossen werden könnten, um den legalen Bestrebungen unseres Vaterlandes entgegenzuwirken, sind bei weitem nicht so von Bestand, wie das auf den ersten Blick scheinen könnte. Unsere continuirliche Unthätigkeit allein kann einem wirklich schrecklichen Bündniß zu entstehen Zeit geben. Die Initiative von Seiten Rußlands würde natürlich auf einen starken Widerstand stoßen, welcher aber eben so wenig ein einmüthiger wie ein nationaler, noch ein die Leidenschaften der Masse aufregender

Digitized by Google

wäre, sondern nur ein Widerstand, bei dem keine einzige Nation sich mit ganzer Seele betheiligen würde."

Fadejew hat aber sein Buch, das eine zusammenfassende Darstellung des gegenwärtigen militärischen Statusquo in Rußland enthält, nicht bloß als Politiker, sondern in erster Reihe als General geschrieben. Er ist sich als aufgeklärter Militär klar bewußt, daß die Welthändel, die ja zu allen Zeiten nur durch Krieg geschlichtet wurden, heute mehr denn je nur zu desjenigen Gunsten entschieden werden, welcher über die zahlreichste und zugleich tüchtigste Streitmacht verfügt. Fadejew ist jetzt bei dem Stadium seiner Abhandlung angelangt, wo die Frage, deren Lösung er Rußland als seine „nationale Aufgabe" vindicirt, nicht anders als aus der Initiative dieses Staates angefaßt, und nur durch den Ausgang des unvermeidlichen Kampfes gelöst werden kann. Ueber die für Rußland sich dabei ergebenden Chancen spricht sich der kühne Panslavist folgendermaßen aus: „Für einen Staat, der fest auf seinem Fundament steht und sein Ziel genau kennt, besteht offenbar unter solchen Umständen die ganze Kraft in dem Beharren und in der Initiative. Wenn sämmtliche Beziehungen ringsumher ununterbrochen wechseln, so wird derjenige, der seine Ansichten nicht verändert, die Ereignisse beständig in seinem Sinne dirigirt und ohne Schwanken einem Ziele zustrebt, den günstigen Moment entschieden abwarten können; was gestern unmöglich war, kann morgen vielleicht schon möglich sein. Unter der Zahl der Fragen, die uns am Herzen liegen, gibt es freilich keine einzige, an deren Lösung man ohne eine genügende Streitmacht herantreten könnte. Verfügen wir aber über eine solche Macht, so existirt dafür auch keine einzige Frage, die einen allgemeinen Widerstand heraufbeschwören könnte. Zwischen uns und einem jeden einzelnen europäischen Staate existiren solche Punkte, über die wir uns nicht vereinigen und die daher nur durch einen Krieg entschieden werden können. Diese selben Punkte können aber mit anderen daneben liegenden Staaten in Frieden abgethan werden. Es gibt nur zwei Gegner auf der Welt, mit denen wir uns in keinem Stücke vereinigen können, und diese Gegner sind: das ungarische Oesterreich und die Türkei. Dafür aber hängt es von uns ab, einen starken Freund zu haben, mit dem wir in allen bis jetzt zu Tage getretenen Interessen, welche beiden Theilen am Herzen liegen, Hand in Hand gehen könnten, — wir meinen America. . . . . Für eine jede Frage kann man also den Augenblick einer günstigen politischen Wendung der Dinge erfassen, selbstverständlich aber nur, wenn die einmal eingeschlagene Richtung unbeirrt festgehalten wird, was jedoch selbst die allerconsequenteste Regierung nicht auszuführen vermag, wenn die Gesellschaft nicht selbst von der Erkenntniß der nationalen Ziele durchdrungen ist."

Und da ist Fadejew von der Gerechtigkeit seiner Sache, d. h. von der „Legalität" der Befriedigung Rußlands innerer wie „äußerer Bedürfnisse" — wie er sich an anderer Stelle ausdrückt — so sehr durchdrungen, daß ihr der Erfolg, hat nur einmal die Stunde der Entscheidung geschlagen, gar nicht

Digitized by Google

fehlen kann. „Unsere angeborenen Interessen", sagt er, „sind inniger und zäher, und daher auch mächtiger, als die persönlichen Interessen, welche den unsrigen entgegengesetzt werden; auf unserer Bahn steht uns nichts Lebendiges im Wege, uns steht kein Kampf des Lebens mit dem Leben bevor. Alles, was in dieser Welt eine Zukunft hat, könnte mit uns sein oder sich neutral verhalten. Gegen uns werden nur Leidenschaften und Interessen, geleitet von Egoismus, von der politischen Intrigue, von der Negirung der Menschenrechte oder von der gröbsten materiellen Vergewaltigung, ins Feld geschickt. Ein großer Kampf kann uns vielleicht bevorstehen, aber kein Volk, welches treu ist und auf sich selbst baut, um so weniger eins von achtzig Millionen, wird, wenn die Zeit kommt, gegen diese dunklen Schaaren auszurücken unentschlossen sein."

Bevor wir die Fadejew'sche Darstellung der gegenwärtigen Situation des Panslavismus abschließen, müssen wir zu der Eingangs dieses Aufsatzes erwähnten Enunciation des „Russischen Regierungsboten" für einen Augenblick zurückkehren. Der historischen Treue wegen glauben wir, ein Moment aus dem gedachten Zeitungsartikel hervorheben zu sollen, welches die Tagespresse, wie es scheint, in der durch den Totaleindruck des letzteren hervorgebrachten Freude übersehen hat. Es ist das der Sinn einer Stelle, einer Deutung fähig, die sich von den Aposteln des panslavistischen Evangeliums nicht schwer mit ihren Postulaten in Einklang bringen läßt. Diese Stelle lautet: „Sie (nämlich die Anhänger der „Utopie" des Panslavismus) übersehen auch, daß die deutsche Einheit das Werk eines ganzen Jahrtausends ist, daß zuvor die Völker deutschen Stammes, wennauch zerrissen und zerstreut, doch eine hohe Stufe der Civilisation, des Wohlstandes, politischer und militärischer Macht erreicht hatten, und daß es dazu eines jahrhundertelangen Kampfes bedurfte, langer und mühsamer Arbeit im Innern, besonderer Umstände und namentlich der Fehler und Unvernunft des napoleonischen Frankreichs. Die slavischen Stämme sind indessen nicht durch solche Vorbedingungen gegangen, ihre Geschicke werden noch vorgearbeitet; den Gang der Dinge beschleunigen wollen, hieße sie unsicheren Zufälligkeiten preisgeben. Thatsächlich ist für jetzt nur das, daß die Existenz des Slaventhums als solches keinem Zweifel mehr unterliegt, daß es nicht mehr aus der Geschichte ausgemerzt werden kann."

In dem Buche Fadejews findet dieser ganz objectiv hingestellte Sachverhalt einen präciseren und zugleich ergänzenden Ausdruck. Wir wollen den resumirenden Schlußfolgerungen Fadejews aus mehr denn Einem Grunde hier Raum geben. Einmal nämlich, weil er im Namen der Mehrzahl seiner gebildeten Landsleute spricht; dann aber, weil gerade aus seiner Darstellung zur Genüge hervorgeht, daß man mit den augenblicklichen Stimmungen des russischen Publicums auf die Länge nicht rechnen kann; ferner auch, weil das panslavistische Programm in jahrhundertelangen Gesammtbestrebungen Rußlands wurzelt und daher durch die Stimmung der flüchtigen Stunde nicht gegenstandslos wird; und endlich, weil das hier entwickelte System des Panslavismus der Gegenwart

Digitized by Google

unserer demnächst folgenden Darstellung seines Wesens, seiner Berechtigung und Zukunft als concrete Basis dienen soll. Fadejew beschließt dann diesen Abschnitt seines Buches mit folgenden Sätzen:

„. . . Rußland kann nur in dem Maße der Führer seiner Stammesbrüder werden, in welchem es zur vollsten menschlichen Entwickelung selbst fähig erscheint, und nur ein aufgeklärtes, fortschreitendes und freies Rußland kann der Mittelpunkt der slavischen und orientalisch-rechtgläubigen Welt werden. Das Rußland, in welchem wir geboren worden und das seine Lehrjahre noch nicht beendet hatte, konnte wohl die Bulgaren, welche bei uns eine Zuflucht vor der Beraubung und vor dem Lösegeld für den eigenen Kopf suchten, an sich locken, es konnte aber nicht die gebildeten und bürgerlich sichergestellten Brüder heranlocken. Jetzt unterliegt aber unsere Zukunft keinem Zweifel mehr. Der progressive Fortschritt der russischen Geschichte ist offenbar; seit 1855 ist seine Rapidität aber sogar in die Augen fallend. Wir sind das einzige Volk unserer Tage, welches nicht an seiner Oberherrschaft zweifelt. Eine systematische Reaction ist in der gegenwärtigen Geschichte Rußlands nicht denkbar; temporäre Verzögerungen aber und selbst momentane Rückschritte sogar bei solchen Fragen, die in erster Linie stehen, gehen wie eine Kette durch das Leben eines jeden Volkes, selbst des americanischen. Der gleichmäßige Gang der Geschichte wird dadurch nicht aufgehalten. . . .“

„Kein einziges starkes Volk wird es, ohne Widerstand zu leisten, zugeben, daß in der Sphäre seines eigenen Wirkens, um so weniger aber an seinen Grenzen (?) Ereignisse geschehen, deren Folgen ihm nachtheilig werden könnten. Aber außer diesem, allen großen Staaten gemeinsamen Antrieb zum Handeln wird ein jeder von ihnen bei der Einmischung in fremde Angelegenheiten von selbstständigen Motiven ganz verschiedenen Charakters geleitet, denen daher keineswegs immer die gleiche Weihe der Gerechtigkeit und der Sittlichkeit innewohnt. Der Egoismus der Masse ist überall gleich damit fertig, Alles, was ihm nützlich dünkt, als gerecht anzuerkennen. Aber die Gerechtigkeit bleibt doch immerhin kein leeres Wort, selbst in internationalen Beziehungen. Für eine politische Gemeinschaft ist es ebenso schwierig, wie für den einzelnen Menschen, eine künstlich angenommene Rolle durchzuführen und aufgeregten, egoistischen Gefühlen die Lebensfähigkeit und Macht wahrhafter Empfindungen zu verleihen. Ein Volk dagegen, welches von seinem Rechte tief überzeugt ist, besitzt eine Energie und Beharrlichkeit, der gegenüber es nicht leicht ist, ohne eine erdrückende Uebermacht Stand zu halten. Ein mächtiger Staat, welcher die Verwirklichung seiner von ihm klar erkannten historischen Aufgaben erstrebt, ist allein schon kraft dieser Erkenntniß zur Hälfte des Erfolges sicher. Internationale Fragen werden aber nicht ohne Streitmacht gelöst. Zum vollen Erfolge sind drei Dinge nöthig: eine klare Erkenntniß der Ziele, welche die Nation von oben bis unten durchdringt; ein fester Wille, welcher sich nicht in einem einzelnen Aufschwung ausspricht, sondern im beharrlichen und unermüdlichen Handeln in der einmal einge-

Digitized by Google

schlagenen Richtung; und eine Militärorganisation, welche der Summe der materiellen und sittlichen Kräfte eines Volkes von achtzig Millionen entspricht."

So weit der Panslavist Fadejew. Im nächsten Artikel wollen wir untersuchen, inwieweit für Europa die Gefahr vorhanden ist, daß Rußland thatsächlich in die Lage kommt, die von Fadejew empfohlene Militärorganisation zum Zwecke der Verwirklichung des panslavistischen Programms in Anwendung zu bringen. F. St.

---

* Zwei altfranzösische Gedichte.

1. In Egypten lebte ein alter Mann von hellem Verstande und edlen Sitten. Er besaß einen Ring, der alle Krankheiten heilte. Von seinen drei Kindern waren die zwei ersten dem Laster ergeben; den jüngsten dagegen zierten alle Tugenden. Dem Tode nahe, läßt der Vater von einem Künstler zwei dem wunderthätigen ganz ähnliche Ringe von unedlem Metalle verfertigen. Letztere gibt er den zwei älteren Söhnen; jedem insgeheim und mit der Weisung, von dem erhaltenen Geschenke vor seinem Tode nichts verlauten zu lassen. Dem Jüngsten aber, dem Vielgeliebten, übergibt er den echten Ring und erzählt ihm zugleich, wie er die unwürdigen Brüder getäuscht habe. Nach dem Tode des Alten verkündet der älteste Sohn, er besitze nunmehr den Ring. Der zweite aber straft die Rede des Bruders Lügen; hat ihm doch der Vater das kostbare Kleinod übergeben. Mitten in der allgemeinen Bestürzung tritt schämig der Jüngste vor und erklärt, wie sich die Sache verhält; man möge die drei Ringe auf die Probe stellen. Es geschieht; der echte Ring bewahrt seine heilbringende Kraft; die zwei falschen werden zerbrochen. — Da schwuren die zwei Aelteren Rache; sie verfolgten den gottesfürchtigen Bruder unablässig; der Ring selbst war zerquetscht, wirkungslos. Da erbarmte sich Gott und regte drei Fürsten an, welche sich des Bedrängten annahmen, dessen Gegner besiegten und dem Ringe zum alten Glanze wieder verhalfen.

Dies die Geschichte; nun die Moral. Gott ist der Vater; der mohammedanische und der jüdische Glauben sind die zwei mißrathenen Kinder; der vom Vater geliebte Sohn ist der christliche, der wahre Glauben. Nun wird aber dieser von den anderen verfolgt und in die Enge getrieben; sein bestes Erbtheil, die Geburtsstätte des Erlösers, raubt man ihm. Acre, das kräftigste Bollwerk, ist gefallen und dies verschulden die großen Herren, der Papst und die Cardinäle, welche nur an das Wohlleben denken und sich um die Drangsale der Kirche nicht kümmern. Würden sich aber drei Fürsten — der König von Frankreich, Robert von Artois und der Graf von Flandern — vereinigen, so könnte dem Schmach ein Ende werden. Beten wir zu Gott, daß er diese drei edlen Männer mit seinem Geiste erfülle.

So erzählt ein altfranzösischer Dichter vom Ende des 13. Jahrhunderts die Geschichte der drei Ringe [1]), und bei der herrschenden Ungewißheit über das Alter des italienischen Novellino ist sein Dit als die älteste uns bisher bekannte Aufzeichnung der berühmten Parabel anzusehen. Aufzeichnung, nicht Fassung; denn wir haben hier vielmehr nur die Erweiterung einer früheren, einfacheren Version. Die Erzählung wird

---

[1]) Li dis dou vrai aniel, die Parabel von dem echten Ringe, französische Dichtung des 13. Jahrhunderts, aus einer Pariser Handschrift zum ersten Male herausgegeben von Adolf Tobler. Leipzig, Hirzel, 1871.

Digitized by Google

an persönliche und zeitgenössische Verhältnisse geknüpft; sie dient gewissermaßen bloß als eine nicht gerade glücklich gewählte Einkleidung für Das, was eigentlich dem Dichter am Herzen liegt, die Bedrängnisse der Christen im Orient zu schildern und seine Gönner, denen er zugleich Lob spendet, zur Rettung der Unglücklichen aufzufordern. Man fühlt gleich, daß mit dem Zerbrechen der falschen Ringe die Geschichte zu Ende ist, daß Alles, was folgt, dem Dichter persönlich angehört. Es muß ihm also eine Version vorgelegen haben, welche nur erzählte, daß der echte Ring Krankheiten zu heilen vermochte und daß die angestellte Probe die Unechtheit der zwei anderen sogleich enthüllte. Diese findet sich in der That mit einzelnen unwesentlichen Modificationen in den **Gesta romanorum**, einer Sammlung, die gemeiniglich in das 14. Jahrhundert gesetzt wird, welche aber Erzählungen weit älteren Datums in sich vereinigt. Wir können demnach wenigstens drei Darstellungen der bisher erörterten Fassung nachweisen: die Vorlage zum **Dit**, das **Dit** selbst, die Erzählung der **Gesta**.

Diese Fassung nimmt entschieden den christlichen Standpunkt ein; es wird da Partei für den Einen Glauben genommen und auf kürzestem Wege die ausschließliche Wahrheit desselben bewiesen. Die Parabel hat hier keine andere Aufgabe, als den Glaubenssatz in einer sinnlichen Form auszudrücken; es fehlt ihr die Pointe, jener verborgene Sinn, welcher allein der Parabel ihre Berechtigung gibt. Es ist daher, wie schon mehrfach hervorgehoben worden ist, sehr wahrscheinlich, daß in dieser Fassung nur eine christliche Verarbeitung jener Erzählung zu erkennen sei, nach welcher die Entscheidung über die Echtheit des einen unter den drei Ringen nicht stattfindet. Eine ausführliche Untersuchung über Entstehung und Schicksale der Parabel soll nach Tobler, dem Herausgeber des **Dit**, bald von anderer Seite erfolgen, und man darf auf die Ergebnisse derselben gespannt sein. Vorderhand kann man auf die sehr glaubwürdige Meinung Jener verweisen, welche den Ursprung der Erzählung bei den Juden suchen. Diese waren allerdings nicht weniger, als die Bekenner anderer Religionen von der Echtheit *ihres* Ringes überzeugt und sprachen sich in ihrem Innern gegen andere Meinung eben so ablehnend aus; sie allein aber hatten Grund, sich mittelst einer sinnigen Parabel der Gefahr zu entwinden, entweder ihren Glauben als falsch zu erklären oder den Zorn der mächtigen Andersgläubigen zu erregen.

Tobler selbst hat seine Erörterungen über das Gedicht auf die philologische Seite beschränkt und hat da seine anerkannte Meisterschaft in glänzender Weise wieder bethätigt.

2. Prof. Ernst Martin in Freiburg, der sowohl die germanische als die romanische Philologie mit ausgezeichnetem Erfolge pflegt, hat eine neue Ausgabe des **Fergus**[1]), eines Romanes aus dem Kreise der Tafelrunde, veranstaltet. Das Gedicht war zuerst durch Franzisque Michel nach einer Handschrift der großen Pariser Bibliothek veröffentlicht worden; der betreffende Band, gedruckt für den Roxburge Club, gehört jedoch, wie alle derartige für einen ganz kleinen Kreis bestimmte Publicationen, zu den größten Seltenheiten. Martin legte seiner Ausgabe eine andere dem Herzoge von Aumale gehörige Handschrift zu Grunde und war bestrebt, den Anforderungen der Kritik zu genügen. Die Beschaffenheit des Materials machte ihm dies, wie er mit anerkennenswerther Offenheit in der Einleitung erklärt, nicht überall möglich; indessen ist es ihm gelungen, einen Text zu liefern, welcher in jeder Richtung den seines Vorgängers bei weitem übertrifft. Eine sorgfältige Einleitung, sowie zahlreiche Anmerkungen sorgen für das Verständniß des Denkmales in ausgiebigem Maße. — Das Gedicht rührt von einem **Guillaume le clerc** her und gehört aller Wahrscheinlichkeit nach dem Ende des 12. Jahrhunderts an. Der Einfluß Chrétien's von Troies, des bedeutendsten Dichters,

[1]) **Fergus, Roman von Guilaume le clerc herausgegeben von Ernst Martin, Halle, 1872.**

Digitized by Google

welchen die altfranzösische erzählende Kunstpoesie hervorgebracht, ist unverkennbar; nicht bloß in manchen Situationen (besonders aus dem Perceval), sondern auch im Style, im Gebrauche einzelner Wendungen u. s. w. begegnet man directer Nachahmung. Und so läßt sich erklären, daß der englische Litterarhistoriker Madden, dem die Schlußverse des Gedichtes, in welchen sich der Dichter nennt, gewiß unbekannt geblieben sind, sich veranlaßt finden konnte, den Fergus Chrétien selbst zuzuschreiben. Guillaume trat auf würdige Weise in die Fußstapfen seines Vorgängers; seine Dichtung zeichnet sich vor anderen ähnlichen Romans d'aventures vortheilhaft aus. Während diese häufig durch eine wunderliche Verkettung von Abenteuern, welche den Helden immer fort von seinem eigentlichen Ziele ablenken, die Geduld des Lesers auf harte Proben setzen, weiß Guillaume seinen ebenfalls reichhaltigen Stoff so geschickt zu ordnen, daß das Interesse immer wach bleibt. Ein frischer Geist weht durch die ganze Dichtung, und einzelne Stellen sind mit ansprechendem Humor behandelt. Jeder Freund der altfranzösischen Poesie muß dem gelehrten Herausgeber, welcher jetzt eine größere Arbeit über den Roman de Renart vorbereitet, zu wahrem Danke für seine erfolgreiche Thätigkeit verpflichtet sein.

---

* Ueber die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europa's.

Dies ist der Titel einer Abhandlung, welche Professor v. Miklosich der phil. hist. Classe der k. Akademie der Wissenschaften in der Sitzung vom 21. Februar vorgelegt und deren hochinteressante Resultate der Anzeiger der Akademie bereits der Oeffentlichkeit übergab.

Die Jahrtausende im Leben der Völker, die von allem Anfang geschichtlicher Erinnerung liegen und über denen bis vor kurzem ein undurchdringlicher Nebel lag, der kaum durch das Zwielicht des Mythos und der Sage hie und da zertheilt wurde, beginnen durch die Leuchte der Wissenschaft sich unserem Auge immer mehr und mehr zu erhellen, seitdem man in der einen großen Urkunde, die uns aus grauer Vorzeit erhalten ist, lesen zu lernen anfing. Wir meinen die Sprachen der Völker. Wir erfahren hinsichtlich der in Europa ansäßigen Stämme, daß diese eine ursprüngliche Einheit bildeten, daß sie successive sich aus dieser losgelöst und auf neuem Boden, unter neuen Einflüssen zu besonderen Individualitäten sich herausgebildet; wir erlangen immer neue Züge, das Culturbild der einzelnen Entwicklungsstufen zu beleben; wir vermögen die Beziehungen und den Zusammenhang der verschiedenen Stämme immer schärfer zu fassen. Die Sprache, die mit den Völkern geworden, trägt zu tiefe Spuren dieses Werdens, als daß diese im Laufe der Zeit hätte ganz verwischt werden können. Das Capital an Wurzeln, die mehr Stämme gemeinsam haben, bezeichnet ziemlich sicher die Culturhöhe, welche dieselben in noch ungelöster Gemeinschaft erstiegen. Diese Verwerthung der Urkunde der Sprache ist allenthalben anerkannt, aber das dabei einzuhaltende Verfahren von phantastischen Zuthaten nicht ganz frei, und dazu leidet es, wie nicht zu verkennen, an einer gewissen Unsicherheit, die nicht früher schwinden wird, bevor es nicht durch die Lösung vieler analoger Probleme zu fester Regel gelangt.

Miklosich hat dazu in den letzten Jahren wichtige Beiträge geliefert. Er hat durch die Untersuchung der Sprache der Griechen, Magyaren, Albanesen neue, unschätzbare Thatsachen über die innere Entwicklung dieser und ihre Beziehungen zu anderen Stämmen, mit welchen diese in Berührung kamen, zu Tage gefördert, und die Art der Beziehungen, die Stärke des Einflusses, den Sprachen auf einander zu nehmen pflegen, uns kennen gelehrt. Dieselben Ziele verfolgt die Abhandlung über die Zigeunersprachen,

Digitized by Google

Durch eine Analyse derselben gelingt es die dunklen Schicksale dieser interessanten Race zu erhellen, über welche die Geschichte uns fast alle Auskunft versagt.

Wissen wir ja nicht einmal genau die Zeit, wann die Zigeuner in Europa eingewandert seien. Denn daß sie Timur 1399 aus ihrer indischen Heimat verdrängt und daß sie in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts zwischen 1417 und 1438 den Boden dieses Welttheils betraten, widerlegt sich durch den Bericht von Simeon Simeonis, der sie schon 1332 auf Cypern kennt und durch altslovenische Urkunden der walachischen Vojvoden Vlad II. und Mirča aus den Jahren 1386 und 1387, durch welche eine von Vladislav gemachte Schenkung von Zigeunern bestätigt wird.

Die Untersuchung der Sprache ist eine weitere Instanz gegen diese Annahme. Dieselbe stellt eine in der geschichtlichen Ueberlieferung nicht gegebene Thatsache fest. Die Zigeuner müssen einen lange dauernden Aufenthalt unter Griechen genommen haben, bevor sie in getheilten Strömen ihre Wanderung durch Europa antraten. Denn das Griechische hat an die Zigeuneridiome nicht bloß ein großes Capital neuer Wurzeln und Wörter geliehen, sondern hat auf den Organismus derselben umgestaltend eingewirkt. So acceptirten dieselben den Ausgang der griechischen Substantiva masculina auf os, wie in golumbos, senkos, čeros u. a.; sie acceptirten aus dem Griechischen den den asiatischen Zigeunern fremden Artikel „o" und „i" (griech. ὁ und ἡ), wie auch slavische Sprachen in Folge langen Zusammenwohnens mit Deutschen von diesen den theilweisen Gebrauch des Artikels entlehnten.

Ein von Griechen also bewohntes Land und wegen der den griechischen zur Seite stehenden bulgarischen Elemente der Zigeunermundarten etwa das alte Thracien, ist die Urheimat der gegenwärtig in der Stärke von 600.000 Seelen auf ganz Europa vertheilten Zigeuner. Es ist bezeichnend, daß noch im vorigen Jahrhundert die Gegend zwischen Abydos und Philippopel unter allen Provinzen des osmanischen Reiches am meisten mit Zigeunern bevölkert war und daß diese gegenwärtig noch in der Türkei, den Donaufürstenthümern, Bessarabien, Siebenbürgen und dem Temesvarer Banat am zahlreichsten wohnen.

Die Zigeuner zerfallen in mehrere Gruppen: 1. die türkische; 2. die rumänische mit Einschluß der südrussischen Zigeuner; 3. die ungarische; 4. die mährisch-böhmische; 5. die deutsche; 6. die polnische; 7. die nordrussische; 8. die finnische; 9. die scandinavische; 10. die englische; 11. die italienische; 12. die spanische. Diese verschiedenen Gruppen sprechen nur ein in seinen Grundzügen gemeinsames Idiom, das durch die Sprache des Volkes, unter dem sie wohnen, noch mehr aber durch die Sprache der Völker, mit denen sie auf ihren Zügen in Berührung kamen, modificirt ist. „Dabei ist zu beachten, daß die einzelnen Zigeunergruppen seit Langem, wohl seit Jahrhunderten, ihre Wanderungen regelmäßig auf ein politisch oder ethnographisch abgegränztes Gebiet beschränken und daß sie nie in das einmal verlassene Gebiet zurückwandern. Man wird daher bei den polnischen Zigeunern nie russische, bei den türkischen nie etwa magyarische Wörter finden."

Auf Grund dessen läßt sich ein doppelter Strom, der aus der Urheimat der Zigeuner sich nach verschiedenen Richtungen ergoß, mit ziemlicher Genauigkeit verfolgen. Einmal verließ eine Schaar von Zigeunern das alte Thracien, berührte auf seinen Zügen die Rumänen, Magyaren, Deutschen, Polen, überall hinreichend lang verweilend, um im lebendigen Verkehr aus dem Sprachschatz dieser Völker sich Wörter zu entlehnen (so z. B. von den Griechen: drom Weg δρόμος, petalo Hufeisen πέταλον, forjus Stadt φόρος; von den Slaven: blata Koth blato, kirlo Kehle grlo: von den Magyaren: arpa Getreide árpa Gerste, dombo Hügel domb; von den Deutschen: akra Acker, berga Berg, felda Feld; von den Polen: brona Egge brona, dzivo Wunder dziw), bis derselbe den Norden von Rußland erreichte.

Digitized by Google

Rascher gelangt zum Ziele seiner Wanderung ein anderer Zweig, die spanischen Zigeuner, die nicht etwa, wie man annimmt, direct aus Egypten in ihre jetzige Heimat gelangten, sondern, nachdem sie eine Zeit unter Griechen und Südslaven gelebt, in raschem Zuge den Weg aus dem Südosten nach dem Südwesten zurückgelegt; denn nur griechische und südslavische, nicht aber deutsche oder romanische Bestandtheile zeigt uns ihr Dialect. —r—

---

* Aesthetik in Mittheilungen an eine deutsche Frau. Von Dr. J. M. Söltl. Wien, Pest, Leipzig, A. Hartlebens Verlag. 8. 215 Seiten.

Der Verfasser berichtet in einer kurzen Vorrede, daß sein Buch für Frauen und auf Ersuchen von Frauen geschrieben worden sei, welche die ihnen zur Lectüre empfohlenen Werke Richter's, Hegel's, Vischer's, u. A. mit „Lächeln und der Bemerkung zurückgaben, „Das ist ein schönes, gelehrtes, tiefdurchdachtes Werk, aber welche Frau hat Zeit und Lust, sich damit zu befassen?" Der Verfasser dachte hierauf nicht, daß man ja nicht zu betreiben brauche, wozu man sich keine Mühe geben mag, sondern machte sich daran, das Hinderniß des Gelehrten und Tiefdurchdachten, so jenen Büchern anhaftet, möglichst zu beseitigen. Folgen wir ihm auf dieser Bahn. Der erste Abschnitt zeigt uns den Menschen als Künstler. Sophokles, heißt es, hätte in dem bisher noch unentdeckten Trauerspiel Iphigenie gesagt: viel gewaltiges lebt, doch Nichts gewaltiger als der Mensch. „Wie würde der Dichter staunen, lebte er jetzt und sähe, was indessen die Menschen erfanden." Also: wie wir's so herrlich weit gebracht. Daß der Mensch schon vor ungezählten Jahren mit etwas mehr als zwanzig Zeichen alle Sprachen auszudrücken gewußt, schwindet dem Verfasser vor der Erfindung des Telegraphen, — eine Ansicht, dagegen wir doch feierlichst protestiren möchten. Das heißt wohl: die Zündhölzchenfabrication ist etwas größeres als die Fackel des Prometheus. Diese Selbstpanegyriken des Menschen, zu denen Eisenbahn, Luftballon und Dampfschiff die Töne der Melodie bilden, wie hier, nehmen sich so überaus jugendschriftmäßig aus, daß man sich dabei umsieht, ob es denn wirklich ernst damit gemeint sei. Aus jedem Buche, jedem Worte, das heutzutage seine Zeit zu würdigen weiß, klingt vielmehr das kraftvollste Sehnen nach Besserem, nach Fortschritten ohne Stationspunkte des selbstschmeichlerischen Rückblickes hervor, während diese behagliche Selbstberäucherung an die Einbildungen des Zopfzeitalters gemahnt. Haben wir was errungen, so steht es nur einer zu es zu erkennen, der Geschichte, die Gegenwart darf keine Zeit dazu haben. Indessen, was braucht es bei einem Machwerke dieser Art eine eingehende Kritik, wo doch Citate genügen, um die vollständige Unberufenheit zu documentiren. So wird z. B. Schönheit erklärt als „Gesammteindruck einer Naturerscheinung und eines Kunstwerkes auf den Geist und das daraus entspringende Gefühl der Seligkeit". — Schönheit ist ein Eindruck und ein Gefühl! Aber es mangelt nicht allein die simpelste Schule der Logik, auch eben so sehr die Fachkenntnisse. Was soll man von einem Buche halten, welches nützliche und sogenannte schöne Künste unterscheidet, welches von den Künsten behauptet, sie beabsichtigen das bloße Vergnügen. Es ist so recht die leidige schwatzhafte Art, mit der der Kunstunterricht für Damen leider allerorts beinahe noch abgehaspelt wird; oberflächliche Definitionen, recht viel Anekdoten und affectirte Schöngeisterei der Vergleiche, Apostrophen. Die Künstler vor Raphael existiren für den Verfasser beinahe nicht, oder erhalten, wenn von ihnen die Rede, vom Standpunkte der modernsten Unfehlbarkeit geringschätzige Aburtheilungen. Das ewige Zurückgehen auf Goethe's Kunstschriften ist heutzutage für uns wie für den Ruhm des Dichters kaum gut, die Naturforscher sind in diesem Punkt

Digitized by Google

ihrerseits viel klüger. Und abgesehen von alldem diese Ausdrucksweise! Apollo hat einen Räuber „niedergeboxt", Priape und Faune zeigen „uns ihre gemeine Thiernatur". „Jauchzen gurgelt aus der Freudenquelle der Seele", — manches muthet uns ganz pensionatartig an. In Einem Satze stellt der Verfasser das Factum, daß 10.000 Dampfer die Gewässer der Erde befahren und die stäte Ausbreitung des Christenthums als Beweise des menschlichen Fortschrittes zusammen.

Mit Einem Worte: man kommt nicht aus dem Wundern, wie derlei geschrieben werden kann, ein Buch, dessen Autor vom Dasein des Grundrisses der Kunstgeschichte Lübke's und ähnlicher Werke für die primitivsten Bedürfnisse keine Ahnung zu haben scheint. Eintheilungen, wie epische nnd lyrische Malerei weisen hierauf deutlich hin. — Wir bedauern, daß in der Sammlung gemeinnütziger Schriften, deren neunter Band das vorliegende Buch bildet und die schon manches sehr empfehlenswerthe gebracht hat, ein so wichtiger Gegenstand nicht berufeneren Händen anvertraut worden ist. J.

---

* Krones, Dr. Fr. Die zeitgenössischen Quellen zur Geschichte der Grafen von Cilli mit Einschluß der sogenanten Cillier Chronik. 1341 bis 1456 Graz. 1871.

In Steiermark herrscht auf dem Gebiete der Geschichte seit einigen Jahren eine ungemeine Rührigkeit. Sehr tüchtige Kräfte haben die Erforschung der früheren Jahrhunderte nach allen Seiten des Culturlebens unternommen. Die Mittheilungen und Beiträge des steirischen Geschichtsvereines enthalten viele äußerst werthvolle Publicationen, unter denen die von Ilwof, Luschin, Pichler, vor allem aber die von Franz Krones hervorragen, und wenn es auch dem steirischen Geschichtsvereine eben so wenig wie irgend einem andern in Deutschland erspart sein kann, daß sich sterile und geisttödtende Urkundenabdruckstalente auch hier zuweilen breiter machen, als nöthig wäre, so fallen doch Arbeiten, wie die vorliegende aus dem achten Jahrgange der „Beiträge zur Kunde steiermärkischer Geschichtsquellen", schwer ins Gewicht und sind geeignet das wissenschaftliche Ansehen der Vereinsschriften im Ganzen vollkommen festzustellen. Schon in einem früheren Jahrgang (1870) hat Krones eine äußerst gründliche Arbeit über „die zeitgenössischen Quellen der steiermärkischen Geschichte in der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts" veröffentlicht, in welcher insbesondere die Erörterung über die Chronik des Jakob Unrest eine über die specielle Landesgeschichte hinausragende Bedeutung hat. Bei dem Mangel an guten Quellenübersichten über die Geschichte der einzelnen Länder kann diese fleißige und völlig erschöpfende Thätigkeit des gelehrten Verfassers nicht genug dankbar entgegengenommen werden. Ja man darf sagen, daß gerade diese Methode der Bearbeitung der Quellen, welche den Geschichtsforschern in den weitesten Kreisen zu gute kommt und zugleich die historischen Schätze des Landes in das rechte Licht stellt, allen Geschichtsvereinen zum Muster anempfohlen zu werden verdient. Gerade durch solche Arbeiten werden die Geschichtsvereine ihren Publicationen ein weit über das Locale hinaus gehendes Interesse zu geben vermögen.

Die neueste Publication des verdienten Geschichtsforschers kann als eine Art Vorarbeit für eine Geschichte der Grafen von Cilli betrachtet werden. Das alte Herrengeschlecht von Sonnek, welches durch Kaiser Ludwig den Baier zu der Stellung von Grafen emporgehoben wurde, und unter dem Namen von Cilli eine welthistorische Bedeutung erlangte, hat, wie sich von selbst versteht, seit der Mitte des 14. Jahrhunderts die Aufmerksamkeit der meisten und bedeutendsten Geschichtsschreiber auf sich gezogen. Vollends seit dem aus diesem Geschlechte Kaiser Sigismund seine Gemahlin genommen

Digitized by Google

hatte, erscheint dasselbe neben den mächtigsten Häusern der Zeit in hervorragender Weise thätig. Der tragische Ausgang des Geschlechtes hat dann noch ein übriges gethan, um das Interesse für diese glücklichen und rasch emporgekommenen Dynasten zu erhöhen. Unter solchen Umständen war es natürlich, daß schon das 15. Jahrhundert eine Cillier Grafenchronik hervorgebracht, welche dann im 16. mehrere Bearbeitungen erfahren hat, und offenbar sehr viel gelesen war.

Krones hat nun eine genaue Zusammenstellung aller auf die Cillier bezüglichen Nachrichten aus den älteren Quellen zunächst unternommen und hierauf eine Analyse der Cillier Chronik selbst geliefert. Wir sind darnach in die Lage gesetzt die Angabe der Grafenchronik würdigen und controliren zu können. Es zeigt sich, daß man es im Ganzen mit einer sehr vorzüglichen Arbeit eines zwar späten aber sorgfältigen Autors zu thun hat, welchen Krones in einem der von den Cilliern gestifteten Klöster suchen möchte, ohne jedoch eine bestimmtere Vermuthung über denselben auszusprechen. Zum Schlusse ist eine registerartige Uebersicht über die hervorragendsten Ereignisse im Hause der Cillier vom Jahre 1335 bis zum Jahre 1456 mit Angabe der Quellen für jedes einzelne Ereigniß beigefügt. Ohne Zweifel ist niemand so ganz in der Lage als Herr Professor Krones, eine vollständige Geschichte der Dynasten von Cilli zu schreiben. Was bis jetzt veröffentlicht ist, ist Stückwerk geblieben, obwohl einzelne nahmhafte Gelehrte wie Birk lange Zeit in der Ausführung eines solchen Unternehmens begriffen gedacht wurden. Eine kleinere Arbeit über die letzten vier Lebensjahre des Grafen Ulrich II. von Cilli, welche kürzlich bei Braumüller in Wien erschienen ist, zeigt zwar guten Willen, aber läßt die Reife vermissen. So wünschen wir denn, daß die lohnende und abschließende Behandlung der in alle Theile österreichischer Geschichte eingreifenden Grafen-Historie von Cilli, nicht allzulange auf sich warten lasse.

Nekrologie.

Im vorigen Monate hatten Kunst und Wissenschaft noch folgende Verluste zu beklagen:

Florian Schmidt, Chor-Rector und Componist in Reichenberg, † am 11. Februar. — Dr. Franz Fieber, jubilirter Director der Hülfsämter des k. k. Kreisgerichtes in Chrudim, Mitglied von fünfundzwanzig gelehrten Gesellschaften und bekannter Naturforscher, † am 22. — Arnošt Vilský, böhmischer Schriftsteller und Technologe, † am 23. in Přibram. — Dr. Mathias Steinmaßler Ritter von Steinwall, gewesener Leibarzt des Herrn Erzherzogs Karl, Mitglied mehrerer gelehrter Gesellschaften, † im 89. Lebensjahre am 27. in Wien. — Historienmaler Heinrich Petri in Düsseldorf. — Martin Reschner, emeritirter Pfarrer und Geschichtsforscher in Kronstadt. — Professor Dr. Oehler, Theologe und Orientalist in Tübingen. — Dr. Peter Kaufmann, Professor der Staatswissenschaften in Bonn. — Professor G. L. Gianelli in Florenz. — Samuel Haberstich, bekannt unter dem Namen A. Bitter, geboren zu Ried im Canton Bern, Dichter und Novellist. Sein „Patriotenspiegel" unter dem Pseudonym Jeremias Gotthelf jun. und seine „Geschichte aus dem Emmenthal" machten ihn auch außerhalb bekannt. — Dr. H. Evenius, einer der berühmtesten Aerzte Rußlands und Professor in Moskau. — Sir Thomas Phillips, der größte Bücherfammler der modernen Zeit, er hinterließ die bedeutendste Privat-

Digitized by Google

bibliothek, namentlich werthvolle Klosterurkunden, in England. — Graf Prosper Zborowski, polnischer Musiker und Componist. — Dr. Ferdinand Donandt, hervorragender Jurist in Bremen. — Ferdinand Pettrich, 1789 zu Dresden geboren, hervorragender Schüler Thorwaldsens, Leiter einer Kunstakademie in Brasilien, † am 14. Februar in Rom. Aus seinen letzten Jahren rührt eine interessante Sammlung indianischer Charaktertypen her. — Dr. M. A. Levy, Sprachforscher, † in Breslau am 22. — Dr. Martin John Spalding, Erzbischof von Baltimore und Primas der katholischen Kirche in den vereinigten Staaten, geboren 1810 im Staate Kentuky, † am 8. Februar im Baltimore. Spalding machte sich als eifriger Vertheidiger der päpstlichen Infallibilität bemerkbar; von ihm ist eine Reihe gelehrter theologischer Werke vorhanden. Um die Verbreitung der katholischen Kirche in America erwarb er sich durch die Gründung von Kirchen, Schulen und Wohlthätigkeitsanstalten große Verdienste. — In Chicago der geniale Ingenieur Gindele, ein Deutscher. Gindele war es, von dem der kühne Plan, Chicago mit Trinkwasser durch den unterseeischen Tunnel zu versehen, hauptsächlich ausging.

Im März: Konrad Halder, Landesschulinspector in Böhmen, † am 3. in Prag. — Rudolf Hirsch gestorben in Wien am 10. März im 59. Lebensjahre, Dichter, Compositeur und Musikkritiker. Von seinen Dichtungen verdienen besonders genannt zu werden: „Der Irrgarten der Liebe", ein Buch, dessen sieben Auflagen im Buchhandel gänzlich vergriffen sind, „Eulenspiegels Tagebuch", der Novellenkranz „Siesta". — Emanuel Straube, Schriftsteller und jubilirter Hülfsämter Director, im 71. Lebensjahre in Salzburg. — Franz Bauer, Professor der Bildhauerei an der Akademie der bildenden Künste in Wien, 75 Jahre alt, am 15. März. — Franz Xaver Pritz, Chorherr des Stiftes St. Florian, correspondirendes Mitglied der kaiserl. Akademie der Wissenschaften, Pfarrer zu Ansfelden, am 22. im 81. Lebensjahre. — Joseph Elßler, Bruder der berühmten Tänzerin Fanny Elßler, gewesener Musikdirector, Chormeister und Gesanglehrer in Berlin, 72 Jahre alt. — Dr. Theodor Goldstücker Professor des Sanskrit am Londoner University College, Präsident der philologischen Gesellschaft, am 7. in London. Der Tod traf ihn mitten ihm regsten Schaffen. Sein Sanskrit-Lexicon ist erst bis zu wenigen Lieferungen gediehen, seine Abhandlung über die Sanskritpartikeln ist noch Manuscript. — Nicola Bordević, bekannt als serbischer Dichter, k. k. österreichischer Oberlieutenant in Pension, † in Karlstadt am 6. März. — Gabriel Südfeld, hebräischer Forscher, 73 Jahre alt, in Pest. — Salomon, Bischof von Salerno, am 9. in Neapel. — Nicolo Malar, Architekt in Florenz. — Cochin, Mitglied der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften und Schriftsteller in Versailles. — J. C. Hauch, dänischer Conferenzrath und hervorragender Dichter, im 81. Lebensjahre in Kopenhagen. — Michel Lévy, Director der medicinischen Schule von Val-de-Grace in Paris. — Pictet de la Rive, Professor der Zoologie und der vergleichenden Anatomie in Genf. — Lord Lousdale, Erfinder der Postmarken in London. — Giuseppe Mazzini, italienischer Publicist, in Pisa, 64 Jahre alt. —

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die akademischen Publicationen ungarischer Geschichtsquellen von 1850 bis 1870|71.

Besprochen von F. Krones.

Was wir Cisleithanier über die Nachbarn jenseits der Leitha auch denken mögen, Eines ist sicher, — ihr Patriotismus hat in so manchen löblichen Dingen einen kräftigen Schwung und die Pflege heimatlicher Geschichte ist nicht die letzte Thätigkeitsäußerung dieses lebendigen Gemeingefühles. Es liegt dies auch im Wesen einer Nation von so genährtem Selbstgefühle, einer Nation, die immer auf ihre historischen Rechte und Staatsformen zurückgreift, unablässig das Andenken einer bewegten Vergangenheit in sich auffrischt und jedem Ereignisse, jeder Persönlichkeit dieser nationalen Vergangenheit eine hervorragende Bedeutung einräumt.

Ueberwiegt nun auch in der ungarischen Geschichtschreibung, dem Nationalgeiste entsprechend, der patriotische Subjectivismus und das rednerische Pathos, so läßt sich doch nicht läugnen, daß man in maßgebenden Kreisen das Bedürfniß umfassender und mikroskopischer Quellenforschung erkennt und daß für die Veröffentlichung neuen Quellenstoffes seit Jahren ernstliche und erfolgreiche Anstrengungen gemacht werden. — Sie zu besprechen ist Aufgabe dieser Zeilen. —

Einer der bedeutendsten Historiker Ungarns, Anton Szalay, empfand den hemmenden Abgang allseitiger kritischer Vorarbeiten; er gab zu, daß der Stoff zu einer „künstlerisch durchgebildeten" Geschichte Ungarns noch zum großen Theile „in den Schachten" ruhe, in die man hinabsteigen müsse, um dort seine Bedürfnisse als Historiker zu decken und daß „so lange die Idee der Arbeitstheilung nicht vollständig in Anwendung gebracht werden kann, — der Arbeitende abwechselnd den Handwerker und Künstler abzugeben genöthigt sei." [1])

Szalay schrieb dies im Jahre 1851, zwei Dezennien somit nach der Schöpfung der „ungarischen gelehrten Gesellschaft" oder „ungarischen Akademie" (Magyar tudós társaság v. Magyar akademia), also in einer Zeit, wo längst die Idee der Arbeitstheilung Aussicht hatte, auf dem Boden der Geschichts-

---

[1]) Im Vorworte z. I. Bande seiner Geschichte Ungarns (Magyarorszag története). 1851.

Digitized by Google

forschung Ungarns ihre körperschaftliche Pflege und fachmännische Verwerthung zu finden. — Aber das bewegte politische Leben in den Jahren 1830—1848, die gewaltigen Stürme von 1848—1849 und der begreifliche Rückschlag dieser Erschütterungen, — andrerseits der Mangel an Persönlichkeiten, welche jene Muße, Schulung und Selbstverläugnung besaßen, deren die Aufspürung und Kritik der Quellen bedarf, und endlich die langathmigen Schwierigkeiten, die mit der Organisirung von Arbeiten verschiedener Kräfte nach verschiedenen Richtungen zu Einem gemeinsamen Ziele verbunden sind, — alle diese Hemmnisse äußerer und innerer Natur machen es klar, weßhalb es noch immer an neuen systematischen Quellensammlungen zur Geschichte Ungarns gebrach und die Epoche von 1830 bis 1850 in dieser Beziehung hinter den Leistungen der letzten Dezennien des achtzehnten Jahrhunderts zurückblieb. Man denke nur an die Materialfülle, welche der treffliche, gewissenhafte Pray aufbrachte und in seine Annales regni Hungariæ verwob, an die Stoffmasse, die der unermüdliche Katona in den 45 dickleibigen Octavbänden seiner Historia critica regni Hungariæ zu ordnen versuchte, an die Quellensammlungen eines Schwandtner, Kovachich, K. Wagner, an Horányi's Editionen und bibliographische Arbeiten, an Schwartners diplomatische Arbeiten, — Kaprinay's und Kollers nicht zu vergessen. — Engels Monumenta Ungrica (1809) und Rumy-Kazinczy's „Monumenta Hungarica: azaz magyar emlékezetes irások (1817) konnten nur wenig das wachsende Bedürfniß decken. [1])

Nur eine so enorme Belesenheit, wie die Fesslers, konnte den zerstreuten Quellenwust nothdürftig überschauen und zusammenhalten. Und wie sauer ward ihm und seinem Zeitgenossen Engel die Arbeit einer Geschichte Ungarns bei der schlechten Beschaffenheit und den ungeheuren Lücken des historischen Materials. Mußten doch auch Michael Horváth und A. Szalay noch später mit den gleichen Schwierigkeiten kämpfen.

Dem Bedürfnisse nach guten, kritischen Sammlungen des Quellenstoffes für die erste Epoche des ungarischen Staatslebens kamen wohl die Arbeiten St. Endlichers: seine Ausgaben des Anonymus Belæ, der Gesetze Stefans des H., vor allem aber die aus seinem Nachlasse veröffentlichten Monumenta historica Hungariæ Arpadiana entgegen [2]), und der fabelhaft fruchtbare Polyhistor

---

[1]) Ich verweise bei dieser Gelegenheit auf die gehaltvollen Erörterungen in Fleglers „Beiträgen zur Würdigung der ungarischen Geschichtschreibung" im 18. 19. Bande der hist. Zeitschrift v. Sybel, 1867—1868, und meinen vor 10 Jahren erschienenen Aufsatz in den „Stimmen der Zeit", 1862, Nr. 15, S. 505—521: „Die magyarische Geschichtschreibung der Gegenwart und ihre Entwicklung als vaterländische Historiographie". Die vorliegende Skizze verfolgt einen anderen Zweck.

[2]) Auch das Chronicon Dubnicense (vgl. Kéza, Chron. Budense-Thuróczy) in den Wiener Jahrbüchern der Litt., 1826, und seine Publication: „Aus den Denkwürdigkeiten der Helene Kottanerin", 1846, — verdienen Erwähnung

Digitized by Google

Georg Fejér hat das Verdienst, einen vielbändigen Codex Hungariæ diplomaticus ecclesiasticus et civilis hergestellt zu haben, der bis an die Schlußhälfte des 15. Jahrhunderts reicht. Wer diese riesige Publication in 40 starken Bänden genauer untersucht, findet allerdings bald heraus, wie flüchtig und kritiklos dieser Gelehrte mit den Originalien und Abschriftenstöße verfuhr, welche letztere in den wahrhaft riesigen Sammlungen eines Hevenessy, Kaprinay, K. Wagner und Jankovich aufgestapelt lagen und von Fejér nur zu oft ohne alle Revision, Vergleichung u. s. w. zum Abdrucke befördert wurden. Daher der ungeordnete Wust, die zahllosen Lese- und Druckfehler in manchen Partien, deren Vorbereitung für die Presse überhastet wurde, daher der empfindliche Uebelstand, daß eine und dieselbe Urkunde öfters mehrmal unter abweichender Zeitangabe eingerückt oder in den Nachträgen wiederholt erscheint, daher endlich die bedauerliche Mangelhaftigkeit der Inhaltsüberschriften und Regesten, der Datirungen, der Reductionen in den Personen und vor allem in den Ortsnamen. — Gerne würde man die fast unübersehbaren Dissertationen, mit denen fast alle Bände des Codex diplomaticus ausgestattet erscheinen, preisgeben, wenn der allerdings ungemein fleißige, erstaunlich productive und belesene Verfasser mehr für die innere Durchbildung seines riesigen Urkundenwerks Sorge getragen hätte. Denn zum kritischen Historiker war er nicht geschaffen und an Gründlichkeit und Tiefe überboten ihn die Chorführer der früheren Epoche, ein Pray, Katona, mit denen sich Fejérs wissenschaftliche Laufbahn noch innig berührt.

Immerhin ist Fejérs Codex diplomaticus [1]) eine bedeutende, dankenswerthe That, bei der wir nie vergessen dürfen, daß sie ein Privatmann zu Stande brachte. Endlichers und Fejérs Leistungen eröffnen in Hinsicht der Publication historischer Denkmäler Ungarns eine neue Aera. Wir möchten sie die Uebergangsepoche zu den akademischen Publicationen der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts nennen [2]).

Denn nur eine von bedeutenden Mitteln und nationalem Interesse genährte Vereinigung von Fachmännern konnte eine planmäßige, allseitige Arbeitstheilung und zunächst eine Theilung und Organisirung der Vorarbeiten für Quelleneditionen durchführen. Die früheren, der ungarländischen Geschichtspflege befreundeten Zeitschriften, wie z. B. die treffliche, leider kurzlebige „Zeitschrift von und für Ungarn", red. von Schedius (1802—1804), Felsö Magyarország Minerva („Oberung. Minerva"; Kaschau 1825—1828), Árpádia

[1]) Erschienen zu Ofen 1829—1844 in XI tomis, die im Ganzen 40 volumina ausmachen. Fejér ist einer der fruchtbarsten Schriftsteller; seine theolog. histor. polit. geogr. schönwiss. Schrr. würden eine ganze Bibliothek füllen.

[2]) Zu den fleißigsten Stoffsammlern und Editoren dieser Epoche zählt auch Podhradczky, der Herausgeber des Kéza (1833), der vita S. Stephani Hartvici (1836), des Chronicon Budense (1841) und Verfasser zahlreicher Abhandlungen.

Digitized by Google

(1833—8) und die ausdauernderen Hefte der von Fejér begründeten Tudományos gyüjtemény („Wissenschaftliches Magazin", 1817; 1819 — 1841) konnten aus Mangel an Fonds und durchgreifender Theilnahme das Erforderliche nicht leisten.

Die ungarische Akademie, in ihrer ersten Organisation vor 1848/49, der großen Umwälzungsepoche, hatte sich als periodische Veröffentlichungen der wissenschaftlichen Thätigkeit ihres Kreises: 1. die Jahrbücher (t. t. évkönyvei; 1833—1846, 7 Bde.; 1860 8. Bd.); 2. das „Wiss. Archiv" (tudománytár; 12 Bde. 1834—1836; N. F. 1837—1844, 16 Bde.); 3. den „Akad. Berichterstatter" (m. a. értesitö; 1840—1, 1843—4; 1847, 1848) geschaffen, die neben den anderen wissenschaftlichen Zwecken auch der vaterländischen Geschichtskunde und Forschung dienten [1]).

Aber wie bedeutsam auch die Anläufe zur archivalischen und Quellenforschung in diesen Publicationen erscheinen, zur systematischen Veröffentlichung der urkundlichen und annalistisch-pragmatischen Geschichtsdenkmäler Ungarns konnte erst die Pester Akademie in ihrer Neugestaltung nach der großen politischen Krise gelangen.

Aus dem Kreise der periodischen Veröffentlichungen der reorganisirten Akademie greifen wir nun jene heraus, die von der geschichtswissenschaftlichen Section (történet tudományi osztály) besorgt werden und die oben berührten Zwecke verfolgen.

Den Anfang möge die wichtigste machen. Es sind dies die Monumenta Hungariæ historica (magyar történelmi emlékek) in zwei Abtheilungen: a) Urkundensammlung (okmánytár), b) Geschichtschreiber (irók); beide gebieten bereits über eine stattliche Reihe von Bänden.

Den Reigen eröffneten die Urkundensammlungen. Michael Horváth, der bekannte Historiker und Cultusminister der Bewegungszeit, benützte die Jahre des Verweilens in der Fremde, um besonders im Brüsseler Reichsarchive und in der burgundischen Bibliothek jenen Schatz von Aufzeichnungen, der seit den Tagen Karls V. und seiner Schwester Maria hier aufgespeichert wurde, im Interesse der Geschichte Ungarns zu heben. Was Horváth (Hatvani) in den ersten vier Bänden der Monum. Hung. h. (1857—1859) mittheilt, sind Briefe, Actenstücke u. dgl. aus der Zeit von 1526—1652, abgesehen von ein paar Stücken, die ins 15. Jahrhundert zurückgreifen. Die meisten Correspondenzen und Berichte sind in lateinischer oder in romanischen Sprachen abgefaßt; seltener begegnet uns ein Document in anderem Idiome. Der Stoff ist reich an will-

[1]) Wir finden darin Aufsätze und Abhandlungen von Czech, Czuczor, Jászay, Jerney, Luczenbacher, Pézcely, Podhradcky, Szlemenics, Sztrokay u. a. Die bedeutendsten sind auch in Sep.-Abdr. mitunter verbreitet. Auch Graf Teleki, der Verfasser von Hunyadiak kora Magyarországon (das Zeitalter der Hunyaden in Ungarn) 1852—1857, und Michael Horváth zählten zu den Mitarbeitern.

Digitized by Google

kommenen Aufschlüssen über die Politik der habsburgischen Brüder, Karl V. und Ferdinand I., in der ungarisch-türkischen Frage, wodurch die bezüglichen Publicationen eines Buchholtz, Gévay, Lanz, Heyne, Gachard, Muffat u. a. wesentliche Ergänzungen finden. Die Schlußabtheilungen verbreiten sich über die Zeiten Maximilians II. und Rudolfs II. bis über den verhängnißvollen Wiener Frieden hinaus und betreffen weiterhin die Zeiten Mathias', Ferdinands II. und Ferdinands III. (bis 1652). Besonders belehrend sind die Actenstücke aus der Zeit der ständischen Bewegung, welche der Entthronung Rudolfs II. vorherging, so z. B. die Berichte des Agenten Vischer an Erzherzog Albrecht, den Bruder des Kaisers, wenn man dazu das Material bei Hammer-Purgstall im Leben des Cardinals Khlesl, bei Hurter, Gindely, Chlumecky, zu Ritters Geschichte der deutschen Union und in den bezüglichen Werken Ranke's vergleichsweise anzieht. — Horváth hat diese diplomatischen Quellen zunächst in seinen 1859 erschienenen „Skizzen aus der ungarischen Geschichte" (raizok a magyar történelemböl) verwerthet. Sie umfassen die Zeit von 1526—1608 und liefern unter Anderem eine ausführliche Lebensgeschichte Martinuzzi's, deren Tendenz auf die Ehrenrettung des Staatsmannes und Kirchenfürsten hinausläuft [1]).

An diese vier ersten Bände der einen Abtheilung der Monumenta Hungariæ schloß sich als fünfter (1859) eine Sammlung von Materialien für die Geschichte Ungarns, aus Londoner Archiven, von H. Simonyi. Die Einleitung bespricht an 24 Archive und Bibliotheken der englischen Metropole und deutet deren Reichthum sachlich und ziffermäßig an. Der Inhalt selbst liefert 60 Stücke, deren Hauptzahl in lateinischer, englischer und italienischer Sprache der Geschichtsepoche Ungarns von 1521—1538 angehört; 9 Stücke fallen in die Zeit von 1539—1598; 5 betreffen die Jahre 1602—1686, unter diesen bietet das meiste Interesse ein Tagebuch des englischen „Engineers", Mr. Jacob Richards über die Belagerung und Erstürmung Ofens i. J. 1686 (S. 248 bis 274). Endlich wird uns noch ein halb Dutzend willkommener Briefe Franz Rákóczi's II. an den Cardinal Philipp Gualterio geboten, die in die Zeit der ungarischen Emigration auf den Boden Frankreichs (1714—1717) fallen [2]).

Die Akademie mußte jedoch vor allem auf eine zeitgemäße Ergänzung und Sichtung des Fejér'schen Codex diplomaticus ihr Augenmerk richten und dem Bedürfnisse nach einem chronologischen Verzeichnisse seiner Urkunden, andrerseits nach einem Index zu diesem vielbändigen Werke entgegenkommen. In dieser Richtung lieferten zwei Akademiker das Gewünschte. Die leichtere Auf-

---

[1]) Es sind im Ganzen 10 Abhandlungen, davon die über Martinuzzi zwei Drittheile des ganzen Buches ausmacht. Veröffentlicht wurden sie unter dem Pseudonym Hatvani, unter welchem auch die ersten Bände seiner neu bearbeiteten Geschichte Unaarns (Magyarország története, 6 Bände, 1860 ff.) erschienen. M. Horváth ist nämlich von Hatvan (1809) gebürtig.

[2]) Es steht noch ein weiterer Band in Aussicht.

Digitized by Google

gabe, nämlich das chronologische Verzeichniß der Urkunden des Fejér'schen Codex, ohne Rücksicht auf ihren Inhalt, löste F. Knauz in dem „Jahresweiser" (44 SS.) (évmutató Fejér György okmanytárának); der schwierigeren, eines umfassenden Personal- und Realindex, unterzog sich M. Ezinár (Fejér György Magyarországi okmanytárának betürendü tárgymutatója; XVI. u. 519 SS.). Die nächsten acht Bände (VI—XIII) der Mon. Hung., I. Abth., waren der Ergänzung des Fejér'schen Codex in seiner ersten Abtheilung, welche die Urkunden der Arpáden-Zeit umfaßt, gewidmet. G. Wenzel [1]), bekannt als einer der rührigsten Akademiker und fruchtbarsten juridisch-historischen Schriftsteller Ungarns, übernahm die Herausgabe des Codex diplomaticus Arpadianus continuatus et novus, der, seit dem Jahre 1860 veröffentlicht, ziemlich rasch sich entpuppt und noch weitere vier Bände oder mehr umfassen soll. Der erste Band (f. d. J. 1001—1235) enthält zugleich die anhangsweise Rechtfertigung der Methode und des Zweckes dieser Ergänzungsarbeit in den „kritischen Bemerkungen über den die Arpaden-Zeit betreffenden Theil des Codex dipl. Hungariæ eccl. et civ. von G. Fejér".

Wie gerne wir nun auch der Richtigkeit dieser Bemerkungen beipflichten und die Mängel der Fejér'schen Arbeit noch schärfer betonen wollen, so können wir doch auch nicht die Wahrnehmung unterdrücken, daß dieser von Wenzel besorgten akademischen Publication wesentliche Gebrechen anhaften. Einmal scheint der Herausgeber die Schwierigkeiten einer solchen Urkundenedition für das geläuterte Bedürfniß und angesichts der mit Recht strengen Forderungen moderner Geschichtswissenschaft viel zu leicht genommen zu haben. Nur diese in äußerer und innerer Urkundenkritik wurzelnden Forderungen können uns den Wust bloßen Urkundenabklatsches vom Leibe halten, und wenn wir auch mit dem Herausgeber über das Wesen „historischer Kritik" nicht rechten wollen, so viel muß er uns doch selbst einräumen, daß bei einem akademischen Urkundenwerke die paläographisch-diplomatischen Kriterien nicht vernachläßigt werden dürfen. Wenzels Einleitung zum ersten Bande spricht wohl immer und immer wieder von der Herstellung der Geschichtsquellen in ihrer ursprünglichen Reinheit, aber die Verwirklichung dieser Aufgabe ist eben durch jenen „graphischen" und „diplomatischen" Gesichtspunkt bestimmt, von dem sich Wenzel etwas zu spröde abwendet, und in dieser Beziehung hat der junge Franz Kubinyi keineswegs fehlgegriffen, wenn er in seiner selbstständig edirten Sammlung árpádischer Urkunden für diesen Gesichtspunkt und gegen Wenzel das Wort erhebt [2]). Was

---

[1]) Eine seiner frühesten Arbeiten bezog sich auf das Schemnitzer Stadt- und Bergrecht. S. Wiener Jahrbücher, 1840; dann kamen dalmatinische Localstatute an die Reihe; Studien über die Marmarosch, Regesten zur Geschichte der Stadt Ofen u. s. w. Ersteres im Arch. f. K. ö. G. 1849, das Weitere im tört. tár. Ueber seine Thätigkeit für die Monum. Hung hist., vgl. das weiter u. im Text Bemerkte.

[2]) Ueber dieses Werk w. u.

Digitized by Google

einem Fejér nachgesehen werden kann, darf seinem Nachfolger nicht erlassen werden. Ueberdies sind die Urkundenregesten so mager und die nothwendigsten Erläuterungen so dünn gesäet, daß auch in dieser Richtung Fejér nicht überboten, eher nicht erreicht sich zeigt. Alphabetische Indices stehen noch in Aussicht, und da die Regesten des Urkundeninhalts in magyarischer Sprache abgefaßt sind statt in der lateinischen, wie dies bei einer Fortsetzung des Fejér'schen Werkes schon um der Gleichförmigkeit willen, abgesehen von anderen Gründen, minder zweckmäßig erscheint, so findet sich der des ungarischen Idioms unkundige Geschichtsfreund in den acht Bänden ziemlich schwer zurecht.

Aber es ist noch eines zweiten Uebelstandes zu gedenken, der auf eine mangelhafte Organisation und Inszenesetzung des Unternehmens schließen läßt. Jeder nämlich, der die acht Bände durchsieht, fürchtet die Endlosigkeit dieses Codex continuatus et novus, denn die ersten fünf Bände (1860—1864) waren kaum abgeschlossen und in ihnen scheinbar Alles an Nachträgen für die árpádische Epoche (1000—1301) geliefert, als sich eine neue Folge solcher Ergänzungen unvermeidlich erwies. Die bezüglichen drei Bände (6—8) umfassen die Zeit von 890—1272; und noch weitere vier Bände stehen in Aussicht! Wie erfreulich nun auch die Thatsache erscheinen mag, daß der betreffende Urkundenstoff schier unerschöpflich ist, so drängt sich doch jedem Unbefangenen das Bedenken auf, ob es nicht räthlicher gewesen wäre, zunächst in umfassendster Weise zu sammeln und für das Eine große Unternehmen alle jene Kräfte zu gewinnen, die davon ausgeschlossen, durch eigene Veröffentlichungen der akademischen Publication eine wennauch nur zufällige Concurrenz bereiten und ihr so die Geltung als ursprüngliches, möglichst erschöpfendes Ganzes verkümmern. denn kaum waren die fünf Bände des akademischen Codex Arpad. continuatus erschienen, so veröffentlichten K. Ráth und Genossen, E. Nagy, J. Páur und D. Véghely das „vaterländische Urkundenbuch“ (hazai Okmánytár — Codex diplomaticus patrius), dessen erster Band 1865 zu Raab in guter Ausstattung und mit correctem Drucke ans Licht trat. In rascher Folge schlossen sich, bis 1869, drei weitere, ziemlich starke Bände an. Jeder Band, mit brauchbarem Orts- und Personenregister versehen, beginnt mit der árpádischen Epoche und verläuft sich inhaltlich bis in das 17. Jahrhundert. Es sind fast durchwegs Originalien abgedruckt und jede Urkunde von genauen diplomatischen Bemerkungen begleitet.

Die Zahl der Stücke, die dem Zeitraume von 1200—1301 angehören, ist sehr bedeutend und so manche wesentliche Richtigstellung von Abdrücken bei Fejér oder Wenzel darin geboten. Ja dazwischen schob sich noch ein eigenständiges Unternehmen des jüngeren Franz Kubinyi, der in dem ersten Bande seiner Monum. Hung. historica (Pest 1867) „árpádische Urkunden“, 210 an Zahl, ganz oder nur in der richtigeren Lesart einzelner Stellen veröffentlichte, überdies im Anhange „kritische Bemerkungen“ und „Verbesserungen“ des Endlicher'schen Textes vom Anonymus Belæ und 11 Abbildungen alter Siegel gab.

Digitized by Google

Die Einleitung polemisirt nicht ohne Berechtigung gegen Wenzels Methode in der oben besprochenen Ausgabe des Codex Arpadianus continuatus et novus. Man möge uns die ausführlichere Besprechung des in Rede stehenden akademischen Unternehmens und die Erörterung seiner formellen Gebrechen zugutehalten. Je wärmer wir die anerkennungswerthe Rührigkeit in dieser Richtung begrüßen, je dankbarer wir die wachsende Masse neuen und verbesserten Urkundenstoffes diesseits der Leitha entgegennehmen, desto mehr fühlten wir uns aus Liebe zur Sache gedrungen, unserer Meinung unverholen Ausdruck zu geben. Die Pester Akademie der Wissenschaften möge uns bald mit dem Abschlusse des möglichst genau ergänzten Codex Arpadianus und mit einem lateinisch artikulirten, erschöpfenden Index dazu beschenken. Dann möge aber auch ein gleiches auf breitester Grundlage organisirtes Unternehmen für die stoffgewaltigere Epoche von 1301—1526 in Angriff genommen werden. An Vorarbeiten, rüstigen Kräften, und patriotischem Eifer hiefür fehlt es nicht und wird es nicht fehlen.

Im Jahre 1870 wurde als 14., 15. Band der ersten Abtheilung der akademischen Monum. Hung. hist. das Diplomatarium Alvinczianum veröffentlicht. Es stammt aus dem Nachlasse des bekannten Protonotars Siebenbürgens, Peter Alvinczi [1]) (geb. c. 1638, † 1701), und ist für die Geschichte der Revindication des genannten Landes, besonders für die Jahre 1685—1688, von maßgebender Wichtigkeit.

Lateinische und ungarische Documente, letztere in überwiegender Zahl, gewähren den besten Aufschluß über die innere Sachlage Transsylvaniens und die Beziehungen zu Oesterreich-Ungarn und zur Pforte vor und nach dem Blasendorfer Tractate. Der Herausgeber, Alexander Szilágyi, einer der eifrigsten Akademiker in historischer Arbeit, verbindet die sorgfältige Wiedergabe der Archivalien Alvinczi's (anhangsweise finden sich interessante Stücke von 1692 bis 1701) mit seiner Lebensbeschreibung, gutem Inhaltsverzeichnisse und alphabetischem Register der Materien, — Beigaben, denen wir gerne bei allen akademischen Publicationen jenseits der Leitha begegnen würden.

Nun möge die zweite Classe der Monumenta Hungariæ historica, die der Scriptores, zur Sprache kommen.

Den Anfang in der Reihenfolge, die, programmmäßig festgestellt, hin und wieder abgeändert werden mußte, machten 1857 die Denkwürdigkeiten des Georg Szerémy (Szerémy György emlékiratai, XXXIV, 440 SS.). Dieser originelle Scribent, geb. c. 1490, Hausgeistlicher bei Jacob Bánffy, dann Hofkaplan des Großwardeiner Bischofs Perényi, später K. Ludwigs II. und nach der Mohácser Katastrophe in gleicher Eigenschaft in Zápolya's Diensten,

[1]) Verfasser der staatsrechtlich wichtigen Resolution vom 14. April 1693, auf deren Basis die confessionellen Verhältnisse des revindicirten Siebenbürgens geordnet wurden.

Digitized by Google

hinterließ Aufzeichnungen, die sich innerhalb der Jahre 1484—1543 bewegen und — für die Epoche von 1522—1540 insbesondere — Einiges von Beachtung liefern, da Szerémy (Sirmiensis) als Höfling und Augenzeuge manchen Angelegenheiten nahe stund. Jedenfalls ist sein Werk ein Curiosum durch das barbarische, magyarisirte, oft ganz unverständliche Latein, das aller Grammatik spottet, durch die Kleinlichkeit und Rohheit in Auffassung und Darstellung des Geschehenen und eine zwischen Leichtgläubigkeit und Lüge schwankende Geschwätzigkeit [1]). Immerhin sind wir durch Wenzels Ausgabe dieses Chronisten um eine Detailquelle der Geschichte Ungarns — seit 1526 vor allem — reicher geworden. Der Herausgeber hat eine ausführliche Vorrede geschrieben, die vom Leben und Wirken des Autors handelt. Wir wären ihm noch mehr zum Danke verpflichtet, hätte er die Sprache und den Inhalt dieser ungemein schwer verdaulichen Quelle durch kritische Bemerkungen und Register mundgerechter gemacht.

Schluß folgt.

Eroberung und Eroberungsrecht.

Von Dr. Ernst Besold in München.

Unter obigem Titel hat der für das öffentliche Wohl im weitesten Sinne des Wortes unermüdlich thätige Lehrer an der Berliner Hochschule, Dr. Fr. von Holtzendorff, welcher auf dem speciellen Gebiete des Staats- und Strafrechts nebst Gefängnißwesen, sowie auf dem allgemeinen Gebiete der Politik — wir nennen außer seinen Vorlesungen nur sein treffliches Buch über die Principien der Politik (Berlin 1869) — eine allverehrte Autorität ist, eine mit eben so viel Liebenswürdigkeit und unparteiischer Humanität als populär geschriebenes, völkerrechtliches Schriftchen veröffentlicht. Dasselbe findet sich abgedruckt in der bereits in die weitesten Kreise der deutschen Zunge gedrungenen „Sammlung gemeinverständlicher, wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Virchow und Holtzendorff" (Berlin, Habel) und bildet Heft Nr. 144 der ganzen großen Serie. Es scheint uns diese Sammlung, nebenbei bemerkt, bestimmt und geeignet zu sein, tiefe und gründliche Bildung in das gesammte deutschredende oder deutschverstehende Publicum, und zwar nicht allein in Europa, zu verbreiten. Jedenfalls verdient sie es durch eine Reihe der

---

[1]) Man lese nur das absurde Histörchen von der Ermordung des letzten Cilliers (1456) oder die Scandalgeschichten über das Hofleben der Habsburgerin Maria, Gattin K. Ludwigs II. von Ungarn.

Digitized by Google

ausgezeichnetsten Specialabhandlungen über brennende Fragen der Gegenwart im vollsten Maße. Nach dieser Abschweifung wenden wir uns an den Inhalt des Holtzendorff'schen Schriftchens selbst.

Der Verfasser sagt in der Einleitung u. A.

„Die sittliche Kraft eines Volkes bewährt sich vornehmlich in der Sicherheit, mit welcher es die durch den Krieg angefachten Leidenschaften des Zornes, der Rache und des Eigennutzes beherrscht, in der Würde, mit welcher es Sieg wie Niederlage auf den Schlachtfeldern zu ertragen weiß."

„An die Stelle jener zuversichtlichen Leichtfertigkeit, mit welcher im Sommer 1870 Frankreich den ausbrechenden Krieg als den Beginn eines über Deutschland dahinflutenden Triumphzugs begrüßte, ist bei unserem unterlegenen Gegner jene Stimmung getreten, welche sich in der Herabwürdigung des siegreichen Feindes Genugthuung zu verschaffen sucht. Fast scheint es, als ob der inzwischen abgeschlossene Friede beide Völker feindseliger gegen einander gestimmt hätte als der Ausbruch des Krieges selbst. In vielen Stücken sind die Rollen vertauscht. Dasselbe Frankreich, das uns bisher als die wissenschaftlich gebildetste Nation im sicheren Gefühl seiner vermeintlichen kriegerischen Ueberlegenheit belobte und die Einrichtungen unserer Unterrichtsanstalten zu erforschen begann, ergeht sich gegenwärtig in den heftigsten Vorwürfen gegen unsere Kriegsführung. Es zeiht uns des Mißbrauchs der Gewalt. In der allgemeinen Meinung der Franzosen gelten unsere Soldaten — als Uhrendiebe, kunstfeindliche Vandalen, mit einem Worte als Barbaren."

Bei solcher mit wenigen großen Strichen geschilderten gegenwärtigen Lage, in der sich Deutschland zu dem alten Erbfeinde befindet, kommt wahrhaftig eine objectiv-wissenschaftlich gehaltene Specialabhandlung über das Eroberungsrecht wie gerufen. Denn vordem zwar hat kein Staat dieses Eroberungsrecht und das ihm ganz gleich behandelte friedliche Annexirungs- und Vergabungsrecht (Nizza und Savoyen, Lombardei!) bis auf die neueste Zeit nicht nur behauptet, sondern in der rücksichtslosesten Weise ausgebeutet als es Frankreich gethan. Seit es aber nun endlich einmal wieder dem französischen Reiche selber an den Kragen gegangen ist, und diesmal endlich das Eroberungsrecht gegen dasselbe behauptet und in einer noch von keinem Verständigen für unbescheiden erklärten Weise ausgenützt worden ist, und zwar von eben dem Deutschland, welches zusammt Oesterreich im Jahre 1815 von Frankreich schon einmal um sein gutes Recht gebracht worden war, seit dieser Zeit schreit die Grande Nation aus einem Halse, das Eroberungsrecht sei nichts als ein barbarisches Unrecht, es sei von den Prussiens, ihren Bismarck an der Spitze, unverantwortlich gewesen, den Satz Jule Favre's „keinen Stein von unseren Festungen!" nicht als Evangelium heilig gehalten zu haben. Welches neue Chaos würde „die an der Spitze der Civilisation marschirende" große Nation heraufbeschwören, wenn all das wirklich wahr wäre. Welche Revindicationen bis in die ersten Jahrhunderte unserer Zeitrechnung zurück müßten die heutzutage bestehenden Staaten Europa's von

Digitized by Google

vorne beginnen, wenn nun das Recht der Eroberung ausgestrichen werden sollte aus dem Codex des europäischen Völkerrechts. Wo wäre ein Anfang, wo ein Ende zu finden? Freilich, groß ist die Gefahr nicht, daß man jenen Strich durch die wichtigste Seite des Codex lediglich „den schönen Augen" der Francia zuliebe wirklich mache, aber — vielleicht trägt doch das Schriftchen bei, einen endlichen bleibenden Frieden dadurch wieder herzustellen, daß es den durch Leidenschaften jetzt mehr als je (was viel sagen will) verblendeten Franzosen gegenüber das Eroberungsrecht und seine Quellen und Theorien einer neuen wissenschaftlichen Prüfung ex professo unterstellt.

Holtzendorff geht (S. 8 fgg.) den geschichtlichen Verlauf der Eroberungen durch, und zeigt an den großen Beispielen, wie vorerst die Kriege — Plünderungskriege waren. „Die alte Geschichte ist reich an Beispielen für die Thatsache, daß ackerbauende und handeltreibende Staatswesen von umgebenden Nomaden-Stämmen beraubt und ausgeplündert wurden. Die Bilder, die wir heute entrollt sehen in dem Leben der französischen Ansiedler am nordafricanischen Wüstenrande oder americanische Hinterwäldler in ihrer Berührung mit jagenden Indianer-Stämmen sind die letzten Wiederholungen jenes Processes. Der schließliche Ausgang jener Kämpfe kann kein anderer sein als derjenige der Zerstörung feindlicher Güter. Das sind sodann die „Zerstörungskriege."

Solchem gegenüber (so fährt der Verfasser fort) erscheint die „Eroberung", wo sie in der Geschichte zuerst hervortritt, als ein Act der Erhaltung und deßwegen unzweifelhaft als ein — Fortschritt im Gesammtleben der Menschheit. Die ersten Eroberungen, die sich in größeren Staatsgebieten behaupten, werden von benachbarten Völkerschaften häufig in Gestalt von Einwanderungen vollzogen. So wurden im grauen Alterthum heimgesucht Egypten, Indien, Mesopotamien, Griechenland und Klein-Asien. Die Beziehungen zwischen Eroberern und Unterworfenen prägten sich verschieden aus: in der Sclaverei oder wenigstens in Hörigkeit und Leibeigenschaft.

Solche Eroberungen, vermittelt durch Einwanderungen, bezeichnen das Ende der antiken Welt. Das Römerthum unterliegt der Wucht der fort und fort seit den Zeiten der Cimbern und Teutonen vordringenden Germanen. In dem Zeitalter der Völkerwanderung ergießt sich ein unermeßlicher Menschenstrom von Norden und Osten her dahin flutend, über das südliche und westliche Europa.

Das letzte Beispiel bietet uns der Sieg der Türken über das byzantinische und griechische Staatswesen.

Verschieden von diesen wirthschaftlich-agrarischen Eroberungen sind die einzelnen Erwerbungen, welche festgegründete und festsitzende, d. h. in ihrem festen Territorium verbleibende Staaten gegenüber einer gleich situirten feindlichen Macht zu machen von Kriegsglück begünstigt wurden. Hiebei überwog auf Seite höher civilisirter Staaten überall das politische Motiv der erweiterten Staats- und Territorialmacht, während in den Plünderungskriegen momentane

Digitized by Google

Bereicherung durch erbeutete Mobilien, in den Zerstörungskriegen aber gar nur feindselige Vernichtung zum wenn auch vorübergehenden Schaden der Angegriffenen das Motiv abgab.

Der ungeheure Umfang der auf solche Weise zusammenerworbenen römischen Eroberungen war für die nachfolgende Entwicklung des Völkerrechtes zu einen geradezu unschätzbaren Vortheil geworden. Es stellte sich nämlich wegen der enormen Ausdehnung der Eroberungen allmälig ein Widerspruch zwischen den Thatsachen und dem Rechte der Eroberung heraus. Thatsächlich verblieb nämlich dem Besiegten zumeist sein Grundbesitz. Rechtlich wäre alles eroberte Land als Staatsacker einzuziehen gewesen. In ähnlicher Weise war es mit den Freiheitsrechten der einzelnen Glieder der unterworfenen Völker. Es ging schon faktisch nicht mehr an, sie sämmtlich als Sclaven zu behandeln, während doch rechtlich Sclaverei die Folge der Eroberung war. In diesem Widerspruch nun lag die Quelle zu dem Cardinalsatze des modernen Völkerrechts, daß — das Privateigenthum der einzelnen Bürger des feindlichen Staates, die persönliche Freiheit und Unversehrtheit jedes einzelnen „friedlichen" Bürgers nicht etwa bloß in dem endlichen Friedensschlusse, sondern sogar schon während des Laufes des Krieges unangetastet und möglichst ungefährdet blieb! Welch ein ungeheurer Fortschritt in der Civilisation! Freilich auch auf diesem Felde war es gerade wieder die „an ihrer Spitze marschirende" Nation gewesen, welche diese Sätze der modernen Civilisation mit Füßen getreten hat (Oesterreich und Deutschland können aus den Jahren nach 1806 davon ein Lied singen!), ist es ja doch Frankreich, welches nach dem americanischen Bürgerkrieg sich allein gegen die Anerkennung des obigen Satzes auf den Seekrieg mit Hand und Fuß gestemmt hat! — Doch kehren wir zum geordneten Gange unseres Verfassers zurück. Von keiner Seite war seit den alten Römern, welche auch in dieses Rechtsgebiet das Licht der Wissenschaft zuerst getragen haben, das Eroberungsrecht siegreicher Staaten in Abrede gestellt oder auch nur in Zweifel gezogen.

Was die Folgen des Krieges überhaupt betraf, wurde die Sclaverei, wie sie faktisch noch von den Römern aufgehoben war, unter dem Einfluß der christlichen Kirchenlehre in Europa rechtlich im Mittelalter als Kriegsfolge aufgehoben. Ferner waren es die so viel geschmähten stehenden Heere, welche endlich präcis zu dem Rechtssatze führten, daß der „friedliche Bürger" und sein Eigenthum bei dem Kriege ganz aus dem Spiele bleibe. So verringerte sich das Gebiet der „Kriegsbeute" immer mehr, besonders seit Grotius 1625 die Grundsätze des Völkerrechts zuerst wissenschaftlich entwickelte. (S. 15.)

Der rein politische Charakter der Eroberungen und Landerwerbungen trat erst jetzt in voller Klarheit hervor. In solcher Richtung wurden seit dem 16. Jahrhundert Stoß und Gegenstoß unter den großen Mächten, Spanien, Oesterreich, England, Frankreich, später auch Schweden, Preußen und Rußland geführt. Je weniger nach den Zuständen früherer Jahrhunderte bei einem höchst unvollkommen entwickelten Steuersystem der Kriegsaufwand, also die

Digitized by Google

Kriegskostenentschädigung von dem Unterliegenden in Geld abgetragen werden konnte, desto natürlicher erschien — die Landabtretung, oder wenigstens die Combination von Geldentschädigung mit Landabtretung und es ist das gegen die früheren Jahrhunderte, wie schon gesagt, geradezu als ein Sieg der Civilisation und Humanität, ja als eine Art Ideal zu bezeichnen.

Rechtfertigungsgründe für das Eroberungsrecht haben die Politiker und Diplomaten aller Orten eine ganze Reihe aufgestellt und die gründliche deutsche Wissenschaft hat es nicht versäumt, diese Gründe fein säuberlich in Theorien und Systeme zu bringen, nur Schade — daß v. Holtzendorff den ganzen gelehrten Kram über Bord wirft.

Es wäre sehr amüsant, diese Theorien einzeln zu verfolgen und auch hier wieder die wahrhaft lächerliche Einseitigkeit der von den Franzosen an den Tag gelegten „Wissenschaft" ins hellste Licht zu setzen und zum Beispiel selbst die Zwangs-Volksbeglückungs-Theorie gegen die „friedlich" Unterworfenen, wie sie die französische Republick der 90er Jahre selbst wörtlich und wiederholt proclamirte, zu verfolgen, und den Einfluß Richelieus, des americanischen Unabhängigkeitskrieges, der Werke Rousseau's u. dgl. zu erörtern. Wir müssen den geneigten Leser, um seine Geduld nicht zu lang auf die Probe zu stellen, auf das Schriftchen selbst verweisen. (S. 16 fgg.) Nachdem u. a. auch die Theorie der kriegerischen Wiedervergeltung, das berühmte Nationalitätsprincip und die Plebiscite gebührend abgefertigt sind (S. 22 fgg.) und insbesondere auf den Werth der Urabstimmungen in Savoyen, wogegen selbst England und Schweiz reclamirten, und auf die Nichtbefolgung dieses gallischen Systems seitens der Nord-Americaner (S. 30) hingewiesen wurde, kehrt der Verfasser zu der einfachen historischen Thatsache zurück, daß das Eroberungsrecht nie (die heutigen Franzosen in der Richtung heraus always excepted) bezweifelt worden sei, und — daß es stichhaltig auch nicht angegriffen werden könne.

Einen Schritt weiter gehend, fährt der Verfasser (S. 31) fort: „Wie der Krieg im geschichtlichen Leben der Nationen als „der Uebel größtes" mit nichten sich darstellt, vielmehr mit anderen sittlichen und physischen Krankheitsprocessen des Volkslebens (man denke nur an die Pariser „Commune" des Jahres 1871!) geringer erscheinen kann, eben so wenig ist die Eroberung die härteste seiner Folgen. Einen Maßstab für die Höhe des dem Unterliegenden aufzuerlegenden Geld- und Landopfers an die Hand zu geben, ist das Völkerrecht außer Stande. Wegen der Unmöglichkeit voller Geldentschädigung bei großen Kriegen sind diese — mit „Eroberungen" im engern Sinn, d. h. mit Landabtretungen unzertrennlich verbunden. Ein Krieg zu diesem Zwecke unternommen, wird von der neueren Wissenschaft mit Recht als ein Verbrechen des muthwilligen Friedbrechers gegen die Menschheit gebrandmarkt. Anders aber verhält es sich mit denjenigen Fällen, in denen ein ungerecht herausgeforderter und angegriffener Staat das Schwert zieht zu seiner Selbstvertheidigung und die Berechnungen des Feindes

Digitized by Google

bezüglich der von ihm erfolgten Territoriumsvergrößerung nicht nur durchkreuzt und abweist, sondern mit der seinerseitigen Forderung auf Landabtretung zur Sicherung seines Friedens in der Zukunft beantwortet. So ist und bleibt das Eroberungsrecht unanfechtbar und man kann getrost die Nergeleien nicht nur des übel angekommenen Feindes, sondern auch seiner „neutralen" Freunde ruhig über sich ergehen lassen.

Ob der Sieger in einem gerechten Kriege von seinem Rechte einen billigen, ob einen klugen Gebrauch gemacht hat, darüber hat Niemand zu entscheiden als im Augenblick der in die Zukunft schauende Gott der Schlachten und Völker und seinerzeit die — menschliche — Geschichte!"

Ein endgültiges Urtheil von Menschen über die Zukunft der von Deutschland eroberten Provinzen Elsaß-Lothringen wäre aus eben diesem Grunde heutzutage schon voreilig. Aber eines dürfte schon heute gewiß sein: „Die neuere Geschichte kennt keine Eroberung, die in ihrem Ursprung so gerecht, in ihrer Vollendung so vielverheißend, in ihrer Begränzung so maßvoll erschiene."

Das Gespenst des Panslavismus.

II.

Seit Jahrzehnten schon ist die Stellung, welche Rußland gegenüber den andern Staaten in Europa einnimmt, Gegenstand wachsender Besorgniß geworden. Zuerst hat es — so lautete vor nicht langer Zeit noch der Vorwurf — seine Wüsteneien den deutschen Einwanderungen verschlossen, ja es habe das Deutschthum vieler weit nach Osten vorgeschobener Colonien angegriffen. Das erstere ist heute allerdings schon überwundener Standpunkt. Darum aber ist es nicht weniger eine Thatsache, daß Rußland mit seiner Herrschaft bereits weit in das Innere deutscher Gebiete eingedrungen, daß es einen Theil der dem Katholicismus angeschmolzenen Slaven zum Griechenthum wieder zurückbekehrt und nunmehr auch die dem Deutschthum gewonnenen Slaven mit ähnlicher Rückbekehrung zum Slaventhum bedroht. Bekanntlich erstrecken sich die Rußland zugeschriebenen panslavistischen Bestrebungen darauf, die Slavenvölker des Südens und Westens mit jenen des Nordens zu einem einzigen Ganzen zu verschmelzen, oder, mit andern Worten, die einzelnen Stämme der Slaven mit allen ihren besondern Eigenthümlichkeiten, Neigungen und Ideen in das Russenthum aufzunehmen und ein slavisches, d. h. russisch-slavisches Gesammtreich unter dem Scepter des Czaren zu schaffen. Und in der That läßt sich nicht bestreiten — die lebende Generation ist Zeuge davon — daß die slavischen Völker und Völkerfragmente (die Polen allerdings zum Theil ausgenommen) von dieser Idee

Digitized by Google

elektrisirt scheinen und daß sich in Folge dessen eine gewaltige Bewegung in allen disjectis membris der großen slavischen Welt kund thut. Eine fernere Thatsache ist der Bestand halbsouveräner slavischer Staaten, wie Montenegro, Serbien ꝛc., welche unter russischem Schutze stehen. Deßgleichen haben andere, wie Bulgarien, Bosnien ꝛc., schon zu wiederholten Malen und in nicht mißzuverstehender Weise die Absicht zur Erringung einer gleichen Unabhängigkeit an den Tag gelegt, ja sie strecken sehnsüchtig die Arme nach dem rettenden Rußland aus. Noch andere endlich träumen von einem Anschluß an die große, unabhängige Slavenwelt. Alle diese Facta, an denen man vergebens rütteln würde, documentiren das Vorhandensein einer nationalen Bewegung, welche die mit dem Namen „Panslavismus" bezeichnete, von den durch Sprache, Geschichte, Weltlage, ja zum Theil durch Abstammung geschiedenen Slavenstämmen angestrebte Vereinigung zu einem nationalen Gesammtreich zum Gegenstande hat, gleichviel, ob und mit welchem Rechte man dem russischen Regierungssystem eine Betheiligung an dieser Bewegung zuschreibt.

Diese Idee des Panslavismus (All-Slaventhum) fällt, wenn wir ihren geschichtlichen Ursprung verfolgen, schon mit der Gründung des russischen Staates zusammen. Die Vorstellungen von dem Gewichte und der Macht Rußlands, welche seit Jahrzehnten und zur Zeit mehr denn je die ganze slavische Welt aufregen und mit überschwenglichen Hoffnungen für die Zukunft erfüllen, reichen zurück bis gegen Ende des 15. Jahrhunderts, wo die Ost-Slaven (Russen) das Mongolen-Joch abgeschüttelt und von da an im fortgesetzten Kampfe mit den Tataren und ihren Nachbarn das große Slaven-Reich gegründet haben. Gleichwie ehedem die Römer, später die Germanen, eine tonangebende, dominirende Rolle in Europa gespielt, so soll nunmehr die Zeit der Slaven gekommen sein. Hört man die Apostel des Panslavismus, so liegt eine slavische Aera, vielleicht eine slavische Weltmonarchie in den Beschlüssen des Schicksals, so ist es Aufgabe und Pflicht aller slavischen Völker, einander die Bruderhand zu reichen, um die Erfüllung dieses Schicksals durch die Verschmelzung zu einem Bundesvolke zu ermöglichen.

Die ursprüngliche Idee, welche der heutigen Bewegung zu Grunde liegt, ist demnach ebenso alt, wie die russische Macht selbst, der Hort der panslavistischen Propaganda, und nur die Steigerung der durch diese Idee angeregten und genährten Bestrebungen ist neueren Datums. Dieser Verlauf ist ein ganz natürlicher. Ideen, die so große und weitliegende Ziele zum Gegenstande haben, können niemals plötzlich zur Reife gelangen; sie reichen weit in die Geschichte zurück; sie sind die Ergebnisse mannigfaltiger Impulse, vielfach vergeblicher Versuche.

Merkwürdiger Weise war das erste Auftreten Rußlands gegenüber den übrigen Slaven ein mehr feindseliges denn freundliches: so gegenüber den Polen, Litthauern, Ruthenen, Kosaken. Erst unter Peter dem Großen, als es anfing, sein Angesicht Europa zuzuwenden und hier den Slaven näher zu rücken,

Digitized by Google

erlangte Rußland für seine übrigen „Slavenbrüder“ eine größere Bedeutung. Die Initiative liegt aber nicht im Blute der slavischen Race. Gleichwie sie später in allen anderen Dingen den ersten Impuls von den Deutschen erhielten, so war die lutherische Kirchenreformation der erste Aufruf der Slaven zur Thätigkeit für ihre Nationalität und zur Erkenntniß ihres eigenen Werthes; sie war das große Ereigniß, das zuerst neues, kräftiges, pulsirendes Leben in die erstarrten Glieder des slavischen Lebensbaumes goß. Vor Luther, Ein Glaube, Ein Papst herrschte Jahrhunderte lang in der ganzen romanischen, germanischen und westslavischen Christenheit. Ein Kaiser, der deutsch-römische, herrschte in Kirche, Staat und Wissenschaft.

Als Luther den Kampf mit Kaiser und Papst aufgenommen, drang er darauf, daß den Völkern überall das „Wort Gottes“ in ihrer eigenen Sprache überliefert wurde. In diesem Sinne war Luther zunächst allerdings nur ein kirchlicher und sprachlicher, in weiterer Consequenz nicht minder aber auch ein politischer Emancipator. Wohl stritt er vor allen Dingen für die „deutsche Nation“. Allein seine Lehren drangen auch zu den Polen, den Böhmen, Mähren, Slowaken, den Wenden, Ungarn, Winden, Croaten, Slavoniern, Dalmatinern, ja auch zu den Walachen an der Mündung der Donau; sie rüttelten die Völker aus der alten Apathie und spornten sie zur Thätigkeit an für das Nationale in Sprache, Sitte, Kirche und Staat. Von da an traten auch unter den Slaven allerorten Reformatoren auf, predigten in der Volkssprache, übersetzten in diese die Bibel, weckten dort, wo die uralten Anfänge einer Litteratur bereits ins Stocken gerathen waren, die Trägen zu erneuerter Thätigkeit und legten, wo noch keine Schriftsprache existirte, wie bei den Wenden, Winden und Slowaken, den Grund zu einer solchen, indem sie zu diesem Zwecke das lateinische oder deutsche Alphabet der slavischen Sprache anpaßten und eine feste Orthographie aufstellten. Auf solche Weise wurden mehrere slavische Litteraturen durch den Protestantismus erst begründet, und die polnische, sowie die czechische Litteratur erreichten bald darauf ihr goldenes Zeitalter.

Diese vielversprechende Thätigkeit der Slaven ward zunächst in Böhmen im Anfang des 17. Jahrhunderts durch die Schlacht am weißen Berge unterbrochen. Aehnliche Schlachten wurden im Laufe der folgenden Jahrzehnte in Ungarn, in Polen und an der Donau geliefert. Mit der kirchlichen Reaction und der Herrschaft des Jesuitenordens kehrten die alten Zustände zum Theile zurück. In Böhmen wurden die Protestanten fast völlig wieder ausgerottet, ihre Anzahl in Ungarn und Polen bedeutend vermindert, Illyrien, Dalmatien, Croatien und Slavonien wurden wieder zu streng katholischen Ländern gemacht; die Volksprediger, die Bibelübersetzer und ihre Druckergenossen wurden aus denselben vertrieben. Die lateinische Sprache ward in Schule und Kirche wieder hergestellt und so den Bestrebungen für Volksthümlichkeit in wirksamer Weise ein Riegel vorgeschoben. Solchergestalt machte das Slaventhum mit seinen sprachlichen, also culturlichen Bestrebungen allüberall Rückschritte. Gleich-

Digitized by Google

wohl vermochte es die Macht des Jesuitismus nicht, das angefachte Feuer ganz wieder auszulöschen: es glomm unter der Asche fort.

Die durch Luther hervorgerufene reformatorische Bewegung hat indeß nicht alle Slaven in ihren Kreis gezogen. Die östlichen, der griechischen Kirche, den Türken und dem russischen Reiche anheimgefallenen Slaven blieben von dem Protestantismus fast gänzlich unberührt. Dafür ist diesen ein anderer Reformator erstanden — in der Person Peters des Großen. Dieser Fürst, der die europäische Civilisation nach Rußland verpflanzt und die Russen, nach Vollendung ihrer asiatischen Eroberungen bis an die Grenze von China, unserm Welttheil und ihren hiesigen Stammesgenossen näher gebracht, machte seine Haupteroberungen in Europa. Mit seinen Waffen bis zur Donau vordringend, besuchte er als forschender Wanderer alle slavisch-germanischen Lande im Westen seines Reiches. Da zum ersten Mal vernahmen alle Slaven von einem mächtigen slavischen Kaiser, der ihnen mit dem zweifachen Glanze eines weltlichen Herrschers und eines Oberhauptes der Kirche nahte. Zu dieser Zeit nun, als sich in dem geistigen Auge des Slaventhums das Riesenbild Peters wiederspiegelte, mochten die ersten Träume des Panslavismus aufgetaucht sein.

Gleichwohl sind diese Tendenzen zunächst und bis zur Auflösung des Jesuitenordens ohne alle praktische Wirkung geblieben. Bis zu diesem Zeitpunkte hat die lateinische Sprache, nicht nur in Kirche, Wissenschaft und Litteratur, sondern auch im Staate, in diplomatischen Verhandlungen, vor Gericht, ja zum Theil auch in der alltäglichen Conversation der Gebildeten in Böhmen, Polen, Ungarn, sowie in den slavischen Nebenländern dieser Reiche, ihre Herrschaft behauptet. In Folge der berühmten Sprachedicte Josephs II. ward die lateinische Sprache in den genannten Ländern aufgehoben und ist die deutsche Sprache an ihre Stelle getreten. Durch diese Maßregel, wie nicht minder durch die andern, auf völlige Germanisirung der slavisch-ungarischen Lande gerichteten Bestrebungen sind die österreichischen Völker, insbesondere aber zunächst die Magyaren in hohem Grade aufgeregt worden. Damit ward dann unter den Donau-Völkerschaften Anlaß zu denjenigen nationalen Conflicten gegeben, die bis auf unsere Tage fortdauern. War früher die lateinische (als todte) Sprache eine Art neutralen Gebietes, das Niemandes Neid erregte, weil es Niemand gefährlich schien, so konnte das Deutsche, als Sprache der ohnedies in Oesterreich vorherrschenden Nation, nicht anders als die Eifersucht Aller hervorrufen. In erster Reihe waren es also die Magyaren, welche gegen die Sprachedicte Josephs II. entschieden Front machten. Ergriffen von der Besorgniß, ihre eigene Sprache und mit dieser ihre Nationalität, die unter der allgemeinen Decke des Lateinischen ungestört fortvegetirt hatte, möchte am Ende gänzlich untergehen, faßten die Magyaren die Idee, die sie seither nicht wieder aufgaben, nach der Aufhebung des Lateinischen müsse in Ungarn Alles magyarisirt werden, damit sie nicht selbst germanisirt und slavisirt würden. Daher die seit Josephs Sprachedicten wiederholten Versuche zur Magyarisirung der Slowaken,

Digitized by Google

der Ruthenen, Walachen, Serben, Croaten, Slavonier und Dalmatiner, die sich von da ab ins Kreuzfeuer genommen sahen, einerseits von den Magyaren, andererseits von den Deutschen. Daher der Racenkrieg, der lange zuvor gedroht hatte und 1848/49 blutig entbrannt ist. Auf diese traurigen Conflicte ist aber auch die Belebung der panslavistischen Tendenzen unter den Slaven Oesterreichs, die sich ihrer bedrängten Brüder gegenseitig annahmen, zurückzuführen.

Ein anderes Moment zur Stärkung dieser Tendenzen bildete die bald nach Josephs Hintritt erfolgte Zertrümmerung und Theilung des polnischen Staates. Zwar hat an derselben neben zwei deutschen Mächten auch eine slavische Antheil genommen, weßhalb das Ereigniß mit demselben Grunde geeignet schien, ebenso Zwietracht im Lager der Slaven zu stiften, als dieselben zum gemeinsamen Hasse gegen die Deutschen zu vereinen. Nichtsdestoweniger sind die slavischen Schriftsteller jederzeit beflissen gewesen, alles Gehässige des traurigen geschichtlichen Actes gerade nur den Deutschen, welche den Fall des Polen-Reiches doch am wenigsten verschuldet hatten, in die Schuhe zu schieben. Je mehr es ihnen Bedürfniß war, den Theilungsact den Deutschen als Verbrechen anzurechnen, desto leichter schien es ihnen, denselben Rußland als einer slavischen Macht zu verzeihen. Ja, die Geschichte verzeichnet Momente, in welchen selbst die Polen sich gegen Rußland versöhnlicher gezeigt haben als gegen die Deutschen.

Durch die Theilung Polens ist den Tendenzen des Panslavismus eine weitere mächtige Anregung gegeben werden. Dieselbe mußte alle Slaven zu trüben Betrachtungen ihrer Zustände auffordern. Fanden die Czechen, Mährer und Slowaken, daß sie einst ebenfalls ein einiges großes Reich gebildet hatten, so erkannten die Walachen, daß auch mit ihnen eine polnische Theilung vorgenommen worden. Ebenso sind es die Serben und Croaten immer mehr inne geworden, daß sie gleich den Polen unter drei verschiedene Reiche vertheilt seien. Wie denn also die Polen von da an nur für die Wiederherstellung ihres Nationalstaates ohne Unterlaß schwärmten und ab und zu agitirten, so träumten von demselben Augenblicke auch die andern Slaven und Walachen nur noch von der Herstellung großer czechischer, illyrischer und dakoromanischer Reiche. So fiel die Theilung Polens ganz und gar zum Nachtheile der Deutschen aus, welchen der gemeinsame Haß des Slavismus mit immer steigender Intensität zugemessen wurde.

Von nicht minder großem Einflüße auf die Slaven-Welt und ihre panslavistischen Tendenzen war endlich auch die französische Revolution, in deren Verfolg die Kriegsunternehmungen Napoleons zum nicht geringen Theil gegen die slavische Unterthanen enthaltenden Staaten Preußen, Oesterreich und Rußland gerichtet waren. Durch seinen Zug an die Donau und durch die Stiftung seiner „Provinces illyriennes", die er von Oesterreich ablöste, rückte Napoleon den Donau-Slaven, den Serben und Bulgaren nahe, setzte sie in Bewegung und erweckte in ihnen zuerst den Gedanken einer Trennung von der türkischen Herrschaft. Sofort schickten die südlichen Slaven Gesandte zu Napoleon, um

Digitized by Google

ihm ein Bündniß anzubieten. Nachdem sie sich aber überzeugt hatten, daß der kriegslustige Kaiser ihren Wünschen nicht gerecht werden wollte oder konnte, zögerten sie nicht, sich um so vertrauensvoller Rußland in die Arme zu werfen. Die Sendung einer Hülfsarmee nach Serbien und die Auflehnung der Montenegriner gegen die französischen Gouverneure war die erste Folge jenes Schrittes. Seit dieser Zeit haben die Montenegriner und Serben die Waffen sozusagen nicht wieder niedergelegt; seit dieser Zeit haben die Bulgaren nicht aufgehört, für ihre Freiheit zu conspiriren; seit dieser Zeit endlich haben die Winden, Croaten und Dalmatiner die Idee eines zu begründenden illyrischen Königreichs nicht mehr aufgegeben. So ist es gekommen, daß auch die Unternehmungen Napoleons, wie im Süden der Donau, so auch an der Weichsel, nur zum Nachtheile der Deutschen ausschlugen, dergestalt, daß einerseits eine Schwächung der Deutschen, andererseits aber eine Stärkung der panslavistischen, namentlich der russischen Sache, ihr letztes Ergebniß war.

Die Kriegszüge Napoleons haben in der slavischen Welt überhaupt eine ganz eigenthümliche Bewegung hervorgebracht und den Ansprüchen des Panslavismus eine Folie geliefert, welche ihren Urheber, könnte er heute nur einige der Wirkungen seines Erdenwallens besehen, gewiß höchlich verwundern würde. Zum ersten Male in der Geschichte waren in Folge der napoleonischen Kriege die Slaven aller Stämme auf allen Schlachtfeldern Europa's erschienen; namentlich hatte sein mißglückter Angriff auf Rußland eine wirkliche Völkerwanderung der Slaven zur Folge. Russen, Polen, Kosaken, Ruthenen, Croaten und Slavonier überzogen, Heuschreckenschwärmen gleich, Deutschland und Frankreich, russische Statthalter verwalteten eine Zeit lang deutsche Länder, der Kaiser des Ostens, der Selbstherrscher aller Reussen, ließ sich den Befreier Deutschlands, ja ganz Europa's nennen, und so darf es nicht Wunder nehmen, daß die Russen nicht nur Anspruch erhoben auf die Dankbarkeit der Deutschen, sondern daß die Herzen aller Slaven-Völker bei dem Glorienschein, der ihren großen Slaven-Kaiser umstrahlte, begeistert aufjubelten.

Nach dem Fall Napoleons haben sich die Wasser der modernen Völkerwanderung allmälig verlaufen. Die kriegerische Bewegung hat aufgehört, aber eine neue, viel wirksamere, hat erst recht begonnen. Ein allgemeiner Enthusiasmus bemächtigte sich der Völker, zunächst der Deutschen, und ließ sie den Werth der kostbaren Güter, die sie durch Napoleon so arg bedroht gesehen, nur um so lebhafter empfinden. Der begeisterte Patriotismus der Deutschen schwärmte von da an für nichts mehr denn für ihre Nationalität, ihre Selbstständigkeit, ihre Sprache, ihre Volksthümlichkeit, ihre Geschichte und ihre — Einheit. Dieser Patriotismus machte sich geltend auf allen Gebieten ihrer Culturthätigkeit. Vor allem ging es an die Reinigung der Sprache. Die alten Nationaldichtungen, wie die Nibelungenlieder und andere, wurden mit den alten deutschen Sitten wieder zu Ehren gebracht. Die Nothwendigkeit einer Einigung aller

Digitized by Google

deutschen Stämme zu einem Nationalstaate wurde ohne Unterlaß gepredigt und mit allem Eifer angestrebt.

Damit ward denn wieder ein neuer Stützpunkt geschaffen für die slavischen Aspirationen. Gleich den Deutschen, den Dänen, Schweden, Magyaren erhoben auch die Slaven das Banner der Nationalität. Hatte Deutschland seine Stein, Arndt, Jahn, so hatte Rußland seinen Karamsin, Böhmen seinen Palacky, Ungarn seinen Mailáth, Illyrien seinen Gai u. s. w. Diese Männer gaben ihren Landsleuten zum ersten Mal historische Schriften, die so geschrieben waren, daß sie von Allen verstanden und daher vom ganzen Volke als Nationalwerk adoptirt wurden. Allüberall ließ es sich der kräftig pulsirende Patriotismus angelegen sein, National-Alterthümer ans Tageslicht zu fördern, Nationalgesänge zu dichten und Volkslieder zu sammeln, patriotische Vereine zu gründen, für die Reinigung der Sprache zu wirken, für eingebürgerte fremde Worte neue zu ersinnen u. dgl. m. Es entstanden nach und nach russische, polnische, czechische, illyrische, serbische u. s. w. Grammatiken, und der Lexica wurden schon in den ersten zwei, drei Jahrzehnten mehr gedruckt und verbreitet, als in allen früheren Jahrhunderten zusammengenommen. Die Sorge für die Erhaltung der eigenen Nationalität war Ursache, daß die politisch selbstständigen Nationen ihre Sprache und Sitten auch bei den ihrem Einflusse unterworfenen Fremden auszubreiten suchten. Daher zu jener Zeit die vielen Versuche zur Germanisirung, Magyarisirung, Czechisirung und Russificirung verschiedener Stämme, Versuche, denen eben so viele Sprachedicte zu Grunde lagen.

Die Magyaren haben sich in dieser Richtung am meisten hervorgethan. Ihre Sprachgesetze von 1836, 1840 und 1844 hatten den Zweck, die magyarische Sprache nicht bloß zur Staatssprache, sondern auch zur ausschließlichen Schul- und Kirchensprache, zur Sprache der Gerichtsbehörden, der Verwaltungsstellen zu erheben. Ja, dieser patriotische Eifer in Ungarn ging (1848 bis 1849) so weit, die magyarische Sprache auf Grund eines Gesetzes zur ausschließlichen Berathungssprache, selbst in solchen Versammlungen und Sitzungen zu octroyiren, in welchen die überwiegende Mehrzahl aus Nicht-Magyaren bestand. Diese despotische Maßregel legte den Grund zu den Zerwürfnissen der Nationalitäten in Ungarn und damit zu den traurigen Ereignissen, die im Jahre 1848 ihren Anfang genommen. Die Gewaltmaßregel, welche von den Starken gegen die Schwachen gerichtet war, weckte in den kleinen slavischen Stämmen zunächst das Bedürfniß, sich nach Brüdern und Nachbarn umzusehen, um sich zu gegenseitiger Kräftigung und Stütze zu vereinigen. So machten sich die Czechen mit größerem Eifer denn je daran, aus den Dialecten der Mährer und Slovaken eine einzige Sprache und Litteratur zu bilden, um womöglich auch ein einiges, großes, czechisches Volk von sieben Millionen daraus hervorgehen zu sehen. Deßgleichen nahmen auch die Illyrier die schwere Sorge auf sich, die Dialecte ihres Gebirgslandes in Eine Sprache zu verschmelzen und alle seine Stämme zu einem politischen Ganzen zu vereinen. Allgemach trat vollends die Idee in

Digitized by Google

den Vordergrund, für die Slaven dieselbe nationale Aufgabe zu vindiciren, welcher sich die Deutschen soeben mit einer bei ihnen bisdort nicht bekannten Begeisterung unterzogen hatten. Es sollten demnach alle Slaven Europa's zusammen, gleich den Deutschen, in Bezug auf Sprache, Sitte, Charakter, Urgeschichte, ein Ganzes bilden; an Stelle der bisherigen politischen Zerstückelung sollte ein panslavistischer Völkerbund oder Bundesstaat treten.

Die Priorität, diese Idee in einer gewissen, wennauch unbestimmten Form zuerst ausgesprochen zu haben, gebührt dem slavischen Dichter Johann Kollár. In einer Reihe von größeren Dichtungen und Liedern (wie „Slawy dcera", „Lethe", „Acheron", „Basne", namentlich aber mit dem kleinen Werke: „Die Wechselseitigkeit der Slaven") legte er den Grund zu einer neuen, nachhaltigen Agitation unter den Slaven. Das letztere patriotische Schriftchen ward nun als ein Evangelium aufgenommen und die neuen Apostel zerstreuten sich in alle Winde, um die neue Lehre den Gläubigen wie Ungläubigen allerorten zu predigen. Von da an sprach man nicht mehr von slavischen Völkern und Stämmen, sondern von einer „slavischen Nation", deren Zeit gekommen sei, ihre so lange ihr vorenthaltenen Rechte zu reclamiren. Es entstand eine eigene Litteratur, in welcher die panslavistische Tendenz, die jetzt fieberhaft alle Geister ergriffen, mit mehr oder weniger Ueberschwenglichkeit zum Ausdruck gebracht wurde. Der Slovake Šafařik bereicherte die neu aufstrebende slavische Litteratur mit einer „Geschichte der slavischen Sprache und Litteratur" und sammelte die „Alterthümer" sämmtlicher Slaven; der Pole Maciejowski schrieb eine „Rechtsgeschichte" aller Slaven, Mickiewicz philosophirte über die Vergangenheit und Zukunft der slavischen Gesammtrace, indeß Andere die Ethnographie der Slaven als ein Ganzes zusammenfaßten und so das Beweismaterial für die Zusammengehörigkeit ihrer Race vermehrten. Zudem erschienen noch Landkarten, die bloß das von Slaven besetzte Gebiet darstellten, und wo immer eine slavische Hand die Feder oder den Zeichenstift zu führen verstand, beschäftigte sie sich nur noch mit dem Panslavismus.

Der weitere Verlauf der Geschichte im europäischen Völkerleben kam der panslavistischen Bewegung offenbar immer mehr zu statten. Die Erhebung der vielfach mit den Slaven verknüpften Griechen, ihr Kampf mit den Türken, ihre endlich errungene Selbstständigkeit, der Krieg Rußlands gegen die Türkei (1828 bis 1829) hatten bei einem Theile der Slaven, namentlich jenen an der Donau, bedeutende Aufregung verursacht, welche die Bewegungen in Bulgarien, Serbien, in der Walachei, das endliche Erstehen eines neuen halbsouverainen slavischen Staates, Serbien, dann auch die Steigerung des Einflusses Rußlands auf alle Donau-Slaven zur Folge hatte. Ja sogar unter den Polen kam, nachdem sie mit ihrer Revolution von dem europäischen Westen in unerwarteter Weise im Stiche gelassen worden, allmälig der Gedanke zum Durchbruch, wie es im Interesse ihrer Sache gerathener wäre, sich aufrichtig an Rußland und an das Panslaventhum anzuschließen, und sich vor allem mit Hülfe der Russen vom

Digitized by Google

„deutschen Joche“ — wie sie es nannten — zu befreien, da es ihnen nun einmal nicht möglich war, unter dem Beistande der Deutschen, Franzosen und Briten das russische Joch zu brechen.

Einen concreten Ausdruck fand diese Veränderung in den Gesinnungen der Polen zum Theil in der Thatsache, daß, als sich die Polen in Posen und Galizien gegen ihre Regierungen erhoben, jene unter dem Szepter Rußlands sich ruhig verhielten. Die Unterdrückung dieser Aufstände konnte nur dazu beitragen, die Kluft zwischen dem slavischen Osten und dem germanisch-romanischen Westen zu erweitern, insbesondere aber den Haß aller Slaven gegen die Deutschen zu steigern; mit diesem wuchs auch die Theilnahme und der Enthusiasmus für den Panslavismus.

So war die Stimmung der slavischen Welt beschaffen, als die Revolution von 1848 hereinbrach und neben den Bestrebungen bürgerlicher Freiheit gegenüber der alten dynastischen Politik ein neues völkerrechtliches Princip — das Princip des Nationalstaates — feierlich proclamirte. Das konnte auf die Slaven-Welt nicht ohne Wirkung bleiben. Die politischen Bande, welche Polen, Magyaren, Czechen, Illyrier in Oesterreich und Preußen bisher friedlich zusammengehalten, wurden thatsächlich gelöst und die slavischen Ansprüche und Hoffnungen auf das Höchste gespannt. Die bewaffnete Erhebung der Provinz Posen führte, anstatt zu der angestrebten Lostrennung von der preußisch-deutschen Monarchie, zur völligen Einverleibung derselben in das deutsche Gesammtreich. Die Polen in Galizien hatten es nur der Spaltung im eigenen Lager, den Sonderansprüchen der Ruthenen, zu verdanken, daß eine allgemeine Schilderhebung bei ihnen unmöglich war. Um so schlimmer gestalteten sich die Dinge in Ungarn. Das Unternehmen der Magyaren, die mit ihnen staatsrechtlich verbundenen Slaven zu der von ihnen bis auf die Personalunion durchgesetzten Trennung von Oesterreich fortzureissen, um dieselben dem Magyarismus völlig einzuverleiben, führte zu dem blutigen Aufstande der Croaten, Slavonier, Serben und Walachen gegen die Magyaren, zu jenem Racenkriege, der zur Stärkung des panslavistischen Elementes nicht wenig beigetragen hat.

Nun schien der Moment gekommen, allen den Ideen und Entwürfen, welche im Laufe der vorhergehenden drei Decennien in den Köpfen der Slaven sich entwickelt haben, praktische Geltung zu verschaffen. Nationalversammlungen (in Karlowitz, Essegg u. s. w.) wurden abgehalten, eine serbische Wojwodschaft, die sich an das halbsouveraine außerösterreichische Serbien anlehnte, wurde in Ungarn gebildet, selbst die Walachen proclamirten ihre dakoromanische Nationalität und wollten es auf nichts Geringeres abgesehen haben, als ein unabhängiges Reich herzustellen, das mit der Zeit die Moldau und Walachei, wie auch einige Theile von Ungarn und Siebenbürgen umfassen sollte.

Eine nicht geringe Rührigkeit entwickelten zur selben Zeit auch die Czechen. Dem Beispiele der Magyaren folgend, verlangten sie nur die Vereinigung Mährens mit Böhmen und dann für diese vereinten Lande ungefähr dieselbe

Digitized by Google

Selbstständigkeit, welche Ungarn für sich in Anspruch genommen hatte. Für sie war nun „eine neue Epoche“ in die Welt eingetreten, die „ein neues Element (natürlich das slavische) als ihren Träger“ forderte. Die erste That dieses erwachten Sebstbewußtseins war ein in allen slavischen Dialecten durch ganz Ost-Europa verbreiteter „Aufruf an sämmtliche Slavenländer“. Wie die Deutschen in Frankfurt zu einem deutschen Nationalcongreß, so sollten jetzt die Slaven in Prag zu einem Slaven-Congreß zusammentreten. Derselbe sollte zum ersten Male „eine kräftige Verbrüderung der slavischen Nationen“ bewirken. Durch folgende Vorschläge glaubte man dieses Ziel erreichen zu können: 1. Abschluß eines slavischen Schutz- und Trutzbündnisses; 2. nähere und ununterbrochene Verbindung in Kunst und Wissenschaft zwischen allen slavischen Nationen; 3. Abweisung jeder Unterwürfigkeit unter eine fremde Nationalität; 4. endlich Umgestaltung Oesterreichs zu einem Föderativstaate gleichberechtigter Nationen. — Dieser Slaven-Congreß ist denn in der That zu Stande gekommen. Das war eine unter allen Umständen interessante Erscheinung, denn es war das erste Mal, seit die Slaven in der Geschichte genannt werden, daß die zerstreuten Glieder der großen slavischen Völkerfamilie aus den entferntesten Gegenden zusammenströmten, um sich in der österreichischen Moldau-Stadt als Brüder zu begrüßen. Alle Gefühle, Wünsche, Pläne, Träume, welche die slavischen Herzen und Köpfe bislang beschäftigt haben, sind hier zum Ausdruck gekommen. Daß die Sprache, die hier geführt wurde, eine überaus kräftige war, konnte mit Rücksicht auf die Jugendlichkeit des Unternehmens, dann auf den nationalen Eifer seiner Anhänger nicht Wunder nehmen. Zur Charakterisirung des Geistes, der in diesem Völkercongreß geherrscht hat, nur die Eine Stelle: „Ein dunkles Gefühl“ — sprach einer der Abgesandten — „geht von einem Ende des Slaventhums zum andern, ein unbewußtes Verlangen, das Streben, der heiße Durst nach etwas, das man selbst nicht zu nennen weiß, greift fieberisch in alle Pulse von 80 Millionen; der rechte Gedanke, das Schlagwort, ein Funke nur, und ganz Europa steht in Flammen. Kurze Zeit vielleicht noch, wenige Tage fortgesetzter Knechtung und neue angethane Gewalt, und jener die Slaven beseelende Geist wird ein grausenerregendes Gespenst, das, eine zweite Geißel Gottes, wie ein wüthender Orkan daherbraust über die Fluren, und in seinem unaufhaltsamen Zuge Dörfer, Städte, Länder und Reiche austilgt. . . .“

Die Ereignisse des Jahres 1848/49 brachten das panslavistische Programm zu einem vorläufigen, freilich von seinen Tendenzen abweichenden Abschluß. Es trat eine unfreiwillige, allerdings nur äußerliche Pause ein. Ein Jahrzehent hindurch war der Panslavismus auf der Weltbühne mit unbewaffnetem Auge kaum noch wahrzunehmen. Um so kühner war dafür sein Auftreten, als die erneuerten Verfassungskämpfe in Oesterreich mit Ende 1860 ihren Anfang genommen. Die Prätensionen und die in Folge derselben gethanen Schritte, sowohl in Böhmen wie in Galizien, sind noch in Jedermanns Gedächtniß.

Digitized by Google

Namentlich sind es die ostensiblen Reisen der Czechen nach Petersburg und Moskau (1868), von welchen für die historische Entwicklung des Panslavismus hier noch Act zu nehmen ist.

Die Untersuchung, ob und inwieweit die Tendenzen des Panslavismus von dem praktischen Politiker ernst zu nehmen sind, muß einem folgenden Artikel vorbehalten bleiben. F. St.

---

* Die Lehrkanzel für classische Archäologie an der k. k. Universität Prag.

Wir haben doppelten Grund, uns in Oesterreich einer jeden neuen Pflege eines wissenschaftlichen Faches zu freuen, das hier wie anderwärts seine Stelle innerhalb der Philologie und in ebenso enger Beziehung zur Kunstwissenschaft einzunehmen hat, das aber außerdem gerade hier die Aufgabe hat Sinn und Kräfte heranzubilden zur Beachtung und Verwerthung der innerhalb Oesterreichs so zahlreich verhandenen Ueberreste des römischen Alterthums. Wir freuen uns deßhalb, daß das Ministerium für Cultus und Unterricht die Aufgabe einer Prager Lehrkanzel, die bisher enger begrenzten Zwecken diente, jetzt auf das ganze Gebiet der classischen Archäologie ausgedehnt hat, freuen uns darüber um so mehr, als, wie wir glauben, von Dr. Benndorf, dem neuernannten Professor der classischen Archäologie an der Prager Universität, durchaus zu erwarten ist, daß er seine Lehrkanzel zu etwas Lebendigem machen und die Einrichtung des neuen Arbeits- Lehr-, und Lernplatzes für sein Fach mit Eifer und Geschick betreiben werde.

Wir können hier nur mit einigen trockenen Daten, denen Vertrauen zur Persönlichkeit hinzugerechnet werden muß, diese gute Erwartung zu begründen suchen.

Der Lebensgang Benndorfs führte ihn auf Wegen voll der Förderung für sein Fachstudium. Den Beginn macht die Gunst trefflicher Schulung auf der Universität zu Bonn, von wo aus auf die ganze heutige Archäologie heilsamster Einfluß ausgegegangen ist. Die erste Anstellung an der lateinischen Schule zu Pforta bot trotz der klösterlichen Stille des Platzes am Waldrande der Thüringer Berge die an solchen Orten sonst seltene Gelegenheit sogar der unmittelbaren Anschauung classischer Kunst nicht ganz fremd zu werden, da diese altangesehene Anstalt eine Sammlung von Gipsabgüssen besitzt, wie kein zweites Gymnasium; Benndorf gab damals einen Katalog dieser Sammluug heraus. Auf die ruhige Stellung in Pforta folgten die reicheren Anschauungen einer Reise nach dem Süden, längerer Aufenthalt zu Rom in den anregenden Kreisen des Instituts für archäologische Correspondenz. Hier entstand eine Anzahl von Arbeiten, von denen nur die größte genannt sein mag, der gemeinsam mit dem jetzigen Hallenser Professor R. Schöne verfaßte Katalog der Antikensammlung des Lateranensischen Museums, etwas Bedeutenderes als man sich in weiteren Kreisen gewöhnlich unter einem Kataloge denkt und als leider die Kataloge großer Zahl nach auch wirklich noch sind. Die weitere Fortsetzung der Reise nach Griechenland und Sicilien gewährte Benndorf unter Anderm die Gelegenheit zur Ansammlung des Materials einer großen Publication griechischer und sicilischer Vasenbilder, von der bis jetzt zwei Lieferungen erschienen sind. Nach der Rückkehr nach Deutschland trat Benndorf in die akademische Laufbahn als Privatdocent in Göttingen ein und wenn er sich selbst auch gelegentlich glaubte beklagen zu müssen, daß dort die Kunst nur durch den Lithographen vertreten sei, der den Studenten ihre sogenannten Kneipbilder verfertigte, so erfuhr er doch auch an sich, von persönlichem Glücke das ihm das Städtchen brachte, ganz abgesehen, wie Göttingen mit seiner reichen

Digitized by Google

Bibliothek und seiner wissenschaftlichen Lust so recht der Platz ist, Gesammeltes zu verarbeiten und den reinen Vorgeschmack äußerlich anspruchsloser akademischer Berufsthätigkeit zu kosten. Bald wurde er dann als Professor an die Universität nach Zürich berufen. Allerlei an die bekannte Insultirung der zu einem Friedensfeste versammelten Deutschen sich anreihende Unbill wollte Benndorf nicht ertragen und legte die ihm sonst rasch liebgewordene Stellung freiwillig wieder nieder. Die Universität München bot ihm dafür einigen augenblicklichen Ersatz durch eine Honorarprofessur. Diese gegen das Amt in Prag einzutauschen, das ihm desto mehr vollauf zu thun geben wird, je weniger vorgearbeitet ist, war Benndorf leicht bereit. Einige Unterstützung zur Beschaffung unerläßlicher Lehrmittel, namentlich zur Gründung eines Museums von Gipsabgüssen, hat das Ministerium sofort geboten. So weit sind also Vorbedingung eines erfolgreichen Wirkens vorhanden. Möge auch sonst der Weg dazu sich frei zeigen! C.

(H. M.) Berthold Schwarz und Roger Baco.

Jahrhunderte lang waren im Oriente künstliche Zündstoffe bereitet worden, aber zur treibenden Kraft hatte man es mit ihnen noch nicht gebracht. Erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts findet sich bei den Arabern eine dem Schießpulver in Mischung und Wirkung sehr ähnliche Masse vor. Wahrscheinlich um dieselbe Zeit wird in dem „Liber ignium ad comburendos hostes", dessen Verfasser unter dem Namen Marcus Graecus bekannt ist, das Recept eines fliegenden Donner erzeugenden Feuers gegeben, das aus Schwefel, Kohle und Salpeter besteht.

Albert der Große schrieb in seinem Werke: „De mirabilibus mundi" jenes Recept beinahe wörtlich nach. Sein Zeitgenosse hingegen, der englische Mönch Roger Baco, der nach damaligem Brauche die Forschungen der Wissenschaft in feierliche Geheimnisse hüllte und vielleicht in Gedanken vor der Tragweite einer so zerstörenden Erfindung zurückschrak, begnügte sich, nach der Anleitung des „Liber ignium" die Zusammensetzung des Schießpulvers durch ein Anagramm anzudeuten. Mit ziemlicher Schnelligkeit verbreitete sich nun die Kenntniß und die Zubereitung des Schießpulvers in den deutschen Ländern. Eine neue Zunft, die der Büchsenmeister, bildete sich, um die Erfindung mit allen ihren Consequenzen auszubeuten. Aber wer war der erste, der den Deutschen das dunkle Geheimniß verrieth und dessen Benützung lehrte?

Mancherlei mehr oder weniger mythische Namen tauchten auf, aber nur einer faßte dauernd Wurzel: der Name „Berthold", welchem man nachmals noch den Zunamen „Schwarz" anhing. Am häufigsten, doch nicht immer, umgab man seine Gestalt mit der Kutte des Mönchs. Je nachdem die Sage von ihm früher oder später in eine Gegend gelangte, ließ man auch sein Wirken bald in eine frühere, bald in eine spätere Zeit fallen; in Deutschland schwankt sie zwischen den Jahren 1313 und 1380, aber nach Frankreich verpflanzte sich die deutsche Berthold-Sage bereits im Jahre 1354. Selbst der Gegenstand der Erfindung wird nicht immer ganz klar; oft läßt die Ueberlieferung nur das erste Schießpulver, bisweilen auch schon das erste Geschütz aus Bertholds Hand hervorgehen.

Unberührt von der gelehrten Geheimnißkrämerei ihrer Zeit tauschten die Pulverkünstler, die Büchsenmeister, ihre Erfahrungen bereitwillig unter einander aus, und noch vor dem Ablaufe des vierzehnten Jahrhunderts wurden diese Praktiken in einer eigenen Schrift niedergelegt, welche dann, unter dem Namen des „Feuerwerksbuches" begriffen, sich in verschiedenen handschriftlichen Copien unter den Meistern und Jüngern der Kunst verbreitete.

Digitized by Google

Wie sehr aber auch die wackeren deutschen Büchsenmeister dem Dasein ihres Ahnherrn nachgeforscht haben mögen, sie vermochten doch keine deutliche Spur von ihm zu entdecken, und was das „Feuerwerksbuch" über ihn vermeldet, ist daher nur ein summarisches Zusammenfassen der vielgestaltigen Ueberlieferung. Offenbar wurden dabei mehrere Phasen der ursprünglichen Entdeckung und ihrer späteren Anwendung durcheinandergemengt, während man aus Mangel an Nachrichten manche Zwischenglieder fallen lassen mußte.

Als Erfinder der Kunst nennt das „Feuerwerksbuch" einen Meister, „Niger Bertholdus" geheißen, der ein „Nigermanticus" (Nekromant) gewesen und „mit großer Alchymie, sonderlich mit großen köstlichen und hohen Sachen umgegangen, mit Silber und Gold und mit den sieben Metallen, also daß derselbe Meister Silber und Gold eines von dem anderen scheiden und köstliche Farben daraus machen konnte." Um eine Goldfarbe zu brennen, gibt er Salpeter, Schwefel, Blei und Oel in einen kupfernen Hafen, und als der Hafen dann über dem Feuer zerbricht und später ein zweiter, größerer kupferner Hafen, welcher mit einem eisernen Nagel verschlagen wird, unter verheerender Wirkung in viele Stücke zerspringt, „weil der Dunst nicht davon kommen (entweichen) konnte," so ließ Meister Bertholdus das Blei und das Oel weg und legte dafür Kohlen hinzu „und ließ sich eine Büchse gießen und versuchte, ob man Steine (Kugeln) damit schießen könnte, weil es ihm zuvor die Thüre zerworfen hatte. Also erfand er diese Kunst und verbesserte sie. Er nahm dazu Schwefel und Salpeter zu gleichen Theilen und etwas weniger Kohlen." ꝛc.

Wir müssen den Namen „Niger Bertholdus" wohl ins Auge fassen und von der späteren ungenauen Uebersetzung in „Berthold Schwarz" ganz absehen, da ohnehin Familiennamen im vierzehnten Jahrhundert noch nicht gar häufig vorkamen.

Das „Liber ignium" kannten in Deutschland nur sehr wenige Gelehrte. Auch was Albert der Große daraus verrieth, scheint für die Fachmänner damals verloren gegangen zu sein. Nicht so die Andeutungen Röger Baco's. Schon die anagrammatische Form, in welche letzterer das Recept zur Schießpulverbereitung kleidete, und die dem Grübeln und Errathen einen größeren Spielraum ließ, war für den Geschmack des Zeitalters doppelt anlockend. Nach dem Anagramm Roger Baco's mögen also in Deutschland die ersten Pulverkünstler experimentirt haben, und da sie von dem „Liber ignium" nichts wußten, so galt ihnen der Verfasser des Anagramms muthmaßlich auch als der Erfinder der Kunst. Zugleich wurzelte sich dabei auch die Vorstellung ein, daß diese Kunst einem Mönch zum Urheber habe.

Betrachten wir nun auch diesen zweiten Namen. Man liebte es im Mittelalter, Taufnamen in zwei Sylben zusammenzuziehen und am Schluße durch einen Vocal abzurunden. Solchergestalt finden wir z. B. Bernhard in Benno, Burchard in Buco, Theodorich in Dedo, Gottfried in Gozzo, Guidobald (Wilibald) in Guido, Kunrad in Kuno, Ladislaus in Laslo, Sigfrid in Sizzo, Udalrich in Udo umgewandelt u. s. w.

Diesem Vorgange gemäß wäre der Name Baco bloß eine Zusammenziehung des Namens Barthold oder Berthold, und jedenfalls werden die Verfasser des „Feuerwerksbuches" ihn nicht anders aufgefaßt und gedeutet haben. Nachdem man aber den vermeinten Erfinder des Schießpulvers von Haus aus als einen Schwarzkünstler, einen „Nigermanticus" betrachtete und die schwarze Farbe seines Erzeugnisses sich gleichsam auch seiner Erscheinung andrängte, wäre es wohl nicht unmöglich, daß durch eine Undeutlichkeit in der Handschrift eines der ersten Copisten des „Feuerwerksbuches" der Name „Roger" sich in einen „Niger" verwandelt hätte. Der Roger Baco oder Roger Barthold wäre dann auf einfache Art zum Niger Bertholdus umgetauft worden und die vaterländische Ueberlieferung hätte den englischen Mönch in einen deutschen umgestaltet. An einer gewissen inneren Berechtigung hiezu fehlte es um so weniger, da in Deutsch-

Digitized by Google

land das Artillerieweſen frühzeitig die ſchnellſten, hingegen gerade in England die langſamſten Fortſchritte machte, denn noch bis zur Zeit der Königin Eliſabeth bezog man in England das Schießpulver aus dem Auslande.

Wir ſind weit entfernt, eine Behauptung in obigem Sinne aufſtellen zu wollen, aber es würde vielleicht den Verſuch lohnen, dem noch ſo wenig aufgehellten Gegenſtand auch in dieſer Richtung nachzuforſchen.

---

* Szaraniewicz, Dr. Iſidor, Kritiſche Blicke in die Geſchichte der Karpaten-Völker im Alterthum und im Mittelalter. Mit einer lithogr. Karte. Lemberg 1871.

Der gelehrte Verfaſſer, welcher durch zahlreiche Schriften einen geachteten Namen in der polniſchen und ruthenischen Litteratur erworben, tritt in der vorliegenden Schrift vor das deutſche wiſſenſchaftliche Publicum zum erſtenmale mit einer ſelbſtſtändigen kritiſchen und größeren Unterſuchung. Indem er mit Recht vorausſetzen durfte, daß ſeine allgemein ethnographiſchen Forſchungen auch ein allgemeines Intereſſe in Anſpruch nehmen könnten, iſt er zu dem Entſchluſſe gekommen, das Werk deutſch zu publiciren, mit deſſen Anfang wir es zunächſt zu thun haben. In dem vorliegenden Hefte werden die Quellen des Alterthums über die Karpaten-Völker vorgeführt, zunächſt ſoll ſich aber hieran eine Unterſuchung über die Völkerwanderung und ihren Einfluß auf die Gruppirung der Karpaten-Völker anſchließen. In einem dritten Theil gedenkt der Verfaſſer die Staatenbildungen an den Karpaten und ihre anfänglichen territorialen und internationalen gegenſeitigen Beziehungen und in einem vierten die allmälige Umwandlung des Völkerlebens in den Karpaten in Folge der allſeitigen Coloniſation zu beſprechen.

Man ſieht, es iſt ein ganz umfaſſender Plan, den der Verfaſſer ſich geſtellt hat, und wir möchten unſererſeits nichts unterlaſſen, was den Verfaſſer aufmuntern könnte, denſelben wirklich auszuführen. Was in dem vorliegenden Theile für die Geſchichte der Kapaten-Völker geleiſtet iſt, berechtigt zu den beſten Erwartungen für die Zeiten der Geſchichte, wo uns die Quellen ſichere und unzweifelhafte Kunde geben, und wo die Reſultate der Forſchung auf feſterem Grunde aufzubauen ſind.

Der Verfaſſer hat in der vorliegenden Ueberſicht über die ethnographiſchen Verhältniſſe der Karpaten im Alterthum ein reichhaltiges Material verwerthet. Die älteſten wie die ſpäteſten Nachrichten der claſſiſchen Völker ſind mit großer Vollſtändigkeit geſammelt, mitgetheilt und beſprochen.

Man weiß, daß die Interpretation und Erklärung namentlich der älteſten und älteren Nachrichten der Griechen über ethnographiſche Dinge zu den ſchwierigſten Aufgaben der Wiſſenſchaft zählt, und wir würden uns nicht eben anmaßen die Richtigkeit der in der vorliegenden Schrift gemachten Verſuche durchaus zu verbürgen, aber ebenſo ſehr ſind wir davon überzeugt, daß einige Unrichtigkeiten auf dieſem Gebiete keine Berechtigung geben, ein allgemein abfälliges Urtheil zu fällen, wie es jüngſt von anderer Seite, wie uns dünkt, unbillig, geſchehen iſt. Der Verfaſſer der vorliegenden Schrift hat eine ausgebreitete Kenntniß der deutſchen Litteratur, er iſt an die Quellen ſelbſt herangetreten, er handhabt dieſelben nach einer richtigen Methode, er ſcheut ſich nicht, von ſeinen Arbeiten auch dem deutſchen Publicum Rechenſchaft abzulegen, und da er in der Lage iſt, ſeinen Landsleuten in ihrer Sprache dieſe Dinge vorzutragen, ſo bildet er mit dieſem Werke eines jener unſchätzbaren Mittelglieder, welche die deutſche Wiſſenſchaft auch den andern Nationen nutzbar macht und welche man gerne unterſtützen mag.

Der Verfaſſer tritt für die Anſicht ein, daß ſlaviſche Völker ſchon zur Zeit des Alterthums in die Karpaten-Gegenden hereingeragt hätten, und in der That, ſo oft auch dieſe Anſicht gelobt und getadelt worden iſt, ein Umſtand ſchien immer am meiſten dafür zu ſprechen, nämlich der der völligen Hoffnungsloſigkeit, daß es je gelingen könnte,

Digitized by Google

die Zeit der Einwanderung in diese Gegenden zu bestimmen. Die Völkerbewegungen der Slaven haben allerdings etwas so dunkles, schleichendes und räthselhaftes an sich, daß es freilich nicht unbedenklich ist, von diesem Argumente des Mangels an Wanderungsnachrichten sehr viele oder gar weitgehende Schlüsse zu machen. Indessen könnte man auch nicht sagen, daß die entgegenstehende Theorie in Bezug auf die Ost-Slaven sehr viel starke Beweise aufgebracht hätte. Der Gegenstand dürfte immer zu den disputabeln gehören, ohne daß man deßhalb großer Unwissenschaftlichkeit geziehen werden müßte. Zuversichtlich dürfen wir aber erwarten, daß es in den späteren Epochen der Geschichte der Karpaten-Völker dem Verfasser gelingen wird, bei seiner gründlichen und methodischen Art manche neue und unzweifelhafte Resultate zu bringen, und wir wünschen daher, daß ihm Zeit und Mittel zur Fortsetzung des begonnenen Werkes günstig seien.

---

* Jägerndorf unter der Regierung der Hohenzollern von Professor Biermann in Teschen.

Unter den historischen Vereinen Deutschlands nimmt der schlesische zu Breslau eine der hervorragendsten Stellen ein. Die Publicationen desselben zeichnen sich seit einer ansehnlichen Reihe von Jahren durch Solidität der Forschung und dnrch eine systematische und wohldurchdachte Ordnung und Organisation der Arbeiten aus. Früher hat Wattenbach dem Vereine seine Kräfte gewidmet, und seine Wirksamkeit hat noch bis heute ihre Nachwirkung auf die Breslauer historischen Kreise geübt. Nach seinem Weggang von Breslau hat es Colmar Grünhagen übernommen, den Verein und besonders die treffliche Zeitschrift desselben in gleichem Geiste fortzuführen.

In dem letzten Hefte der Zeitschrift findet sich eine Abhandlung unseres trefflichen Landsmannes, des unermüdeten Forschers auf dem Gebiete der schlesischen Geschichte, Gottlieb Biermann, welche eine besondere Erwähnung verdient.

Man kennt jene verhängnißvollen Ansprüche, welche einst Friedrich der Große vergeblich gegen Maria Theresia's neue Regierung geltend gemacht und welche die Quelle der Kriege zwischen Oesterreich und Preußen geworden waren. Es handelte sich um das schlesische Fürstenthum Jägerndorf, wo einst Hohenzollern regierten, deren letzter ebendaselbst in den Fall des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, des böhmischen Winterkönigs, verwickelt worden war. So wenig nun auch der Grundsatz des deutschen Reichsrechts verkannt werden konnte, daß Aechtung des Vaters die Erbrechte der Söhne nicht zu schädigen oder gar aufzuheben vermöchte, so könnte man doch nicht behaupten, daß die juristischen Deductionsschriften, welche über die Jägerndorfer Frage seit dem Auftreten Friedrichs II. in Schlesien erschienen sind, die Politik und die Absichten dieses Königs vollkommen und allseitig zu motiviren im Stande gewesen wären. Je mehr sich aber die Geschichtsforschung — namentlich in einer frühern Epoche der Litteratur — mit den Fragen der Rechtsansprüche Friedrichs II. auf Jägerndorf zu schaffen machte, desto weniger Beachtung fand die eigentliche Geschichte des Landes unter der Herrschaft der Hohenzollern vom Jahre 1523 bis zur Vertreibung Johann Georgs aus Jägerndorf im Jahre 1621. Diese Lücke hat nun Biermann in seiner bekannten sorgfältigen und treuen Weise ausgefüllt. Nicht nur die äußere Geschichte des Herzogthums Jägerndorf in der Epoche der Reformation, sondern auch die inneren Verhältnisse werden mit Benützung einer Anzahl handschriftlicher Quellen klar gelegt. Auch die religiösen und Culturzustände des Landes sind eingehend geschildert, und man kann sagen, daß wir auch in dieser Arbeit Biermanns eine musterhafte Darstellung einer Specialgeschichte zu begrüßen haben.

Digitized by Google

Biermann ist seit Jahren mit einer Landesgeschichte von Troppau beschäftigt — daß er an diesem Werke rüstig fortarbeite, davon giebt die vorliegende Studie aus der Reformationszeit einen Beweis —, wir wünschen, daß Zeit und Gelegenheit günstig sei, und daß wir bald in den Besitz einer urkundlich sichergestellten Geschichte von Troppau gelangen, wie sie Biermann früher für Teschen und jetzt für Jägerndorf geliefert hat.

---

* Oesterreichische Geschichte für das Volk. XIII. 1. 2. Abtheilung 1871. „Die letzten Regierungsjahre der Kaiserin-Königin Maria Theresia" (1763 bis 1780), von Professor J. H. Schwicker, früher Seminardirector in Ofen, jetzt Professor am Gymnasium in Pest. 1. Abth. 226; 2. Abth. 222 S. 8 Wien, Gronemeyer (Prandels Buchhandlung).

Vor Jahren bereits traten das XI. XII. Bändchen dieses Unternehmens ans Licht: „Maria Theresia und der österreichische Erbfolgekrieg" von Professor Joh. B. Weiß und „Maria Theresia vom Aachner Frieden bis zum Schluße des siebenjährigen Krieges" von Professor Franz Ilwof. Mit ihnen waren die Jahre 1740 bis 1763 der Theresianer Epoche erledigt. Das doppelt schwierige Schlußstück blieb dem Verfasser des oben angeführten Werkes aufgespart. Mit Vergnügen bezeugen wir, daß Schwicker seine Aufgabe richtig begriff und mit Geschick und Geschmack zu lösen verstand. Er schreibt gemeinfaßlich für den Gebildeten aller Kreise, von Liebe zum Gegenstande durchdrungen, weiß er zu fesseln und zu erwärmen, ohne der wissenschaftlichen Würde des Stoffes irgend etwas zu vergeben. Darum blättert auch der Fachmann mit Behagen in dem fleißigen und geschmackvollen Buche, dessen Oekonomie dem Zwecke vollkommen entspricht. Ein ruhiges Urtheil über Zeiten und Menschen athmet aus dem Ganzen und es freut den Deutsch-Oesterreicher, daß ein Transleithanier Partien, wie z. B. die theresianischen Reformen in Ungarn, so sachgemäß und leidenschaftslos bespricht. Es ist eben ein Mann, dem es mit der Sache Ernst ist und deutsche Wissenschaft hoch gilt. Die erste Abtheilung umfaßt „die reformatorische Thätigkeit der Kaiserin in allen Zweigen des Staatswesens", die II. a. Polens erste Theilung. b. Den bairischen Erbfolgestreit. c. Maria Theresia's Ausgang. Der Verfasser hat durchwegs gute, maßgebende Hülfsmittel benützt. In den Ungarn betreffenden Partien hat er als Angehöriger des Landes eine Stoff- und Litteraturkenntniß, welche erschöpfend genannt werden muß.

F. K.

R. Z. Die Prinzessin von Banalien. Ein Märchen von Maria Baronin Ebner-Eschenbach. Wien, Rosner, 1872. 63 S.

Der sinnigen Dichterin der „Marie Roland" und des schwungvollen Schiller-Festspiels „Doctor Ritter" begegnet die Lesewelt hier auf einem harmlosen Gebiet. Märchen und Arabeske haben das gemein, daß beide nicht die wirkliche, nicht einmal eine nach Naturgesetzen mögliche, sondern eine unmögliche Welt schildern, aber so, daß, so lange wir bei derselben verweilen, sie uns möglich scheint. Ueber dem anmuthigen Schwung des Laubwerkes, aus dessen Blütenkelchen zu halbem Leibe holde Elfengestalten hervorsprossen, vergessen wir, daß solche Blätter und Blumen in keiner Naturgeschichte zu finden sind. Wem die Fähigkeit abgeht, in einer eingebildeten Welt sich heimisch zu machen, oder wer, um nur solcher froh zu werden, eines didactischen oder moralischen Hintergrundes bedarf, der das poetische Bild verklärend oder verspottend symbolisirt, dem bleibt der specifisch ästhetische Genuß der geschriebenen wie der gezeichneten Arabeske versagt. Die richtige Stimmung, aus welcher beide im Dichter und Maler entspringen und vom Leser und Beschauer empfangen werden sollen, ist: nichts darin „zu suchen".

Digitized by Google

In vorliegendem Märchen wird daher mehr „gesucht" werden, da das Object desselben selbst der Conflict der prosaischen Welt der Civilisation mit der poetischen des Naturstandes ist. Die Prinzessin von Banalien — einem Lande, das auf keiner oder auf jeder Landkarte zu finden ist — ist ihrer „banalen" Umgebung müde, in welcher die steife Aufseherin der Etiquette und der bei Hof und Volk populäre Mundkoch die Hauptrolle spielen, die Poesie nur durch den formgewandten „Hofsonettisten" vertreten wird. Unzufrieden und leidenschaftlich, wie sie ist, birgt das Geschenk ihrer Feenmutter, ein Dolch, der, was er in Angst oder Zorn geschleudert trifft, tödtet, in ihren Händen keine geringe Gefahr. Schrecken bewegt sie das erste Mal ihn zu gebrauchen, Eifersucht das zweite Mal. Ein Jüngling, wie sie noch keinen erblickt, ist im Begriff, von einer Natter gebissen zu werden; sie tödtet die Schlange und verliert Dolch und Herz an ihn. Als er ihr den ersten zurückbringt, will sie ihn zu ihren Gemahl erheben; Abdul, der freie Naturssohn, verschmäht Krone und Ehe. Werke der Kunst und des Reichthums machen so wenig Eindruck auf ihn als die schwärmerischen Ergüsse der Fürstin; gegen Menschen gleichgültig, liebt er die Thiere; unempfindlich gegen die Neigung der Prinzessin, verschwendet er Güte und Geduld an vernunftlose Geschöpfe; fühllos gegen die Kunst, steht er unter dem Zauber der Natur. Als er ein zum Festschmause bestimmtes Thier unter den ausgesuchtesten Qualen lebendig martern sieht, um es verwöhnten menschlichen Gaumen desto schmackhafter zu machen, übermannt ihn der Zorn; er erschlägt den Mundkoch. Ein Pöbelaufstand bricht los; Abdul, den die Prinzessin mit eigener Lebensgefahr vergebens zu retten gesucht, soll des andern Tages dem erzürnten Volke ausgeliefert werden. Heimlich holt sie ihn Nachts aus dem Kerkergemach, um ihn über eine verborgene Treppe durch unterirdische Hallen des Schlosses „in die Freiheit" zu geleiten. Der Weg von Banalien zu dieser ist weit, und bezeichnend, daß er durch die Grabgewölbe ihrer Ahnen führt. Ans Tageslicht, in den üppigen, wild- und quellenreichen Forst gelangt, fühlt sich der Jüngling in seinem „eigensten Element", unter Pflanzen und Thieren, fern von den „seltsamen" Menschen der Civilisation. Auch die Prinzessin, die nicht an Rückkehr denkt, duldet er nur ungern in seiner Nähe und bald entdeckt sie die Ursache seiner häufigen Abwesenheit. Ein schlankes Naturkind, schön und wild, wie er selbst, ruht in seinem Arm und in wahnsinniger Verzweiflung schleudert die Fürstin den nie fehlenden Dolch nach ihr. Mit des Geliebten Fluch belastet, wird die Prinzessin bewußtlos im Wald von den Ihrigen aufgefunden und ins Schloß zurückgebracht. Verlassen, bereuend, erwacht sie von ihrer schwärmerischen Flucht in die poetische Naturwelt wie aus schwerem Traume. In die Welt Banaliens zurückversetzt, reicht sie auf Befehl ihrer Mutter einem ungeliebten, wenngleich nicht unedlen Gemahl die Hand; diese aber auf ihre Bitte belebt die Gemordete wieder. Ihr Herz scheint beruhigt; aber als sie Jahre nachher vom Altan des Schlosses eine männliche Leiche den vorbeifließenden Strom herabschwimmen sieht, der die Thiere des Waldes am Ufer und die Vögel in den Lüften wehklagend nachziehen, wallt ihre ungestillte Sehnsucht unwiderstehlich auf. Mit ausgebreiteten Armen in den Strom gestürzt, findet sie, Leiche an Leiche gepreßt, an Abduls Brust die Freiheit, zu welcher der Weg aus Banalien nur durch den Tod führt!

Die einfache, ihrem Haupteindruck nach rührende Erzählung ist nicht durchgehends gleichmäßig gehalten. In der Schilderung Banaliens waltet ein komisch-satirischer Zug, der mit dem tragisch-idyllischen des romantischen Waldlebens sich nicht völlig ausgleicht. Merklich hat der letztere schwärmerisch-elegische Theil die Sympathien der gefühlvollen Verfasserin für sich, und ohne Zweifel werden dieselben sich auch der Lesewelt mittheilen. Ein Hauch der tieckischen Waldeinsamkeit, wie er in unserer Zeit selten geworden ist, weht durch die phantasievolle Schilderung der Waldesnatur, durch die feine psychologische Charakteristik des unbändigen Naturssohnes und die mit wenigen Strichen

Digitized by Google

sicher und reizvoll gezeichnete Physiognomie seines Naturkindes. Der Arabeskencharakter des Märchens bewährt sich auch darin, daß er zur Illustration beinahe herausfordert. Einzelne Situationen, der Gang durch die Todtengrüfte, die Liebe im Walde, vor allem die Schlußscene am Strome sind mit so greifbarer Anschaulichkeit gemalt, daß sie der Künstler nur nachzuahmen braucht. Um so mehr müssen wir bedauern, daß die auf dem Umschlag befindliche, wir wissen nicht, ob durch des Zeichners oder des Holzschneiders Schuld, mehr als billig verunglückt ist.

---

* Leopardi und Foscolo. Die in Turin erscheinende pädagogische Zeitschrift „Il Baretti" und nach dieser die von Professor de Gubernatis trefflich redigirte „Rivista Europea" zu Florenz bringen zum Abdrucke eine bisher unbekannte Canzone „**per una giovine donna malata**" von Giacomo Leopardi, auf welche wir die in Deutschland zahlreichen Freunde des großen Dichters aufmerksam machen. Sie werden darin allerdings nur eine Jugendarbeit kennen lernen, aber eine solche, welche die künftige Größe ahnen läßt und somit einen dankenswerthen Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des dichterischen Schaffens des seltenen Mannes bildet.

In der zuerst erwähnten Zeitschrift werden auch unedirte Briefe von Ugo Foscolo mitgetheilt. Eine andere kleine Sammlung von Briefen dieses Dichters veröffentlichte der bekannte Romanist Adolf Tobler im letzten Hefte des Jahrbuches für rom. und engl. Litteratur. Sie sind fast alle an Johann Heinrich Meister, den bekannten Schriftsteller und Staatsmann zu Zürich, gerichtet, den Foscolo seinen innigen Freund und „guten Nestor" nennt. Die Briefe gehören den Jahren 1815 und 1816 und sind geeignet, auf den Aufenthalt des Dichters in der Schweiz manches willkommene Licht zu werfen.

Schließlich erwähnen wir einen Saggio von Professor Trevisan (Mantova, 1872) über Ugo Foscolo, welcher, mehr in der Form einer Apologie gehalten, entweder unedirte oder wenig bekannte Schriften des Dichters mittheilt. Aus der Vorrede des Verfassers ist zu entnehmen, daß Herr Dom. Bianchini, Sectionschef im ital. Ministerium des Aeußeren, seit längerer Zeit eine größere Arbeit über Foscolo vorbereitet.

---

* **Roma sotteranea.** Seit den Zeiten Antonio Bosio's hat kein Gelehrter mit größerem Erfolge das unterirdische Rom zum Gegenstande der Untersuchung gemacht, als in unseren Tagen G. B. de Rossi, dessen Forschungen in der „**Roma sotteranea cristiana**" (Rom 1864 bis 1867 4.), einer sehr umfassenden, nicht leicht zu bewältigenden gelehrten Arbeit, in seinem Werke über altchristliche Inschriften und in dem von ihm herausgegebenen „**Bulletino di archeologia cristiana**" (seit 1863) niedergelegt sind. — In der deutschen Litteratur fehlte es aber bisher an einem Werke, in welchem die Resultate der neueren Forschungen auf diesem Felde zusammengefaßt, auch einem allgemein gebildeten Leserkreise zugänglich gemacht werden. Die englische Litteratur besitzt bereits ein ähnliches Buch, **Northcote-Brownlows Roma sotteranea.** Diese Lücke in unserer Litteratur auszufüllen, hat Dr. F. X. Kraus mit Zugrundelegung des Werkes von **Northcote-Brownlow** eine besondere Publication über die römischen Katakomben in Angriff genommen. Der Titel dieses Werkes ist „**Roma sotteranea.** Die römischen Katakomben; eine Darstellung der neuesten Forschungen." Freiburg in Breisgau 1872. Es liegt uns die erste Lieferung dieses Werkes vor, das, mit Illustrationen versehen, gut ausgestattet, geeignet scheint, der Aufmerksamkeit eines kunstgebildeten Leserkreises empfohlen zu werden.

Digitized by Google

* Staat oder Geistlichkeit in der Schule. Unter diesem nicht ganz bezeichnenden Titel ist ein stenographischer Bericht über die Verhandlungen des preußischen Abgeordnetenhauses vom 8. bis 13. Februar d. J. im Verlage von Fr. Kortkampf in Berlin erschienen. Bekanntlich betrafen jene Verhandlungen das Schulaufsichtsgesetz, und die Sache sowohl, wie die Art der Behandlung derselben und die eigenthümliche Gruppirung der Parteien haben überall ein so lebhaftes Interesse erregt, daß diese Publication wohl vielfachen Wünschen entgegenkommen dürfte. Das Buch enthält unverkürzt den Gesetzentwurf, die Motive, die Abänderungs- oder Zusatzanträge, die einschlägigen Paragraphe des preußischen Landrechts und der Verfassung, endlich alle Reden, persönlichen Bemerkungen, Beschlüsse ꝛc. Die Verhandlungen des Herrenhauses über denselben Gegenstand sollen in gleicher Ausstattung nachfolgen.

---

* Großstädtische Kinder. Dr. Schwabe, der Statistiker der Stadt Berlin, berichtet in einem Vortrage über die Resultate der im vorigen Jahre vom Berliner pädagogischen Verein angestellten Untersuchungen über den Vorstellungskreis der Berliner Kinder beim Eintritt in die Schule. Unter einem „Berg" verstanden eine große Anzahl Kinder ein Vergnügungslocal, wo Bier getrunken wird, nach Analogie des „Kreuzberges", wo die Actienbrauerei Tivoli ist. Ein Schulvorsteher, bei dem sechs Kinder eintraten, berichtet: unter ihnen befand sich nur eins, welches eine Birke, Kiefer, Eiche ꝛc. kannte, und dieses eine war immer dasselbe, nämlich der Sohn eines Predigers, der zwei Jahre hintereinander sich längere Zeit auf dem Gute seines Oheims aufgehalten hatte. Es sind auf diese Weise über 2000 Kinder von 84 Lehrern geprüft worden und berechnet man sich Verhältnißzahlen, so hatten von 1000 Kindern

nur 777 eine Vorstellung vom Regenbogen,
„ 632 hatten ein Kartoffelfeld gesehen,
„ 602 wußten, was ein Schmetterling ist,
„ 538 hatten die Abendröthe gesehen,
„ 462 hatten den Sonnenuntergang gesehen,
„ 460 kannten eine Wiese,
„ 406 kannten ein Aehrenfeld,
„ 387 hatten eine Schafheerde gesehen,
„ 364 kannten aus eigener Anschauung den Wald,
„ 264 kannten aus eigener Anschauung eine Eiche,
„ 263 wußten etwas vom Pflügen und
„ 176 hatten eine Lerche singen hören.

---

* Die 28. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner findet diesmal in Leipzig statt in den Tagen vom 22. bis 25. Mai l. J. Vorsitzender für die Section der deutschen, romanischen und slavischen Philologie ist Prof. Dr. Fr. Zarncke, bei dem beabsichtigte Vorträge anzumelden sind. Das Gesammtpräsidium bilden die Herren Professoren Dr. Curtius und Dr. F. A. Eckstein.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Die neuesten Forschungen über den Ursprung des Lebens.

Eine von allen Zeiten her mit ungestillter Wißbegierde verfolgte Frage, welche man vordem auf theologischem, später auf metaphysischem Wege lösen zu können vermeinte, ist von der Gegenwart vornehmlich auf das Gebiet der Naturwissenschaften verwiesen worden: die Frage nach dem Ursprunge der lebenden Wesen. In dem Chaos von Ideen, welche bis in die allerjüngste Vergangenheit über die Phänomene des Lebens herrschten, war die Meinung nichts Seltenes, daß Organismen, selbst höherer Gattung, gelegentlich und unter günstigen Umständen direct aus lebloser Materie entstehen können. Eine solche Ansicht gehört offenbar den tiefsten Stufen der biologischen Wissenschaft an, wo der wahre Charakter der Differenzirung zwischen lebender und lebloser Materie noch gänzlich unbekannt und die Verwandtschaften zwischen den Millionen Formen organischen Lebens noch unclassificirt sind. Diesen Anschauungen, welche kaum unter den wissenschaftlichen Hypothesen eine Stelle beanspruchen dürfen, folgte im siebenzehnten Jahrhundert die vom berühmten Redi [1]) aufgestellte und seither allgemein von den philosophischen Biologen festgehaltene Doctrin, daß unter keinen Umständen Leben anders als von vorhergehendem Leben entspringen könne. Der Satz omne vivum ex vivo paßte vortrefflich zu der metaphysischen Hypothese einer „Lebenskraft", wie sie sich Paracelsus und Stahl dachten; danach sind alle eigenthümlichen Handlungen eines organischen Körpers die Kundgeber einer ursprünglichen Lebenskraft, die ganz verschieden ist von den der anorganischen Natur innewohnenden Kräften. Phänomene, welche dieser Theorie widersprechen, erklärte man mit Hülfe von Additionalhypothesen, deren berühmteste die panspermistische von Spallanzani [2]) ist, wonach die Atmosphäre mit einer Unzahl unsichtbarer Keime erfüllt sein soll. Damit beruhigte man sich, um die Phänomene der dem Anschein nach sich selbst erzeugenden Organismen zu erklären.

Seit der Entwicklung der organischen Chemie, den Forschungen der Histologen und der Entdeckung von der Umsetzung und dem Aequivalent der

[1]) Esperienzi intorno alla generazione degli insetti. Firenze 1668, und: Osservazioni intorno animali viventi che si trovano negli animali viventi. 1681.

[2]) Opuscoli de fisica animale e vegetale. Pavia 1787.

Digitized by Google

Kräfte hat jedoch die Theorie der Lebenskraft einen argen Stoß erlitten. Daß das Leben heute so gut wie zur Zeit, als seine Phänomene die erste Speculation des menschlichen Geistes anregten, ein Geheimniß für uns ist, kann nicht geleugnet werden; andererseits aber muß zugestanden werden, daß eine nach der anderen von jenen Erscheinungen, welche man speciell der Aeußerung der Lebenskraft zuschrieb, auf einfache physische Ursachen, worunter man auch chemische Wirkungen zu verstehen hat, zurückgeführt worden sind; Niemand von Jenen, die noch an ihr zähe festhalten, weiß und vermag zu sagen, was eigentlich damit gemeint ist. Die Lebenskraft ist für sie eine Bezeichnung für Etwas, was sie nicht erklären können, und Jahr für Jahr, wenn sie ausrufen: nur die Lebenskraft kann Solches bewirken, antworten Chemiker und Physiker, daß genau dasselbe in ihren Laboratorien bewirkt worden sei. Die Lehre von der Lebenskraft ist heute also eine verlorene Sache und die meisten Biologen sind der Meinung, daß alle von einem organischen Wesen herrührenden Lebensäußerungen lediglich aus der Zusammensetzung der verschiedenen dynamischen Eigenschaften entstehen, welche den allerletzten und allereinfachsten Bestandtheilen desselben eigen sind. Der Abgrund, welchen die alte Physiologie zwischen Anorganisch und Organisch gegraben hatte, ist damit zum großen Theile überbrückt, und es wird immer weniger unwahrscheinlich, daß zwischen dem tiefsten d. h. einfachsten Organismus und dem complicirtesten Aggregate anorganischen Stoffes eine genetische Verwandtschaft bestehen könne. In Folge der herrlichen Arbeiten Darwins und Wallace's sind die meisten Naturforscher Deutschlands, Englands und America's dazu gelangt, eine Entwicklung der complexeren Formen aus früheren, älteren, aber einfacheren Organismen anzunehmen, so daß auch hiedurch die Hypothese der Abstammung der einfachsten Organismen von höchst complexen anorganischen Formen heute eine weniger ungastliche Aufnahme findet denn ehedem. Endlich hat uns die Entdeckung von Organismen, welche tief unter jener Stufe stehen, die wir schon als die tiefste zu betrachten gewohnt waren, belehrt, daß die einst gedachten scharfen Abgrenzungen im Schema der Natur einfach nur in unserer Unkenntniß dieses Systemes existirt haben.

Ist nun auch der Streit über die „Lebenskraft" so ziemlich ausgetragen, obwohl diese Hypothese noch immer einige vereinzelte Anhänger zählt [1]), so stehen sich doch noch immer die Ansichten der „Heterogenisten" und der „Panspermisten" über den Ursprung der kleinsten Organismen unvermittelt gegenüber, und vor acht Jahren haben sie einen äußerst lebhaften Kampf der Meinungen hervorgerufen, welcher mit besonderer Hartnäckigkeit in der kaiserlich französischen Akademie der Wissenschaften durchgefochten worden ist und zu einer Unzahl von Streitschriften den Anstoß gegeben hat. Die Panspermisten, an deren Spitze Pasteur steht, setzen für jede Entwicklung eines noch so kleinen Orga-

[1]) Z. B. den Engländer Lionel S. Beale; über dessen neuestes Werk: **Protoplasm; or Life and matter** siehe: **The Student.** December 1869. S. 362—368.

Digitized by Google

nismus die Mitwirkung eines Eies oder Keimes als unerläßliche Bedingung voraus und nehmen daher an, daß die Luft mit solchen Keimen gefüllt sei. Ueberall also, wo die Luft hinzutritt — und auch für die Heterogenisten gehört die Gegenwart der Luft zu den die Entstehung eines Organismus bedingenden Umständen — haben auch gleichzeitig Keime oder Eier der verschiedensten Individuen Zutritt, und diese bedingen nach ihrer Ansicht die Entstehung der kleinsten Wesen. Dagegen behaupten die Heterogenisten mit Herrn F. Pouchet an der Spitze, daß sich ohne Zuthun oder Mitwirkung eines lebenden Wesens unter gewissen Bedingungen ein organischer Stoff zu bilden vermöge, aus welchem ein ursprüngliches anatomisches Element von einer großen Anzahl Thierchen oder Pflanzen, unabhängig von belebenden äußeren Einflüssen, entstehen könne. Den Verfechtern dieser spontanen Erzeugung lieferte Herr George Pennetier in seinem Buche „L'origine de la vie", Paris 1868, 8. mit einer Vorrede Pouchets einen sehr schätzenswerthen Beitrag zu ihrem Rüstzeug. In einem interessanten Capitel verfolgt er die Streitfrage von den ältesten Zeiten bis zu unseren Tagen der Pouchet, Mantegazza, Schaafhausen, Owen u. a. und entwickelt dann die Theorie an der Hand thatsächlicher Erfahrungen, deren Beurtheilung durch eine vorangeschickte Abhandlung über mikroskopische Infusorien erleichtert wird. Damit schien der Streit in Frankreich einstweilen zu schlummern, wennauch beide Theile im Stillen neuen, schärferen Beobachtungen und Experimenten oblagen, denn für Jedermann ist es klar, daß die Entscheidung über den Werth der sich schroff gegenüberstehenden Ansichten nur das Experiment treffen kann. Da aber das Experiment gerade auf diesem Gebiete mit großen Schwierigkeiten verknüpft ist, so wird es wohl noch lange dauern, ehe die Wissenschaft zu einem endgültigen Resultate gelangt, und wir müssen uns begnügen, vorläufig nur die in dieser Richtung angestellten Versuche und ihre Ergebnisse mit Aufmerksamkeit zu verfolgen. Eine solche Versuchsreihe ist in den letzten Jahren in England gemacht worden und hat, unserer Meinung nach, den Stand der Frage weit mehr gefördert als die seinerzeitigen großen Controversen der französischen Forscher Pouchet und Pasteur.

Unter diese beachtenswerthen Experimente gehören die, welche Dr. Child der Royal Society vorgelegt hat. Er hat seine erste Reihe von Versuchen ausgeführt mit Milch, Fleischstückchen und Wasser, die er in mit zwei engen, langen Hälsen versehene Glaskugeln von 2½ Zoll im Durchmesser brachte. In der einen Reihe wurden die Kugeln mit Luft gefüllt, die vorher durch eine mit Bimsstein gefüllte und zur lebhaften Rothglut erhitzte Porzellanröhre gegangen war. In der anderen wurden sie an Stelle von Luft mit gleich behandelter Kohlensäure, Wasserstoff, Sauerstoff oder Stickstoff gefüllt. Die Substanzen, welche in die Kugeln gebracht wurden, waren in einigen Fällen gekocht worden, in anderen nicht. Die Verbindung zwischen den einzelnen Apparaten war durch nicht vulcanisirte Kautschukröhren und Pfropfen, die vorher in einer Kalilösung gekocht worden, hergestellt.

Digitized by Google

Diese Versuche ergaben nun zunächst in einem Gefäß, in welchem die hineingebrachten Substanzen nicht gekocht waren, niedere Organismen, während ein zweites ähnlich gefülltes in Folge eingetretener Gährung zersprang, die sehr wahrscheinlich mit der Entwicklung lebender Organismen verbunden war. Bei den Kugeln mit gekochtem Inhalt erschien keine Spur des Lebens in jenen, welche mit Kohlensäure oder mit Wasserstoff angefüllt waren; wohl aber sah man Organismen in der mit erhitzter atmosphärischer Luft versehenen Kugel und in der, welche Milch und Sauerstoff enthielt. Die Kugel mit Fleisch und Sauerstoff war gleichfalls gesprungen.

In der zweiten Versuchsreihe benützt Dr. Child eine Porzellanröhre, die theilweise mit Bimsstein angefüllt war; das eine Ende derselben stand in Verbindung mit einem Gasometer und das andere mit der Kugel, welche die organische Substanz enthielt. Die Kugeln hatten, wie im ersten Versuche, zwei Hälse, von denen der eine durch eine Kautschukröhre mit dem Porzellanrohr in Verbindung stand, während der andere in Schwefelsäure getaucht war. Der mittlere Theil der Röhre, welche den Bimsstein enthielt, wurde zur Rothglut erhitzt, und erst nachdem sie lebhafte Glut erlangt, mit der Kugel verbunden. Der Kork und der Hals der Kugel waren gleichfalls vor dem Versuche stark erhitzt. Ein Strom heißer Luft strich dann durch den Apparat und die Kugel selbst ward 10 bis 15 Minuten lang gekocht. Nach dem Erkalten wurde die Kugel versiegelt. Erbsenmehl, Heu, gewöhnliches Mehl, Salbeiblätter und Sellerie waren die Substanzen, welche für diese Versuche angewendet wurden.

Kleine Organismen wurden am 9. September in Gegenwart des gegnerisch gesinnten Herrn Beale in einer Kugel gefunden, die am 18. Mai mit Erbsenmehl und Wasser gefüllt worden, und deßgleichen in zwei anderen, welche am 18. Juli mit Heuwasser gefüllt worden waren. In einer anderen Kugel war das Resultat negativ; selbst mit starker Vergrößerung konnten keine Organismen nachgewiesen werden.

Das Auftreten von Bacterien in diesen Versuchen ist nach dem Gesammtergebniß sichergestellt, da es unter 13 Fällen acht Mal beobachtet worden. Daß Pasteur in seinen so allgemein bekannt gewordenen Experimenten zu anderen Resultaten gelangt ist und niemals das Auftreten von Organismen beobachtet hat, rührt nach Dr. Child daher, daß der französische Forscher eine zu schwache Vergrößerung, nämlich nur eine 350malige, angewendet hat. Auch Herr Slack, der über Childs Versuche im „Student" berichtete, bestätigt, daß man zum Erkennen der kleinsten Organismen eine doppelte, dreifache und selbst vierfache Vergrößerung anwenden müsse, als die von Pasteur benützte. Es muß sich ferner das Auge an das Erkennen dieser Objecte gewöhnen, wie der Astronom erst durch Uebung sehr nahestehende Doppelsterne trennen lernt.

Dr. Child hegt nach seinen Versuchen „gar keinen Zweifel an der Thatsache, daß Bacterien entstehen können in hermetisch versiegelten Gefäßen, welche einen Aufguß organischer Substanzen, thierischer oder vegetabilischer, enthalten

Digitized by Google

und nur mit Luft versorgt werden, die durch rothglühende Röhren gegangen ist; auch wenn alle Vorsichtsmaßregeln getroffen sind, daß jede Portion durch und durch erhitzt und der Aufguß selbst durch und durch gekocht ist. In wie weit aber diese Thatsache die Frage nach der spontanen Entwicklung von Organismen entscheidet, ist eine andere Sache." Es ist nämlich möglich, daß entweder die Keime der Bacterien dem kochenden Wasser Widerstand leisten, oder daß sie spontan in der Flüssigkeit entstanden, oder endlich daß sie gar keine Organismen sind. Diese letzte Möglichkeit hält Dr. Child für unzulässig, und es bleiben die beiden anderen, welche durch diese immerhin sehr interessanten Versuche nicht entschieden sind.

Viel bedeutendere Resultate erzielte der englische Arzt Dr. Charlton Bastian, der auf deutschem Boden seine Studien gemacht und sich in seinen Ausführungen theilweise an Liebig anschließt. Er verwirft auf Grund seiner erst kürzlich bekannt gewordenen Forschungen [1]) die Pasteur'sche Lehre von der Entwicklung alles Lebens aus den im Weltall verbreiteten Keimen vollständig und nimmt vielmehr an, daß Organismen sich auch in derselben Weise bilden, wie Krystalle emporschießen.

Die Organismen, welche Dr. Bastian mit seinen Experimenten vorzüglich ins Auge gefaßt hat — Monaden, Bacterien, Vibrionen und Leptothrix-Fäden — sind viel weniger weit von anorganischer Materie entfernt als selbst Amoeba und Protococcus, die nichts anderes als einfache Zellen mit Nucleus und jenen ähnlich sind, woraus die Textur der höheren Organismen besteht. Sie stehen noch tiefer selbst als Professor Häckels Moneren, die doch nur eiweißartige Klümpchen sind, denen — gleichwie den Krystallen — die Kraft des Wachsthums und gelegentlich auch des Auseinanderbrechens innewohnt. Dr. Bastians Monaden sind einfache, eiweißartige Flöckchen ohne jedwede Structur, nicht größer als Sonnenstäubchen; sie unterscheiden sich von anorganischer Materie nur durch ihre Vermehrungsfähigkeit. Auf der häutigen Oberfläche verschiedener organischer Aufgüsse besitzen diese Atome die Fähigkeit an einander zu wachsen und sich allmälig von dem flüssigen Medium, in dem sie schwimmen, abzusondern, bis sie zu einer Amoeba-artigen Zelle sich zusammengebaut haben. Die große Frage nun, auf deren Beantwortung der Streit über die Urzeugung (Generatio spontanea, equivoca) hinausläuft, geht nun dahin: Wenn Monaden und Bacterien in Lösungen angetroffen werden, welche alle anorganischen zur Erzeugung eines lebenden Wesens erforderlichen Elemente enthalten, sind diese lebenden Atome, nach Art der Krystalle, die einfache Verbindung ihrer anorganischen Elemente oder sind sie nur gezeugt worden von anderen schon vorher in der die Lösung umgebenden Atmosphäre existirenden Monaden und Bacterien?

Drängt uns das Experiment zur Annahme der ersteren Alternative, so ist die Brücke zwischen der organischen und anorganischen Welt völlig hergestellt

[1]) The modes of origin of lowest organisms. London 1871.

Digitized by Google

und Licht fällt auf den Ursprung des Lebens auf unserer Planetenoberfläche. Werden wir aber im Gegentheile durch die Ergebnisse der Experimente zur Neubegründung des Satzes omne vivum ex vivo geleitet, so bleibt das wissenschaftliche Resultat ein durchaus negatives und wir sind daraufhin nicht berechtigt zu behaupten, daß die Genesis lebender von unbelebten Wesen nirgends und unter keinerlei denkbaren Umständen platzgreifen könne. Noch weniger sind wir berechtigt, eine solche ursprüngliche Entstehung des Lebens für Zeiten unserer Erdgeschichte zu verneinen, wo deren physikalisch-chemischer Zustand erweislich ein anderer gewesen. Der Umstand, daß Dr. Bastian in einer Flasche nicht künstlich Bacterien hervorbringen kann, genügt nicht, um eine Negation festzustellen, für das was dermalen unter Professor Häckels albuminösen Klümpchen am Meeresgrunde vorgehen mag oder für das, was vorging in einer Zeit im Vergleiche zu welcher die Aera des Eozoon canadense noch jung zu nennen wäre. Ginge man nun auch zu weit, wollte man behaupten, es sei Dr. Bastian irgendetwas gelungen, welches als der Nachweis anorganischer Ahnen für die Bacterien und Monaden angesehen werden könnte, so bietet er doch ganz außer allem Zweifel eine sehr harte Nuß Jenen dar, welche an einen solchen anorganischen Stammbaum zu glauben sich weigern. Wir wollen einige seiner Argumente näher betrachten.

Augenscheinlich ist die erste an derartige Experimente zu stellende Anforderung die absolute Ausschließung jedweden organischen Keimes von der Lösung, in welcher das Erscheinen neuer Organismen erwartet wird. Die gewöhnliche Methode besteht darin, die flüssige Lösung in einer undurchdringlichen Flasche zu isoliren bei gleichzeitiger genügender Erhitzung ihrer Temperatur, um dadurch jedes und alles lebende Wesen zu vernichten. Dann wird es nöthig, zu bestimmen, welches der höchste Hitzegrad sei, der noch die Erhaltung solcher lebenden Wesen zulasse als sich möglicher Weise in der Flasche befinden, ehe sie zugesiegelt wird. Nun herrscht über diesen Punkt bei allen Forschern eine überraschende Einhelligkeit. Sie nehmen alle allgemein an, daß keines der organischen Wesen um die es sich bei solchen Experimenten handelt — wenn in Flüssigkeit befindlich — einer während 15 Minuten auf 100° C. erhaltenen Temperatur widerstehen könne. Bei Schwanns Experimenten wurden die gebrauchten Lösungen während einer solchen Frist zum Sieden gebracht während der obere Theil der Flasche mit calcinirter Luft gefüllt ward, wodurch alle lebenden Keime während ihres Durchganges durch eine rothglühende Röhre zerstört worden sein mußten. Wenn alle diese Vorsichtsmaßregeln um jede denkbare organische Lebensquelle fernzuhalten genau getroffen wurden, wie bei den Versuchen von Schwann und Pasteur, so zeigte sich nachträglich keine Lebensspur in den Flaschen, und dieses Ergebniß schien für einige Zeit die Frage gelöst zu haben. In der That kann auf den ersten Anblick nichts zwingender erscheinen als dieser Schluß. Gestattet man der die Keime enthaltenden Luft den Zutritt in die Flaschen, so erhält

Digitized by Google

man Bacterien; wo nicht, zeigen sich auch keine Bacterien. Folglich kann es offenbar keine Bacterien ohne organische Abstammung geben.

Wendet man aber auf dieses Argument eine schärfere Kritik an, so findet man mit Dr. Bastian, daß es nicht mehr ganz so zwingend erscheint. Wir müssen im Auge behalten, daß wir nicht zuverlässig wissen, ob die Luft mit lebensfähigen Bacterien- und Vibrionen-Keimen wirklich gefüllt ist. Die Existenz dieser für uns ganz unwahrnehmbaren Keime ist nämlich selbst nur ein aus der Existenz dieser Wesen gezogener Schluß. Die Doctrin omne vivum ex vivo kann hier nicht als Zeuge auftreten. Man muß es vielmehr gelten lassen, wenn Jemand behaupten wollte, daß mit anderen, verschieden gearteten Flüssigkeiten man andere Resultate erzielt haben würde, oder daß der Proceß, welchem die Flasche behufs Ertödtung alles organischen Lebens unterzogen wurde, auch die darin enthaltene flüssige Lösung zur Erzeugung neuen Lebens unfähig gemacht hat. Bei Schwanns Versuchen waren beispielsweise die in der abgekühlten Flüssigkeit vor sich gehenden moleculären Veränderungen oft von der Entbindung von Gasen begleitet, die stets eine außerordentliche Spannung und mitunter das Bersten der Flasche verursachten. Den Gegnern der Keimlehre steht es völlig frei, das Nichterscheinen neuer Organismen nicht auf den Ausschluß aller Keime, sondern auf die abnorme, in der Flasche durch die befreiten Gase hervorgebrachte Spannung zu schieben.

In der Absicht, einem solchen Dilemma zu entgehen, entschloß sich Dr. Bastian, den oberen Theil der Flasche einfach luftleer zu machen in der Voraussetzung, daß ein luftleerer gerade so wie ein mit calcinirter Luft gefüllter Raum für den Aufenthalt etwaiger Lebenskeime ungeeignet sei. Die Luftleere stellte er auf die einfachste Weise her. Der Flaschenhals wurde fast zur Capillarität ausgezogen und dann, während die schnell siedende Flüssigkeit den Dampf ausstieß, mittelst des Löthrohres hermetisch verschlossen. Als die Flüssigkeit abgekühlt war, verblieb noch genug leerer Raum in der Flasche, um jede lästige Spannung befreiter Gase zu hindern. Da nach allgemeiner Annahme eine Temperatur von 100 ° C. während 15 Minuten genügt, um jeden organischen Keim zu vernichten, so unterwarf Dr. Bastian seine Flasche während voller vier Stunden einer Hitze von 140 bis 150 ° C. Die auf solche Art gewonnenen Resultate sind in hohem Grade interessant. Es war nämlich mehrere Wochen nachher in der ursprünglich ganz klaren Flüssigkeit, welche die Flaschen enthielten, bei einigen eine Trübung zu finden, die sich bei näherer mikroskopischer Besichtigung aus dem Vorhandensein von Bacterien und anderen niederen Organismen, wie Monaden, Vibrionen und Leptothrix-Fasern, erklärte. Das nachträgliche Erscheinen von Organismen in dem hermetisch verschlossenen Gefäß beweist somit, daß Leben nicht bloß aus Zeugung sondern auch auf bloß chemischen Wege entsteht. In einigen anderen Flaschen aber war keine Spur von Organismen zu entdecken; in allen diesen Fällen fand jedoch Bastian, daß sowohl das Erscheinen wie das Nichterscheinen lebender Organismen von dem Charakter der

Digitized by Google

angewendeten flüssigen Lösung abhänge. Aufgüsse, die eine große Menge organisirbarer Stoffe enthalten, erwiesen sich im Allgemeinen auch reich an lebenden Wesen, während dagegen nur wenige oder gar keine in solchen Lösungen vorkamen, die arm an organisirbarer Materie waren. Die gewöhnlich verwendeten Substanzen waren Aufgüsse von Heu, Rüben, Fleisch oder Urin. Da aber alle diese Substanzen aus vorhergegangenem organischen Leben herrühren — ein Element welches Dr. Bastian so viel als möglich eliminirt wissen wollte — so begann er Versuche mit rein anorganischen jedoch organisirbare Stoffe enthaltenden Lösungen anzustellen, wie Soda-Phosphorsäure, ammoniakhaltiges, weinsteinsaures, essigsaures und sauerkleesaures Salz. Mit diesen Substanzen gelang es ihm, Monaden, Fungussporen, spiralförmig gewundene, organische Fibern und confervenartige Fasern zu erhalten.

Auf Grund dieser sorgfältigen Untersuchungen behauptet Dr. Bastian die Möglichkeit auch einer Entstehung de novo anstatt ex ovo. Nicht aus dem Ei allein, nicht aus dem Keime nur geht das Leben hervor; auch eine Neuschöpfung finde in der Natur statt. Bacterien, Torulae und andere lebende Wesen, welche auf solche Art durch Neubildung ins Dasein gekommen seien, vermöchten sich dann ebensowohl fortzupflanzen, wie die aus einem Elternstamme entwickelten. Für die von ihm angenommene Form der Urentstehung hat Dr. Bastian den Ausdruck „Archebiosis" gewählt.

Zur Entscheidung der angeregten Frage ist es natürlich vor allem nöthig, die angestellten Versuche als formell gelungen zu erweisen, so daß kein Irrthum betreffs des luftdichten Verschlusses, der Anwendung jener Hitzegrade und der nachfolgenden Besichtigung mit dem Vergrößerungsglase behauptet werden könne. Ueber diesen Punkt giebt Bastian auf 25 Seiten die Ergebnisse von 65 verschiedenen Erfahrungsversuchen. Die an ein wahrhaft vertrauenswürdiges Experiment zu stellenden Anforderungen sind jedoch so schwer zu erfüllen, daß es voreilig sein könnte, zusagen, Dr. Bastian habe die Lehre der Panspermisten über den Haufen geworfen. Nichtsdestoweniger kann nicht geleugnet werden, daß, so lange die Panspermisten keine befriedigende Erklärung für Bastians Experimente zu geben wissen, die Kraft der rein negativen Schlüsse Schwanns und Pasteurs sehr wesentlich eingebüßt hat. Hier sind unter Erfüllung aller von Pasteurs geforderten Bedingungen lebende Wesen in einer Flasche gefunden worden, und es liegt nunmehr den Panspermisten ob, den Weg zu bezeichnen, auf dem diese Organismen anders als durch Urzeugung aus den organisirbaren Stoffen der angewendeten Lösungen in die Flaschen gelangt sein können. Welche Einwendungen gegen Bastians Experimente ein anderer englischer Forscher, Dr. Sanderson, erhoben hat, ist kürzlich im „Ausland" mitgetheilt worden [1]). Es ist auch ferner wahrscheinlich, daß die beharrlichen Anhänger der Keimlehre die Frage aufwerfen werden, ob wir sicher sein können, daß auch die Hitze von

[1]) Ausland Nr. 4. S. 96.

Digitized by Google

140 bis 150 ° C. alles vorhandene Leben unbedingt zerstört? Will doch Wymann durch seine Experimente nachgewiesen haben, daß die Keime der niedrigsten organischen Wesen selbst nach vierstündigem Kochen nicht vernichtet werden. Durch die englischen Forschungen angeregt, hat auch in der That die französische Akademie der Wissenschaften ganz kürzlich erst den alten Streit wieder aufgenommen und es sind dort abermals die Meinungen hart auf einander geplatzt. Die Herren Frémy und Trécul griffen die Panspermisten an, indem der erstere in Abrede stellte, daß die Luft die Hefe-Keime in einen gährenden vegetabilischen Saft bringe, daß es vielmehr die albuminöse Materie des Pflanzensaftes selbst sei, welche in Berührung mit der Luft sich in Hefe verwandle; der zweite behandelte die Frage der Milch- und Alkoholhefen in ähnlichem Sinne. Herr Pasteur begnügte sich zu behaupten, daß seine Experimente und die daraus gezogenen Schlüsse dadurch in keiner Weise entkräftet werden können [1]). Seine Ansicht theilten die Herren Balard und Emile Blanchard [2]). Daß sich auch der geistliche Herausgeber der „Mondes", Abbé Moigne auf Seite der Panspermisteu stellte, bedarf kaum der Erwähnung. Im Ganzen ist aber die große Debatte, welche die französische Akademie in den Sitzungen vom 18. December 1871 bis 19. Februar d. J. beschäftigte, für die Entscheidung der wichtigen Streitfrage ziemlich unfruchtbar geblieben, und es werden wohl noch viele und mannigfache Versuche angestellt werden müssen, bevor diese für die Biologie so hochwichtige Frage entschieden werden kann.

Ohne hier für die eine oder die andere Ansicht Partei ergreifen zu wollen, möchten wir nur darauf hinweisen, wie die Heterogenie — wäre sie auch nicht durch Bastians Experimente in den Bereich der Wahrscheinlichkeit gerückt worden — sozusagen ein Postulat der Darwin'schen Lehre ist, wenn auch der britische Forscher selbst die Frage der Urzeugung eher verneint als bejaht. Trotz der Einwendungen des geistreichen Gelehrten Herm. J. Klein [3]) scheint uns doch die Meinung Prof. Häckels am zutreffendsten, daß, wenn die Urzeugung bis jetzt auf dem Wege des Experiments mit Sicherheit noch nicht nachgewiesen werden konnte, doch andererseits auch die Unmöglichkeit eines solchen Vorganges niemals bewiesen werden könne [4]). Wie trefflich die Hypothese der Heterogenie mit der Darwin'schen Umwandlung der Arten harmonirt, wie die eine Ansicht die andere ergänzt, hat Pennetier in seinem oben erwähnten Buche [5]) schlagend dargethan.

Augsburg. Friedrich v. Hellwald.

---

[1]) Les Mondes. Tome XXVII. Nr. 4. S. 161.
[2]) Ibid. T. XXVII. Nr. 5. S. 214.
[3]) Klein. Entwicklungsgeschichte des Kosmos. Braunschweig 1870. 8. S. 152—166.
[4]) Häckel. Natürliche Schöpfungsgeschichte. S. 281.
[5]) L'origine de la vie. S. 266—279.

Digitized by Google

Farbige Sculptur.

In der Gipsgießerei des Oesterreichischen Museums für Kunst und Industrie steht augenblicklich die Marmorstatue eines Apollo, welche, bei Salona in Dalmatien gefunden, jetzt Eigenthum des Museums zu Agram, unter Leitung Professor Königs hier restaurirt wurde. Bei der Reinigung kam auf dem Gewande derselben sehr deutlich der Ueberrest rother Bemalung zum Vorschein, einmal wieder einer der jetzt schon kaum mehr zu zählenden Beweise der Vielfarbigkeit antiker Sculptur. Mit jedem solchen neuen Falle bringt sich aufs Neue die Frage in Erinnerung, an der sich jetzt schon Mancher gemüht hat, wie dem gegenüber unsere farblose Sculptur zu beurtheilen ist. Daß den Meisten von uns Bemalung von Statuen oder Abgüssen selten zusagen würde, ist gewiß; daß Griechen und Römer, und nicht sie allein, andern Geschmack hatten, ist jetzt ebenso gewiß. Wer hat, wenn es hier nur ein Richtiges giebt, Recht? Wir können uns von dem uns Angewöhnten schwer losmachen, dessen Berechtigung theoretisirende Kunstbetrachtung obendrein ausdrücklich hat darthun wollen; anderseits sind wir doch ziemlich einstimmig darin, selbst wer sonst fast in Allem auf das Alterthum wie von oben herabsehen möchte, dessen Plastik als ein Wesen höherer Art zu respectiren. Was antike plastische Weise war, trägt man deßhalb Bedenken, vom Standpunkte heutiger Art aus ohne Weiteres zu verurtheilen. Hin und her schwanken hier die Ansichten.

Als umständlichere Aeußerung dieses Schwankens nehmen wir das neue Schriftchen eines angesehenen Berliner Künstlers entgegen: Die Polychromie vom künstlerischen Standpunkte. Ein Vortrag für eine Anzahl befreundeter Künstler und Kunstverständiger, aufgezeichnet von Eduard Magnus. Bonn 1872. Der Verfasser hat sich das Problem sehr im Kopf herumgehen lassen und es ist Vieles recht interessant, was er von seinen Ueberlegungen auch mit einigen Abschweifungen vom Thema mittheilt. Ganz ins Reine ist er freilich durchaus nicht gekommen.

Nehmen wir einmal an, was er in Bezug auf farbige Sculptur als Postulate seines künstlerischen Gefühls hinstellt, so erfahren wir, daß Reliefs farbig sein dürfen, ebenso Rundbilder, wenn sie im Zusammenhange mit der Architektur, für welche er wenigstens einige Farbe ebenfalls wünscht, gesetzt werden, dagegen sollen isolirter dastehende Rundbilder eigentlich keine Farbe haben — und doch wieder, meint Magnus, wenn wir da auch keine Farben

Digitized by Google

geradezu haben wollen, ist uns doch ein gewisser Ton, eine Patina, wie sie die Oberfläche des Materials mit der Zeit durch Verwitterung von selbst annimmt, angenehm. Lieber als von Natur will er sie aber unter Einfluß der künstlerischen Ueberlegung entstehen sehen, sie soll auf Wirkung berechnet künstlich angebracht werden. Er läßt sich weiter sogar herbei, eine Anzahl von Fällen zu constatiren, wo bunte Farbe ihm trotz aller Voreingenommenheit auch bei Rundbildern gefallen habe. Kurz, es scheint, als wolle er am Ende doch farbige Sculptur durchweg ertragen, ja wünschen, wenn nur nicht bei der Ausführung, an die er sich selbst gemacht hat, so leicht die Sache erst scheine, unüberwindliche Hindernisse sich einstellten. Namentlich wisse man mit dem Auge, das, wenn man eine Statue einmal färbe, nicht farblos bleiben könne, nichts Befriedigendes anzufangen. Die Alten hätten sich hier wohl über Manches leichter hinweggesetzt, sie seien ja ein wenig wie die Kinder geblieben, während unser ausgewachseneres Geschlecht consequent sein und, da nun einmal Statuen um des Auges willen unmöglich ganz in Farbe durchzuführen seien, lieber auf alle Farbe verzichten wolle. Decorative Sculptur mag daher farbig sein, die selbstständige Sculptur soll entschieden farblos bleiben; darauf läuft schließlich bei Magnus die hin und her gehende Erwägung als auf ihr Resultat hinaus. Doch wo ist die Grenze, fragt wohl Jeder; weiße Statuen in farbiger Umgebung verurtheilt er selbst gelegentlich sogar ganz ausdrücklich. Folgt man Magnus, verlangt man die Farbe wieder in der Architektur, verwendet man sie auch für die Sculpturen, die ihr nahe verbunden sind, so wird es von selbst weiter und weiter gehen und auch die selbstständige Sculptur kommt dann sicher mit an die Reihe. Es hat also den Anschein, als würden die vermeintlichen Kinder des Alterthums doch wieder Recht behalten als das, was sie in der Kunst nun einmal waren, jedenfalls recht gescheidte Kinder. Soll außerdem einmal das heutige Urtheil als so besonders maßgebend in Anschlag gebracht werden, so muß man das freilich zugeben: farbige Plastik will nicht leicht gefallen, aber die farblose, die Plastik, wie sie heute eben ist, gefällt auch wenig, sie ist sicher nicht populär. Wer weiß, ob sie es nicht mehr werden wird, wenn sie wieder zugleich in Farben spricht? So etwas scheint Magnus auch in den Sinn zu kommen da, wo er mit einem „Seufzer" schließt.

Willig sind wir gefolgt, wir haben uns der Gedankenfahrt des Autors überlassen, ging es auch manchmal über Stock und Stein und, wie es scheinen wollte, zuweilen etwas im Kreise herum. Als geduldige Passagiere dürfen wir uns nun wenigstens einige Klage erlauben, zumal über eines. Unser Lenker mag die Gelehrten nicht und wenn sie auch zugleich selbst Künstler sind; verdankt man ihnen doch überhaupt erst das unbequeme Problem der Polychromie, mit dem man sich nun quälen muß. Zeigte sich so ein Federfuchser einmal am Wege und war es auch ein Semper, wo wir gemeint hätten, dem könne man wohl einmal die Zügel überlassen, er würde das Gefährt ein gutes Stückchen rasch weiter bringen, da wurde Magnus ganz böse und schalt ihn

Digitized by Google

hart, wie er z. B. in seinen „müßigen Grübeleien", so weit ginge, gar darüber nachzudenken, ob Zeichnung oder Plastik die ältere Kunst sei. Wir mußten also rasch vorüber; „wem in der Welt wäre damit gedient?" Wir können trotzdem nun aber nicht von der Behauptung lassen, daß gerade für den, der sich mit der Polychromie in der gesammten Kunst des Alterthumsals mit einer ihm auffallenden Erscheinung auseinandersetzen will, die Beachtung der Aufeinanderfolge von Malerei und Plastik in der Kunstentwicklung des Alterthums ganz besonders förderlich ist.

Entschieden wog in der Urzeit der antiken Kunst, als das Nil-Land und Assur ihre tonangebenden Sitze waren, die Darstellung auf der Fläche vor. Rund-Sculptur existirte kaum. Relief-Darstellung gab es so wenig, wie eine entwickelte Malerei. Relief und Malerei lagen, wie im Keime, in sehr bunter und sehr markirter Umrißdarstellung, die Alles war. Aus dieser farbigen Hülle kam die Relief-Darstellung der Griechen hervor, innerhalb derselben gestaltete sich ihre freie Plastik. Gerade die Thatsache relativer Jugend der Plastik — nicht als kindischer Versuch, sondern als durchgebildete Kunstform — bietet deßhalb eine etwas schärfere Erklärung für die antike Polychromie, als der wennauch nicht unrichtige, aber doch etwas vage Satz bei Magnus, daß die Griechen „hineingeboren" seien in die Vielfarbigkeit der Kunst. Daß die Natur des Südens dabei im Spiele war, daß der in ihr sich bildende Sinn jener Völker die Farbe auch in der Kunst hegte und pflegte, will Magnus gar nicht zugeben. Er wiederholt es zwei Mal, daß die Griechen die Farbigkeit ihrer Kunst aus dem Orient erhalten, sie nicht in ihrem Lande erfunden hätten. Unseres Wissens liegt aber jener Orient doch auch im Süden und zeigt dieselben Farbenerscheinungen in seiner Natur wie Griechenland.

Was den Alten also von Allgegenwart der Farbe in der Kunst als selbstverständlich durch die Entwicklungsgeschichte der Künste gegeben war, das findet unsere heutige Sculptur und der plastische Sinn, so weit er vorhanden ist, nicht vor. Es ist nicht nur keine Gewöhnung an bunte Plastik, sondern vor allem keine im Zusammenhange mit architektonischer und plastischer Form *stylisirte* Farbe vorhanden. Die Farbe ist malerisch selbstständig geworden, in dieser Art für Plastik wie für Architektur unbrauchbar. Bei solcher rein malerisch gewordener Farbe entsteht dann auch gleich, wenn von farbiger Plastik die Rede ist, die Vorstellung von einem sehr äußerlichen Bemalen der Sculpturen und man sieht gleich die gefährliche Klippe Täuschung versuchender Naturähnlichkeit in der Färbung, man spricht von Wachsfiguren, während im Alterthume es ein besonderes farbig-plastisches, farbig-tectonisches Denken gab, wovon wir leider sehr, sehr wenig Genaues wissen. Wie verschieden es in seinen Erzeugnissen aber von naturnachahmender Farbenkunst war, beweist uns die eine uns sogar sehr gut und auch in ihrer geschichtlichen Wandelung bekannte Farbenscala, in der die griechische Töpferei sich bewegte.

Digitized by Google

Bei dem unbezweifelbar entscheidenden Einflusse, welchen die antiken Ueberreste überhaupt auf die moderne Plastik geübt haben, hat der ihrer Farbe beraubte Zustand antiker Sculpturen, die zum Vorschein kamen, für die moderne Marmor-Sculptur, der außerdem das selbst in Italien kostbarere Material mehr als den Griechen imponirte, in geradezu entgegengesetzter Richtung eine Tradition, die Tradition der Farblosigkeit, geschaffen, als die orientalische nur in Farbe lebende Kunst sie der Plastik der Griechen mit auf den Weg gab. Wie abhängig wir auch auf diesem besondern Gebiete von der Antike und selbst dem sozusagen zufälligen Zustande, in dem sie sich uns bietet, sind, zeigt sich ja deutlich darin, daß das durch Oxidirung gefärbte Material der antiken Bronzen in der modernen Kunstübung eine Art von polychromer Bronze-Technik sogar zur Modesache gemacht hat. Mag man sich noch so sehr gegen eine solche Abhängigkeit sperren, es wird das nicht ausbleiben, daß die bei genauerer Betrachtung sich immer mehrenden Funde farbiger antiker Sculpturen die ganze neue Kunstweise nach und nach beeinflussen. Ist doch außerdem, wenn wir, so weit wir können, auf die Kunst aller Zeiten und Völker sehen, die Farblosigkeit in Plastik und Architektur, in die gerade unser Geschlecht noch hineingewachsen ist, eine verhältnißmäßig beschränkte Ausnahmeerscheinung, bei der schon viele Anzeichen es verrathen, daß sie in ihrer rigorosesten Form zu Ende geht. Als ein solches Anzeichen war uns auch die Magnus'sche Schrift interessant. Die Künstler werden sich immer mehr dahineindenken, daß, von der Schablone befreit, farbig, wie die ganze Natur, auch die gesammte Kunst wieder werden will. Weist die Antike anregend auf diesen Weg, läßt sie sich noch manchen belehrenden Wink abgewinnen, so giebt sie in ihrer Zerstörung doch keine fertigen Recepte mehr, nach denen man arbeiten könnte, und die Gefahr zu unselbstständiger Abhängigkeit ist deshalb von vornherein nicht zu befürchten. Eigener Geschmack hat vielmehr freieste Bahn.

Besonders unerträglich werden vermuthlich und hoffentlich bald in ihrem todten Weiß die Gipsabgüsse werden, um so mehr, als sie so vorwiegend in das farbige Innere der Wohnräume als störende Flecken hineingesetzt werden. Hier ist ein nächstliegendes Feld für Versuche in der Polychromie. Hier erlaubt geringe Kostspieligkeit, sie im ausgedehntesten Maße anzustellen. Und viel zu versuchen und zu verarbeiten giebt es jedenfalls; denn es handelt sich um Wiedergewinnen einer für Plastik und Architektur eigenthümlich stylisirten Farbe, wie um ein Wiederfinden verlorener Tonarten, gewiß auch um Erprobung manches technischen Verfahrens.

Wien. Conze

Digitized by Google

Die akademischen Publicationen ungarischer Geschichtsquellen von 1850 bis 1870|71.

Besprochen von F. Krones.

Schluß.

Ganz anderen Schlages ist der Staatsmann, Kirchenfürst, Gelehrte und Schriftsteller, dessen Werke in dem II.—VI.; IX.—X.; XIX., XX., XXV. Band dieser Abtheilung der Monum. Hung. abgedruckt sind und mit dem XXI., XXII. gleicher Folge ganz vollständig vor uns liegen werden. Zum ersten Male wird eine gute Gesammtausgabe der Werke des Anton Vrancsics (Verantius), bisher nur theilweise bekannt und äußerst zerstreut [1]), abgeschlossen. Die ersten sieben Bände publicirte (1857—1866) A. Szalay, die weiteren drei G. Wenzel, der auch den eilften, als Schlußband, liefern wird. Ein zwölfter soll dann eine Art Nachlese und das unentbehrliche alphabetische Materienregister über alle zwölf Bände enthalten. Der I. Band umfaßt die in lateinischer Sprache geschriebenen historischen Arbeiten des Verantius, der II. die in magyarischer Sprache abgefaßten Denkwürdigkeiten, unter Anderm auch als Beigabe die Aufzeichnungen des Ofner Bürgers Thomas Bornemisza' (S. 193 f.) und das Leben des Peter Berisźló von Joh. Tomka Marnavich (S. 217 f.).

An historischer Bedeutung überwiegen die lateinischen Aufzeichnungen, doch sind auch die magyarischen Memoiren über Ungarns Schicksale seit 1506, Belgrads Fall, die Verschwörung gegen K. Ferdinand I. u. s. w. von hervorragendem Interesse. Auch urkundliche Beiträge zur Geschichte des Autors in seinem staatsmännischen Wirken finden sich beiden Abtheilungen angefügt. Der III.—V. Band enthält die Actenstücke oder Relationen über die beiden Gesandtschaftsreisen des Verantius (1553—1554; 1567—68) an die Pforte, mit Einschluß der diplomatischen Correspondenzen aus den Jahren 1555—1557. Vom VI.—X. Bande laufen die vermischten Briefe (1538—1571), in denen eine Fülle von Aufklärungen über die Verhältnisse und leitenden Persönlichkeiten Ungarns ruht. Nicht wenige derselben sind allerdings seit Pray bekannt geworden, immerhin ist die Masse der bisher nicht veröffentlichten unverhältnißmäßig groß.

[1]) Man vgl. das, was an Briefen und Denkwürdigkeiten Pray, Kovachich. Podhradczky und ältere Sammelwerke veröffentlichten.

Digitized by Google

Zwischen die stattlichen Bände der Ausgabe des Verantius († als Graner Primas im Jahre 1573) schob sich als VII. der Mon. Hung. II. a. ein Sammelband interessanter Denkwürdigkeiten für die Zeit von 1592—1613, eine der bewegtesten drüben und hüben der Leitha. Es sind sämmtlich Memoiren in magyarischer Sprache; zunächst Aufzeichnungen Stefan Illésházi's, des bekannten Vermittlers der Wiener Abmachungen v. J. 1606 und Führers der Ständeschaft, welcher 1609 als Palatin sein Leben schloß; sodann Denkwürdigkeit aus der Feder des siebenbürgischen Adeligen Franz Mikó von Hidvég (1592—1612), der als Obercapitän der drei Széklerstühle Csik, Gyergyó und Kászon, sodann als Oberkämmerer Gabriel Bethlens, Reichsschatzmeister der verwittweten Katharina von Brandenburg, und Georg Rákóczi's I. bis zu seinem Todesjahre 1635, eine bedeutsame Lebensstellung einnahm. Samuel Biró setzte diese kurzgefaßten aber gehaltvollen Memoiren bis zur Anerkennung der siebenbürgischen Fürstenwürde Bethlens (1613) fort. Der Herausgeber dieses Bandes, G. Kazinczy, fügte (1863) an diese Memoiren einen reichhaltigen Anhang (S. 240—331) von Actenstücken in magyarischer und lateinischer Sprache, erstere beziehen sich auf die Geschichte Siebenbürgens von 1598—1611, letztere enthalten interessante Varia, so z. B. einen Dialog der obersten Feldhauptleute und Kriegsverweser von Gran (1594), nämlich David Ungnads, Grafen Hardeck, Prauns und Galls; eine versificirte Quærela ad cæsarem (Rudolphum) und drei Stücke zur Lebensgeschichte Illésházi's, sämmtlich lateinisch.

Im Jahre 1863 wurden zwei weitere Bände der Abtheilung Scriptores veröffentlicht. Der eine, in der Reihenfolge der XI., umfaßt die Schriften des Freiherrn Peter Apor von Altorja, im Szekler-Lande, eines der angesehensten Adeligen und Kronbeamter Siebenbürgens, geb. 1676, zu Klausenburg und Tyrnau, an der Hochschule des katholischen Ungarns, (1693—1696) gebildet und bereits 1699 als Obergespan von Kükküllö bestallt, mit welchem Amte sich später noch andere Würden und Dienstleistungen verknüpften. Dieser Mann, dem es weder an Gemüth noch Bildung gebrach, durchlebte die bewegte Epoche der Revindication Siebenbürgens 1686—1696, die Rákóczi'sche Insurrection (1702—1711) und war Zeitgenosse der Türkenkriege Karls VI. und des Kampfes um die pragmatische Erbfolge Maria Theresia's. Er hinterließ dreierlei Denkwürdigkeiten, deren Herausgabe G. Kazinczy besorgte. Zwei davon sind in lateinischer Sprache abgefaßt. Der „Lusus mundi et ejusdem actus scenicus . . .“ wie der Anfang des langen Titels lautet, liefert eine sehr genaue und umständlich belegte Geschichte der alten Familie Apor — abgefaßt i. J. 1727 „zur dankbaren Erinnerung der Nachkommen“. Wichtiger für uns ist das zeitgeschichtliche Werk: Synopsis mutationum notabiliorum ætate mea in Transsylvania et progressus vitæ meæ (S. 119—312), worin der Lebensgang des Verfassers mit der Chronik des Erlebten von 1676—1748 verflochten erscheint. Diese Denkwürdigkeiten eines mithandelnden Zeitgenossen von redlicher, ziemlich vorurtheilsfreier Gesinnung haben einen doppelten Werth, da sie

Digitized by Google

einerseits sachlich wichtige Aufschlüsse bieten, andererseits für die von Parteileidenschaften mächtig erregte Zeit der Rákóczi'schen Wirren ein Correctiv abgeben, dessen man sich bei der Benützung anderer zeitgenössischen Quellen bedienen kann. Apors Synopsis ist in Hinsicht der Parteianschauung ein Seitenstück zur ausführlicheren Zeitgeschichte (1661—1711) des Michael Cserei von Nagy-Ajta [1]), mit der uns bruchstückweise Katona bekannt machte und deren Gesammtausgabe G. Kazinczy i. J. 1862 unternahm. Dieser Cserei, in dienstlicher und befreundeter Beziehung zum Hause Apor, lieferte, wie Apor selbst in der Synopsis bemerkt, genealogische Materialien zu dem genannten Werke, überdies werthvolle Ergänzungen und Noten zum dritten, magyarisch geschriebenen Werke unseres Peter Apor. Letzteres führt den langen, charakteristischen Titel: „Metamorphosis Transsylvaniæ, d. i. die Veränderung Siebenbürgens aus dem in den einfachen, bescheidenen Zeiten gewesenen Wohlstande zur Armuth in seiner gegenwärtigen hochmüthigen, eitlen, zerrütteten Beschaffenheit; zu der sich zeitlebens nie bekannte, sondern in der alten, demüthigen Einfachheit Siebenbürgens bis zum Tode verharrte und dies zum ewigen Gedächtniß der Nachkommenschaft beschrieb: Baron Peter Apor von Altorja, ein treuer Vaterlandssohn und kerniger Székler, der den Verfall seines Vaterlandes beklagt. Er beendigte seine Arbeit 1736 im 60. Lebensjahre „„im Herrnhofe zu Altorja."" Der zweite, kürzere Titel lautet: „Metamorphosis Transsylvaniæ oder die alten Gewohnheiten und Standesbräuche Siebenbürgens, welche waren, vergingen und neu entstanden." Es ist ein ganz willkommenes Stück der Culturgeschichte Transsylvaniens.

Der XII. Band der Monumenta Hung. umfaßt die ersten vier Bücher Ungaricarum rerum des in der Gelehrtenwelt des 16. Jahrhunderts bestberufenen Venetianers Joh. Mich. Bruto (Brutus), geb. 1517, den wissenschaftliches Streben und Launen des Geschickes im Westen und Osten Europa's herumtrieben, bis er, fern der Heimat, im Siebenbürger-Lande 75 Jahre alt (1592, 16. Mai) ein bewegtes und thätiges Leben schloß. Wie seine älteren Landsleute, der Ascolitaner Bonfin und der Florentiner Buonacorsi (Phil. Callimachus „experiens") wurde auch er Geschichtschreiber fremder Staaten und Völker. Die Beziehungen zu Ungarn-Siebenbürgen, durch Bischof Franz Forgách von Großwardein und die Báthorys geschaffen, veranlaßten ihn, eine Geschichte Ungarns zu schreiben und dort anzuknüpfen, wo Bonfin, sein Vorgänger, die Decades rerum Hungaricarum schloß. Von dem Geschichtswerke des Brutus besitzen wir leider kaum zwei Dritttheile, wie die höchst ausführliche und belehrende Einleitung des Herausgebers, Toldy (Schedel), darthut. Die Bücher 15—20 (vom J. 1552—1571) fehlen ganz und vom 14. ist bloß ein Stück erhalten. Immerhin bleibt der Rest ein werthvolles Geschichtsdenkmal,

[1]) Cserei ist ein entschiedener Gegner der Rákóczi'schen Bewegung, im Gegensatze zu N. Bethlens Selbstbiographie. Vgl. Note [2]) S. 500.

Digitized by Google

durch klare Pragmatik und gebildeten Styl, der minder als der Bonfins an Schwulst und oratorischer Ueberladung leidet. Bisher ist außer diesem Bande, der die Ereignisse bis 1516 behandelt, noch ein zweiter erschienen (1867 als XIII. Band der Mon.). Er schließt mit 1537 und bald soll ein dritter (XIV.) und letzter folgen, der die übrigen im Zusammenhange erhaltenen Bücher (bis 1571), die Ueberreste der verlorenen und die Briefe des Autors an ungarische Gönner und Freunde enthalten wird.

Im Jahre 1866 wurden zwei weitere Bände der Scriptores veröffentlicht, deren Inhalt der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts vorzugsweise angehört. Der eine (in der Reihe der XVI.) enthält die lateinisch verfaßte Historia Hungariæ des Großwardeiner Bischofs Franz aus dem altansehnlichen Geschlechte der Forgách von Ghymes. Der fleißige Piarist F. Horányi gab sie bereits im J. 1788 heraus [1]); jetzt liegt sie nach besseren Handschriften in neuer Ausgabe vor. Den Text besorgte Fidelius Majer, eine ausführliche Besprechung des Lebens und Werkes eines der bedeutendsten Staatsmänner und Kirchenfürsten schickte Toldy voraus. An den Text, der die Geschichte der ungarischen Thronwirren vom Tode des älteren Zápolya bis zum Jahre 1572 in scharfen Umrissen und mit ausgeprägter Parteianschauung entwickelt, schließen sich als Varia genealogische Excurse und Briefe des Autors.

Der XVII. Band in der Reihe macht uns mit dem geschichtlichen Hauptwerke eines calvinischen Gelehrten Ungarns bekannt, der seine höhere Schul- und Weltbildung im Auslande erhielt und ohne Frage zu den hervorragendsten Geistern seines Volkes und seiner Epoche zählt. Es ist dies Johann Czimor von Decsen in der O. Baronyayer Superintendenz, bekannter unter dem Namen Baronyay Décsi János in magyarischer, Decius Baronius in lateinischer Fassung; geb. um 1560, † vor 1611. Außer philologisch-philosophischen Werkchen, in denen er seine classische Bildung verwerthete, und einer anerkennungswerthen Schrift zur Anbahnung der wissenschaftlichen Reform des ungarischen Rechtes [2]), nahm er den Anlauf zur Abfassung einer Geschichte Ungarns. Die genauen Untersuchungen des Herausgebers Toldy geben diesfalls erschöpfende Aufschlüsse. Leider überkam auf uns nur ein größeres Bruchstück des verdienstvollen Werkes, und zwar die X. Decas in zehn Büchern und zwei Bücher der XI. — Erstere beginnt mit der Niederlage der Türken bei Sissek (1592); letztere schließt mit dem Kampfe vor Lugosch (27. Juni 1595). Gleichwie früher seine vergleichende Arbeit über das Jus imperiale ac Vngarum v. J. 1593 widmet Decius auch sein Geschichtswerk dem Fürsten Sigmund Báthory von Siebenbürgen. Die Sprache ist gebildet, die Anschauung national ohne grelle parteiische Absichtlichkeit. Toldy bietet eine Reihe charakteristischer Proben

[1]) Forgách, geb. um 1510, starb den 19. Jänner 1577 zu Padua. Seine Verbindungen mit der Zápolya'schen Partei hinderten ihn nicht, sie einer scharfen Kritik zu unterziehen.

[2]) Syntagma institutionum Juris Imperialis ac Vngari, Claudiopoli 1593.

Digitized by Google

seiner sonstigen Werke, die sämmtlich in lateinischer Sprache abgefaßt sind, ausgenommen die 1595 zu Hermannstadt veröffentlichte Uebersetzung des Salustius Crispus. Von besonderem Interesse ist die „epistola in capite syntagmatis juris præfatio", in welcher (z. B. S. 60) unser Autor höchst beachtenswerthe Anschauungen bezüglich der Historiographie Ungarns entwickelt, wie sein Urtheil über Thuróczy und Bonfin darthut. Gleichzeitig mit diesen lateinischen Geschichtswerken des 16. Jahrhunderts veröffentlichte die ungarische Akademie als XVIII. Band der Monumenta historica das magyarische Tagebuch Emerich Tökölyi's aus den Jahren 1676—1678. Der Herausgeber ist K. Torma. Ein späteres Stück des Tagebuches für die Jahre 1693, 1694, als der bekannte Insurgentenführer von seiner Machthöhe längst herabgesunken — gab früher bereits (1863) die Akademie in Druck. Der Fund und dessen Publication ist Nagy's Verdienst, eines in genealogisch-historischen Arbeiten sehr thätigen Akademikers. Das bewußte Tagebuch bildet den XV. ziemlich starken Band der Sammlung.

1867 veröffentlichte A. Szilágyi als VIII. Band der Monumenta die bruchstückweisen Aufzeichnungen des Széklers David Rozsnyay (geb. 1641, † 1718), als Diplomat und Dolmetsch Siebenbürgens bei der Pforte seit 1667 in Verwendung und später auch noch, in Rákóczi's Tagen, zur türkischen Correspondenzvermittlung gebraucht. Frühzeitig schon sammelte er Urkunden und Actenstücke zu einem umfassenden Werke in magyarischer Sprache, u. d. T. „Siebenbürgens Geschichte von Ladislaus VI. (d. i. Wladislav III. 1490, † 1516) bis zum Sturze des jungen Georg Rákóczi (II. 1662) und bearbeitete es zwei Mal, wie die Erörterungen des Herausgebers darlegen. Erhalten sind uns davon nur drei größere Bruchstücke und zwar Skizzen und Actenstücke, besonders wichtig für die Zeit von 1600 bis zur verhängnißvollen Unternehmung Georg Rákóczi's II. gegen Polen. Sodann erhielt sich Rozsnyay's sorgfältig geführtes Tagebuch von 1660—1670 mit Nachträgen für die Jahre 1663—1668 und seine fesselnde Autobiographie, vornehmlich für die Zeit von 1669—1673, neben anderen kleineren Stücken, z. B. dem Tagebuche aus dem Jahre 1705. Eines wie das andere ist im magyarischen Idiome abgefaßt. Sehr willkommen sind die zahlreichen vervollständigenden und erläuternden Urkunden im Anhange. Sie und das genaue Inhaltsregister gereichen dem Herausgeber zum Verdienst.

Den Schluß der bis 1871 veröffentlichten Scriptores bildet der XXIII. Band, 1., 2. Hälfte. Herausgegeben von K. Thäli (1868), dem unermüdlichen Sammler des massenhaften Stoffes zur Geschichte seines Lieblingshelden Franz Rákóczi II. [1]) und thätigen Redacteurs der historisch-kritischen Zeitschrift

[1]) Thály hat eine Reihe von Monographien für diese Epoche abgefaßt und bereitet eine sehr willkommene Gesammtausgabe der **Monumenta Rakocziana**, d. i. aller auf Rákóczi bezüglicher

Digitized by Google

„Századok“ („Die Jahrhunderte“). Er enthält Tökölyi's Tagebuch aus dem Jahre 1689, sein Correspondenzbuch von 1694 und ein paar Diarien und Denkschriften hervorragender Getreuen des tapfern Kuruzzen-Fürsten, so des Dobay, Sándor, der zwei Bay und Baloghs; — sämmtliche Stücke natürlich in magyarischer Sprache, für die Detailgeschichte der Schlußkrisen des 17ten Jahrhunderts von unstreitigem Belange. — Der 1868—1871 publicirten Briefe des Verantius (1559—1571) als XIX., XX. und XXV. Band der Mon. Hung. II. A. ward bereits oben gedacht.

Ueberblicken wir nochmals das Gebotene, so müssen wir anerkennen, daß die bis 1871 herausgegebenen Scriptores in ihrer chronologischen Reihenfolge eine Masse handsamen Quellenstoffes dem Studium der Geschichte Ungarns vom Schlusse des 15. bis in das 18. Jahrhundert zur Verfügung stellen. [1]) Noch steht Vieles in Aussicht. Möge es in stets vervollkommneter Gestalt erscheinen und ein Zeugniß abgeben, daß sich die ungarische Akademie weder den strengen Forderungen der Wissenschaft, noch den Rücksichten der Gemeinnützigkeit ihrer Publicationen, auch außerhalb Ungarns, ganz entziehen wolle.

Kürzer können wir uns über die anderweitigen Publicationen der Pester Akademie a) történelmi tár („Geschichtsarchiv“), b) török-magyarkori történelmi emlékek („Geschichtsdenkmale der türkisch-ungarischen Epoche“) und c) Magyar leveles tár („Ungarisches Briefarchiv“) auslassen. Aus ihrem Bereiche sei nur das hervorgehoben, was als Quelle zur Geschichte Ungarns von größerer Bedeutung ist.

Beginnen wir mit dem történelmi tár, einer Publication, die mit dem „Archiv für Kunde österr. Geschichtsquellen“, jetzt „Geschichte“ der Wiener Akademie der Wissenschaften gleich geartet ist. Die ältere Folge in 12 Bänden enthält A) an archivalischen Quellenfunden oder actenmäßigen Abhandlungen: das Liptauer Registrum v. J. 1391, herausgegeben von Erdy, (IV, S. 3 bis 42), ein Seitenstück zum Registrum Thurocziense, edirt von Engel in seinen Monumenta Ungrica; die stoffreichen Regestensammlungen M. Horváths

---

Correspondenzen, Acten, Denkwürdigkeiten ꝛc. vor. In dieser Hinsicht hat er mit seinem Rákóczitár (1866—68, 2 Bde.) mit dem Lebensbilde Bottiáns, mit der in Gesellschaft K. Ráths commentirten Biographie Rákóczi's u. a. vorgearbeitet.

[1]) In chronologischer Zusammenstellung schließen sich die Scriptores der II. Abth. der Monum. Hung. folgendermaßen an einander:

1484—1543 Szerémy György (Georgius Sirmiensis); 1490—1537 (1571) Mich. Bruto (Brutus); 1506—1571 Anton Brancsics (Verantius); 1540—1572 Franz Forgách von Gymes; 1592—1598 Joh. Czimor von Decsen oder Décsy (Decius Baronius); 1592—1613 St. Illésházi Mikó-Biró u. a.; 1526 . . . 1660—1673 David Rozsnyay; 1670—1694 Tökölyi's u. A. a. Tagebücher; 1661—1748 P. Apor von Altorja (u. Cserei). — In der Reihenfolge der Bände erscheinen I. Szerémy; II.—VI. Brancsics; VII. Illésházi, Mikó-Biró u. a.; VIII. Rozsnyay; IX. X. Brancsics; XI Apor; XII. Bruto, XIII. desgl.; XV. Tökölyi's Tagebuch v. 1693. 1694; XVI F. Forgách; XVII. Decsy; XVIII. Tökölyi's Tagebuch von 1676—1678; XIX. XX. Brancsics XXIII. Tökölyi's Tagebuch von 1689 ꝛc. — 1694; XXV. Brancsics.

Digitized by Google

für die Zeit von 1118—1605; 1228—1643; 1617—1645, (IX. 3—96; 99—176; X. 3—110; XI. 127—196), die Briefe des Palatin Niklas Eßterházi 1626—1645, h. v. K. Ráth (VIII. 3—208); die Acten des Eperieser Friedens mit Georg Rákóczi I. v. J. 1633 (h. v. Szilágyi VIII. 252—259), den Turiner Frieden zwischen Ungarn und Venedig v. J. 1381 (bearb. von Wenzel XI. 3—124); abgesehen von Anderem; B) aus dem Bereiche von Chroniken, Denkwürdigkeiten u. dgl.: die Denkwürdigkeiten des Alois Gritti (v. J. Nagy III. 3—116) die ungarische Chronik des Sárospataker Ungenannten (1523—1615), herausgegeben von Toldy im IV. B. 45—87. Doch ist sie nichts anders als ein Stück der Chronik des Prädicanten Math. Laczkó von Sepsi (1520—1624), wie Toldy dann selbst im XII. Bde. S. 288 anerkannte, eines protestantischen Geschichtsdenkmales von schärfstem Parteicharakter, das Graf Mikó im III. Bande der Erdély tört. adatok III. (1858) herausgab. Ferner die deutsche Chronik des Oedenburgers Johann Csányi (1670—1704), sehr stoffreich und charakteristisch für die Zeit der Insurrectionen und Türkenkämpfe, andererseits der verbissenen Glaubenshändel [1]). Der IX. Band (S. 179—209) liefert „Urkunden zur Geschichte der akademischen Bestrebungen in Siebenbürgen" h. v. A. Szilágy. Eine sehr fleißige, diplomatisch-sphragistische Abhandlung über die „ungarischen Capitel und Convente als glaubwürdige und beglaubigte Orte" (loci credibiles) lieferte J. Jerney im II. Bde., S. 1—166, mit 100 Siegelabbildungen.

Die neue Folge des tört. tár, Band XIII (1) ff. bietet unter Anderem „Urkunden zur Geschichte der Jahre 1607 und 1608" (v. Torma XIII., S. 91—162), sodann den I. Theil der „Ungarn betreffenden Berichte der Weltchronik des Marino Sanuto", fortlaufende Auszüge für die Jahre 1496—1501, der Wiener Originalhandschrift entnommen von G. Wenzel. Sie füllen den ganzen XIV. (II.) Band aus (280 SS.). Möge der Abschluß die sehr wünschenswerthen Erläuterungen und ein erschöpfendes Register bringen. — Der XV. (III.) Band (1871) enthält die I. Abtheilung der Briefe des bekannten Sachwalters und Führers der ungarischen Protestanten, Stephan Vitnyédi (geb. 1612, † 1670) [2]), Hofcavalier und geheimer Rath, außerdem vertrautester Correspondent Niklas Zrinyi's, in genauesten Beziehungen zu Vesselényi, Nádasdy, Batthiány, Pálffy u. a. Magnaten, berufen durch den angeblichen Plan, Kaiser Leopold auf seiner Fahrt über den Semmering bei Schottwien gefangen zu nehmen, ein Mann, der sich durch Talent und Glück vom Oedenburger Stadtbeamten zu einem der reichsten Mäcenaten protestantischen Kirchen- und Schulwesens emporschwang. Die vorliegenden Briefe fallen in die Zeit von 1652—1662; den Schluß werden die von 1662—1664 bilden. Der Herausgeber M. Fabó, dem wir

[1]) Herausg. v. J. Paur im V. Bde. S. 7—231 mit actenmäßigen Erläuterungen.

[2]) Niklas Bethlen nennt ihn in seiner Autobiographie (Önileiráskk h. v. Szalay I. 1858 S. 324) „hires lutheranus prókator és Föember."

Digitized by Google

die größte Sorgfalt in der Ausgabe und ein gutes Register nachrühmen müssen, hat vollkommen Recht, wenn er behauptet, daß ohne Rücksicht auf Vidnyédi's Briefe eine Lebensgeschichte Niklas Zrinyi's unmöglich sei.

„Die Geschichtsdenkmale der türkisch-ungarischen Epoche" verdanken ihre Anregung einer akademischen Preisaufgabe v. J. 1845 und der zweimaligen Dotation eines Herrn A. Tomory von 1856 und 1860 zu diesem Zwecke. Ohnedies hatten schon Katona, Gévay, Jászay, Szalay u. a. auf die Bedeutung der Thatsachen und Quellen dieser Epoche hingewiesen. Die Vorarbeiten wurden von K. Szabó, G. Balla, G. Kazinczy, K. Ráth, F. Pesty, Vambery, Repiczky, Eberl, A. Szilágyi und A. Szilády getheilt und letztere zwei bearbeiteten die ersten beiden Bände der genannten akademischen Publication unter dem besonderen Titel: „Urkundenbuch zur Geschichte der (türkischen) Eroberung in Ungarn" [1] (1863). Der Stoff ist den Gemeindearchiven von Nagy-Körös (1593—1699), Czegléd (1559), Dömsöd (1660—1690); Szegedin (1572 bis 1698) und Halas (bis 1699) entnommen.

Der III., IV., V. Band (1868—1870 erschienen) des Unternehmens bildet ein Ganzes für sich, nämlich „das Archiv der Staatsurkunden des türkisch-magyarischen Zeitalters" (török-magyarkori állam okmánytár) und sollte sämmtliche Urkunden, Actenstücke und Briefe zur diplomatischen Geschichte der ungarisch-türkischen Wechselbeziehungen enthalten, von den Anfängen der Invasion bis zum Karlowitzer Frieden (1699). Die drei starken Bände reichen bis 1670. Es ist eine Fülle von Stoff beisammen, gut geordnet und für die Geschich zweier Jahrhunderte unentbehrlich. Das oben angeführte „Urkundenbuch" von Szilády und Szilágyi hat sehr genaue Verzeichnisse, Regesten, überdies eine Erklärung sämmtlicher türkischer Benennungen administrativer, polizeilicher u. s. w. Natur.

Der „Magyar levesles tár", d. i. „Ungarisches Briefarchiv", hat sowohl geschichtliche als sprachliche Bedeutung. Der I. Band dieser Serie enthält an 400 magyarische Briefe verschiedener Persönlichkeiten aus den Jahren 1504 bis 1560 (432 SS.) und bildet gewissermaßen ein Gegenstück zu der Sammlung von Pray: Epistolæ procerum Hungariæ.

Endlich sei noch erwähnt, daß die auf breitester Grundlage angelegte Monographie des verstorbenen Grafen Teleki: Hunyadiak kora Magyarországon [2] (das Zeitalter der Hunyaden in Ungarn) mit ihren stoffreichen Urkundenbänden von der Akademie herausgegeben wurde. Leider scheint die Ergänzung dieses unvollständig gebliebenen Werkes in unbestimmte Ferne gerückt zu bleiben.

---

[1]) Salamon hat sich um die Pragmatik dieser wichtigen Episode der Geschichte Transleithaniens sehr verdient gemacht in der Monographie: Magyarország a török hóditás korában (Ungarn im Zeitalter der türk. Eroberung), Pest 1864, XVI. 431 SS. 8.

[2]) Erschienen 1852—1863 u. z. 1, 2., 3., 4., 5., 6., 10., 11., 12. Band. Die Urkundenbelege im 10., 11., 12. sind abgeschlossen. Der Text blieb Bruchstück, da der 7.—9. Bd. ausfielen.

Digitized by Google

Das Gespenst des Panslavismus.

III.

Aus unserer bisherigen Darstellung des Panslavismus ergiebt sich zunächst einmal, daß die Idee der Vereinigung aller slavischen Volksstämme unter dem Scepter eines und zwar des russischen Herrscherhauses nicht bloß in Rußland, sondern auch in allen den Ländern, wo Slaven wohnen, großen Anhang gewonnen hat und daß zur Verwirklichung derselben auf intellectuellem Gebiete bereits mannigfache Anstrengungen gemacht worden sind; dann aber auch, daß die russische Regierung bislang nicht allein officiell und direct keinen Schritt gethan, um die panslavistische Propaganda zu ermuthigen, sondern dieselbe officiös geradezu mißbilligt und die Zumuthung, diese Propaganda zu unterstützen, in bestimmter Weise zurückgewiesen hat.

Es erübrigt uns nun, zu untersuchen, inwiefern die Realisirung des panslavistischen Gedankens überhaupt möglich ist oder, mit andern Worten, inwieferne sie mit den politischen Tendenzen der außerslavischen Culturwelt in Uebereinstimmung sich befindet; denn, ist eine Harmonie des panslavistischen Planes mit den realen Interessen des centralen und westlichen Europa nicht herzustellen, dann ist auch die Prämisse, die positive Grundlage, die erste Vorbedingung seines Gelingens, nicht vorhanden. Wir werden uns die Beurtheilung der dabei in Betracht kommenden Fragen wesentlich erleichtern, wenn wir uns vor allem gegenwärtig halten, daß in der Politik, soweit diese von staatsrechtlichen Machtfactoren vertreten wird, Gefühle oder Sympathien niemals, nur sehr selten Principien, in allen Fällen aber materielle Interessen entscheiden.

Fassen wir vorerst die thatsächlichen Hindernisse ins Auge, welche sich der Durchführung der panslavistischen Idee entgegenstellen, so finden wir, daß sie für sich schon hinreichen, das All-Slavenreich als eine unrealisirbare Utopie zu charakterisiren. Ihrer Natur nach zerfallen dieselben in die nachstehenden Kategorien:

In ethnologischer Beziehung muß vor allem hervorgehoben werden, daß dem eigentlichen Russenthum, welches als Kern des zu begründenden All-Slavenreiches angesehen wird, der slavische Ursprung von wissenschaftlich competenter Seite entschieden bestritten wird. Es ist schon vielfach darauf hingewiesen worden, daß die Thatsache, daß der größere Theil der heutigen Bewohner des europäischen Rußland eine slavische Mundart spricht, nicht von vornherein

Digitized by Google

als Beweis für ihren slavischen Ursprung angesehen werden kann. Es wird daran erinnert, daß selbst Kaiserin Katharina II., obwohl sie durch einen förmlichen Ukas für die europäische Abkunft der Moskowiter eintrat, doch anerkannte, daß sie von „anderem Ursprunge sind als die Slaven." Ja, es wird selbst von russischen Fachgelehrten — in der jüngsten Zeit von Schtchegloff — der geschichtliche Nachweis geliefert, daß die Mehrzahl der Russen (Moskowiter) turanischen, tatarischen Ursprungs ist. Das ist in der Streitfrage, ob die Moskowiter Slaven oder Tataren seien, und ob daher die Führung der Slavenstämme mit irgendwelchem Rechte von den Russen beansprucht werden könne, eine für die panslavistische Propaganda jedenfalls fatale Entscheidung.

Andererseits ist nicht zu übersehen, daß, wie groß auch die Gleichförmigkeit sein möge, welche die heutigen Slaven in Bezug auf ihren physischen und geistigen Nationaltypus aufweisen, bei ihnen schon seit den frühesten Zeiten das Bestreben hervortritt, sich in eine Menge kleiner Stämme zu zersplittern, die ihre eingewurzelten Besonderheiten mit einer Zähigkeit zu erhalten sich bestreben, wie nicht bald ein zweiter Volksstamm. Ueberdies sind die solchergestalt stammgeschiedenen Slaven mit den verschiedenartigsten Völkern sowohl in Europa, wie in Asien, in hohem Grade vermischt. Es ist klar, daß die hiedurch bedingte wesentliche Modification des Charakters dieser Stammindividualitäten oder Volkssprößlinge, eine Modification, welche Jahrhunderte geschaffen, wieder nur durch ein allmäliges Wirken von Jahrhunderten aufgehoben werden könnte.

Eine weitere, und es ist das keine geringe Schwierigkeit, welche sich dem panslavistischen Gedanken entgegenstellt, liegt in der geographischen, beispiellosen Trennung der Slaven. Das ungeheure Gebiet, auf welchem sie sich in meist sehr dünnen Bevölkerungsschichten ausbreiten, umfaßt eben so große klimatische und geognostische Verschiedenheiten, wie es die entgegengesetztesten wirthschaftlichen Bestrebungen und die verschiedensten Culturtendenzen vereinigt. Es gehört eine große Phantasie und ein starker Glauben dazu, um sich über alle diese Verhältnisse hinwegzusetzen und der Allgewalt des patriotischen oder vielmehr nationalen Enthusiasmus zu vertrauen.

Fassen wir nun das politische Moment ins Auge, das ist den Brennpunkt, in dem sich die ganze intellectuelle Kraft, die ganze culturliche Befähigung, die welthistorische Arbeit eines Volkes zusammendrängt, so finden wir, daß die slavische Race im Vergleich mit den romanisch-germanischen Nationen eine geringere Entwicklungsfähigkeit und noch weniger politische Schöpferkraft besitzt. Kindlicher Urzustand mit dem Aufschwunge zu demokratischer Verfassungslosigkeit ist der Typus ihres nationalpolitischen Lebens. Heute noch sind sie unter fünf sehr verschiedenartige Reiche vertheilt, von denen ursprünglich keines durch sie gegründet wurde, und von denen nur Rußland, seinem Grundcharakter nach, ein slavisches Reich genannt wird. Die Durchführung eines Einigungswerkes

Digitized by Google

setzt gerade das Gegentheil von allen den Eigenschaften voraus, welche den Slaven eigen sind.

Nicht minder groß sind die Schwierigkeiten — zur Erfüllung dieser Mission — auf religiösem, beziehungsweise kirchlichem Gebiete. Schon in den ältesten Zeiten scheinen die Slaven ihre religiösen Anschauungen und Culte von Fremden gewonnen zu haben. Keine slavische Mythe weist eine tiefere, das Ueberirdische einheitlich erfassende Weltanschauung auf. Von einem Propheten, der unter den Slaven erstanden, der stark und begabt genug gewesen, um den Blick der Menschheit auf das Höchste zu lenken, hat die Welt nie und nirgends gehört. Das Christenthum erhielten die Slaven, wie angenommen wird, erst von Byzanz aus, und scheint ihnen das Griechenthum besonders gefallen zu haben. In neuerer Zeit — wir müssen das hier constatiren — ist die griechische Kirche, deren Herrschaft zur Zeit, als die Polen in dem größten Theile Rußlands mächtig waren, schon stark zur Neige ging, nunmehr allerdings wieder zu einer ganz auffallenden äußern Thätigkeit erwacht und scheint eine eben solche panslavistische Propaganda in religiöser Hinsicht zu machen, wie die slavischen Gelehrten, Diplomaten und ihre Agenten es in politischer Beziehung thun. Ja, es ist offenkundige Thatsache, daß die griechische Kirche neuerer Zeit geradezu das Hauptmittel für die Einigung slavischer Sympathien geworden ist. Die Bulgaren, die Serben, die ungarischen Ruthenen werden von Rußland aus mit heiligen Büchern versehen. Der Zweck dieser Propaganda ist wohl sehr naheliegend. Die bislang dem Czarenreiche noch nicht assimilirten Slaven sollen allmälig in dem Czar ihren mächtigsten Protector erkennen lernen; sie sollten in ihm nicht bloß den Beförderer ihrer politischen Freiheit, sondern vor allen Dingen den Beschützer und das Haupt ihrer Religion verehren. Die zu diesem Zwecke ausgegebene Parole lautet klar und bestimmt: Ein Kaiser, der russische Czar, und eine Kirche, die griechische, für alle Slaven! Die gegenwärtige Lage der Dinge liegt aber noch fern ab von solchem Ziele. Die Verschiedenheit auch auf kirchlichem Gebiete ist bei den Slaven eine nicht minder große, ja eine ebenso beispiellose, wie die auf den andern. Denn ist auch der größte Theil der Slaven der griechischen Kirche mit ihren zahllosen Secten treu geblieben, so bekennt sich ein anderer zur römischen, noch ein anderer zur protestantischen Kirche, und ein (freilich geringer) Bruchtheil (bei den Süd-Slaven) endlich ist zum Mohammedismus übergegangen, wie Bulgaren und Serben, ohne deßhalb slavische Sprache, slavische Sitte und Nationalität aufzugeben. Nach einer von Šafařik aufgestellten Statistik stellt sich das Verhältniß dieser Bekenntnisse wie folgt: Etwa $^2/_3$ aller Slaven, nämlich 55 Millionen, gehört zur griechischen Kirche; über $^1/_4$, etwa 22 Millionen, folgt dem Papste; $^1/_{50}$ ist dem Protestantismus ergeben geblieben, und $^1/_{100}$ endlich verehrt den Propheten. Wie groß, wie energisch immer der Bekehrungseifer der griechischen Kirche sein möge, so scheint uns, daß noch gar große Geistesrevolutionen vor sich gehen müßten, um so schroffe Gegensätze auch nur einigermaßen auszugleichen. Der panslavistische

Digitized by Google

Prophet Kollár ist darüber freilich anderer Ansicht. „In der slavischen Nation" — sagt er mit Genugthuung — „concentriren sich alle Religionsparteien, Kirchen, Secten oder Glaubensbekenntnisse, die sich gegenseitig ergänzen, die forschende Vernunft immer neu anregen und beschäftigen und als wetteifernde Kräfte das Fortschreiten des Menschengeschlechts fördern, während bei den andern Nationen Europa's gewöhnlich eine Kirche die ganze Nation umfaßt und ihr eine einseitige Richtung giebt." Aus dieser Sachlage deducirt Kollár „einen der Umstände, welche die Slaven zu ihrer großen Bestimmung, Schöpfer einer neuen Culturepoche zu sein, eignen und befähigen." Man kann die Sache aber auch ganz anders auslegen und zu einem entgegengesetzten Schluße kommen. Man kann nämlich sagen: Die Slaven nehmen diejenigen Religionen an und auf, welche ihre Fürsten oder ihre Besieger ihnen brachten und aufdrangen. Soweit die Geschichte. Und nun die Anwendung: Die große Willigkeit der Slaven, alle dargebotenen Culte zu vereinigen, scheint weniger Energie, als innere Schwäche anzuzeigen — Eigenschaften, welche wohl eher der Entwicklung ihrer politischen Kraft und panslavistischen Einheit hinderlich sein, als sie gerade zur Weltherrschaft befähigen dürften.

Wie groß nun immer die bis jetzt aufgezählten Schwierigkeiten sein mögen, um das Wort des panslavistischen Evangeliums zur That zu machen, sie sind immerhin noch nicht so gewichtig, wie diejenige, welche sich endlich in sprachlicher und litterarischer Beziehung diesem Streben entgegenstellt. Denn mehr als zehn slavische Mundarten sind zu dem Range unabhängiger Litteratursprachen erhoben worden, von denen fast jede nur in ihrem Kreise allein wirksam und verständlich ist. Dasselbe gilt im Verkehr durch das lebendige Wort. Die sich gegenseitig als „Brüder" begrüßenden Slavenstämme sind nicht im Stande, sich einander durch den Stammdialekt verständlich zu machen. In dieser Beziehung hat die Welt im Jahre 1848 ein gar merkwürdiges Schauspiel erlebt an dem nach Prag einberufenen panslavistischen Parlament, welches sich gezwungen sah, in der heiß erregten Debatte zum Französischen, und da viele der Anwesenden dieses nicht verstanden, endlich zu dem verhaßten Deutsch zu greifen. Die nun einmal bei den Slaven vorhandene Zersplitterung scheint aber unheilbar. Mehr als vieles andere ist sie ein schlagender Beweis dafür, daß es der slavischen Welt an jenen schöpferischen Genien mangelt, welche durch große Geistesthaten die eigene Nationalität von den fremden Bildungselementen emancipiren und um das ganze Volk ein innerlich zwingendes Band gemeinsamen Denkens, Ausdrucks und Schaffens legen.

Nach alledem ist nichts zulässiger und natürlicher, als die Behauptung, daß der Panslavismus, in der Gestalt und Richtung, in der er bis heute sich zu entfalten gesucht, wenig Bedrohliches hat. Betrachtet man ihn an und für sich, so darf man sagen, er ist nicht mehr denn eine Träumerei, nichts weniger denn geeignet, den Weltfrieden ernstlich zu gefährden. Der Panslavismus ist praktisch eben so wenig möglich, wie ein Pangermanismus, d. i. eine Vereini-

Digitized by Google

gung — nicht des staatsrechtlich heute allerdings geeinten deutschen Volkes, sondern eine Vereinigung aller germanischen Völker, der Deutschen, Schweden, Dänen, Holländer und Engländer zu einem einzigen germanischen Reich. Allein die Medaille des Panslavismus hat auch ihre Reversseite, und diese hat ein allerdings weniger harmloses Aussehen. Denn während an einen Pangermanismus Niemand denkt, beschäftigt die Idee des Panslavismus nicht nur viele Köpfe, sondern es wird an der Realisirung derselben seit Jahrzehnten eifrig gearbeitet. Nichtsdestoweniger wäre Alles, was die panslavistische Propaganda bis heute geplant und für die Zukunft nach im Schilde führt, eitel Spielerei, hätte sich im Nordosten Europa's nicht eine gewaltige Macht consolidirt, welche der panslavistischen Bewegung ihrer Natur nach als Basis dienend. derselben eine gewisse Berechtigung verleiht. Rußland ist auch in diesem Sinne ein Factor, mit welchem der Politiker, der das Gespenst des Panslavismus gebührendermaßen in das Gebiet der Träume verweist, unzweifelhaft rechnen muß. Um uns über die Bedeutung Rußlands in dieser Sache klare Rechenschaft zu geben, müssen wir zwischen Volk und Regierungsprincip unterscheiden. Das russische Volk enthält, bei einer Gesammteinwohnerzahl von rund 77 Millionen, eine slavische Bevölkerung von zusammen 58,400.000 = 76 pCt., (darunter 54,000.000 Russen, also = 71 pCt.) der Gesammtmasse. Trotz dieser überwiegenden compacten, einer Nationalität gehörigen Masse hat das russische Volk, obschon ferner unter ziemlich gleichen Naturbedingungen, mit gleichen Interessen, bei gleichen Lebensanschauungen und Verhältnissen, an sich nichts Bedrohliches; denn es selbst ist weniger als irgendein Slaven-Stamm befähigt und geneigt, oder auch nur darauf angewiesen, auf welterschütternde Pläne zu sinnen. Ein Anderes ist es aber mit dem Regierungssystem, dem dieses Volk unterworfen ist und dessen politische Tendenzen mit dem Entwickelungsgange der romanisch-germanischen Welt nicht in allen Richtungen gleichen Schritt halten. Diese russische Macht, der eine durch sein materielles Gewicht starker und zugleich außerordentlich disciplinbarer Volkskörper unbedingten Gehorsam und fast religiöse Anbetung zollt, bildet nun für die Panslavisten den Schwerpunkt ihrer Nationalität, auf diese imponirende Macht richten sie das Auge der außerrussischen slavischen Stämme, von ihr hoffen und erstreben sie die Eroberung und Herstellung eines slavischen Gesammtreichs.

Auf den ersten Blick scheint das russische Regierungssystem zwar gar nicht danach angethan, um die Sehnsucht der außerrussischen Slaven nach demselben wachzurufen. Die allslavische Liebe, welche die russische Politik bis heute an den Tag gelegt, scheint in der That wenig verlockend. Sie hat freie slavische Stämme, die Nowgoroder, die Kosaken, die Klein-Russen, die Polen und andere von jeher mit demselben Maße gemessen, wie nichtslavische, tatarische und finnische Völkerschaften. Diese Politik hat die gleiche Liebe, aber auch dieselbe Ruthe für alle ihre Angehörigen. Dem Interesse des particulären Russicismus müssen Sprache und sonstige Eigenthümlichkeiten der ihr unterworfenen Slaven

Digitized by Google

ebenso, wie die der Nicht-Sclaven weichen. Erwägt man ferner, daß die nicht-russischen Slaven unter ihrer sogenannten „Fremdherrschaft“ an einen weit höheren Grad politischer Freiheit gewöhnt sind und daß sie hier weit mehr Aussicht und zum Theil thatsächlich jetzt schon die gesetzlichen Mittel in Händen haben, die Gleichberechtigung ihrer Nationalitäten eher zur Geltung zur bringen, als im Verbande mit Rußland, so muß die nicht endende propogandistische Agitation für russische Hegemonie geradezu Wunder nehmen. Da aber den Panslavisten an Freiheit, Bildung und modernen Ideen im Grunde sehr wenig und Alles nur an der künftigen Herrschaft ihrer Slovenia gelegen ist, so sind sie durch nichts, wofern es slavisch ist, so leicht abzuschrecken. Die panslavistischen Schwärmer dieses Schlages, die trotz alle und alledem sehnsuchtsvollen Herzens nach dem fernen Russenlande auslugen, haben aber ihre aparten Ansichten und Schrullen. Sie hoffen vorerst auf nichts weniger, als daß es ihnen, wennauch vielleicht erst später, gelingen werde — sind sie nur einmal dem Czarenreiche einverleibt — das russische System zu ändern und das Russen-Volk auch für freie Institutionen zu erwärmen. Wollte man ihnen solche Aussichten verkümmern, dann sind sie flugs entschlossen, die Freiheit und allen Particularismus dem Slaventhum zu opfern und lieber in einem slavischen Staate, sei dieser auch das absolutistische Rußland, unterzugehen, als noch ferner mit den „Erbfeinden“ der Slaven, und mögen diese auch manche Segnungen zu bieten haben, verbunden zu bleiben; denn — wie das geflügelte Wort lautet — „lieber die russische Knute als die deutsche Freiheit.“

Alldem gegenüber nimmt die russische Regierung eine schwer definirbare Stellung ein. Sehen wir von der letzten, geradezu abweisenden, negirenden Kundgebung des „Russischen Regierungsboten“ ab, so hat Rußland, das muß hier constatirt werden, auch in früherer Zeit und bis auf die jüngste Vergangenheit herab noch keine officiellen Schritte gethan, die als eine Unterstützung der panslavistischen Propaganda gedeutet werden könnten. Weder der regierende russische Kaiser noch seine Vorgänger haben sich je durch irgendeine öffentliche Kundgebung geneigt erklärt, das Protectorat des All-Slaventhums zu übernehmen. Im Gegentheil hat sich die russische Regierung seit jeher und bis auf die neueste Zeit der Sache des Panslavismus wenig freundlich erwiesen. Nur daran sei hier erinnert, daß, seitdem bei den westlichen Slaven unter der Einwirkung der allgemeinen europäischen Entwickelung die Vorliebe für freie Institutionen wächst, und daß, während sogar die türkische Regierung schon in dem berühmten Hattischerif von Gülhane (3. November 1839) auch ihren slavischen Unterthanen im Sinne der Reform sehr beachtenswerthe Concessionen machte, von Seite Rußlands so gar nichts geschah, was als ein Entgegenkommen hätte gedeutet werden können. An dieser Lage der Dinge hat sich bis auf den heutigen Tag nichts geändert. Wenn wir von der nach dem Krim-Krieg gebotenen Aufhebung der Leibeigenschaft absehen, so finden wir in den Reformbestrebungen Rußlands wenig, was auf die übrige Slavenwelt besondere

Digitized by Google

Anziehungskraft ausüben könnte. — So wenig aber das russische Regierungsprincip den übrigen Slaven verlockend erscheinen mag, so wenig dürfte andererseits der Czar selber eine besondere Vorliebe für die Panslavisten hegen können, da sie nie ein Geheimniß daraus gemacht haben, daß nach Verwirklichung ihrer Idee auch Rußland allmälig das absolutistische Princip aufgeben müßte und daß sie ihm dazu als Förderer allslavischer Freiheit und Selbstständigkeit wacker beistehen würden. Dagegen finden solche Aussichten und Pläne um so eifrigere Unterstützung bei der Moskauer Panslavisten-Partei, die schon im Jahre 1848 den Czar geradezu gebeten hat, das panslavistische Banner zu erheben. Wo immer die slavische Revolution ihr Haupt gegen einen Staatsbestand erhebt, soll ihr Rußland ein Hort sein und Schutz bieten, denn dies ist ihr eine providentielle Bestimmung Rußlands. Die Bestrebungen dieser Partei, die, aus den alten Bojaren Rußlands bestehend, welche in ihrer Abstammung vom Hause Rurik auch das Recht zu erblicken vermeinen, an der Regierung Rußlands einen wirksameren Antheil als bisher nehmen zu können, ihr Ziel durch den Umsturz der bestehenden Dynastie zu erreichen hofft, sind nun an sich allerdings wenig geeignet, der panslavistischen Sache thatsächlich zu nützen, da die inneren Elemente des großen russischen Staatsverbandes jedem auf solche Ziele gerichteten Unternehmen von selbst widerstreben. Nichtsdestoweniger wird denselben durch die russische Politik in gewissem Sinne Vorschub geleistet. Wenn auch vorsichtig, temporisirend, abwartend und indirect, fördert diese Politik unzweifelhaft die panslavistischen Ideen, deren Vorhandensein, Stärkung und Verbreitung der auswärtigen Politik Rußlands schon manchen Erfolg eingetragen hat; denn der Thatsache darf man sich in keinem Falle verschließen, das Hauptgewicht der russischen Politik besteht in den so umsichtig benützten nationalen und religiösen Sympathien. Hierin liegt der Zauber seiner Macht und eine weit größere, d. h. gefährlichere Kraft als in seinen Kanonen und Bajonnetten. „Mit ruhiger Erwartung" — sagt ein deutscher Schriftsteller im Hinblick auf den Einfluß der russischen Politik vor dem Krim-Kriege auf Preußen, Oesterreich und die Türkei — „sieht der russische Aar das phantastische Gewölk des Panslavismus um sein Nest herum aufsteigen, das den Horizont seiner fremden Nachbarn verfinstert, den Geist der slavischen Völker umwirbelt und ihm selbst wenigstens den freiesten Spielraum für seine gegenwärtigen und zukünftigen Absichten und Anschläge gestattet. Dieses Verhältniß der heutigen panslavistischen Bewegung zum Russicismus nun, diese mögliche und wahrscheinliche Ausbeutung der panslavistischen Schwärmereien durch die Politik des russischen Czaren, das ist der Punkt, der jene Träume für die gesammte romanisch-germanische Welt gefährlich und drohend macht und der ihnen eine verhängnißvolle Bedeutung verleiht. Mögen die europäischen Völker und Staaten, möge zumal das vom Slavismus so vielfach berührte Deutschland, mögen selbst die aufgeklärten Vertreter der slavischen Erhebung die Bedeutung eines solchen Verhältnisses nicht verkennen." Jede Regierung aber ist in letzter Linie von der Leistungsfähigkeit, also dem

Digitized by Google

Bildungsgrade ihres Volkes mehr oder weniger abhängig, es möge sich um innere oder äußere Fragen handeln, und mit der Cultur in Rußland ist es noch nicht so bestellt, daß zu besorgen wäre, sie könnte im stürmischen Drange jene von Mittel- und West-Europa überflügeln und erdrücken. Wir müssen uns erinnern, daß die russische Cultur erst seit etwa einem Jahrhundert einige Fortschritte gemacht hat; daß die Russen sich die Cultur nicht durch sich selbst angeeignet, nicht etwa aus einem inneren Drange nach höherer Bildung, sondern daß diese, dem Westen Europa's entlehnt, ihnen durch Peter den Großen aufgezwungen wurde; sowie endlich, daß das Slaventhum nirgends einen starken Bürgerstand geschaffen hat. Ein Volk aber, das bestimmt ist, einst in der Geschichte eine große Rolle zu spielen, wird sich auch auf der niedersten Culturstufe als ein thatkräftiges, energisches erweisen. Ueberdies muß ein Volk, das über andere eine geistige Herrschaft ausüben soll, zumal wenn diese auf einer hohen Stufe der Bildung stehen, vor allem politisch mündig sein. Ein Sclave kann niemals über den Freien herrschen: das ist wider das Naturgesetz. Insofern ist es eitel Wind, wenn General Fadejew und mit ihm die nationale Presse sich abmühen, dem russischen Volke plausibel zu machen, es habe die Bestimmung, eine sociale Reform Europa's herbeizuführen. Freilich hat auch Peter der Große seinen Nachfolgern und den Slaven überhaupt das stolze Wort als Kampfruf hinterlassen: „J'ai trouvé la Russie rivière, je la laisse fleuve; mes successeurs en feront une grande mer, destinée à fertiliser l'Europe." Diese Auffassung der Aufgaben Rußlands wird jedoch von den nichtpanslavistischen Politikern durchwegs nicht getheilt. Läßt man auch schon die Ansicht gelten, Rußland müsse Europa und Asien vermitteln, versöhnen, so ist mit dem Satz: „fertiliser l'Europe" rein nichts anzufangen. Wie sehr wissenschaftlich immer das Wort begründet sein möge, daß die Cultur von Ost nach West gravitire, die Mission Rußlands muß umgekehrt von West nach Ost ihre Richtung nehmen. Rußland muß die Schätze der deutschen Wissenschaft nach dem Oriente verpflanzen, es muß die Ergebnisse der westeuropäischen Cultur in das ferne Asien hinübertragen, will und kann es überhaupt eine politische Mission erfüllen

Um diesen Zweck zu erreichen, braucht Rußland weder die Türkei zu erobern, noch ein panslavisches Reich zu gründen. Kaiser Alexander hat seinen Nachfolgern für solche Friedensmission auch einen Ausspruch hinterlassen, der zwar weniger unternehmend, dafür aber desto befolgenswerther klingt; „La Providence n'a pas mis à mes ordres huit cent mille soldats pour satisfaire mon ambition, mais pour protéger la réligion, la morale et la justice, et pour faire régner les principes d'ordre, sur lesquels repose la société humaine."

Andererseits werden auch die nichtrussischen, besonders die österreichisch-ungarischen Slaven, gut thun, bevor sie ihre Logik und ihre Mühen für den Panslavismus weiter in Unkosten versetzen, sich Mancherlei, was für ihr nur

Digitized by Google

ohne dieſen zu erzielendes Wohl ſpricht, zu Gemüthe zu führen. Wie die Polen und Ruthenen, die Czechen und Illyrier ſich mit einander verſtändigen wollen, um ſich unter ruſſiſcher Herrſchaft zu vertragen, bleibe hier unberührt. Die Geſchichte der letzten Zeit ſpricht in dieſer Richtung nicht gerade zu Gunſten des Panſlavismus. Unſere Slaven aber möchten wir, inſofern ſie es mit Oeſterreich ehrlich meinen, in ihrem eigenen wohlverſtandenen Intereſſe folgende Sätze, welche einer ihrer Landsleute im Jahre 1848 (in den „Grenzboten") niedergelegt und die noch lange ihren Werth nicht verloren haben, zur Beherzigung empfehlen:

. . . Daß der Böhme und der Dalmate gemeinſame Zwecke haben können, kann nur im confuſen Kopfe eines durch die Grammatik fanatiſirten Panſlaven geſchrieben ſtehen; alles was noch in Böhmen geſunden Menſchenverſtand hat — und es iſt eine gute Maſſe, trotz alledem —, kümmert ſich nicht im mindeſten um die Völkerverwandtſchaften, die bis in Sems und Japhets Zeiten zurückgehen. Das Wörterbuch und die philoſophiſche Gelehrſamkeit haben den modernen Panſlavismus erzeugt; alles was vernünftig und practiſch iſt: Intereſſen, geſunder Volksſinn wird ihn zu ſeiner wahren Bedeutung zurückführen. Die Zeit wird viel thun. Ich hoffe, der Tag iſt nicht fern, wo auch der für das Czechenthum Schwärmende einſehen wird, daß der Deutſche, deſſen Sprache er eben ſo gut ſpricht als der Deutſche ſelbſt, der Deutſche, mit dem er eine gemeinſame Geſchichte getheilt und Jahrhunderte lang dasſelbe Land bewohnt hat, daß der Deutſche, ſage ich, ihm näher, tauſend Mal näher ſteht, als der Croat, der Pole, der Ruſſe. Ein Panſlavismus, eine Vereinigung aller Slaven iſt nur denkbar unter dem eiſernen Scepter Rußlands; in der Art, wie ihn die czechiſche Partei ſich denkt, iſt er eben ſo widerſinnig, wie ein Pangermanismus, der eine Vereinigung von Deutſchen, Schweden und Engländern wäre.

. . . Die Ultras ausgenommen, die nicht zu bekehren ſind, wird mancher Böhme (in Folge des Ergebniſſes des Prager Panſlaviſten-Congreſſes) gefühlt haben, daß nur die unſere Brüder heißen können, mit denen wir eine gemeinſame Entwicklung getheilt haben, daß aber Völker, mit denen wir nie gelebt, an die uns nie das geiſtige Band gemeinſamer Erziehung geknüpft, kurz Völker, von denen wir kaum wußten, daß ſie leben, nie unſere Brüder (im politiſchen Sinne) ſein können. In ſchlechten Tragödien fallen ſich Brüder um den Hals, die nichts von einander gewußt, im Leben nicht. Die Mutter Slava iſt eine allzu mythiſche Perſon, als daß ſich um ihretwillen der Czeche und Croate brüderlich umarmen könnten. Millionen czechiſcher Herzen wurzeln im deutſchen Gedankenboden, ſchlagen an deutſchen Herzen, haben von Kindheit auf deutſch fühlen und denken gelernt. . . . Böhmen muß die Vermittlung zwiſchen dem deutſchen und ſlaviſchen Element bleiben, doch dem erſten näher als dem letzteren! Möge der ſlaviſche Congreß dahin gewirkt haben, dies Bewußtſein in den Gemüthern Vieler vorzubereiten! Dann wird der Congreß, in ſeinem Anfange

Digitized by Google

so gefürchtet, nur heilsame Wirkungen zurückgelassen haben, und ein tiefer Zwiespalt zwischen zwei Theilen einer Bevölkerung, durch Herausforderungen von beiden Seiten über alle Gebühr tief und bitter geworden, wird allmälig wieder einer gerechten Vermittlung Platz machen." F. St.

---

* Ueber eine Handschrift zur älteren Geschichte Preußens und Livlands von Heinrich Zeißberg. (Aus der altpreußischen Monatsschrift, Bd. VIII. Hft. 7.)

Unter den in letzter Zeit auf handschriftlichem Gebiete gemachten Funden nimmt eine Entdeckung des Herrn Professors Zeißberg, früher in Lemberg, gegenwärtig Professor an der Innsbrucker Universität, für die ältere Deutschordensgeschichte in Preußen eine hervorragende Stelle ein. Herr Professor Zeißberg erkannte in einer Handschrift des 15. Jahrhunderts in der Pawlikowskischen Bibliothek in Lemberg eine der Hauptquellen der preußischen Geschichte des 14. Jahrhunderts. Die ältere Chronik des Klosters Oliva war und ist bis jetzt nur in späterer Gestalt erhalten, und die Frage nach der ursprünglichen Form dieser wichtigen Geschichtsquelle beschäftigte die Kritik der trefflichen Herausgeber der preußischen Geschichtsschreiber seit Jahren; und noch jüngst wurde der Gegenstand einer neuen Untersuchung von Herrn Dr. Perlbach unterzogen, der sich nun auch neuerdings wieder über den wichtigen Fund des Herrn Professors Zeißberg in der altpreußischen Monatsschrift ausgesprochen hat.

Durch die sorgfältige Vergleichung der neuen Handschrift hat Herr Professor Zeißberg nicht nur eine der wichtigsten Quellen der preußischen Geschichte gegenwärtig erst zu ihrer vollen Bedeutung erhoben, sondern auch eine sehr schätzbare Ergänzung eines andern Stückes der preußischen Geschichtsquellen, welches mit dem sogenannten Canonicus von Samland in Verbindung steht, ermöglicht. Er hat sich hiedurch den größten Dank der Forscher auf dem Gebiete altpreußischer Geschichte erworben.

Zeißbergs Entdeckung zeigt wieder einmal, wie groß und mannigfaltig in unserem Oesterreich die Gelegenheiten noch sind, der Wissenschaft zu dienen und wie nothwendig und nützlich es ist, daß Männer, welche die deutsche Wissenschaft kennen und ihre Schulung genossen haben, sich in den verschiedensten Theilen der Monarchie heimisch wissen, um Schätze auszubeuten, welche so lange brach gelegen haben. Ohne Herrn Zeißberg hätte vermuthlich die wichtige Handschrift noch manches Jahr in der Pawlikowskische Bibliothek vergraben sein können. O. Lz.

---

* German Authors. Die unter diesem Titel im Verlage von Bernhard Tauchnitz in Leipzig (in Format und Ausstattung der „British Authors") erscheinende Sammlung von Uebersetzungen aus dem Deutschen in das Englische brachte als neueste Lieferung Scheffels trefflichen Roman Ekkehard, übersetzt von Sofie Delffs, in zwei Bänden. Früher erschienen: On the Heights (Auf der Höhe). By Berthold Auerbach. 3 vols. — In the Year 13 (Ut de Franzosentid). By F. Reuter. Trans. by C. L. Lewes. — Faust. By Goethe From the German by John Anster. — Undine, and other Tales. By Fouqué. — The Princess of Brunswick-Wolfenbuttel. By H. Zschokke. — L'Arrabiata, and other Tales. By

Digitized by Google

Paul Heyse. — Nathan the wise and Emilla Galotti. By Lessing. — Behind the Counter (Handel und Wandel). By F. W. Hackländer. — Three Tales. By W. Hauff. — Joachim v. Kamern: Diary of a Poor Young Lady. By M. Nathusius. — Poems by F. Freiligrath. Edited by his Daughter. — Gabriel: a Story of the Jews in Prague. Transled by Arthur Milmann. — The Dead Lake, &c By Paul Heyse. Translated by Mary Wilson. — Through Nicht to Light. By Karl Gutzkow. Translated by M. A. Faber. — An Egyptian Princess. By G. Ebers. Translated by E. Grove. 2 vols. — Flower, Fruit, and Thorn Pieces (Blumen- Frucht- und Dornenstücke). By J. P. F. Richter. Translated by E. H. Noel. 2 vols.

---

* Czechische Journalistik.

Politische Zeitschriften zählt man 21, wovon auf Prag 8, auf Brünn 4, auf Olmütz 2, ferner auf Budweis, Melnik, Kolin, Pilsen, Proßnitz, Raudnitz und Troppau je 1 entfällt. Dazu kommen noch vier in den nordamericanischen Staaten erscheinende Blätter, als „Narodní Noviny" in St. Louis, „Pokrok" in Chicago, „Slavie" in Racine und „Slovan" in Jowa City.

Den politischen Blättern kommen der Zahl nach am nächsten die landwirthschaftlichen periodischen Publicationen, deren es 12 gibt u. z. 5 in Mähren, 1 in Schlesien und die übrigen in Böhmen.

Kirchenblätter zählt man 3 katholische, 5 evangelische; von den ersteren erscheinen 2 in Böhmen, 1 in Mähren, während die evangelischen sämmtlich in Böhmen herausgegeben werden. Auch in America, u. z. in St. Louis, erscheint ein Blatt mit religiösem Inhalt „Hlas" genannt.

An die Kirchenblätter reihen sich die Schulzeitungen, 5 an der Zahl, wovon 1 auf Mähren, 4 auf Böhmen entfallen.

Arbeiterblätter giebt es 4, sämmtlich in Prag.

Die übrigen Zeitschriften vertheilen sich nach den Fächern wie folgt: Archäologie, Baukunst, Musik, Jurisprudenz, Medicin, Bibliographie, Naturwissenschaften, Sprachwissenschaft, Turnkunde, Gemeindeinteressen sind durch je 1 Blatt, Zuckerindustrie, Stenographie, Gewerbe, Kaufmannskunde durch je 2 Blätter vertreten.

Illustrirte Wochenblätter erscheinen 2 in Prag (Květy, Světozor).

Litterarische Zeitschriften gibt es zwei, nämlich die Vierteljahrschriften der beiden litterarischen Matica-Vereine in Prag und Brünn, hiezu ist auch die Monatschrift „Osočta" in Prag zu zählen.

Unterhaltungsblätter gibt es 13, wovon auf Prag 5, auf Karolinenthal, Přibram, Königgrätz, Klattau, Neuhaus, und Tabor je 1 entfällt, während auch in Wien und Racine je eine Publication dieser Kategorie zu verzeichnen ist.

---

* (Italienische Zeitungen.) Im Königreich Italien erscheinen gegenwärtig 765 Zeitungen und zwar 349 politische, 133 litterarische, 43 der Kunst gewidmet, 132 für Handel und Industrie, 69 wissenschaftliche, 19 administrative und 20 humoristische. Davon erscheinen in Alessandria 26, in Bologna 38, in Florenz 79, in Genua 43, in Mailand 92, in Neapel 63, in Palermo und Venedig je 25, in Rom 49, in Turin 46.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Ueber die Bedeutung der Erdkunde für die Culturgeschichte.

Von Oscar Peschel.

Der Ort, wo die menschlichen Gesellschaften ihre höchste Reife erlangten, hat beständig mit der Zeit gewechselt. Wir müssen ihn aufsuchen bald am Nil, bald am Euphrat, bald am Ganges, bald an den griechischen Küstenlandschaften, bald in Italien, bald im entlegenen China, bald an den Seen des mexicanischen Hochlandes, bald in den üppigen Wäldern, welche die Ruinen Yucatans, Chiapas', Guatemala's jetzt beschatten, oder bald auf den kalten Höhenrücken zwischen den Cordilleren von Peru. So konnte von Humboldt zuerst und dann von Karl Ritter die Vermuthung geäußert werden, daß zwischen der Cultur und ihren Schauplätzen ein nachweisbares Band von Wirkung und Ursache vorhanden gewesen sei. Verglich man die geringen geistigen Leistungen der Neger und die scheinbar lockere gesellschaftliche Verbindung der Australier, so schien das Räthsel gelöst, wenn man den ungelenken Formen Africa's und Neu-Hollands das traurige Loos ihrer Bewohner zur Last legte, Europa aber wegen seines Reichthums an wagrechten Umrissen die geistige Größe der Europäer zuschrieb. Es wurde sogar versucht, einen Zahlenausdruck für den culturgeschichtlichen Werth der Welttheile aufzufinden, indem man die Meilenzahl ihrer Küstenlängen mit ihrem Innenraum verglich.

Gewiß waren solche Untersuchungen lehrreich, aber die Ergebnisse lauteten doch anders als die Culturerscheinungen es erwarten ließen, denn wenn in Europa auf eine Meile Küste 35 Q.-Meilen Oberfläche fielen, so kamen ihm America mit je 69, und Australien mit je 73 Q.-Meilen am nächsten, dann erst folgte Asien mit je 105 Q.-Meilen, während Africa mit je 152 Q.-Meilen am weitesten zurückblieb. Auch erkannte Karl Ritter sogleich, daß die Vortheile einer günstigen Gliederung nur zu gewissen Entwicklungsabschnitten ihre volle Wirkung geäußert hätten. Warf man die Augen nach dem asiatischen Morgenlande oder nach America, wo andere Spielarten des menschlichen Geschlechts entweder ohne alle oder doch nur durch geringe Förderung von Seiten anderer Völker sich eine selbsteigene Gesittung geschaffen hatten, so war es nach kurzem Besinnen klar, daß sich an den Küstenumrissen nichts wahrnehmen ließ, dem man das Verdienst der dortigen Culturentwicklungen zuschreiben konnte.

Digitized by Google

Unserem Welttheile allein war das, was wir Gliederung und Aufgeschlossenheit nennen, ungewöhnlich zustattengekommen, aber eine Erfahrung, die für Europa allein giltig war, durfte nicht verallgemeinert werden. Hinzufügen ließ sich noch, daß halbinselartige Vorsprünge, tief eindringende Golfe, Inseln, welche die Uferfahrt in kurze Abschnitte zerlegten, den überseeischen Verkehr zwar ungemein erleichterten und den Bewohnern der Küsten einen Austausch mit Culturschätzen in sichere Aussicht stellten, aber daß auch solche Schätze bereits vorhanden sein mußten, ehe jene Begünstigung irgendeine Wirksamkeit äußern konnte.

Im Antillen-Meere hauste zur Zeit der Entdeckung America's der seetüchtige Stamm der Cariben, der mit Segelfahrzeugen, nach den Sternbildern steuernd, seine Raubzüge ausführte, allein diese gefürchteten Piraten hatten keine Cultur zu überbringen, und so knüpfte sich an ihr Auftreten kein geistiger oder gesellschaftlicher Fortschritt. Am Mittelmeere saßen dagegen die Phönicier, welche an den Gestaden Süd-Europa's dadurch hohe Segnungen verbreiteten, daß sie zuerst im Verkehr mit den Alt-Egyptern diesen ihre hieratische Schreibweise abgelauscht, dann ein wenig umgestaltet hatten und hierauf dem vielgegliederten Europa das große Geheimniß verriethen, wie das gesprochene und rasch verklingende Wort in seine Laute zerlegt und die zerlegten Laute durch Sinnbilder sichtbar geworden, als unvergängliche Schätze aufbewahrt werden könnten. Allein das Wichtigste bei diesem Vorgange blieb immer, daß die Kunst zuerst in Egypten erdacht und ausgebildet worden war, und diese Thatsache stand in keiner Abhängigkeit von den Küstenumrissen, da das nämliche Hülfsmittel noch an drei ganz verschiedenen Erdenstellen, und zwar immer außerhalb Europa's, erfunden worden ist. Wir können daher den Satz vertreten, daß die Gliederung der Umrisse zum Austausch großer Gedanken ungemein günstig sei, jedoch zur Entstehung solcher Gedanken nicht nachweisbar beigetragen habe.

War es nur eine halbe Wahrheit, die geistigen und gesellschaftlichen Zustände der Bewohner eines Welttheils in Abhängigkeit zu denken von der Aufgeschlossenheit ihrer Heimat, so muß es geradezu als Irrthum bezeichnet werden, wenn man die Lebhaftigkeit oder die Tragweite des menschlichen Denkvermögens bei mäßiger Lufterwärmung sich größer denkt als in den heißen Erdstrichen. Der Europäer, welcher die Wendekreise überschreitet, bemerkt an sich eine geistige Erschlaffung, er vermeidet die Anstrengungen und beklagt sich über die Abnahme seiner Arbeitslust. Dabei übersieht er jedoch, daß er eigentlich im Zustande einer Entwicklungskrankheit sich befindet, wenn wir Krankheit die Störung der gewohnten Lebensverrichtungen nennen, und allzu hastig gelangt er zu dem Schlusse, daß wegen der Luftschwüle tropischen Völkern ein rüstiges Aufsteigen zu geistiger Freiheit versagt bleiben müsse. Und dennoch leidet selbst der Europäer unter den heißen Himmelsstrichen nur kurze Zeit an einer Erschlaffung seiner Denkkräfte. Die gelehrten Zeitschriften, die im britischen

Digitized by Google

Indien erscheinen, widerlegen das Vorurtheil von dem geistigen Unvermögen der Tropenbewohner.

Wir finden die älteste Cultur an den heißen und trockenen Ufern des Nils. Die altersgrauen Städte der Genesis Ur, Erech und Babel standen am Euphrat, wo das Thermometer im Sommer auf 39 ° R. steigt. Die höchste geistige Leistung der americanischen Eingeborenen war die Erfindung von Sylbenbildern durch das Maya-Volk, welches das tropische Yucatan bewohnte. Auch hat die indische Sonne die Brahmanen nicht am Aufbau höchst verwickelter Philosophien oder an scharfer Zergliederung der Sprache, oder an der Ersinnung des Stellenwerthes der Zahlen, oder an der Schöpfung der phantasiereichsten Märchen oder an der Erfindung des Schachspieles gehindert. Hätte sich ein Alt-Egypter zur Zeit als die ersten Pyramiden über den Gräbern der Pharaonen aufstiegen, an die Schweizer Seen verirrt und hätte er die damaligen Pfahlbauten besichtigt, wahrscheinlich würde er zu dem Schlusse gelangt sein, daß unter einem so rauhen Himmel, wie in der Alpenwelt, die Denkkraft des Menschen ewig gehemmt bleiben müsse. Griechische und römische Schriftsteller ebenso wie spätere arabische Geographen schrieben über die klimatische Härte Nord-Europa's und die dadurch verschuldete Roheit seiner Bewohner mit demselben Bedauern, wie wir etwa jetzt von den Kwänen in Norwegen, von den Eskimos des Smithsundes oder von den Bewohnern des Feuerlandes denken oder sprechen.

Innig verwandt mit dem Irrthume, daß nur in den gemäßigten Erdgürteln das menschliche Denkvermögen am höchsten erstarke, war die früher öfter als jetzt geäußerte Behauptung, daß Tafelländer der Cultur vorzugsweise hold gewesen sein sollten. Im Grunde aber kennen wir doch nur wenige Fälle, daß der Glanz menschlicher Gesittung mit Vorliebe Hochebenen aufgesucht hätte. Sie sind sämmtlich auf America beschränkt, wo wir das Reich der Inca von Peru zwischen den Andenketten auf einem Sockel von mehr als 12.000 Fuß Höhe sich entwickeln sehen, wo die Halbcultur der Chibchas auf dem Hochlande von Bogotá neben dem Magdalenenstrome erblühte, oder wo auf dem Plateau von Anáhuac der altmexicanische Fürstenbund entstand. Wenn wir noch der steinernen Ortschaften der Moqui- und Pueblo-Indianer in Neu-Mexiko gedenken, so sind wir in der Aufzählung schon bei den geringfügigen Erscheinungen angelangt. Selbst in der neuen Welt aber müssen wir die Reste von Gesittungen in Tieflanden wie Yucatan, Chiapas und Guatemala mindestens für ebenso bedeutend erachten als alles, was sich in ihrer Nachbarschaft entfaltete. Es war also die Möglichkeit einer höheren Gesittung weder von den Tropen ausgeschlossen noch von Erhebungen über dem Meeresspiegel abhängig.

Ueberschauen wir die Gesammtzahl aller Culturerscheinungen der Erde, so gelangen wir zu dem einfachen Ergebnisse, daß die Beschleunigung oder Verzögerung einer höheren Gliederung der menschlichen Gesellschaft von Umständen abhing, die sich mit zwei Schlagworten aussprechen lassen: Contact und Isoli-

Digitized by Google

rung. Alles, was die Menschen mit den Menschen in innige Berührung setzte, wirkte fördernd, und alles, was sie trennte, erschwerte ihre gesellschaftliche Erziehung. Jeder Fortschritt hing davon ab, daß sich irgendwo eine Bevölkerung räumlich zu verdichten vermochte, und diese Verdichtung stand in strenger Abhängigkeit von der örtlich verstatteten Ernährungsweise. Wo der Jagdertrag ausschließlich den täglichen Unterhalt liefert, bedarf eine einzige Familie ein großes, unbestrittenes Revier. Die Jagd erschöpft völlig die geistigen und physischen Kräfte, und mehrt sich bei reichlicher Beute die Kopfzahl der Jäger, so bringen wieder periodische Seuchen unter dem Wildstande Hungersnoth und Sterblichkeit über die Bevölkerungen. Das Gleiche gilt von der Fischerei. In Kamtschatka ziehen die Lachse zur Laichzeit in unzählbaren Mengen die Binnengewässer aufwärts. Fische von 18 bis 20 Zoll Länge arbeiten sich mühsam Bäche hinauf, deren seichtes Wasser kaum ihren Rücken bedeckt. Dort werden sie mit den Händen ergriffen, ja 15 Meilen im Innern sind die Wasser der Flüsse bisweilen ungenießbar und die Luft verpestet von den Gasen, welche die todten und faulenden Fischleiber aushauchen. Aber von Zeit zu Zeit tritt ein Jahr ein, wo aus einem noch unaufgeklärten Grunde die Lachse völlig ausbleiben, und der Hunger als Würgengel schlägt und zerstreut die Fischerbevölkerung in alle Winde. In Sibirien haben die Russen sogenannte Fischbanken errichtet, große Vorrathshäuser, an welche die Bevölkerungen jedes Jahr ein Zehntel des getrockneten Fanges abliefern müssen, welcher in Zeiten des Mißerfolges wieder an sie zurückkehrt. Aber nur der Zwang der russischen Culturherrschaft vermag eine solche Wohlthat den sorglosen Fischervölkern aufzuerlegen.

Die Möglichkeit der höheren Verdichtung stand auch in einem bestimmten Verhältniß zu den Culturschätzen des Pflanzen und Thierreiches, welche die Erdräume ursprünglich beherbergten. Die Anzahl dieser Schätze, ja sogar der höhere oder geringere Werth der einzelnen Gaben richtete sich wieder nach der Geräumigkeit der Ländermassen selbst.

Die alte Welt ist doppelt so groß als America und, was ebenso wichtig ist, sie bildete in der nächsten geologischen Vergangenheit ein Ganzes. Ein Austausch der Arten hatte zwischen Asien und Europa, zwischen Europa und Africa, soweit das Klima es verstattete, überall stattgefunden. Die beiden Festlande der westlichen Halbkugel dagegen waren vormals getrennt, so zwar, daß in Bezug auf den Artenbestand der belebten Schöpfung Nord-America der alten Welt näher steht als dem ihm jetzt vermählten Süd-America. Trotz des sichtbaren Länderzusammenhangs dürfen wir daher die transatlantischen Erdräume nicht als ein Ganzes auffassen, sondern müssen sie als zwei verschiedene Schöpfungsgebiete betrachten. Die östlichen Festlandmassen sind daher dem Raum nach um etwa das Vierfache der einen oder der anderen Hälfte der neuen Welt überlegen. Der Geräumigkeit der Länder entspricht ferner das vorherrschende Wetter. Unsere Wüsten- und Steppengürtel fehlen in America

Digitized by Google

oder sind auf engere Gebiete beschränkt, so daß ein ungleich größerer Procentsatz mit Wäldern bedeckt war. Das Waldland trat aber den ersten Anfängen gesellschaftlicher Gliederung abwehrend entgegen. Auf den sonnigen Gefilden der Erde erreichen andererseits die Gräser ihren höchsten Artenreichthum und an die Gräser sind der Ackerbau wie die Viehzucht gebunden. Aus diesen gegebenen Verhältnissen können wir erklären, daß, abgesehen von der Banane und Igname, über deren Urheimat noch gestritten wird, Nord-America nur eine einzige Halmfrucht, den Mais, eine einzige eßbare Wurzel, die Maniok, ein einziges Knollengewächs, die Kartoffel, dem Ackerbau zu bieten hatte. Die alte Welt dagegen besaß Weizen, Gerste, Roggen, Hafer, Hirse, Reis, Negerhirse, Kafirkorn. Ganz ähnlich verhielt es sich mit den Hausthieren. Die Nord-Americaner hätten vielleicht ihr Renthier und ihren Bison zähmen und züchten können. Wirklich bezähmt haben sie nur den Truthahn. In Süd-America sind allein die Llamas als Nutzthiere abgerichtet worden, die dort unsere beiden Kameelarten vertreten, aber für sie nur einen schwächlichen Ersatz bieten. Die alte Welt gewährte ihren Bewohnern außerdem die Rinderarten, das Roß, den Esel, das Schaf, das Schwein, die Ziege und das Renthier. Wir wollen nicht fortfahren mit der Musterung der noch übrigen Culturfauna; in allen ihren Abtheilungen war die alte Welt reicher ausgestattet als die neue, und da auf der östlichen Feste der Austausch dieser Gaben wegen des Länderzusammenhanges sich leicht vollzog, so gelangte jedes Stück der alten Welt zum Genusse der ihm zusagenden Hausthiere und Ackergewächse. Wir gewahren also, daß die größere Geräumigkeit des Länderganzen die Gesittung in der alten Welt wesentlich beschleunigen mußte.

Hatten wir uns vorher überzeugt, daß die verspätete und noch jetzt beengte Vereinigung von Nord- und Süd-America die Entwicklung ihrer belebten Schöpfungen durch den Artenaustausch verzögert hatte, so sollte es für Australien zum Verhängniß werden, daß es sich schon am Beginn der Tertiärzeit, also verfrüht, von der asiatischen Erdveste abtrennte. Während seitdem auf den großen Räumen der alten Welt neue Thier- und Pflanzenarten auftraten, sich ausbreiteten und den alterthümlichen tertiären Anstrich der Schöpfung gänzlich verwischten, blieb das abgelegene Australien das Asyl der Beutelthiere und der Nager.

Offenbart sich selbst in der botanischen und fauniſtischen Weltordnung, daß mit der Isolirung ein Zurückbleiben und Sichselbstüberleben verknüpft ist, so läßt sich an den Einwohnern Australiens scharf zeigen, daß, wo jede räumliche Verdichtung der Menschen durch den Zwang in der Natur wieder aufgelockert wird, höhere Gesellschaftsformen nicht entstehen können.

Die ersten Entdecker haben die Australier für nichts besseres angesehen, als für aufrechtgehende Paviane und sie die Sicherheit unserer Mordwaffen erfahren lassen, so oft sie ihnen lästig wurden. Die Anthropologen des letzten Jahrzehnts und wohl noch manche der Gegen-

Digitized by Google

wart stellten sie auf die unterste Sprosse der Leiter, die hinaufführt bis zu den europäischen Halbgöttern. Reisende, welche mit liebevollem Auge sie wie Abkömmlinge aus einem Mutterschoße betrachteten, wurden als überspannte Philanthropen geschmäht. Die genauere linguistische Erforschung lieferte mittlerweile das Ergebniß, daß die australischen Mundarten ihrem Bau nach zwar nicht unter die höchste Gruppe der Formsprachen zu stellen sind, daß sie aber auch nicht viel niedriger stehen, wie das Finnische, Ungarische und Türkische in Europa. Eine nähere Bekanntschaft endlich führte Manchen oder verführte Manchen zu der Annahme, die Australier müßten aus ehemaligen besseren Culturzuständen zurückgesunken sein auf ihre jetzige Nacktheit. Man entdeckte bei ihnen eine große Anzahl strenger Rechtsgewohnheiten, ja selbst völkerrechtliche Satzungen, eine ängstliche Vermeidung der Blutnähe bei Heiraten, eine Sonderung in hohe und niedere Kasten, streng geachtetes Eigenthum an unbeweglichen Gütern mit dem zugehörigen Erbrecht, Versuche von Dichtkunst mit oft überraschenden Zartheiten, Verehrung eines gütigen unsichtbaren Wesens, eine ihren Bedürfnissen entsprechende Zeitrechnung, Bezeichnung der Sternbilder mit anmuthigen Namen, ja eine Theilung des Horizontes in acht Azimuthe oder Windstriche. Vergessen wir auch nicht zu erwähnen, daß bei ihnen die Blutrache als heilige Pflicht gilt, denn alle Strafrechtspflege der höher gestiegenen Völker hat sich aus dem Talionsprincip als erstem Keim entwickelt. Nach Aufzählung dieser Thatsachen wird wohl schwerlich Irgendjemand etwas einwenden, wenn die Australier unter die begabteren Menschenstämme gezählt werden.

Wenn sie gleichwohl noch gegenwärtig in einem Zustande verharren, der zwar nicht als der Anfang der menschlichen Gesellschaft, wohl aber als eine ihrer ältesten Stufen betrachtet werden darf, so trägt davon die Natur ihres Wohnortes allein die Verschuldung, insofern sie räumliche Zerstreuung den Bewohnern als Gesetz auferlegte, während doch Vereinigung und innige Berührung allein die höheren Gliederungen der menschlichen Gesellschaft zu fördern vermag. Australien reicht nur mit seinem Norden in die Zone der tropischen Regen, seine größere südliche Hälfte gehört dem Passatgürtel an. Die Winde aber, welche, vom Stillen Ocean mit Wasserdampf gesättigt, die kleine Weltinsel erreichen, treffen auf den steilen Absturz der Ostküste, wo sie beim Aufsteigen nach kühleren Höhen ihre Feuchtigkeit größtentheils absetzen, oft sogar gewaltige Ueberflutungen erregen, aber nur Flüsse von kurzem Laufe ins Dasein rufen. Mit verringertem Vorrath von Wasserdampf gelangen sie ins Innere und begegnen dort den stark erhitzten Luftmassen, welche aus den kahlen, sonnigen Räumen aufsteigen und jede Wolkenbildung bis zur Durchsichtigkeit auflösen. Wie in Süd-Africa fallen daher auch in Australien Regenfluten in regellosen Zeitabschnitten bald hier, bald dort nieder, füllen die gähnenden Regenbetten mit reissenden Strömen, die aber, nicht weiter ernährt, nach kurzer Zeit eintrocknen und nur eine Kette von Lachen hinterlassen. An diese

Digitized by Google

periodisch auftretenden und wieder verschwindenden Wasservorräthe ist das Wild und der Jäger gefesselt, so daß sich seit einer endlosen Kette von Jahrhunderten die australische Menschheit ohne eine feste Heimat in Bewegung befand, immer mit dem veränderten Sonnenstand ihre Reviere wechselnd.

Nicht um ein einziges neues Nahrungsgewächs hat uns Australien bis jetzt bereichert, aber noch weniger war es in der Lage, die Zahl unserer Hausthiere zu vermehren. Wohl hat der Mensch durch seinen Umgang veredelnd auf die Psyche der Thiere gewirkt. Das Roß des arabischen Nedschd steht nicht bloß an Adel der Gestalt, sondern geistig, fast möchten wir uns hinreißen lassen zu sagen, steht moralisch über den verwilderten Pferden in Paraguay. Mit Feinheit hat Lazarus Geiger von dem Hunde behauptet, daß sein Bellen als der erste Sprechversuch eines Thieres betrachtet werden dürfe, der aber nur durch den Umgang und durch die Anrede des Menschen geweckt wird. Es verloren oder vergaßen nämlich Hunde, die auf der unbewohnten Juan-Fernandez-Insel ausgesetzt wurden, das Bellen im Laufe von 33 Jahren, während ihre stumm gebornen Nachkommen mit der Rückkehr in die Gesittung langsam die Stimme wieder erwarben.

Umgekehrt aber darf man auch behaupten, daß unsere Hausthiere durch ihren Umgang auf den Menschen zurückgewirkt haben, mußte er sich doch vor allem die Kunst erwerben, sich mit ihnen zu verständigen. Diese Anregungen konnten aber die Thiere seiner Welt dem Australier nicht bieten, denn mit den geistesarmen Känguruhs war kein Verkehr denkbar und die psychische Kluft, welche die Vertreter der tertiären Zeiten von dem höchsten Meisterstücke der modernen Schöpfung trennte, gähnte zu weit, als daß sie hätte überspannt werden können. Nicht ohne Nutzen gewahren wir also, daß selbst der geologische Fehltritt eines Welttheiles, wenn man diese bildliche Sprache uns nachsichtig gestatten will, daß die vorzeitige Abtrennung Australiens als ein trübes Verhängniß noch haftet an den Fersen seiner ersten menschlichen Bewohner.

Fehlte es Australien an Geschöpfen, welche die menschlichen Bewohner sich hätten befreunden oder dienstbar machen können, so fehlte es auch an würdigen Gegnern. Mit Ausnahme des eingewanderten Dingo suchen wir auf jenem Festlande vergeblich nach Raubthieren. Weder die gewaltigen Katzen Indiens und Africa's, noch Bären, noch Wölfe, noch Hyänen, nicht einmal Füchse, Marder oder Wiesel sind anzutreffen. Ihre Verrichtungen im Haushalte der Natur werden nur von fleischfressenden Beutelthieren versehen. Bei allzu hastiger Erwägung möchte es vielleicht als ein Vorzug Australiens erscheinen, daß seine Bewohner sich unbesorgt vor nächtlichen Angriffen zum Schlummer im Freien niederstrecken konnten, allein übersehen bliebe es, das in der Gefahr ein Erziehungsmittel liegt. Wie wir weit besser von neidischen Gegnern als von nachsichtigen Freunden gefördert, durch sie namentlich unserer Lücken und Fehler uns bewußt werden, so ist auch von der Bedrohung durch Tiger oder Löwen der Bewohner der alten Welt zum Nachsinnen auf Schutzmittel oder zum kühnen

Digitized by Google

Angriff der gefürchteten Bestien gezwungen worden. Wenn wir in Berichten africanischer Reisenden mit Verwunderung lesen, daß niedrigstehende, halb nackte oder nackte Negerstämme Brücken von staunenswerther Länge erbauen, so ergibt sich bei näherem Nachforschen, daß dies ausschließlich zur Sicherung vor den Angriffen der Krokodile während der Ueberschwemmung geschieht, und wir bemerken hier, daß eine gefürchtete Panzerechse gleichsam wie eine Schutzgottheit für gute Verkehrsmittel sorgt.

Australiens Thierwelt stand aber zu niedrig, dem Menschen zu dienen, oder ihn heilsam zu erschrecken. Nirgends hat sich die Natur der festen Räume mit mehr Härte der Entwicklung menschlicher Gesellschaften widersetzt, als in jenem abgelegenen Erdtheile. Er ist die kleinste aller Weltinseln und doch ohne das, was man Inselklima genannt hat. Er ist ausgestattet mit geräumigen parkartigen Weiden, es fehlten ihm aber die Steppenthiere, auf welche das Nomadenthum begründet werden konnte. Zum Jagen und Wandern blieb der Mensch gezwungen, an eine Verdichtung und an ein Seßhaftwerden war nicht zu denken. Mit großer Besorgniß überwachen alle Jägerhorden und selbst Hirtenvölker das Anschwellen ihrer Kopfzahl und wirken ihr mit bedachtsamer Härte entgegen. So finden wir den Kindermord, daß heißt ausschließlich den Mädchenmord, genauer, die Einschränkung der Mutterzahl bei Völkern, die sonst ihre aufwachsenden Nachkommen mit unendlicher Zärtlichkeit lieben. Aus Furcht vor einer Uebervölkerung berauben sie sich der besten Freuden des Lebens und so kann es geschehen, daß durch solche ängstlichen Abwehrmittel Jagdbevölkerungen in ungemessenen Zeiträumen, abgesehen von periodischen Schwankungen, zur Wilderzeugung eines bestimmten Revieres immer in einem angemessenen Zahlenverhältniß bleiben. Da jede Verdichtung der Bewohnerzahl ausgeschlossen wird, ändern sich auch nicht die Formen der Gesellschaft.

Mehr als irgendein anderer Welttheil mußte Australien gewinnen, wenn ihm durch Besiedelung die Zuchtthiere und Culturgewächse der alten Welt zugeführt und die Nachtheile seiner tertiären Absonderung durch eine solche Aussteuer wieder beseitigt wurden. Allein seine Abgelegenheit wirkte noch bis in die jüngste Vergangenheit nach. Australien wurde am spätesten entdeckt, blieb selbst dann Jahrhunderte lang gemieden und würde noch jetzt vernachlässigt werden, wenn sein Gold nicht magnetisch den Auswandrerstrom an sich gerissen hätte. Die einzige Möglichkeit, daß Australien mit andern Völkern in Berührung gerathen konnte, gewährte der Norden durch das Vortreten der Carpentaria-Halbinsel die sich noch in die seichte Tareosstraße durch eine Kette von Eilanden fast bis an den südlichen Saum Neu-Guinea's verlängert. Wie der Nordrand Africa's ehemals ausschließlich von der Cultur besäumt worden war, so sollte auch Australien da, wo es sich andern Erdräumen am meisten nähert, Schritte zur Besserung gewahren lassen. Jener Streifen genießt obendrein die Vorzüge der tropischen Regen. Im Norden Australiens und namentlich auf der Carpen-

Digitized by Google

taria-Halbinsel spüren wir bereits den Hauch der nachbarlichen papuanischen Gesittung. Bei den dortigen Bewohnern finden wir die ersten Bedeckungen der Blößen, statt der offenen Laub- oder Rindenschirme — Hütten, ja sogar Häuser, statt unlenksamer Flöße — geräumige Fahrzeuge, verziert mit Schnitzereien, endlich auch ein wenig Feldbau, begründet auf malaysch-papuanische Culturgewächse, zur Bestätigung der Ansicht, daß, wo die Natur günstigere Bedingungen stellte und wo durch Annäherung an andere Völkergruppen ein Contact entstand, sogleich die Segnungen größerer Geselligkeit sich einstellten. Wäre daher Australien etwa durch eine Verlängerung der Halbinsel Malaca, ähnlich wie Süd-America mit Mittel-America, durch Landengen mit Asien verbunden geblieben, auf denen ein Austausch der Thier- und Pflanzenarten, sowie der Culturschätze erfolgen konnte, dann würden seine Bewohner ganz sicherlich eine viel höhere Geselligkeitsstufe erreicht und vielleicht als Hirtenvölker sich entwickelt haben.

Daß wir damit keine leichtfertigen Vermuthungen hingeworfen haben, sollen uns durch ihren Gegensatz die Zustände der mittel- und südafricanischen Völker bestätigen. Ob die Neger aus eigener Kraft sich zum Ackerbau aufgeschwungen, ob sie unter den einheimischen Gräsern Africa's wenn nicht die Negerhirse doch wenigstens das Kafirkorn aus der Wildniß zu einem Culturgewächs heraufgebildet haben, läßt sich bei dem Dunkel, welches die Vorzeit Inner-Africa's beschattet, gegenwärtig weder streng verneinen noch streng bejahen. Untersuchungen in den Sprachen des Sudân haben Heinrich Barth überzeugt, daß der Reis seit unvordenklicher Zeit im Innern schon gebaut wurde. Selbst daß Pferd und Esel als Hausthiere den Negern zugeführt worden wäre, läßt sich aus ihren Benennungen wenigstens nicht schließen. Sonst aber verbreiteten sich die Segnungen einer fremden Cultur in reichem Maße aus dem Nordosten über die Negerländer. Der Name des fingerblättrigen Affenbrodbaumes oder des Baobab in der Hauha-Sprache bezeugt eine Einwanderung aus Alt-Egypten, Rind, Schaf und Ziege sind den Bewohnern Mittel- und Süd-Africa's sicherlich erst durch den Verkehr mit hamitischen Völkern im Osten zugeführt worden. Weizen, Gerste und Zuckerrohr, lauter Culturgewächse von außerafricanischem Ursprung, haben Livingstone und seine Nachfolger tief im Innern des südlichen Festlandes, bevor ein Europäer dorthin den Fuß setzte, angebaut gefunden. Seit dem Verkehr mit America sind der Mais und die Maniocwurzel hinzugekommen, die wahrscheinlich längst schon in das uns unbekannte Innere Africa's künftigen Entdeckern vorausgeeilt sind. Während alle Südsee-Völker bei den ersten Besuchen europäischer Seefahrer auf der technischen Stufe der polirten Steingeräthe überrascht wurden, ja selbst die großen Cultur-Völker Mittel-America's, obgleich sie den Bronceguß kannten, noch in der Steinzeit lebten, haben alle Stämme Africa's bis in den äußersten Süden Eisenerze mit Anwendung des Blasebalges ausgeschmolzen und Waffen, wie Werkzeuge, von solchem vortrefflichen Metall geschmiedet, daß englische Klingen oder Beile wegen ihrer geringeren Brauch-

Digitized by Google

barkeit verschmäht werden. Geschirre aus Thon, welche den sonst viel höher gestiegenen Polynesiern der Südsee völlig unbekannt waren, sind überall in Africa angetroffen worden zugleich mit der Kunst ein sehr gesundes, leicht berauschendes gegohrnes Getränk, Bombe, Merissa oder Kafirbier geheißen, zu brauen. Daß sich durch eigenes Nachsinnen die Africaner solche Fertigkeiten und Künste angeeignet haben sollten, dürfen wir unbedenklich verneinen, denn die Bewohner keines Welttheiles sind ärmer an selbstständigen Erfindungen als die Mittel- und Süd-Africaner, keine anderen Menschenstämme aber sind williger und gelehriger im Nachahmen fremder Gewerbsthätigkeit. Könnten wir uns nun Africa aus seinem Verbande mit der alten Welt vor Einwanderung der hamitischen Racen, also der Berber, Alt-Egypter, Bedscha, Galla, Dankali und Somali, sowie der himjaritischen Abessinier, abgelöst als Insel in einem freien südlichen Ocean denken, so daß die Neger auf ihre eigenen geistigen Hülfsmittel beschränkt gewesen wären, so würden ganz sicherlich ihre heutigen Zustände kaum anders gewesen sein, als die von Jägervölkern. Wir wollten also zeigen, daß die Australier trotz ihrer vielfachen Begabung keine höher gegliederten Gesellschaften begründen konnten, weil durch Abtrennung ihres Festlandes von der alten Welt die Einwanderung der Steppenthiere und der Ackerbaupflanzen verhindert worden war und umgekehrt, daß die Neger trotz ihrer viel geringeren Verstandskräfte und ebenso trotz der schwerfälligen Umrisse ihres Festlandes doch sich bis zu erträglichen Staatenschöpfungen und höherer Gewerbethätigkeit erheben konnten, weil sie die hohe Gunst genossen mit den asiatischen Culturschätzen und Culturvölkern in Berührung geblieben zu sein.

Für das Eindringen fremder Künste und Erfindungen sorgt aber der Handel, denn wenn die erste Begierde des Menschen auf den Besitz gerichtet ist, so regt sich auch gleich die nächste, den Besitz des andern durch Tausch zu erwerben. Bei den Bewohnern Frankreichs, welche zur Zeit des Mammuth und des Renthieres in den Höhlen des Périgord hausten, hat man die Hörner der Saiga-Antilope angetroffen, die nicht anderswoher näher bezogen werden konnten, als aus Polen. Zur Erklärung eines solchen Thatbestandes setzen unbedachtsame Alterthumsforscher Handelsvölker voraus, welche hausirend und schachernd in jenen dunklen Zeiten die Welttheile durchzogen haben sollten, als hätte schon damals der Erzeuger oder Erbeuter den entfernten Verbraucher aufgesucht. Man muß vielmehr annehmen, daß die Gegenstände der Nachfrage eine ganze Kette von Besitzern wechselten, daß immer nur eine Horde mit befreundeten Nachbarn tauschte. So müssen wir uns das Vorkommen von Obsidianscherben aus Mexico, oder von Geräthen aus Kupfer, das am Erie-See gewonnen wurde, in Indianer-Gräbern jenseits des Mississippi und in den Südstaaten der nordamericanischen Union erklären. Sind doch englische Waaren, die an der Ostküste bei Mombas abgesetzt worden waren, von Stamm zu Stamm durch ganz Africa gewandert und bei Mogador an der atlantischen Küste Marokko's wieder erkannt worden (Waitz. Bd. II, 101).

Digitized by Google

Hier berühren wir zugleich einen neuen Umstand, der mächtig die Verbreitung der Gesittung beschleunigt hat, nämlich die Ausstreuung hochgeschätzter Güter über beschränkte und weit abliegende Oertlichkeiten. Wir Alle haben erlebt, daß die Entdeckung von Gold Californien in zwei Jahrzehnten zu einem angesehenen Staat erhob und Australien plötzlich mit einer zahlreichen Bevölkerung erfüllte. Die jetzige Herrschaft der spanischen Sprache in Mittel- und Süd-America ist zwar nicht vollständig, aber doch annähernd durch die Verbreitung der edlen Metalle begrenzt worden. Die Portugiesen wurden von den Gewürzmärkten des Morgenlandes angezogen, die Russen sind als Eroberer in dem Verbreitungsgebiete der Pelzthiere bis nach dem äußersten Osten Sibiriens, ja selbst bis nach America vorgedrungen. Der Kabljau-Fang führte die Franzosen nach Neufundland und hat die Ausbreitung der französischen Sprache in Canada veranlaßt, während das Portugiesische seine Herrschaft in Süd-America der Ausfuhr von rothen Farbhölzern, nach welchen Brasilien seinen Namen führt, zu verdanken hat. Umgekehrt erklärt uns die lange Vernachlässigung Africa's immer mit Ausschluß seiner Mittelmeerküste der Mangel dessen, was in der Sprache des Handels eine Rimesse genannt wird. Es hatte nichts zu bieten, was den Seefahrer zum Ankerwerfen und Stilliegen verleiten konnte, oder es bot lange Zeit nur etwas, was zu bieten ein Frevel war, nämlich seine Menschenkräfte, die Freiheit seiner eigenen Kinder. Jetzt, wo eines seiner Kleinode hoch geschätzt wird, nämlich die Stoßzähne seiner Elephanten, dringen Elfenbeinjäger an allen Zweigen des weißen Nils und über den Zambesi hinaus in das Innere vor. Die Kunde von einem Goldflusse an der atlantischen Küste Africa's und nicht die Entdeckung eines Seeweges nach Indien war der erste Antrieb gewesen, welcher den Infanten Heinrich von Portugal bewog, alljährlich seine Seefahrer zur Bezwingung des Caps Bojador auszuschicken. Eben jetzt haben sich Viele durch die Kunde überraschen lassen, daß Ruinen von Steingebäuden binnenwärts von der Ostküste Süd-Africa's angetroffen worden sind. Allein sie liegen landeinwärts von Sofala, berühmt im Mittelalter und später als ein Verschiffungsplatz von Gold und besucht lange vor Vasco da Gama von arabischen Seefahrern, so daß jene Gebäude zunächst nur auf die Anwesenheit von Arabern gedeutet werden dürfen.

Durch diese Thatsachen erweitert sich allmälig unser Blick, und wir erkennen nun, daß das Gedeihen der menschlichen Gesellschaften an diesen oder jenen Erdräumen durch eine Anzahl von Ursachen bedingt war, die aber alle nur dahin wirkten, die Menschen herbeizulocken und sie zu einer innigen Verbindung zu bewegen. Das Wort Gesellschaft schon bringt uns bereits die Auflösung des Räthsels, wie die Gesittung des Menschen begonnen und sich entwickelt habe. Wäre der Mensch, etwa wie die Mehrzahl unserer Singvögel, ein einsam lebendes Geschöpf gewesen, so würde von einem Erstarken seines Denkvermögens nicht die Rede sein können. Unsere Beherrschung der Naturkräfte

Digitized by Google

wäre ohne unsern Geselligkeitstrieb nicht vorhanden. Alles, was diesen Antrieb steigert, dient zur Hebung unseres Geschlechtes. Bezeichnen wir doch nur das, was den Geselligkeitsverband zu stören droht, als Unrecht oder Verbrechen und ist doch das höchste Sittengebot der christlichen Religion, nämlich die Humanität, nichts anderes als die Forderung, die ganze Menschheit in eine einzige Gesellschaft, in eine einzige Familie zu verwandeln.

Ohne eine gesellschaftliche Erziehung können Menschen nicht nachbarlich zusammen hausen. Der umherstreifende Jäger bedarf dagegen nicht der besondern Abrichtung, die demjenigen nicht erspart werden kann, der sich in einem vielgliedrigen Gemeinwesen bewegen will, und je dichter örtlich die Bevölkerung zusammenrückt, desto strenger werden dem Einzelnen durch das Gebot der socialen Nothwendigkeit seine Pflichten und Leistungen vorgeschrieben.

Stellen wir an uns daher die Frage, auf welchen Räumen der Erdvesten die menschliche Gesellschaft am frühesten zu einer höheren Reife gelangen konnte, so muß als Antwort folgen: Dort, wo die höchste Verdichtung der Bevölkerung durch die Ortsbeschaffenheit am meisten erleichtert wurde. Australien wäre ganz sicherlich nicht der schickliche Erdraum gewesen, die neue Welt wiederum bot weniger Vortheile, wie die alte wegen ihres geringeren Reichthumes an Erziehungsmitteln in den Schätzen ihres Thier- und Pflanzenreiches. Innerhalb der alten Welt war aber eine Lage nahe dem Schwerpunkte sämmtlicher Ländermassen jedenfalls die günstigste. Wenn wir daher am Nil die älteste Cultur finden, so werden wir am wenigsten überrascht. Es gibt einen zweiten Nil auf Erden nicht, keinen Strom der die Arbeit des Pflügens, Bewässerns und Düngens aus Gutmüthigkeit für die Menschen mit gleichem Erfolge verrichten würde. Die Segnungen des Nils konnten sich aber auf die Dauer den Blicken der Erdenbewohner gar nicht entziehen, denn, da die Horden auf roher Stufe beständig im Wandern begriffen waren, so konnte beim Uebergang africanischer Völker nach Asien oder asiatischer nach Africa das ägyptische Unterland gar nicht verfehlt werden, nur an und über den Nil führte der Weg. Dazu sorgte der Strom selbst für die größte Annäherung des Menschen, denn links und rechts war die wasserlose und pflanzenleere Wüste, nur an den Ufersäumen, so weit die Ueberschwemmungen reichten, herrschte Fülle. Das nämliche Verfahren hat der üblichen Zeitrechnung zufolge 2000 Jahre später der Euphrat auf die Erziehung der semitischen Chaldäer mit Erfolg angewendet. So gelangen wir denn zu einer angemessenen Vertheilung der Aufgaben für die Erdkunde und für die Gesittungsgeschichte. Die erste Wissenschaft hat zu ermitteln, auf welchen Länderräumen die Natur die zeitweilig größte Verdichtung der bürgerlichen Gesellschaft verstattet und wo sie die größte Fülle an Reizmitteln zur Erziehung des Menschen in Bereitschaft hätte, während die andere Wissenschaft aus den vorgefundenen Sitten, Lebensgewohnheiten und Rechtsanschauungen uns über die Befähigung der einzelnen Völker für höhere Gesellschaftsformen aufzuklären hat. Endlich bietet uns eine dritte noch junge aber verheißungsvolle

Digitized by Google

Forschungsmethode, nämlich die vergleichende Sprachforschung, das Mittel, aus dem Schatze von Worten und Begriffen, den wir bei einem Volke antreffen, seine geistige Begabung und die Reife seiner intellectuellen Bildung abzumessen.

Dies etwa ist der heutige Zustand unserer Erkenntniß und dies sind die Ziele, nach denen wir streben.

Die päpstliche Sängerschule in Rom, genannt die sixtinische Capelle.

Ein musikhistorisches Bild, von Eduard Schelle.

Wien, Verlag von J. P. Gotthard. 1872.

Die Thätigkeit auf dem Gebiete der Musikgeschichte, die eigentlich erst seit Burney, Forkel und Kiesewetter den Rang einer wirklichen Wissenschaft ansprechen darf, ist derzeit eine sehr rege. Insbesondere sind die ziemlich häufigen Monographien über einzelne musikhistorische Partien, über einzelne der Musikgeschichte angehörige Persönlichkeiten u. s. w. der Mehrzahl nach äußerst dankenswerth — wie E. O. Lindners „erste stehende deutsche Oper", O. Kades „Matthäus Le Meistre", Fürstenaus „Hermann Fink" und dessen Geschichte der Oper in Dresden, „Rudhart's" Geschichte der Oper am Hofe zu München, Köchels „J. Fux" und „kaiserliche Hofmusikcapelle in Wien" u. s. w. Diese Schriften sind für die Abfassung einer allgemeinen „Geschichte der Musik", die mehr und Besseres enthalten soll als reine Wiederholungen der aus Burney, Kiesewetter, Winterfeld u. s. w. längst bekannten Dinge (mit Einschluß der Irrthümer) von überaus großem Werth — denn man kann doch wohl keine Summe ziehen, ehe man nicht die einzelnen Posten angesetzt hat.

Den oben genannten, und anderen ihnen analogen Schriften reiht sich Schelle's Buch sehr ehrenvoll an — ja, es öffnet sogar weitere Ausblicke und geht mehr in die Tiefe als sonst Monographien zu thun pflegen — denn die erste Hälfte ist, strenge genommen, eine förmliche Geschichte der christlichen Musik bis zu dem Moment, wo die päpstliche Sängerschule wirklich zur „sixtinischen Capelle" wird, d. i. seit Sixtus IV. (1471 bis 1484), der bekanntlich die weltberühmte Capelle im Vatican durch Baccio Pontelli (Pintelli) erbauen ließ, die, nach seinem Namen genannt, erst von einer Anzahl berühmter florentinischer Maler, später (unter Julius II. 1503 bis 1512) von dem großen Michel Angelo Buonarotti ausgemalt, als eines der edelsten Kunst-

Digitized by Google

heiligthümer der Welt gilt und durch das päpstliche Sängercollegium auch das höchste Ideal katholischer Kirchenmusik vermittelt hat — ich sage hat, denn leider muß man dem Herrn Verfasser Recht geben, wenn er in der Vorrede bemerkt, „das Ende der Capelle scheine nicht mehr ferne zu sein, die ohnehin schon das Bild einer Ruine entfaltet.“ Schon legt sich auch über die Wunderwerke Michel Angelo's trübend ein schwärzlicher Schleier — man sieht in Rom den Untergang achselzuckend voraus und weiß keine Abhülfe. Und so wird vielleicht, ehe zwei Jahrhunderte vergehen, auch die sixtinische Capelle mit ihrer Kunstherrlichkeit eine verschollene Tradition, und die Nachwelt auf bessere oder geringere Copien der Bilder, und auf „historische Concerte“ altitalienischer Kirchenmusik angewiesen sein, die nimmermehr von dem Eindrucke eine Vorstellung werden geben können, den einst an Ort und Stelle das Zusammenwirken der Künste, getragen von der feierlichen und tiefsinnigen Pracht des Gottesdienstes, gemacht. Ist ja doch auch die antike griechische Kunst für uns in ähnlicher Weise verloren, und, mit dem Dichter zu sprechen: „nur ein zerstreutes Gebein ehren wir gläubig und froh.“

Herr Eduard Schelle hat in Rom einige Jahre zugebracht, und man darf ihm das Zeugniß geben, das einst jener reisende Franzose in Venedig Goethe gab: „qu'il n'a pas perdu son temps“. Durch sein Buch weht auch sehr wohlthuend etwas wie italische Luft, schimmert etwas, wie italischer Sonnenglanz, und die schöne Wärme, mit welcher er seinen Gegenstand behandelt, ohne der Besonnenheit des streng wissenschaftlichen Forschers auch nur das Mindeste zu vergeben, muß unbedingt für ihn einnehmen.

Wer in Rom es je nothwendig hatte, Archiv- und Bibliothekstudien zu machen, wird es aus eigener Erfahrung wissen, durch welchen Dornenzaun von Schwierigkeiten er sich durcharbeiten mußte, ehe ihm vergönnt war, die gewünschten Hülfsmittel auch nur einigermaßen sich aneignen zu können. Die Casanatensis macht davon eine rühmliche Ausnahme — die Corsiniana, das Collegio germanico u. s. w. geben in ihren so überaus kostbaren musicalischen Sammlungen ein Bild des Chaos, und vollends unnahbar ist der Vatican und Quirinal. Das Archiv der päpstlichen Capelle im Quirinal liegt unter sieben Schlössern, und selbst wer das Glück haben sollte, sich einen Permesso zum Eintritt zu erwirken, müßte nothwendig an den Schwierigkeiten scheitern, die sieben Schlüsselherren gleichsam unter einen Hut zu bringen. Und gelingt es durch irgend ein Mirakel (wie es z. B. dem jetzigen Director des Salzburger Mozarteums Otto Bach unter der Aegide einer ihm nahestehenden Persönlichkeit gelang, welche damals im Vatican persona gratissima war) was hat er davon? Er wird höflich hindurchgeführt, und kann die ledernen Rücken des Einbandes der Musikbücher, die zusammengebundenen Fascikel u. s. w. im Vorbeigehen nach Herzenslust betrachten. Baini hatte das unerhörte Glück, daß ihm das Alles zur Verfügung stand — wie hat er es benützt? Wo deutscher Fleiß, deutsche Gründlichkeit und deutsche Gewissenhaftigkeit ungeahnte Schätze gehoben haben würden, ging

Digitized by Google

der gute Abbate eben nur auf eine Apotheose seines göttlichen Pierluigi aus. Was diesem Zwecke nicht diente, existirte für ihn nicht weiter.

Herr Schelle hat allen Schwierigkeiten zum Trotze in höchlichst anzuerkennender Weise Alles gethan, was nur irgend möglich war — die vorhandenen Quellen hat er mit Fleiß und kritischer Einsicht benützt, und bringt uns vieles ganz Neue, wovon wir besonders die ganz neuen und äußerst wichtigen Beiträge zu Palestrina's Biographie als ganz unschätzbar willkommen heißen müssen.

Der Autor hat sein Buch augenscheinlich ursprünglich nach einem Plane angelegt, der ihm vielleicht das Doppelte, wenn nicht das Dreifache seines jetzigen Umfanges gegeben haben würde. Seine gelehrten Untersuchungen über die Gesänge der ersten Christen, über die Kirchentöne, Neumen u. s. w. hat er noch in Rom zu einer Zeit verfaßt, wo die jetzige reiche Litteratur über diese Punkte und Fragen den Leuten noch in der Feder steckte. Trotzdem haben seine Forschungen und deren Ergebnisse auch jetzt und bleibend ihren Werth. Seine Entwicklung über die Kirchentöne z. B. nebst der beigegebenen Tabelle ist ganz vortrefflich, sie öffnet stellenweise ganz neue Ausblicke auf dieses sehr schwierige Gebiet. Möge man sich doch erinnern, mit was für selbstgeschaffenen Phantomen Stehlin in seiner „Chorallehre" sich und Andere täuschte — oder was A. B. Marx bei völlig mangelhafter, um nicht zu sagen, mangelnder Kenntniß der alten, echten Originalquellen, für grobe Mißverständnisse mit großem Aufwande von Geist und Scharfsinn verbreitet hat — er gleicht jenem Maler, der ein Kameel zeichnen sollte, ohne je eins gesehen zu haben — er schuf sich also ein „aprioriſches Gedankenkameel", das freilich mit dem wirklichen nur sehr geringe Aehnlichkeit hatte. Daß sich Schelle durch Oscar Pauls stark selbstbewußtes Auftreten in Sachen des Organums nicht hat irre machen lassen, ist sehr löblich. Ich begreife nicht, wie Oscar Paul selbst bei seiner Ansicht bleiben kann, wenn er die seitdem erschienene, von Coussemaker herausgegebene Nova series Scriptorum de musica durchsieht, oder auch nur die Capitel Organum und Déchant in Coussemakers Publication des Codex von Montpellier durchliest. Der entschiedene Nachdruck, mit den O. Paul seine vermeinte Entdeckung der Welt verkündigte, seine Andeutungen, wie Martini, Forkel, Kiesewetter u. s. w. nichts von der Sache verstanden hätten, verblüffte die Leute.

Hat man es doch Schelle zum Vorwurf gemacht, daß er trotz „der überzeugenden Gründe O. Pauls (!) bei der älteren Ansicht (sic) über das Organum bleibe".

Bei Besprechung der Solmisation hat Seite 184 der Setzer bei dem untersten ut re mi u. s. w. einen bösen Druckfehler begangen, wodurch die monströsen Bildungen ut mifa, refa sol, misol la zu Tage kommen. Der Autor ist dafür, wie natürlich, nicht verantwortlich.

Rücksichtlich der Ableitung des Wortes Parvisium von parvus (S. 61) habe ich meine Bedenken. Wir wissen von den Singknaben des Papstes

Digitized by Google

Vitalian (beiläufig: warum will der Herr Verfasser trotz des vollwichtigen Zeugnisses des Ekehard in vita S. Notkeri Balbuli den „vitalianischen Gesang“ als Fabel ausmerzen?) im sogenannten Parvisio wohnten. Nun heißt aber der von Arkaden und darüber angebrachten Wohnräumen eingefaßte Vorhof der Basiliken (wie er z. B. bei S. Clemente in Rom noch jetzt erhalten ist) Paradisium, mit einer leicht verständlichen theologischen Anspielung, oder Parvisium. Hier kann das Parvisium wohl nur das mundartlich umgeformte und barbarisirte Paradisium sein, und unmöglich mit der Abstammung von parvus „Kleinkinderschule“ bedeuten. Auch heißen die Singknaben officiell nie parvi oder parvuli, sondern pueri, später, im Italienischen, putti.

Die warme Vorliebe, mit welcher der Autor vom gregorianischen Gesange spricht, läßt erkennen, welchen tiefen Blick er in den Werth und die Bedeutung dieser Singweise geworfen. „Wir allerdings“, sagt er S. 131, „vermögen ihm kaum mehr als nur ein archäologisches Interesse entgegenzubringen, zumal, da wir gewohnt sind, seinen ästhetischen Werth nach der Carricatur zu bemessen, zu der er in den Kirchen herabgesunken ist; allein das Empfindungswesen jener Zeit fand in ihm die benöthigte Erhebung in demselben Maße, wie das unsrige in der prachtvoll und reich entfalteten symphonischen Kunst unserer Classiker — die Musik hatte sich noch nicht zur freien Kunst emporgeschwungen, sie hatte nur die ersten erfolgreichen Schritte gethan, die Uebermacht des Wortes zurückzudrängen.“ Und weiterhin (S. 153) bemerkt Schelle sehr gut: „wenn einer der Sänger aus jener barbarischen Zeit heute in unsere Kirchen träte und hier die alten Weisen vernähme, er dürfte uns leicht für Barbaren erklären, und hätte von seinem Standpunkt aus nicht Unrecht.“

Von den einzelnen Partien des Buches möchte als eine besonders brillante das Capitel zu bezeichnen sein: „Das Reformationswerk Gregor des Großen“. Es ist ein mit der festen Hand des Historikers in kräftigen Zügen meisterhaft gezeichnetes Bild, das nichts von seinem Werthe verliert, weil Gregorovius dazu die Farben geliehen. Man muß es Schelle überhaupt nachrühmen, daß er in der Schilderung der einzelnen Perioden überall den historischen Localton, die historische Localfarbe in ausgezeichneter Weise trifft. In bald düsterer, bald mehr heiterer Beleuchtung zieht das mittelalterliche Rom in seinen Phasen an uns vorüber, und immer steht die Gruppe der „päpstlichen Sänger“ als bedeutungsvolle Staffage, ja als Hauptsache, dem jenes Rom nur zum Hintergrunde dient, vor uns. Was wir über die Rangverhältnisse, die Einkünfte ja über die Kost und über die Tracht der Sänger erfahren (z. B. S. 161 u. f.) gehört freilich nicht in den artistisch-musicalischen Theil des Werkes, durchaus gehört es aber in die historische Schilderung der wechselnden Verhältnisse des Sängercollegiums, und hat daher in einer so gründlichen und gewissenhaften Monographie durchaus seine Berechtigung. Sehr anziehend ist die „Wiedergeburt der Schule nach dem Exil von Avignon“ dargestellt. Dieses sogenannte Exil war ohne Zweifel für die Kirche ein großes Unglück, aber für die kirch-

Digitized by Google

liche Gesangsmusik war es das Gegentheil. Ohne die nach französisch-niederländischer Art gebildeten Sänger aus der Avignoner Zeit und den glücklichen Umstand, daß die Päpste bei der Rückkehr nach Rom diesen Verein in ihrer Art und nach ihrer Zeit hochgebildeter Musiker mitnahmen, da sie die ihnen lieb gewordene Kunstmusik dieser Sänger nicht entbehren mochten, hätten wir vielleicht keinen Palestrina. Denn die alte, officielle, in Rom zurückgebliebene Capelle hielt mit dem Conservatismus, der für Rom charakteristisch war und ist, an ihren uralten Intonationen und Zierweisen fest, die durch die Entwickelung der Kunst in Frankreich, Belgien und England längst zu altersgrauen Antiquitäten geworden waren. Jetzt wird die „Schola cantorum" eigentlich und officiell erst zur Capelle, der Primicerius zum magister capellæ. Im Jahre 1370 kehrt Urban V. aus Avignon nach der Tiber-Stadt zurück, und sofort tritt uns in der Gestalt des Guillaume Dufay unter den Capellanen ein wirklicher Künstler von Gottes Gnaden, nicht mehr bloß ein ritual- und déchantirgerecht singender Kleriker entgegen. Die Musik wird schön und ausdrucksvoll und kunstvoll zugleich (man sehe z. B. das Kyrie der Messe se la face ay pale bei Kiesewetter, doch ohne die von dem Herausgeber ganz ungehörig und regelwidrig beigesetzten b). Im 15. Jahrhundert hat die päpstliche Capelle die Ehre, den genialsten Tonsetzer der Zeit und einen der genialsten aller Zeiten zu den Ihrigen zu zählen: Josquin de Près. Die Capelle repräsentirt gleichsam im Kleinen die Kirche; die Culturvölker sind fast sämmtlich darin vertreten — die Spanier insbesondere machen sich als Falsettisten für den Sopran unschätzbar und unentbehrlich, die Niederländer haben aber, wie damals überall, auch in Rom, als Musiker den Vorzug. In der goldenen Kunstzeit Julius' II. und Leo's X. beginnt die Morgenröthe italienischer Musik aufzuleuchten, als deren erster glänzender Vertreter Costanzo Festa erscheint, und 1514 wird im alten Präneste der Knabe geboren, der wie ein musicalischer Raphael der Pyramide den letzten Stein aufsetzen soll, neben dem und über dem kein anderer stehen mag, Pierluigi da Palestrina. Was Schelle über diesen bringt, bleibt, wie wir schon oben erwähnten, unschätzbar. Die Nebel und die falsch verklärenden Lichter, die uns bisher den klaren Blick auf die Gestalt Palestrina's trübten, verschwinden, sie tritt in festen Umrissen vor uns, ohne dabei etwas zu verlieren. Die Notizen über Palestrina's Geburtsjahr, Familie, Vermögensverhältnisse u. s. w. (wozu Schelle den Wortlaut der gleichzeitigen authentischen Documente benützt) werden hoffentlich fortan in alle musicalischen Lexica und in alle Musikgeschichten übergehen, und die Autoren der letzteren sich hoffentlich endlich einmal zu schämen anfangen, den alten Forkel-Kiesewetter-Winterfeld-Baini'schen Kohl immer wieder aufzuwärmen und uns als frisches Gericht auftischen zu wollen. Die letzten Partien des Schelle'schen Buches sind augenscheinlich in der Besorgniß, allzu voluminös zu werden, eilig und abbrevirt ausgefallen — der Autor strebt sichtlich zum Ende. Gerne würden wir über die merkwürdige Periode Orazio Benevoli's, Carissimi's

Digitized by Google

u. s. w., über Pitoni und seine Zeit Eingehenderes erfahren. Möge der Herr Verfasser bei einer zweiten Auflage diese wichtigen Partien doch ja ins Auge fassen und dafür in den Anfangscapiteln recht tüchtig kürzen, denn z. B. die sehr weitläufigen Untersuchungen, ob und wie die ersten Christen gesungen (ein Punkt, bei dem wir Alle im Finsteren tappen) gehören doch offenbar nicht in eine Geschichte der päpstlichen Sängerschule — auch in der jetzigen Gestalt des Buches nicht, mochte der Verfasser seine Fundamente noch so breit und solid legen wollen. Auch die Untersuchungen über die Neumen sind seit Lambilotte's und Schubigers Arbeiten so ziemlich unnöthig geworden. Durch zweckmäßige Kürzungen in diesen Theilen gewänne dann der Herr Verfasser Raum, sich über jene späteren Epochen auszubreiten, welche ohnehin zur Zeit einer gründlichen Durchforschung und gediegenen historischen Darstellung erst noch harren.

Wir bemerken zum Schlusse, daß der Druck deutlich und leidlich correct ist. (S. 227 Constanza statt Costanzo, — Hior. statt Hier., — Anerio statt Anerio.)

A. W. Ambros.

Neue englische Romane.

Poor Miss Finch by Wilkie Collins. — Folle Farine by Ouida. — Nobody's Fortune by Edmund Yates.

Leipzig, B. Tauchnitz.

Wir haben ein paar englische Romane auf unserem Tisch und nehmen gern das Beste zuerst, nämlich „Poor Miss Finch" von Wilkie Collins. Dieser Romandichter erwarb sich gleich mit seinem „Woman in white" entschieden den ersten Platz im zweiten Range der englischen Schriftsteller dieses Faches, und da jetzt die Reihen des ersten durch Tod und Alter sehr gelichtet, ja beinahe ganz leer geworden sind, so haben wir Zeit, seine Vorzüge zu bewundern, und Grund genug, das, was er geben kann, dankbar anzunehmen.

Man greift meistens zu einem Roman für Unterhaltung, und die gibt er uns; wollen wir Zerstreuung, so kann er uns damit dienen, denn seine Romane gleichen den spannendsten Spielen, bei denen man immer ungeduldig ist zu sehen, was nun kommen wird. Sein Englisch ist gut, er hat ein wenig Humor, und so gibt es schon bei ihm der Vorzüge verschiedene. Was will man mehr!

Digitized by Google

Daß Wilkie Collins gern spannende Ereignisse wählt, ist an sich nicht zu tadeln. Wenn man von einer Gruppe von Menschen das ganze Leben darstellen will, so ist es nur gerecht und auch zugleich künstlerisch, von politischen oder dramatischen Handlungen Gebrauch zu machen, die im wirklichen Leben in den gegebenen Verhältnissen sich ereignen können. Tadelnswerth ist es nur dann, wenn man merkt, daß Menschen und Umgebungen hauptsächlich nur deßhalb gemacht sind, um einem fertigen „Stoff" zu Trägern zu dienen und ihn zu glänzender Verwerthung zu bringen.

Letzteres ist bei „Poor Miss Finch" der Fall. Sein Plan könnte nicht besser sein, aber seine Menschen sind nur Gliederpuppen. Poor Miss Finch, die Heldin, ist blind und, wie Collins in seiner Vorrede sagt, war die Blindheit im Roman wie im Drama bis dahin nur von der idealen oder sentimentalen Seite aus aufgefaßt und behandelt worden. Er will der Blindheit nun ein anderes Interesse dadurch geben, daß er ihre wirklichen Erscheinungen und Eigenheiten zur Darstellung benützt. Er hat all das aus dem Leben sorgfältig gesammelt, und was Lucilla in Bezug auf ihre Augen thut und spricht, das ist buchstäblich wahr und rührt aus dem Munde anderer Blinden her. Er schildert seine Heldin schön, die leibhaftige sixtinische Madonna (die Clytia ist als Vorbild in englischen Romanen bereits abgenützt); er schildert sie liebenswürdig, nur mit einigen Antipathien und Schwächen einer Blinden. Ihre stärkste Antipathie ist gegen dunkle Farben gerichtet, und um diesen Punkt drehen sich alle Schwierigkeiten der Erzählung. Sie liebt einen jungen Mann, der unter romantischen Umständen auf der Bühne erscheint, und verlobt sich mit ihm. Er wird von Räubern am Kopfe verwundet, weßhalb die Hochzeit aufgeschoben wird, leidet in Folge der Verwundung an epileptischen Anfällen, läßt sich durch Silbernitrat curiren, bleibt davon aber dunkelblau im Gesicht. Er erfährt dann von Madame Pratolungo, der Gesellschafterin, welcher die ganze Erzählung in den Mund gelegt ist, daß Lucilla die dunkle Farbe nicht vertragen kann und unglücklich wäre, wenn sie mit ihm in demselben Zimmer sein müßte. Darauf erscheint ein Zwillingsbruder, sein Ebenbild, und verliebt sich augenblicklich in Lucilla. Er vermittelt, daß ein deutscher Arzt durch eine Operation ihr das Augenlicht wieder gibt und stellt sich selbst ihr als den Bräutigam vor. Er betrügt sie und seinen eigenen Bruder. Man kann sich alle die Verwicklung und Verzweiflung vorstellen, die ein solches Material herbeiführt. So lange sie sieht, hält sie den Unrechten für ihren Verlobten, fühlt sich aber keineswegs glücklich, vernachlässigt dann ihre Cur und wird wieder blind. Nun wird von Madame Pratolungo der rechte Mann über Land und See gesucht und zu ihren Füßen wieder herbeigebracht. Sie heiratet ihn, und der Bösewicht von Bruder verschwindet. Jahre nachher fand man ihn in einem im Eise stecken gebliebenen Nordpol-Fahrer zur Leiche gefroren.

Der Anfang bereitet, gerade wie in „Woman in white", den Leser für ein wirkliches Kunstwerk vor; man fühlt sich geneigt, die Charaktere zu wür-

Digitized by Google

digen, sie zu lieben oder zu hassen, gerade wie es dem Dichter beliebt. Nach und nach jedoch, wie man sich tiefer hineinliest, sieht man nur zu deutlich das Machwerk und denkt: Jawohl, er hat gutes Material, so gut, daß seine geschickte Hand die Stücke ohne viel Mühe zu einem complicirten und vollkommenen Muster zusammenschütteln wird. Man kann sich ihn vorstellen, wie er nach Tisch ein gemüthliches Gespräch mit einem berühmten Oculisten hält, der ihm seine Erfahrungen über die verschiedenen Erscheinungen, die mit der Blindheit verbunden sind, mittheilt. Sonderbar! höchst interessant, vortrefflicher „Stoff" für meine nächste Novelle! denkt er sich, eine ganze Reihe von Möglichkeiten öffnet sich ihm, und er geht nach Hause mit Lust und Eifer zum Werk. Später sehen wir ihn dann im Triumph an seinem Arbeitstisch, und alle die Züge von wirklichem Leben, die er mittlerweile aufgetrieben hat, gleiten wie mit magnetischer Anziehungskraft in einander. So leicht, so glatt arbeitet sein Plan sich selber aus, beinahe zu leicht für einen Mann, wie Wilkie Collins, der eine tüchtige Verwicklung zu entknoten liebt.

Das Alles nun fällt uns beim Lesen ein, es würde uns aber nicht einfallen, wäre das Buch ein echtes Kunstwerk, denn es ließe uns nicht Spielraum zu solchen Betrachtungen. Gegen Ende des Buches weiß man wohl und erwartet es nicht anders, als daß Alles gut gehen wird: das rechte Paar wird dort stehen, sich zärtlich umarmen und der Schriftsteller macht im Hintergrund sein beglücktes Compliment für die lebhafte Theilnahme seiner Zuhörer. Trotzdem hat man doch ein gut Theil Mitleid für Alles, was schief gegangen ist und man schließt den zweiten Band mit freundlichem Dank für ein paar angenehme Stunden, aber auch mit dem Bedauern, daß der Verfasser seine Vorliebe für das Räthselhafte nicht aufgeben wollte, um sein Talent zu höherer Fiction zu verwerthen. Und doch ist diese Forderung wohl ungerecht von uns! Ein Jeder thut meist das, was er kann; *dieses* ist einmal sein Talent, dieses sein Genre, und wenn wir sehen, wie geschickt sein Arrangement, seine Ausführung, wie vortrefflich seine Arbeit, so sollen wir nicht klagen, daß er sich nicht ein anderes Feld erwählt hat. In der bildenden Kunst sind wir viel toleranter: wir verlangen von Canaletto nicht den Schmelz und die Poesie eines Claude. Wenn wir „jedes nach seiner Art" gelten lassen, so haben wir allen Grund, sehr zufrieden zu sein.

Wenn mehr Leute guten Geschmack und nur für das wirklich Edle Sinn hätten, so erginge es Manchem schlecht und Manches bliebe unberührt liegen, unter Anderem auch die Romane von *Ouida*. Indeß das Grelle, Unnatürliche, Ueberladene findet immer seine Verehrer und auch dieser Geschmack will in der Litteratur befriedigt sein, und dafür fabricirt Ouida. Diese Schriftstellerin ist sehr in der Mode, ihre Bücher finden Leser und ihre Tasche findet Geld. Diese zwei wesentlichen Dinge mögen sie immerhin trösten, wenn die Herren Kritiker nicht viel Gutes zu sagen haben. Ouida schwelgt in Wortmalerei; athemlos verdirbt sie einen guten Strich durch zwanzig andere auch gute, die aber den

Digitized by Google

Leser verwirren und den Effect verderben. In ihren Bildern spielen Farben eine so hervorragende Rolle, als wenn sie ein weiblicher Makart wäre, so voll, reich, warm und satt, wie im tropischen Urwald. Sie übertäubt uns erst mit dem schweren Duft ihrer Wunderblumen und dem ewigen Wechsel ihrer feurigen Farben und wohlklingenden poetischen Phrasen, dann hört man geduldig ihre phantastischen, unnatürlichen Geschichten an, und am Ende athmet man auf, wie von einem bösem Traume befreit.

„Folle Farine", Ouida's neuester Roman, ist die unerquicklichste Erzählung, die man sich denken kann. Die Heldin erleidet von ihrem Großvater eine brutalere Behandlung wie irgendeine Negerin in Onkel Toms Hütte; blutige Prügeleien werden zum Ekel drastisch erzählt; auch Schicksalsschläge, die fünfzig Menschen vernichtet hätten, werden ihr unbarmherzig zugetheilt. Von der Geburt bis zum Tode wird ihr und uns nicht ein einziger Lichtblick gegönnt: nichtsdestoweniger scheint Ouida Freude an ihrem Werk zu haben. Sie ist von unerschöpflicher Wortfülle, daß wir uns gar nicht retten können vor der Flut ihrer Beredtsamkeit. Die ganze Naturgeschichte in allen ihren Reichen und mehr noch die Mythologie werden herbeigezogen, um die Last ihrer ohnehin überladenen Vergleiche noch drückender zu machen. Trotzdem kommt viel Wiederholung vor, und wenn ihr ein Ausdruck gelungen erscheint, so wird er eine Zeitlang zum stehenden Refrain. So ist im Ganzen, obwohl sie entschieden Talent besitzt und ein gutes oft poetisches Englisch schreibt, an „Folle Farine" wenig zu loben, sehr viel aber zu tadeln. Legt man die Streitfrage vor, wer in der Fiction die unglücklichste aller Heldinnen erfunden und beschrieben hat, so wird Ouida die Palme davon tragen. Dieser Ruhm ist ihr gewiß. —

„Nobodys fortune" von Edmund Yates ist eine Verbrechergeschichte, ganz gut erzählt. Damit wäre wohl Alles gesagt. Wir können uns unmöglich viel für diese Classe von Büchern interessiren. Der Verbrecher mit seiner „engen Stirn, seinen eingesenkten Augen, kleiner Nase mit großen, offenen Nüstern, seiner langen Oberlippe und ungeheuren Kinnlade" ist uns, wir gestehen es offen, ein Gräuel, und wir wissen nicht, warum wir die Stunden, die wir mit leichter Lectüre angenehm auszufüllen wünschen, in solcher brutaler Gesellschaft zubringen sollen. Der junge Engländer, der die Hauptrolle zu spielen hat, wird im ersten Capitel vorgestellt als ein Brite durch und durch, fest und männlich; aber schon im dritten Capitel fängt er an zu zaudern, zu schwanken, und von da dauert es nicht lange, bis er zum gemeinen Verbrecher herabsinkt, der endlich seine Carrière als Selbstmörder beschließt. Die Heldin ist eine angenehme Erscheinung und im Ganzen sind die Figuren gut dargestellt, auch schreibt Yates ein einfaches, klares Englisch, wenn es auch nicht gerade elegant oder fehlerfrei ist. Wir können deßhalb denjenigen, die gern und viel englische Romane lesen und unsere Antipathien nicht theilen, immerhin anrathen, diesen Roman zu lesen. Wer aber bloß für das Beste Zeit und Lust hat, für den

Digitized by Google

haben wir die angenehme Nachricht, daß „George Elliott" bald ein neues Werk, das jetzt monatlich erscheint, als Ganzes herausgeben wird. George Elliott hat jetzt den ersten Platz in der Welt der englischen Romandichter. Daß man in dieser Beziehung nicht zweifeln kann, zeigt leider, wie gering die Zahl der glücklichen Concurrenten ist. Zwanzig Jahre früher wäre die Frage nicht so leicht zu entscheiden gewesen. E. St.

Eine kärntisch-slovenische Sagengestalt.

In der reichen Welt der Volksüberlieferung Kärntens nimmt die Gestalt, welche in den slovenischen Gegenden des Landes unter den wechselnden Namen als žale žene, žene rojenice, sibile prerokile auftritt, einen hervorragenden Platz ein. Der Sagenkreis der Riesen mag eine größere plastische Kraft verrathen, jener der Wichte und Elben durch die humoristische Färbung der einzelnen Sagen bestechen; über dem Bilde der žale žene schwebt etwas von der Schönheit antiker Sagengestalten, ein idealischer Anhauch, welcher ihr einen besonderen Reiz und Zauber verleiht. Und während andere Gebilde im Laufe der Entwicklung zu wahren Zerrbildern ihrer ersten Anlage geworden, indem ein feindlicher religiöser Geist sie in Gespenster verwandelte, oder in die Heerscharen des Teufels einreihte, sehen wir hier eine Figur vor uns, welche von diesem Schicksale vieler ihrer Genossen verschont blieb und noch heute so schön und frisch dasteht, als wäre sie erst gestern aus der bildenden Hand ihres Schöpfers hervorgegangen.

Versuchen wir, die Züge der Ueberlieferung zusammenfassend, ihr Bild zu skizziren.

Auf Bergen und Hügeln, in verborgenen Höhlen und Grotten oder an waldumrauschten Quellen wohnen weibliche Wesen von hehrer Gestalt und jugendlicher Schönheit; der Schmuck ihres blonden Haares wallt frei herunter oder ist in langen Zöpfen geflochten, wie sie die slovenischen Mädchen zu tragen pflegen. Sie haben Wissenschaft von bekannten und unbekannten Dingen, nichts entgeht ihnen von dem, was da ist, war und sein wird. Sie verstehen am Himmel zu lesen, in Sonne, Mond und Sternen und zu errathen, was deren Stellung Gutes oder Böses bedeute; auf der Erde kennen sie die Schätze und Reichthümer des Bodens, die geheimen Kräfte der verschiedenen Pflanzen, die Träume und Schicksale der Menschen. Schicksalskundig und schicksalwebend begleiten sie den Menschen durch alle Stadien des Lebens und greifen bei den wichtigeren Vorgängen desselben mit vorsorglichem Walten ein. Geburt, Ehe, Tod stehen unter ihrem besonderen Einflusse. Von ihnen haben

Digitized by Google

die Leute die erste Anleitung empfangen, das Land zu bebauen, Minen in die Berge zu treiben, Metalle zu schmelzen und Arzeneien zu bereiten. Ihre Stimme zu hören, gilt als ein gutes Vorzeichen, ihr Erscheinen selbst bringt Segen, und Glück begleitet die Unternehmungen dessen, welcher ihren Winken gehorcht. Wie sie sich huldvoll gegen fromme, dankbar gegen aufmerksame Menschen erweisen, so wenden sie ihre segenbringende Hand von jedem, der ihnen die Ehrfurcht verweigert. Es gab eine Zeit, wo sie häufig mit den Leuten im Thale drunten verkehrten, jetzt sind sie selten geworden, und wenn man ihre Stimmen auch noch manchmal vernimmt, bedeutet es nicht immer etwas Gutes. Es heißt, daß sie sich in das Innere der Berge zurückzogen, seit die Menschen immer schlechter und schlechter geworden; auch geht wohl öfter die Rede, es hätte einmal ein Papst gelebt, dessen mächtiger Spruch diese Wesen nebst andern gebannt habe. Nach einer dritten Version waren die žale žene schon zur Zeit der Ausbreitung des Christenthums verschwunden.

So weit im Lande Slovenen wohnen, ist die Sage von den žale žene verbreitet. Mit besonderer Vorliebe heftet sie sich an Punkte, deren landschaftlicher Charakter die Phantasie anzuregen vermag. Steile Felsenwände, die wie ragende Mauerzinnen sich ausnehmen, das zerissene Kalkgebirge mit seinen abenteuerlichen Formen, den bald verborgenen, bald leicht zugänglichen Höhlen und Grotten, dem geheimnißvoll bewegten Laubwald, den plötzlich hervortretenden Quellen sind der Boden, auf dem sie gedeiht. Man kann sagen, daß das Vorkommen der Sage geradezu abhängig ist von gewissen geographischen Eigenthümlichkeiten desselben. Jenes wallartige Mittelgebirge, welches zwischen der Klagenfurter Ebene und dem Drau-Thale als mächtige Scheidewand sich hinzieht und an seinem östlichen Ende unterhalb Grafenstein von der Drau abgeschnitten wird, weist die meisten solcher Sagen auf; dann kommen die Südabhänge der Sau-Alpe zwischen Griffen und in St. Georgen am Weinberge, ein Terrain, das seines Sagenreichthums wegen füglich Kärntens „rothe Erde" genannt werden könnte; ein anderer fruchtbarer Strich zieht sich an der nördlichen Seite des unteren Geilthales, etwa von St. Stephan bis Föderaun herunter, hin. Bisher ist die Sage von den žale žene an folgenden Punkten bekannt geworden: St. Georgen am Weinberge, Heunburg, Griffen, Grafenstein, Skarbin, Mieger, Untertöllern, Ferlach, Tschahoritsch, Ludmannsdorf, Goschuhen, Rottenstein, Kappel, Weizelsdorf, St. Jakob im Rosenthale, Rosegg, St. Georgen am Sternberge, Petschnitzen, Malleſtig, Windischfeistriz im Geilthale, St. Georgen bei Bleiberg, Oisternik, Bodenhof, St. Stephan im Geilthale, Reisach.

Verglichen mit der Zahl der Sagen anderer Gruppen dürfte dieser Cyclus zu den reicheren gehören. Ueber ein halbes Hundert sind bisher bekannt und aufgezeichnet worden, eine oder die andere Erzählung wird sich noch nachträglich finden; und wer weiß, wie viele schon verschollen sind. Selbstverständlich zeigen diese Gebilde sehr ungleiche Beschaffenheit. Einmal schon äußerlich; es gibt darunter frisch erhaltene Exemplare, daneben andere, die bereits

Digitized by Google

unter dem Einflusse der Zeiten ein bischen gelitten haben, und endlich auch einige bis zur Unkenntlichkeit entstellte Formen. Dann aber auch dem Inhalte nach. Nur der kleinere Theil umfaßt originelle Geschichten, während die überwiegende Mehrzahl sich lediglich in Variationen bekannter Themen bewegt. Trotz alledem ist in dem vorhandenen Sagenschatze eine solche Fülle charakteristischer Züge geboten, daß es möglich wird, sowohl die Umrisse der Gestalt selbst deutlich zu sehen, als auch mit einiger Wahrscheinlichkeit Schlüsse auf deren Bedeutung zu machen.

Es würde zu weit führen und die Grenzen dieser lediglich zusammenfassenden Abhandlung überschreiten, wenn man alle die einzelnen Sagen, die dermalen vorliegen, hier ausführlich erzählen wollte. Der Leser möge sich begnügen, mit den Hauptformeln bekannt zu werden, nach denen diese Erzählungen gearbeitet sind und die gewissermaßen das Skelett und damit den Eintheilungsgrund bilden, um darnach die einzelnen Sagen zu gruppiren. Da haben wir:

1. eine Nornenformel; die žale žene erscheinen in der Geburtsstunde am Bette der Wöchnerin;

2. die Formel der Saatverkündigung; geheimnißvolle Stimmen von den Höhlen herab verkünden dem Bauer, wann und was er säen solle;

3. die Formel der hilfreichen Dienstleistung; die žale žene verrichten für die Leute allerlei Feldarbeit in der kürzesten Frist;

4. die Formel der schatzhütenden Jungfrau; in den Höhlen der žale liegen große Schätze aufbewahrt;

5. die Formel der weißen Frauen; die žale žene pflegen gerne Verkehr mit den Männern des Thales und werden öfters dabei von deren Weibern überrascht;

6. die Formel vom Riesenspielzeug.

Seit Jakob Grimms epochemachenden Forschungen steht es fest, daß die Sagenwelt eine der reichsten Fundgruben der Mythologie bildet, indem Nachklänge alter Mythen sich in den Sagen erhalten haben. Man wird daher auch hier die Fragen aufwerfen, ob die vorliegende Sagengruppe solch mythischen Gehalt besitze, auf welche mythische Persönlichkeit sich die Gestalt der žale žene zurückführen lasse, und ob wir es hier mit einer rein slovenischen oder einem lediglich nationalisirten Mythus zu thun haben, der auf einem der vielen Wege geistigen Verkehrs zweier Nachbarvölker dorthin eingewandert ist.

Für den mythischen Charakter unserer Sagengestalt liegen sichere Anhaltspunkte vor; für ihn sprechen folgende Züge: 1. Die Verlegung des Aufenthalts der žale žene in Höhlen, Grotten, in Haine und Gewässer, und die mitunter auftretende Bezeichnung dieser Sitze als Heidenkirchen; 2. die öfter vorkommende Gegenüberstellung derselben gegen die Christen, wie die Menschen in der Sage genannt werden; 3. ihre Gestalt, die žale žene sind hehre Frauen von übermenschlicher Größe und Schönheit, auch werden ihnen in manchen

Digitized by Google

Sagen Gänsefüße beigelegt, welche sie eben so ängstlich zu verbergen suchen, wie die Zwerge die ihrigen; 4. ihre Allwissenheit; 5. ihre Macht über die Natur; 6. ihr Zurückweichen vor den Christen einerseits, andererseits ihr Verschwinden in Folge der zunehmenden Entartung der Menschen, welche mit dem Glauben an sie auch die fromme Scheu vor ihnen verloren haben. Das sind Züge, welche theils der Mythen-Sprache angehören, theils wenigstens auf den Gegensatz zweier Religionssysteme schließen lassen.

Auch für die Beantwortung der zweiten Frage liegen solche Anhaltspunkte vor. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß wir in diesen Gestalten die Abschwächung alter Schicksalsgottheiten vor uns haben. Darauf deutet 1. ihre Allwissenheit, 2. ihre Gewohnheit, singend oder in seltsamen Stimmen ihren Willen kund zu thun, 3. das dem Nornenseile der germanischen Mythe analoge Geschenk eines endlosen Knäuels, 4. die manchmal erwähnte Dreizahl derselben, 5. die von der Sage ihnen zugetheilte Rolle, den Menschen die Zukunft zu deuten und bei wichtigen Anlässen helfend und rathend zu interveniren. Aber mehr als Wahrscheinlichkeit läßt sich dieser Bestimmung der mythischen Species dermalen noch nicht vindiciren. Jeder Sagenkundige weiß aus hundert und mehr Fällen, daß im Laufe der Ueberlieferung die Sage mancherlei Schicksale erlebt, daß sie Elemente aufnimmt, die früher nicht vorhanden waren, und andere abstreift, welche ehedem einen wesentlichen Bestandtheil derselben bildeten, daß das Gefüge der einzelnen Momente der Handlung vielfach und zwar derart verschoben wird, daß hiedurch scheinbar ganz andere Gebilde entstehen. Bei der naturgesetzlichen Gleichartigkeit der Entwicklung muß ein solcher Proceß auch in unserem Falle präsumirt werden. Wie er sich jedoch vollzog und welchen Antheil er an der Zusammensetzung der gegenwärtigen Form der erhaltenen Erzählungen genommen, ist noch nicht untersucht worden, und so lange eine solche Forschung nicht vorliegt, ist jeder Versuch einer Interpretation der Bedeutung des Mythus, und der Bestimmung der Natur der Sagengestalt der Gefahr ausgesetzt, daß einem secundären, erst später hinzugetretenen Zuge zu viel Gewicht beigelegt und dafür andere übersehen werden, welche, wennauch vielleicht geringfügig scheinend, ihres Alters und ihrer Stellung im Gefüge des Mythus wegen doch von großer Wichtigkeit sind.

In noch viel größerem Maße ist Vorsicht bei der Beantwortung der letzten Frage nach der nationalen Zuständigkeit geboten. Das Vorkommen der Sage unter den Slovenen und der slovenische Namen kämpfen für die Vermuthung slovenischen Ursprunges. Allein der Sagenkreis weist eine solche Fülle von Analogien mit der deutschen Sage von den weißen Frauen und deutschen Schicksalsgottheiten auf, daß auch an eine Entlehnung gedacht werden könnte. Um hier Sicherheit zu gewinnen, müssen Untersuchungen vorausgehen, zu denen dermalen noch nicht einmal ein Anlauf genommen wurde. Erst müssen die Sagenschätze jener Länder, in welchen Slovenen und Deutsche neben einander wohnen, von kundiger Hand gehoben und wissenschaftlich bearbeitet sein. Ich

Digitized by Google

verstehe unter dieser wissenschaftlichen Behandlung jedoch keineswegs die Glossirung der Sage in der bisher üblichen Weise; ich halte es für nothwendig, daß jede Sage in möglichst vielen Variationen aufgezeichnet und auf die letzte nachweisbare Spur der Ueberlieferung und Aufzeichnung verfolgt, daß sie sodann nach Bau und Inhalt genau analysirt und nach dem inneren Schema, d. i. der zu Grunde liegenden Handlung classificirt und von jedem Zuge nachgewiesen werde, ob er hier allein oder auch noch in anderen Sagen vorkomme. Erst wenn dies Alles geschehen, wird der Mythologe und Ethnologe sicheren Schrittes an die Lösung der zwei vorgedachten Fragen herantreten können. Dermalen aber sind die Acten nicht spruchreif. Dr. V. P.

Kunstpflege in Preußen.

Der Kronprinz des deutschen Reiches ist Protector der Kunstanstalten in Preußen geworden; Graf Usedom, bisher nur auf dem Gebiete der Diplomatie bekannt, demselben als Beistand und Rathgeber zugewiesen. Es scheint, daß man gegenwärtig in Berlin die Fehler der jüngsten Vergangenheit gut machen will.

Allerdings ist viel nachzuholen in Preußen.

Die Architektur bewegt sich in Berlin in den Bahnen, die einst Schinkel in glänzender Weise geöffnet hat. Unter den Epigonen der Schinkel'schen Schule aber befinden sich keine hervorragenden Kräfte, nur gut geschulte Talente ohne eminente Bedeutung. Die Renaissance ist fast ganz unvertreten; Männer, wie Ferstel, Hansen, Fr. Schmidt gibt es in Berlin nicht.

Die Kunstwissenschaft ist im Verfalle begriffen. Die classische Archäologie hat zwar mehrere hervorragende Vertreter, aber Kugler und Waagen haben keine Nachfolger erhalten; an der Universität gibt es keine ordentliche Professur für Kunstgeschichte, wohl auch nicht am Gewerbeinstitute. Alle hervorragenden Schüler Kuglers leben und wirken außerhalb Berlins. Fast scheint es, als ob man dort den berlinischen Localgenius vor dem Einflusse deutschen Geistes schützen wollte — in Berlin, der Hauptstadt des deutschen Reiches! Es ging in Berlin mit Schnaase fast ebenso, wie mit Cornelius. Der größte Maler Deutschlands lebte dort einsam, — die Akademie der bildenden Künste ignorirte seine Existenz. Schnaase, ohne Frage der erste Kunstschriftsteller deutscher Nation, um nicht zu sagen Europa's, wurde dort nur als geheimer Obertribunalsrath angesehen, der er seiner amtlichen Stellung nach war. Um seine große litterarische Wirksamkeit auf dem Gebiete der Kunstgeschichte kümmerte sich die Hof- und Staatsburokratie wenig oder gar nicht. Jetzt lebt Schnaase zurück-

Digitized by Google

gezogen, allein seiner Wissenschaft und seiner Gesundheit, in Wiesbaden; Lübke wirkt am Polytechnicum in Stuttgart, Woltmann in Karlsruhe. Herm. Grimm hat es in Berlin nur zum Docenten an der Berliner Hochschule gebracht; die k. bairische wie die k. preußische Regierung läßt Dr. Julius Meyer ruhig in München — privatisiren.

Für die Kunstbedürfnisse des Rheines scheint man in Berlin nie das rechte Verständniß gehabt zu haben. Die Berufung Justi's an die Bonner Universität ist ein unzweifelhafter großer Gewinn für die Fachschule — längst hätte man für den hochverdienten Biographen Winkelmanns etwas thun sollen —, aber die Lehrkanzel Springers ist damit nicht ganz ausgefüllt.

Wie es an der Leipziger Universität keinen Kunsthistoriker von Fach und Beruf gibt, so ist auch Breslau verwaist, der verdienstvolle emsige Dr. Alw. Schultz ohne Unterstützung; so die Düsseldorfer Kunstschule ohne Lehrkanzel für Kunstgeschichte und verwandte Fächer. Und doch erwächst gerade für die Rhein-Provinzen mehr als für viele andere aus der Natur der Dinge die Aufforderung, der Kunstübung und der Kunstwissenschaft volle Pflege angedeihen zu lassen.

Daß im Berliner Kupferstichcabinet nur Herr Wessely der einzig berufene Fachmann ist, wissen Alle, die sich mit Kupferstichkunde beschäftigen. Die Pflege des ganzen Gebietes der zeichnenden Künste liegt, mit Ausnahme Dresdens, in Nord-Deutschland überhaupt brach. Auch in München mangelt dafür das rechte Verständniß.

Daß das Berliner große Museum, die glänzende Schöpfung der beiden letzten Könige und Schinkels, trotz dem großen Annexe, einer Reform dringend bedarf, wissen Alle. Auch die Ueberzeugung drängt sich in Berlin allgemein auf, daß es mit dem Principe der Knauserei nicht gelingen wird, das Kunstgewerbe zu fördern, daß die Akademie der bildenden Künste in Berlin — wie in Wien — auf neue Grundlagen gestellt werden muß.

Man scheint in maßgebenden Kreisen zur Erkenntniß gekommen zu sein, daß es so nicht weiter gehen könne, daß reformirt und organisirt werden müsse. Nur das scheint es uns zu rechtfertigen, daß der Kronprinz das Protectorat der Kunstanstalten des preußischen Staates übernahm. Als spiritus rector wird Herr v. Usedom fungiren. Das Rad kommt in das Rollen, hoffen wir: auch in das rechte Geleise. R. v. E.

Digitized by Google

* Neuentdeckte Bruchstücke des Joannes von Antiochia.

Jüngst hat Professor Geppert aus einer Handschrift des Escurial eine große Anzahl bis jetzt unbekannter Stücke aus der Chronik des Joannes von Antiochia auf Mommsens Veranlassung abgeschrieben und Mommsen dieselben im letzten Hefte (VI, 3 H.) der philologischen Zeitschrift Hermes mit einem ihren geschichtlichen Werth erläuternden Commentar mitgetheilt. Es stellt sich heraus, daß die aus dem 7. Jahrhundert n. Ch. stammende Chronik des antiochischen Mönches, welche in der Geschichte der späteren griechischen Historiographie eine so bedeutende Stelle einnimmt, in ihren letzten Partien auf zeitgenössische Berichte zurückgeht und uns über bedeutende Ereignisse jener Zeit ebenso verläßliche wie detaillirte Nachrichten bietet, die zum Theil auf Interesse in weiteren Kreisen Anspruch erheben dürfe.

Eines dieser Bruchstücke erzählt mit lebendiger Anschaulichkeit den Ausgang des einst so mächtigen Isauriers Illus, wie er mit Leontius, den er an Zeno's Stelle auf den Thron zu erheben versucht hatte, und seinen übrigen Getreuen in dem festen Schlosse Cherris von Zeno's Feldherrn Johannes dem Skythen belagert wird, wie Illus, durch den Tod seiner Lieben erschüttert, mit Lectüre sich die Zeit vertreibt, während er die Vertheidigung der Burg dem Indakus Kottunes überläßt, der vordem als tapferer und unerreichbarer Räuberhauptmann sich einen Namen gemacht und nun seinen Herrn an seine Feinde verräth. Als factischer Befehlshaber der Feste läßt er die Besatzung, angeblich weil ein nächtlicher Sturm bevorstehe, vor der Festung sich aufstellen, und zieht inzwischen an den von Truppen entblößten Theilen der Mauer Soldaten des Johannes mit Stricken herauf, welche die Thore besetzen, die Wachen tödten und mit dem Siegesgeschrei „Zeno Auguste tu vincas!" Illus und Leontius in ihren Betten überraschen. Vergebens flüchten Beide in die Kirche des Märtyrers Konon. Die Führer der Soldaten, zwei gewesene Sclaven des Illus, schleppen sie heraus und müssen an ihren ehemaligen Herren das Todesurtheil vollziehen. So fallen der gewesene Kaiser Leontius und der während Zeno's bisherigen Regiments fast mit größerer Macht als der Kaiser selbst schaltende Illus weinend und jammernd unter Henkershand. Die Häupter der Hingerichteten werden dem Kaiser geschickt und nach damaliger Sitte auf Stangen öffentlich aufgestellt. Hierauf erging über die an der Rebellion Betheiligten ein entsetzliches Strafgericht.

Interessanter noch ist das Bruchstück, welches uns über die Katastrophe des Odovakar neuen Aufschluß gewährt, schon deßhalb, weil dadurch auf die in der Dichtung hochgefeierte Gestalt des gewaltigen Ostgothen-Königs Theoderich neues Licht fällt und das Gewaltthätige jener großen Zeit uns mit erschreckender Realität entgegentritt.

Nach tapferem Widerstande war Odovakar, den die Gunst seiner Soldaten auf den Thron gebracht, seinem Gegner Theoderich erlegen und, indem Ravenna capitulirte, in seine Hand gekommen; doch scheint Theoderich nicht sowohl durch die Gewalt der Waffen als durch das Lockmittel eines Vergleiches, wonach beide gemeinschaftlich über die Römer des Westens herrschen sollten, den Sieg errungen zu haben. Ueber den weiteren Verlauf weichen der gothische und der byzantinische Bericht von einander ab, indem sie das beiderseits berichtete Ereigniß, daß Theoderich mit eigener Hand einige Tage nach Abschluß des Vergleiches in seinem Palast in Laurato den Gegner getödtet, verschieden motiviren; der gothische bezichtigt den Odovakar zuerst, Meuchelmord gegen Theoderich geplant zu haben; anders der byzantinische, welcher die tückische Hinterlist auf Seite Theoderichs sieht. Damit stimmt Joannes, nur daß er uns zugleich und zum ersten Male eine detaillirte und lebensvolle Schilderung des folgenreichen Ereignisses darbietet.

Als einmal — nicht zehn Tage nach dem Friedensschlusse — König Odovakar den König Theoderich besuchte, kamen zwei Männer ihm entgegen und ergriffen, ihn um Gewährung eines Gesuches ansprechend, seine beiden Hände. Das war als Zeichen verabredet worden. Sofort stürzten Bewaffnete aus den anstoßenden Gemächern mit

Digitized by Google

gezückten Schwertern, den Wehrlosen niederzumachen. Aber keiner wagte, als sie ihm gegenüberstanden, den Streich zu führen. Da kam Theoderich selbst und durchstieß den König mit dem Schwerte, daß es bei den Schlüsselbeinen in den Leib und bis in die Hüften eindrang. Dir thue ich, rief er dabei, was Du den Meinen gethan. Als er die furchtbare sofort tödtliche Wunde sah, meinte er, dieses Scheusal habe wohl nicht einmal einen Knochen im Leibe gehabt. So starb Odovakar im sechzigsten Jahre seines Lebens, im vierzehnten seiner Regierung und wurde in einem steinernen Sarg bei der Judensynagoge beigesetzt. Sein Bruder wurde mit Pfeilschüßen in einer Kirche, wohin er geflüchtet, erlegt. Seine Gemahlin Sunigilda (wir kannten bisher nicht ihren Namen) wird in einen Kerker geworfen und dem Hungertode preisgegeben; sein Sohn Thela nach Gallien verbannt, und da er den Bann bricht, hingerichtet; und die Mannschaften werden, wie uns andere Berichte melden, mit ihrer ganzen Nachkommenschaft an dem für den Tod des Königs bestimmten Tage allerorts niedergemacht. — r —

---

* Die Reden des Grafen v. Bismarck-Schönhausen. Erste bis dritte Sammlung. Berlin, Kortkampf.

Genauer genommen sollte diese Sammlung, von welcher zum Theil schon neue Auflagen nöthig geworden sind, „die Reden des Ministerpräsidenten v. B." betitelt sein, denn leider beginnt sie erst mit dem Jahre 1862. Wie die Fortsetzung ohne Zweifel auch die parlamentarische Wirksamkeit des „Fürsten B." darstellen wird, wäre ein Nachtrag zu wünschen, welcher die Reden des „Abgeordneten v. B." im Vereinigten Landtage von 1847, in der preußischen constituirenden Versammlung von 1848, in der zweiten Kammer und in dem Unionsparlamente zu Erfurt zu umfassen hätte. Für die Geschichte des Staatsmannes selbst, wie für die neueste politische Geschichte Deutschlands überhaupt, sind jene Denkmale durchaus unentbehrlich, und die stenographischen Protocolle der genannten Versammlungen gehören schon zu den Seltenheiten. Fürst Bismarck würde wohl schwerlich gegen eine solche Publication etwas einzuwenden haben, da er niemals Miene gemacht hat, die merkwürdigen Wandlungen in seinen Ansichten zu verläugnen; ja er sollte dieselbe wohl eigentlich wünschen. Denn gegenwärtig werden seine früheren Aussprüche oft aus dem Gedächtnisse und daher verstümmelt citirt. Wie schnell die Tradition „geflügelte Worte" sehr wesentlich umgestaltet, hat ja gerade er in manchem berühmt gewordenen Falle erfahren, der viel weniger weit rückwärts liegt: es braucht nur daran erinnert zu werden, wie unzählige Male dem jetzigen Reichskanzler die Worte in den Mund gelegt werden: „Macht geht vor Recht", weil Graf Schwerin ihm (1863) vorgeworfen hatte, seine Erörterung über die drei concurrirenden Rechte der Krone und der beiden Kammern culminire in dem Satze, Gewalt gehe vor Recht.

Die erste Sammlung (22 Bogen stark) umfaßt die Zeit von 1862 bis 1867, also vornehmlich die sogenannte Conflictsperiode, die Zeit der polnischen Insurrection, des Krieges mit Dänemark, dann die Stellung Lauenburgs, die Annexionen, die Indemnität, die Gründung des Norddeutschen Bundes, das Verhältniß der polnischen Landestheile zu demselben ꝛc.; die zweite Abtheilung (17 Bogen) den Norddeutschen Reichstag, das Zollparlament und die preußischen Kammern von 1867 bis 1869; die dritte Abtheilung endlich die Zeit bis zum Ausbruche des französischen Krieges. Die Mittheilung der Actenstücke über die französische Kriegserklärung und den Schluß der nur drei Tage währenden Reichstagssession am 21. Juli 1870 machen vorläufig den Abschluß dieser Sammlung, welche zwar für Mustersammlungen parlamentarischer Beredtsamkeit keine große Ausbeute liefern aber als Quellenwerk für die Geschichte einer außerordentlichen Zeit ihre Bedeutung nie verlieren wird. ††

Digitized by Google

* Egerer Jahrbuch für 1872. Eger, Kobrtsch u. Gschihay.

Dieser — 1871 zum ersten Male erschienene — Kalender verdient hier erwähnt zu werden als ein neuer und gelungener Versuch, ein Repertorium für die politische und die Culturgeschichte eines Bezirkes herzustellen. Je mehr im Allgemeinen das Kalenderwesen dieser ihm so naheliegenden Aufgabe abwendig gemacht wird, je mehr die besondere Physiognomie der einzelnen Erscheinungen durch die Novellen, Bilder u. s. w. verwischt wird, welche an jeden Ort gleich gut oder gleich schlecht passen, desto entschiedener sollten Unternehmungen aufgemuntert werden, wie das vorliegende. Der Vortheil bei denselben ist ein doppelter. Ein eigenes Organ für Localgeschichte zu gründen, fehlt es an den meisten Orten an Mitteln, und wenn es möglich wäre, würde dergleichen wieder nur in sehr engem Kreise bleiben, während ein Kalender die Lust an vaterländischen Dingen und die Bekanntschaft mit denselben in alle Häuser trägt. Das „Egerer Jahrbuch" nun bringt neben dem unentbehrlichen novellistischen Inhalte mannigfache sehr schätzbare Beiträge, so hundert vierzeilige Volksreime aus dem Eger-Lande, gesammelt von Heinrich Gradl und Georg Schmid, der Leihkauf im Eger-Lande von Dr. G. Habermann, die merkwürdige Adresse der Egerer vom 15. April 1848 — gegen die Incorporirung des Egerer Bezirks in das Königreich Böhmen —, Sagen und Gebräuche aus dem Eger-Lande, endlich eine sehr interessante Bibliographie des Eger-Landes von 1489 bis 1871, aus welcher unter Anderem zu ersehen, daß das erste gedruckte deutsche Rechenbuch von einem Egerer, Johannes Widmann, verfaßt worden. Wie in fast all' dergleichen Fällen scheint auch hier die ganze Arbeit von wenigen Händen gethan zu werden: möge der Erfolg ihnen die Lust an dem verdienstlichen Werke erhalten und erhöhen! ††

---

* Die unsern Kulturpflanzen schädlichen Insecten. Von Gust. Künstler. Herausgegeben von der k. k. zologisch-botanischen Gesellschaft. Wien, 1871.

Wir besitzen viele werthvolle, selbst preisgekrönte Schriften über landwirthschaftschädliche Thiere, die jedoch trotz der großen Wichtigkeit des Gegenstandes gerade dort am wenigsten verbreitet sind, wo sie unmittelbar ihren Zweck, Verhinderung oder doch Verminderung des Schadens, zu erfüllen zunächst bestimmt wären. Sie bringen meist mit großer Ausführlichkeit die wissenschaftliche Classification, Terminologie, die genaue Beschreibung und vollständige Naturgeschichte der betreffenden Thiere so erschöpfend, daß, hierauf gegründet, die Abwehr oder Verringerung des Schadens, so weit dies in der Macht des Menschen liegt, nicht schwer fallen dürfte. Die nächste Umschau zeigt aber, daß jene Belehrungen beim Landmanne, von dem sie hauptsächlich berücksichtigt werden sollten, keinen Eingang gefunden haben, sondern daß dieser in gänzlicher Unkenntniß und mit den unrichtigsten Ansichten von der Natur dieser Schäden entweder gar nichts zur Verhütung des Uebels thut, oder ganz verkehrte Mittel dagegen ergreift.

Der Grund, daß jene Bücher so wenig Eingang finden, dürfte wohl in der Art der Behandlung des Gegenstandes in denselben zu suchen sein. Sie stellen sämmtlich das wissenschaftliche Element in erste Linie, bedingen daher, daß der in denselben Belehrung Suchende entweder schon Entomolog sei, oder sich zum Verständniß des Inhalts dazu heranbilde; während es gewiß zweckmäßiger erscheinen muß, daß dem Ungelehrten der Schaden, wie er ihm auf seinen Feldern vor Augen tritt, beschrieben, und der Thäter, nach dem er zu suchen hat, in der Form, in welcher er denselben verursacht, klar und genau kenntlich gemacht werde.

Digitized by Google

Diese Kenntniß ist ohne systematische Eintheilung der Schädlinge und ohne umfassende naturwissenschaftliche Grundlage zu erlangen möglich, und dürfte in solcher Form Rath und Belehrung für Vorbeugungsmittel gegen Insectenschäden in jenen Kreisen, wo sie am dringendsten Noth thut, leichter Eingang finden.

Das vorliegende Büchlein hat versucht, diesen Weg einzuschlagen. Nach einer einleitenden Belehrung werden alle unsere Culturgewächse in Gruppen geordnet, der Reihe nach aufgezählt, und an jeder die auf den einzelnen Theilen derselben, wie Blätter, Blüthen, Früchte ꝛc. vorkommenden schädlichen Insecten ohne Rücksicht auf die wissenschaftlichen Ordnungen, denen sie angehören, bezeichnet, u. z. indem zuerst die Verwüstung beschrieben wird, sodann der Veranlasser in der Form, in welcher er den Schaden verübt. Hierauf folgt die Verwandlungsgeschichte, so weit sie nothwendig ist, und die Vertilgungs- oder Vorbeugungsmittel, so weit solche bekannt sind.

Das Werkchen ist durch die Buchhandlungen um den Betrag von 75 kr. zu beziehen. — f —

---

* Holtzendorffs Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reichs. 1871. II. Hälfte. Leipzig, Duncker und Humblot.

Als Aufgabe dieses Jahrbuches, dessen erste Hälfte bereits in d. Bl. angezeigt worden ist, bezeichnet das Programm „Kritisch prüfende, übersichtliche, die großen Perioden der Reichsgesetzgebung entsprechende Berichterstattung über alle im Zeitraume eines Jahres eintretenden Ereignisse und Vorgänge auf dem Gebiete der Verfassungsgebung, Legislative, Verwaltung und Rechtspflege des Deutschen Reichs". Die erste Abtheilung beschäftigte sich zunächst mit der Verfassung und der parlamentarischen Arbeit und berichtete demnächst über die Angelegenheiten des Handels, Zoll- und Consularwesens; in der zweiten werden Marine, Herrwesen, Verkehrsanstalten, das Verhältniß zur katholischen Kirche, Rechtspflege des Oberlandesgerichtes, Statistik, Finanzwesen, Reichsrechtliches aus deutschen Landtagen behandelt, ferner bringt dieselbe den Schluß von Bluntschli's völkerrechtlichen Betrachtungen über den französisch-deutschen Krieg und eine Darstellung der Verwaltungseinrichtungen von Elsaß und Lothringen. Unter den Mitarbeitern begegnen wir Heinrich Blankenburg, den Proff. Friedberg, Nissen, Ad. Wagner u. a.

Periodische Litteratur in Oesterreich.

Mittheilungen des k. k. Oesterr. Museums f. Kunst und Industrie (Monatschrift für Kunst und Kunstgewerbe. 1872. Nr. 76 bis 79).

Kunstgewerbl. Ausstellung des Museums. — Die Aufstellung der Sammlungen des Museums. — Zur Regelung des Kunstunterrichts für das weibliche Geschlecht. — Erwerbungen des k. k. Münz- und Antikencabinets 1871. — Programm für eine permanente Ausstellung der zeichnenden reproducirenden Künste. — Ueber die Technik orientalischer Lackarbeiten. — Reuleaux über die k. Gewerbeakademie in Berlin.

Blätter des Vereines für Landeskunde von Nieder-Oesterreich. 1872. Nr. 1 bis 3.

Digitized by Google

Regesten zur Geschichte des Stefans-Domes zu Wien. — Die Preisbewegung in Nieder-Oesterreich im 14. Jahrh. — M. Much: Ueber Ortsnamen. — Newald: Beitrag zur Kenntniß der forstlichen Verhältnisse.

Siebenbürg.-deutsches Wochenblatt. 1872. Nr. 10 bis 15.

Zur Culturstatistik von Ungarn und Siebenbürgen. — Die Candidaten. — Die Wahl des Wirthschaftssystems. — Gesundheitspflege in Schulen. — Das siebenbürgische Obst.

Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Geniewesens. 1872. 4. Heft.

Kropatschek: Ueber das Verhalten der Waffen im deutsch-französischen Kriege; Sterbenz: Uebersicht der Versuche und Verhandlungen auf dem Gebiete des Artilleriewesens und Veränderungen im k. k. Artilleriemateriale 1871.

Tagespost (Graz) Nr. 59 Zur Geschichte steiermärkischer Adelsgeschlechter. Die Gebrüder Wiguleins und Bernhard Gradner von Professor Dr. Krones, — Ueber Schmarotzerpflanzen. Vortrag des Prof. Dr. Hubert Leitgeb; Nr. 61 und 63 Schiffslieutenant Weyprecht und die Polar-Expedition von Gundaker Graf Wurmbrand; Nr. 65 Ein Blatt aus der Geschichte der Internationale; Nr. 68 und 69 Dr. Johann Emmanuel Veith. Erinerungen von Dr. Mathias Macher; Nr. 70 Ludwig Tieck und seine Umgebung in Dresden; Nr. 82 und 83 Cardinal Salm und seine Friedenswerke von Prof. Dr. Fried. Pichler; Nr. 84 und 91 Frauen der Revolutionszeit; Nr. 86 Aus dem Briefwechsel Josephs II. mit seinem Bruder Leopold.

Carinthia (Klagenfurt) Nr. 1 Die zweite deutsche Nordpol-Fahrt; Zur Geschichte des deutschen Wohnhauses, Kärntische Märchen; Nr. 2 Die Weyprecht-Payer'sche Nordpol-Fahrt; Zur Geschichte des deutschen Wohnhauses; Alte Bekannte; (Gestalten aus der kärntischen Sagenwelt: der ewige Jude, Theophrastus Parazelsus, Doctor Faustus); Kärntische Märchen; Nr. 3. Joseph Meßner, Skizze aus einem Künstlerleben; Kärntische Märchen.

Mährischer Correspondent (Brünn) Nr. 38 Darwinismus und Religion; Nr. 59 und 60 Aphorismen von Grillparzer; Nr. 65 Die Nordpolar-Expedition; Nr. 68 Ein Wort über unsere sogenannten Gewerbeschulen.

Temesvarer Zeitung Nr. 51 und 57 Kämpfe unserer Zeit; Nr. 58 Der Weltuntergang; Nr. 70 Die Pulverschwörung:

Neue Zeit (Olmütz) Nr. 66 Cultur und Civilisation; Nr. 67 Gottesgericht.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Kaiser Maximilian und die Geschichtswissenschaft. [1])

„Gleichwie unter dem günstigsten Gestirne wanderten unter Max alle schönen Künste, alle edlen Wissenschaften, alle Studien nach Deutschland, welches ihrer in Rohheit und Dürftigkeit lange entbehrte." In diesen Worten Cuspinians (de Cäsaribus) ist eine geschichtliche Thatsache richtig angegeben, jedoch der Einfluß Maximilians auf die Erreichung solcher Resultate nicht scharf genug pointirt. Directer schon führt Zasius in einer ganz ähnlichen Stelle die Vertreibung der Barbarei aus Deutschland und die Blüthe der Wissenschaft auf Maximilians Einfluß zurück. Dieser ist aber wenigstens für die geschichtlichen Studien geradezu von eminenter Bedeutung. An der Spitze all der so frisch heraufkommenden Versuche, die Kunde der Vergangenheit aus dem Staube der Bibliotheken an das Tageslicht zu fördern, steht dieser hochbegabte Regent, er ist die Seele all der patriotischen Strebungen und der im bewußten Gegensatze zu den Italienern die deutsche Geschichte behandelnden humanistischen Richtung.

Ohne Max wäre die rasche Aufnahme der historischen Litteratur nicht möglich gewesen, die sich schon in den ersten zwei Decennien des sechszehnten Jahrhunderts zeigt, Sauromanus wendet in dieser Hinsicht einen Ausspruch über Alexander den Großen mit Recht auf Max an, wenn er sagt, nicht so sehr unter Maximilian als vielmehr durch Maximilian sind unsere ausgezeichneten und tüchtigen Männer heraufgekommen. Die Humanisten sind sich aber der großen Förderung auch völlig bewußt, die ihnen durch diesen Kaiser zu Theil wird, sie sind einstimmig in ihrem Lobe, einstimmig in ihrem Urtheile über die glänzenden Eigenschaften des edlen Herrschers. Von ihm erwarten sie den Beginn einer neuen Zeit, die siegreiche Bekämpfung, ja die Vernichtung der Erbfeinde der Christenheit, denn er ist ja der „Unbesiegbare" [2]), der

[1]) Die populären Werke von Haltaus und Klüpfel, Berlin, 1864, geben über die Theilnahme Max' an den Studien der Historiker fast nichts, die Darstellung der meisten Bücher beruht auf den Daten der Vita Max. aus dem Werke des Cuspinian. Eine umständliche und fleißige Arbeit ist die Commentatio de Max. I. Imp. Rom. in rem literariam meritis von E. A. Frommann. (Wohl einzeln erschienen, doch in den meisten Bibliotheken nur als Theil der „Opuscula" Coburg, 1770, zu bekommen). Vgl. auch Klüpfel de vita et scriptis C. Celtis B. I. 201 und passim.

[2]) So nennen ihn H. Bebel, Hutten und Tritthemius.

Digitized by Google

herrliche Abkömmling Karls des Großen, kriegerischer als Alexander der Große [1]), er ist der „Allerchristlichste“ [2]) — mit bewußter Absichtlichkeit wählt man hier den Titel der französischen Könige — er ist der „unvergleichliche preisenswertheste Heros!“ [3]) Kein Geringerer als Melanchthon ist es, der ihn mit den besten griechischen und römischen Regenten vergleicht, Celtis aber nennt ihn den gemeinsamen Vater und Vertheidiger. Nicht minder überschwänglich lauten die Dedicationen — ich nenne statt Allen nur die der Polygraphia des Trithemius um 1508, und der Schriften U. v. Huttens und W. Pirkheimer — und die Reden, in denen Hutten, Bebel, Zasius, Wimpfeling, Vadian u. a. dem Kaiser seine Pflichten ans Herz legen; denselben Charakter tragen auch die Nekrologe und Epitaphe, in denen Reuchlin [4]), Hummelberger, und der Schlettstädter Spiegel wetteifern.

Mag auch hie und da der panegyrische Eifer zu weit geführt haben, die Analogien eben nicht gerade alle musterhaft gewesen sein — die Begeisterung selbst war ebenso löblich als natürlich. War ja doch Max den Gelehrten und Künstlern seiner Zeit August und Mäcen in einer Person. Erfreulich ist es, den Blick auf dieser Seite von Max' Wirken weilen zu lassen. Wie nahe steht der ritterliche Kaiser seinen Gelehrten, wie innig ist der Verkehr, wie tiefgreifend und nachweisbar die Wechselwirkung! Dort fällt ein zündendes Wort eines Humanisten in die erregbare Seele des Kaisers, hier wieder ist es Maxens Ausspruch, der den Keim bildet für ein tüchtiges Werk, das ein Gelehrter, dem hohen Winke folgend, beginnt. Das humanistische Element und die nationale Färbung der neuen Gelehrsamkeit waren Max gleich sympathisch, Alles, was Deutschland an geistigen und künstlerischen Größen besitzt, in seinen Dienst zu ziehen oder doch in Beziehung zu sich zu setzen, galt ihm als eine der wichtigsten Aufgaben. Und es lag wohl nicht an ihm, wenn sich am Hofe zu Wien nicht die feingeistige Cultur und der unvergleichlich elegante Ton entwickelte, wie er an dem Hofe der Mediceer geherrscht. Der Wille Maximilians hätte gar zu gern einen Musenhof geschaffen; so beruft er Conrad Celtis nach Wien, Cuspinian ward sein Secretär und Bibliothekar, Hutten sein gekrönter Poet [5]), Erasmus sein Rath, Trithemius „der Zauberer“ wird mit theologi-

---

[1]) Wimpfeling Epitome c. 9. und c. 63.

[2]) Veith-Lotter de vita et scriptis C. Peutingeri. S. 189. Der Ausdruck wird dort von Hummelberger gebraucht.

[3]) Spiegel in der Præfatio zu den Epistolæ familiares J. Tritthemii. Hagenoæ 1519.

[4]) Reuchlins Epitaph wird von Peutinger sehr gelobt bei Veith l. c. 191 und 194. Ueber Max' Beziehungen zu Reuchlin, vgl. das vortreffliche Werk L. Geigers über Reuchlin und dessen Aufsatz in den „Forschungen zur deutschen Geschichte“ 1869. S. 205—207.

[5]) Zwei Briefe Huttens an Kaiser Max (Böcking Hutteni Opera [Ep.] 233) ergehen sich in Lob über des Kaisers Siege und seine kluge Staatskunst, welche, die Deutschen schonend, seine Feinde stets mit Hülfe anderer Feinde zu Paaren treibe.

Digitized by Google

schen Fragen, aber auch mit Geschenken bedacht. Peutinger und Pirkheimer macht Max zu seinen Räthen, Geiler von Kaisersberg zu seinem Beichtvater [1]), von Wimpfeling erbittet er Auskünfte. Schon die Zeitgenossen erkannten die Bedeutung eines solchen Verkehrs und hatten eine große Vorstellung von des Kaisers Gelehrten. So recht pointirt hat dies Erasmus, wenn er in der beliebten Weise der Parallele sagt: Agamemnon glaubte, er würde glücklicher sein, wenn er zehn Nestore hätte, um wie viel glücklicher ist unser hoher Kaiser Max, der in seinem Staate so viele Nestoren oder Scipionen oder Catone oder wo möglich noch weisere und ehrenfestere zählt. Freilich — offen gestanden — so trefflich diese Männer waren, ihre Art und Lebensauffassung eignete sich so wenig für jenes medicäische Schönleben als deutsche Hofhaltung, deutscher Adel und das „deutsche Frauenzimmer" dazu gepaßt hätten. Doch, ward auch die Beziehung Maximilians zu seinen Gelehrten nicht von jenem unerreichten Glanz umstrahlt, ward sie auch nicht von der holden Harmonie erfüllt, die jener reizvoll bewegte Verkehr in dem Palaste von Florenz in sich trug, — auch sie hat ihre Vorzüge. Schlichte Einfachheit, treue Anhänglichkeit, reger Arbeits- und Forschungstrieb treten uns hier in den schönsten Erscheinungsformen entgegen. War es dort vor allem die schöne Form, in die man das Wissen zu kleiden bemüht war, so hatte man bei uns die Wissenschaft erst zu begründen, es galt, große äußere Schwierigkeiten zu überwinden. Nach dieser Richtung war aber der Schutz und die Förderung des Kaisers nicht genug hoch anzuschlagen. Keiner Wissenschaft jedoch ist der Verkehr mit den Gelehrten so zustattengekommen als der historischen.

Billig übergehen wir die eigenen, halb geschichtlichen, halb dichterischen Leistungen und großen Anläufe Maximilians, den Theuerdank wie den Weißkunig — läßt sich ja doch aus ihnen für die Geschichte nichts gewinnen [2]) — und wenden uns zu der Seite, in der des Kaisers Thätigkeit eine höchst fruchtbringende genannt werden muß. Da begegnen wir denn ungefähr einem ähnlichen Verhältnisse, wie das des Reichsfreiherrn von Stein zu den Herausgebern der Monumenta Germaniæ, oder das König Max' von Baiern zu den Mitgliedern der historischen Commission war. Denn Max hatte zu keiner Sache mehr Lust, als zur Geschichte, wie Grünbeck (Biographie Friedrichs III. und Maximilians, herausg. v. J. Moser 1721) sagt, im Feldlager, wie sogar in seiner letzten Krankheit ließ er sich noch die Stammgeschichte seines Hauses vorlesen. Durch Max wurden die Forschungen, Sammlungen und Arbeiten der Einzelnen gewissermaßen organisirt und die nöthige Arbeitstheilung vorgenommen. Jedem zeichnet er seine Aufgabe vor, durch Pirkheimer läßt er

[1]) Vgl. Vita Geileri von Beatus Rhenanus.

[2]) Sogar K. Haltaus, der Herausgeber des Theurdank, verzichtete nach langjähriger Materialiensammlung und Untersuchung auf eine befriedigende Ermittlung des geschichtlichen Inhaltes, vgl. Klüpfel a. a. O. Bemerken will ich nur, daß Sebastian Frank den Theurdank benützte.

Digitized by Google

griechische Werke übersetzen, Peutinger beschäftigt er mit genealogischen Untersuchungen; der Freiburger Manlius ist nicht minder für die Geschichte des habsburgischen Hauses und die Feststellung der Verwandtschaften thätig, Celtis, Stabius und Suntheim reisen in Deutschland, Frankreich und Italien herum und durchstöbern alle Bibliotheken, in erster Linie, um Material für die Geschichte und die Stammbäume der Fürsten zu gewinnen. Zahlreiche Sammlungen und Funde — u. A. der der sog. Peutinger'schen Reisekarte durch Celtis — sind die Frucht dieser Reisen, Manches davon ist den Lebensbeschreibungen des Cuspinian zugutegekommen, Manches erst spät bekannt geworden, so das durch Fr. Pfeiffer publicirte — jedesfalls vor 1505 abgefaßte „Donau-Thal" des Ladislaus Suntheim (Jahrbuch für vaterländische Geschichte, Wien 1861) eine „topographische Chronik" mit culturhistorisch interessanten Notizen. Außerordentlich viel aber ward für spätere Zeiten aufgespeichert. Es ist nicht uninteressant, die Absicht zu betrachten, in der diese Forschungsreisen unternommen wurden. Ziemlich ausreichende Klarheit gibt uns darüber eine Instruction Maximilians vom 19. März 1505 für seinen Geheimschreiber Wolfgang Hammerl [1]). Der letztere wird von Max angewiesen, dem Caplan Ladislaus Suntheim die Wünsche des Kaisers bezüglich der „Cronika" und der „Historien" mitzutheilen. Da soll nun Suntheim vor allem Chroniken abschreiben, so die „Kunigs Rudolphs", dann die „aller Herren von Oesterreich bis auf die vorfordere Ottobrecht" (!) ebenso „aller Swebischen Grafen geslecht und die vor Zeitten der Graven von Habspurg gesipt gewesen sein." Besonders soll er die „Graven von Habspurg" notiren, „die abgestorben sein und mit in das geslecht gehören, davon kunig Rudolff komen ist", ebenso die „Cronica der Marggrauen von Oesterreich bis auf Kunig Otacker" und die „besonder Cronica von Kunig Otackher mitsamt dem Streitt". Aber damit begnügt sich Max nicht, er wünscht auch zu wissen, wo jeder Graf von Habsburg „oder Herzog von Zeyring begraben ligt, darzu wie Ir yeder mit Namen geheissen hat." Nicht diese genealogischen Fragen allein, sondern auch die „wie das Herzogthumb Kernndten an Herczog Leopolden den tugendhaften" gekommen oder die heraldische nach dem Wappen „von Zeyring" sollen Suntheim vorgelegt werden. Hammerl soll auch alle Chroniken inventarisiren, die Suntheim hat, und dem Kaiser das Inventar zuschicken, „damit wir wissen zu machen was man abschreiben soll".

Auch von Suntheim liegt aus dem Jahre 1503 eine Relation über seine Forschungen vor, die freilich keinen Schluß auf den weiten Blick des Verfassers erlaubt. Nichts von einem großartigen Plan der Forschung, nur anekdotenhafte Notizen, so recht gemacht, um die Neugierde eines großen Herrn vorderhand zu befriedigen, begegnen uns hier. Auch die Form der Mittheilung

[1]) Hormayrs Taschenbuch 1827, übrigens mit in die Augen springenden Lesefehlern — die ich hier verbesserte — abgedruckt.

Digitized by Google

ist flüchtig und keineswegs abgerundet, mitten im deutschen Text springt Suntheim plötzlich zu lateinischen Ausführungen über. Im bunten Durcheinander handelt er von dem Herzog Berthold von Zähringen, und dessen Gemahlin, theilt eine diesen betreffende Urkunde mit, spricht gleich darauf von den Römern und ihrem Streit mit „denen von Trier", von Kämpfen der Könige von Frankreich und der Herzoge von Burgund, und schließt mit einem Bericht über seine genealogischen Arbeiten, welche die Markgrafen von Baden, die Herren von Wirtemberg betrafen und dem Versprechen, auch eine Genealogie der Könige von Frankreich zu fertigen. So ungenügend dieser Bericht in vielen Punkten sein mag, so wenig er in seiner Vereinzelung eine richtige Vorstellung über die umfassenden Pläne und Arbeiten der Historiker Maximilians zu geben vermag, das Eine stellt doch auch er fest: Maximilians reges Interesse für genealogische Arbeiten. Und wahrlich, die Blüthe der Genealogie, dieser historischen Hülfsdisciplin, führt man mit Recht auf Max zurück. Hier gab er zu einer Zeit den Anstoß, in der, wie Cuspinian sagt, wenige unter den deutschen Fürsten ihre Ahnherrn kannten. (Vgl. Wolfg. Rentsch im Brandenburg'schen Cedernhain p. I. c. VII. p. 243. Baireuth 1682.) Und doch, hätte Max nur für diese, wennauch wichtige, aber dennoch untergeordnete Hülfsdisciplin Sinn gehabt, wir würden ihn nicht als Beförderer der historischen Studien in so hervorragender Weise nennen können. Aber es fehlt bei ihm auch nicht an Bestrebungen anderer Art. Der Aufmunterung des Kaisers danken wir Ausgaben von Geschichtsquellen, wie die des Paulus Diaconus 1515, des Chronicon Urspergense durch Peutinger (1515), des Otto von Freisingen sammt den Fortsetzungen des Radevicus durch Cuspinian und Stabius; die Herausgabe der Augsburger Inscriptionen durch Peutinger (1508) und damit des ersten deutschen Inscriptionenwerkes u. A. Ueberhaupt legte Maximilian ein großes Interesse für die Ueberlieferungen der Römer-Zeit an den Tag, der Eifer der Humanisten für Ausgrabungen und sorgsame Bewahrung der Reste des Alterthums fand bei ihm völliges Verständniß und treue Unterstützung. An Beweisen dafür mangelt es nicht. Beatus Rhenanus (Rer. Germ. II. III. S. 124, vgl. auch Veith-Lotter z. B. 223) erzählt uns u. A., wie zu Ettlingen eine Steintafel mit dem Bildnisse des Neptun gefunden ward, die Max sogleich auf seine Kosten transportiren ließ und Schöpflin (Alsatia I 492 n.) theilt uns den netten Brief mit, den Max in dieser Angelegenheit um 1513 an Christoph von Baden schrieb. Ich kann mir nicht versagen, denselben mitzutheilen; er lautet: „Wir haben vor verschiner Zeit den alten Stein der in deiner Stadt Ettlingen auff der Brucken eingemauert ist uns abconterfeyen und ahn deinen Pfleger daselbs begehren laßen, uns zu vergonnen denselben Stein ausbrechen und zu uns zu führen zu gestatten, das er aber ohn deiner Lieb zu geben nicht bewilligen wollen. Und weil wihr aber denselben Stein um seines Alters willen gern haben wollten, schicken wir Hiemit zu deiner Lieb unsern Diener Jörgen vom Bamberg und begehren an dieselb' dein

Digitized by Google

Lieb' mit Fleiß, du wolleſt demſelben unßerm Diener Geſchaefft-Brief ahn deinen Pflegek, auch Burgermeiſter und Rath zu Ettlingen geben und ihnen befehlen, daß ſie ihme geſtatten, berührten Stein auszubrechen und zu uns zu führen. Darin thuſt du uns ſonder Gefallen und unſer Meinung." — Aber auch Max' Beziehung zu Tritthemius [1]) hat geſchichtliche Studien zum Gegenſtande; daß der Letztere das zweite Compendium um 1514 für den Kaiſer geſchrieben, ſteht ziemlich feſt (vgl. Silbernagel Tritthemius S. 189), drei Briefe des Tritthemius an den Kaiſer (mitgetheilt von Chmel, die Handſchriften der Wiener Hofbibliothek I. 318 ff) handeln ebenfalls von hiſtoriſchen Quellen. Der erſte Brief ſpricht von dem ſogenannten Hunibald und preiſt denſelben, der zweite (aus dem Jahre 1513) meldet, daß Hunibald ſich in Spanheim oder in Hirſchau wohl finden werde, man möge dort nur nachſuchen, im dritten Briefe (vom 22. November 1515) bekennt er, daß Hunibald ſich nicht finden laſſe, er ſei wohl verkauft worden, und bittet, der Kaiſer möge den Druck ſeiner Franken-Geſchichte dennoch erlauben, obwohl Peutinger die Ueberprüfung derſelben abgelehnt habe. Peutinger wußte wohl, warum er dies that; eben die krauſen Ableitungsmärchen und tollen Stammbäume die freilich nach dem Geſchmack der Zeit waren, widerten den beſonnenen Forſcher an. Kaiſer Max wies übrigens dieſe genealogiſchen Verſtiegenheiten nicht völlig von ſich ab, Beweis dafür einzelne Aeußerungen in ſeinen ſehr anziehenden Memorialbüchern (herausg. in Hormayrs Taſchenbuch z. B. 1824, S. 43, 1827). Ueberhaupt fehlt es in dieſen nicht an Vormerkungen, die des Kaiſers ſtets regen Sinn auch für das geſchichtliche Detail zeigen. Dafür nur einige Belege. Er bemerkt ſich z. B. die Worte nach der Cronickh zu fragen, die von Anfang der welt gemacht iſt, der dan der Abbt zu Rein bei Grätz aine hat. (Ottokars Weltchronik?) Auf die Chronik war Max durch Pfaff Lasla — ſo nennt er ſtets den Ladislaus Suntheim — aufmerkſam gemacht worden. Er wünſcht gar Vieles zu erfahren; der Biſchof von Würzburg ſoll u. A. „in dem alten Puech" nachſehen laſſen, wer der Vater des Herzog von Meran geweſen ſei, „der Francken gehebt hat, ob Sant Steffan oder Sant Lahlo der Kunigin Giſela altvatter geweſen ſei" (!) u. A. Darauf folgen Notizen über die babenbergiſchen Markgrafen, die alle mit den bei den Chroniſten des fünfzehnten Jahrhunderts gebräuchlichen Attributen verſehen werden.

Auf Fol. 6 leſen wir die Bemerkung: „Item es iſt ainer zu Hageno, der will umbreyten in der Cronik und Doctor Stabius iſt auch ainer zu Pfaff lasla, aller Habſpurger und oſterreicher lob zu machen." In einem Memoirenbuch aus dem Jahre 1502 (Hormayrs Taſchenbuch 1827. S. 186 ff) begegnen wir einer Einzeichnung des Inhalts, daß das Schloß Runcklſtain „mit dem gemel" zu reſtauriren ſei, „von wegen der guten alten Iſtory". Dieſe „Iſtory"

[1]) Vgl. die treffende Charakteriſtik des Tritthemius durch Guſtav Freytag im Neuen Reich, April 1872.

Digitized by Google

will der Kaiser auch „in Schrift bringen lassen“. Suntheim soll — so schreibt er auf einem anderen Blatte, die österreichischen, sächsischen und bairischen Chroniken in Uebereinstimmung bringen. Bei Herzog Albrecht von Baiern soll man die Geschichte der Fürsten von Oesterreich suchen „von Graf Sigmunden von Hardegk herkommend, „das Creuz puch von Kayserrn und Kunigen“ soll man in Nürnberg drucken lassen, „doch Konig Maximilian Kronick“ auflassen. Jede Chronik, von der dem Kaiser Bericht erstattet wird, notirt er sich sammt dem Orte, an dem sie sich befindet, so schreibt er z. B.: zu „Pollingen Dietenhofen und Luczelburg sein vill allter Cronickh“ oder: „Doctor haiden hat ain allte Chronik von Zirch“ u. dgl. Er begnügt sich aber nicht, wissenschaftliche Hülfsmittel aus seinen Landen zusammenzubringen und zu verzeichnen, auch aus fernen Gegenden will er für seine Gelehrten den Wissensstoff herbeischaffen. So bemerkt er u. A.: dem Kunig von hispany zuschreiben umb sein Kortha marin (Meereskarte) die piero Jeusües (?) gefunden hat, oder verwendet sich u. A. bei den Florentinern um leihweise Ueberlassung des corpus integr. Pandectarum für Peutinger und Spiegel, hierin freilich umsonst. Beiläufig bemerke ich, daß in dem Memorialbuche auch ein Beleg für die numismatischen Liebhabereien des Kaisers vorliegt, er notirt einmal numismata, quere Peeytinger (vgl. Herberger, K. Peutinger und Kaiser Max.)

Aber nicht bloß die alte Geschichte oder die Genealogie seines Hauses — auch die deutsche Vergangenheit lag dem Kaiser nahe. Mit dem höchsten Interesse war er darauf bedacht, die alten Lieder „aus der Heldenzeit“ zu sammeln, eine hocherfreuliche Folge dieser Bemühungen war die Sammlung altdeutscher Gedichte, die er zu Ambras zusammenbrachte, ohne die wir vielleicht weder von der Kutrun noch vom Erec etwas erfahren hätten. (Vgl. darüber Primisser in Hormayrs Taschenbuch 1821 und 1822.)

Die Geschichte des deutschen Mittelalters war er gleichfalls bestrebt, dem Moder der Bibliotheken zu entreissen. Beatus Rhenanus (Rer. Germ. ll. III. p. 107 und 108) erzählt uns, wie der Kaiser einen Preis ausgesetzt habe, um zur Nachforschung nach deutschen Urkunden und Schriften, die vor fünfhundert Jahren geschrieben worden seien, zu veranlassen. „Und Keiner, der eine solche Handschrift vorwies, gieng unbeschenkt von dannen.“

Vielleicht hingen diese Sammlungen mit dem durch Melanchthon verbürgten Plane des Kaisers zusammen, eine deutsche Geschichte schreiben zu lassen, ein Plan, der freilich nicht ausgeführt ward. Entweder war der Kaiser — meint der Berichterstatter — durch wichtige Geschäfte daran behindert, oder aber er fand keine fähigen Leute zu einem so großen Unternehmen. Der letztere Grund ist wohl kaum stichhältig, lebten ja doch zu dieser Zeit Aventin, Beatus Rhenanus und Irenicus, die ohne Unterstützung ihre großen Werke begannen und hindurchführten!

Groß und unläugbar sind die Verdienste Maximilians um die geschichtliche Wissenschaft, aber so groß sie waren, sie genügten ihm noch nicht. Nich

Digitized by Google

er allein wollte ein Mäcenas sein, auch die andern Fürsten sollten ihm darin nacheifern. Er hielt jeden Fürsten, „sagt sein Biograph Grünbeck“, der die Geschichte in seinem Lande vernachlässigt, des — Hasses würdig, denn die Vernachlässigung der Geschichte war nach seiner Meinung die Wiege unerfahrener Fürsten und die Ursache der Zerstörung mächtiger Staaten. — Bei vielen Fürsten wirkte auch sein Beispiel. (Vgl. Burckhardt de linguæ latinæ in Germania fatis. I. 223) Da ist es denn vor allen der Kurfürst von Sachsen, Friedrich der Weise, dessen allgemein bekannte Verdienste um die Universität Wittenberg in Melanchthon (Oratio de Maximiliano) und Rosinus (Vita Fried. Sap. in „Exempla pietatis“) beredte Lobredner gewonnen. Abgesehen von der eminenten Theilnahme dieses Fürsten an den humanistischen Strebungen seiner Zeit ist er auch der Beförderung der Geschichtsstudien wegen in hervorragender Weise zu nennen. Denn er, dem Rhenanus (seinen Vellejus) Celtis und Stella ihre Werke gewidmet hatten, war mit dem lebhaftesten Eifer auf Erlangung historischer Kenntnisse bedacht. Damit er eine Uebersicht über alle Zeiten und Monarchien habe, ließ er ein Epitome Historiarum verfassen, das er stets bei sich trug und aus dem er bei den wichtigsten Erwägungen die Muster nahm. Da pflegte er wohl zu sagen: nicht bloß des Vergnügens halber lese ich die Geschichtsbücher, sondern um aus ihnen Lehren für viele Verhältnisse zu gewinnen, deren Kenntniß nicht bloß den Staatenlenkern, sondern auch allen übrigen Menschen nothwendig sein dürften. Frischweg bekannte er denn auch, er habe viele ausgezeichnete Mahnungen und Vorschriften in den griechischen und römischen Schriftstellern gefunden. Für die Aufhellung der sächsischen Geschichte trug er nicht minder große Sorge; zu ihrer Durchforschung lud er Männer aus ganz Deutschland ein, Spalatinus, Mutianus und Urbanus waren hierin seine Vermittler. Nicht bloß aus Deutschland schaffte er aber für seine Bibliothek Bücher herbei, auch aus Italien läßt er seltene Werke und Handschriften kommen. — Begreiflich wohl, daß dieser Fürst unter den Gelehrten begeisterte Lobredner fand, Rhenanus wie Aventin gehörten dazu. — Friedrichs Beispiel ward auch von dessen Bruder Ernst, Bischof von Magdeburg, wie von Herzog Georg nachgeahmt. Dem Letzteren dankt die Universität Leipzig die Berufung vieler gelehrter Männer.

Die Beziehungen des ausgezeichnet unterrichteten Markgrafen Joachim von Brandenburg, des besten Lateiners unter allen Fürsten, des Gründers der Universität Frankfurt a. d. O., zur Humanistenwelt sind bekannt, vornehmlich mit Tritthemius, den er für neun Monate nach Berlin berief (vgl. Tritthemii Epistolæ Familiares und Droysen Gesch. d. preuß. Politik III.) unterhielt er einen lebhaften Verkehr. Nicht minder gelehrt waren dessen Bruder Albrecht von Mainz, ebenfalls ein Protector der Gelehrten, Ernst von Baiern, der Schüler Aventius, Philipp von der Pfalz, der Heidelberg so hoch gehoben und die Pfalzgrafen Friedrich und Ludwig, denen Irenicus seine Exegesis Germaniæ gewidmet. Ein besonderer Freund der Geschichte war auch Eberhard d. Aeltere von Würtem-

Digitized by Google

berg, der seine Universität Tübingen mit den tüchtigsten Männern schmückte. Die römische Geschichte ließ sich dieser Freund Nauclerus' der auch bei den Italienern (z. B. bei Marsilius Ficinnus) einen guten Namen hatte, ins Deutsche übersetzen und ergötzte sich in seinen Mußestunden an ihr. — War es bei dieser Liebe so vieler bedeutender Fürsten zu den Wissenschaften eine Uebertreibung, wenn Heinrich Bebel in merkwürdiger wörtlicher Uebereinstimmung mit Cuspinian schreibt: Unter einem günstigen Gestirne werden die Herzen der Fürsten durch den Rath der gelehrtesten Männer gelenkt, durch deren Führung — glaubt es mir! — Deutschland in jeder edlen Wissenschaft nicht unbedeutend blühen wird.

Aber nicht bloß die Fürsten, sondern auch der Adel der Nation nahm an dem wissenschaftlichen Leben in überraschender und erfreulicher Weise Antheil. Eine große Zahl von Pflegern der Wissenschaft besteht aus Adeligen — ich nenne nur Hutten und den Grafen Hermann von Nuenar; eine noch größere Zahl wirkt in ihrem Kreise durch Unterstützung und Schutz, die sie den Gelehrten boten, höchst einflußreich. Aus den Dedicationen und Briefen ihrer Schützlinge werden sie uns bekannt, namentlich im Badischen und im Elsaß — damals die bestcultivirte Landschaft Deutschlands — sind sie häufig, ich nenne hier nur Franz von Sickingen, Eitelwolf von Stein, die Adelmann von Adelmannsfelden, den Bischof von Worms, Johann von Dalburg, Florenz Theodor von Pleningen u. A. —

Gewiß hätte der Humanismus mit seiner belebenden Kraft auch ohne die Gunst der Fürsten bei uns Macht erlangt, gewiß hätte er auch ohne diese mit den Trümmern der mittelalterlichen Scholastik wacker aufgeräumt, gewiß damals schon das Fundament zum stolzen Bau der Wissenschaft gelegt. Doch die überraschend zauberhafte Schnelligkeit, mit der das Licht der Wahrheit allüberall die Eulen uud Käutze des Obscurantismus verscheuchte, die selbstbewußte vernichtende Ironie, mit der die wahre Wissenschaft der Scheinwissenschaft den Spiegel vor's fratzenhafte Antlitz halten konnte, damit sie ihre eigene Ungestalt schaue — kurz der Sieg, den damals schon die Humanisten über die Dunkelmänner davontrugen — sie waren nur möglich durch die Unterstützung des Kaisers und der Fürsten, die Schirm und Schutz boten gegen die immerhin noch sehr mächtigen Freunde der dumpfen Borniertheit, die Unterstützung und Mittel boten zu Reisen und Forschungen, die den Gelehrten nicht bloß Gönner sondern mehr noch — Freunde wurden. —

Kein anderer Fürst aber hat mehr Anspruch auf den Dank der Wissenschaft, als Kaiser Maximilian, der mit edlem, wahrhaft kaiserlichem Sinne die Bedeutung historischer Forschung und Erkenntniß durchschauend, Alles daran setzte, um die „hehre Göttin" auch in seinem geliebten Deutschland würdig und ehrenvoll einzuführen.

Wien, März 1872. Adalbert Horawitz.

Digitized by Google

Franz Grillparzer und Rudolf Gottschall.

Der Herr Doctor R. Gottschall ist auch bei uns ziemlich bekannt; als Dichter verdankt er zwar seine Erfolge weniger der echten, schöpferischen Vollkraft als rhetorischen Effecten, aber man kann nicht in Abrede stellen, daß er bei seinen Arbeiten, mit denen er die laufenden Bedürfnisse des Publicums befriedigen hilft, wenigstens künstlerischen Intentionen folgt. Bei der barbarischen Rohheit des Fabricirens, welches jetzt den Büchermarkt beherrscht, ist das hoch, ja sogar sehr hoch anzuschlagen. Auch eine weitläufige deutsche Litteraturgeschichte der neueren Zeit liegt von Gottschall vor. Er fühlte den berechtigten Drang, der Einseitigkeit Julian Schmidts entgegenzutreten und half wirklich einem Bedürfniß ab, freilich einem Bedürfniß etwas zweifelhafter Art. Das Publicum will nämlich „seine" Dichter kennen lernen, aber beileibe nicht aus ihren Werken, das wäre für Leute von gründlicher Bildung viel zu mühsam; dafür sind eben die Litteraturgeschichten, durch welche man das auf kürzestem Wege erreicht. Thuts der nicht, thuts ein anderer, und da müssen wir noch immer froh sein, daß es auch Gottschall gethan: er bemüht sich billig und gerecht zu sein, manchem seiner Urtheile kann man unbedingt beipflichten; Weite des Blickes und tiefe Auffassung gehören freilich nicht zu seinen hervorragenden Eigenschaften. Fast möchte man sagen, eine gediegene Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts und nun gar bis zur Gegenwart sei vorläufig unmöglich. Wir meinen eine genetische Litteraturgeschichte, die überall den Zusammenhang des Schriftstellers mit seinem Boden, den Ideen seiner Zeit und das Wechselverhältniß von Zeit und Schriftsteller nachweist und dabei zugleich den objectiven Werth des Geleisteten richtig zu würdigen versteht. Zeigt uns doch der Aufsatz H. Baumgartens über „Herder und G. Müller" in den preußischen Jahrbüchern, daß selbst in Bezug auf die Koryphäen der Litteratur viel Wichtiges richtig zu stellen, manches traditionelle Vorurtheil zu zerstören ist. Bücher, wie Diltheys Leben Schleiermachers, Hayms Geschichte der Romantik sind allerdings nicht für unsere gebildeten Pappenheimer, wohl aber muß man sie als die unumgänglich nothwendigen Voraussetzungen für die Litteraturgeschichte der Zukunft betrachten, abgesehen von dem Werthe, den sie selbstständig immer behaupten werden.

Das Gebiet der neuesten Litteratur berührt auch Gottschalls „litterarischer Essay Franz Grillparzer". Wir wollen hier einige Bemerkungen daran knüpfen.

Digitized by Google

nicht weil wir ihn für ein Monumentum ære perennius halten, sondern der Sache wegen.

Gottschall sagt bezüglich der noch ungedruckten Dramen Grillparzers: sie werden das Bild des Dichters vervollständigen, aber kaum in eine neue Beleuchtung rücken! Gemach! wir können, wie einst Herr v. Schmerling sagte, warten und auch das „kaum", Herr Doctor, deutet an, daß er seines Ausspruches doch nicht ganz sicher sei. Keine neue Beleuchtung? Wir meinen, daß sogar das Fragment Esther auf den Dichter neue Streiflichter warf, uns wenigstens kam es in seiner Art ganz unerwartet. Indeß wollen wir über Eier, die noch nicht gelegt sind, nicht streiten. Wer übrigens die noch ungedruckten Werke des Dichters herbeizieht, hätte wenigstens die gedruckten genauer berücksichtigen sollen. Warum sagt Gottschall nichts von Grillparzer dem Novellisten? Dieser hat allerdings keine Reihe dicker Bände geliefert, seine Erzählung vom alten Spielmann ist jedoch ein Juwel ersten Ranges, das Paul Heyse, dessen Novellenschatz Gottschall gewiß nicht entgangen ist, nach vollem Verdienst zu würdigen weiß.

Einverstanden sind wir mit dem, was Gottschall über Grillparzers Lyrik sagt; zur schärferen Charakteristik mancher Epigramme könnte man beifügen: es fehlte dem Dichter die gewaltige Energie des Hasses, zu dem Stoff genug vorhanden war, er schmollte dafür, in einem Winkel zurückgezogen. Wir betrachten das als keinen Vorzug.

Ueber die Grillparzer-Feier, über das großartige Leichenbegängniß sagt Gottschall manches Schöne, viel Wahres. Er verweist auch auf den geringen Erfolg der Werke Grillparzers im Buchhandel. Gottschall, am Centralpunkt des deutschen Buchhandels, ist ein zu erfahrener Litterat, um nach diesem Umstande den Werth der Poesie zu bemessen. Wer das berühmte: Et habent sua fata libelli! vergessen, den erinnern wir an das Schicksal Dante's, Shakespeare's, die nach einer kurzen Zeit des Glanzes blöden Augen lang im Nebel verschwanden, bis sie, groß, wie Gebirge, wieder im hellen Sonnenlichte strahlten. Einem Walter, Wolfram, der Gudrun, den Nibelungen erging es nicht besser, auch unsere Tage haben in dieser Richtung manches betrübende Beispiel zu beklagen. Forsters „Ansichten" verstaubten, Fallmerayer, in jedem Sinn ein deutscher Classiker der Prosa, muß vor Hinz und Kunz verstummen; wir wollen die Dramen Freytags, Gutzkows nicht unterschätzen, während sie aber einer Sappho, einem Ottokar kaum an die Hüfte reichen, erlebten sie dennoch mehr Auflagen als diese. Solche Zufälle sind freilich oft keine Zufälle, sie lassen sich erklären; bisweilen sind sie auf Rechnung eines Schicksales zu stellen, dessen Laune an und für sich incommensurabel, nicht nach der Bedeutung eines Buches entscheidet.

Unbedingt stellen wir uns auf Gottschalls Seite, wenn er das „specifisch Oesterreichische" als die unglücklichste Losung bezeichnet, welche die neueste österreichische Dramaturgie erfunden. Diese Losung ist ebenso unglücklich als weiland

Digitized by Google

die Erfindung einer specifisch österreichischen Nationalität durch die Bach-Dragoner und Gendarmen. Wir armen Cisleithanier spüren die Nachwehen noch in allen Gliedern. Diese Sorte Oesterreicherthum muß von dem Stolze, mit dem sich unsere Väter „Oesterreicher" nannten, wohl unterschieden werden. Ein Grillparzer sah die schwarzgelbe Fahne im Riesenkampfe gegen Napoleon flattern, er sah, wie Oesterreich den Schild mit dem deutschen Kaiser-Aar über Deutschland hielt, noch in seiner Jugend horstete dieser Kaiser-Aar auf der Hofburg zu Wien und horstete dort seit Jahrhunderten, die besten Geschlechter des Reiches sandten ihre Söhne zu seinem Dienste, willig gaben die größten Monarchen dem greisen Franz den Vorrang im Rathe Europa's: diesem Oesterreich „an Ehren und an Siegen reich", seinen Helden, einem Wurmser, Hofer, Karl, Schwarzenberg jubelten deutsche Dichter zu, und die deutschen Dichter in Oesterreich wußten die Größe Oesterreichs zu würdigen; sie klingt aus den Liedern eines Weißenbach, Grillparzer, Senn, eines Grün, Schneller und Anderer. Das war ein großes, herrliches österreichisches Bewußtsein!

Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt.

Oder wer sollte nicht lachen, wenn er Folgendes liest: „Naukleros entwirft ein ziemlich geschmackloses Bild der reizenden Priesterin." Wir halten diese Stelle eben auch für keine Perle; sie lautet:

„Und dann! was Schönheit sei, das frag' du mich!
Was weißt du von des Nackens stolzem Bau,
Der breit sich anschließt reich gewundnen Flechten,
Den Schultern, die beschämt nach rückwärts sinkend,
Platz räumen den begabtern reichern Schwestern,
Den feinen Knöcheln und dem leichten Fuß
Und all den Schätzen so beglückten Leibes!"

Gottschall bemerkt über diese Stelle: „Der Bau des Nackens, der sich Flechten anschließt — die Schultern, deren Schwestern die Knöchel und der Fuß sind, und die beschämt ihnen Platz machen . . ." Herr Doctor, was ist ihnen da passirt! Nehmen sie die Brille von der Nase und stecken sie dieselbe, nachdem sie abgewischt, wieder auf und lesen Sie noch einmal — aber wir bitten: aufmerksam! — dann finden Sie vielleicht bei einigem Nachdenken, daß die begabtern reichern Schwestern nicht die Knöchel sind, sondern das berühmte Zwillingspaar! Sie zeigen uns auch Ihre Belesenheit, indem Sie Naukleros mit Mercutio zusammenstellen und überhaupt Manches von Grillparzer mit Analogem anderer Dichter paralleliſiren. Warum nicht auch Assuerus mit Hamlet, Haman mit Polonius? Ja, ja! Die Helden Shakespeare's, Goethe's und Schillers tragen die Nase alle mitten im Gesicht und darunter den Mund, wir thun das zufällig auch und so sind wir leider insgesammt Epigonen Shakespeare's, Schillers, Goethe's. Sogar am Titel „des Meeres und der Liebe Wellen"

Digitized by Google

mäkelt Herr Gottschall, indem er an die Süßlichkeit der Abendzeitungsepoche erinnert. Will man solche Kleinigkeiten aufmutzen, so mag die Zukunft die zahllosen gartenlaubigen Titel und Aufschriften unserer Gegenwart rügen. Einen gerechtfertigten Vorwurf kann man gegen die Ungleichheit des Styles in diesem Drama schleudern: nach Anlage und Stimmung verträgt es keine kleinen realistischen Züge.

Eine andere Stelle in Gottschalls Essay gibt Gelegenheit zu etlichen Bemerkungen, die eigentlich ihn nicht unmittelbar berühren. Er sagt: das Hervorheben des landschaftlichen Beigeschmackes ist keine Steigerung des anerkennenden Kunsturtheiles, alles Specifische gibt nur einen trüben Beisatz zur reinen Kunst. Wir verstehen, wie es Gottschall hier meint; in dem gegebenen Falle braucht man seiner Polemik nicht zu widersprechen. Seine Worte führen uns jedoch ins Allgemeine. Das Specifische kann unter Umständen gar sehr zur Individualisirung einer Idee beitragen. Ohne der Dialektdichtung den hohen Rang einzuräumen, den Manche, wesentlich auf Fritz Reuter gestützt, für sie beanspruchen, sehen wir gerade in den Dialekten das frische Bad rinnen, in dem sich die allgemeine Schriftsprache zu verjüngen, ihre Kraft zu ergänzen hat. Im Dialekt redet der Geist des Volkes unmittelbar ohne Toilette; bei übrigens gleichen Umständen dürfte ein Dichter, der in einem kräftigen Stamme wurzelnd aus dem Grunde desselben zur Höhe der Bildung strebt, lebensvoller schaffen, als jener, der gleich von Anfang bei den litterarischen Herodessen, deren Maßstab, mögen sie es auch nicht Wort haben, eigentlich doch nur Adelung, Gottsched und Gellert sind, in die Schule ging. Uns dünkt, daß nicht aus den Tintentöpfen der Redactionsbureaus und Comptoirs der Leipziger Buchhandlungen, nicht aus den Theekesseln und Kaffeebechern der großen Städte jener Born rinne, der einen neuen Frühling hervorzaubert. Mancher könnte die Dialektdichtung unserer Tage als einen Rückschlag gegen die schablonenhafte Salonpoesie mit gesalbter Aufschrift in Goldlettern bezeichnen u. z. mit weitaus mehr Recht als Auerbachs Dorfgeschichten, die Erzeugnisse eines bewußten Contrastes.

Zwar glauben wir nicht, daß der ein Gedicht schafft, der ethnographische Silhouetten pinselt; des Dichters Ideen gehören der Menschheit, aber verschont uns am rechten Orte mit dem „allgemein menschlichen" euer Compendien; Diese durch tausend Zungen abgewetzte Phrase aus dem Citatenschatz eines mißverstehenden und mißverstandenen Kosmopolitismus prägt allein keine poetischen Gestalten. Gerade das Specifische kann uns Localfarben, Localtöne leihen, welche die volle Wahrheit des Lebens erzeugen. Die feinsten Weine verläugnen den Boden, der sie kochte, nicht. Die Dichter großer Nationen brauchen sich das Specifische nicht vom grauen Schulmeister über den Kamm wegscheeren zu lassen; Dante blieb Florentiner in jeder Ader und die Italiener denken trotz der Crusca von dem Lombarden Parini nicht geringer oder unterschätzen Goldoni, weil er durch und durch Venetianer war. Shake-

Digitized by Google

speare, Lope, Calderon kehren ihre nationale Eigenthümlichkeit sehr scharf hervor; daß die Tragödie am Hofe Ludwig des XIV. wie der Buchs nach gewissen Regeln, die man als giltig für jede poetische Schöpfung ausposaunte, zugeschnitten ward, hat ihr doch wohl nicht gefrommt. Ein Volk erträgt verschiedene Malerschulen, soll vielleicht die Poesie in den Pensionaten für Fräuleins, wo man überall den gleichen Firniß aufstreicht, Unterschluff suchen?

Bei den Griechen, die man sogar als Muster vorführt, treten alle Stämme mit der vollen Wucht ihrer Eigenthümlichkeit, ja sogar ihres Dialektes in die Bahn und keinem blieb der Kranz versagt. Mag daher auch jeder deutsche Stamm sein Bestes mitbringen, aber nie vergessen, daß er ein Deutscher ist und in diesem Sinne müssen wir uns, wie Gottschall, vor einer specifisch österreichischen Poesie bekreuzen, die ohnedem wie ein abgesägter Ast bald verdorren würde.

Doch wir gerathen vom hundertsten ins tausendste — weit ab von Grillparzer.

Wir könnten noch manche Bemerkung an den schätzenswerthen vorliegenden Essay knüpfen. Am gelungensten scheint uns die Partie über die Ahnfrau und die ästhetischen Urtheile, welche von verschiedener Seite darüber laut wurden; wenn wir aber so mit der Anerkennung von Ansichten Gottschalls fortfahren, werden wir schließlich von Nativisten einer gewissen Sorte sammt ihm zur Thüre hinausgeworfen. Nun wäre uns das in Gesellschaft des Herrn Doctors allerdings eine große Ehre, wir verzichten aber vorläufig darauf, weil wir noch Mehreres von ihm und anderen hier besprechen wollen. A*r

---

Zur Geschichte des Concils von Trient.

Actenstücke aus österreichischen Archiven, herausgegeben von Th. Sickel.

Wien, Carl Gerolds Sohn, 3. Abtheilung. 1870—72. VIII. und 650 Seiten gr. 8.

Zu den wichtigsten Ereignissen der Kirchengeschichte der Neuzeit gehört unstreitig das Concil von Trient; seine Beschlüsse, noch mehr einige in der letzten Sitzung hingeworfene Gedanken sind von einem Einflusse geworden, der in dem Decrete Papst Pius' IX. vom 18. Juli 1870 seinen Gipfelpunkt erreicht hat. Liegt darin für den Dogmatiker, Canonisten und Kirchenhistoriker ein zwingender Grund, sich aufs Genaueste mit dessen Geschichte vertraut zu machen, so hat der Historiker, ja man darf sagen jeder gebildete Mensch, ein Interesse über die Vorgänge einer Zeit aufgeklärt zu werden, die bis in die Gegenwart hinein wirkt. Dazu kommt der eigenthümliche Reiz, den die Geschichte jenes

Digitized by Google

Concils auf den ersten Blick bietet, ein Reiz, der zum Forschen auffordern muß. In Folge der Bulle initio nostri von Paul III. vom 22. Mai 1542 am 13. December 1545 in förmlicher Sitzung eröffnet, führte es ein merkwürdiges Dasein. In der 2. Sitzung vom 7. Jänner und in der 3. vom 4. Februar 1546 wird nichts beschlossen, in der 4. vom 8. April 1546 wird der Canon der biblischen Schriften und deren Gebrauch festgesetzt. Die 5., 6. und 7., welche am 3. März 1547 stattfand, enthalten vorzugsweise jene Artikel über die Rechtfertigung und die Sacramente, welche eine Schlichtung des ausgebrochen Kampfes als unmöglich erscheinen lassen konnten. Die Ereignisse im Reiche traten hemmend auf. Paul III. gab mit Bulle vom 22. Februar 1547 den Legaten das Recht der Verlegung. Diese wurde in einer Sitzung vom 11. März vorgenommen. Die zu Bologna gehaltenen zwei Sitzungen sind ohne jeden Inhalt. Julius III. nahm das Concil durch Bulle vom 14. November 1550 wieder auf. Von den nunmehr gehaltenen Sitzungen hat nur die 13. am 11. October 1551 und 14. am 25. November 1551 in dogmatischer und disciplinärer Hinsicht tief eingreifende Beschlüsse gefaßt. In der 16. am 28. April 1552 wurde das Concil auf unbestimmte Zeit suspendirt. Was bis dahin bezüglich des Glaubens festgesetzt war, ließ eine Beilegung des entstandenen Zwiespalts kaum hoffen. Und doch wollte man sich auf beiden Seiten diesem Gedanken nicht hingeben. Das Concil sicherte freies Geleite zu, forderte die Protestanten zum Erscheinen auf, der König Ferdinand gab sich alle Mühe, dies zu bewirken, einzelne protestantische Fürsten waren geneigt, Vertreter zu senden. Die Lage, worin der Kaiser durch des Kurfürsten Moriz von Sachsen Vorgehen versetzt worden war, führte zu dem Passauer Vertrage (1552) und Augsburger Religionsfrieden (1555). Karl V. hatte resignirt, Ferdinand I., seit 1531 römischer König, die Reichsregierung angetreten; Paul IV., der in der Bulle Cum ex apostolatus aufs Neue die päpstliche Macht über die Völker und Reiche ex cathedra behauptet und bereits früher Karl V. und Ferdinand zum Bruche des Religionsfriedens aufgefordert hatte unter dem Anbot der Entbindung von ihrer eidlichen Pflicht, erkannte Ferdinand nicht als Kaiser an, weil die Verzichtleistung Karls ohne seine Genehmigung geschehen sei. Paul starb am 18. August 1559, in der Nacht vom 25. auf den 26. December desselben Jahres wurde der Cardinal Medici zum Papste gewählt, unter dem als Pius IV. durch Bulle Ad ecclesiæ regimen vom 29. November 1560 das Concil nach Trient aufs Neue einberufen wurde. Von der (ersten) 17. am 18. Jänner 1562 gehaltenen Sitzung bis zur 20. am 4. Juni 1562 verstrich die Zeit ohne Resultat. In der 21. Sitzung vom 16. Juli, der 22. vom 17. September 1562 wurden wichtige Punkte erledigt. Nachdem man darauf viele Monate lang debattirt, pactirt und intriguirt hatte, erledigte man plötzlich in drei Sitzungen vom 15. Juli, 11. November, 3. und 4. December 1563 eine solche Fülle der wichtigsten Angelegenheiten, daß man wahrhaft staunen muß. Als Pius IV. die Fortsetzung des Concils zuerst kundgab, handelte es

Digitized by Google

sich darum, ob man die Form finden werde, die Protestanten zur Theilnahme zu bewegen. Wollte man dies ehrlich, so mußte man das unvollendete Concil auf sich beruhen lassen, ein neues berufen, sich auf eine wirkliche Auseinandersetzung einlassen und vor allem bedacht sein, den Episcopat in möglichster Vollzähligkeit zu sehen. Statt dessen erschien aus Deutschland so gut wie kein Bischof; lange Zeit war Frankreich fast unvertreten; die Italiener überhaupt hatten stets das unbedingteste Uebergewicht über alle anderen. Während der Kaiser bis zuletzt und ebenso Frankreich aufs Ernsteste bestrebt waren, die Vereinigung herbeizuführen, konnten Rom, die Italiener und Spanier kaum genug schroffe Sätze finden, um die Ketzereien zu ersticken.

Wie in den ersten Perioden des Concils spielten auch in dessen letzter unter Pius IV. wichtige politische Fragen: die Anerkennung Ferdinands als Kaiser, die Wahl Maximilians II. zum römischen König, die Zustände in Frankreich, England, in den Niederlanden u. s. w. Daneben liefen die hochtrabenden Projecte der Mediceer, Pius' IV. Streben nach Versorgung der Nepoten, seine mannigfachen Heiratsprojecte u. dgl. m. Welche Wechselwirkung dies Alles hatte, wie die religiösen Fragen von der Lösung der politischen bedingt wurden, welche geheime Gründe für diese und jene Bestimmung bestanden, welche Ursachen bewirkten, daß „unter dem Beistande des heiligen Geistes" ein Tridentinisches Decret diese oder jene Fassung annahm, welche thatsächliche Rolle die Concilsväter hatten, welche Rom ausübte: diese und andere Punkte müssen feststehen, bevor man eine wirkliche Geschichte des Concils von Trient hat, ohne welche die Geschichte einer Zeit nicht klar ist, die, wie wenige, maßgebend wirkte. Kann es da Wunder nehmen, daß sich der Geschichte dieses Concils ununterbrochen große Aufmerksamkeit zuwandte? Paolo Sarpi (unter dem Pseudonim Pietro Soave Polano) eröffnete mit seiner Storia del Concilio di Trento (London, 1619. 2 V. 4.) den Reigen, gestützt auf ein reiches Material, das insbesondere dem venetianischen Archive entlehnt war. Welche Würdigung dies Werk bei den Curialisten genießt, zeigt dessen kurze Charakterisirung in G. Phillips Kirchenrecht (Bd. 4, Seite 467 f.), der von ihm sagt: „es hatte sich zur Aufgabe gemacht, unter dem Namen einer Geschichte des Conciliums von Trient die Synode in dem gehässigsten Lichte darzustellen und ihre Beschlüsse zu verhöhnen." Der Jesuit Sforza Pallavicino trat in seiner Istoria del Concilio di Trento (Roma 1656 f. 2 V. Fol.) Sarpi in allen wichtigen Punkten entgegen, ihn der Lüge, Entstellung und Fälschung beschuldigend. Seitdem mehrten sich die Quellen. Le Plat (Monumentorum ad historiam Conc. Trid. illustr. ampl. coll. Lovan. 1781 ff. 7 Voll. 4.), Mendham (Paldotti, Acta Conc. Trid. ed. M. Lond. 1841, Memoires of the Council of Trident), Planck (Anecdota ad Conc. Trid. pertin. Gött. 1793—1818), Baluze, Beccadelli, Martone, Milledone, Raynaldus, Döllinger, Buchholtz (Geschichte Ferdinands) u. a. haben ein überreiches Material zu Tage gefördert. Aber auch jetzt noch war mancher Punkt unaufgeklärt, mancher streitig. Bereits

Digitized by Google

stellte sich wiederholt heraus, daß der vielgeschmähte Sarpi in manchen Dingen Recht hat, in anderen stehen seine und Pallavicino's Angaben einander entgegen; des letzteren und Raynaldus' Darstellung verräth in vielen Punkten offenbare Lücken, wovon bald Absicht, bald Mangel der Berichte die Schuld trägt. Viele Documente waren in den bisherigen, besonders auf die Archive von Rom, Venedig, München, Simancas, Paris u. s. w. gestützten Urkundenwerken nicht ihrem ganzen Tenor nach mitgetheilt. Vor allem fehlte eine erschöpfende Uebersicht über die Stellung, welche Ferdinand I. dem Concil gegenüber eingenommen, so Vieles auch Buchholtz mitgetheilt hat. Darüber konnte vorzüglich das Wiener Archiv Aufschluß geben. Noch „vor zehn Jahren" (schreibt Sickel S. 3) wurde ihm die Benützung der Concilsacten verweigert. Herr v. Arneth hat diesen Bann gebrochen. Sickel begnügte sich damit nicht, sondern fand in Massone bei Arco einen großen Theil der Papiere des Grafen Prospero d'Arco, der von 1560 bis zu seinem Tode 1572 Gesandter Ferdinands I. und Maximilians II. in Rom war, ferner in Innsbruck eine Sammlung von Concil-Acten und Documenten.

Darauf stützt sich das Werk. Dies beschränkt sich bezüglich des bereits Veröffentlichten und allgemein Zugänglichen auf die Angabe, ob das Stück, in welcher Archivabtheilung und in welcher Form es erhalten ist; nur wo die bisherigen Drucke ungenügend waren oder der Zusammenhang dies forderte, wird das Document gegeben; die in seltenen Werken publicirten (besonders dem von Planck) machen eine Ausnahme. In extenso werden die Instructionen, Staats- und Denkschriften mitgetheilt; in den Correspondenzen wurden die bedeutungslosen Stellen sowie bloße Wiederholungen gestrichen; andere Stücke sind bloß auszugsweise gegeben; in den Noten werden bald auszugsweise, bald inhaltlich, bald lediglich durch Erwähnung alle jene, sei es bereits bei Anderen publizirte Actenstücke, sei es in den erwähnten Archiven enthaltenen Actenstücke bekannt gemacht, welche zum Verständniß des Gebotenen wie der Geschichte des Concils und der übrigen berührten Punkte dienen. Ueber die Glaubwürdigkeit, die diplomatische Form, den Vorgang bei der Entwerfung und Ausfertigung der kaiserlichen Correspondenzen u. s. w. wird das Nöthige (z B. S. 75) vollständig mitgetheilt. Sickel bietet 300 auf die angegebene Art theils vollständig, theils auszugsweise, theils inhaltlich referirte Documente, bestehend in: Briefen Ferdinands I. an Franz von Thurm, der als kaiserlicher Orator nach Rom gesandt wurde, als man P. Pauls IV. Ableben voraussah (der erste vom 10. Juli 1559), an Prospero d'Arco, an König Franz II. von Frankreich, Herzog Albrecht von Baiern, P. Pius IV., an die geistl. Kurfürsten, an seine verschiedenen Oratoren zu Trient, an verschiedene Cardinäle, die Legaten zu Trient, an Fr. de Vargas, Gr. Luna u. s. w.; Berichten der kais. Oratoren und Gesandten, Briefen verschiedener Fürsten, Cardinäle, fremder Gesandten an den Kaiser; Briefen des Papstes an ihn; der höchst interessanten Correspondenz von Galeazzo Cusano mit K. Maximilian; verschiedenen Berichten

Digitized by Google

Anderer an dieſen; Referaten über das Conclave, Inſtructionen, Denkſchriften, Gutachten u. ſ. w. Dieſe Fülle vielfach ganz neuen Materials läßt den Werth des Buches bei weitem noch nicht erkennen. Dieſer ſteckt zugleich noch in Folgendem. Durch die bewundernswerth exacte Prüfung und Vergleichung des ganzen bekannten Stoffes, durch die beſtändige Verweiſung auf die nicht abgedruckten Documente des Wiener Archivs u. ſ. w., durch die kritiſche Unterſuchung einer Reihe von Mittheilungen, durch ein Eingehen auf die Daten, die Widerſprüche in verſchiedenen Angaben hat Sickel eigentlich wenn nicht eine Geſchichte der für die Reform weitaus wichtigſten Periode des Concils geliefert, jedenfalls erſt die Geſchichte des Concils für dieſe letzte Periode wirklich zu ſchreiben ermöglicht. Wir dürfen ſomit dieſe Publication zu den wichtigſten zählen, die gemacht ſind. Für alle hervorgehobenen Punkte erhalten wir bald neue Daten, die eigentlichen Aufſchlüſſe über die Motive und Acte, bald eine Ergänzung der anderweitigen Angaben, bald eine Beſtätigung oder Verbeſſerung früherer. Da zeigt ſich, daß nicht Pallavicino, ſondern Sarpi in manchen Punkten Recht hat, daß Pallavicino und Raynald, wo ihnen dies convenirt, den einen Paſſus eines Documentes für ihren Zweck benützen, den anderen ignoriren. Wir erhalten ſchätzbare Beiträge zu einem Gewebe von diplomatiſchen Intriguen und Schlauheiten, zur Handhabung aller möglichen Mittel Roms, Opponenten in Trient lahm zu legen (z. B. durch Abberufung eines Biſchofs nach Rom, Anſtellung auf einem einträglichen Poſten und obendrein Anweiſung von Monatsgeldern), welche uns recht erkennen läßt, daß noch ganz andere Factoren wirkten, als der h. Geiſt. Wir erfahren die Stimmung aller Kreiſe in Rom; wir erkennen, daß man ſich das Concil am liebſten ganz vom Halſe geſchafft hätte; wir erſehen ſo recht, wie man ein förmliches Geſchäft daraus machte, gegen Conceſſionen auf der einen Seite ſolche auf der anderen zu bewilligen; es wird uns zur Gewißheit, daß von einer Freiheit des Concils keine Spur exiſtirte, daß man die Freiheit des Concils vorſchob, wenn man die Discuſſion über einen Gegenſtand verhindern wollte, der der Majorität und Rom unbequem war, umgekehrt ſich auf den Papſt berief, um das Concil zu beherrſchen. Wollte ich auch nur einen kleinen Theil des intereſſanten Details mittheilen, ſo müßte ich mindeſtens ein ganzes Heft beanſpruchen; ich beſchränke mich deßhalb darauf, die Stellung des Kaiſers Ferdinand zum Concil näher zu kennzeichnen, was erſt durch dieſe Publication möglich iſt.

Am 26. April 1560 meldet Franz v. Thurm dem Kaiſer (S. 46), Pius IV. wolle das Concil zu Trient fortſetzen; Card. Moronus, den der Papſt als Legat beim Kaiſer accreditiren wollte, und der Card. von Trient (Madruzzo) hätten ihn um Verwendung beim Kaiſer angegangen, dem dieſe Pflicht doch vorzüglich obliege, damit er beim Papſte dafür wirke. Anſtatt aber zu warten, bis auf eine directe Mittheilung eine Aeußerung des Kaiſers u. ſ. w. darüber eingetroffen ſein würde, ob eine Fortſetzung des Concils wünſchenswerth ſei, verkündete Pius bereits am 3. Juni (S. 48; in der Note führt S. aus, wie

Digitized by Google

Raynald und Pallavicino die Sache verwirren, Sarpi Recht hat) allen zu einer Versammlung berufenen Gesandten: „das bereits zu Trient angesagte Concil fortzusetzen, vielleicht später es an einen gelegeneren Ort zu verlegen.“ Ferdinand erklärte sich unablässig gegen die Fortsetzung, verlangte ein neues Concil, weil nur ein solches von den Protestanten werde beschickt werden, weil dies die bisherigen Trienter Beschlüsse, die noch nicht publicirt seien, ignoriren und eine Vereinigung möglich machen könne. Ihm mißfiel es höchlich, daß zuletzt in der päpstl. Bulle absichtlich zweideutige Worte gewählt wurden, die man für die Fortsetzung und für die Einberufung eines neuen verstehen konnte (vgl. S. 141 f. 145 f. Eine heilige Geistmesse wurde aber vor der Publication gleichwohl noch abgehalten, die sich nun auf Fertiges bezog). Wie er aber von vornherein den besten Willen, die besten Ansichten hatte, jedoch nicht jene Entschiedenheit, ohne welche man Rom gegenüber stets den Kürzeren zieht, so zeigt sich bis zuletzt, daß er mit allem Transigiren und Vorstellen nichts erreichte, als von Rom überlistet zu werden, dessen Acte er dann zuletzt acceptirte. Ferdinand verlangt stets ein freies und ökumenisches Concil. Ein solches muß (Schr. vom 23. Juli 1561 an Pius IV. S. 207) „aus allen oder wenigstens den meisten Nationen der christl. Welt zusammengesetzt sein“. Er trägt seinen Oratoren auf, zu sorgen, daß kein Mensch auf das Concil einwirke (Instr. v. 1. Jänner 1562 S. 256), schreibt am 22. Mai 1562 (S. 316) an dieselben: „das sei keine Concilsfreiheit wenn einige Angelegenheiten von den Vätern zu Trient abgemacht werden könnten, andere aber so von den Berathungen in Rom abhingen, daß die Väter daran gebunden seien.“ Würde das nicht beachtet, so könnten die Gegner wieder sagen: „Der h. Geist werde durch Postpferde zum Concil gerufen“ (S. 300 und öfter). Am 22. Mai 1562 befahl er noch den Oratoren, nicht mehr Theil zu nehmen, wennauch ein Protest gegen fremde Einmischung nicht helfe. Er trat vom ersten bis zum letzten Momente dafür ein, daß nicht bloß die päpstlichen Legaten, sondern auch seine und der übrigen Fürsten Oratoren das Recht hätten, Anträge zu stellen, daß die Clausel „auf Vorschlag der Legaten“ (proponentibus legatis) nur die gewöhnliche Form andeute. Diese Clausel ist noch stärker von den Spaniern bekämpft worden, die noch am 4. December 1563 gegen den Schluß proponirten, obwohl ein Breve Pius' IV. (abgedr. S. 635 f.) die ausdrückliche Erklärung abgab, daß diese Clausel dem Vorschlagsrechte der Oratoren und Bischöfe nicht präjudizire. (Und doch hat man 1869/70 zu Rom nicht also gehandelt!) Ferdinand erkennt dem Papste kein Recht zu, dem Concil Weisungen zu ertheilen, oder seine Bullen während des Concils authentisch zu declariren (an die Oratoren 4. Juni 1562 S. 326), spricht sich bei jeder Gelegenheit höchst entschieden dagegen aus, daß nach Rom berichtet, von dort Weisungen abgewartet und die Verhandlungen verzögert werden (z. B. S. 344, 356, 359, 416, 435 und öfter). Ja Pius IV. gab selbst zu, er könne während des Concils nichts entscheiden, den Laienkelch nicht bewilligen (S. 234, 441 a. E. u. ö.),

Digitized by Google

hatte aber durch Praktiken bewirkt, daß das Concil ihm die Frage überlasse, damit er so über demselben zu stehen scheine (S. 386). Der Kaiser fordert, daß die Procuratoren Stimmrecht haben, und meint, sonst sei er gar nicht in der Lage, die deutschen Bischöfe zur Absendung von stummen Personen aufzufordern (S. 510). Er erklärt dem Grafen Luna (31. August 1563 S. 593): „Was die Bestätigung der Concilsbeschlüsse durch den Papst betrifft, so werden wir diese unsererseits nicht erbitten, weil wir durch eine solche Bitte die Autorität des h. Concils wankend machen und vollständig untergraben würden, was wir auf alle Weise verhindern müssen. Denn obwohl geneigt, die dem Papste und päpstl. Stuhle gebührende und zustehende Autorität zu schützen, ist dennoch billig, daß wir nicht dulden, daß die Autorität der Concilien so sehr unterdrückt werde, daß ihre Decrete keine Kraft erhalten sollen, wofern sie nicht vom Papste bestätigt seien. Haben wir auch bisher stets gemahnt, die gehässige und schwierige Frage von Superiorität des Concils über den Papst bei Seite zu lassen, so wollen wir gleichwohl unsererseits nichts thun, wodurch wir der Autorität des Concils zu präjudiziren und dem Papste eine Superorität über dasselbe zu verleihen den Anschein haben. Demnach werden wir von den Decreten ausführen, was nothwendig scheint, ohne eine päpstliche Bestätigung abzuwarten, und werden uns nicht leicht kümmern um gegentheilige Dispensationen." Also dachte der deutsche Kaiser Ferdinand I. über die Freiheit eines allgemeinen Concils und über das Verhältniß des Papstes zu ihm.

Wir können Sickels Werk allen Freunden der Geschichte, der Kirche und des Staates nicht warm genug empfehlen; wir wünschen insbesondere, daß sich Jemand der leichten und lohnenden Arbeit unterziehe, auf Grund desselben und der sonstigen Quellen ein Bild zu entwerfen von Ferdinands Thätigkeit bezüglich des Concils. Darin können die Belege für Pius' IV. mehrfache Zweideutigkeiten, für Ferdinands Treue gegen seine Kaiserworte, für die mancherlei Kniffe und Schliche, wodurch man endlich den Kaiser dahin brachte, in die Beendigung des Concils zu wirken, verwerthet werden. Ferdinand stimmte dem Concilsschlusse bei, nachdem ihm die Bewilligung des Laienkelchs und der Priesterehe in sichere Aussicht gestellt worden und Maximilian für den Schluß gewonnen war.

Prag. Joh. Fr. R. v. Schulte.

Digitized by Google

Henry Crabb Robinson.

Seume berichtet in seinem Spaziergang nach Syracus, daß ihn und Schnorr von Jena aus „ein Paar liebe Freunde eine kleine Strecke begleiteten". Als einen dieser Freunde lernen wir den Engländer Henry Crabb Robinson kennen, welcher 1867, fast zweiundneunzig Jahre alt, gestorben ist und dessen Tagebuch, Erinnerungen und Briefwechsel zwei Jahre später im Drucke erschienen [1]). Aus dem umfangreichen Original hat Karl Eitner einen Auszug für deutsche Leser veranstaltet [2]) und sich damit unsern Dank verdient. Ein so langes und eine an großen Ereignissen und großen Menschen so reiche Zeit umspannendes Leben eines Mannes, der von Wissensdrang erfüllt und dem vergönnt ist, denselben nach Herzenslust zu befriedigen, der fast ganz Europa bereist und in Heimat und Fremde mit den bedeutendsten Personen seiner Zeit in vielfältige Berührung kommt: ein solches Leben hätte unter allen Verhältnissen Anspruch auf das Interesse eines Publicums, welches, wie das deutsche, dankbar jede Bereicherung seines Wissens entgegennimmt. Aber Robinson steht uns ganz besonders nahe. Während der junge Mann sich für die Laufbahn eines Anwalts vorbereitete, aber mit dem größten Eifer auf die Vollendung seiner allgemeinen Bildung bedacht war, kam er bereits auf den Gedanken, die deutsche Sprache zu erlernen und Deutschland zu bereisen. Einsichtige Freunde bestärkten ihn in diesem Gedanken, und so brachte er die fünf Jahre von 1800 bis 1805, zum Theil als Jenenser Student, in Deutschland zu. Und dieser Aufenthalt hinterließ in ihm eine solche Vorliebe für das Land, eine solche Anhänglichkeit an die Personen, welche er daselbst kennen gelernt hatte, daß er noch sechs Mal, zuletzt im Jahre 1863, längere oder kürzere Reisen nach Deutschland unternahm.

Wir haben mithin nicht einen von jenen zahllosen Engländern vor uns, welche „die große Tour" vorschriftsmäßig absolvirt oder aus Ersparungsrücksichten einen Aufenthalt in Deutschland genommen haben. Auch war zu seiner Zeit Weimar noch so wenig der Wallfahrtsort für seine Landsleute, daß

---

[1]) Diary, Reminiscences and Correspondence of H. C. R., selected and edited by Thom. Sadler. 3 vols. London.

[2]) Ein Engländer über deutsches Geistesleben im ersten Drittel dieses Jahrh. Aufzeichnungen H. C. R.'s mit Biographie und Einleitung von K. E. Autorisirte Ausgabe. Weimar, Böhlau.

Digitized by Google

Robinson schlechtweg als „der Engländer“ bezeichnet wurde. Ihm war es darum zu thun, die deutsche Wissenschaft und vorzüglich die deutsche Philosophie an der Quelle zu studiren, die litterarischen Größen persönlich kennen zu lernen. Und das Glück begünstigte ihn darin. Für die Natur scheint er nicht viel Sinn gehabt zu haben; von dem landschaftlichen Charakter der bereisten Gegenden, von der Physiognomie und dem Leben der Städte, von Baudenkmalen und andern Kunstwerken erfahren wir wenig. Dafür hat er reiche und umständliche Erinnerungen an die großen Denker und Dichter jener Tage zu bieten, und sein Buch hat in diesen Beziehungen einen Werth, wie z. B. die Aufzeichnungen des Schweden Atterboom für eine spätere Periode des litterarischen Lebens in Deutschland.

So erklärlich es hiernach ist, daß Eitner vorzugsweise diejenigen Partien berücksichtigte, welche Deutschland betreffen, so wenig zweckmäßig erscheint die von ihm beliebte äußere Anordnung des Stoffes. Einer Robinson und dessen Verhältniß zur deutschen Philosophie und zur Romantik charakterisirenden Einleitung folgt „Robinsons äußerer und innerer Lebensgang nach seinen Aufzeichnungen“, bald kurz referirend, bald mit den eigenen Worten des Tagebuchs oder der Briefe, aber — mit Uebergehung der Zeiten, welche Robinson in Deutschland zubrachte. Als zweiter Haupttheil reihen sich „Erinnerungen aus Deutschland“ (1800 bis 1805, 1818, 1829, 1834, 1840, 1851, 1863) an. Was mit diesem Zerreißen des Zusammenhangs erreicht werden sollte, begreifen wir nicht. Selbst wenn der Herausgeber trägen und oberflächlichen Lesern, welche eben nur erfahren wollen, was R. von Deutschland zu erzählen weiß, das glaubte bequem machen zu müssen, so hätte er weiter gehen und auch die vielen Stellen ausscheiden sollen, in welchen R. sonst noch Deutschlands und seiner deutschen Bekannten gedenkt, während jetzt bald im ersten auf den zweiten, bald im zweiten auf den ersten Theil verwiesen werden muß. Vor allem liegt aber auf der Hand, daß durch das angenommene System das Lebensbild völlig zerstört wird. Je größeren Einfluß die Reisen in Deutschland nach R.'s eigenem Geständniß „auf die Entwicklung seines Geschmacks und seiner Empfindungen und deßhalb auch unstreitig auf seinen Charakter“ ausübten, um so weniger war es gerechtfertigt, seine Rechenschaft über diese Abschnitte seines Lebens aus dem Zusammenhange zu reißen. Große Sorgfalt hat Eitner auf die Auskünfte über Personen, welche R. nennt, gewendet; doch geht er unseres Erachtens in einem Buche für Deutsche etwas zu weit, wenn er es nöthig findet, biographische Daten über Seume, Knigge, die Jagemann u. a. m. beizusteuern.

Die folgende Skizze des Lebenslaufs von H. Crabb [1]) Robinson hat nicht den Zweck, der Frucht den Saft auszupressen; vielmehr soll dieselbe den

---

[1]) Crabb war der Familienname seiner Mutter.

Digitized by Google

Appetit des Lesers auf das Buch reizen, welches fast auf jeder Seite ein sehr anziehendes ist.

Wir übergehen die mancherlei Interessantes über englische Sitten und damalige Denkart bietende Schilderung der Jugendjahre. Der erste Eindruck von Deutschland, dessen Boden unser Autor am 6. April 1800 zum ersten Male betritt, ist kein zu günstiger. Die Häuser, das Leben, die Tracht geben ihm die Vorstellung, als befinde sich hier alles noch auf der Stufe, welche England ein Jahrhundert früher eingenommen. Von Hamburg begibt er sich nach Frankfurt, lernt deutsch bei einem ehemaligen Illuminaten, macht die Bekanntschaft der Sophie Laroche und des Brentano'schen Hauses. Einer von den jüngeren Söhnen dieser Familie, Christian, macht ihm den Vorschlag, „ihn zu Fuß ins Sächsische zu begleiten", und da R. schon gewünscht hatte, „den gebildeten, aber auch bildlosen Theil Deutschlands" kennen zu lernen, machen sich beide jungen Leute im Juni 1801 auf den Weg. Zuerst nach Göttingen, um Clemens Brentano zu besuchen, dann durch den Harz und nach Grimma, wo R.'s Begleiter die Fürstenschule besuchen sollte. Robinson blieb mehrere Monate in Grimma, fing an, Kant zu studiren, wie er in Frankfurt Goethe gelesen hatte, unternahm allerlei Ausflüge in Sachsen und bis nach Prag und macht eine Menge bezeichnender Beobachtungen über den Charakter katholischer und protestantischer Länder, über die Lebensweise des sächsischen Adels zu jener Zeit u. dgl. m. In Teplitz tritt er in den für Edelleute bestimmten Raum im Liebhabertheater des Fürsten von Ligne und rechtfertigt dies mit den Worten: „Ich bin Engländer und alle Engländer sind adelig." — „Ich weiß das, mein Herr", versetzt der Thürhüter. R. fügt hinzu: „Ich habe es, ohne Scherz zu machen, gesagt. Denn überall in Deutschland werden die reisenden Engländer behandelt, als wären sie Adelige." Am Schlusse seines Berichtes über diesen Ausflug macht er die Bemerkung, daß er Ursache habe, die Gesellschaft der höheren Classen Böhmens günstig zu beurtheilen; nie vorher habe er von Fremden so viel Höflichkeit erfahren, obgleich der Rock, den er aus England mitgebracht, natürlich viel von seinem Glanze verloren habe u. s. w.

Nach Grimma zurückgekehrt, macht er Seume's Bekanntschaft und besucht mit diesem Weimar und Jena. Er wünschte „mit Wieland zu sprechen, Goethe aber nur anzuschauen." Und das ging buchstäblich in Erfüllung. Von Wieland berichtet er Aeußerungen über politische und religiöse Fragen, z. B. Luther habe die heilsame Reform der Kirche dadurch verdorben, daß er das Volk zum Mittheilnehmer an dem gemacht, was nur den Gelehrten hätte überlassen bleiben müssen. Bei Goethe Theil am Gespräch zu nehmen, hielt Robinson die Ehrfurcht ab, die Anderen sprachen Unbedeutendes, Goethe hörte gütig und herablassend zu. Im Ganzen hinterließ dieser erste Besuch offenbar keinen besonders tiefen Eindruck. Auch Herder, bei dem er mit Gentz zusammentrifft, Schiller und Kotzebue besucht er, weiß aber diesmal von Allen wenig zu sagen. Herausgehoben zu werden verdient folgende Betrachtung: „Die comfortable

Digitized by Google

Art, in der alle die Dichter, welche ich erwähnt habe, lebten, würde mich glauben lassen, des Dichters Schicksal müsse in Deutschland vorzugsweise ein günstiges sein, wenn ich mich nicht daran erinnerte, daß diejenigen, welche ich gesehen habe, die ausbündigsten und erwähltesten unter den deutschen Genies, die Lieblinge und Ideale der deutschen Nation waren."

Auf der Rückreise von Grimma nach Frankfurt (Mai 1802) stellt er die Beobachtung an, daß die Bauern des kürzlich an Preußen gekommenen Fürstenthums Ansbach große Abneigung gegen die neue Regierung hegen wegen des Militärdienstes, und daß die Unterthanen der geistlichen sich im Allgemeinen weit besser befanden als die der weltlichen protestantischen Fürsten. „Die Calvinisten und Lutheraner hatten freilich den Vorzug in Betreff der Intelligenz; aber sie hatten schlechteres Brot und weniger Fleisch." In Frankfurt kommt er mit der Frau Rath und Friedrich Schlegel, in Marburg mit Savigny zusammen, und sein vortreffliches Gedächtniß bewahrt von all diesen Begegnungen charakteristische kleine Züge. Im Herbst begleitet er seinen Freund Brentano nach Jena und läßt sich dort immatriculiren. Ein Brief aus jener Zeit legt Rechenschaft ab von seinem Eifer, „Weisheit zu erlangen"; er hört Vorlesungen über Physik, Aesthetik, Philosophie und Anthropologie, versucht sich zu überreden, daß er Schelling verstanden habe, und seufzt gelegentlich über das schlechte Essen und Getränk in Jena. Für das „Monthly Register" seines Freundes Collier liefert er Beiträge über deutsche Litteratur, Kantische Philosophie, Uebersetzungen aus Goethe und Schiller u. a. m., erklärt übrigens unbefangen, daß „alle diese Versuche weder die Aufmerksamkeit auf sich zogen, noch sie verdienten". Auch entzog er sich dem studentischen Treiben nicht und bewahrte in seinem hohen Alter ein Stammbuch mit zahlreichen Einzeichnungen seiner Commilitonen aus Jena. „Auf einem der Blätter steht geschrieben: Ich werde Dich nimmer vergessen und erwarte dasselbe von Dir. Aber selbst dieses Denkmal bringt mir den Schreiber nicht mehr in die Erinnerung zurück", bemerkt er bei dieser Gelegenheit. Das Weimarer Theater wird besucht, um die Jungfrau von Orleans, die Braut von Messina, die natürliche Tochter, Nathan zu sehen, mit Herder genauere Verbindung angeknüpft; auch mit verschiedenen Universitätslehrern tritt er in persönliche Beziehung, wie Paulus, Gries u. A. Als er den Ersteren einmal fragte, ob er eine Aeußerung desselben so richtig verstanden habe, daß ein Mensch durchaus an gar keine Wunder zu glauben brauche und doch ein Christ sein könne? — antwortet Jener: „Denken Sie ja nicht, Mr. Robinson, daß ich persönlich damit alle Achtung außer Augen setze, wenn ich sage, daß mir das eine dumme Frage zu sein scheint, weil sie voraussetzt, daß das Christenthum etwas mit Inspiration, mit Prophetie oder mit Wundern zu thun habe; aber es hat nichts mit alledem zu thun."

In den Ferien sieht sich Robinson Berlin an, das ihm als große Stadt wenig Vergnügen macht, — eine Residenz, wo der souveraine Fürst die Staats-

Digitized by Google

einkünfte auf die Errichtung von Opernhäusern und Palästen verwendet, ist in seinen Augen kein ergötzlicher Gegenstand — und wo unter den Personen, die er kennen lernt, Friedrich Nicola den bedeutendsten Eindruck auf ihn gemacht zu haben scheint. Im folgenden Semester macht er in Jena die Bekanntschaft von Voß, Fr. Aug. Wolf, Fr. Jacobi und endlich die der Frau von Stael, welche sich den jungen Engländer auserlesen hatte, um in die Mysterien der deutschen Philosophie eingeführt zu werden! Die Mittheilungen über seinen Verkehr mit dieser Dame gehören zu den interessantesten des Buches. Hier erfahren wir auch, daß es Robinson war, welcher ihre Aufmerksamkeit auf den damals in Berlin lebenden A. W. Schlegel lenkte. Von Benjamin Constant wird der beachtenswerthe Ausspruch angeführt, Robespierre und Bonaparte hätten den stillschweigenden Beistand einer Nation erfahren, welche in Wirklichkeit keinem von Beiden zugethan war; die Franzosen seien so eitel, daß sie die Bedeutungslosigkeit eines neutralen Zustandes nicht ertragen können und aus Scheu vor dem Bekenntniß, der besiegten Partei anzugehören, sich das Ansehen geben, als gehörten sie zu der siegenden.

Im Frühjahr 1804 wurde die Bekanntschaft mit Goethe erneuert, B. Constant gab den Anlaß dazu. Robinson saß im Theater hinter Goethe und wurde von Constant begrüßt, worauf Goethe, welcher jene erste Begegnung vergessen hatte, sich umwandte und dem Engländer „mit einem ebenso einnehmenden Lächeln als sein gewöhnlicher Ausdruck kalt und abweisend war", vorwarf, ihn beleidigt zu haben, da Jener alle Welt in Weimar besucht habe, nur ihn nicht. Hieran knüpfte sich nun ein ziemlich reger Verkehr, welcher auch in der Folge aufrecht erhalten wurde. Goethe lernte den Engländer sehr schätzen, wie auch eine Stelle in seinem Briefwechsel mit Zelter beweist. Robinson trat später auch Ottilien freundschaftlich nahe, August v. Goethe hingegen war ihm antipathisch. Einen wesentlichen Differenzpunkt bildeten die Ansichten beider über „Buonaparte", gegen welchen Robinson einen so gründlichen, orthodox englischen Abscheu bewahrte, daß ihm wohl wäre zu gönnen gewesen, er hätte das Jahr 1870 noch erleben können. Eine sehr innige, andauernde Freundschaft schloß Robinson mit Knebel, hauptsächlich dem zulieb er in späteren Jahren wiederholt nach Jena kam. Ein Abstecher nach Heidelberg und Frankfurt führt ihn wieder zu seinen dortigen Freunden, und Bettina Brentano gefällt ihm diesmal besser als früher. Als er das erste Mal nach Frankfurt kam, war sie „ein kurzes, untersetztes, wildes Mädchen, die jüngste und am wenigsten angenehme Enkelin der Frau v. Laroche. Sie wurde stets als ein grillenhaftes unbehandelbares Geschöpf angesehen. Ich erinnere mich, daß sie auf Apfelbäumen herumkletterte und eine gewaltige Schwätzerin war; deßgleichen auch, daß sie in überschwänglichen Ausdrücken ihre Bewunderung der Mignon in Wilhelm Meister aussprach. Indem sie ihre Hände gegen die Brust drückte, sagte sie: „so liege ich immer zu Bett, um Mignon nachzuahmen". Robinson theilt die Zweifel an der Echtheit des „Briefwechsels mit einem

Digitized by Google

Kinde". In die letzte Zeit des diesmaligen Aufenthalts Robinsons in Jena und Weimar fiel noch der Tod Schillers. Als die Trauernachricht in eine Gesellschaft gelangt, in welcher R. und Knebel sich befanden, machte sich der Schmerz des Letztern „zugleich lächerlich und pathetisch" Luft. Er schlug heftig auf den Tisch und rief laut: „Der Tod ist doch der wahre dumme Junge!"

1807 wurde Robinson Correspondent der „Times" mit Anweisung seines Wohnsitzes in Altona, wo er von dem Herausgeber des „Hamburger Correspondenten" diejenigen öffentlichen Documente erhielt, welche in dem unter französischer Botmäßigkeit stehenden Deutschland nicht gedruckt werden konnten. Lange war seines Bleibens dort nicht; durch Mecklenburg rettete er sich nach Schweden, wo er die Dichterin Amalie von Imhof, und in deren Hause Ernst Moritz Arndt kennen lernte, welcher bekanntlich ebenfalls vor den Franzosen dahin geflüchtet war. Nach London zurückgekehrt, redigirte Robinson das Ausland für die „Times" und bei Ausbruch der spanischen Erhebung wurde er nach Spanien geschickt, wo er verblieb, so lange es gefahrlos möglich war, Mitte Jänner 1809. Zunächst lebt er nun wieder in London fast ganz der Litteratur, schließt genaue Freundschaft mit den „Seedichtern" Wordsworth, Southey, Coleridge — so genannt, weil sie in dem seenreichen nordwestlichen Theile von England lebten —, 1813 aber entschließt er sich, in die richterliche Laufbahn einzutreten, welcher er 1828 wieder Valet sagte. Der Herausgeber vermuthet, daß der Anblick einer fünffachen Hinrichtung, zu welcher R. bemerkt: „Solchen Anblick mag ich nicht wieder haben", dazu beigetragen habe, ihn einem Berufe wieder abwendig zu machen, zu welchem er niemals rechte Neigung gehabt hatte.

Im Jahre 1818 zog es ihn zum zweiten Male nach Deutschland, nachdem er in der Zwischenzeit wiederholt Frankreich und Belgien besucht hatte. Er fand seine Frankfurter Freunde sehr religiös geworden, Christian Brentano versicherte, Wunder „von derselben Art", wie die biblischen, erlebt zu haben, und Friedrich Schlosser nannte Goethe's Alter ein tragisches, er werde allein gelassen, weil er sich dem religiösen Geiste der Jüngern widersetze. Erquicklichere Eindrücke empfing R. in Weimar und Jena, bei Hof, deren Fürstinnen ihm sämmtlich wohlgesinnt waren, und im Hause Knebels. Von den vielen berühmten Persönlichkeiten, welche uns auf den nächsten Bogen vorgeführt werden, möge hier Lady Morgan erwähnt werden wegen der guten Abfertigung, die sie von R. erhielt. Man habe ihr gerathen, nach Deutschland zu reisen, sagte sie, aber sie habe keine Achtung vor deutscher Litteratur und Philosophie. „Dann thäten Sie besser, zu Hause zu bleiben; aber wissen Sie denn etwas von ihnen?" antwortete Robinson. Ueberhaupt war ihm die absprechende Manier vieler seiner Landsleute zuwider. So verbat er sich einmal in Paris dringend die Gesellschaft eines Engländers, der Alles schlecht fand. „Ich werde mich freuen, Sie in London wiederzusehen, aber nicht in Paris." R.'s Urtheile über Litteratur kommen uns wohl mitunter national-

Digitized by Google

befangen vor, vorzüglich wenn er seine Freunde Wordsworth u. s. w. mit ins Spiel bringt, allein das Streben nach Gerechtigkeit, die Würdigung der Vorzüge anderer Länder verläugnet er nie.

1829, auf dem Wege nach Italien, sucht Robinson abermals seine deutschen Freunde heim. Diesmal verkehrt er besonders viel mit Goethe, der ihm ein Jahr zuvor durch Uebersendung einer Jubiläumsmedaille und eigenhändiger Widmung gezeigt hatte, in wie gutem Andenken „der Engländer" in Weimar stand. Sie führten im allbekannten Gartenhause Gespräche über alles Erdenkliche. Einmal sprach Goethe verächtlich von Ossian, Robinson erinnerte ihn daran, daß er selbst diesen in die Mode gebracht habe, worauf Goethe lächelnd versetzte: „Das ist zum Theil wahr; aber es ist nie von den Kritikern bemerkt worden, daß Werther den Homer rühmt, während er noch seine Sinne beisammen hat, und Ossian, als er wirr zu werden begann. Aber Kritiker nehmen von Solcherlei keine Notiz." Nicht weniger interessant sind seine Bemerkungen, als Robinson die Absicht ausspricht, den nächsten Carneval in Rom zuzubringen und zufrieden sein will, wenn dieser in Wirklichkeit ihm nur halb so viel Vergnügen machen sollte, wie Goethe's Beschreibung desselben. „Gut, mein Lieber; aber das wird er nicht. Unter uns! nichts kann langweiliger sein als dieser Carneval. Ich schrieb diesen Aufsatz wirklich nur, um mich davon zu befreien. Meine Wohnung lag im Corso, ich stand auf dem Balcon und warf alles aufs Papier, wie ich es sah. Da ist auch nicht das Geringste erfunden. Wir Poeten sind weit mehr Leute der Thatsache, als die, welche nicht Poeten sind, es sich vorstellen; und gerade die Wahrheit und Wirklichkeit ist es, die diese Schrift so populär macht."

Auch Wien erging es wie Berlin, es hatte „wenig Anziehendes" für Robinson. Er berichtet nur umständlich über ein Gespräch mit Emanuel Veith, an den er empfohlen war. In Italien macht er unter vielen anderen auch die Bekanntschaft von Savage Landor, der ihm gelegentlich (aus Frankfurt) über eine Begegnung mit A. W. Schlegel schreibt: „Er gleicht einem kleinen dickbäuchigen Pony, ausgeputzt mit Sternen, Schnallen und Bändern, der auf dem Markte über sein Gebiß und Halfter weg zur Seite nach einem Apfel von dem Einen, einem Brocken Brot von einem Andern, einer Pfeffernuß von einem Dritten, und einem Tätscheln von der Hand eines Jeden schielt." 1834 ist Robinson wieder in Deutschland und hält sich in Heidelberg namentlich auf, um mit Benecke's speculativer Philosophie bekannt zu werden; 1840 macht er einen Besuch in Frankfurt, 1851 mit zwei Freunden eine Reise nach Berlin, Dresden u. s. w. In Bonn sucht er Arndt auf, der ihm sagt, er könne sich sechzig bis siebenzig Jahre zurückerinnern und wisse, daß in diesem Zwischenraum die Menschen in Deutschland besser äßen und tränken, und in jeder Hinsicht besser lebten als früher; sie kleideten sich besser, wären sauberer und weniger unordentlich und sittenlos in ihrer Lebensweise; die höheren Classen könnten die niederen nicht so unterdrücken, wie sie es früher thaten und die

Digitized by Google

Humanität habe zugenommen. Robinson fügt hinzu: Es erfreut mich, dies zu glauben, und ich bemühe mich zu denken, daß alles dies sich genau so verhalte und nicht bloß größtentheils eine Täuschung sei, die aus Arndts besonderem Temperament entspringt. — 1863 kommt R. noch einmal nach Heidelberg, fühlt sich aber zu schwach, seine Reise weiter auszudehnen. Doch erst am 22. December 1866 schreibt er in sein Tagebuch: „Nun empfinde ich das Alter, bis vor kurzem sprach ich nur davon." Seine letzten geschriebenen Worte (31. Jänner 1867) sind einem Buche über die Befähigung der Gegenwart zur Kritik gewidmet: „Der Verfasser denkt von Deutschland, wie es sich ziemt, und von Goethe mit hoher Bewunderung. In diesem Punkte möchte ich ihm wohl Beistand leisten, den er gern würde — — Aber ich fühle mich unfähig, weiter zu schreiben." BB.

---

* Prof. Dr. Watterich. Die Germanen des Rheins, ihr Kampf mit Rom und der Bundesgedanke (die Sigambern und die Anfänge der Franken) Leipzig, Duncker und Humblot 1872, VIII, 238 SS.

Es ist kein Zufall, daß in einer Zeit, in welcher das deutsche Volk den ruhmvollsten aller Rhein-Kriege geführt hat, das Interesse des Geschichtsforschers sich denjenigen Zeiten mit Erfolg zuwendete, die bald in Abwehr, bald im Drange nach Ausbreitung all' ihr Sinnen und Streben in dem Besitz des Rheines concentrirten. Der patriotische Ruf „sie sollen ihn nicht haben den freien deutschen Rhein" erscholl auch, obgleich nicht in Reimen, unter den Germanen, welche sich der Umstrickung durch die Nachkommen Cäsars zu erwehren strebten und im langen Kampfe erst die Freiheit des rechtsrheinischen Bodens und endlich den Besitz alles linksrheinischen erwarben. Keiner der kriegerischen germanischen Stämme, welche jenen Kampf ausgefochten haben, hat größeren Anspruch auf Theilnahme, als die vorkämpfenden Sigambern, die im rheinischen Schiefergebirge zwischen Lippe und Sieg wohnhaft, den eindringenden Römern lange einen starken Damm entgegensetzten. Ihren wechselvollen Schicksalen, dem Bunde, den sie von allen Germanen zuerst gegen die Römer errichteten, der Zerreißung des mächtigen Stammes durch Tiberius, seiner langen Verschollenheit und endlichen Neuerstarkung, worauf er unter dem Namen der Franken siegreich hervorbrach, um Alles vor sich niederzuwerfen, ist die vorliegende Schrift gewidmet, welche wir der Aufmerksamkeit zahlreicher Leser bestens empfehlen. Sie ist die Frucht eingehender, topographischer und geschichtlicher Untersuchungen und schließt sich eng an jene Arbeit an, welche vor zwei Jahren erschienen ist unter dem Titel: Der deutsche Name Germanen und die ethnographische Frage vom linken Rhein-Ufer (Belgien) 1870. Sie theilt mit letzterer die warme lebendige Darstellung, das Feuer nationaler Begeisterung, und wir sehen geschichtliche Zustände, welche so oft schon auf das farbloseste sind behandelt worden, in hellem Colorite uns entgegentreten und dies, ohne daß den Quellen Gewalt angethan wird, ohne daß die Aehnlichkeit zwischen den erobernden Römern und den heutigen Söhnen Galliens, welche die natürlichen Grenzen suchen, den bewaffneten Culturträgern der Vorzeit und dem Volke, das an der Spitze der Civilisation schreitet, allzu scharf und tendentiös hervorbräche.

Das große Gewicht, welches Watterich überall mit Recht auf die topographischen Fragen gelegt hat, verleiht dem Werk in dieser Hinsicht einen großen Werth, erlaubt aber

Digitized by Google

eben deßhalb nicht, an diesem Orte auf die Details der Untersuchung einzugehen. Die oftmals kühnen Combinationen des Verfassers dürften so wenig allgemeinen Beifall finden, wie manche in der vorerwähnten früheren Abhandlung. Ob die Nationalität der Belgen germanisch oder keltisch, ob eine Mischung aus beiden gewesen, wird je nach dem Gewichte, welches man einzelnen Stellen bei Cäsar und Tacitus beizulegen geneigt ist, immer verschiedene Auffassung erfahren. Wenn wir darin Watterichs Gründe wohl beifallswerth doch nicht zwingend finden, so müssen wir uns dagegen seinen Ansichten über die Localität der Rheinbrücken Cäsars, über die Geographie des Rheindelta's, über das Schlachtfeld von Arbalo und manches andere vollkommen anschließen. R. R.

'r Karl von Riccabona, von Professor Dr. Bidermann. Innsbruck. Jos. Gassner.

Der constitutionelle Verein zu Innsbruck hat einem wackeren Mitgliede, dessen Verlust er noch beklagen muß, durch die gewandte Feder Bidermanns ein schönes und wohlverdientes Denkmal gesetzt.

Diese Lebensskizze kann man als einen Beitrag zur Geschichte Tirols bezeichnen. Sie hat aber auch für weitere Kreise Interesse, indem sie uns einen der in Tirol nicht seltenen Männer vorführt, in welchen deutsche und romanische Bildung sich gegenseitig durchdringen und ergänzen. Riccabona wurde 1806 als der Sohn eines angesehenen Geschlechtes zu Cavalese geboren. Sein Vater, ein reicher Holzhändler, bestimmte ihn für die juridische Laufbahn; er bestand die Richteramtsprüfung mit ausgezeichnetem Erfolge. Das Jus genügte ihm aber nicht, er brütete über philosophischen Problemen, eine Reihe von Aufsätzen und Abhandlungen, die sich in seinem Nachlasse fanden, gibt davon Zeugniß. Er bezeichnet sie als ein Selbstgespräch; ein mystischer Ton klingt durch dieselben und daraus begreift sich die Bewunderung für Vincenzo Gioberti. Doch blieb er ein gläubig frommer Sohn der römisch-katholischen Kirche und machte nie ein Hehl daraus. Dessenungeachtet mußte er auf dem Sterbelager erfahren, wie weit der Fanatismus tirolischer Priester sich wage, indem ihm ein solcher die Absolution versagte, wenn er nicht aus dem constitutionellen Vereine austrete. Der harmlose constitutionelle Verein zu Innsbruck! Riccabona wies die freche Zumuthung mit dem letzten Aufgebot seiner Kräfte zurück. Auch über das Wort und die Sprache verfaßte er einen Essay, der freilich durch die Arbeiten deutscher Forscher längst überholt ist. Er war zum Gelehrten geschaffen und beabsichtigte auch Vorträge über Religionsphilosophie zu halten, da stellte ihn aber 1841 der Tod seines Vaters an die Spitze einer ausgedehnten Geschäftsverwaltung und er erlag endlich der Last des Holzhandels, der größte Theil seines Vermögens ging verloren, seine bürgerliche Ehre blieb jedoch unangetastet und makellos. Er fand Trost und Ruhe in einem edlen Familienleben, 1839 hatte er sich mit der Tochter des heldenhaften A. v. Gasteiger vermählt, die Ehe war reich mit Kindern gesegnet. Das Jahr 1848 warf auch ihn in die politische Laufbahn. Er trat entschieden für die italienische Nationalität in Wälsch-Tirol ein, obwohl vielfach verleumdet und angefeindet, blieb er doch Oesterreich treu, wie auch die Schlußstrophe eines seiner Gedichte bekundet:

Ein Hoch daher dem Muth ich bringe,
Der treu sich bleibt und immer gleich —
Daß ihm das große Werk gelinge:
Das eine, freie Oesterreich!

Er wurde auch in den Landtag gewählt, die letzten Worte, die er am 19. December 1866 dort sprach, waren ein Verdammungsurtheil über die Sistirungspolitik.

Digitized by Google

Von nun an lebte er zurückgezogen, doch mannigfach journalistisch in verfassungsfreundlichem Sinne thätig. Auch die Muse erheiterte sein Leben und verlieh seinen Gedanken und Gefühlen Form und Ausdruck. Das Beste an Riccabona's Versen ist, daß er sie — obwohl öfters aufgefordert — nicht drucken ließ. Nicht daß sie gerade schlecht wären, Tirol, das mit einer Unzahl Poeten besetzt ist, sah schon weit schlechtere gedruckt und es fanden sich sogar Leute, die sie lobten; fast jedes Jüngelchen, das noch die bunte Eierschale auf dem Kopf trägt, beglückt jetzt das Publicum mit seinem Gedudel: Riccabona war aber zu classisch gebildet, um den Vers von Horaz zu vergessen: daß nur ausgezeichnete Dichtungen ein Recht auf Oeffentlichkeit haben. Bidermann hat manche Proben mitgetheilt. Sie gemahnen uns nach Styl und Ausdruck an eine längst entschwundene Zeit. So tönte die Lyra von Uz und Bürger! Wir begegnen dieser Erscheinung bei Tiroler Poeten nicht selten; sie geben den Wiederhall zu deutschen Dichtern, die längst abgeblüht. So erinnert uns P. Zingerle an Mathisson und Salis, B. Weber an Cl. Brentano, J. Schuler an Hoffmann, — von anderen zu schweigen.

Möge das schöne Ehrendenkmal von Bidermanns Hand die freundliche Erinnerung an den edlen Riccabona wach halten.

---

* Rud. Genée: Shakespeare. Sein Leben und seine Werke. Hildburghausen, Bibliograph. Institut.

Der verdienstvolle Geschichtschreiber „der Shakespeare'schen Dramen in Deutschland" gibt uns hier im Anschluß an die von Dingelstedt, Gelbcke, W. Jordan, Ludwig Seeger, Simrock und Viehoff besorgte Ausgabe der Dichtungen Shakespeare's eine Arbeit über den Dichter selbst, welche die weiteste Verbreitung verdient. Der Zeitpunkt des Erscheinens ist dem Buche vielleicht nicht ganz günstig, denn das größere gebildete Publicum, an welches auch dieses sich wendet, mag wohl neuester Zeit ein wenig übersättigt sein durch die vielen Biographien, Studien, Commentare, Vorlesungen u. s. w. Um so mehr soll hervorgehoben werden, daß Genée eben das geben wollte und wesentlich auch gegeben hat, was dem Shakespeare-Freunde, der nicht selbst Specialstudien angestellt hat. am willkommensten sein muß: eine Zusammenfassung dessen, was die Forschung über Leben, Verhältnisse, Charakter des Dichters festgestellt hat, und die Betrachtung seiner Werke an sich und im Zusammenhange mit der Zeit, ihrer Denkart und Sitte dem Zustande des Theaters vor ihm und während seines Wirkens.

Der Zweck dieser Zeilen ist es nicht, die Ansichten des Verfassers im Einzelnen zu verfolgen und zu beleuchten — wenn wir es auch nicht verschwören, bei Gelegenheit eingehender darauf zurückzukommen. Uebrigens wird gerade Genée's Methode den denkenden Leser ohnehin anregen, fortwährend den eigenen kritischen Maßstab anzulegen und zu vergleichen. Denn Genée tritt nicht mit vorgefaßten Meinungen an Shakespeare's Schöpfungen heran, sondern läßt diese selbst von sich Rechenschaft geben. Er ist sogar ein sehr entschiedener Gegner der deutschen ästhetischen Shakespeare-Kritik und zwar aus zwei verschiedenen Gründen. Einmal, weil sie (was unläugbar) so ganz besonders darin gesündigt hat, unterzulegen statt auszulegen und dem Poeten die verschiedenartigsten religiösen, philosophischen, politischen Standpunkte aufzunöthigen, je nachdem der betreffende Commentator ihn als Zeugen für diese oder jene Richtung zu benützen wünschte. Dann aber, weil sie, „verleitet durch die große und gerechte Anerkennung, welche die geistvollen Arbeiten unseres A. W. Schlegel auch in England fanden, sich seit längerer Zeit etwas darauf einbildet, die Engländer in der richtigen Würdigung ihres Dichters überflügelt zu haben". Auch das ist eine Thatsache, der gegenüber Genée mit vollem Rechte die unermüdlich fleißigen und mehr auf das Sachliche gerichteten Forschungen der Engländer

Digitized by Google

hochhält. Wenn er sich hiermit gegen die einseitigen Bewunderer Shakespeare's kehrt, so darf er deßwegen doch keineswegs zu den neuesten „realistischen" Sectoren gezählt werden, welche an dem Unvergleichlichen nicht viel mehr gelten lassen möchten, als an einem beliebigen Theaterdichter unser Tage, dessen Muse der Geschmack der großen Menge ist. Dagegen schützt unsern Autor „die Liebe zu dem freigebigen Segenspender, in der sich Alle zusammenfinden, die ihm näher zu kommen gesucht".

Das Buch, ein Viertelhundert Druckbogen stark, zerfällt in zwei Hauptabschnitte, das Leben und die Dramen. Die erste Abtheilung geht näher auf Geschmack und Gebrauch des damaligen englischen Theaters, dessen Gegner und Gönner ein, und illustrirt diese Darstellungen sehr angemessen durch Facsimiles von Abbildungen der Bühne und der Masken aus gleichzeitigen und späteren Druckwerken. Die zweite Abtheilung berichtet über die englischen Ausgaben und die Textkritik und behandelt dann die Dramen in sieben Gruppen: die Werke der ersten Periode (Titus Andronikus, Perikles, Heinrich IV., die beiden Edelleute von Verona, Irrungen, Verlorne Liebesmüh), die englischen Königsdramen, die Werke der mittleren Periode (Romeo, Sommernachtstraum, Kaufmann von Venedig, Keiferin, Lustigen Weiber, Viel Lärm um Nichts, Hamlet, Wie es euch gefällt, Was ihr wollt), die Tragikomödien (Ende gut, Alles gut, Maß für Maß, Wintermärchen, Cymbeline), die Dramen nach antiken Stoffen, die drei tragischen Meisterwerke (Lear, Macbeth, Othello) und endlich den Schwanengesang, den Sturm. Das Namen- und Sachregister würde Vervollständigung vertragen. Die Ausstattung des Buches entspricht der der Hildburghäuser Dramenausgabe, ist also geschmackvoll ohne luxuriös zu sein.

---

* **Kunstlitteratur für das Volk. B. Bucher:** Die Kunst im Handwerk. Wien bei Braumüller 1872.

Die deutsche Litteratur ist reich an Büchern über bildende Kunst für das gebildete Publicum, aber arm an Büchern über bildende Kunst für das Volk. F. Kugler, Lübke, O. Jahn, Overbeck, Springer, H. Grimm, J. Falke, Lützow u. A. m. haben einen wahren Hausschatz von Büchern geschaffen, gründlich in ihrer Anlage, wissenschaftlich in ihrer Methode, unterrichtend und ganz geeignet als eine ernste Lectüre für das gebildete Publicum, gebildet im guten Sinne des Wortes. Anders aber ist es, wenn wir fragen, wie es mit der Litteratur beschaffen ist, die auf ernsthafte Beachtung Anspruch macht, und doch nicht in erster Linie für das gebildete Publicum, sondern für das Volk, den Arbeiter, den Handwerker, für die Lehrer und Zöglinge von Volks- und Gewerbeschulen bestimmt ist, für jene Kreise, die keine gelehrte Erziehung genossen haben, vor Werken größeren Umfanges zurückschrecken, aber doch eine gediegene Lectüre über Kunst nicht entbehren können — heutigen Tages wohl weniger, denn je.

Denn gegenwärtig ist es klar, daß die Kunst nicht gepflegt werden will und darf von exclusiv künstlerischen Kreisen für exclusiv gebildete Kreise. Heutigen Tages will und soll die Kunst Sache des Volkes werden; sie soll das Volk bilden, das Volk soll zur Theilnahme an der Kunst herangezogen werden. Heutzutage ist die Frage anders, wie vor fünfzig Jahren; die Kunstlitteratur soll nicht mehr den Künstlern allein, nicht bloß den Gebildeten dienen, sie soll ein Wegweiser sein für das Volk, und vor Allem für jene in und aus dem Volke, welche im Handwerke und in der Industrie berufen sind, thatkräftig und werkthätig an dem künstlerischen Schaffen, wennauch nur indirect, wennauch nicht in hohen und reinkünstlerischen Werken Antheil zu nehmen.

Eine solche, für das Volk bestimmte Kunstlitteratur existirt in deutscher Sprache nur in den ersten Anfängen. Die Weber'sche Verlagshandlung hat in ihren Katechismen für das Volk mehrere Büchlein (von E. v. Sacken, Kanitz) veröffentlicht, die ihren

Digitized by Google

Weg in das Volk gefunden haben. Aber die Zahl dieser Bücher ist klein, nicht bloß im Verhältniß zu den Aufgaben, die zu bewältigen sind, sondern auch mit Rücksicht auf den vielgestaltigen und sehr ausgedehnten Leserkreis im Volke. Insbesondere wenn es sich darum handelt, einige Zweige der Kunsthandwerke zu erläutern, Farbenlehre und Farbenchemie mit Rücksicht auf Kunsthandwerke klar vorzutragen, da fehlt es fast ganz und gar an den richtigen litterarischen Führern für das Volk

Wer in Museen das besuchende Publicum beobachtet — und dazu hat man im Oesterreichischen Museum vielfach Gelegenheit gehabt — der hat ganz deutlich gesehen, daß dem Volke gerade das ganz unklar ist, mit dem es sich im Grunde am meisten beschäftigt. Der Tischler kennt die Stylarten, in denen er arbeitet, nicht, der Sticker die Stickarten, der Emailleur und Porzellanmaler versteht die Ausdrücke seiner eigenenen Technik nicht genau. Er weiß sich selbst in den meisten Fällen nicht klar auszudrücken, oder correct selbst elementare technische Ausdrücke schriftlich zu gebrauchen. Er weiß die Gegenstände, die er in Museen sieht, nicht richtig zu benennen, an dem Ort hinzustellen, an den sie gehören, und kömmt daher meistens nach dem Besuche öffentlicher Sammlungen mit unklaren Vorstellungen nach Hause, nicht recht wissend, was er gesehen hat, noch weniger darüber mit sich im Klaren, was er mit dem Gesehenen anfangen soll.

Unter solchen Umständen betrachten wir das Erscheinen eines Büchleins, wie es das ist, was Hr. B. Bucher soeben bei W. Braumüller, unter dem Titel „Die Kunst im Handwerk" veröffentlicht hat, nicht bloß als ein sehr glückliches, sondern als ein sehr nützliches Unternehmen. Bestimmt ein „Vademecum für kunstgewerbliche Museen, Ausstellungen ꝛc. ꝛc." zu sein, wird es seinen Zweck, wie wir hoffen, vollständig erreichen. Es darf allen denen empfohlen werden, die Museen besuchen, vor Allem aber Gewerbsleuten, Kunsthandwerkern, Industriellen. Es wird auch, nach den Erfahrungen, die wir gemacht haben, Gebildeten sehr nützlich sein, insbesondere der jüngeren Generation, die noch wenig Lebenserfahrung und Fachkenntniß hat. Es gibt eine klare und deutliche Beschreibung der verschiedenen Kunstarten und Techniken; erklärt die Ausdrücke fremden Ursprungs und gibt sich die Mühe, auf das einzugehen, was alle Welt als selbstverständlich voraussetzt, was aber trotzdem sehr selten zu finden ist. Ein Buch der Art zu schreiben, ist kein Vergnügen; ist Arbeit und Mühe, welcher sich nur derjenige unterzieht, der ein ernstes Streben hat, dem Volke, dem er angehört, zu nützen, die Stellung, in der er sich befindet, im Interesse der allgemeinen Bildung redlich auszufüllen. Wir sind daher überzeugt, daß Alle, welche den Ernst und die Mühen eines solchen Berufes einsehen, es Herrn B. Bucher danken werden, nicht bloß daß er das gethan, was er gethan hat, sondern auch wie gewissenhaft er es mit seiner Aufgabe genommen hat.

R. v. E.

---

*Dioscuren. Unter diesem Titel gibt der „Erste allgemeine Beamtenverein der österreich.-ungar. Monarchie" ein litterarisches Jahrbuch heraus, dessen erster Jahrgang zu Anfang des nächsten Monats (in Commission bei L. Rosner) erscheinen wird. Dasselbe soll Rechenschaft geben über Entstehung und Thätigkeit des Vereins, dessen höchst segensreiches Wirken in Oesterreich allgemein bekannte Thatsache ist, hat aber auch einen glänzenden Kreis außerhalb des Vereins stehender Mitarbeiter gewonnen, deren Namen — wie Anast. Grün, Emil Kuh, Gräfin Wickenburg, Freih. v. Helfert, H. Lorm, H. Noë, Bauernfeld, Bodenstedt, Wilbrandt, Hamerling, Holtei, Jokai, Karl Beck u. v. A., dazu Mittheilungen aus dem Nachlaß von Eötvös, Grillparzer, Halm, Hebbel — genügen werden, um in den weitesten Kreisen die Aufmerksamkeit auf diese Erscheinung zu lenken.

Von Mitte Mai an ist meine Adresse: IV. Victorgasse 5. 1. Stock.

Bruno Bucher.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zum Gedächtniß Franz Grillparzers.

Von Wilhelm Scherer.

Es gibt keine andere Methode, einen Dichter würdig zu feiern, als die Betrachtung seiner Werke.

Die großen Männer der Geschichte sind gleichsam geniale Conceptionen des Volksgeistes, der sie erzeugt. Wenn wir sagen wollen, was Deutschland ist, so nennen wir Friedrich den Großen, Stein, Goethe, Humboldt — wir nennen Staatsmänner, Feldherren, Dichter, Künstler, Gelehrte. Wenn wir die Größe eines Zeitalters im Gemälde schildern, so stellen wir eine ideale Versammlung auserwählter Geister dar, in denen sich die Grundzüge der Epoche am glänzendsten ausprägen.

Und so setzt sich das Bild des Dichters zusammen aus seinen Schöpfungen. Die Kinder seiner Phantasie sind die ewigen Merkzeichen für den persönlichen Gehalt des Poeten. Wenn wir den Begriff Grillparzer ausdrücken wollen, so sagen wir Sappho, Medea, Ottokar, Hero, Esther. Diese Gestalten bilden das ideale Gefolge, das seinen Namen durch die Welt begleitet.

Auch so kommen wir nur zu einer Ahnung der lebendigen Persönlichkeit, zu einer äußeren Umschreibung, zu einem Erhaschen von Merkmalen — nicht zu dem Kern.

Der Kern ist überhaupt unfaßbar. Wie wenig wissen wir von unseren Nächsten. Wir meinen oft tief hineinzublicken in die Seele eines Freundes, der sie uns auch selber gerne zeigen möchte, wie sie ist. Und plötzlich Verwandlung. Ein Wort fällt, das eine neue Beleuchtung eröffnet, alle Linien verschieben sich, das Hohe wird niedrig, das Niedrige hoch, ein anderes Bild stellt sich dar.

So geht es uns mit den Menschen oft, die wir am genauesten kennen, die wir Schritt für Schritt beobachten. Und in wie großer Ferne, wie unerreichbar weit bewegt sich von dem gewöhnlichen Beschauer der Mann, welchem die Götter die schaffende Vollgewalt der Poesie verliehen haben. Unsere Beobachtung ist wie auf Fernröhre angewiesen, und keines zeigt uns genug.

In allen Verworrenheiten der Menschen unter einander, in allen Mißverständnissen und Trübnissen, bei allen auftauchenden Zweifeln an denen, die wir hoch halten, gibt es keinen Rath, als ihre Handlungen zu befragen. Worte

Digitized by Google

sind nichts, Gesinnungen nichts, Gefühle und Gedanken nichts: das Handeln allein entscheidet.

Für jeden Einzelnen können im bewegten Leben nur seine Thaten Zeugniß ablegen. Für den Dichter seine Werke.

Fragen wir, was diese uns über Grillparzer verrathen, und lassen wir alle unnützen Details des äußeren Lebens bei Seite [1]).

I.

„Des Lebens Schattenbild".

Die Stoffe, welche Grillparzer dramatisch bearbeitete, zerfallen großentheils in zwei Gruppen: eine antike, welche Sappho, das goldene Vließ, des Meeres und der Liebe Wellen umfaßt; und eine vaterländisch-historische, zu der König Ottokars Glück und Ende, der treue Diener seines Herrn, Libussa und der Bruderzwist im Hause Habsburg gehören.

Wie diese Wahl der Stoffe mit verbreiteten Zeitrichtungen zusammenhängt, liegt vor Augen.

Auch für Grillparzer war, wie für den Grafen Platen, das Alterthum die ideale Welt, in die er sich aus der Wirklichkeit flüchtete. Und Flucht aus der Wirklichkeit bedeutete ihm alle Poesie überhaupt. Auch ihn hat es nach dem Süden gezogen, um in der reicheren Natur, unter schöneren Menschen nach einem Abglanz versunkener Herrlichkeit zu suchen. Eine italienische Reise von 1819, eine griechische im Jahre 1843 waren fast die einzigen bedeutenderen Ereignisse, welche ihm ein sehr farbloses Leben wechselvoller gestalteten. Es war ein entzückender Moment, als er zum ersten Male aufbrach:

Gelobt sei Gott! die Stund ist da,
Der Wanderstab in der Hand!
Zu Dir hin gehts, Italia,
Du hochgelobtes Land!

---

[1]) Von Allem, was voriges Jahr an Panegyriken und dies Jahr an Nekrologen über Grillparzer geschrieben wurde (ich hebe nur die Artikel von Hans Hopfen in der „National-Zeitung" 1871 Nr. 25, 27, 29; 1872 Nr. vom 11. Februar und den von Gustav Freytag im „Neuen Reich" 1872 Nr. 5, S. 198, hervor), war mir nur Weniges gegenwärtig oder zugänglich. Unabhängig von äußeren Anlässen ist der treffliche Artikel in Goedeke's „Grundriß". Nächst den eigenen Schriften Grillparzers hat mir das Büchlein von Adolf Foglar, Grillparzers Ansichten über Litteratur, Bühne und Leben (Wien, 1872) die besten Dienste gethan. Frau v. Littrow verdanke ich eine Abschrift der Gedichte. Und Frau Helene Auspitz hat die Güte gehabt, mir ihre Aufzeichnungen über Gespräche mit Grillparzer zu leihen, woraus sie in der „N. fr. Pr." Nr. 2673 (2. Februar 1872) Einiges veröffentlichte. Ueber die ungedruckten Dramen bin ich nur durch gelegentliche Mittheilungen der Herren Laube und Weilen unterrichtet, denen diese Arbeit auch sonst verpflichtet ist. Meine Freunde Th. Gomperz und R. Heinzel haben einige Bemerkungen beigesteuert, die ich mir stillschweigend zunutze machte.

Digitized by Google

Die südliche Natur schließt alle ihre Zauber vor ihm auf. Mit allen Sinnen klammert er sich an ihre Pracht. „Ueberall Schönheit, überall Glanz!“ ruft er aus. Er kommt sich wie ein Pilgrim vor, der zum heiligen Grabe zieht, „zu deinem Grab, du heilige, entschlafne Zeit.“ Die Reliquien, die er suchte, waren die Spuren der Antike. In der Gesellschaft der ewigen Götter meinte er zu wandeln —

Und von jeder hohen Schwelle
Sah ein Himmlischer ihn an.
Rückte sacht auf dem Gestelle,
Lud zu sich den Wandersmann.

Und in den Ruinen des Colosseums ergreift er leidenschaftlich Partei für die entschwundene Heidenherrlichkeit, für die „riesige Vergangenheit“. Das Kreuz ärgert ihn, das dort aufgestellt:

Thut es weg, das heil'ge Zeichen!
Alle Welt gehört ja dir.
Uebrall — nur bei diesen Leichen
Uebrall stehe, nur nicht hier.

Es war ein tiefer, unauslöschlicher Eindruck, den er aus der einstigen Hauptstadt der Welt mit fortnahm. Stets blickte er mit gehobener Stimmung darauf zurück:

Roma! Roma! Gold'ne Stunden,
Als ich deine Zauber sah;
Jahre sind seitdem verschwunden
Und dein Reiz noch immer nah.

Man sieht die festgewurzelte Verehrung der Antike, welche nothwendig in seinen poetischen Producten zum Ausdruck kommen mußte. Auch er ist ein Epigone der Winckelmann, Lessing, Goethe, die das Alterthum unter uns theils forschend, theils schaffend neu belebten. Aber er ist auch zugleich ein Epigone der Corneille und Racine, die nur unter ganz bestimmten Einschränkungen antike Stoffe wählten und bearbeiteten.

Wenn einst die französischen Dichter des zwölften Jahrhunderts in den trojanischen Krieg und in die Aeneide neue, selbsterfundene Liebesepisoden verflochten, um diese Gegenstände ihrem Publicum mundgerechter zu machen, so verfuhr Corneille nicht anders. Und Racine hat die Liebe geradezu zum herrschenden Moment in der dem Alterthum nachgebildeten tragischen Kunstform gemacht.

So sind auch Grillparzers antikisirende Dramen ausschließlich Liebestragödien. Und sie sind nicht der realen geschichtlichen Welt entlehnt, nicht römisch,

Digitized by Google

nicht atheniſch, nicht ſpartaniſch, ſondern dem Mythus und der Sage angehörig. Dieſen Sinn hatte eben für Grillparzer die Wahl ſo entlegener Stoffe. Sie ſollten, den Bedingungen einer beſtimmten Zeit entrückt, in idealer Ferne rein menſchlichen Gehalt darbieten. Antike Anſchauungen, antike Empfindungen, antikes Heldenthum, antike Lebensverhältniſſe: darauf war es von ihm nicht abgeſehen. Und jeder Vorwurf, den man hieraus ableitet, iſt ungerecht.

Das wirkliche hiſtoriſche Leben ſuchte ſich Grillparzer mehr in der Nähe auf. Auch hierin folgte er einem Zuge der Zeit. Den Hohenſtaufen-Tragödien der Immermann, Grabbe, Raupach ſtellte er ſeine Habsburger-Tragödien entgegen. Und wie jene ſich an die neubelebte mittelalterliche Forſchung Deutſchlands und an das erſte künſtleriſch abgeſchloſſene Geſchichtswerk dieſer Richtung, an Raumers Hohenſtaufen anlehnten: ſo werden Grillparzers hiſtoriſche Dramen zunächſt mit den Beſtrebungen Hormayrs und ſeiner Freunde in Zuſammenhang gebracht werden müſſen. Die Epoche, die er aufſuchte, war nicht die alte Kaiſerherrlichkeit des Reiches, ſondern ältere öſterreichiſche Geſchichte, böhmiſche und ungariſche Vergangenheit.

Indeſſen ſind nicht alle hiſtoriſchen Stoffe unter einander gleich. König Ottokar und der Bruderzwiſt dürften wohl allein eigentlich realgeſchichtlichen und politiſchen Inhalt darbieten. Im treuen Diener und in der Libuſſa iſt dem hiſtoriſchen oder ſagenhaften Sujet mehr eine ſymboliſche Seite abgewonnen. Und die Anekdote aus der merovingiſchen Franken-Zeit, welche der Dichter in „Wehe dem, der lügt“ benutzte, oder der ſpaniſche Stoff der „Jüdin von Toledo“ kann kaum noch hieher gerechnet werden.

Ueberhaupt ſind ja mit der antiken und vaterländiſch-geſchichtlichen Richtung die Gegenſtände lange nicht erſchöpft, denen ſich Grillparzers dramatiſche Kunſt zuwandte. Die mittelalterliche Sage iſt durch den Operntext Meluſine vertreten, das alte Teſtament durch Eſther. Die Ahnfrau iſt eine dramatiſirte Räuber- und Geiſtergeſchichte. „Der Traum ein Leben“ oder — wie es urſprünglich heißen ſollte — „des Lebens Schattenbild“ verſetzt uns in den Orient, entlehnt aber von dort nur das Koſtüm, innerhalb deſſen er gewiſſen ſittlichen Ueberzeugungen Ausdruck gibt.

Halten wir uns an das letztgenannte Stück zunächſt, um nach dieſer äußeren und allgemeinen Ueberſicht von Grillparzers Stoffwelt uns den inneren Motiven, die ihn bei der Wahl derſelben leiteten, und damit den entſcheidenden Grundzügen ſeiner Perſönlichkeit zu nähern.

Woher hat Grillparzer den Stoff? Wie behandelt er ihn? Was iſt daran überliefert und was iſt individueller Zuſatz?

Der Titel erinnert an Calderons „Leben ein Traum“. Aber das Sujet hat damit wenig oder gar nichts zu thun. Calderons Stück enthält das bekannte Motiv, daß ein Menſch ſchlafend in eine beſtimmte Situation gebracht wird, worin er ſich über ſeinen ſonſtigen Stand oder ſeine bisherige Lebenslage plötzlich erhöht ſieht und daß man ihm hinterher, wenn er — wieder ſchlafend

Digitized by Google

— in die vorige Lage zurückgebracht ist, einbildet, Alles sei ein Traum gewesen. Ein deutsches Stück von Ludwig Hollonius aus dem Jahre 1605, „Der Traum des menschlichen Lebens“ (Somnium vitae humanae), Shakespeare im Vorspiel zu „Der Widerspänstigen Zähmung“, Holberg im Jeppe von Berge u. A. behandeln dasselbe Thema. Quelle dafür sind die Briefe des Ludovicus Vives, und die Anekdote knüpft sich ursprünglich an Philipp den Guten von Burgund [1]).

Bei Calderon ist das Motiv insofern tiefer als bei Shakespeare und Holberg gefaßt, als es ihm durchaus nicht auf eine komische, sondern auf eine sehr ernste Wirkung ankommt. Die Meinung, jene plötzliche Erhöhung sei ein Traum gewesen, dient zur sittlichen Veredlung des Helden. Er schließt daraus, das ganze Leben sei nichts anderes als ein Traum, in Folge dessen ändert sich seine Stellung zum Leben, er ist des Erwachens eingedenk und überhebt sich nicht. Die irdische Vergänglichkeit, die Nichtigkeit der Welt, dieser Urgedanke des Christenthums, wird so verherrlicht und die Lehre gepredigt,

Daß das Glück des Menschen alles
Wie ein Traum vorüberschwindet.

Daran streift sehr nahe jenes Lied von Grillparzers Derwisch: „Schatten sind des Lebens Güter, Schatten seiner Freuden Schaar.“

Aber Grillparzers Held träumt wirklich. Und nur insoferne dieser Traum auch nach Grillparzers Darstellung ethisch vertiefend wirkt, insofern der Held dadurch von verderblichem Ehrgeiz geheilt wird, besteht eine gewisse Verwandtschaft zwischen Calderons und Grillparzers Drama.

Und keineswegs Calderon, sondern — man möchte sagen: das gerade Gegentheil von Calderon hat in Grillparzers Phantasie die merkwürdige Schöpfung angeregt. Kein gläubiger Katholik hat den Stoff geliefert, sondern ein Freigeist; kein Andächtiger, sondern ein Spötter; kein fanatischer Spanier, sondern ein leichtherziger Franzose; nicht Calderon, sondern Voltaire in seiner Erzählung Le blanc et le noir [2]).

Auch bei Voltaire heißt der Held Rustan, ist aber nicht ein einfacher Jäger in engen Verhältnissen, sondern ein mirza, was nach Voltaire's Versicherung im Orient so viel bedeutet als in Frankreich ein Marquis, in Deutschland ein Baron. Den Namen Mirza hat sich Grillparzer für die Braut Rustans zunutze gemacht.

---

[1]) S. Paul Rebhuns Dramen, herausgegeben von Hermann Palm (Stuttgart 1859) S. 192 N.

[2]) Éd. Hachette t. 15. p. 156. Éd. de Gotha 44, 187. Auf Voltaire's kleine Romane weist Grillparzer selbst, bei Feglar S. 39. — Nachträglich bemerke ich, daß schon Hans Hopfen in der „Nationalzeitung“ 1871 Nr. 25 die Sache erwähnt.

Digitized by Google

Auch Voltaire's Rustan besitzt eine solche Braut aus einer benachbarten Familie, welche ihm seine Eltern bestimmt haben und mit der er sein Haus begründen soll. Aber unglücklicher Weise hat er die Prinzessin von Kaschmir auf dem großen Markte von Kabul gesehen, geliebt und Pfänder der Treue mit ihr ausgetauscht.

Die Ursache, weßhalb sie auf dem Markte von Kabul erschien, war folgende. Ihr Vater besaß einen kostbaren großen Diamant und einen Wurfspieß, der von selbst die Richtung einschlug, welche ihm sein Besitzer wünschte. Beide Kostbarkeiten stahl ein Fakir seiner kaschmirischen Hoheit und übergab sie der Prinzessin, seiner Tochter, mit der Versicherung, daß ihr Schicksal daran hänge. Der Herzog von Kaschmir ist nun außer sich über den Verlust und begibt sich auf den Markt von Kabul, um die Kaufleute, die aus allen vier Weltgegenden dort zusammenströmen, nach seinen Kleinodien zu fragen. Die Prinzessin aber schenkt den Diamant an Rustan, die Lanze bewahrt sie zu Hause in ihrem Koffer.

Rustan hat keine anderen Gedanken mehr als die schöne Prinzessin. Er will sie heimlich in Kaschmir aufsuchen, um sie zu erringen. Sein weißer Kammerdiener — Topaze — räth ihm ab, ein schwarzer — Ebène — räth ihm zu. Der schwarze schafft das Geld zur Reise, indem er jenen Diamant täuschend nachahmen läßt und den echten einem Armenier verpfändet.

Rustan begibt sich auf den Weg, die beiden Kammerdiener begleiten ihn. Plötzlich in einem großen Wald sind sie verschwunden. Indem man sie sucht, findet man bloß einen Adler, der gegen einen Geier kämpft und ihm die Federn ausrupft. Sobald Rustan dazukommt, ist es ein Rhinoceros, das sich mit dem Elephanten balgt, der Rustans Gepäck trägt. Und als man den Elephanten wieder hat, sind die Pferde fort. Rustan kauft einen Esel, der von einem Bauern geprügelt wird, und setzt sich auf ihn. Der Esel aber schlägt den Weg nach Kabul ein anstatt nach Kaschmir und Rustan kann ihn nicht abwenden. Endlich vertauscht er ihn gegen ein Kameel, das ihm willigere Dienste thut. Da findet er auf seinem Wege plötzlich einen reißenden Strom — er wird nicht hinüber kommen — aber während der Nacht baut sich eine marmorne Brücke, die er bequem passirt. Nicht lange indessen und ein riesiges Gebirge thürmt sich vor ihnen auf — Rustan und seine Begleiter wollen verzweifeln — aber wieder kommt Hülfe, ein langer Bogengang thut sich auf und führt durch das Gebirge hindurch auf eine blühende Wiese. Sie sind in Kaschmir.

Hier empfängt Rustan die erschütternde Nachricht, daß seine Angebetete im Begriff stehe, mit einem Herrn Bababou vermählt zu werden, dem sie ihr Vater versprochen hat. Er fällt in Ohnmacht. Zwei Aerzte behandeln ihn, der eine will ihn nach Kabul zurückschicken, der andere in Kaschmir behalten. Rustan bleibt.

Er erfährt, daß der Fürst demjenigen seine Tochter zugesichert hatte, der ihm den verlorenen Diamant schaffen würde. Herr Bababou ist der glück-

Digitized by Google

liche, denn er hat den kostbaren Stein von jenem Armenier gekauft. Rustan aber kommt nur mit dem unechten Diamant, von dessen Fälschung er keine Ahnung hat, und erklärt den Monsieur Bababou für einen Spitzbuben. Ein Zweikampf soll entscheiden, auf dem Wege dahin ruft ihm ein Rabe zu: „Schlage dich!", eine Elster dagegen: „Schlage dich nicht!" Rustan schlägt sich und ist Sieger. Bababou fällt, der Sieger bekleidet sich mit seiner Rüstung. So wird er als Bräutigam ausgerufen, so bringt ihn das Volk vor die Fenster der Prinzessin. Diese erblickt die verhaßte Rüstung, verzweifelt zieht sie den zauberhaften Wurfspieß aus dem Koffer, und sogleich steckt er in Rustans Herzen. An dessen Schrei erkennt sie die geliebte Stimme. Schreckliches Wiederfinden. Mit demselben Wurfspieß gibt auch sie sich nun den Tod.

Rustan, der nicht ganz todt ist, wird zu Bette gebracht. Da stehen zu beiden Seiten seine lang vermißten Kammerdiener Topaze und Ebène. Sie enthüllen sich als sein guter und böser Genius. Jener steht plötzlich mit vier weißen, dieser mit vier schwarzen Flügeln da. Der weiße hat alle Hindernisse in seinen Weg geworfen, er war der Adler, er war der Elephant, der Esel, er hat die Pferde verscheucht, den Strom fließen lassen, das Gebirg aufgethürmt, hat als Arzt und als Elster warnend zu ihm gesprochen. Der schwarze dagegen räumte die Hindernisse weg, er war der Geier, das Rhinoceros, er schlug als Bauer den Esel, er verkaufte Rustan das Kameel, er baute die Brücke, er bahnte den Bogengang durchs Gebirge, er hat als Arzt ihn bleiben heißen, als Rabe zum Kampfe gerathen.

In längeren Erörterungen, welche Rustan mit den beiden Genien pflegt, verwirren sich seine Gedanken. „Da steckt ein Geheimniß dahinter, das ich nicht verstehe", sagt er endlich. — „Ich auch nicht", meint der gute Genius, und verschwindet. — „Ich werde es gleich erfahren", sagt Rustan. — „Das wollen wir sehen", erwiedert Topaze.

Da verschwindet Alles. Rustan findet sich in der Wohnung seines Vaters, die er nie verlassen hat, und in seinem Bett, wo er eine Stunde geschlafen hat.

Er springt auf, in Schweiß gebadet, seiner selbst nicht mächtig. Er befühlt sich, ruft, schreit, klingelt. Der Kammerdiener Topaze eilt in der Nachtmütze und gähnend herbei. „Bin ich todt? lebe ich?" ruft Rustan aus. „Wird die schöne Prinzessin von Kaschmir davon kommen?" — „Träumt mein Gebieter?" entgegnet Topaze trocken.

„Ah" — ruft Rustan — „was ist aus diesem barbarischen Ebène geworden mit seinen vier schwarzen Flügeln? Er ist schuld an meinem grausamen Tode." — „Herr, ich habe ihn oben schnarchend verlassen, soll ich ihn holen?" — „Der Schändliche! Seit sechs Monaten verfolgt er mich; er hat mich auf den Markt von Kabul geführt, er hat mir meinen Diamant entwendet, er allein ist schuld an meiner Reise, an dem Tode meiner Prinzessin und an dem verhängnißvollen Lanzenstiche, an dem ich sterbe in der Blüthe meiner Jugend."

Digitized by Google

Der treue Topaze sucht den noch immer hocherregten Rustan nach und nach zu sich selbst zu bringen und ihn aufzuklären, daß alles nur ein Traum sei.

Die weder sehr tiefsinnige noch besonders witzige Geschichte schließt mit Reflexionen und Späßen, welche unsere conventionellen engen Begriffe von Zeitdauer verspotten sollen. Alle Ereignisse vom Anfange der Welt bis an deren Ende — meint Topaze — können sich hintereinander vollziehen in weit weniger als dem hunderttausendsten Theil einer Secunde, und vielleicht verhält sich die Sache in Wirklichkeit nicht anders.

Erinnert man sich nun des Grillparzer'schen Stückes, so wird Aehnlichkeit und Verschiedenheit sofort einleuchten. Der technische Kunstgriff, den Leser oder Zuschauer selbst bis zuletzt im Dunkel zu lassen, ob es sich um Traum oder Wirklichkeit handle, ist hier wie dort derselbe. Die Scene von Rustans Aufwachen zeigt frappante Aehnlichkeit. Auch ist das Ziel von Rustans ehrgeizigem Streben im Traum beide Mal eine schöne Prinzessin, hier von Samarkand, dort von Kaschmir. Auch bei Voltaire ist ihr Besitz an einen dem Vater geleisteten Dienst geknüpft. Aber im Drama dreht sich Alles um ganz andere höhere Interessen, die Kindereien von Diamant und Wurfspieß konnte Grillparzer nicht brauchen. Doch hat in beiden Fassungen Rustan einen bestimmten Gegner und Nebenbuhler vor sich, den er besiegt, dem gegenüber er sich jedoch im Unrecht befindet, bei Voltaire mit dem falschen Diamant, bei Grillparzer mit dem falschen Anspruch, der Lebensretter des Königs zu sein. Damit fängt im Drama die Sache gleich an und diese erste Unthat, diese Falschheit ist es, die fortzeugend Böses muß gebären bis Rustan nach mancherlei Betrug und Mord und Gewaltthat ringsum von Feinden umgeben auf der schicksalsvollen Brücke steht, von der er sich in den Strom stürzt.

Den ganzen Kampf der Genien mußte Grillparzer hinauswerfen als ein rein episches Element. Aber den schwarzen Genius finden wir hier als den Sclaven Zanga wieder, eine Art Mephisto, das personificirte böse Gelüste, der Rustan auf die Bahn des Unrechts lockt und dem am Schluß des Traumes auch die schwarzen Flügel wachsen. Der gute Genius bleibt hinter der Scene und läßt sich nur als frommer Derwisch mit jenem sinnvollen Lied vernehmen, welches nur unsere Gedanken, die Liebe und das Gute für wahr, alles andere für Schatten erklärt.

Grillparzer hat dem Voltaire'schen Stoff einen ganz anderen Grundgedanken untergeschoben, der freilich nahe genug lag. Der Titel scheint zu Voltaire's Meinung zu passen: „Der Traum ein Leben" — das kann nur sagen wollen, daß ein Traum von wenig Stunden im Stande sei, ein ganzes Leben einzuschließen. Und andererseits klingt in dem Liede des Derwisch der Calderonische Satz an, daß das Leben nur ein Traum sei. In Wahrheit aber will Grillparzer weder auf das eine noch auf das andere hinaus. Die Spitze seines Gedichtes ist gegen den Ehrgeiz gerichtet.

Digitized by Google

Deutlicher kann man sich darüber nicht aussprechen als es Rustan selber thut, wenn er die Sonne begrüßt:

Breit es aus mit deinen Strahlen,
Senk es tief in jede Brust:
Eines nur ist Glück hienieden,
Eins: des Innern stiller Frieden
Und die schuldbefreite Brust!
Und die Größe ist gefährlich,
Und der Ruhm ein leeres Spiel;
Was er gibt, sind nichtge Schatten.
Was er nimmt, es ist so viel!

Preisen wir uns glücklich, daß Grillparzer selbst die Moral seines Stückes nicht befolgt hat, daß Er wenigstens mit dem stillen Genuß des inneren Friedens sich nicht begnügte, daß er den Ehrgeiz hatte, sich über die öde Fläche der Gewöhnlichkeit zu heben, daß Ruhmesglanz ihn zauberisch lockte und der Wunsch nach dichterischer Größe seine Phantasie beflügelte!

Wie, oder sollen wir vielmehr in seines Herzens tiefsten Falten spähen, ob auch an ihm der Satz zur Wahrheit geworden, ob auch ihm der Ruhm verhängnißvoll gewesen? „Was er nimmt, es ist so viel." War das aus eigener Empfindung gesagt?

II.

„Des Innern stiller Friede".

Die Gesinnung, welche Rustan als das Resultat seiner Traumerfahrungen kundgibt, schlingt sich fast durch alle Dramen Grillparzers hindurch. Des Innern stiller Friede ist der Grundaccord, der in allen wiederklingt. Eine bescheidene und stille Existenz, ein beschränktes, einfaches Glück ist der Hintergrund, von dem sich das Toben der Leidenschaft bei ihm abhebt. Einfache, schlichte, zufriedene, nicht hochstrebende Naturen sind die Idealgestalten, die er nicht bloß dichterisch anschaut und in seiner Phantasie verklärt, sondern denen er eine ganz persönliche Liebe und Verehrung entgegenbringt.

In der Ahnfrau ist der häusliche stille Genuß eines bescheidenen Liebesglückes nur das ferne Ideal, dem die Wünsche und Träume des unglücklichen Paares zufliegen, das, was die Bühne gegenwärtig zeigt, ist freilich nur Sturm und Drang und Grauen. In diesem ersten Stück ist der Dichter am entschlossensten, seine Grundstimmung zu verläugnen und darzustellen, was ihm weh thun muß. Kein Drama Grillparzers ist aus einer so starken Entzündung der Phantasie entsprungen. Keines offenbart eine so entschlossene Tragik. Nirgends ist das Furchtbare so ohne Milderung hingestellt. Nirgends vielleicht sind die

Digitized by Google

poetischen Gestalten so rein abgelöst von des Dichters Innern, nirgends so ohne allen subjectiven Zusatz aus dem schaffenden Geist — man möchte sagen: herausgeschleudert.

Ueberall sonst gewinnt das Ideal, die dem Dichter selbst sympathische Gemüthsart lebendigere Verkörperung.

In „des Meeres und der Liebe Wellen" sucht die Mutter Hero's ihre stolze Tochter von dem Tempel wegzuführen, indem sie ein stillglückliches Familienleben als schönstes Ziel ausmalt. Es ist das Verhängniß Hero's, daß sie darauf nicht hören will. Bald soll ihr eine einfache Hütte mit dem Geliebten an der Seite als der Wunsch aller Wünsche erscheinen — aber die Pforte zum Glück ist dann verschlossen.

Im Vorspiel zur „Libussa" weisen Krokus' älteste Töchter, Kascha und Tetka, die böhmische Krone zurück. Aus einer Welt geheimnißvollen Sinnens und Forschens, aus dem nachdenklichen Verkehr mit der leblosen Natur, aus dem sonnigen Reiche der Einsamkeit wollen sie nicht hinaus in die Welt des Wirkens und Handelns. Wer darin lebt, scheint ihnen ein Sinnenknecht, vom Irdischen umnachtet, und „wer handelt, geht oft fehl." Libussa aber, die jüngste Schwester, wagt diesen Schritt. Die Begegnung mit Primislaus hat ihren Sinn geändert, das rauhe Kleid seiner Schwester, das sie trägt, scheint ein Band herzustellen zwischen ihr und dem Volke. Sie sagt den Schwestern offen:

Denk ich von heut
Mich wieder hier in eurer stillen Wohnung,
Beschäftigt mit — weiß ich doch kaum, womit,
Mit Mitteln zu den Mitteln eines Zwecks,
Mit Nacht und Sternen, Kräutern, Lettern, Zahlen, —
Dünkt's allermeist einförmig mich und kahl.
Dies Kleid, es reibt die Haut mit dichtern Fäden
Und weckt die Wärme bis zur tiefsten Brust,
Mit Menschen Mensch sein dünkt von heut mir Lust.
Des Mitgefühles Pulse fühl ich schlagen,
Drum will ich dieser Menschen Krone tragen.

Wird sie diesen Entschluß nie bereuen? Wird nicht die Zeit kommen, wo sie nach bitteren, schmerzlichen Erfahrungen, von der Welt gekränkt, sich zurücksehnt zu den Schwestern? Ist sie nicht zu stolz und selbstgewiß, indem sie das Königthum auf sich nimmt? Wird sie nicht darunter leiden, wie Hero unter dem Priesterthum?

Aber auch auf dem Throne zeigt uns Grillparzer die Gesinnung, die er vor allen verehrt. Im „Ottokar" ist Rudolf von Habsburg die schlichte, unscheinbare, prunklose Idealgestalt im einfachen grauen Rock, mit dem maßvollen gerechten Sinn, der stillen Sicherheit und Festigkeit. An ihn reihen sich verwandter Art Königin Margarethe und der alte Merenberg.

Digitized by Google

Wie hier der Sieg auf Rudolfs Seite ist, so hat der Dichter in der „Esther" die Naivetät eines reinen Herzens, eines selbstlosen Gemüthes geradezu triumphirend dargestellt. Wäre die Fortsetzung nicht unterblieben, so würden wir ohne Zweifel sehen, wie eben diese Eigenschaften sie zur Retterin ihres Volkes machen, wie alle Intriguen und Nachstellungen an der Hoheit ihres schlichten Empfindens scheitern.

Dieses Ideal der Einfachheit und Reinheit, der Selbstlosigkeit und Güte erscheint in dem Bischof Gregor des Lustspiels „Wehe dem, der lügt" mehr nach der Seite der Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit gewendet; in dem „treuen Diener" Bancban als pünktlichste Pflichttreue und Ergebenheit in das aufgetragene Amt: nur dieses hat der alte Magnat im Auge, er sieht nicht rechts, nicht links. Und es ist eine echt Grillparzer'sche Wendung, wenn Banchanus am Schluß allen Lohn von Seite des Königs ablehnt mit den Worten:

Der Glanz womit du deinen Diener schmücktest,
Er hat als unheilvoll sich mir bewährt.
Gebeut nicht, daß aufs neu' ich Gott versuche!

Aber gerade in den beiden letztgenannten Stücken ist Grillparzers Moralprincip, wenn ich so sagen darf, ad absurdum geführt. Denn in „Weh dem, der lügt" zeigt sich, daß man mit der strengen Wahrheitsliebe in der Welt nicht auskommt. Und im „treuen Diener" offenbart sich, daß Pflichttreue gegenüber dem Herrn zur Pflichtversäumniß an dem eigenen Hause, an der eigenen Frau werden kann.

Um so consequenter hat Grillparzer seine Lieblingsanschauung in der Sappho geltend gemacht.

Hier war Melitta durch keine leiseste Andeutung der griechischen Sage gegeben, sie ist die eigenste Erfindung des Dichters und vielleicht unter allen seinen Gestalten mit der größten Liebe gezeichnet. In ihr hat er sein Ideal von Weiblichkeit dargelegt. Er ist gleichsam selbst Phaon, indem er ihr jene bedeutungsvolle Rose überreicht

Als Bürgen seiner innern Ueberzeugung,
Daß stiller Sinn des Weibes schönster Schmuck,
Und daß der Unschuld heitrer Blumenkranz
Mehr werth ist, als des Ruhmes Lorberkronen.

Melitta ist — wie Sappho sagt — „das liebe Mädchen mit dem stillen Sinn."

Obschon nicht hohen Geists, von mäßgen Gaben,
Und unbehülflich für der Künste Uebung,
War sie mir doch vor andern lieb und werth

Digitized by Google

Durch anspruchsloses fromm bescheidnes Wesen,
Durch jene liebevolle Innigkeit,
Die, langsam gleich dem stillen Gartenwürmchen
Das Haus ist und Bewohnerin zugleich,
Stets fertig bei dem leisesten Geräusche
Erschreckt, sich in sich selbst zurückzuziehen,
Und um sich fühlend mit den weichen Fäden,
Nur zaudernd waget Fremdes zu berühren,
Doch fest sich saugt, wenn es einmal ergriffen,
Und sterbend das Ergriffne nur verläßt.

Es ist nicht nöthig auszuführen, wie Grillparzer dies Bild im Einzelnen bereichert und jeden Zug in Action gesetzt hat. Aber niemals wieder war es ihm so angelegen, auch die äußere Erscheinung ins Licht zu stellen und die Grazie in der Bewegung anschaulich zu machen: Melitta schwebt ihm vor, von allem Reiz umflossen. Wie Eucharis sie findet im stillen Myrthenwäldchen am klaren, kühlen Bache, die Kleider ringsumher, das zierliche Mädchen mit den kleinen Händen Wasser schöpfend und Arme und Gesicht eifrig reibend, während die Sonne durch die Blätter schleicht und sie mit Purpur übergießt, wie sie dann fröhlich ins Haus zurückgeht, ganz in sich verloren und versunken, ein heiteres Lied auf den Lippen, — das ist so zart und süß und keusch geschildert, wie eine reine Jünglingsphantasie sich schüchtern die Geliebte denken mag.

Es fehlt nicht an dem Gegensatze, der Melitten zur Folie dient. Melitta ist, was sich Sappho sehnt zu sein. Ihr Wesen ist das Zauberland, nach welchem Sappho umsonst verlangende Arme ausstreckt. Der Grundton Melitta's ist Idylle, der Grundton Sappho's ist Elegie. Und womit hat Sappho die Seligkeit verscherzt? Sie ist zu hoch gestiegen, sie kann das irdische Glück nicht mehr erfassen. Ihr ganzes Schicksal liegt in den Worten beschlossen:

Weh dem, den aus der Seinen stillem Kreise
Des Ruhms, der Ehrsucht eitler Schatten lockt!
Ein wildbewegtes Meer durchschiffet er
Auf leichtgefügtem Kahn. Da grünt kein Baum,
Da sprosset keine Saat und keine Blume,
Ringsum die graue Unermeßlichkeit.
Von ferne nur sieht er die heit're Küste,
Und mit der Wogen Brandung dumpf vermengt
Tönt ihm die Stimme seiner Lieben zu.
Besinnt er endlich sich und kehrt zurück
Und sucht der Heimat leichtverlassne Fluren,
Da ist kein Lenz mehr, ach! und keine Blume,
Nur dürre Blätter rauschen um ihn her.

Digitized by Google

Mit der größten Bestimmtheit finden wir hier den Grundgedanken von „Traum ein Leben“ wieder und Melitta und Sappho stehen sich gegenüber, wie das Naive und Sentimentale nach Schillers Anschauung. Melitta ist Natur, Sappho's Verhängniß ist die Kunst.

Aber unwillkürlich fühlen wir uns aufgefordert, hier noch tiefer einzudringen und bei der Betrachtung der von Grillparzer geschaffenen Gestalten nicht stehen zu bleiben. Es läßt sich fast mit Sicherheit nachweisen, daß unser Dichter höchst individuelle Empfindungen und Erfahrungen in der Sappho niedergelegt und aus seinem Innersten dabei geschöpft hat.

Es gibt ein merkwürdiges Gedicht von ihm, „Jugenderinnerungen im Grünen“ überschrieben und 1835 zuerst erschienen, voll von Aufschlüssen über sein Leben und seine Entwicklung.

Er erwähnt eine Enttäuschung der Freundschaft, die er erfahren, eine andere der Liebe. Er drückt sich auf das härteste über die letztere aus: „Der Schleier war zerrissen, Gemeinheit stand, wo erst ein Engel flog.“ Weiter will er den Vorhang nicht lüften. Aber er fährt fort:

— Da fand ich sie, die nimmer mir entschwinden,
Sich mir ersetzen wird im Leben nie,
Ich glaubte meine Seligkeit zu finden
Und mein geheimstes Wesen rief: nur die!

Gefühl, das sich in Herzenswärme sonnte,
Verstand, wenngleich von Güte überragt,
Aus Märchen grenzt was sie für andere konnte,
An Heilgenschein, was sie sich selbst versagt.

Der Zweifel, der mir schwarz oft nachgestrebet:
Ob Güte sei? durch sie ward er erhellt;
Der Mensch ist gut, ich weiß es, denn sie lebet,
Ihr Herz ist Bürge mir für eine Welt.

Wer weiß es, ob jene erste nicht näher geschilderte Züge zur Sappho hergegeben hat? Gewiß ist, daß diese zweite, deren Deutung nicht schwer fiele, eine Familienverwandtschaft mit Melitta aufweist, die kein Zufall sein kann: sei es nun, daß der Dichter sein bestimmt angeschautes Ideal nachher im Leben wiedergefunden, oder daß er sein Ideal nach dem Leben gebildet habe. Noch im späten Alter äußerte er: „Bei einem Frauenzimmer schätze ich nichts mehr, als wenn es einfach, natürlich und hübsch ist“ (Foglar S. 29).

Aber wir construiren unsere Ideale nicht ohne daß unser eigenes Selbst den Stoff dazu böte. Was wir außer uns bewundern, das muß in uns wiederklingen. Wenn Grillparzer seinen liebsten Gestalten den Grundton des Einfachen und Schlichten leiht, so meint er sein eigenes innerstes Wesen und zugleich

Digitized by Google

das Wesen des Oesterreichers darin aufzufassen. In einem Epilog zum zweiten Theile des goldenen Vließes sagte er dem Wiener Publicum von dem Stücke:

Verfaßt hats einer der sich euer nennt,
Als unter euch geboren euch verwandt
Durch das was dieses Landes Beste bindet,
Ein offnes Herz und einen schlichten Sinn.

Und in einem anderen Gedichte preist er gesund-natürlichen Verstand und richtiges Empfinden als das glückliche Erbtheil des Oesterreichers und zugleich als das Höchste, was der Mensch überhaupt erreichen könne. Dabei sucht er das Heimatsland, das er anredet, durch die Bezeichnung zu charakterisiren: „Die Unschuld, die du dir bewahrst, an heit'rem Sinn erlabend." —

Wenn also der Mensch Grillparzer sich in der Melitta spiegelt, so hat der Dichter seine persönlichen Stimmungen in das Seelenleben der Sappho hineingetragen. Jenes sehnsüchtige Hinüberblicken aus der Welt der Kunst und des Ruhmes in die Welt des einfachen Herzens und des stillen Glücks ist sein eigenes.

Grillparzer war nicht glücklich. In den „Jugenderinnerungen" findet er sich unter denselben Bäumen, die erst seine Kindheit gesehen, unter ihnen hat er geträumt von künftigen Schöpfungen: was er kaum zu hoffen gewagt, hat sich erfüllt. Und doch! Wenn er sein ganzes Leben überschlägt und zurückblickt auf die Knabenzeit, so bricht er in die schmerzlichen Worte aus:

Wenn erst ich das Verlorne wieder hätte,
Wie gäb ich gern was ich seitdem gewann.

Ein Schauder vor der Welt erfaßt ihn. Er kommt sich wie ein Ausgestoßener vor. Er schildert sich einmal als einen Verbannten. Das Leben hat ihn in den Bann gethan, weil er mit des Lebens Schwester, mit der Kunst, hinausgezogen in wilder Jagd: „Alles Wirklichen Genusse entsagt ich um den holden Schein". Dafür spricht das Leben den Fluch über ihn aus:

Von Wunsch zu Wunsch in ew'ger Kette
Und rastlos, wie du bist, so bleib!
Dir sei kein Haus und keine Stätte,
Kein Freund, kein Bruder und kein Weib

Ein Büttel aber beigegeben:
Um dich, in dir laß er dich nie,
Er peitsche rastlos dich durchs Leben,
Der wilde Dämon Phantasie! . . . .

Digitized by Google

Zieh hin, um all dein Glück betrogen,
Und buhl um meiner Schwester Gunst;
Sieh, was das Leben dir entzogen,
Ob dir's ersetzen kann die Kunst.

So war es denn kein Wunder, daß Grillparzer den Dichterberuf nicht als ein freudiges Schaffen, sondern als ein schmerzliches Leiden auffaßte. Er vergleicht den Dichter mit einem Baume, der, vom Blitz geschlagen, strahlend sich verklärt. Die Poesie ist ihm eine Perle, erzeugt in Todesnoth und Qualen von dem freudenlosen stillen Muschelthier. Und wie der Wasserfall im Sonnenglanze Diamanten um sich her zu sprühen scheint —

Er wäre gern ins stille Thal gezogen
Gleich seinen Brüdern in der Wiesen Schooß,
Die Klippen die sich ihm entgegensetzen
Verschönern ihn, indem sie ihn verletzen —

so bezahlt der Dichter den Beifall, der ihn umjubelt, die Bewunderung, die ihm gezollt wird, mit dem Besten seines Lebens: „Was ihr für Lieder haltet, es sind Klagen, gesprochen in ein freudenleeres All“ . . . .

Wir kennen die dunkle Gestalt mit dem düsteren Blick und dem geheimen tiefen Leiden in der Brust. Sie ist der stille Hausgeist, der die europäische Poesie der Zwanziger Jahre durchwandelt. Auch Grillparzer kann sich den Stimmungen des Weltschmerzes nicht entziehen. Die Figur der Sappho ist daraus empfangen.

Aber kehren wir zu unserem Ausgangspunkt zurück, zu Grillparzers Ideal der Sittlichkeit und Menschlichkeit, „des Inneren stiller Friede und die schuldbefreite Brust.“

Ein verwandtes Thema, wie in der „Sappho“, wird im „goldenen Vließe“ abgespielt. Wie Phaon steht Jason zwischen zweien Frauen, wovon die eine über die Schranken der Gewöhnlichkeit sich hinausgehoben hat: sein Herz neigt sich der anderen zu, welche ihm das einfache Glück alltäglicher Menschen verspricht. Wie Sappho und Melitta, so stehen sich Medea und Kreusa gegenüber, auch die Letztere im Wesentlichen des Dichters Schöpfung. Aber die Gegensätze sind erweitert und vertieft: wie denn das goldene Vließ überhaupt wohl die geistig tiefste von allen Grillparzer'schen Tragödien genannt zu werden verdient. Der Contrast zwischen Hellenenthum und Barbarenthum zieht sich durch das Ganze hindurch. Kreusa's einfach mildes, freundliches Wesen, voll Güte, Sanftmuth und einschmeichelnder Lieblichkeit ist durch griechische freie, schöne Bildung verklärt. Um Medea's harte, leidenschaftliche Natur ist die Wolke des düsteren Grauens gelagert, Zauber, Verbrechen, böse Künste. Wie sie heraus will aus der Barbarei, wie sie dem Verhängniß zu entfliehen sucht, wie sie das Ideal des Lebens vor sich sieht, wie sie in die griechische

Digitized by Google

Welt hinein sich sehnt und angstvoll strebt — und wie dies Alles in der Scene sich concentrirt, in der sie den vergeblichen Versuch macht, Jason ein Lied zu singen —: das ist ganz außerordentlich, und diese Scene gehört zu dem Rührendsten im edlen und großen Sinne, was die Poesie aller Zeiten hervorgebracht.

Was Medea will, das faßt sie in den Satz zusammen: „Laß uns die Götter bitten um ein einfach Herz!" Und dasselbe Wort ertönt in einer anderen Scene aus Kreusa's Mund dem schwächlichen Jason gegenüber, der, anstatt mit fester Hand gegen die Welt zu kämpfen und sich sein Haus zu gründen, in thörichte Klagen ausbricht und Unmögliches verlangt und unerfüllbare Wünsche äußert: hätte ich nie die Heimat verlassen, wäre ich nie nach Kolchis gegangen, hätte ich nie das Vließ gesehen, hätte ich mein Weib nie gekannt —

Mach, daß sie heimkehrt in ihr fluchbeladnes Land
Und die Erinnrung mitnimmt, daß sie dagewesen,
Dann will ich wieder Mensch mit Menschen sein.

Da hält ihm Kreusa entgegen:

Das wärs allein? Ich weiß ein and'res Mittel:
Ein einfach Herz und einen stillen Sinn.

Jason ist der Rustan des Traumes, der aus Ehrgeiz und Ruhmsucht sein Lebensglück in die Schanze geschlagen und sich auf die Bahn des Unrechts begeben hat. Ueber ihm und Medea schwebt, wie ein Rettungsengel, der Geist des einfachen Herzens, zu ihm langen sie verzweiflungsvoll empor, aber er vermag sie dem Verhängniß nicht zu entziehen. Dieses Verhängniß aber hat gleichsam sinnliche Gestalt gewonnen in dem goldenen Vließ. Und am letzten Ende erscheint Medea damit angethan und sagt dem niedergeschmetterten Jason was Rustans Derwisch singt:

Erkennst das Zeichen du, um das du rangst?
Das dir ein Ruhm war und ein Glück dir schien?
Was ist der Erde Glück? — Ein Schatten!
Was ist der Erde Ruhm? — Ein Traum!
Du Armer! der von Schatten du geträumt!
Der Traum ist aus, allein die Nacht noch nicht. —

So läßt sich denn in vielen Umwandlungen, bald bestimmter, bald unbestimmter angeschlagen, durch alle Dramen derselbe Grundton verfolgen.

Aber die höchste Steigerung, deren das Lebensideal eines reinen Herzens und der stillen Güte fähig war, ist nicht in einer Tragödie, sondern in der Erzählung vom armen Spielmann gegeben.

Digitized by Google

Der Held ist nicht bloß ein stilles Gemüth, er ist nach gewöhnlichem Maßstab so unglücklich als man nur sein kann; aus einer glänzenden Lebenslage herausgeworfen, ganz plötzlich um all sein Vermögen betrogen, arm wie eine Kirchenmaus, und unfähig, etwas zu erwerben — denn er ist wirklich ganz unbegabt — das Liebesglück, das sich ihm bietet, verscherzt er, es bleibt ihm nichts, als eine Violine, die er nicht zu spielen versteht, und ein Zimmer, das er nur zur Hälfte bewohnen darf: — und der Mann ist glücklich und zufrieden, ja es gibt für ihn Augenblicke der Seligkeit. Es ruht über der Geschichte ein melancholischer Hauch. Aber die Grundstimmung ist sanft und versöhnt, etwa wie in dem Gedicht „Bescheidenes Loos“:

Bei dem Klang des Saitenspieles
Geh ich einsam und allein:
Habe wenig, brauche Vieles,
Doch das Wenige ist mein —

oder in dem Gedicht „Ruhe“:

Befriedigung, die ich nach außen träumte,
Kommt nun von innen selber in mein Dach;
Das Leben rächt ja stets, was es versäumte,
Ich hole meine Jugendjahre nach. —

Die vorstehenden Betrachtungen werden einige Materialien gewähren, aus denen sich die Seelenverfassung Grillparzers in den Hauptzügen erkennen läßt. Seine ethische Anlage, seine moralische Weltanschauung hat sich uns damit enthüllt. Wir fanden eine eigenthümliche Begrenzung des Gesichtskreises, welche nicht ohne Einfluß bleiben konnte auf den Gehalt seiner Schöpfungen. Einen Helden des mächtigen Willens, der sich aufreibt in schmerzlichem Ringen mit der widerstrebenden Welt, — ja selbst eine aufflammende, verheerende Leidenschaft, die zu furchtbaren Thaten spornt, hat Grillparzer nie dargestellt. Und wo ein Stoff, den er bearbeitete, dazu Anlaß bot, hat er den Anlaß nie benutzt. Sein Ottokar ist kein Emporkömmling durch eigene Kraft, sondern ein übermüthiger Glückspilz, dem Fortuna ihre Gaben in den Schooß wirft ohne sein Verdienst. Sein Banchan ist kein Rebell, sondern ein „treuer Diener seines Herrn“.

Es ist als ob unseren Dichter eine ähnliche Anschauung geleitet hätte, wie sie Adalbert Stifter kundgibt und seinerseits auch stets befolgte: „Ein ganzes Leben voll Gerechtigkeit, Einfachheit, Bezwingung seiner selbst, Verstandesgemäßheit, Wirksamkeit in seinem Kreise, Bewunderung des Schönen, verbunden mit einem heiteren, gelassenen Sterben halte ich für groß: mächtige Bewegungen des Gemüthes, furchtbar einherrollenden Zorn, die Begier nach Rache, den entzündeten Geist, der nach Thätigkeit strebt, umreißt, ändert, zerstört

Digitized by Google

und in der Erregung oft das eigene Leben hinwirft, halte ich nicht für größer, sondern für kleiner, da diese Dinge so gut nur Hervorbringungen einzelner und einseitiger Kräfte sind, wie Stürme, feuerspeiende Berge, Erdbeben."

Diese Worte enthalten ein Programm, das ebenso gut für Grillparzer gilt, wie für Stifter.

(Ein dritter Artikel folgt im nächsten Heft.)

Ueber den muthmaßlichen ursprünglichen Zustand der ältern Eruptivgesteine.

Von Prof. Dr. Ferdinand Zirkel in Leipzig.

Auf eine zweifache Weise geht heutigen Tages vor unsern Augen auf der Erdoberfläche die Neubildung von Felsarten von statten. Das Material des flüssigen Kernes unseres Planeten sucht sich unter dem Druck der allmälig erkaltenden Hülle einen Ausweg auf den Spalten, welche, die Kruste der Erde durchziehend, ihr Inneres mit der Außenfläche in Verbindung setzen, an gewissen Stellen steigt die Lava als eruptive Masse im geschmolzenen Zustand zu Tage und breitet sich vor der Erstarrung auf dem Untergrunde in Form langgestreckter Ströme oder weithin ausgedehnter Decken aus. Ein anderer Theil der recenten Gesteine wird dadurch gebildet, daß ihr Material aus dem Wasser meist als ein Bodensatz der mechanisch darin aufgeschwemmten Stoffe abgelagert wird. Die Schichten von Sand und Schlamm, die Bänke von Geröllen, welche an den Gestaden der Meere, den Ufern der Landseen und Flüsse entstehen, liefern Beispiele für diese Ursprungsweise, welche man die sedimentäre nennt.

Mit voller Wahrscheinlichkeit sind wir befugt, anzunehmen, daß in früheren Perioden der Erdbildung gleiche Processe vor sich gegangen sind. Daß den Sandsteinen und Thonschiefern und Conglomeraten der verschiedenen geologischen Formationen dieselbe sedimentäre Entstehung zugeschrieben werden müsse, wie den in der Jetztzeit sich bildenden, ist in der That niemals zweifelhaft gewesen. Und so gibt es denn daneben auch eine Anzahl anderer Felsarten, welche unter solchen Lagerungsverhältnissen ihre Stelle in der äußern Erdkruste einnehmen, solche mechanische Beeinflussungen der benachbarten Massen aufweisen, daß zur Erklärung ihrer Herkunft nur die Annahme übrig bleibt, ihr Material sei einstmals in fern zurückliegenden Epochen der Erdgeschichte auf dem Wege der Eruption aus der Tiefe emporgedrängt worden. Dieser unerschütterlichen Ueber-

Digitized by Google

zeugung ist die große Schaar aller der Forscher, welche der Art und Weise des Vorkommens der Gesteinsmassen in der Natur die gebührende Aufmerksamkeit zu schenken nicht unterlassen.

Diese alteruptiven Felsarten stimmen allerdings, was die darin enthaltenen chemischen Grundstoffe und sogar was ihre quantitative chemische Constitution anbetrifft, durchaus mit den modernen Laven überein, welche wir aus Kratern ausfließen und erkalten sehen. Allein der Charakter ihrer mineralogischen Zusammensetzung entfernt sich mehr oder weniger weit von demjenigen, welchen die letzten bei ihrer Erstarrung annehmen. Wenn daraus einerseits der Schluß erlaubt ist, daß jenen Massen zur Zeit ihres Aufsteigens und Durchbruchs aus der Erdtiefe eine physikalische Beschaffenheit eigen war, die von der beobachtbaren der Laven etwas abweicht, so drängt sich andererseits die für die Geologie hochwichtige Frage auf, wie denn dieser Zustand geartet gewesen. Augenzeugen jener Eruptionserscheinungen, welche vor Millionen von Jahren stattfanden, können wir nicht vernehmen. Vielleicht aber, daß die Gesteinsmassen selbst allerlei Kennzeichen an sich tragen, welche uns von der einstmaligen Natur des Eruptivmaterials zu erzählen vermögen, oder daß uns die damit in Berührung gewesenen nachbarlichen durchbrochenen Felsarten begründete Vermuthungen über diesen Punkt an die Hand geben.

In dem engen Rahmen dieser Darstellung lassen sich diese Prüfungen unmöglich für die einzelnen Glieder der namenreichen Schaar eruptiver Felsarten vornehmen. Es sei daher gestattet, nur einige davon auszuwählen, solche aber, welche vermöge ihrer Verbreitung eine besondere Rolle in der Erdfeste spielen und daneben im Großen und Ganzen auch zu verschiedenen Zeiten in der Entwickelung unseres Planeten emporgebrochen sind. Die Granite mögen als die Repräsentanten der verhältnißmäßig ältesten, die Felsitporphyre als diejenigen der mittelalterigen, die Trachyte und Basalte als solche der jüngern Eruptivgesteine gelten, an welche sich die heutigen Laven mehr oder minder unmittelbar anschließen.

Wenn man einen beliebigen Granit zu einem ganz dünnen, feinen, das Licht durchlassenden Plättchen schleift und dasselbe in das Mikroskop bringt, so gewahrt man bei starker Vergrößerung in der wasserklaren Masse der Quarzdurchschnitte eigenthümliche winzige Gebilde in unfaßbarer Anzahl; es sind kleine Höhlungen, die mit einer Flüssigkeit angefüllt sind, in welcher sich ein Bläschen befindet. Dieses Bläschen bewegt sich sehr häufig von freien Stücken innerhalb des Liquidums bald mehr bald minder rasch umher, und es gewährt ein eigenthümliches, an organisches Leben erinnerndes Schauspiel, zu sehen, wie in oft fast allen den hunderten von Flüssigkeitseinschlüssen, welche man in dem aus Quarz bestehenden Gesichtsfeld des Mikroskops überblickt, die kleinen Libellen in unablässigem, rastlosen Tanz umherwirbeln. Auch im Innern der Gebirgsmassen geht diese seltsame Bewegung vor sich und ein jeder am Wege liegender Granitblock enthält in seinen Quarzen Millionen von mikrosko-

Digitized by Google

pischen Flüssigkeitseinschlüssen, in welchen sich vielfach ein Bläschen — vielleicht seit Millionen Jahren — ruhelos umhertreibt. Stellenweise wimmelt es förmlich von solchen liquiden Partikeln im Granitquarz, der damit in der That nahezu getränkt ist. Die Flüssigkeit selbst besteht in den meisten Fällen aus Wasser, welches vielleicht etwas Kohlensäure aufgelöst enthält. Durchaus zweifellos ist es, daß dieses Liquidum in dem Quarz der Granite von Anfang an bei der Bildung derselben mechanisch eingeschlossen und nicht etwa erst nachträglich im Laufe der Zeit in präexistirende mikroskopische Hohlräume langsam eingesickert ist. Und so werden wir denn zu dem Schluß gedrängt, daß das Eruptivmagma der Granite, welches, um den weiten Weg aus der Erdtiefe zurücklegen zu können, plastisch gewesen sein muß, vor seiner Verfestigung mit einer höchst beträchtlichen Wassermenge durch und durch beladen war. Vorgreifend mag hier um des Gegensatzes willen erwähnt werden, daß in den heutigen Laven, denen ein solcher Zustand im Augenblick des Ausbruches bekanntlich nicht eigen ist, sich auch die Flüssigkeitseinschlüsse so nicht wiederfinden.

Wenn ein Krystall aus einer künstlich geschmolzenen Masse sich ausscheidet, so hüllt er während seines Wachsthums sehr häufig kleine Partikel des umgebenden Schmelzgusses in seine Masse ein, welche, indem sie rasch erstarren sich gewöhnlich darin als körnerähnliche Einschlüsse von glasiger Substanz darbieten. Wo immer das Mikroskop derlei winzige Glaskörnchen in den Gemengtheilen eines Eruptivgesteins nachweist, da gelten diese unscheinbaren Gebilde als beredte Zeugen dafür, daß der Schmelzfluß sich bei der Entstehung derselben betheiligt habe. Uebereinstimmend damit werden dieselben von den Mineralgemengtheilen der heutigen Laven in reichlicher Menge umschlossen, ja es strotzen letztere stellenweise davon. In den hunderttausenden der vermittelst des Mikroskops durchmusterten Quarze, Feldspathe oder Glimmer der Granite hat man aber — zwei oder drei Fälle ausgenommen — bis jetzt noch keinen echten Glaseinschluß wahrgenommen, eine Thatsache, die zu der Wahrscheinlichkeit geleitet, daß das Eruptivmagma der Granite sich nicht in einem lavaartigen Schmelzfluß befunden habe.

Noch zwei andere Umstände sind es, welche zur Bestätigung dieser Vermuthung dienen. Die Eruptivgesteine, welche aus dem geschmolzenen Zustand erstarren, liefern, sofern die Festwerdung sehr rasch vor sich geht, glasige, schaumige, oder verschlackte Producte, Obsidian, Bimssteine, Schlacken. Auch die in vorhistorischen Zeiten geflossenen Laven der erloschenen Krater haben sich sammt und sonders an ihrer schnell erkaltenden Oberfläche mit diesen charakteristischen Gebilden bedeckt. Bei keinem Granit der Welt ist indessen bis jetzt die Verknüpfung mit einer solchen, den ursprünglichen Schmelzfluß bekundenden Ausbildungsweise seiner Masse wahrgenommen worden.

Zahllose Beispiele gibt es, daß die Laven sowohl der thätigen als der erloschenen Vulkane an den benachbarten Gesteinen, mit welchen sie in Berührung gekommen sind, Veränderungen hervorgebracht haben, wie sie nur eine

Digitized by Google

starke Hitze zu erzeugen vermag; bei den Graniten ist hingegen keine derartige kaustische Erscheinung mit Sicherheit bekannt. Die von denselben beim Durchbruch gewaltsam losgesprengten und eingeschlossenen Bruchstücke des Nebengesteins, die Spaltenwände, zwischen denen das eruptive Granitmaterial als Glanz emporstieg, offenbaren keinerlei Spur einer Anschmelzung, Verglasung, Frittung, Vercokung, Entwässerung, keinerlei Einwirkung überhaupt von kaustischer Art. Die einzigen Beispiele, welche in der gesammten umfangreichen Litteratur berichtet werden, sind die Anführungen von Russegger, daß in den Umgebungen von Chartum in Nubien der Sandstein in Berührung mit Granit theils gefrittet, theils zu einer glasähnlichen Schlacke geschmolzen, daß bei Assuan in Aegypten der Mergel und Thon zur Ziegelmasse gebrannt, der Sandstein zu einer Schlacke verglast sei: vereinzelte, wegen der vagen Ortsbestimmungen kaum je zu controlirende Beobachtungen, bei welchen höchst wahrscheinlich vorgefaßte Ansichten im Spiel gewesen oder Verwechslungen mit Trachyten unterlaufen sind, und auf welche angesichts des allerorten sich darbietenden absoluten Mangels solcher Contacterscheinungen gewiß kein Gewicht gelegt werden darf. Dem Nachbargestein gegenüber verhält sich der Granit stets so, daß man ihm eine Temperatur, wie sie die heutigen Laven zeigen, nicht füglich zuschreiben kann.

Während diese drei letzteren Punkte vereint Zeugniß dafür ablegen, daß bei der Festwerdung der Granite der Schmelzfluß kaum eigentlich mitgewirkt habe, ist eine andere sich unmittelbar an das Vorhergehende anknüpfende Thatsache noch dazu angethan, die oben berührte reichliche Gegenwart von Wasser in dem Eruptivmagma zu bekunden. Es ist allerdings das Auftreten der Granite und ihrer Verwandten von Wirkungen auf das Nebengestein begleitet, von Contacterscheinungen aber ganz eigenthümlicher besonderer Art, wie sie sich bei fernerstehenden Felsarten nicht mehr in gleicher Weise wiederholen: die angrenzenden dichten Kalksteine von weißlicher oder grauer Farbe sind oft auf nicht unbeträchtliche Entfernung hin in einen schönen, schneeweißen, krystallinisch-zuckerkörnigen Marmor umgewandelt worden, in dessen Masse dabei die Neuentstehung einer Fülle von prächtigen, buntverschiedenen Mineralien von statten gegangen. Thonschiefer und Grauwackenschiefer wurden gleichfalls an unzähligen Orten in Berührung mit dem Granit einer charakteristischen Metamorphose unterworfen, welche entweder das Gefüge dieser Schiefer gründlich veränderte, oder in einer Durchspickung derselben mit vielfachen, nachträglich entstandenen und zum Theile merkwürdigen Mineralien beruht. Je weiter man sich von dem Granitvorkommniß entfernt, desto schwächer werden die Spuren dieser Umwandlung, welche schließlich ganz erlöschen.

Die überwiegende Anzahl der Geologen neigt sich augenblicklich der Ansicht zu, daß diese keineswegs auf Rechnung allein der Hitze zu schreibenden Alterationsprocesse nur durch Wasser hervorgebracht sind, durch dasjenige heiße Wasser, welches, bei der Erstarrung der Granite zum Theil aus dem Magma ausgeschieden, mit manchfachen aufgelösten Stoffen beladen, in das Nebengestein

Digitized by Google

eindrang, um in dessen Schooß die Veränderungen im Gefüge und die Erzeugung junger fremder Mineralien zu bewirken. Directe Versuche über die mineralbildende Kraft des heißen Wassers erweisen, daß es zu den angedeuteten Leistungen füglich befähigt war und gereichen so dieser Ansicht zur wesentlichen Stütze.

Richten wir nunmehr den Blick auf ein anderes Eruptivgestein, welches in seiner chemischen und mineralogischen Zusammensetzung dem Granit sehr nahe steht, aber mit einer etwas andern Structur ausgestattet, im Großen und Ganzen jüngerer Entstehung ist, den Felsitporphyr oder Quarzporphyr. Vielfach und bedeutsam sind die Unterschiede, welche sich für diese ebenfalls vielverbreitete Felsart bezüglich aller beim Granit besprochenen Verhältnisse geltend machen. Untersucht man die Quarze des Porphyrs im Dünnschliff mit dem Mikroskop, so begegnet man allerdings auch noch zahlreichen Einschlüssen einer wässerigen Flüssigkeit, welche jedoch an relativer Menge denen im Granitquarz entschieden nachstehen, daneben erscheinen zierliche Partikel von unzweifelhaftem Glas in reichlicher Fülle. In der mikroskopischen Beschaffenheit der Porphyrquarze steht demgemäß mit deutlich lesbaren Zügen geschrieben, daß das Gestein, dessen integrirenden Theil sie ausmachen, sich einstmals in einem wirklich geschmolzenen Zustand befunden habe, daß dieser Schmelzfluß indessen auch noch in hohem Maße durchwässert war.

Mit dem auf diesem Felde vermittelst unendlich winziger Körperchen gewonnenen Resultat stehen nun alle übrigen beim Felsitporphyr beobachtbaren Verhältnisse in allergetreuester, sich gegenseitig auffallend bestätigender Uebereinstimmung. Im innigen geologischen Verbande mit den Felsitporphyren befinden sich zumal in den classischen Regionen der Umgegend von Meißen und Zwickau die wegen ihres pechähnlichen Glanzes so genannten grünen, braunen, rothen Pechsteine, welche lediglich eine glasartige Modification derselben darstellen. Und solche Gläser können nur aus geschmolzenen Massen hervorgehen. Das Pechsteinglas ist aber im Einklang mit unseren Voraussetzungen stark wasserhaltig und das Wasser, welches von dem zu Glas erstarrenden Magma bei dessen Festwerdung chemisch gebunden wurde, entspricht der Flüssigkeit, welche in den Quarzen des benachbarten krystallinisch erstarrenden Porphyrs mechanisch eingeschlossen wurde.

Gegen das Nebengestein trägt der damit in Berührung gekommene Felsitporphyr ein durchaus abweichendes Verhalten zur Schau, als wir es bei den älteren Graniten wahrgenommen haben. Jene bedeutsamen Veränderungen im Gefüge, jene reichhaltige Imprägnation mit neugebildeten Mineralien wird hier durchweg vermißt, höchstens war es dem Felsitporphyr gegeben, die angrenzenden Schichten hie und da mit etwas Kieselsäure zu schwängern. Sind wir berechtigt, in den abwechslungsvollen, vielgestaltigen und tiefeingreifenden Umwandlungen, welche der Granit vollstrecken durfte, eine directe Wirkung des aus ihm bei der Erstarrung ausgeschiedenen heißen Wassers zu erblicken, so mag der fast absolute Mangel solcher Phänomene in Begleitschaft des Felsit-

Digitized by Google

porphyrs den eben schon anderweitig gezogenen Schluß erhärten, daß sein Eruptivmagma bei weitem nicht in ähnlicher Weise durchwässert war.

Andererseits aber begegnen wir bei dem Felsitporphyr leibhaftigen Urkunden für die hohe Temperatur, welche seiner aufsteigenden Masse wenigstens bisweilen eigen war, Contacterscheinungen echt kaustischer Art, wie sie das Granitmagma nirgends hervorzubringen vermochte. Wo auf der Fixsterngrube bei Altwasser in Schlesien der Porphyr in das Steinkohlengebirge eingedrungen ist und sich in einer Mächtigkeit von sieben Fuß über einem Kohlenflötz abgelagert hat, da ist die Kohle in Berührung damit eisenschwarz, halbmetallisch glänzend und ausgezeichnet dünnstengelig abgesondert worden, und hat einen Theil ihrer bituminösen Gase verloren, so daß förmlich natürliche Cokes entstanden sind, sowohl in chemischer als morphologischer Beziehung täuschend ähnlich denen, wie wir sie künstlich durch Anwendung der Hitze aus Steinkohlen erzeugen. Und dieser Vorgang steht nicht vereinzelt da: bei Steierdorf im Banat, in den französischen Kohlenrevieren von Autun und Epinac hat der Durchbruch der Porphyre Umwandlungen der Kohle im Gefolge gehabt, die nach Verlauf und Resultat völlig mit der angeführten übereinstimmen.

Die combinirende Erwägung aller dieser Verhältnisse, von welchen jedes, ohne einen Widerspruch hervortreten zu lassen, in seiner Bedeutung dem andern sowohl zur Stütze als zur Erklärung gereicht, gibt uns also den von jeglicher Seite resultirenden Schluß an die Hand, daß an dem Eruptivmagma der mittelalterigen Felsitporphyre sich der Schmelzfluß entschieden betheiligte, welcher aber auch hier noch, wenngleich nicht entfernt in dem Maße wie bei den Graniten, durchwässert war.

Unter den Eruptivgesteinen, welche in einer viel späteren Zeit der Erdentwicklung, mit der Tertiär-Epoche beginnend, aus der Tiefe hervorbrachen, spielen Trachyte und Basalte die Hauptrolle. Sie geleiten uns mit Bezug auf die mineralogische Beschaffenheit ihrer Masse und die Form ihres Auftretens an der Erdoberfläche unvermerkt in die vulkanische Thätigkeit des heutigen Tages hinüber. Daraus schon mag es wahrscheinlich werden, daß auch die physikalische Natur ihres Magmas im Eruptionszustande mehr oder weniger derjenigen der modernen Laven ähnlich war. Und eine genauere Untersuchung trägt nur dazu bei, diese Analogie zu bekräftigen.

In den Quarzen der Trachyte hat man vermittelst des Mikroskops bis jetzt nur ganz überaus spärliche Flüssigkeitseinschlüsse gefunden, etwas mehr derselben vielleicht in den Gemengtheilen der Basalte, doch sind auch selbst die Bestandtheile der Laven von diesen Gebilden nicht völlig frei. Die meisten Mineralien aber, welche diese Felsarten zusammensetzen helfen, wimmeln über und über von isolirten winzigen Glaspartikelchen in einer Reichhaltigkeit, wie man sie in keinem der älteren Gesteine jemals beobachtet hat. Die alten Flüssigkeitseinschlüsse sind hier förmlich durch die Glaseinschlüsse ersetzt und ein geübter Forscher vermag oft bloß aus der mikroskopischen Structur der consti-

Digitized by Google

tuirenden Mineralien das relative Alter der betreffenden Felsart festzustellen. Völliger lavaähnlicher Schmelzfluß, nur schwach durchwässert, das war, wie uns das Mikroskop erzählt, der ursprüngliche Zustand der jüngeren trachytischen und basaltischen Eruptivmassen.

Legen wir vorurtheilslos an dieses Ergebniß den Prüfstein der anderweitigen, auch früher dazu verwandten Beziehungen. Besteht es zu Recht, so müssen die glasigen, schaumigen und schlackigen Ausbildungsweisen dieser Gesteine sich vielorts finden, kaustische Einwirkungen auf das Nebengestein in Hülle und Fülle sich nachweisen lassen, andererseits diejenigen Erscheinungen bei dem Nebengestein vermißt werden, von denen wir glauben, daß sie durch das aus dem Magma ausgeschiedene heiße Wasser vermittelt sind.

Häufiger als es bei den ältern Felsitporphyren der Fall, stellen sich bei den Trachyten die geologisch zugehörigen Glasmassen ein. Und während die pechglänzenden Gläser der Porphyre in Uebereinstimmung mit der Beschaffenheit des Magmas, aus welchem sie rasch erstarrten, sammt und sonders stark wasserhaltig ausfielen, liefert der Trachyt bei seiner beschleunigten Festwerdung ein vollkommen wasserfreies Glas, den starkglänzenden schwarzen Obsidian, daneben auch etliche wasserarme natürliche Glasproducte.

Für kein einziges Eruptivgestein liegt eine so überschwängliche Menge von Beweisen für die hohe Temperatur im Durchbruchszustande vor, wie beim Basalt. Fast nach hunderten möchten, zumal in dem ausgedehnten Basaltzuge des mittleren Deutschlands, die Beispiele zählen, wo diese Felsart den benachbarten Sandstein gefrittet, halb angeschmolzen zu zierlichen Säulen, nach Art der stark erhitzten Gestellsteine der Hochöfen zerklüftet hat, und classischer Vorkommnisse gibt es genug, wo die überlagerten oder durchsetzten Braunkohlen zu natürlichen Cokes gebrannt erscheinen. Wenn von den nicht minder einstmals im Schmelzfluß gewesenen Trachyten derartige kaustische Einwirkungen im Ganzen seltener berichtet werden, so hängt das mit ihrer, den Basalten nachstehenden Verbreitung zusammen. An wie nahezu unzähligen Stellen aber auch der Basalt das Schiefergebirge z. B. am Rhein und in der Eifel durchbrochen hat, nirgends die leiseste Thatsache, welche darauf hinweisen könnte, daß von ihm eine umbildende wässerige Emanation ausgegangen ist.

Fassen wir das bisher Festgestellte kurz zusammen, so könnte man in der That geneigt sein, in dem Zustand der Magmen der Eruptivgesteine von den ältesten derselben bis zu den jüngsten Laven eine gewisse Stufenleiter zu erblicken, die sich in der Mitwirkung sowohl des Wassers als des Schmelzflusses bei der Plasticität derselben ausspricht. Bei den Graniten spielte danach das Wasser eine größere, der Schmelzfluß eine kleinere Rolle als bei den Porphyren; bei den Basalten und Trachyten aber tritt die Durchwässerung schon ganz in den Hintergrund gegen die vorwiegend geschmolzen plastische Masse. In den jetzigen Laven selbst ist gewissermaßen als letzte Erinnerung an die

Digitized by Google

ehemalige Beschaffenheit der eruptiven Vorläufer das Wasser immer noch nachweisbar vorhanden, so spurenhaft aber, daß die Durchbruchsmassen der heutigen Zeit kurzweg als feuerflüssig bezeichnet werden.

Zur Litteratur.

Epigramme von Adolf Pichler.

Arioſto.

Scherzend verlangt Arioſto den Kranz vom Chore der Muſen,
Doch ſie necken den Schalk, halten ihn lange zurück.
Und ſchon wendet er ſich; da ſchlingt der Grazien ſchönſte
Um die heitere Stirn ſchnell ihm den üppigſten Zweig.

Balde.

Freilich ſchrieb er Latein und maß horaziſche Strophen,
Doch das lateiniſche Kleid deckte das deutſcheſte Herz.

Racine.

Mancher ſcheiterte ſchon, der Shakeſpeare's Sternen gefolgt keck;
Mit dem Compaß Racine's hätt' er den Hafen erreicht.

Klinger.

Nichts verdankſt du dem Glück, doch Alles der eigenen Tugend,
Weil ſogar dir der Neid ſtumm den Charakter verzieh.

Forſter.

Weltſchmerz mit dem Champagnerglas, im Arm die Griſette,
Denk an Forſters Geſchick, daß du erröthen noch lernſt.

Kotzebue.

Scheltet ihr Kotzebue? ein Heros verglichen mit euch nur,
Schnitt er aus eigenem Stoff, während den fremden ihr ſtahlt.

Antwort.

„Stehlen den Stoff wir auch, je nun! wir geben die Form ihm."
Die von dem Trödelmarkt ſpottend Paris euch geſchickt?

Die Romantiker.

Unſrer Romantiker Schlamm befruchtete Wiſſen und Künſte,
Was laßt ihr uns zurück? — Leider das Feuilleton!

Gloria in excelsis!

„Ehr' uns junges Geſchlecht, wir ergrauten im Dienſte des Schönen!"
Als Baalspfaffen gewiß! fraßt ihr die Opfer doch ſelbſt!

Maß.

Auf ein Quentchen ſogar läßt euer Gewicht ſich berechnen,
Weh euch! wenn man erfährt, daß es berechnen ſich läßt.

Digitized by Google

Originell.

„Seid doch originell! was lerni ihr von Griechen und Römern?“
Menschen zu sein, sonst nichts, während Französler ihr bliebt!

Schlemihl.

Aengstlich wie Schlemihl läuft in deinem Gedicht der Gedanke
Hinter dem Leib daher, heißest du das ein Gedicht?

Mars.

Warum schreist du wie Mars, du windiges elendes Bürschchen?
Dir nicht galt das Geschoß, hörtest du klingen es auch.

Aus der Bibel.

Dich verachten? — o nein! — dich hat ja die Bibel verkündet
Als die schmutzige Sau mit dem Geschmeide von Gold.

Dii minorum gentium.

Was zum kleinen Poeten gehört, besitzest du reichlich,
Was den großen erschafft, sucht man vergeblich bei dir.

Jammer.

Immer und immer erneut sich der klägliche Jammer in Deutschland:
Meistens verliert der Stylist, was der Gelehrte gewann.

Nur keusch!

Freilich entsetzt flieht ihr aus Keuschheit die reine Natur stets;
Cantharidengewürzt schlingt ihr den schmutzigsten Brei.

Publicum.

Volk? Ihr wäret das Volk, das große, gewaltige deutsche?
Ihr ein Publicum nur, kläglich wie keines noch war!

Räthsel.

Machst du klingen den Strahl und farbig leuchten die Töne,
Zauberer dann bist du endlich zum Dichter gereift.

Warnung.

Flieht das zornige Weib, noch mehr den zornigen Buben,
Eiligst ein Bubenstück denkt er als Rache sich aus.

Sicherheit.

Elende Thoren, ihr glaubt mein innerstes Wesen zu treffen?
Nach dem Schatten von mir kläfft ihr mit geiferndem Maul.

Resultat.

Viel ertrug ich im Leben, drum lehrte das Leben den Ernst mich,
Weil ich den Ernst begriff, lehrt' es mich Heiterkeit auch,
Lehrte mich Duldsamkeit, doch Ekel vor innerer Lüge,
Die bewundert von euch sich mit Grimassen verlarvt.

Digitized by Google

* **Ein edler Kirchenfürst.** Die Zahl der hohen kirchlichen Würdenträger Oesterreichs, welche sich im achtzehnten Jahrhunderte und im beginnenden neunzehnten durch edlen hohen Sinn, durch Werke des Wohlthuns, durch uneigennützige Förderung der Interessen des Staates und Volkes, dem sie angehörten, ausgezeichnet, ist eine nicht geringe. Nur erfüllt von echter Menschenliebe, fern von jeglichem Fanatismus waren sie wahrhafte Wohlthäter ihrer Diözesen und jetzt noch trifft man nicht selten auf die Spuren ihrer Werke. Sie waren erfüllt und durchdrungen von der Bildung ihrer Zeit, standen somit ihren mitstrebenden Zeitgenossen nicht feindselig gegenüber, und gehörten ihrer Geburt nach auch meist den höheren Ständen, häufig dem hohen Adel, an, und dann war für sie das „Noblesse oblige" auch Richtschnur ihres Handelns. Wenn es noch der Gründe bedürfte, um die jüngst so vielverketzerten Reformen Josephs II., namentlich die Gründung der Generalseminarien, zu rechtfertigen, so genügte der Hinweis auf jene Männer, welche, aus diesen Anstalten hervorgegangen, so viel für Land und Volk gewirkt. Ein Vergleich dieser Verhältnisse jener Zeit mit der Gegenwart wäre lockend, doch wir wollen hier nicht polemisiren, sondern nur objectiv Bericht erstatten.

Diese Betrachtungen ergaben sich uns bei der Lectüre der eben erschienenen Schrift: „**Cardinal Salm und seine Friedenswerke.** Ein Beitrag zur Geschichte Kärntens. Von Dr. **Franz Feill.** (Graz 1872. 80 S.)", welche nicht nur für die Geschichte Kärntens hochwichtig ist, sondern auch werthvolle Beiträge zur Geschichte Oesterreichs überhaupt darbietet und sowohl durch vollständige Beherrschung des ziemlich zerstreuten Quellenmaterials als durch gelungene Verarbeitung desselben und gewandte Darstellung sich auszeichnet.

Franz Xaver Altgraf zu Salm-Reifferscheid war am 1. Februar 1749 zu Wien als der Sohn des Altgrafen Anton geboren, welcher einer der Erzieher Kaisers Josephs II. war. „So wenig sich die Größe des Einflusses bestimmen läßt, den derselbe auf die Sinnes- und Gemüthsart des hochsinnigen Fürstensohnes übte, so sicher muß man doch annehmen, daß ein solcher Einfluß bestand. Wenn sich daher der große Monarch und der Kirchenfürst, von dem hier die Rede ist, in ihrer Denkweise und ihren Intentionen vielfach begegnen, so erscheint es wohl nicht ungerechtfertigt, diese geistige Verwandtschaft wenigstens zum Theil auf eine gemeinsame Quelle, auf jenen Altgrafen Salm zurückzuführen, der an dem eigenen Sohne sicher nicht vernachlässigte, was er an dem jungen Fürsten mit so schönem Erfolge geübt hatte". — Altgraf Franz Xaver, obwohl der Erstgeborne, trat nach im Theresianum zurückgelegten Studien und nachdem er durch große Reisen Deutschland, Italien, Frankreich und England kennen gelernt, in den geistlichen Stand. Die Rechte der Erstgeburt seinem Bruder Karl förmlich abtretend, wurde er Domherr zu Olmütz und Salzburg, Auditor rotæ in Rom und 1784 durch kaiserliche Ernennung Bischof von Gurk in Kärnten, welche Würde er bis zu seinem Tode (17. April 1822) bekleidete. Im Jahre 1816 wurde er von Papst Pius VII. durch den Cardinalshut ausgezeichnet. — Die achtunddreißigjährige Thätigkeit Salms in Kärnten, welche sich nahezu auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens erstreckte, schildert der Verfasser in vier Kapiteln: „Kirchliches", „Politische Verhältnisse. Französische Invasion", „Kunst und Wissenschaft", „Erste Ersteigung des Großglockners. Naturcultus und Nationalökonomisches."

Salms Berufung auf den bischöflichen Stuhl fällt mitten in die Zeit der kirchlichen Reformen Josephs und diese fanden in dem Gurker Bischofe einen wackeren Vertreter und treuen Anhänger. Bemerkenswerth ist die Stellung, die Salm gegenüber der Emser Punktation (1786) einnahm, in der sich die Erzbischöfe von Mainz, Trier, Köln und Salzburg, die den Congreß gebildet, über die Grundlagen einer freien Nationalkirche und Fernhaltung fremder geistlicher Gerichtsbarkeit vereinigt hatten. Salms Gutachten und Antrag ging auf einen Provinzialcongreß von Bischöfen, „um einstimmige

Digitized by Google

Decision der von den vier Metropoliten behandelten kirchlichen Gegenstände zu erwirken". Würde dieser Antrag angenommen worden sein, so wäre vielleicht dieser Congreß nicht erfolglos geblieben. Es scheint nämlich, wie auch Häusser meint, der wesentlichste Fehler der Erzbischöfe gewesen zu sein, daß sie nicht auch die Bischöfe in das gleiche Interesse gegen Rom verflochten und den Vorwurf herausforderten, es handle sich nur um einen herrschsüchtigen Anspruch der erzbischöflichen Hierarchie, der gegenüber die Bischöfe ihre natürliche Stütze in Rom hatten.

Ein wahrer Wohlthäter seines Landes Kärnten war Salm zur Zeit der französischen Invasionen in den Jahren 1805 und 1809. Durch persönliche Intervention bei den feindlichen Befehlshabern erleichterte er den schwer getroffenen Bewohnern die Leiden des Krieges, spendete namhafte Summen aus Eigenem, rettete mehrere Menschenleben, die den Kriegsgerichten bereits anheimgefallen waren; mit der Landwehr zog er aus auf die Kriegsschauplätze nach Tirol und Italien und auf dem Schlachtfelde und in den Spitälern war er ein Tröster der Verwundeten und Sterbenden. —

In der Aufzählung dessen, wodurch Cardinal Salm sich hervorthat, darf auch seiner Liebe für Künste und Wissenschaften nicht vergessen werden, die er, besonders was die historischen und Naturwissenschaften betrifft, auf das eifrigste förderte. Diese Seite seiner Thätigkeit muß um so mehr hervorgehoben werden, als er bei Manchem, was diesfalls noch heute dem Lande zur Ehre gereicht, unmittelbar die Initiative ergriffen hatte, und sein Sinn für Kunst und Wissenschaft vielfach anregend wirkte. Er wußte hervorragende Gelehrte und Künstler des Landes an sich zu ziehen, und sich auch mit auswärtigen geistigen Kapazitäten in Fühlung zu erhalten. Der berühmte Botaniker Franz H. Freiherr v. Wulfen, der Naturforscher Sigmund v. Hohenwart, der Mediziner Dr. Vest, der Mathematiker Professor Appeltauer, der Montanistiker Bergrath Dillinger und andere Männer der Wissenschaft bildeten einen festgeschlossenen Bund, der seinen Vereinigungspunkt in der fürstbischöflichen Residenz hatte. — Um die Geschichtsforschung machte sich Salm besonders dadurch verdient, daß er das Archiv des Hochstiftes Straßburg in Kärnten, das sich in arger Verwirrung befand, durch einen Archivar, dessen Anstellung er veranlaßte, ordnen und möglichst zugänglich machen ließ. — Auch als Förderer der bildenden Künste erscheint Salm durch Berufung des Bildhauers Johann Probst nach Klagenfurt und dadurch, daß er den talentvollen Maler Johann Schäffer von Leonhardshof (geboren 1795 zu Wien, gestorben 1821) sozusagen entdeckte, mit sich nach Klagenfurt nahm, ihn dort beschäftigte und ihm die Mittel zu einer Reise nach Italien gab, wo er Overbecks Freund wurde und jene künstlerische Ausbildung erhielt, die seine späteren Werke, von welchen sich eine heilige Cäcilia im Wiener Belvedere befindet, auszeichnet. —

Endlich muß unter den Friedenswerken Salms — last not least — seiner erfolgreichen Bemühungen gedacht werden, die wunderbaren Thäler und Berge Ober-Kärntens durch seine — man kann sie in der That so nennen — Entdeckungsreisen in das Gebiet des Großglockners und auf diesen selbst, der wissenschaftlichen Forschung eröffnet und sie dadurch auch mittelbar jener nunmehr alljährlich wachsenden Schaar von Bewunderern der unvergänglichen Schönheiten der Hochgebirgswelt zugänglich gemacht zu haben, welche sich so gerne aus dem aufreibenden Leben unserer Tage wennauch nur auf kurze Zeit in jene stillen, Geist und Herz erfrischenden Einsamkeiten flüchten. Unter Salms Leitung und auf seine Kosten wurden 1799 und 1800 die ersten Ersteigungen des Großglockners durchgeführt; noch in den letzten Jahren ragten aus dem ewigen Schnee seiner Spitze die Reste eines eisernen Kreuzes hervor, das Salm im Jahre 1800 hier auf der höchsten Erhebung der Tauernkette aufrichten ließ, noch heute stößt der kühne Bergfahrer 1000 Fuß unter dieser Spitze auf dem Felsgerüste, der Adlersruhe, auf die Trümmer des Mauerwerkes einer Hütte, welche Salm erbauen

Digitized by Google

ließ, um den Wanderer auf den König der norischen Berge vor Sturm und Wetter zu schützen und am Südrande des Leitergletschers erhebt sich ein Felskopf, der zur ewigen Erinnerung an jene Bergfahrten und den edlen Cardinal den Namen „Salmshöhe" trägt und wohl für alle Zeiten tragen wird.

Graz im April 1872. Franz Ilwof.

---

* Friedrich Gentz als Theatercensor.

Herr L. Rosner theilt uns aus seiner Autographensammlung den bisher nicht veröffentlichten Brief mit, in welchem Gentz in sehr bezeichnender Weise seine Ansicht oder vielmehr seine Ansichten über die Zulässigkeit des Schauspiels von Karoline Pichler „Ferdinand II., König von Ungarn und Böhmen" ausspricht. Der Brief lautet:

„Ehe ich über das Stück der Frau von Pichler einen Ausspruch thue, der auf die Entscheidung der öffentlichen Autoritäten wirken könnte, muß ich mich mit Ihnen vertraulich darüber besprechen.

Das Stück hat auf mich nicht bloß einen ungünstigen, sondern einen widrigen Eindruck gemacht.

Der Stoff ist ohne allen Zweifel kritisch und äußerst delicat; und ich nenne es ein freches Wagstück, einen solchen Stoff zu wählen, mit so scharfen, zweischneidigen Waffen zu spielen und zu coquetiren, wenn man sich nicht ganz außerordentlicher Kräfte und einer hohen Kunstfertigkeit bewußt ist. Wallensteins Verrath war ungleich weniger schwierig, widerstrebte einer theatralischen Darstellung lange nicht so sehr, als die Rebellion der Landstände gegen Ferdinand; und doch gehörte Schillers ganzes Genie und ganze Kunst dazu, um aus dem Wallenstein das zu machen, was unter seinen Händen daraus geworden ist; und doch gibt es im Wallenstein entschieden für ein feineres Gefühl anstößige, nicht bloß auf einer österreichischen, sondern auch überhaupt auf einer deutschen Bühne bedenkliche Stellen, die sich freilich in dem Glanz und der Herrlichkeit des Ganzen bald wieder auflösen.

Wer sich einmal unterfängt einen so ernsten und furchtbaren Gegenstand, wie die Religionsstreitigkeiten im 17. Jahrhunderte waren, aufs Theater zu bringen, der muß wenigstens den Muth haben, eine oder die andere Partei zu ergreifen, entweder die alte Lehre in ihrer unverletzlichen Reinheit und Heiligkeit (wie Schiller in der Maria Stuart) oder die neue Lehre im vollen Schimmer hochmüthiger Philosophie, wie derselbe im Don Carlos (den ich jedoch in andern Rücksichten als Theaterstück nie loben werde) darzustellen. Aber, wie es hier von der Frau von Pichler geschieht, das Gemüth zwischen Katholicismus und Protestantismus, in einer charakterlosen, capitulirenden, armseligen Neutralität, wie in lauem Wasser hin und her schwimmen zu lassen, ist nicht einmal einem Geschichtschreiber im höheren Sinne des Wortes, weit weniger einem Dichter erlaubt. Das Stück ist daher in dieser, wie in jeder anderen Beziehung durchaus unpoetisch.

Ueber den dramatischen Werth desselben werde ich Ihnen wohl nicht viel zu sagen nöthig haben. Der Plan ist so kahl und nüchtern als möglich, er windet sich an einem gemeinen Faden ab, ohne auch nur einen hervorstechenden Moment herbeizuführen und hat nur das Gute, daß er den Schauspielern nicht viel Kopfbrechen verursachen wird.

Die Poesie der Diction ist nichts als ein fader Nachklang bekannter Töne aus den Werken großer Meister. Die Apostrophe des St. Hilaire an die Donau streift an das Burleske und würde sich in einem travestirten Heldenstück nicht übel ausnehmen.

Digitized by Google

Da es mithin für mich nicht einen einzigen Grund gibt, dieß Stück vom Untergange zu retten, so würde ich, meinem eigenem Triebe folgend, dem Veto des Herrn v. N. N. gleich beytreten. Glücklich gewählt ist das Thema nun einmal nicht; eine ausgezeichnete Behandlung könnte mit der Wahl aussöhnen; diese aber fehlt: **ergo pereat!**

Sobald Sie mir aber sagen, daß es Ihr besonderer Wunsch, und Ihr besonderes Interesse ist, dieß Schauspiel zu geben, so würde ich mich in einen anderen Standpunkt versetzen und ungefähr folgendergestalt sprechen:

Wenn die bereits gestrichenen Stellen wegbleiben, so sehe ich in dem Stück nichts unmittelbar anstößiges; für Oesterreich und wesentlich für die Stadt Wien ist alles sehr ehrenvoll gemeynt; und da auf den hiesigen Theatern oft Stücke geduldet werden in denen wenigstens einzelne Stellen ebenso nahe, und zuweilen noch gewagtere Beziehungen auf unseren Staat darbieten, so würde ich es für unbillig halten, in dieser Rücksicht gerade das Gegenwärtige zu verwerfen.

Hiernach bitte ich sie mir Ihre Meynung gefälligst zu eröffnen, dieß vorläufige Gutachten aber ganz für sich zu behalten, weil ich mir nicht ohne Noth unter diesem litterärischen Gesindel **minorum gentium** Feinde machen mag. G e n t z."

---

* D r e i N o v e l l e n von J w a n T u r g e n j e w. Deutsch von W. Polowinoff. Wien, Hartleben.

Die drei Erzählungen, welche hier in recht guter Uebersetzung geboten werden, sind nicht von gleichem Werth, aber jede ist charakteristisch für den Dichter und, wie damit schon ausgesprochen ist, in hohem Grade anziehend. Turgenjew hat bekanntlich einen wahrhaft glänzenden Vortrag — im malerischen Sinne gesprochen —, das Colorit ist dem Stoffe entsprechend düster, Menschen und Scenerien werden mit wenigen Strichen hingestellt, daß wir sie leibhaft vor uns zu sehen glauben und von ihrer Naturtreue überzeugt sind. Und eben in diesem Umstande liegt etwas Beruhigendes. Wenn der Dichter scheinbar kaltblütig unsere tiefsten Empfindungen aufrüttelt und mit ihnen spielt, so lassen wir uns von dem durch und durch Nationalen der Gestalten, ihrer Verhältnisse und Schicksale gern überreden, daß nicht Weltverachtung im Allgemeinen ihm die Hand führte und die Farben mischte, sondern daß vielmehr sein Pessimismus sich nur gegen jene eigenthümliche Welt wende, welche ein Product ist der Uebertragung europäischer Culturformen und Unsitten auf einen für die ersteren nicht vorbereiteten, für die letzteren aber nur zu empfänglichen Boden.

Ein Meisterstück in jedem Betracht ist „Der König Lear der Steppe". Die Aehnlichkeit mit dem Drama, mit welchem der Titel zum Vergleich herausfordert, beruht nicht allein darin, daß ein alter Mann, hier ein simpler, ziemlich beschränkter Grundbesitzer, durch den Undank der Töchter, denen er Alles hingab, zur Verzweiflung und zum Wahnsinn getrieben wird, auch der Edmund fehlt nicht. Aber mit welcher originalen Kraft sind diese Gestalten nicht den besonderen Verhältnissen angepaßt, sondern aus ihnen heraus entwickelt! Der unglückliche Held der Geschichte, der ungeschlachte, mit riesiger Körperkraft aber schwacher Urtheilskraft begabte Martin Petrowitsch hat wenig Anspruch auf den Namen einer liebenswürdigen Erscheinung, und dennoch nimmt er Jeden für sich ein durch die demüthige Anhänglichkeit an Natalia Nicolaewna (deren Sohn die Erzählung in den Mund gelegt ist), durch die Bravheit seiner Gesinnung überhaupt, selbst durch die vielen komischen Seiten seines Wesens, die mit einer Virtuosität geschildert sind, deren sich ein Dickens nicht hätte zu schämen brauchen. Die elementare Gewalt

Digitized by Google

aber, mit welcher nach völliger Enttäuschung der Sturm in ihm hervorbricht, mit der er Rache nimmt, geht weit über das Vermögen der Genannten hinaus. Gerechtigkeit wird geübt, wie sie erwartet werden konnte. Die ältere Tochter Anna, stolz und hart, klug und energisch, trifft der Erzähler als Wittwe wieder, vor welcher die Gutsnachbarn bewundernde Scheu haben, die sie beinahe verehren, obgleich Jedermann glaubt, ihr Mann sei durch Gift aus der Welt geschafft worden. „Es war kein Zweifel, daß Anna Martinowna ein sehr glückliches Leben führte. Sie selbst, ihre Familie, ihre Umgebung athmete innere und äußere Zufriedenheit und die angenehme Ruhe der geistigen und körperlichen Gesundheit." Sie und ihr Mann (den „Judenbengel mit den Pflaumenaugen" nennt ihn Natalia Nikolaewna) sind die eigentlichen Uebelthäter gegen Martin Petrowitsch. Die zweite Tochter, Eulampia, hat mehr durch zustimmendes Schweigen gesündigt. Die Raserei und der Tod des Vaters erschüttert sie, zerbricht die Gewalt, welche bis dahin der Gatte ihrer Schwester über sie ausgeübt hatte, und die in wunderbarer Weise geschildert ist, sie verschreibt jenen Beiden ihren Vermögensantheil und verschwindet. Der Erzähler sieht sie als Hauptmutter oder Gottesmutter einer Secte Chlisti wieder, welche keine Priester anerkennt. „Auf den ledernen Kissen des Wagens, mir zunächst, saß ein Mann von etwa dreißig Jahren, von seltener Schönheit, eine höchst einnehmende Erscheinung. Er war mit einem reinlichen schwarzen Bauernrock bekleidet und lenkte behutsam das wohlgefütterte, wie eine Tonne dicke Pferd." Neben ihm sitzt eine Frau von hohem Wuchs kerzengrade, die weißen Hände andächtig auf der Brust gekreuzt. „Es ist schwer mit Worten zu beschreiben, in welchem Grad der Gesichtsausdruck selbstbewußt, streng und stolz war! Nicht einfaches Bewußtsein der Herrschaft verrieth jeder Zug, nein, Uebersättigung von derselben. . . ."

Die zweite Novelle „der Fatalist" ist ein Bild der russischen Weltschmerzepoche, als „Byronismus, Romantik, Erinnerungen an die französische Revolution, an die russische Revolution von 1824 und Napoleon-Cultus, der Glaube an das Schicksal, an den Stern, an die Macht des Charakters, Poesie und Phrase, das schmerzhafte Bewußtsein der eigenen Leere, wirkliche Kraft und Kühnheit und unruhige Aufregungen der kleinlichen Eigenliebe, edle Bestrebungen und mangelhafte Erziehung, Unwissenheit, aristokratische Ansprüche und Zurschautragen von Kindereien" sich zu einem wunderlichen Ganzen mischten, das mit größern oder geringern Modificatidnen damals bei allen politisch unbeschäftigten Völkern in der Mode war. Der Leutnant Tegleff („der Fatalist") wie „der Oberst", mit dessen tragikomischem Geschick sich die dritte Novelle beschäftigt, machen den Eindruck von Studien nach der Natur. — Es wäre erfreulich, wenn die Verlagshandlung die hiermit begonnene Sammlung der Schriften Turgeniews fortsetzen wollte. ††

Nekrologie.

Don Eugenio de Ochoa, spanischer Dichter und Schriftsteller, Mitglied der spanischen Akademie zu Madrid. — Professor Maurice, Geologe zu Cambridge. — Franz Choralek, Chordirecter und Componist in Chrudim in Böhmen, am 25. März. — W. Held, Schriftsteller und Herausgeber der „Staatsbürger-Zeitung", in Berlin am 25. März, 59 Jahre alt. — Maximilian Kollisch, Redacteur des „Economista d'Italia", am 25. März in Florenz. — Dr. Karl Sartorius, Naturforscher und Meteorolog, zu Veracruz in Mexico. — Dr. Gustav Ritter v. Schreiner, Professor der politischen Wissenschaften an der Universität in Graz, Verfasser zahlreicher rechts- und

Digitized by Google

staatswissenschaftlicher Arbeiten, gewesenes Mitglied des Frankfurter Reichsparlaments und des steiermärkischen Landtages, † am 1. April in Graz im 79. Lebensjahre. — Dr. Martin Ohm, Professor der Mathematik an der Universität zu Berlin, am 1. April. Sein vorzüglichstes Werk ist: „Versuch eines vollkommen consequenten Systems der Mathematik." — Dr. Teophil Engelbach, Professor der Chemie, in Bonn am 1. April. — F. J. Pictet de la Rive, Geologe in Genf. — Dr. Gustav Parthey, Alterthumsforscher, Mitglied der Berliner Akademie der Wissenschaften, in Rom am 2. April. — J. Trosil, Domcapellmeister in Olmütz, am 3. April. — Hugo von Mohl, Botaniker, in Bonn am 1. April. Seine genanntesten Werke: „Beiträge zur Anatomie und Physiologie der Gewächse", „Liebigs Verhältniß zur Pflanzenphysiologie", „über den Bau und das Winden der Ranken- und Schlingpflanzen ꝛc." — Samuel Finley Breese Morse, Erfinder des Drucktelegraphen, geboren im Jahre 1796 zu Charleston im Staate Massachusetts, † am 2. April in Cincinnati auf seinem Landgute in Jough Kaprie. Morse ist auch der Erfinder der submarinen Telegraphenleitung, welche er schon im Jahre 1842, ehe noch eine Landleitung existirte, im New-Yorker Hafen anlegte. — August Ernst Laugier, Mitglied des französischen Institutes, Astronom und Verfasser verschiedener wissenschaftlicher Werke, am 3. April in Paris. — Dr. Eduard Vilmar, Professor der Theologie und der abendländischen Sprachen in Greifswald, am 6. April. — Anton Halm, Compositeur in Wien, am 6. April. — Franz Wißneder, akademischer Maler in Wien, am 14. April im Alter von 75 Jahren. — Anton Freiherr v. Doblhoff-Dier, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, geboren 10. November 1800, gestorben in Wien am 16. April. D. war im Jahre 1848 Handelsminister, später Minister des Innern, endlich Gesandter im Haag; war auch als landwirthschaftlicher Schriftsteller thätig. Sein im Jahre 1850 erschienenes Buch: „Ueber die Drainage, ein Beitrag zur wissenschaftlichen Begründung und zur praktischen Ausführung dieses Systems andauernder Bodenverbesserung und vermehrten Pflanzensbaues", erlebte mehrere Auflagen. — Dr. Georg Dolliner am 16. April in Idria im 78. Lebensj. Mitglied vieler gelehrten Gesellschaften, ausgezeichneter Botaniker, der sich besondere Verdienste um die Kenntniß der Flora Nieder-Oesterreichs und des Adelsberger Gebietes erwarb. — Dr. James Noris, Präsident des Corpus Christi College in Oxford, am 16. April im Alter von 75 Jahren. — Dr. Max Friedländer, Herausgeber und Chefredacteur der „Neuen freien Presse", in Wien am 20. April. Bedeutender volkswirthschaftlicher und politischer Schriftsteller. Geboren in Pleß in Schlesien im Jahre 1829.

Von Mitte Mai an ist meine Adresse: IV. Victorgasse 5. 1. Stock.

Bruno Bucher.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Das Drama des Vesuvs.

Ueber wenige Planetenstellen hat die Natur einen so reichen Zauber ausgegossen, wie über die Landschaften des mittäglichen Italien. Hundert und aber hundert Mal beschrieben und geschildert, ziehen sie dennoch mit unvergänglichem Reize stets von Neuem die nordischen Besucher an, die in dem Anblick jener paradiesischen Scenerien immer gleiches Entzücken empfinden. Aber auch wer nicht als einfacher Tourist, wer als ruhiger Beobachter die Natur in ihrem oft räthselhaften Treiben zu belauschen sucht, befindet sich hier in einer ihrer interessantesten Werkstätten. Dem Schooße der Jahrtausende sind die Städte neu entstiegen, welche uns einen Blick in das innerste Leben dahin geschwundener Zeiten und Völker gestatten, und die Vorgänge, die mit rauher Gewalt die Stätten einstiger Cultur vernichtet, werden in alle Zukunft der Aufmerksamkeit der Naturforschung werth bleiben. Vor allem ist es natürlich die Quelle des Uebels, der dräuende Vesuv, der gerade im gegenwärtigen Momente durch einen Ausbruch von seltener Heftigkeit die Umgegend verheert, welchem sich unser Augenmerk zuwendet.

Kein Schriftsteller des Alterthums hat den Vesuv so eingehend beschrieben als Strabo, der Geograph, der zugleich die vulcanische Natur des Berges richtig erkannte. In der That war der Vesuv schon seit unvordenklichen Zeiten ein Vulcan, wie sich noch jetzt leicht nachweisen läßt; allein es müssen zwischen der älteren Periode seiner Thätigkeit und jener, welche mit dem Jahre 79 n. Chr. beginnt, so lange Zeiträume verflossen sein, daß selbst die damals hochgebildeten Römer nichts von der Geschichte des Berges wußten und die feine Beobachtungsgabe Strabo's, der in seinen Schlüssen der Wahrheit ziemlich nahe kommt, geradezu bewundernswerth erscheint [1]). Die vulcanische Thätigkeit des Vesuvs mag vielleicht im Beginne der Quarternärzeit stattgefunden haben, denn einzelne Orte der Küste, insbesondere Pompeji, sind auf einem Boden uralter vulcanischer Formation erbaut, und das kleine Vorgebirge, worauf Pompeji lag, war ein bis zur See reichender Strom trachytischer Lava. Diese Spuren einstiger Ausbrüche waren aber, wie gesagt, längst vergessen, und kaum wagten es einige Gelehrte des Alterthums, daran zu erinnern; die Meisten lächelten darüber und

[1]) C. Fuchs. Die vulcanischen Erscheinungen der Erde. Leipzig und Heidelberg 1865 8. S. 88.

Digitized by Google

dachten nur an die Schönheit und Ueppigkeit seines Geländes, welches im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bis hinauf bebaut war — eine Erscheinung, welche die Erfahrung bei den jüngsten Eruptionen ganz außer Zweifel gestellt hat, indem sie zeigte, mit welcher Schnelligkeit die vulcanische Asche sich zersetzt und fruchtbaren Anpflanzungen Platz macht, für deren Gedeihen sie die trefflichsten chemischen Bestandtheile, nämlich alkalinische Oxyde, in sich enthält.

Ein Umstand indeß, der wohl geeignet gewesen wäre, die Anwohner der dortigen Küste auf die drohende Gefahr aufmerksam zu machen, war das gewaltige Erdbeben am 5. Februar des Jahres 63 n. Chr. unter der Regierung des Nero, welches die meisten Städte Campaniens nur wenig beschädigte, die Ortschaften aber an den Abhängen des Vesuvs hart verwüstete. Herculanum wurde halb, Pompeji gänzlich zerstört; die Aufregung war so groß, daß selbst in Rom der Senat die Frage in Erwägung zog, ob man den Pompejanern die Wiedererbauung ihrer Stadt auf dem alten Flecke gestatten solle; die Entscheidung fiel zu Gunsten Pompeji's aus; der Wiederaufbau ging rasch von statten, die Tempel, besonders jener von Herculanum, wurden zwar kleiner und minder reich angelegt, das Forum dagegen verschönert und vergrößert. Für uns Moderne bleibt es bedauerlich, daß unter diesem Neubau das alte, eigentliche Pompeji mit seinen Gebäuden aus verschiedenen Zeitaltern und seiner Mannigfaltigkeit des Styls verschwunden ist. Was der Vesuv 79 zerstört hat, war eine neue, im verblassenden Geschmack jener Zeit nach gleichmäßiger Schablone erbaute Stadt; die wirkliche Zerstörung von Pompeji hatte schon im Jahre 63 stattgefunden.

Von der ersten geschichtlich bekannten und durch die Zerstörung von Herculanum, Pompeji und Stabiä berühmt gewordenen Eruption des Vesuvs im Jahr 79 n. Chr. unter Titus hat in der allerjüngsten Zeit der französische Gelehrte Beulé ein ebenso in der Form als in der Kritik der Quellen vollendetes Gemälde geschaffen [1]). Unter den Augenzeugen ist es aber der jüngere Plinius, dem wir die Kenntniß der genaueren Einzelnheiten jener Schreckenstage verdanken. Es war im Hochsommer, zu Ende der Hundstage des Jahres 79. Herculanum hatte schon längst die Verwüstungen des Erdbebens vom Jahre 63 hergestellt und Pompeji war verjüngt aus dem Schutt emporgestiegen. Die Hitze und Dürre waren groß, der Boden hatte sich mehrmals erschüttert und die See gebebt, und wie im Sieden begriffen Wallungen gezeigt; unterirdisch vernahm man zeitweise ein dumpfes Grollen. Plötzlich, am 23. August um 1 Uhr Nachmittags erhob sich eine ungeheure Rauchwolke in die Lüfte. Wollen wir nunmehr die Details jener eben so traurigen als großartigen Ereignisse verfolgen, so besitzen wir hiezu zwei Anhaltspunkte: die Berichte von Augenzeugen, wie es die Briefe des jüngeren Plinius sind, und das stumme Zeugniß der Opfer der Katastrophe, d. h. die Lage der in der Asche seither aufgefundenen Skelette;

[1]) Beulé. Le Drama du Vesuve. Paris 1872 8.

Digitized by Google

vor allem aber müssen wir uns die Haupterscheinungen einer vulcanischen Eruption vor Augen halten. Ohne irgend eine geologische Theorie aufzustellen, dürfen wir daran erinnern, daß jede große Eruption auf der combinirten Thätigkeit des Feuers und des Wassers beruht, ja letzteres bildet ein wesentliches Element des ganzen Phänomens; die Erfahrung beweist diesen dem Anscheine nach paradoxen Satz. Fouqué hat die Massen von Wasserdampf gemessen, welche den Ausbruch des Aetna 1865 begleitet haben, und für 24 Stunden 22.000 Kubikmeter Wasser, d. h. das Volumen eines Flusses gefunden. Herculanum seinerseits gestattet einen Schluß auf das Wasserquantum, welches der Vesuv anno 79 nach jener Seite hin ausgeworfen haben muß. Endlich geht aus der Analyse einiger vulcanischer Stoffe hervor, daß sie Bestandtheile enthalten, welche nur von Meerwasser herrühren können. Um also zu begreifen, wie Herculanum unter einer 80 Fuß tiefen Schicht von Asche und Schlamm begraben werden konnte, muß man sich gegenwärtig halten, daß die Kraft des Wassers bei solchen Eruptionen jene des Feuers mitunter übertrifft.

Betrachten wir nunmehr die verschiedenen Phänomene einer Eruption, so sind es hauptsächlich folgende:

1. Die Rauchsäule, die als Vorläufer der Katastrophe 2000 bis 3000 Meter in die Luft steigt und an die Stelle jener kleinen weißlichen Wolke tritt, die gemeiniglich über dem Krater von Vulcanen schwebt.

2. Die Erdbeben vor und während der Eruption; sie öffnen Spalten im Boden und gestatten derart das Austreten glühender Materien.

3. Die Gase, die sowohl den Berstungen des Bodens, als dem Krater entsteigen; sie sind von zweierlei Art: solche, die sich bei Zutritt der Luft entzünden und das jähe Auflodern von Flammen verursachen (wie z. B. Wasserstoff); zweitens solche, welche, schwerer als die Luft, am Boden kriechen und für den Einathmenden tödtlich sind (wie z. B. Chlorwasserstoffsäure, Schwefelwasserstoffgas, Kohlensäure).

4. Der Wasserdampf, welchen eine unberechenbare Druckkraft treibt und der durch plötzliche Abkühlung in Regenströme verwandelt wird.

5. Die Blitze, welche die Dämpfe und die mit Elektricität beladenen Dünste erzeugen.

6. Die Asche, nämlich durch die Gewalt des Feuers pulverisirte und derart leicht gewordene Stoffe, daß sie vom Winde auf beträchtliche Entfernungen geführt werden. Im Jahre 79 ward die Asche des Vesuvs bis nach Rom getragen. Beispiele von noch weit größeren Distanzen besitzt die heutige Naturwissenschaft zur Genüge.

7. Die ausgeschleuderten glühenden Gesteine, die auf den Kegel des Vulcans oder am Fuße desselben wieder niederfallen.

8. Die sogenannten Lapilli oder Rapilli, poröse Gesteinsfragmente, die gleichfalls sehr weit getragen werden und beim Niederfallen oft ganze Bänke bilden.

Digitized by Google

9. Die Lava und endlich die Erhebungen einzelner Theile des Berges, hervorgebracht durch die neuen Lavaströme, welche die alte schon erkaltete Lava erhitzen und dadurch neuerdings auftreiben.

Alle diese Erscheinungen müssen berücksichtigt werden, wenn man die Berichte der Alten mit Nutzen lesen will.

Plinius der Aeltere, damals Präfect der Flotte, befand sich also in Mysene, als man ihm die Nachricht von der aufsteigenden Rauchsäule überbrachte; man konnte indeß damals noch nicht entscheiden, von wo sie ausging; erst später erkannte man, daß es vom Vesuv war. Die Wolke erschien bald weiß (von Wasserdampf), bald schmutzig (von der Asche), bald fleckig (von den Lapilli). Um dieses Schauspiel besser zu betrachten, schifft sich der ältere Plinius ein, während sein Neffe, Plinius der Jüngere, in Mysene zurückbleibt, ein Bad, dann sein Abendbrot nimmt und sich zur Ruhe begibt. Bald jedoch stören anfänglich schwache, bald aber heftiger werdende Erderschütterungen seinen Schlummer und zwingen ihn mit seiner Mutter das Freie aufzusuchen. Um 7 Uhr Morgens, am 24. August, schien es noch kaum Tag werden zu wollen; die Erschütterungen nahmen an Vehemenz zu und die erschreckten Bewohner entflohen schaarenweise aufs offene Land. Gleichzeitig schien das Meer sich, als wie vom Ufer zurückgestoßen, aufbäumen zu wollen, und zahllose Fische lagen auf dem Trockenen; landeinwärts schloß eine schwarze, von Feuerstreifen durchzuckte Wolke die Fernsicht; allmälig senkte sie sich vom Berge herab auf Land und Meer, Caprea und das Vorgebirge Mysene verhüllend. Asche fing an, jedoch in geringer Quantität, niederzufallen, zwang aber die Flüchtlinge, ihren Weg fortzusetzen. Da wurde die Finsterniß so stark, daß man anhalten und sich niedersetzen mußte; diese Finsterniß glich nicht der Finsterniß der Nacht, sondern jener eines hermetisch geschlossenen Zimmerraumes, wo alle Lichter verlöscht sind. Plötzlich bricht das Licht durch, es verkündete aber nicht den Tag, sondern das Feuer, welches jedoch weit von uns, sagt Plinius, Halt machte. Selbstverständlich ward hier der jüngere Plinius durch einen ihm völlig neuen optischen Effect irregeleitet, dieses Feuer, von dem er spricht, befand sich auf dem Gipfel des Vesuvs und schien ihm nur nahe in Folge der Größe und der Raschheit, womit es sich über einen weiten Theil des Horizonts ausdehnte. Endlich begannen die schwarzen Dünste zu zerstieben wie Wolken oder Rauch. Der Aschenregen hörte auf, es ward wieder Tag und die Sonne schien, wennauch gelblich trübe, wie bei einer Verfinsterung. Alles schien verändert, Feld, Flur und Häuser waren mit einer dicken Schicht bedeckt, die, von der Farbe abgesehen, Schnee glich. Man kehrte zurück nach Mysene und der Tag ging zu Ende, die Nacht aber vom 24. auf den 25. brachte man noch in banger Sorge zu, denn noch hielten die Erdstöße, wennauch schwächer werdend, an.

Dies die Eindrücke des jüngeren Plinius, folgen wir nunmehr dem Aelteren, welcher am 23. August Nachmittags Mysene verlassen hatte; er segelte direct gegen Retina (heute Resina), von wo aus die Soldaten der Flotte

Digitized by Google

ihn um Hülfe gebeten hatten. Je näher er dem kleinen Hafen kommt, desto dichter, desto heißer fällt der Aschenregen auf seine Schiffe, selbst Lapilli mischen sich darunter. Plötzlich stößt er auf ein Hinderniß, er kann dem Ufer sich nicht nähern, das Meer ist nicht mehr tief genug. Da der Vesuv zu jener Stunde noch nicht genug Stoffe ausgeworfen haben konnte, um den Meeresboden auszufüllen, so scheint eine Erhebung des Seegestades stattgefunden zu haben, die noch bedeutender war als jene, welche Ste. Claire Deville im Jahre 1861 beobachtete. Daher also diese plötzliche Untiefe, vadum subitum, welche die römischen Galeeren zur Umkehr zwang, wodurch sowohl die Soldaten der Flotte als die Bewohner der zahlreichen am Ufer gelegenen Landhäuser ihrem traurigen Geschick überlassen blieben. Da er in Retina nicht landen konnte, wandte sich Plinius nunmehr nach Stabiä [1]) am Fuße der Lactarischen Berge, wo sich sein Lieutenant Pomponianus mit dem anderen Theile der Flotte aufhielt; zu jener Zeit machte nämlich der Golf von Neapel eine viel tiefere Einbuchtung zwischen Stabiä und Pompeji. Plinius tröstete nun den sehr erschrockenen Pomponianus und begab sich nach heiter genossenem Nachtmahle zur Ruhe, obwohl schon bei Einbruch der Nacht mächtige Flammen, wie von Feuersbrünsten, am Horizonte emporzüngelten; er schlief nichtsdestoweniger so fest, daß man ihn vom Nebengemache aus schnarchen hörte. Am Morgen jedoch mußte man ihn wecken, denn der Hofraum füllte sich mit Asche und Lapilli, welche bald die Thüre zu verrammeln drohten. Man berathschlagt nun, ob man in den Häusern bleiben oder auf das Land flüchten solle. Im Freien war der Steinregen allerdings lästig, allein diese Steine waren porös und leicht und verwundeten nicht, man schützte sich dagegen sehr leicht, indem man sich ein Kissen auf dem Kopf befestigte. Man beachte auch, daß der Aschen- und Lapilliregen am Abend schon in Retina, in der Nacht zu Stabiä und erst am Morgen zu Mysene begann, Mysene erhielt nur Asche. Wären die vom Vesuv ausgeschleuderten Stoffe glühend oder heiß genug gewesen, um Feuersbrünste entzünden zu können, wie öfters behauptet wurde, so würden offenbar die Stabianer nicht daran gedacht haben, sich einem solchen Regen im Freien auszusetzen; die Belästigung war aber nicht ärger als jene eines ziemlich dichten, mit Eisschlossen gemengten Hagels. Obwohl es die Stunde war, wo der Tag begann, deckte doch tiefe Finsterniß den ganzen Golf, man konnte sich nur mit Hülfe von Fackeln zurechtfinden. Am Meeresufer läßt nun Plinius ein Segel aufbreiten und legt sich darauf, dann verlangt er nach frischem Wasser und trinkt zwei Mal. Da zwingen ihn neue Flammen zum Aufstehen, er stützt sich dabei auf seine zwei begleitenden Sclaven, macht noch eine Anstrengung und stürzt todt zu Boden. Obwohl er, der Aussage seines Neffen zufolge, asthmatisch war, genügt dies doch nicht, seinen jähen Tod zu erklären; Plinius aber

[1]) Stabiä soll an der Stelle des heutigen Castellamare gewesen sein. Siehe hierüber Richard Acton, Souvenirs de l'ancienne ville de Stabies aujourd'hui Castellamare. Naples 1858. 4. 12 S.; es ist nicht mehr von diesem Opus erschienen.

Digitized by Google

hatte sich am Boden des Meeresufers niedergelegt und war dadurch in eine am Boden kriechende Schicht kohlensauren Gases gerathen, welches ihn asphixirte. Er erlitt das Schicksal des Hundes in der benachbarten Grotte bei Pozzuoli. Seine Gefährten, die aufrecht stehen geblieben, kamen ohne Schaden davon. Der Zufall ist mitunter ironisch; der große Naturforscher kannte die Eigenschaften jener Gase nicht; er wußte nicht, daß, schwerer als die Luft, sie am Boden sich in verderbenbringenden Schichten condensiren. Plinius starb, weil er sich niederlegte; wäre er aufrecht stehen geblieben, so würde er uns selbst die Erzählung dessen, was er gesehen und beobachtet, hinterlassen haben.

Ueber das, was zu Pompeji und Herculanum vorgefallen, besteht keine geschriebene Nachricht, wir sind auf Induction und die Resultate der bisherigen Ausgrabungen angewiesen. Nach Dio Cassius wären die Pompejaner zu Beginn des Ausbruchs eben im Theater, nach Anderen im Amphitheater gewesen. Sei dem wie es wolle, die Zuschauer mußten die Zeit gehabt haben, in ihre Häuser zu fliehen, denn im Theater hat man gar keine Leichen, im Amphitheater deren nur zwei gefunden. Durch die von den Straßen, vom Forum, von den Häuserterrassen aus sichtbare Rauchsäule waren die Pompejaner gewarnt und hätten sich alle retten können, wenn sie rechtzeitig geflohen wären. Als aber die Finsterniß hereinbrach und der Steinregen prasselnd auf das Pflaster und die Dächer fiel, die Erdstöße die Gebäude in ihren Fugen zerissen, dachte erst nur ein Theil der Einwohnerschaft an Flucht aufs offene Land.

Eine Untersuchung des Bodens zeigte, daß Pompeji durch dieselben Phänomene wie Stabiä zerstört wurde. Lapilli verschütteten die Stadt bis zu vier Meter Höhe, darauf fiel etwa ein Meter feinerer Asche; weitere zwei Meter Asche und verkohlter Stoffe sind die Produkte späterer Ausbrüche. Wir müssen also die hergebrachte Annahme von Lava, Feuer, schweren Steinen aufgeben; auf einem Hügel gelegen, war die Stadt gegen die Lavaströme geschützt; auch das Feuer hat keine oder nur sehr geringe Verwüstungen angerichtet, und ist dann nicht die Folge glühender Projectile des Vesuvs, sondern der Unvorsichtigkeit der mit Laternen und Fackeln hantirenden Pompejaner selbst gewesen. Diese einzelnen Feuersbrünste wurden aber durch den Aschen- und strömenden Wasserregen bald gedämpft; man darf auch nicht dem Feuer den Zustand des meisten in Pompeji vorgefundenen Gebälkes zuschreiben, sondern lediglich der Zeit und der Feuchtigkeit, welche dasselbe geschwärzt haben. Drei Dinge aber waren den Einwohnern verderblich: Die Erdbeben, ihre theils freiwillige, theils gezwungene Einsperrung und die giftigen Gase.

Daß das Erdbeben zu Pompeji heftiger gewesen denn zu Mysene, zu Stabiä und zu Herculanum beweisen die gegenwärtigen Ruinen allerorts. Sind auch nicht die ganzen Häuser eingestürzt, die oberen Theile der Säulen, Portiken und oberen Stockwerke mußten zusammenbrechen und Manche erschlagen, wie der Fund mehrerer Leichen bestätigt. Ein gezwungenes Gefängniß fanden die bresthaften Greise, die in ihrem Bette verlassenen Kranken, die in Ketten

Digitized by Google

gefesselten Gefangenen und Sclaven. In der Unmöglichkeit zu fliehen, von den Lebenden vergessen, wurden sie entweder durch die Thür und Fenster verstopfenden Materien erstickt oder ertränkt durch die von unten heraufdringenden Wasser, oder endlich zum Hungertode verurtheilt. Ein gleiches Loos theilten die Pferde im Stalle und die Hunde in ihren Hütten; man hat indeß nur wenig Pferdeskelette gefunden, wohl deßhalb, weil man sich der Thiere zur rascheren Flucht bediente. Vergessen wir auch nicht die in Gärten frei herumspazirenden Schildkröten, die Hausthiere und die Ziegen. Merkwürdiger Weise waren aber alle Katzen schon bei Zeiten verschwunden. Im freiwilligen Gefängniß befanden sich jene Sorglosen oder Furchtsamen, welche in dem Wahne lebten, festgeschlossene Thüren seien ein genügender Schutz, und daher abwarten wollten, daß der Steinregen aufhöre, wie ein sonstiger Regen oder Schneefall von kurzer Dauer. Klügere nahmen sogar Lebensmittel mit. Lebendig eingemauert, wurden die Glücklichsten unter ihnen durch den plötzlichen Hereinbruch strömender mit Asche gemengter Gewässer ertränkt; dies geschah meist in den Kellern und tiefer gelegenen Orten; die Unglücklichsten aber waren jene, deren Versteck so gut und so undurchdringlich, daß sie darin eines langsamen Hungertodes sterben mußten. Die dritte Todesursache endlich war die Entwicklung tödtlicher Gase. Im Allgemeinen darf man behaupten, daß alle Cadaver, die 3 bis 4 Meter über dem antiken Boden gefunden wurden, verspäteten Flüchtlingen angehörten. Sie hatten das Ende des schrecklichen Steinregens abgewartet; dann hatten sie in aller Eile ihre Habseligkeiten zusammengerafft und sich geflüchtet, die leichte Asche von ihren Kleidern schüttelnd, und Mund und Nase durch einen Schleier oder dergleichen schützend; aber alle jene, welche auf ihrem Wege einer Schicht solch giftiger Gase begegneten, stürzten alsbald todt zur Erde. Man kann sich an ihren Leichen überzeugen, daß sie das Opfer weder eines durch das Erdbeben zusammenstürzenden Gebäudes noch irgend eines glühenden vulcanischen Productes gewesen sind: ein unsichtbarer Feind hat sie im letzten Augenblick noch ereilt; dieser Feind war die Mophete.

Welches aber, fragen wir nun, war das Schicksal der Ueberlebenden? Sehr natürlich sind die erschreckten Einwohner, nachdem die vulcanischen Phänomene aufgehört, zu ihren alten Wohnstätten zurückgekehrt; sie fanden die meisten Häuser noch stehen, und nur die durch das Erdbeben zusammengestürzten waren unter der Asche begraben; zwölf Fuß Lapilli und drei Schuh Asche deckten gleichmäßig den Boden, die kleineren Gebäude bis zum Dach, die Mehrzahl aber, weil einstöckig, bis zum ersten Stockwerke. Das Erdgeschoß, die Kaufläden und der Halbstock waren verschwunden; die oberen Stockwerke, die Altane, die Terrassen waren ebenerdig geworden; man konnte von den erhöhten Straßen ebenen Fußes durch die Fenster hineingelangen. Die gewölbten Gemächer hatten der Katastrophe besser widerstanden, die Terrassen waren leicht zu reinigen; die Leute ließen sich also hier vorläufig nieder und warteten auf Nachrichten aus Rom, wo der treffliche Titus regierte. Dieser sandte denn sofort Beamte

Digitized by Google

mit Geld an die Unglücksstätte, ward aber leider durch eine große Feuersbrunst in Rom verhindert, sich weiter um Pompeji zu bekümmern; er gestattete indeß noch, die Güter der ohne Erben Verstorbenen zum gemeinsamen Besten der verunglückten Stadt anzuwenden, und befreite die Einwohner für einige Jahre von jedweder Steuer. Die nächste Zeit nun benützten die Pompejaner dazu, nicht ihre Stadt wieder herzustellen, sondern sie sozusagen zu plündern. Jeder befand sich ja in seinem Eigenthume und wußte noch genauen Bescheid über die Lage jeder einzelnen Geräthschaft, sowie der etwa hinterlassenen Werthgegenstände. Daß eine solche Durchsuchung wirklich stattgefunden, dafür sind zahlreiche Beweise vorhanden; man schlug sogar Löcher in die Mauer, groß genug, um einen Menschen hindurchzulassen, und gelangte so rascher von einem Gemach ins andere. Als alles durchsucht und das Werthvollste gefunden worden war, schleppten die Vermöglicheren ihre Habe hinweg, nur die Armen blieben in den Ruinen zurück; sie erbauten im Norden der alten Stadt ein neues, armseliges Pompeji und beschäftigten sich damit, die herrenlosen Gebäude nochmals zu durchstöbern. Es scheint fast, als ob die Ausgrabungen in der alten Stadt damals systematisch stattgefunden hätten, um mit ihren Trümmern das neue Municipium zu schmücken. Eines schönen Tages verschwand aber auch dieses neue Pompeji, dessen Spuren man zwischen Bosco reale und Bosco tre case erkannt haben will. Die unter Titus zerstörte Stadt aber wurde durch jede folgende Eruption des Vesuvs mehr und mehr begraben, bis endlich nichts mehr sichtbar war, als ein weites Aschenplateau, aus dem ein Stück des Theaters und des Amphitheaters hervorragte. So sehr entschwand Pompeji dem Gedächtnisse, daß selbst der Name Cività, womit man im Lande den Aschenhügel bezeichnete, völlig bedeutungslos geworden war.

Während nun Pompeji durch die Vesuv-Asche nur so leicht verschüttet ward, daß man nach einigen Tagen dort Alles wieder erkennen konnte, wurde im Gegentheile Herculanum so tief begraben, daß schon am nächsten Morgen keine Spur mehr davon zu finden war. Allgemein herrscht die Meinung, daß Herculanum in einem Lavastrom untergegangen sei. Wer dort war, behauptet, er hätte die Lava mit eigenen Händen berührt. Wie soll man nun hoffen, Glauben zu finden, wenn man sagt: nicht das Feuer, sondern das Wasser hat Herculanum zerstört; daß nicht Lavaströme, sondern Ströme von Wasser, mit Asche und Schlamm vermengt, die Stadt überflutet haben; zwar haben Dufrénay, Dyer, Overbeck, Breton und jetzt auch Beulé dies dargethan, allein die öffentliche Meinung läßt sich schwer erschüttern. Sie bedenkt nicht, daß Lava eine glühende Masse ist, die alle schmelzbaren Stoffe auflöst und in sich absorbirt. Wie hätten sich demnach die zahlreich vorgefundenen metallenen und hölzernen Gegenstände bis heute erhalten können? Beulé versichert auch hier, nirgends eine Spur von Lava gefunden zu haben, was man gewöhnlich dafür hält, ist nichts als verhärtete Asche. Wer je in seinem Kamine den Versuch gemacht hat, Wasser auf Asche zu gießen, wird aus Erfahrung die Zähigkeit

Digitized by Google

des daraus entstehenden Teiges kennen. So hat dieselbe auch im Laufe der Jahrhunderte zu Herculanum die nöthige Consistenz erlangt, um eine feste Kruste über die Stadt zu bilden. Zehn bis zwölf Meter Asche decken also Herculanum; erst auf dieser liegen Kohlen und andere vulcanische Producte, die von den späteren Ausbrüchen des Vesuvs herrühren. Die Frage ist jetzt nur mehr, woher die große Menge Wasser gekommen ist, welche die Asche zu einem solchen Teige zusammengebacken hat? Nun, das Phänomen ist noch heutigen Tages bei Vesuv-Eruptionen unter dem Namen lave bavose wohlbekannt, es sind eben gewaltige Schlammmassen, die von dem Vulcan ausgeworfen werden; als sich ferner die den Ausbruch begleitenden Wasserdämpfe zu Regen condensirten, führten sie alle einstweilen an der Berglehne niedergefallene Asche mit sich und ergossen sie in die Ebene lavinenartig über Herculanum. Gleichzeitig hörten durch die früher erwähnte Ufererhebung die zu beiden Seiten der Stadt fließenden Bäche auf, ins Meer zu fallen und stauten ihre Wasser, dieselben endlich in die Stadt ergießend. Die Einwohner, welche nicht rechtzeitig die Flucht ergriffen hatten, wurden also ertränkt, vergeblich erklimmten sie die höchsten Stockwerke, die Schlammfluth stieg noch höher.

Die Frage über die Zerstörungsprocesse der beiden Städte Pompeji und Herculanum, welche Beulé mit so außerordentlichem Scharfsinn behandelt, ist indeß schon seit Langem Gegenstand eifriger Erörterungen gewesen.

Nebst einer älteren Abhandlung Lippi's hat sich besonders Scacchi mit diesem Thema befaßt; wir dürfen nicht verschweigen, daß er und auf seine Autorität hin der deutsche Gelehrte Dr. Fuchs der Annahme einer Bildung des herculanensischen Tuffs durch Vermittelung des Wassers, wie sie der geistreiche französische Forscher verficht, entgegentreten.

Augsburg. Fried. v. Hellwald.

Zum Gedächtniß Franz Grillparzers.

Von Wilhelm Scherer.

III.

Technische Meisterschaft.

Unter Grillparzers Zeitgenossen mögen ihn Manche übertroffen haben an weitem Blick, an umfassender Bildung, an geistiger Kraft, an Ideenreichthum und männlicher Energie des Charakters. Man kann nicht sagen, daß in ihm wie in unseren Classikern die höchsten Tendenzen der Epoche sich durchdrangen und zu künstlerischer Gestaltung gelangten. Mancher mindere Künstler mag in dieser Hinsicht ein besserer Repräsentant seiner Zeit sein.

Digitized by Google

Wie kommt es, daß trotzdem Grillparzers Name sich leuchtend heraushebt unter allen seinen Altersgenossen? Wie kommt es, daß sein Stern immer heller und heller strahlt, während mancher andere vielgefeierte neben und nach ihm verbleicht und erlischt?

Grillparzers Geheimniß ist die dramatische Technik.

Er ist mit Einseitigkeit auf die dramatische Kunstform gerichtet. Diese aber beherrscht er. Er hat sich in mühevoller ernstlicher Arbeit das Handwerkszeug angeeignet. Und er hat es in edler Weise gebraucht, nicht zu wohlfeilen Effecten, sondern zu bedeutenden Offenbarungen einer reinen idealen Natur. Es verband sich in seinen Schöpfungen die sichere Fertigkeit des wohlgeschulten Handwerkers mit der priesterlichen Weihe des Künstlers.

Will man sich recht handgreiflich von der ausgezeichneten Mache Grillparzer'scher Stücke überzeugen und dieselbe gleichsam durch Experiment feststellen: so muß man ein Drama, das man genau kennt, aber bisher nur gelesen hatte, aufführen sehen. Man wird beobachten, daß der Eindruck überall gesteigert ist.

Ich habe das erst kürzlich an der Esther erprobt. Ich kannte das Stück noch gar nicht und las es zur Vorbereitung auf die Grillparzer-Feier des Burgtheaters. Von dem ersten Acte empfing ich gar keinen oder nur geringen Eindruck. Der zweite gefiel mir allerdings recht gut. Aber ich begriff doch nicht, wie man daraus so etwas Besonderes machen können. Gleich darauf sah ich das herrliche Fragment — der erste Act hob sich bedeutend, von dem zweiten war ich überwältigt.

Auf der Bühne herrscht eben nicht das bloße Wort. Action, Scene, Geberdenspiel sind Factoren, die der Dichter mit in Rechnung zieht, und das um so mehr, je mehr er sich heimisch fühlt in der dramatischen Technik, je mehr er auf die specifischen Wirkungen des Schauspiels ausgeht, die durch das bloße Wort nie erzielt werden können, in denen das Wort vielleicht stört und abschwächt.

„Der dramatische Dichter" — sagte Grillparzer zu einem Anfänger in der Kunst — „soll sich in das Parterre versetzen und zuschauen im Geiste, ob eine Person rechts oder links zu stehen kommt, ob sie die oder die Hand hebt oder senkt, ob sie sitzt oder steht: ja sozusagen jeden Knopf am Kleide derselben soll er sehen."

Ich enthalte mich nicht, eine Parallelstelle aus Otto Ludwig anzuführen, der hervorhebt, wie viel Shakespeare bei der dramatischen Charakteristik seinem schauspielerischen Handwerk zu verdanken gehabt habe: „Er ging im Geiste den Schritt, den er für die Figur gewählt, er fühlte die ganze Schauspielermaske im Gesichte und Leibe, die Haltung der Gesichtszüge, der Gestalt, wie eine von allen Seiten auf sein Selbst modificirend eindrängende Form, — wie ein Schauspieler, der gewohnt ist, ganze Abende hindurch genau in derselben Form zu stecken, einunddasselbe Charaktergesicht, dieselbe Art zu gehen, sich zu wenden, bis in die kleinsten Züge hinein streng festzuhalten."

Digitized by Google

Aehnlich hat auch Grillparzer geschaffen, so bis ins Einzelste Alles vor sich gesehen und berechnet. Das Wort ist nur ein Theil dessen, was er dichterisch schafft. Darum zeigt sich der Erfolg Grillparzer'scher Stücke so sehr von der Qualität der Aufführung abhängig. Der Schauspieler muß aus Wort und Situation ahnen, wie Grillparzer das Ganze in seiner Phantasie geschaut. Er muß das innere Bild des Dichters wiederherstellen, indem er das Verschwiegene ergänzt. Und er hat mehr zu ergänzen als bei einem declamationssüchtigen, redseligen Dramatiker. Ich citire noch einmal Otto Ludwig: „Wer beurtheilte wohl ein Gemälde nach der bloßen Untermalung? Was von einem echten Drama aufgeschrieben ist, ist nichts als Untermalung des Gemäldes. Shakespeare und nach ihm Lessing waren so bescheiden, dem Schauspieler seinen Theil an dem Werke zu gönnen", was die späteren allzu oft unterließen. Und an einer anderen Stelle bemerkt er, Vieles von Goethe wirke auf der Bühne nicht, weil es zu schön, weil zu viel Musik in der Rede: „Die seelenvollen Goethe'schen Verse haben schon die Melodie, die sie haben können; was der Schauspieler hinzuthun kann, ist dasselbe, was der Dichter schon hinzuthat; er ist überflüssig, er kann die ätherische Musik nur vergröbern."

Man muß andererseits freilich gestehen, daß die Poesie des Wortes, die durch und durch und in allen Theilen poetische Rede Grillparzer nicht in sehr hohem Maße zu Gebote stand. Nicht daß ihm nicht auch hier Wunderbares gelänge, aber seine Sprache ist nicht gleichmäßig durchgebildet, prosaische Wendungen begegnen hie und da und öfter als einem aufmerksamen Beobachter lieb ist. Alle lyrischen Gedichte Grillparzers leiden an diesem Formgebrechen. Nie ist ihm ein eigentliches Lied gelungen. Es rächte sich, daß er das Volkslied, diesen großen, unerschöpflichen, immer noch fließenden Quickborn der deutschen Lyrik seit Goethe und Bürger, gründlich verachtete. Mit der musikalischen Poesie überhaupt hatte er kein Glück. Der Operntext „Melusina" ist ziemlich unbedeutend, und Mirjams Siegesgesang, den Schubert componirte, oder die Cantaten, die man von ihm hat, geben der Tonkunst wenig Gelegenheit, sich in ihrer eigenthümlichen Herrlichkeit zu entfalten. Es ist keine rechte Stimmung darin, kein träumerisches, ahnungsvolles Gefühlsleben. Grillparzers dichterisches Schaffen ist Gestalt und Handlung.

Die Forderungen des Drama's sind von denen der Poesie als solcher, der Poesie in abstracto — wenn ich so sagen darf — oft weit verschieden. Jene prosaischen Wendungen, welche im Lesen so sehr verletzen, werden von der Bühne kaum gemerkt. Und in der specifisch dramatischen Sprache ist Grillparzer so reich und mächtig und aller Mittel so sicher, wie irgendeiner.

Leere Rhetorik, welche aus dem Rahmen der Situation heraustritt, um einem lyrischen Gelüste des Dichters zu fröhnen, überhaupt jene beliebten Kraftstellen, in denen ein Poet seine Figuren als Sprachrohr für seine eigenen Angelegenheiten mißbraucht, werden sich bei Grillparzer kaum finden.

Digitized by Google

Er unterscheidet einen mittleren und einen höchsten Grad des Affectes, Jener strömt sich in Reden aus, eine große innere Erregung macht sich Luft, die Leidenschaft ist noch mäßig genug, um nach Gestalt zu ringen, Wille und Besonnenheit noch stark genug, um gewählte Worte auf ein bestimmtes Ziel zu richten. Dieser aber versinkt in Schweigen oder findet einen einzelnen Ausruf, der entweder heftiges Thun begleitet oder worin sich sonst ganze Gefühls- und Gedankenwelten zusammenpressen.

Seelenzustände, in denen das Wesen eines Menschen wie erdrückt ist unter einer colossalen Last der Leidenschaft, worin er willenlos traumhaft thut was er nicht weiß, oder ganz in sich versinkt, als dürfte das Blut nicht weiter rollen in seinen Adern, hat Grillparzer wiederholt geschildert. Uebermacht des Begehrens und Uebermacht des Leidens stellt sich bei ihm so dar.

Aber auch an jenen charakteristischen Einzelworten ist bei ihm kein Mangel.

Wir meinen nicht den rhetorischen Laconismus, den die moderne Bühne von dem Römer Seneca geerbt und worin die Franzosen so Großes geleistet. Wendungen, wie das berühmte Moi! der Corneille'schen Medea oder das ebenso berühmte Soyons amis Cinna! wird man aus Grillparzers Werken wohl nicht ausheben können. Aber welche Wirkung ganz auf das Spiel berechnet und ohne dieses matt, am Schluß der Scene zwischen Medea, Kreusa und Jason, wie der letztere Medeen die Leier wegnehmen will und sie sie zerbricht und vor Kreusa hinwirft.

Medea.

Hier!
Entzwei! Entzwei die schöne Leier!

Kreusa.

Todt!

Medea.

Wer? — Ich lebe! — lebe!

Es gehört dazu, daß Kreusa entsetzt zurückfährt, daß dann Medea ihr Wer? „rasch umblickend" spreche und ihr lebe! stolz und drohend und daß sie nachher „hoch emporgehoben vor sich hinstarrend dasteht", wie der Dichter vorschreibt.

Darf ich neben so viel Licht auch eine Schattenseite hervorheben, so möchte ich sagen, daß mir der Dialog manchmal etwas zu geradlinig, zu katechismusartig scheint, selten dies so stark wie im Anfang des vierten Actes der „Sappho" in der Scene zwischen Sappho und ihrem Diener Rhamnes.

Sappho.

Kennst du ein schwärzres Laster als den Undank?

Rhamnes.

Ich nicht.

Digitized by Google

Sappho.
Ein giftigeres?

Rhamnes.
Nein, wahrlich nicht.

Sappho.
Ein fluchenswürdigeres, ein strafenswertheres?

Rhamnes.
Fürwahr, mit Recht belastets jeder Fluch!

Sappho.
Nicht wahr? Nicht wahr! die andern Laster alle,
Hyänen, Löwen, Tiger, Wölfe finds,
Der Undank ist die Schlange. Nicht? die Schlange!
So schön, so glatt, so bunt, so giftig! — Oh! —

Man sieht, es ist einem Declamationseffecte die dramatische Wahrheit, die Grillparzer sonst so hoch hielt, geopfert. Rhamnes dient nur dazu, um eine bekannte rhetorische Figur in Scene zu setzen.

Ich kann auch nicht läugnen, daß mir im Uebrigen Grillparzers Erfindungskraft seiner Ausführungskraft nicht gleich zu kommen scheint.

Es begegnet wohl, daß er zum Behufe der Charakteristik oder Motivirung eine Situation erfindet oder Vorgänge eintreten läßt, die in sich allzu wenig Interesse darbieten, um den Zuschauer zu fesseln und seine Phantasie anzuregen.

Wie die Wahl und Ausbildung seiner Stoffe in gewisse Grenzen gebannt ist, haben wir schon erwogen. Der Mann, der zwischen zwei Frauen steht, wovon die eine meistens das überschritten hat, was Philister die Schranken der Weiblichkeit nennen, wovon die andere sich innerhalb dieser Schranken hält, kehrt fast schematisch wieder. Phaon zwischen Sappho und Melitta, Jason zwischen Medea und Kreusa, Rustan zwischen Gülnare und Mirza, Ottokar zwischen Kunigunde und Margaretha, Raimund zwischen Melusina und Bertha (diese letztere nebenbei bemerkt ganz freie Erfindung des Dichters, das Volksbuch weiß nichts von ihr), König Ahasverus zwischen Vasthi und Esther, König Alfons zwischen der schönen Jüdin von Toledo und seiner Gattin Leonore. Immer hat die erstgenannte das brillante Aeußere voraus, die zweite das gute Herz und den einfachen Sinn.

Das mehrfach wiederholte Ausschelten der männlichen Hauptperson, Phaons durch Rhamnes, Jasons durch Medea, Ottokars durch Kunigunde und Zawisch hat schon Karoline Pichler [1]) mißfällig hervorgehoben. Es hängt dies mit dem Grundgebrechen der Grillparzer'schen Helden zusammen, welche,

[1]) Denkwürdigkeiten 4, 23. Sie spricht von Grillparzer noch Bd. 3, 104 f. 127 ff. 144—148. Bd. 4, 157 ff.

Digitized by Google

wie die euripideischen, meist nichts weniger als Ideale von männlicher Kraft und Würde sind.

Auch in Grillparzers Schilderung des Verlaufes von Liebesverhältnissen kehren verwandte Motive gerne wieder. Das Verhältniß Medea's zu Peritta vergleicht sich dem der Hero zu Janthe: die schuldige Dienerin wird Freundin und mild behandelt, sobald die Liebe bei der Herrin eingezogen. Die etwas brutale Methode des Liebhabers, gleich mit dem Kusse anzufangen, ist in der „Sappho" wie im „goldenen Vließ" dieselbe, und beide Mal die gleiche fast elektrische Wirkung dieses Kusses. Auch Leon in „Weh dem, der lügt" erlaubt sich sofort handgreifliche Zärtlichkeiten gegen Edrita.

Das Durchbrechen der Liebe hat Grillparzer wiederholt geschildert. Dabei ist es vorzugsweise das Abwehrenwollen und doch Unterliegen, der Kampf des Weibes gegen seine eigene Schwäche, was er hervorhebt und im Einzelnen mit charakteristischer Verschiedenheit vor Augen stellt. In Melitta, traumhaft befangen wie sie ist, zeigt sich kaum ein Kampf, fast willenlos folgt sie Phaon. Für Medea ist der entscheidende Moment, wie sie (im dritten Acte der „Argonauten") lange in Schweigen und Weinen versunken, den enteilenden Jason zurückruft und damit ihre Liebe bekennt. Der Grieche zwingt sie förmlich zu dem Geständniß und ihr „Jason!" bricht vulcanisch aus ihr heraus. Sanfter, allmäliger, wie in Wellenbewegung, vollzieht sich Hero's Zurückweichen und Ergeben in der Thurmscene. Wieder anders, unter scheinbarem Trotz verhüllt, läßt Kunigunde merken, daß es ihr Zawisch angethan. Laconisch und trocken bringt Edrita ihre Erklärung vor. Ganz an Jason und Medea aber, wennauch in sehr verschiedener Form, erinnert Esther. Wie sie lange schweigt, dann als der König alle Hoffnung aufzugeben scheint, — „ich wußt es ja, mir ist kein Glück beschert" — schnell den Kranz ergreift und doch ihn wieder abthun will und der König um Aufschub der Entscheidung fleht und sich zum Gehen wendet: da wirkt ihr einfaches „Herr!" gleich jenem Rufe Medeens, das Wort umfaßt Alles, was hier zu sagen war. „Es ist! der Ton entschied — sagt der König — nun fort von ihr! Ich selber will sie führen." Das erinnert auch im Ausdruck an Jasons kurze Rede in der gleichen Lage: „Das wars! Medea! Komm zu mir! Zu mir!"

Merkwürdiger Weise aber findet sich das Zurückrufen des Geliebten auch schon in der „Ahnfrau", wo Jaromir sich als Räuber enthüllt und Bertha sich zuerst entsetzt von ihm abwendet, um nachher doch — ihre Seele liegt in Banden — den Verstoßenen wieder an sich zu ziehen.

Wie wir hier bei aller inneren Verwandtschaft doch charakteristische Verschiedenheit fanden, so stellt sich die äußere Physiognomie von Grillparzers Dramen nach der technischen Seite hin als eine höchst mannigfaltige dar.

Gleich im Begina seiner Laufbahn die Ahnfrau und Sappho. Glaubt man nicht in eine andere Welt zu treten, wenn man sich von jener zu dieser wendet? daß ein junger Dichter, ein Anfänger, mit zwei solchen Stücken debu-

Digitized by Google

tirt, daß er sie innerhalb Jahresfrist, und jedes in wenigen Wochen, fertig bringt, das dürfte wohl ohne Beispiel in der Geschichte der dramatischen Litteratur dastehen. Grillparzer war ein dramatisches Genie. Er tritt als ein fertiger Mensch vor das Publicum und zeigt sich von vornherein auf der Höhe der technischen Meisterschaft, — auf einer Höhe, die er später nicht immer zu behaupten wußte.

Man kann die Mannigfaltigkeit der Formen in Grillparzers Dramen auf drei Typen zurückführen, repräsentirt etwa durch die Ahnfrau, Sappho und Ottokar. Dieselben grenzen sich freilich nicht streng gegen einander ab, denn die Compositionsform erwächst bei Grillparzer mit Nothwendigkeit aus der Natur des Stoffes.

Die Ahnfrau zeigt wenig Charakteristik, athemlos fortstürmende Handlung, eine wahre Siedhitze der dramatischen Temperatur in den rhetorischen Formen der spanischen Bühne. Dieselben Eigenschaften finden wir in „Traum ein Leben" wieder.

Dem Typus der Sappho können wir das goldene Vließ, des Meeres und der Liebe Wellen und die Esther zuweisen. Dem des Ottokar den treuen Diener seines Herrn und Weh dem, der lügt. Dort herrscht idealistische Charakteristik etwa nach Goethe'scher Methode, wie im Tasso oder in der Iphigenie, der Dichter schöpft aus der Innenwelt. Hier herrscht realistische Charakteristik etwa nach Shakespeare'scher Methode, der Dichter ist in die Anschauung der Außenwelt vertieft. Dort waltet ein subjectiver Zug, hier die objective Beobachtung. Dort Seelenmalerei, hier die Fülle der sinnlichen Erscheinung. Dort wenige Typen, hier die Vielgestaltigkeit des wirklichen Lebens.

Man sieht, die traditionellen Stoffe der classischen Bühne, Antike und altes Testament, schließen sich an die classische Formentradition. Mittelalter und Historie können sich dem Einflusse der specifisch germanischen Bühnenform nicht entziehen.

Mit den drei Typen ist es nun freilich nicht gethan. In Sappho und Medea fällt alles Gewicht auf die je drei Hauptcharaktere, neben denen die anderen Figuren nur die zum Fortgang der Handlung nöthigen ihnen zugewiesenen Functionen erfüllen. Ein selbstständiges Interesse fällt nicht für sie ab. Im Gastfreund und den Argonauten, den beiden ersten Theilen des goldenen Vließes, treten neben Medea auch ihre Angehörigen hervor, weniger der sanfte Bruder Absyrtus, als der begehrliche Vater Aietes, dessen Gestalt in ihrer stürmischen Sinnlichkeit an die Figuren der Ahnfrau erinnert. In Meeres und der Liebe Wellen steht nur Hero im Vordergrund, alle anderen, auch Leander, sind dramatische Maschinerie, obgleich bis auf den Thurmwächter herunter mit bewunderungswürdiger Kunst so weit ausgestattet und motivirt, als man es braucht, um sie zu verstehen. Dagegen ist Esther auf allseitige Charakteristik fast sämmtlicher Mithandelnden angelegt: Esther, der König, Mardochai, Haman, Zares, ja noch weiter die einzelnen Hofleute bekommen

Digitized by Google

ihr Theil bezeichnender Züge ab: wobei Haman aus der eihe der übrigen mehr heraustritt und am nächsten dem Banchanus an die Seite zu stellen wäre.

Dieselbe Allseitigkeit und reiche Vertheilung der Charakteristik im Ottokar und in „Weh dem, der lügt", während im „treuen Diener" wieder nur die Hauptperson mit Liebe ausgeführt erscheint.

Grillparzer hat sich für seine Dramen nie der Prosa bedient, sondern in der Regel des fünffüßigen Jambus [1]): die Stücke des ersten Typus verwenden den viertactigen Trochäus. In der Trilogie des goldenen Vließes wird der fünffüßige Jambus anfangs nur den Griechen zugetheilt, während die leidenschaftlichen Reden der Barbaren sich in freien Rhythmen von wechselnder Zeilenlänge mit unruhigen Daktylen und Anapästen durchsetzt, bewegen. In den späteren Partien treten diese Barbarenrhythmen nur in einzelnen besonders erregten Momenten auf. Auch hat Grillparzer nur in der Trilogie die kurze Wechselrede Vers um Vers, die sog. Stichometrie der griechischen Bühne, verwendet. Sie widersprach für sein Gefühl wohl der Forderung der Natürlichkeit, die er an den Dialog vor allem stellte (Foglar S. 19).

Die innere Entwicklung in Grillparzers dramatischer Kunst läßt sich kurz bezeichnen als: Fortschritt in der Charakteristik, Rückschritt im festen Aufbau, in der folgerichtigen Gliederung, im dramatischen Zug, der athemlosen Steigerung der Handlung.

In letzterer Hinsicht stehen Ahnfrau, Sappho und Traum ein Leben oben an. Gerade die drei Stücke, welche nach dem Zeugniß von Caroline Pichler bei der ersten Aufführung den größten Beifall ernteten, und gerade die drei ersten Stücke des Autors. Denn wenn Caroline Pichler die Vermuthung äußert, das dritte der genannten Dramen, das erst 1834 aufgeführt wurde, möchte noch ein Product aus der jugendfrischen Periode des Dichters sein, „als er mit Jünglingsmuth zu Italien sprach, das er bereisen wollte:

und schaff in stolzer Ruh,
Was jung soll sein wie ich es bin,
Und alt soll werden wie du!" —

so war diese Vermuthung ganz richtig. Schon 1821 erschienen die Expositionsscenen von „Traum ein Leben" gedruckt.

Alle drei Jugenddramen zeigen streng geschlossene Composition. Sie haben die Einheit der Zeit mit einander gemein und die Bedingungen, welche sich sonst daraus ergeben.

---

[1]) Grillparzer war ein principieller Gegner des Gebrauches ungebundener Rede in der Poesie: s. Foglar S. 10. 29.

Digitized by Google

Schon in der Trilogie ist die Handlung nicht mehr so sicher geführt, namentlich im dritten Theil. Die Motive wiederholen sich [1]), es ist, als ob sich die Personen immer einunddasselbe zu sagen hätten. Die Rückblicke auf die ideale Jugendzeit nehmen kein Ende. Grillparzer selbst warf der „Medea" Mangel an Einheit vor. Der erste Act war fertig, als seine Mutter starb und er, um seines Schmerzes Herr zu werden, nach Italien ging. Mit Mühe, ja nur durch einen Zufall konnte er sich nach seiner Rückkehr auf den zweiten und dritten Act wieder besinnen, die er im Geiste schon ganz ausgearbeitet hatte. Diese Unterbrechung erklärt Einiges, aber nicht Alles.

„Des Meeres und der Liebe Wellen" kommt Anfangs vor lauter Charakteristik nicht recht in Gang. Im Ottokar und im „treuen Diener" wird, wie ich glaube und unten näher ausführen will, das tragische Interesse nicht vollständig genug angeregt. Das Lustspiel „Weh dem, der lügt", womit Grillparzer nach längerer Unterbrechung seiner Thätigkeit vor das Publicum trat, konnte keinen Bühnenerfolg erringen, und das lag gewiß nicht an äußern Zufälligkeiten allein. In der „Esther" reichte die Erfindungskraft nur für zwei Acte, das Hauptinteresse ist eigentlich erschöpft, auf die Intriguen, welche die Partei der Vasthi gegen die Heldin spinnen wird, ist man gar nicht gespannt. Der „Bruderzwist in Habsburg" soll auch gegen das Ende hin sich nicht auf der Höhe der in reicher Charakteristik glänzenden ersten Acte halten. Den fünften Act der „Jüdin von Toledo" wollte der Autor selbst noch umarbeiten. Und die Libussa soll in einzelnen Partien kaum ganz bühnengerecht sein; eine Rede der Titelheldin vertieft sich in einen philosophischen Ueberblick der Culturgeschichte und fällt damit in die undramatische Weise des Lesedrama's.

Dagegen die Charaktere. Welcher Fortschritt von Sappho zur Medea und von da zur Hero. Letztere ist wohl die mit dem reichsten Detail, mit der liebevollsten Einzelbetrachtung, der sorgfältigsten Motivirung ausgestattete Gestalt des Dichters. Mit welcher Sicherheit ist Kunigunde im Ottokar gezeichnet, oder Edrita in „Weh dem, der lügt", obgleich zum Theil nur skizzirt, aber mit ein paar Strichen die ganze Figur lebendig hingestellt. Und Esther vollends darf vielleicht — ich wüßte nichts Ehrenderes zu sagen — der Goethe'schen Iphigenie verglichen werden.

Nicht minder wachsen die männlichen Charaktere an Tiefe und Bedeutung. Der Grillparzer'sche Liebhaber macht einen stetigen Vervollkommnungsproceß durch. Von Jaromir und Rustan, von Phaon und Jason — welchen Fortschritt bildet Zawisch im „Ottokar". Trotz seiner abscheulichen Hinterhältigkeit und Kriecherei — Grillparzer suchte darin nationale Charakterzüge aufzu-

[1]) Medea zu Jason: „Die ganze Welt verwünsche mich, nur du nicht!" in der Scene nach dem Bannspruch, und ganz ähnlich im dritten Act kurz vor Medea's Kniefall. — Kreusa zu Jason: „Du wirst dich wieder heben, wenn du willst" (Act 2), desgleichen der König zu Jason „Du wirst dich neu erheben, glaube mir's" (Act 3).

Digitized by Google

fassen — hat dieser Rosenberg in seiner Keckheit was Bezauberndes. Ganz ausgezeichnet ist der frische Leon im Lustspiel, und König Ahasverus in seiner Hoheit und Milde scheint den menschlich klaren und reifen Geist König Saladins im „Nathan“ mit dem lebhafteren Gefühle der Jugend zu vereinigen.

Aus den etwas schematischen Problemen und Empfindungsrichtungen seiner ersten Zeit strebt Grillparzer sichtlich heraus. Vom Ottokar an gelangt er immer weiter in Kenntniß der Welt und der Menschen. Sein Blick schärft sich. Seine Interessen werden vielseitiger.

Gegen König Ottokar selbst habe ich Bedenken, auch gegen den Habsburger, aber die Nebenfiguren, die verschiedenen Rosenberge, die Merenberg, sind vorzüglich gelungen. Ebenso in „Weh dem, der lügt“, außer Leon und Edrita, der schwerfällige, egoistische, junkerhaft dünkelvolle Attalus, der ungeschlachte Katwald und der im Style eines Shakespeare'schen Rüpels gehaltene „dumme“ Gakomir. Im „treuen Diener“ heben sich die Königin, der Prinz und Erny vortrefflich von der Hauptperson ab. Und beachtenswerth, daß Grillparzer im Bancban wie im Leon und später in Haman sich ein neues Gebiet, das des Humors, zu erschließen sucht.

Denselben Unterschied wie Grillparzers Dramen älteren und neueren Datums geben auch seine beiden novellistischen Arbeiten kund: „das Kloster von Sendomir“ (in der „Aglaja“ für 1828) und „der arme Spielmann“ (in der „Iris“ für 1848).

Beiden ist eigenthümlich, daß der Autor innerhalb der epischen Dichtungsgattung sich eine dramatische Form schafft. Beide sind der Hauptsache nach große Erzählungsscenen. Die Helden selbst theilen in bestimmter Situation ihre Schicksale mit. Und im „Kloster von Sendomir“ beruht ein besonderes Moment der Spannung darauf, daß dem Leser erst allmälig klar wird, wie die Person des erzählenden Mönches und des Helden seiner Geschichte zusammenfallen.

Aber während der arme Spielmann recht eigentlich eine Charakterstudie ist und zwar eine der ausgeführtesten des Dichters, läßt sich das „Kloster“ zunächst mit der Ahnfrau vergleichen. Die Begebenheit ist die Hauptsache, die Charaktere nehmen kein Interesse für sich in Anspruch. Auch darin zeigt sich Aehnlichkeit, daß die dunkle, tragische Verwicklung erst allmälig aus dem Hintergrunde hervortritt, daß die Erzählung sozusagen analytisch geführt wird.

Der ganze Gang von Grillparzers Entwicklung, der Rückschritt in Bezug auf die Handlung, der Fortschritt in Bezug auf die Charaktere, hat etwas sehr Natürliches. Es ist ein Gang der Vertiefung. Mancher andere Dramatiker kann ihn ebenso an sich beobachten. Die Jugend gehört dem Märchen, der wundersamen, aufregenden Begebenheit. Das Alter wird philosophischer. Nicht mehr die Dinge interessiren, sondern ihre Ursachen. Die große Entfaltung unserer Geschichtswissenschaft legt denselben Weg zurück. Auf die merkwürdigen

Digitized by Google

Thatsachen, die die Phantasie entzünden, achtet man weniger, als auf den stillen Grund der Ereignisse, auf die wirkenden Mächte, die handelnden Charaktere und ihren Bildungsgang, die bestimmenden Zustände, die den Einzelnen fesseln.

IV.

Der Dichter und seine Schöpfungen.

Einen Schöpfer hießen die alten Völker den Dichter, und man hat wohl die Welt ein Gedicht Gottes genannt. Die Räthsel, welche uns die große unendliche Welt aufgibt, sind fast nicht schwieriger zu lösen, als die Frage nach der Entstehung des kleinsten, unbedeutendsten Gedichtes. Geheimniß überall. Nur an eine Schöpfung aus Nichts zu glauben, haben wir uns entwöhnt. Aber wir können den Schöpfungsact nicht belauschen. Wir blicken in eine dunkle Region, auf die nur partienweise gelegentlich ein Lichtstreif fällt.

Wenn ich hier den Versuch wage, das poetische Schaffen des hervorragendsten österreichischen Dichters der neueren Zeit einigermaßen zu erhellen, so geschieht es nicht mit der Prätention, unerhörte Neuigkeiten mitzutheilen. Es kommt mir nur darauf an, dem verehrten Dichter, der vor kurzem aus unserer Mitte geschieden, dieselbe Genauigkeit philologischer Betrachtung zu widmen, welche die Litteraturgeschichte ihren älteren Helden zu gewähren pflegt. Oder vielmehr, ich will nur andeutungsweise zeigen, was für ein Problem hier der wissenschaftlichen Forschung harrt und auf welchem Wege es, so weit das überhaupt möglich, gelöst werden könnte. Kleine Beiträge nur zu einer künftigen ernsteren Behandlung wollen auch die nachfolgenden Bemerkungen sein. Es schien zweckmäßig, sich für jetzt auf diese leichten Skizzen zu beschränken, da die bald zu erwartende Gesammtausgabe das Material zur Beurtheilung des Dichters stark vermehren muß.

Die Ahnfrau.

Zuerst aufgeführt 31. Januar 1817; im Buchhandel erschienen 1817.

Der Stoff erwuchs dem Autor, wie er selbst erzählte, aus zwei französischen Erzählungen, einer Räubergeschichte und einer Geistergeschichte. In jener flüchtete ein junger Räuber in ein Schloß, worin seine Geliebte als Magd wohnt, die keine Ahnung von seinem Handwerk hat. In der zweiten führte die frappante Aehnlichkeit zwischen der Enkelin und ihrer Ahnfrau zu allerlei Verwicklungen und Verwechslungen. Jene Geliebte und diese Enkelin verflossen zu einer Figur. Der Räuber und Liebhaber ist ihr Bruder: Motiv aus der Braut von Messina. Er mordet den Vater: Motiv aus König Oedipus. Die That geschieht mit einem Dolche, an welchem das Verbrechen einer früheren

Digitized by Google

Generation derselben Familie haftet und den man vom Beginn des Stückes an bedeutungsvoller Stelle gewahrt: Motiv aus Werners 24. Februar.

Dies ungefähr die Elemente des Stoffes, welche sich in der Phantasie des Dichters gegenseitig befruchteten.

Ob das Stück eine eigentliche Schicksalstragödie zu nennen sei oder nicht, auf diese Streitfrage lasse ich mich nicht ein. Man sehe darüber Laube: Burgtheater S. 98 ff. Zimmermann: Studien und Kritiken 2, 53 ff.

Das ist nun einmal nicht wegzuläugnen, daß die Ahnfrau in eine Reihe tritt mit der um etwa 1815 bis 1825 beliebten Gattung von Schauerdramen: gehäufte Gräuel, Verwandtenmord und Blutschande, in Bewegung gesetzt durch Mißverständniß und Zufall. Die Schicksalstragödie mit ihrer ganzen Genealogie von Lillos Fatal curiosity durch Werners vierundzwanzigsten Februar zu Müllners neunundzwanzigstem und zur „Schuld" ist nur ein einzelnes Glied dieser Reihe.

Auch Müllners Schuld aber hat auf die Ahnfrau unzweifelhaft eingewirkt. Das düstere Colorit gleich von Anfang an, manche Aehnlichkeit der Situation, der analytische Gang der Handlung ergibt sich aus dem Wesen des Gegenstandes. Auch die starksinnliche, heftig begehrende und zur Gewaltthat geneigte Natur dessen, der Schuld auf sich lädt, ist in der Sache begründet. Aber dieser Geist der Sinnlichkeit über das Ganze gebreitet, auch über die Geliebte, darf schon als Verwandtschaft gelten. Und die gleiche Versart mit speciellen Aehnlichkeiten der Behandlung tritt wohl entscheidend hinzu [1])

Den meisten Stücken jener Gattung ist das Peinliche der Spannung gemeinsam, welches dadurch erzeugt wird, daß Zufälle, Mißverständnisse und

---

[1]) Ich meine nicht bloß die vierfüßigen Trochäen, welche Grillparzer den Spaniern unmittelbar entlehnen konnte. Aber Halbverse, wie S. 10 (6. Auflage).

In das ungeheure Grab
Schwarz herab!

S. 44: Engel sah ich an der Schwelle
Und die Hölle
Hauset drin!

S. 68: Greise zagend,
Weiber klagend,
Kinder weinend

erinnern doch gar zu bestimmt an Aehnliches in der Schuld, z. B. gleich in Elvirens Monolog (1. Act, 1. Scene):

Bis es fern am Blumenstrand
Still verschwand.

oder: Und der Riß gespaltner Saiten
Ist ein Schall
Der den Fall
Eines Menschen kann bedeuten.

Ebenso in Hugo's Erzählung II. 1. Vergl. auch Otto's Erzählung III. 1; ferner Hugo's Rede III. 2; seinen Monolog IV. 5.

Digitized by Google

bestimmte Zeitverhältnisse, ein Zufrüh oder Zuspät — kurz daß keine innere Nothwendigkeit die Verwickelung zu einer tragischen macht. Dieser Vorwurf trifft die Ahnfrau in vollem Maße. Die verhängnißvolle Enthüllung über Jaromirs Herkunft konnte leicht rechtzeitig geschehen; der Vatermord ist reiner Zufall; Jaromir ist Räuber ohne seine Schuld u. s. w.

Alle derartigen Gebrechen wollen wir aber eben so wenig hoch anschlagen, wie die Reminiscenzen, die uns auffallen: die Nacht, welche Jaromir mit tausend Flammenaugen anstarrt, wie bei Goethe die Finsterniß aus dem Gesträuche mit hundert schwarzen Augen sieht; die Beschreibung des Brandes durch den Hauptmann, welche an die Schiller'sche in der „Glocke" mahnt. Auch über die mehr als kühne Construction: „Theils getödtet, theils gefangen, retteten sich wenge nur" wollen wir uns hinaussetzen und es mit dem sonderbaren Benehmen des Gespenstes, sowie mit der Unwahrscheinlichkeit der nächtlich improvisirten Verlobung nicht allzu streng nehmen. Vergessen wir nicht, daß wir es mit einem Jugendwerke zu thun haben, daß dieses Jugendwerk eine technische Vollendung zeigt, wie sie der aufgeblasene Müllner und seinesgleichen entfernt auch nie erreichten, daß es alle Dramen ähnlichen Zuschnitts sofort in tiefen Schatten stellte, und als das einzige der ganzen Gattung auf die Späterlebenden gekommen ist, daß es endlich in unglaublich kurzer Zeit entstanden war.

Als sich Grillparzer mit dem Stoff der Ahnfrau trug, lernte er den um das Burgtheater so hochverdienten Schreyvogel (West) kennen. Ihm erzählte er den Stoff, und Schreyvogel rief entzückt: „Das Stück ist ja fertig bis aufs Niederschreiben! Ich sehe, daß Sie Alles bis zur letzten Scene fertig haben!" „Dennoch" — berichtet Grillparzer — „ging ich mehrere Tage umher, ohne an die Ahnfrau zu denken. Aber eines Abends vor dem Schlafengehen wurde mir ganz wunderlich zu Muthe; ich schrieb die ersten fünf oder sechs Verse nieder, welche der Graf im Anfang spricht. Als ich nach sehr verworrenen Träumen Morgens erwachte, wußte ich nicht, wie mir geschah. Ich glaubte, mir sei unwohl; doch stand ich auf, wusch mich und frühstückte. Als ich mich sodann auf meinen Sessel setzte, fiel mir das Papier in die Augen — ich hatte ganz vergessen, daß ich gestern diese Verse geschrieben. In der größten Agitation schrieb ich fort: meine Mutter rief mich zum Essen, doch ich hatte mich eingeschlossen und schrieb weiter bis fünf Uhr Nachmittags; dann rannte ich um die Basteien und konnte erst spät etwas zu mir nehmen. So hatte ich die zwei ersten Acte geschrieben; binnen sechzehn Tagen war die Ahnfrau fertig. Ich kann sagen, daß ich das ganze Stück wie im Fieber dichtete: es ist rein physisch entstanden, alles schwebte mir so lebhaft vor, daß ich eigentlich nur niederzuschreiben brauchte, was ich hörte." (Foglar S. 45 f. N. Fr. Pr. Nr. 2673.)

Es ist etwas übergegangen von diesem Fieber auf das Stück. Welches athemlose Forteilen, welche colossale Steigerung bis zum Schluß! Der Gipfel-

Digitized by Google

punkt wohl jene furchtbare Scene, wie Jaromir sich gegen die entsetzliche Erkenntniß, daß er seinen Vater ermordet, sträubt, indem er die Liebe zur Schwester in sich aufstachelt und gegen die Thatsachen halb wahnsinnig ankämpft. Grillparzer hat nichts mehr geschrieben von dieser großartigen Gewalt der Leidenschaft, von so titanischem Trotz und Auflehnung gegen das Schicksal.

Die vierfüßigen Trochäen und der spanische Ton passen dazu ausgezeichnet. Die dadurch gegebene feste Form der Sprache und des Styls, die glühende declamirende Rhetorik mit ihren langathmigen Ausbrüchen und endlosen Anaphern machen die Tragödie zu einem ganz einheitlichen Product voll südlichen Feuers. Siedend heißes Blut scheint in den Adern der Hauptpersonen zu rollen.

Eigentliche Charakteristik findet sich, wie öfter hervorgehoben, nicht. Die Charaktere sind nur Hebel der Handlung ohne selbstständige Bedeutung. Jede Figur ist auf Eine Stimmung gebaut. Düster, schwermüthig, lebenssatt, voll banger Ahnung Borotin. Jaromir und Bertha aber zwei Naturen von übermächtiger Leidenschaft und Sinnlichkeit. „Wie sie glüht, wie es sie hinüberzieht" — sagt der Graf von seiner Tochter — „Aller Widerstand genommen und im Strudel fortgeschwommen." Und Jaromir ist wie gefoltert von Liebesqualen: „Gefühle die noch schliefen, schütteln sich und werden wach." — „Woher diese heiße Gier, die mich flammend treibt zur ihr?"

Außer dieser Leidenschaftlichkeit und dem daraus entspringenden rasenden Glücksverlangen eines dem Geschick Verfallenen kommt nichts zum Vorschein. Nur bei Jaromir liegt ein psychologisches Problem vor, die ursprünglich gute und edle Natur soll in dem Räuber durchbrechen. Man soll die Ueberzeugung haben, daß er jetzt ein besserer Mensch sein würde. Aber auch dies wird nur in rhetorischen Versicherungen abgemacht, und es könnte gar nicht anders sein: jedes ausführlichere Psychologisiren würde den raschen Gang des Stückes unterbrechen, der den Zuschauer kaum einmal zur Besinnung kommen läßt.

Sappho.

Zuerst aufgeführt 21. April 1818; erschienen 1819.

Als die Ahnfrau durchschlagenden Erfolg erzielte, mußte Grillparzer wohl die Bemerkung hören: ja, mit Gespenstern und Vatermördern könne man leicht Wirkung machen. Er wollte zeigen, daß er solcher Mittel nicht bedürfe, und daher kam es, daß die Sappho so einfach wurde.

Die nähere Veranlassung dazu aber war, wie Laube (Burgtheater S. 101) erzählt, folgende: Auf dem Wege nach dem Prater hat ein Musiker Grillparzer angetreten mit dem Vorschlage, einen Operntext „Sappho" zu schreiben. Grillparzer hat Nein gesagt; der Name Sappho ist aber befruchtend in seine Seele gefallen, und einsam in den Prater tief hinein wandelnd, hat sich ihm

Digitized by Google

der Stoff entwickelt und gegliedert, dergestalt leicht, natürlich und vollständig, daß er bei der Rückkehr in die Stadt die ganze Tragödie vor sich gesehen. Sogleich hat er sich ans Schreiben gemacht, und in ein paar Wochen ist das Stück fertig gewesen.

Welche inneren Gründe zu der Auffassung und Ausgestaltung des Stoffes mitwirkten, haben wir bereits oben gesehen. Auch die Corinne der Frau von Stael dürfte darauf von Einfluß gewesen sein.

Soweit das Sujet im Alterthum dramatisch bearbeitet wurde, war es ein Komödienstoff, der mit den Lebensumständen der historischen Sappho sehr wenig zu thun hatte. Phaon ist ein alter Fährmann, der durch eine Schönheitssalbe Aphroditens sich verjüngt und von Liebesanfechtungen der Weiber nun sehr zu leiden hat. Sappho ihrerseits ist über die Jahre des Reizes stark hinaus und da ihre Liebe keine Erwiederung findet, so stürzt sie sich vom leukadischen Felsen, dem die Sage Heilkraft gegen Liebesschmerzen zuschrieb. Der Sprung wirkte wie ein abkühlendes Bad und konnte mit bestem Erfolg auch mehrmals gebraucht werden.

Wie nun aber schon das spätere Alterthum die Sache tragisch nahm, so hielt es auch die neuere Zeit damit. In unserem Jahrhundert haben, scheints, besonders die italienischen Dramatiker den Stoff mit Vorliebe behandelt, so Stanisl. Marchisio 1808, Tommaso Arabia 1856. Pacini hat ein Libretto von Salvad. Cammarano componirt, und nur dieses ist mir bekannt: es scheint unter Einwirkung des Grillparzer'schen Stückes zu stehen. Ganz frei benutzte im sechzehnten Jahrhundert der Engländer John Lilly den Stoff, indem er die Königin Elisabeth als Sappho feierte und sie aus dem Kampf mit Venus, die ihr Phaons Herz entreißen möchte, siegreich hervorgehen läßt.

Es will mir nun scheinen, daß Grillparzer, so streng er auch den tragischen Conflict aus dem Wesen der betheiligten Charaktere entwickelt hat, doch des Stoffes nicht vollkommen Herr geworden ist. Der Sprung vom Felsen behält immer etwas im schlimmen Sinne Theatralisches. Grillparzer hat viel gethan, um ihn zu motiviren. Aber wir empfinden keine solche Gewalt der Leidenschaft, daß wir überzeugt wären, Sappho *könne* nicht weiter leben. Ja die Gestalt der Sappho im Ganzen hat etwas unwillkürlich zur Parodie Herausforderndes: das alte Lustspielmotiv schlägt noch ein wenig durch.

Der Engländer Robinson nannte Grillparzers Sappho eine widerwärtige Tragödie (Ein Engländer über deutsches Geistesleben, Weimar 1871, S. 313). Ich weiß nicht, was ihn zu diesem harten Urtheil bewog. Aber ich gestehe, daß auch mir etwas an dem Stücke widerstrebt. Man ist überrascht zu entdecken, daß ein Künstler, wie Grillparzer, nicht höher von der Kunst denkt. Man könnte glauben, Phaons Vater habe die Tragödie geschrieben, der nach der Versicherung seines Sohnes (II. 1) das moderne Vorurtheil gegen Schauspielerinnen und Sängerinnen theilt. Es ist, als ob von vornherein bei Allem,

Digitized by Google

was Sappho thut, eine kritische Stimme im Hintergrund das Wort „unweiblich“ mißbilligend ausspräche. Und dies „Unweibliche“ ist ihre Schuld.

Ueber den Charakter Phaons und über Sappho's unbegreifliche Verblendung, an diesem ästhetisch begeisterten Philister und moralisch angehauchten Courmacher so leidenschaftlich zu hängen, ist von Anderen genug geredet worden. Trotz alledem ist es ein ausgezeichnetes Stück, das Werk eines überlegenen dramatischen Genius, eine Tragödie von sicherer Bühnenwirkung, in dem Ebenmaß feinster Charakteristik und unaufhaltsam fortschreitender Handlung vielleicht das Beste, was dem Dichter gelungen.

Der Traum ein Leben.

Erster Aufzug gedruckt 1821; das Ganze zuerst aufgeführt 4. October 1834; erschienen 1840.

Ueber dieses „dramatisirte Märchen“ ist hier nur Weniges nachzutragen. Es hat, schon durch die Natur des Stoffes, den Zuschnitt eines Intriguenstückes gewonnen. Zanga, der Intrigant, ist der ganz gewöhnliche Verführer und Bösewicht, der vor keiner Unthat zurückschreckt und vorwärts, vorwärts drängt. Dem entsprechend stellt sich Rustan als ein schwacher leidenschaftlicher Mensch dar, dessen Phantasie, durch Zanga aufgeregt, ihn fortreißt, dessen gutes Herz übrigens unter seinem eigenen Thatendurste leidet. Das entscheidende psychologische Moment, wie das Böse in ihm Macht erhält, ist sehr kurz abgemacht. Es ist nur die zwingende Situation geschaffen, in der er wählen muß und sich auf die Seite des schrankenlosen Ehrgeizes schlägt. Die daran geknüpften Erfahrungen des Traumes stimmen ihn dann entgegengesetzt. Wir erkennen dies überall als Grillparzers Methode, die sich für den dramatischen Zug der Handlung sehr vortheilhaft erweist und mit der Natur übereinstimmt. Wir bekommen nicht lange Monologe zu hören mit „soll ich — oder soll ich nicht“. Wir sehen, wie die Entscheidung fällt, und es ist uns genug Material an die Hand gegeben, um zu beurtheilen, warum sie so und nicht anders erfolgen mußte.

Technisch zeichnet sich das „Märchen“ durch die Sorgfalt aus, mit welcher Grillparzer das Wesen des Traumes studirt und wiedergegeben hat. Er liefert uns in den Expositionsscenen alle Elemente, mit denen die Phantasie im Schlafe arbeitet. Und das Schwankende der Traumgestalten, wie sie an die Wirklichkeit erinnern, mit ihr verfließen und doch wieder sich loslösen, und der Zweifel des Träumenden, der Abbild und Vorbild vergleicht und es über vage Erinnerung doch nie hinausbringt — das Alles ist vortrefflich.

Fortsetzung folgt.

Digitized by Google

Das Schubert-Monument im Stadtpark zu Wien.

Am 15. Mai dieses Jahres wird im Stadtparke das Monument, vom Wiener Männergesangverein dem Andenken an Franz Schubert gewidmet, enthüllt, — vierundvierzig Jahre nach dem Tode des Tondichters, der in der Blüthe seines Lebens, im einunddreißigsten Lebensjahre (1828) aus der Reihe der Lebenden gestrichen wurde, um in die der Unsterblichen aufgenommen zu werden.

Vierundvierzig Jahre sind verschwunden, bis Franz Schubert ein Monument gesetzt wurde!

An seinem Geburtshause in der Nußdorferstraße steht über der modernen Hausthüre eine mit vergoldeten Buchstaben gezierte Inschrift, und oberhalb des Thürsturzes eine kleine, kleinliche Büste des großen Wiener Vorstadtkindes.

Auf dem Ortsfriedhofe von Währing ist sein Grabmal; geziert mit seiner Büste und einer Inschrift aus der Feder Franz Grillparzers. So oft ich diesen kleinen stillen Friedhof betrat, schmerzbewegt in der Erinnerung an die vielen großen Geister und edlen Herzen, welche dort die kühle Erde deckt, haben mich immer die Worte Grillparzers auf dem Grabmale Schuberts mächtig, aber auch fast peinlich ergriffen. Es liegt so viel Wahres in den mit lapidarischer Schärfe ausgesprochenen Worten, — und trotzdem müßte man wünschen, sie wären nicht geschrieben. Denn es schien mir, daß es besser gewesen wäre, nicht der Hoffnungen, die mit ihm in das Grab gelegt wurden, zu gedenken, sondern der Leistungen; nicht dessen, was er hätte bei längerem Leben noch schaffen können, sondern dessen, was Schubert bis zu seinem Todesjahre schon geschaffen hat. Ist denn das allein nicht etwas Wunderbares, fast Unbegreifliches, das an die Schöpfungskraft anderer in der Blüthe ihrer Jahre gestorbener Geister, an Rafael Sanzio, A. van Dyck, Schiller, Byron, Mozart u. s. f. erinnert?

Aber so sind die Oesterreicher, die Wiener alle, wie Franz Grillparzer, — ihr Typus. Sie sind schüchtern und zaghaft mit dem Beifalle den Lebenden gegenüber, eher zum Tadel als zum Lobe geneigt. Erst nach dem Tode, wenn das Urtheil sozusagen die Geschichte schon gesprochen hat, dann erinnern sie sich ihrer „großen Todten". Und der „großen Todten" in Oesterreich, speciell in Wien, gibt es mehr, als denjenigen lieb ist, die den deutsch-österrei-

Digitized by Google

chischen Volksstamm geistig herabzudrücken bemüht sind, die uns glauben machen wollen, daß dieses große Culturbecken, das man Wien nennt, nicht Frucht der Arbeit der Deutschen ist, die es seit tausend Jahren bewohnen, sondern vielleicht der Glieder fremder, halbcultivirter Nationen, die hier eine geistige Stätte gefunden haben.

Nun aber, nachdem vierzig Jahre verflossen sind, und der Ruhm Schuberts ein unantastbarer geworden, ist es nicht der Staat, nicht die Commune, nicht die Landesvertretung, nicht das Conservatorium — es ist der Männergesangverein, der sich das Herz genommen, ein Monument für Franz Schubert zu errichten. Er ist der erste Verein, der für einen der großen Musiker Wiens ein Monument nicht bloß projectirt, sondern es auch durchgeführt hat. Zwar hat man schon für Mozart einen möglichst unpoetischen Vorstadtwinkel ausersehen, um wenigstens dorthin „kein Monument" zu errichten; auch von einem Haydn- und Beethoven-Monumente ist vielfach die Rede gewesen; — Worte, nichts als Worte. Dem Wiener Männergesangverein gebührt, wie die Ehre der Initiative, so auch der Dank für die Durchführung, denn um diese handelt es sich in der Welt, alles Andere ist eitles Wortgepränge. Allerdings hatte der Männergesangverein ganz besonders Grund, sich des großen Liederfürsten anzunehmen. Ohne Franz Schubert, was finge er an? Aber er hat sich auch redlich Mühe gegeben, die verborgenen, ungedruckten, vergessenen Werke an das Licht der Oeffentlichkeit zu ziehen, und hat dadurch nicht wenig dazu beigetragen, Schubert in die moderne Welt vollständig einzuführen. Hoffen wir, daß auch ein Verleger einmal erscheinen wird, der seine Werke würdig herausgibt. Von denen, die bisher an Schubert reich geworden sind, hat keiner noch Lust gehabt, als Verleger Schuberts sich auch Ruhm zu verdienen.

Der Wiener Männergesangverein hat sich um das Monument wesentliche Verdienste erworben. Er hat das Denkmal an einem poetischen Platze in dem Stadtparke errichtet, — nicht an einem öffentlichen, vom Markt- und Tagesleben gestörten Platze, wohin Musiker und Dichter nicht gehören. Inmitten der immer frischen, immer wieder neu auflebenden Natur wird das menschliche Gemüth am besten an die nie alternde poetische Kraft eines Künstlers von dem Range Franz Schuberts erinnert.

Der Männergesangverein hat auch nicht gesäumt, für eine würdige Künstlerkraft, für ein schönes Material zu sorgen. Er hat nicht gekargt und geknausert — und hat sehr recht daran gethan. Dem Wiener Bildhauer Kundtmann, seit kurzem Professor an der Akademie der bildenden Künste, wurde in Folge eines Concurses das Denkmal übergeben; der einfache architektonische Bau ist ein Werk Th. Hansens. Die überlebensgroße sitzende Statue und die drei Reliefs des Postaments — die Phantasie, die Vokal- und Instrumentalmusik vorstellend — sind aus Carrara-Marmor, die architektonischen Glieder des Denkmals aus röthlichem Granit vom bairischen Fichtelgebirge. Uns scheint es am Vorabende der Enthüllung des Monuments nicht geziemend,

Digitized by Google

über den Werth oder Unwerth des Denkmals zu sprechen; aber so viel ist Jedem, der in diesen Tagen das fertige Monument im Atelier des Künstlers gesehen hat, klar, daß es zu den sorgfältigst gearbeiteten und durchgebildeten Denkmalen gehören wird, die Wien aus neueren Zeiten besitzt, und deren Anzahl ist leider sehr gering. Möge der Männergesangverein an dem Erfolge dieses Tages den Muth fassen, in Errichtung von Denkmälern auf dem gegebenen Wege fortzufahren.

Von den Jugend- und Zeitgenossen F. Schuberts sind nur wenige mehr am Leben, nur wenige werden, wie Bauernfeld und der Bruder Schuberts, an dem Feste Antheil nehmen können. Aber sie, die ein noch unsicheres, zweifelndes Geschlecht gesehen haben, werden sich freuen, Zeugen der ungetheilten Begeisterung des heutigen Wien sein. Gerade Schubert gegenüber gilt das Wort des Dichters: „Was unsterblich im Gesang soll leben, muß im Leben untergehn." R. v. E.

(H. M.) Zum Leben des Grafen Niklas Salm.

Das Amt eines Feldherrn war im sechzehnten Jahrhunderte nur für solche vortheilhaft, die sich auf das „Finanziren" verstanden, unter welcher Bezeichnung man die als selbstverständlich angenommenen Unterschleife bei den Werbungen und der Verpflegung der Truppen begreift. Hingegen kam der ehrliche und uneigennützige Kriegsmann bei der Rechnung leicht zu kurz. Man hatte eben bloß die Wahl zwischen der Gelegenheit, sich zu bereichern, und der Gefahr, sich zu ruiniren.

Im Jahre 1523 lag Niklas Graf Salm als oberster Feldhauptmann in Croatien gegen die Türken zu Felde. Er hatte, wie wir sehen werden, sehr bescheidene Ansprüche erhoben und wahrscheinlich nicht vorausbedacht, daß seine Stellung ihm auch eine kostspielige Gastfreundschaft aufbürden werde. Gar bald war er genöthigt, um einen mäßigen Zuschuß anzusuchen; er richtete in dieser Angelegenheit unter anderem auch eine lateinische Zuschrift an den Erzherzog Ferdinand, in welcher er sich „Nicolas comes de Salme" unterzeichnet.

Graf Salm hatte sich anfangs hundert Gulden monatlich für seine Person und zehn gerüstete Pferde ausbedungen und stellte nun vor, wie er mit jener Summe unmöglich auskommen könne, „denn er, als oberster Feldhauptmann, habe täglich viel Besuchung und groß Zureiten vom Ban und den Krabaten, auch anderen, die er von Ehren wegen kostfrei halten müsse, zudem daß alle Ding theuer seien."

Die verordneten Räthe der niederösterreichischen Raitkammer, welchen die Sache zur Begutachtung vorgelegt wurde, erhoben Schwierigkeiten, aber die erzherzoglichen Kriegsräthe befürworteten das Begehren des obersten Feldhauptmannes, und so wurden ihm zu den früheren zehn noch fünf gerüstete Pferde und ein Fourier zugestanden. Auch traf die Raitkammer Anstalt, daß das oberste Zeugamt die vom Grafen Salm verlangten schweren und leichteren Geschütze, nämlich zwei Scharfmetzen, zwei Singerinnen, zwei Nothschlangen, sechs Falkonetteln, sechzig Hakenbüchsen und drei Streitwagen mit Hakenbüchsen nebst allem Zugehör an ihren Bestimmungsort abgehen ließ.

Zwei Jahre später, am 25. Februar 1525, kämpfte der sechsundsechzigjährige Held in der Schlacht bei Pavia mit der persönlichen Tapferkeit, die ihm seit den

Digitized by Google

Jünglingsjahren eigen geblieben war. Von da an aber hatte er ernstlich im Sinne, sich in den Ruhestand zurückzuziehen, und machte hiezu die nothwendigen Einleitungen. Sein Gönner, der Erzherzog Ferdinand, bot jedoch alles auf, ihn von jenem Entschlusse zurückzubringen. Demgemäß erhielten die Hof- und Kammerräthe und die Raitkammer zu Wien mehrere Rescripte, des Inhalts, daß Niklas Graf Salm zu vermögen sei, die Stelle eines obersten Feldhauptmanns über das österreichische Kriegsvolk noch ferner beizubehalten, daß ihm jährlich zweihundert Gulden rheinisch ausgezahlt, auch das Schloß Greitzenstein zu Lehen verliehen und wegen des dazu gehörigen Gehölzes Vorwach noch Bericht erstattet werden solle.

Auch noch auf andere Weise suchte der Erzherzog den treuen Diener zu erfreuen und auszuzeichnen. In einem Schreiben an die Raitkammer zu Wien rühmte er, wie der Graf Niklas Salm „sich jetzo in Italien und sonderlich vor Pavia in der Schlacht bei des Königs von Frankreich Niederlage so männlich und ritterlich gegen den Feind gehalten", wodurch er, der Erzherzog, sich bewogen fühle, „ihm desfalls zu sonderem Dank und Gedächtniß eine Verehrung zu thun." Die Raitkammer wurde deshalb angewiesen, ein Silbergeschirr im Werthe von etwa dritthalbhundert bis dreihundert Gulden anfertigen zu lassen und dem Grafen als ein Geschenk des Erzherzogs zuzustellen.

Kurz vorher hatte der Erzherzog einen gefangenen Türken dem Sohn des obersten Feldhauptmanns, dem jüngeren Grafen Niklas, geschenkt; doch mußte dieser, wahrscheinlich weil die Bundesverträge es so mit sich brachten, einen Revers ausstellen, daß er auf etwaiges Verlangen des Papstes oder der Republik Venedig seinen Gefangenen gegen Lösegeld wieder abtreten wolle.

Bei der Vertheidigung Wiens gegen die Türken im Herbste 1529 erlitt Graf Niklas „der ältere", wie er sich zur Unterscheidung von seinem gleichnamigen Sohne zu unterzeichnen pflegt, bekanntlich eine schwere Verletzung des Schenkels. Sein Diensteifer trieb ihn, wie wir sehen werden, die anfangs wohl nicht lebensgefährliche Wunde zu vernachlässigen, und ungeachtet seiner Jahre und seines leidenden Zustandes zeigte er sich jeden Augenblick bereit, dorthin zu gehen, wohin das Interesse seines Gebieters, des Königs Ferdinand, ihn rief.

Letzterer hatte ihn auffordern lassen, einem Kriegsrathe in Preßburg beizuwohnen. Darauf schrieb der Graf aus Marchegg, wo er sich zu seiner Pflege aufhielt, am 14ten Februar 1530 einen Bericht an den König: „obwohl mir des Schadens, so ich zu Wien am Schenkel genommen, auch sonst meines Alters und Unvermöglichkeit halben nicht wohl möglich, in Eurer kön. Majestät Diensten zu verharren", werde er doch „im Fußstapfel" (stehenden Fußes) gen Preßburg kommen, um gemeinschaftlich mit den Kriegscommissarien daselbst die Kriegsgeschäfte besorgen zu können.

Aus diesem Berichte geht zugleich hervor, mit welcher Aufmerksamkeit der kranke, schwerverletzte Greis noch immer den Gang der Dinge verfolgte und wie eifrig er sich im Geiste mit den Angelegenheiten seines Königs beschäftigte. Ich will, so schrieb er unter Anderem, „Eurer kön. Majestät nicht verhalten (verschweigen), daß ich großlich besorg', sofern dem Kriegsvolk mit der Bezahlung länger verzogen und nicht Geld gegeben würde, daß dasselb' Kriegsvolk keinesweges länger verbleiben würde."

Ferner zeigt er in seinem Berichte dem König an, „daß gewisse Kundschaft vorhanden, wie die Nassarn (türkische Czaikisten) mit hundert Schiffen für Raab gen Altenburg herauf kommen, derhalben welle Eure kön. Majestät auf das förderlichste Wege vernehmen (Anstalten treffen), damit Eure Majestät das Wasser behalten und inhaben möge. Denn, wo das nicht beschieht, (ist) zu besorgen, die Nassarn werden uns großen Schaden zufügen."

In Preßburg scheint sich der Zustand des Grafen ernsthaft verschlimmert zu haben, denn am 24. März 1530 richtete er von dort aus ein Bittgesuch an den König, welches

Digitized by Google

die Unmöglichkeit seiner längeren dienstlichen Verwendung darlegt und seine schweren Anstrengungen wie zugleich den Verlauf seines Uebels schildert.

„Eurer kön. Majestät" — so lautet das Gesuch — „ist ungezweifelt in gnädigem und frischem Gedächtniß, daß ich mich, Eurer Majestät zu unterthänigem Gehorsam und Gefallen, der obersten Feldhauptmannschaft auf ein Jahr, das sich gleich jetzo Mitterfasten enden würde, angenommen und beladen hab', und jetztbemeldeter Hauptmannschaft in allem dem, so mir möglich gewesen, mit sonderem hohen Fleiß und gefährlicher Mühe und Arbeit, wie denn Eure Majestät unzweifentlich guten Bericht hat, vorgewesen (vorgestanden) und wahrlich mehr, als Schwachheit und Alters halben mein Vermögen gewesen, gethan. So ich aber des Schadens halber, so ich in der Belagerung von Wien, mit gnädiger Erlaubniß zu schreiben, an einem Schenkel empfangen und daß mir derselb' auf den Zug gen Gran fast erfroren und zu Böserung (Verschlimmerung) geschickt, und sonst gemeldeter Hauptmannschaft nimmer vorsein kann oder mag, sondern größlich mein' Nothdurft erfordert, daß ich mir an solchen Schaden helfen laff' und anheim bleib', ist meine unterthänigst gehorsame Bitt', Eure kön. Majestät wolle mich nun weiter solcher Hauptmannschaft, weil nun das Jahr, deff' ich mich Eurer Majestät zu gutem bewilligt, dieser Tage verscheint (abläuft), gemeldeter Ursach' und meiner Schwachheit und Unvermögens halben gnädiglich entheben, denn ich mich der, wie vorgemeldet, nimmer zu beladen weiß, und solch mein Begehren meiner augenscheinlichen Gehaften (Krankheit) Ursach' zumessen und in keinen Ungnaden verstehen, wie ich mich zu Eurer kön. Majestät als meinem gnädigsten Herrn gehorsamlich getröste. Sonst will ich Eurer kön. Majestät in ander Weg' (auf andere Weise) so viel mir möglich in Zeit meines Lebens unterthäniglich und willig dienen" u. s. w.

Der König beantwortete dieses Bittgesuch durch ein sehr huldvolles gewährendes Schreiben, welches er von Prag aus unterm 16. April 1530 an den Grafen richtete: „Als du dich jetzo eine Zeit her in unseren Diensten der obersten Feldhauptmannschaft unsers Kriegsvolks in Hungarn unterthäniglich, willig, unverdrossen und getreulich hast gebrauchen lassen und gehalten, das wir von dir zu sonderem gnädigen Wohlgefallen verstanden und darum auch geneigt sind, solches gegen dich mit Gnaden zu bedenken; wir hätten auch mit Gnaden leiden mögen und gern gesehen, daß du weiter noch bei solcher obersten Feldhauptmannschaft bleiben und die, wie bisher, uns zu Ehren und Gutem hättest verwalten können, so ist doch unser Gemüth und Meinung nicht, dich und deines Leibes Vermögen damit zu beschweren, und dieweil du also mit Schwachheit und Blödigkeit (Entkräftigung) deines Leibes umgeben, so wollen wir dich weiter damit nicht beläftigen, sondern gnädiglich davon entheben. Und derselben entlassen."

Noch sprach der König Ferdinand in diesem Schreiben den Wunsch aus, daß Graf Salm künftig den Berathungen der Kriegscomissarien in Wien beiwohnen, auch die Auszahlung des Kriegsvolkes, welche sofort vor sich gehen sollte, abwarten und erst nach Berichtigung dieser Angelegenheit aus dem Dienste treten möge.

Leider konnte dieser Wunsch nicht in Erfüllung gehen, denn kurze Zeit nach Empfang des königlichen Schreibens erlag Graf Niklas seinen Wunden und seiner Anstrengung.

Sobald der König die Trauerpost erhalten hatte, richtete er (11. Mai) ein Trost- und Beileidschreiben an die Wittwe des Verewigten, versicherte sie seiner Theilnahme und seines Schutzes und ertheilte gleichzeitig der niederösterreichischen Regierung den Befehl, der Wittwe des Grafen und ihren Kindern auf ihr Ansuchen alle Hülfe und Unterstützung angedeihen zu lassen, — eine Fürsorge, die ebenso das Gefühl des Königs wie das Andenken des heimgegangenen Helden ehrte.

Digitized by Google

* Inscriptiones Hispanicæ Christianæ. Edidit Aemilius Hübner. Adjecta est tabula geographica. Berol. apud Georgium Reimerum MDCCCLXXI 4. XV. 120.

Seinen großen Verdiensten um die Epigraphik hat Professor Emil Hübner kürzlich ein neues durch die Herausgabe christlicher Inschriften Hispaniens hinzugefügt. Soweit sich die Chronologie feststellen läßt, beginnen diese Inschriften bereits mit dem vierten Jahrhunderte; eine bestimmte Angabe der Zeit kommt aber erst in einer Inschrift vom Jahre 465 vor. Indem Hübner zuerst eine Reihefolge von Inscriptionen vom vierten bis zum achten Jahrhundert zusammenstellt, läßt er auf diese einen Anhang folgen, der noch eine nicht unbeträchtliche Anzahl anderer Inschriften enthält, welche bis in das eilfte Jahrhundert reichen; die jüngste ist vom Jahre 1051. — Die Anordnung des Werkes ist im Allgemeinen dieselbe, wie in dem größeren, in welchem Hübner die alten Inscriptiones Hispaniæ Latinæ zusammengestellt hat, insbesondere ist auch — was die Uebersicht und Vergleichung sehr erleichtert — die ältere politische Eintheilung in die drei Provinzen Lusitania, Baetica und Tarraconensis (mit Einschluß von Gallaecia und Asturia) und, mit Ausnahme bei Lusitanien, auch die Eintheilung in Conventus iuridici beibehalten worden. Durch eine Menge gelungener Holzschnitte, von Hugo Bürkner in Dresden angefertigt, sind viele Inschriften in ihrer ursprünglichen Gestalt dem Leser sehr deutlich vor Augen gestellt worden; eine Karte Hispaniens von Heinrich Kiepert, auf welcher die Fundorte der Inschriften verzeichnet sind, gibt eine anschauliche Uebersicht. Dem Werke vorangestellt ist eine Vorrede, welche über mehrere einzelne Punkte Auskunft ertheilt und am Schluße findet sich eine Reihefolge jener vortrefflichen Indices, durch welche sich die von der Berliner Akademie herausgegebenen epigraphischen Werke, insbesondere auch das vorhin genannte von Hübner, auszeichnen.

Die Gesammtheit aller in diese Sammlung aufgenommenen Inschriften beläuft sich geradeaus auf vierhundert, die sich auf folgende Weise vertheilen. Von den älteren Zeiten angefangen bis zum achten Jahrhunderte kommen auf Lusitanien sechsundvierzig Inschriften, auf Baetica neunzig, auf Tarraconensis im weiteren Sinn neunundfünfzig; hiezu sind dann noch dreizehn auf Ziegeln und sechs auf Ringen befindliche Inschriften hinzuzurechnen. Die Zahl der neueren Inschriften beträgt siebenundsiebzig und zwar gehören davon drei Lusitanien, sechszehn Baetica und siebenundfünfzig Tarraconensis mit Einschluß von Gallaecia und Asturien an; dazu kommt noch eine auf einer Laterne befindliche Inschrift hinzu, durch welche dieselbe als ein Opus Salamonis bezeichnet wird. Auch die fünf in dem am Schluß beigefügten Auctarium enthaltenen Inschriften sind wohl sämmtlich aus dieser spätern Zeit, von zweien wenigstens (n. 291. n. 292) ist dies gewiß. Außerdem werden noch einhundertundvier falsche oder verdächtige Inschriften mitgetheilt.

Ihrem Inhalte nach sind mindestens drei Viertheile der Gesammtheit der Inscriptionen Grabschriften, einundzwanzig sind Dedicationen von Kirchen und zwölf enthalten Widmungen von Reliquien von Märtyrern und andern Heiligen. Die Schrift ist fast überall die lateinische, bisweilen die griechische und in einer trilinguis findet sich außerdem noch die hebräische, indem Hübner auch drei jüdische Grabschriften aufgenommen hat. Wir verweisen in dieser Beziehung auf die Vorrede, die für viele Fragen ein sehr schätzenswerthes Material enthält. Wir zweifeln nicht, daß sowohl Sprach- als Geschichtsforscher vorzüglich aus den in den mitgetheilten Inschriften vorkommenden Namen eine reiche Ausbeute zu Tage fördern werden.

Phillips.

Digitized by Google

*Das große Erdbeben in Wien im Jahre 1590. Dieses Naturereigniß, von dem neulich in einem Wiener Blatte die Rede war, wird auch in einem Meistergesang der Iglauer Meisterfingerschule vom selben Jahre erwähnt. Es heißt daselbst:

wie denn die leut in Oesterreich
solches erfaren teten
mit irem grossen schaden gar.
Wir hier (d. i. in Iglau) die helft nicht heten
solch nöten.
wie denn aus diesen zu merken ist glaubt mir,
weil denn zu Wien, wie man sagt hie:
sei zu finden kein hause
das nicht beschedigt sei fürwar;
durch des erdbebens sause
und grause
sind häuser und auch schlösser eingefallen schier — —
Geticht am tag Martini im 90 jor (d. i. 1590).

Indem es hier nun heißt: daß man in Iglau nicht die Hälfte solcher Nöthen ausgestanden habe, wie in Oesterreich — wobei wohl auch in Rechnung kommt, daß die übertreibende Fama die Dinge aus der Entfernung größer erscheinen läßt — so muß das Erdbeben in Iglau doch auch sehr bedeutend gewesen sein an jenem 15. September 1590. Es heißt in einer anderen Strophe eines Iglauer Meistergesangs:

auch wert ir jerlichen bericht
dass ein ertbeben gewest sei
do Jesus Kristus der heiland verschide.
das war ser gross, Matheus spricht.
die Felsen zerrissen dabei . . .
von solchem erdbeben bereit
und schrecklichen zeichen wusten wir zware
auch gar wenig zu jener Zeit
nun aber sind sie uns auch offenbare
wir erfurens mit schröcken gross,
wie ir selbst wisst zu gleicher mass,
an eim sambstag im 90 jare!

An einem Samstag also im Jahre 1590 erlebte man in Iglau ein Erdbeben, das an jene biblische Schilderung erinnerte, wo Felsen zerrissen und die Erde sich aufthat.

Von den drei Erdbebentagen des Jahres 1590, dem 15. September, dem 18. September und 1. October, fiel nur der 15. September auf einen Samstag und an diesem war die Erschütterung auch am heftigsten. So bezeugt uns denn dieser Meistergesang, daß an jenem Tage auch in Iglau ein Erdbeben stattgefunden. Es machte auf die Iglauer Meistersänger einen so mächtigen Eindruck, daß sie in diesem Jahre und das ganze nächste Jahr 1591 hindurch, wie dies ihre aufbewahrten Gesänge bezeugen, über nichts anderes zu singen wußten, als über Erdbeben, von welchem Thema abirrend sie nur nebenbei zuweilen auch über Pestilenz und Weltuntergang noch hin und wieder einige auferbauliche Betrachtungen anknüpften. Schröer.

Digitized by Google

* Pfeiffers Germania. Soeben ist das erste Heft des 17. Jahrganges der weiland von Professor Franz Pfeiffer gegründeten Vierteljahrschrift für deutsche Alterthumskunde, herausgegeben von Karl Bartsch (in Heidelberg) hier bei Gerold erschienen. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß dieselbe nicht aufgehört hat, einen Mittelpunkt gemeinsamen Strebens zu bilden auf dem Gebiete germanistischer Studien, und daß an derselben sich auch Oesterreich immer noch lebhaft betheiligt, sowie sie auch immer noch in Wien erscheint. Die neue Ankündigung der Verlagshandlung scheint uns selbst einen Aufschwung der Zeitschrift zu signalisiren, sowie das vorliegende Heft in der That höchst reichhaltig und voll interessanter Mittheilungen ist.

Den Hauptinhalt bildeten bisher immer Abhandlungen, neue handschriftliche Funde und Besprechungen bedeutender Litteraturerscheinungen. Seit 1862 erscheint jährlich eine trefflich gearbeitete Bibliographie von Bartsch und die Miscellen enthalten Mittheilungen von Briefen und Schriften bedeutender Gelehrter und biographisch-bibliographische Skizzen, die als Beiträge zur Geschichte der Wissenschaft von unschätzbarem Werthe sind. Neuerlich kündigt die Verlagshandlung an, daß nun auch Litteraturberichte „zusammenfassende Uebersichten der neueren Erscheinungen" gegeben werden sollen, „im Interesse derjenigen, die den Centralpunkten der Litteratur ferne stehen, doch über das neu erscheinende mehr als durch Büchertitel orientirt sein wollen." Das vorliegende Heft gibt schon ein deutliches Bild von dem, was man sich versprechen darf. Die Miscellen enthalten: „Bemerkungen Lachmanns über mittelhochdeutsche Verskunst", mitgetheilt von W. Müller. „Ein Brief W. Wackernagels an Benecke". „Gervinus", eine Lebensskizze von ihm selbst (dem Herausgeber von der Wittwe G.'s mitgetheilt.) Die Litteraturabtheilung enthält Besprechungen von der neuen Ausgabe von Förstemanns altdeutschem Namenbuch, besprochen von Petters; von Schiller und Lübbens mittelniederdeutschem Wörterbuch, besprochen von K. Schröder, mehrere kleinere Kritiken und einen vortrefflichen Litteraturbericht vom Herausgeber selbst. Derselbe bespricht die neuen Ausgaben der Litteraturgeschichten von Gervinus, Vilmar, Lindemann, Klotilde von der Horst, Traut, Kluge, Werner Hahn, Schäfer, Möbius, W. Renter pp. Gödeke's Grundriß, Raumers Geschichte der germanischen Philologie, Benfeys Geschichte der Sprachwissenschaft, J. Grimms kleinere Schriften und M. Müllers Essays. Die Fortsetzung dieses gediegenen reichhaltigen Litteraturberichts folgt im nächsten Hefte.

Unter den Abhandlungen dieses Heftes hebe ich hervor: althochdeutsche Glossen von Mölk, mitgetheilt von Emanuel Hoffmann in Wien; das Namenräthsel des Primas; eine glückliche Lösung desselben von J. Strobl in Mödling; Kleinigkeiten zur Heldensage von K. J. Schröer in Wien. Weitere Aufsätze enthält das Heft noch von K. Bartsch, K. Schröder, Ettmüller, die in Königsberg gefundene Abschrift der Wiener Grabschrift von Neidhart Fuchs, von der wir hier in Wien nichts wußten, mitgetheilt von Steffenhagen, Mittheilung von Beck, Hofmann, Wülcker, Köhler, Birlinger, Latendorf, Herm. Kurz und Crecelius.

Von Mitte Mai an ist meine Adresse: IV. Victorgasse 5. 1. Stock.

Bruno Bucher.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zur Litteratur über das „Vaticanische Concil".

I.

Es gibt kein Concil, welchem die gleiche Bedeutung mit dem am 8ten December 1869 in der Peterskirche zu Rom eröffneten, mit Breve vom 20sten October 1870 auf unbestimmte Zeit vertagten zukommen würde, wenn die in der Sitzung vom 18. Juli 1870 kundgemachten dogmatischen Decrete in den Glauben und in die Uebung der katholischen Welt übergehen würden, weil damit die päpstliche Omnipotenz innerhalb der Kirche für alle Zeit gefestigt und zugleich ein einzelner Bischof, der römische, als das Subject der Unfehlbarkeit auf Grund einer am genannten Tage zuerst der Welt verkündigten „göttlichen Offenbarung" fortan über Allem und Jedem stehen würde. Was sind im Vergleiche dazu die theologischen Dogmen des Concils von Trient, deren Resultatlosigkeit für den ursprünglichen Zweck des Concils die Geschichte längst constatirt hat? Ja was sind im Vergleiche zu ihm die Concilien vom Nicänischen (325) bis auf das Tridentinum? Gar nichts. Daß Christus wirklich Gott und Mensch, daß er eine menschliche und eine göttliche Natur und sohin einen zweifachen Willen gehabt u. s. w., war von Anfang an Object des allgemeinen und constanten Glaubens; der Ausspruch hatte nur den Zweck, die gegentheilige Lehre als falsch zu kennzeichnen. Es ward somit nichts Neues gemacht. Und welcher Abstand erst zu den allgemeinen Synoden von Constanz und Basel, wo erklärt wurde, das Concil stehe über dem Papste! Kein Concil von allen weist eine gleiche Menge von Eigenthümlichkeiten auf: vorher allgemeines Unbehagen, düstere Ahnungen und Vorhersagungen, Beschwichtigungen während desselben Proteste über Proteste der tüchtigsten „Concilsväter" gegen die Bedrückung der Freiheit, gegen den Versuch, die päpstliche Unfehlbarkeit zu erklären; in der entscheidenden Generalcongregation die Ablehnung der Decrete durch eine Bischofszahl, welche fast die Hälfte der katholischen Christenheit repräsentirt, zuletzt ein feierlicher Protest von 55 Bischöfen gegen das Vorhaben; nachher stummes Unterwerfen. Und dann erst die Folgen. Kühn trat die deutsche Wissenschaft dagegen auf, kaum ein paar wirkliche Gelehrte traten für dasselbe ein, viele schwiegen. Die Laienwelt erhob sich; Excommunicationen wurden geschleudert gegen Männer, an deren Spitze der gelehrteste Theolog steht, den Deutschland hat, der Greis, zu dessen Füßen seit fünfzig Jahren Tausende und Tausende ihre Bildung grundlegten; in einer glänzenden

Digitized by Google

Versammlung gaben über siebentausend Männer zu München ihrem alten Glauben Zeugniß; an der Donau, Isar, Inn, am Bodensee, längs des Rheines Ufern, an der fernen Ostsee, an der Tiber, an der Seine, überall erhebt sich ein mächtiges Leben und Streben. Nicht auf das innere Gebiet der Kirche beschränkt sich der Kampf. Im bairischen Landtage, im deutschen Reichstage gabs heiße Schlachten; offen kündete man dort und hier dem „Ultramontanismus" den Kampf an; Preußen erneuerte durch ein Gesetz die durch die Praxis aus dem Leben verschwundene volle Abhängigkeit der Schule vom Staate; Petitionen um Aufhebung des Jesuiten-Ordens mehren sich; der Mißbrauch der Kanzel ist in Deutschland durch ein eigenes Gesetz bedroht. Das ist die Wirkung des Vaticanischen Concils, welche die Bischöfe vorausgesagt: ein tiefer, unausfüllbarer Riß im Innern, die Ruhe der Gewissen gestört, der Fanatismus entfesselt, die Liebe verschwunden; nach Außen Unverträglichkeit zwischen Denen, welche den Papst als Herrn der Welt bekennen, und Jenen, die des Staates eigene Rechte annehmen. Welcher Gebildete möchte nicht den Wunsch haben, orientirt zu werden über diese Dinge? Dazu gehört eine Kenntniß der einschlägigen Litteratur. Keine Aufzählung der Schriften beabsichtigt dieser Aufsatz; er will versuchen, jene Schriften für und gegen zu charakterisiren, in denen der Gebildete überhaupt volle Belehrung findet und der Mann der Wissenschaft nicht minder suchen kann. Meine Stellung zu der Frage soll mich nicht abhalten, objectiv zu sein; in jedem Falle werde ich sine ira besprechen.

In der Allocution vom 26. Juni 1867 eröffnete Pius IX. den zur Feier des vor achtzehn Jahrhunderten stattgehabten Martyriums der Apostel Petrus und Paulus zu Rom versammelten Bischöfen seine Absicht, ein ökumenisches Concil zu berufen. Auf die Adresse der Bischöfe vom 1. Juli folgte das päpstliche Versprechen, das Concil am Festtage der unbefleckten Empfängniß der Jungfrau zu eröffnen. Ein Circular des Präfecten der Congregatio Concilii, Card. Caterini, vom 6. Juni 1867 forderte die Bischöfe zur Beantwortung von 17 Fragen auf, welche theils an sich unbedeutend, und sämmtlich nicht geeignet waren, die Berufung eines Concils zu motiviren. Weitere Vorlagen wurden den Bischöfen nicht gemacht, vielmehr bloß aus dazu ausgewählten Theologen zu Rom sieben Commissionen bestellt, deren Arbeiten, mit dem Schleier des „päpstlichen Schweigens" umhüllt, erst auf dem Concil den Bischöfen bekannt wurden. Am 29. Juni 1868 wurde die Eröffnung des Concils für den 8. December 1869 kundgemacht. Verschiedene Bullen luden die Griechen, Protestanten und Anglicaner zum Concil; sie wurden durch amtliche und von Privaten ausgehende massenhafte Erklärungen beantwortet, welche katholischerseits Entgegnungen hervorriefen.

Was den Eingeweihten zu Rom bekannt, den außerhalb Roms Tieferblickenden wahrscheinlich war, daß es sich um die Erklärung der Unfehlbarkeit des Papstes handle, wurde durch eine scheinbare Ungeschicklichkeit, welche in Wirklichkeit ein schlau berechneter Fühler war, offenbar. Die Civiltà cattolica,

Digitized by Google

welche durch die Jesuiten geleitet von Pius IX. zu einem selbstständigen Institut erhoben war, empfahl im Herbst 1867 die Gründung eines Vereins, dessen Mitglieder sich durch ein förmliches Gelübde verbinden sollten, die päpstliche Infallibilität „bis aufs Blut" zu halten und zu bekennen. Ein Sturm erhob sich, man erklärte die Correspondenz für eine private Ansicht, stellte solche Pläne in Abrede, suchte zu beschwichtigen, hatte aber die Sache in Fluß gebracht. Von den zahlreichen Schriften, welche jetzt erschienen, übergehe ich jene, welche eine Reform als nothwendig schildern oder bloß den Zweck haben, über das Concil zu orientiren, ebenso alle, die gegen dasselbe gerichtet, nicht durch neue Gedanken oder Studien sich auszeichnen, endlich alle, die auf einem dem katholischen entgegengesetzten Standpunkte stehen, weil sie sämmtlich zur Würdigung der späteren Entwicklung und der jetzigen Lage nichts beitragen. Epochemachend wurde die Schrift: „Der Papst und das Concil von Janus. Eine weiter ausgeführte und mit dem Quellennachweis versehene Neubearbeitung der in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" erschienenen Artikel: Das Concil und die Civiltà. Leipzig 1869." In diesem Buche liefern nach der allgemeinen Vermuthung Döllinger und Joh. Huber — auch mich hat man wiederholt als Mitarbeiter angesehen; ich habe daran nicht den geringsten Antheil — eine einschneidende und verurtheilende Geschichte der am 18. Juli 1870 zum römischen Dogma gewordenen päpstlichen Omnipotenz und Unfehlbarkeit. Nach einem Nachweis über den jesuitischen Plan und der Schilderung, wie ihm bereits in den neuesten Provinzialsynoden vorgebaut wurde, wird eine vernichtende Kritik des Syllabus gegeben, das Dogma der unbefleckten Empfängniß beleuchtet, historisch entwickelt, wie sich die Idee des Ultramontanismus gestalte, wie die Päpste sich vieler dogmatischer Irrthümer schuldig gemacht, wie sie in der alten Kirche gestanden und sodann auf Grundlage der pseudoisidorischen Fälschung u. s. w. allmälig ihre Omnipotenz thatsächlich durchgeführt und in den Quellen des kirchlichen Rechts, in den Werken über Dogmatik und Geschichte niederzulegen fertig gebracht haben. Die Schrift läßt an der Hand der Geschichte all den Gräuel vorbeiziehen, der mit päpstlicher Unterstützung in Ketzer- und Hexenprocessen, in der Verwaltung von Kirche und Staat angerichtet wurde, um die Folgen zu zeigen, welche entstanden sind, und um darzulegen, daß keine Freiheit des Concils zu erwarten sei. In schlichter aber meisterhafter Darstellung bietet das Werk eine Lecture, welche für jeden Gebildeten verständlich für alle Zeiten eine scharfe Waffe bleiben wird gegen Rom und seine Tendenzen.

Beschränkter bezüglich des Zieles und historischen Materials, aber trotz einzelnen Schwächen ein treffliches Werk bot „H. L. C. Maret, évêque de Sura, doyen de la faculté de théol. de Paris, Du Concil général et de la paix religieuse. Paris 1869. 2 voll." (Uebers. bei Manz, Regensb. Eine ausführliche Besprechung lieferte ich in dem Bonner „Theol. Litteraturblatt" Nr. 1 und 2 von 1870). Maret weist historisch nach, daß der Papst nicht

Digitized by Google

über dem allgemeinen Concil stehe, daß die Bischöfe keine bloßen Gehülfen desselben seien, daß die Unfehlbarkeit der ganzen Kirche zukomme; er untersucht die wesentlichen Bedingungen der Freiheit eines Concils und kommt zu dem Resultate: es sei unmöglich, die päpstliche Infallibilität zu declariren. In diesem Buche tritt uns vielleicht die letzte Spur einer Prüfung und geschichtlichen Methode aus Frankreich entgegen, wie sie der große Bossuet hatte, auf dessen Studien das Werk zum großen Theil ruht. Döllingers anonyme „Erwägungen für die Bischöfe des Conciliums über die Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit. Oct. 1869. München" rüttelten vollends aus dem Schlafe, nachdem die Laienadresse der Coblenzer Katholiken mit dem Hinweise der Bischöfe auf das demüthige Abwarten des durch den h. Geist zu leitenden Concils abgefertigt worden war, und neunzehn zu Fulda versammelte deutsche Bischöfe in einem Hirtenbriefe vom 6. September 1869 versucht hatten, die Katholiken glauben zu machen, man denke nicht daran, die Infallibilität zu declariren und werde keine neuen Lehren machen. Es galt, den Janus todt zu machen, der auf jedem bischöflichen Pulte lag und enthusiastische Verehrer unter dem Clerus aller Grade fand. Dazu reichten nicht aus die Ergüße des Kölner Seminarprofessors Scheeben, der allmonatlich und noch öfter in seinen „Periodischen Blättern" und im „Katholik" u. s. w. Expectorationen veröffentlichte, deren Hauptwerth in kräftigen Schimpfereien, persönlichen Ausfällen und einem Anklammern an unbedeutende Dinge besteht, wie solches dem im Collegium germanicum jeder historischen und überhaupt wissenschaftlichen Behandlung entwöhnten Scholastiker ansteht. Der einzige Historiker der Neuscholastik, der Verfasser des Werkes über Photius, Hergenröther in Würzburg, mußte ins Zeug gehen. Er hat seitdem die Rolle des officiellen Widerlegungstheologen gespielt. Sein „Anti-Janus. Eine historisch-theologische Kritik der Schrift: Der Papst und das Concil von Janus. Freib. 1870" befolgt die Methode, unbedeutende eingeschlichene Irrthümer aus Mücken zu Elephanten zu machen, die Thatsachen aus dem Zusammenhange zu reißen und historische Facta scholastisch-systematisch zu construiren, um auf solche Weise das Gegentheil von dem herauszubringen, was die Quelle lehrt; irgend beliebige Stellen, die nicht in ihrem Verhältnisse zum Ganzen beachtet werden, das auf gleiche Stufe Stellen aller Aussprüche vollenden das Werk. Natürlich ist der Janus eine Schülerarbeit, der Anti-Janus eine meisterhafte Widerlegung in den Augen des — Franz Hülskamp, Herausgebers des „Litterar. Handweisers", welcher Herausgeber über Werke aus allen möglichen Wissenschaften Besprechungen liefert und die bewundernswürdige Kunst versteht, den Inhalt der Zeitschriften und die Titel der neu erschienen Bücher u. s. w. abzuschreiben. Neben dieses periodische Organ trat als Ablagerungsplatz für alle passenden Zeitungsnotizen u. s. w. das von dem verst. Prof. v. Moy begonnene, jetzt von dem Heidelberger außerordentlichen Titularprofessor Vering redigirte „Archiv für das kath. Kirchenrecht". Beide weisen namentlich die infallibilistischen Schriften

Digitized by Google

nach, lauter unerreichte Muster. Hatte in den Schriften von Döllinger und Maret die theologische Wissenschaft, hatten diese Männer selbst im Bewußtsein der durch ein langes Leben bewährten Pflicht ihre Stimme erhoben, so fehlte es auch nicht an offenen Ergüßen des gepreßten Christenherzens, worin nicht bloß der historische und dogmatische Grund des Uebels aufgedeckt, sondern die tiefste Ursache in dem geistigen und sittlichen Verfalle gesucht wurde, welchen das römische System herbeigeführt habe. Fr. Michelis, der seit Jahren offen und unablässig den Ultramontanismus bekämpft, machte in der Schrift: „Die Unfehlbarkeit des Papstes im Lichte der kath. Wahrheit und der Humbug, den die neueste Vertheidigung damit treibt. Braunsberg" aufmerksam auf die gestörte Grundauffassung der Kirche seitens des Ultramontanismus, während der Laie H. St. A. von Liaño den ganzen Schmerz eines edlen Herzens, welchem die Religion ein Bedürfniß ist, ergoß in: „Dogma und Schulmeinung" und „Die Kirche Gottes und die Bischöfe", beide München. Als Kämpe gegen Michelis und andere trat ein Pseudonymus, P. P. Rudis auf, der schon früher die Infallibilität in einer solchen Crassität vertheidigt hatte, daß selbst der Mainzer „Katholik" nicht zustimmte; dieser zog überhaupt vor, bis zum 18. Juli 1870 neben beständiger Beschwichtigung jene Maxime zu befolgen, welche der Mainzer Bischof Freiherr v. Ketteler auf dem Concile schließlich als Bedingung der möglichen Declaration der Infallibilität hinstellte in den Worten: „In vielen Gegenden ist diese Lehre dem christl. Volke fast oder völlig unbekannt; sie steht nicht in sehr vielen Katechismen für das Volk, selbst nicht im römischen für die Pfarrer; . . . die Behauptung, der Katholik müsse sie glauben, wurde einzeln als Verleumdung behandelt. Und so sind die Geister und Herzen noch nicht genug präparirt zur Aufnahme der dogmatischen Definition in vielen Gegenden, in großen Diöcesen. Eine Zeit wenigstens müßte gewährt werden, in der die Gläubigen präparirt würden zur Aufnahme der Definitionen." Außer den genannten periodischen Blättern leisten, wenn ich absehe von den „Kirchenblättern", „Pastoralblättern" u. dgl. die „Historisch-politischen Blätter" Großes. Herr Jörg, tief verletzt durch die Behandlung, welche ihm in seiner amtlichen Stellung geworden ist, hat sich in ein System der principiellen Opposition gegen Alles hineingeschrieben, was nicht bairischer Localpatriotismus nach einem bestimmten Schnitt heißt; von Haß beseelt gegen Jeden, der eine Aenderung dessen intendirt, was er Patriotismus nennt, identificirt sich ihm Katholicismus und Politik. Da nun seine Richtung die herrschende war, so lange das Ministerium Abel sich gefügig erwies, schiebt er das Neue dem Liberalismus und den Fremden in die Schuhe und harmonirt auf solche Art vortrefflich mit dem Syllabus, der Infallibilität und dem Ultramontanismus aller Orten im richtigen Gefühle, daß bei einem unverrückten Festhalten am Alten d. h. bei der Stagnation sich am bequemsten Eine Richtung einlebt. Concil und Infallibilität wurden ein stehender Artikel auch der politischen Blätter. ariser „L'Univers" und „Le Monde" nebst der italieni-

Digitized by Google

schen „Unità cattolica“ predigten sie unablässig; ihre Artikel entbehren zwar jedes wissenschaftlichen Werthes, sind aber nicht zu ignoriren, weil sie die mannigfachen Reden, Schreiben und authentischen Aeußerungen enthalten, wodurch Pius IX. unabässig gegen die Läugner der Infallibilität losziehend und die Vertheidiger in stets stärkerem Maße belobend in höchst eigenthümlicher Art einen sehr starken moralischen Einfluß ausübte; die Mittheilung vieler Thatsachen über Acte und Handlungen von Bischöfen, die Angriffe gegen solche lassen sie gleichfalls als litterarische Hülfsmittel erscheinen, welche der künftige Geschichtschreiber nicht entbehren kann. Von den Blättern in deutscher Sprache leistete das Wiener „Vaterland“ in kritischen Besprechungen der Minoritätsbischöfe so Großes, daß einer seiner Gründer, der Fürsterzbischof Card. Schwarzenberg, dasselbe seit dem Jahre 1870 gar nicht mehr in sein Gemach kommen läßt. Es verdient eine Erwähnung, nur wegen dieser Seite, der „Oesterr. Volksfreund“ dadurch, daß er gegen die Infallibilität auftrat, so lange Card. Rauscher das Dogma nicht publicirt hatte, seitdem sich theils schweigend verhielt, theils im Ganzen anständig Angriffe mit schwacher Kraft abzuwehren versuchte. Die Palme gebührt von allen periodischen Blättern der „Civiltà cattolica“, dann der „Dublin Review“, welche recht eigentlich die innersten Anschauungen des Infallibilismus in ein fein sollendes wissenschaftliches System gebracht haben. Zu den Blättern, welche unablässig dem Vorhaben entgegen zu wirken suchten, durch Belehrung, Mittheilung der Mittel und Wege, auf denen die Jesuiten-Partei ihre Pläne durchsetzen zu können hoffte, sowie durch offenen Kampf gehört von den Zeitungen vor allem die Augsb. „Allgemeine Zeitung“. Ihre „Concilsbriefe“, nachher als „Römische Briefe vom Concil von Quirinus. München 1870. 10 Seiten 8.“ nochmals abgedruckt, lieferten zur äußeren und inneren Geschichte desselben unschätzbare Beiträge. Man hat zwar deren Glaubwürdigkeit von ultramontaner Seite angegriffen; Herr v. Ketteler in Mainz hat Erklärungen dagegen erlassen. Gleichwohl ist dieselbe nicht anzuzweifeln, so wenig ein Mensch unglaubwürdig wird, weil er in unbedeutenden Dingen irrt oder aus Versehen einmal thatsächlich Unrichtiges berichtet. Das Material der Briefe ist geliefert zu einem großen Theil von dem sich während des Concils zu Rom aufhaltenden Lord Acton, der durch seine Bekanntschaft mit englischen, französischen, italienischen und deutschen Bischöfen rasch und sicher Manches erfuhr und manche Vorlage erhielt; ein anderer beträchtlicher Theil ist entnommen den authentischen Berichten mehrerer Gesandten bei der Curie, wo bekanntlich von jeher bis auf unsere Tage die Schwatzhaftigkeit, wenn nicht schon an sich, jedenfalls durch buona mano leicht in Fluß gebracht wird; ein kleiner Theil ruht auf den Berichten der „Civiltà“, „Unità“, des „Univers“, Monde u. s. w. Speciell zur Bekämpfung der intendirten Neuerungen wurde geschaffen der „Rheinische Mercur“, von dem ehemaligen Redacteur der „Köln. Volksblätter“ Fridolin Hoffmann redigirt, der allwöchentlich Beiträge zur Kenntniß des kirchlichen Lebens und der römischen Bestrebungen

Digitized by Google

nach allen Richtungen lieferte, viele Schäden aufgedeckt und manch Neues zu Tage gefördert hat. In ihm findet man auch Referate über die englische und italienische Litteratur, Zusammenstellungen der Ergüße der „Civiltà“ und der „Genfer Correspodenz“, eines officiösen Organs Roms und der deutsch-österreichischen verbundenen Adels- und Jesuiten-Partei, das den ultramontanen Blättern die Gedanken und Parole gibt zum Angreifen der Staatsregierungen. Auch die Schweiz hatte in den eingegangenen Luzerner „Stimmen“ ein ähnliches Organ, unter manchem Guten in den „Studien und Glossen zur Tagesgeschichte von Ant. Phil. von Segesser. Am Vorabend des Conciliums. Basel 1869“, aus dem katholisch-conservativen Lager ein Wort des Schmerzes, der Warnung und der Entrüstung ob einer theoretischen und praktischen Depravation in der Kirche entsendet, gegen welche mit Geist und Muth die Forderung der Reform aufgestellt wurde.

Joh. Friedr. R. v. Schulte.

Deutsche Rechtsgeschichte.

Von Heinrich Zöpfl.

Vierte vermehrte und verbesserte Auflage. Bd. 1. Th. 1. Geschichte der Rechtsquellen. Braunschweig 1871. Bd. 2. Th. 2. Geschichte der Rechtsinstitute. I. Oeffentliches Recht. Braunschweig 1872.

Bei einem Werke, welches sich, wie das vorliegende, bereits seine Bahn gebrochen hat, ist bei einer neuen Auflage, wenn diese nicht eine völlig umgearbeitete ist, in der Regel nicht viel mehr zu sagen, als Auskunft zu geben über die Zusätze und Verbesserungen, welche dasselbe erfahren hat. Im Allgemeinen ist dies auch bei der vierten in mehrfacher Beziehung verbesserten Auflage des Werkes von Herrn Professor Zöpfl der Fall, während eine viel größere Veränderung mit der dritten Auflage vor sich gegangen war. In der dritten Auflage nämlich hat der Verfasser die Geschichte des deutschen Reiches oder, wie er sie bezeichnet, „die deutsche Volksgeschichte“ gänzlich hinweggelassen. Den Uebergang dazu hatte er in der zweiten Auflage dadurch gebahnt, daß er die Reichsgeschichte in einem ersten Band, abgesondert von der Rechtsgeschichte, erscheinen ließ. Gegenwärtig ist es ziemlich allgemeine Uebung geworden, daß man die erstere gänzlich hinwegläßt; wir entsinnen uns zwar nicht der Recensionen der dritten Auflage des Zöpfl'schen Werkes, zweifeln aber um so weniger daran, daß der eingeschlagene Weg, den vor ihm schon Ferdinand Walter betreten hat, seine Anerkennung gefunden hat. Und doch darf man wohl auch heutzutage noch die Frage aufwerfen, ob diese gänzliche Lostrennung der Reichs- von der

Digitized by Google

Rechtsgeschichte sich wirklich durch ihre große Zweckmäßigkeit empfehle? Auch wir würden keinen Anstand nehmen, diese Frage, so weit sie akademische Vorträge betrifft, und dafür ist ja Zöpfls Werk bestimmt, zu bejahen, vorausgesetzt, daß zwei Bedingungen zuvor erfüllt sind. Die eine ist die, daß den Schülern, so lange sie das Gymnasium besuchten, wirklich die Gelegenheit geboten war, sich mit den Einzelnheiten der Reichsgeschichte genügend bekannt zu machen, und die zweite freilich weniger wesentliche die, daß dieser vorbereitende Vortrag seitens eines Lehrers gegeben wurde. der in dieser Beziehung doch wenigstens eine Ahnung von dem Einflusse des Rechts auf den Gang der Geschichte habe. Jedermann weiß, in welchem schiefen Lichte oft die wichtigsten politischen Ereignisse erscheinen, wenn sie mit gänzlichem Mangel aller Rechtskenntniß vorgetragen werden. Wie will man z. B. die Geschichte des deutschen Reiches ohne Kenntniß des Lehnrechts verstehen? wir behaupten nicht, daß der Geschichtslehrer seinen Schülern Lehnrecht vortragen soll, sondern wir fordern nur für ihn einige Kenntnisse desselben, damit er in der Beurtheilung vieler historischer Verhältnisse auf dem richtigen Standpunkt stehe. Wenn demnach die Schüler ohne hinlängliche Kenntniß der Reichsgeschichte auf die Universität gelangen und diese hier auch nicht gelehrt wird, so wird auch die Rechtsgeschichte, weil eben jene Voraussetzungen nicht zutreffen, sehr unverständlich bleiben. Wir erlauben uns noch auf einige andere Umstände aufmerksam zu machen, welche hiebei in Betracht zu ziehen sind, namentlich auf die Kürze der Zeit, welche auf den außerösterreichischen Universitäten den Vorträgen über deutsche Rechtsgeschichte gewidmet werden kann, weil die Studienzeit überhaupt auf ein Triennium beschränkt ist. Mag dies auch nicht ein Hauptmotiv zur Hinweglassung der Reichsgeschichte sein, so legt dieser Umstand doch einiges Gewicht in die Wagschale. Für Oesterreich fällt dies hinweg, da auf unsern Universitäten die Rechtsgeschichte in fünf Stunden wöchentlich das ganze Jahr hindurch gelesen wird. Es ist ferner richtig, daß auf den nichtösterreichischen Gymnasien jene vorhin aufgestellten Voraussetzungen mehr zutreffen als bei uns. An der Wiener Universität z. B. kommen die Studirenden von allen Nationalitäten, welche zur österreichischen Monarchie gehören, zusammen. Läßt sich bei diesen Allen eine hinlängliche Vorbereitung durch Studium der deutschen Reichsgeschichte für das nunmehr anzutretende der Rechtsgeschichte voraussetzen? Gewiß nicht.

Wird aber einmal die Rechtsgeschichte in den Compendien, beziehungsweise in den Vorträgen ganz hinweggelassen, so knüpft sich daran eine andere Folgerung an, die nämlich, daß auch die Periodisirung der Rechtsgeschichte regelmäßig hinwegbleibt und daß die einzelnen Institute, freilich in größeren Massen, in ihrer Continuität behandelt werden. Dies Verfahren hat Herr Professor Zöpfl ebenfalls beobachtet und man kann auch davon sagen, es sei das jetzt herrschende geworden. Danach ist es jetzt Sitte, die Rechtsgeschichte in größere Abschnitte nach den Instituten, gewissermaßen vom schriftstellerischen Stand-

Digitized by Google

punkte in Monographien zu zerlegen, etwa in die Abschnitte: Quellen, Oeffentliches Recht, Privatrecht und Gerichtsverfahren. Gegen die Periodisirung der Rechtsgeschichte, nach welcher die älteste Zeit, die Periode der Merowinger und Karolinger, die der deutschen Könige bis auf Rudolf von Habsburg u. s. w. jede vollständig mit der Gesammtheit ihrer Rechtsinstitute behandelt wird, hat man wohl den Einwand erhoben, daß dadurch die Geschichte jedes einzelnen Institutes öfters unterbrochen werde und darunter die Anschaulichkeit der Darstellung, die man vorzüglich durch jene Continuität erreiche, Eintrag erleide. Wir sind weit entfernt, das Gewicht dieses Einwandes zu unterschätzen, indessen man darf doch auch nicht verkennen, daß das häufige Rückkehren aus neuester in die älteste Zeit, ohne Rücksicht auf den gemeinsamen Einfluß der in eine bestimmte Zeit fallenden Ereignisse auf die Gesammtheit aller Rechtsinstitute, auch sein Bedenken hat. Dieses Bedenken ist uns lebhaft bei dem sonst sehr verdienstlichen Werke Zöpfls entgegengetreten. Es läßt sich dies Verfahren nicht mit dem Boustrophedon vergleichen, denn der Pflug, der ein Stück Landes bis zu seiner Grenze bearbeitet hat, wird nicht umgekehrt, sondern zurückgetragen, um nun parallel mit dem früheren ein anderes Stück Land zu beackern. Wir wählen einige Beispiele aus dem vorliegenden Werke mit Anwendung auf die danach zu haltenden Vorträge: heute also ist die Rede von der Errichtung des neuen deutschen Reiches im Jahre 1871 und von den Fortschritten der Codification, morgen wird man mit Tacitus in Deutschlands Urwälder versetzt, um auf diesem Wege die Gestaltung der Standesverhältnisse bis zur deutschen Bundesacte kennen zu lernen und dann fängt man einige Zeit später wiederum bei den Servi der ältesten Zeit an, um bis zur Ministerialität des dreizehnten Jahrhunderts zu gelangen. Dann aber beginnt wieder das Staatsrecht bei den uralten Gaugenossenschaften und wird bis zur Gründung des norddeutschen Bundes und dessen Umwandlung in ein deutsches Reich und Kaiserthum fortgeführt. Und was folgt darauf? wieder die taciteische Zeit mit Frauenkauf und Reipus bis zur Ausbildung der ehelichen Gütergemeinschaft in den deutschen Stadtrechten, woran sich dann eine Darstellung des Besitzes in der Urzeit mit Markgenossenschaft und Effestucation anreiht. Diese Materie schließt dann mit der Umgestaltung der Lehre vom Besitz im fünfzehnten Jahrhundert unter dem Einflusse des römischen Rechts, aber nur um abermals in die Zeit zurückzukehren, wo die blutige Hand kein Erbe nahm und nunmehr das Erbrecht von seinen ersten Anfängen bis zur Gegenwart zu construiren. Von hier muß aber wieder so weit zurückgegangen werden, als sich bei den Germanen ein eigentliches Vertragsrecht auffinden läßt, und ist man wieder bei der heutigen Zeit angekommen, so erübrigt nur noch die Darstellung des Processes. Daher muß wieder begonnen werden mit einer Entwicklung des Civilprocesses, wie er zur Zeit der Völkerwanderung war, und dargestellt werden, wie er sich seither entwickelt hat. Es versteht sich dann von selbst, daß der Strafproceß ein längeres Verweilen in der Urzeit nothwendig

Digitized by Google

macht, bis dann dessen Ausbildung seit dem fünfzehnten Jahrhundert den Beschluß bildet.

Wir halten nun dafür, daß diese sehr in die Augen fallenden Nachtheile mehr als genug diejenigen aufwiegen, welche etwa aus der Periodisirung der deutschen Rechtsgeschichte entstehen, während diese daneben aber auch noch große Vortheile bietet. Zunächst kommt hier der in Betracht, daß jedes einzelne Institut ganz in dem Lichte der Zeit erscheint, welcher es nach seiner Entwicklungsstufe angehört; sodann bietet sich auch der nicht hoch genug anzuschlagende Vortheil, daß, wie oben schon angedeutet wurde, die Einflüsse einzelner großer Ereignisse auf das gesammte Rechtsleben viel anschaulicher gemacht werden können, als nach jenem anderen System. Dahin gehört z. B. der allgemeine Einfluß, den das römische Recht auf das einheimische geübt hat; man hat hierbei auch den Vortheil, bis zum dreizehnten Jahrhundert ein rein deutsches Recht, den Quellen und den Instituten nach, darstellen zu können. Eben dahin gehört der unermeßliche Einfluß, den der Handelsverkehr auf alle Institute des deutschen Reiches ausgeübt hat, der ganz prägnant in der Veräußerung von Grundstücken „like varende have" ausgedrückt wird. Nicht minder ist zu erwähnen der für eine Menge von Rechtsinstituten gemeinsame Einfluß der Landeshoheit, der eben bei der Periodisirung viel deutlicher als dies bei dem System der Continuität sein kann, hervortritt. Es fehlt gerade bei diesem letzteren System das gemeinsame Band und es verhält sich dasselbe zu der durch Reichsgeschichte und Periodisirung zu einem Ganzen vereinigten historischen Erörterung des in Deutschland geltend gewordenen Rechtes wie ein Aggregat von Monographien; ohne den Werth desselben im Mindesten zu verkleinern, scheinen sie für den ersten Unterricht weniger geeignet und sind erst, nachdem dieser stattgefunden hat, von größerer Brauchbarkeit.

Doch die Ansichten über die Methode sind getheilt und wir haben dieselben nur in kurzem beleuchtet, ohne damit den Verdiensten des Verfassers irgendwie zu nahe treten zu wollen. Mit Recht kann derselbe von seinem Werke sagen, daß dieses ganz aus den Quellen gearbeitet und in der neuen Auflage vielfach vermehrt und verbessert worden sei. Für das Erstere spricht in Betreff der bisher erschienenen Bestandtheile die Vermehrung der Seitenzahl von 580 auf 697; für Beides die große Menge werthvoller Zusätze und für die Verbesserung der Umstand, daß mehrere Partien ganz umgearbeitet worden sind.

In der Erörterung jener Controverse über die bei der deutschen Rechtsgeschichte zu beobachtende Methode ist zugleich das System entwickelt worden, welches der Herr Verfasser in seinem Werke befolgt hat. Schon in dem ersten Buche, welches die Quellen von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart darstellt, ist die Zahl der Zusätze bedeutend. Dieselben stützen sich zum Theil auf die neuen Ausgaben einzelner Leges, welche ihre Aufnahme in die Monumenta Germiæ historicæ gefunden haben. Die neueste Arbeit von Dahn in der

Digitized by Google

sechsten Abtheilung seines Werkes über die Könige der Germanen, welche die Leges Wisigothorum behandelt, war dem Herrn Verfasser noch nicht bekannt und konnte es auch wohl kaum sein. Bei der Erwähnung des „Processes Belials gegen Christus", wie überhaupt, vermissen wir die Erwähnung des Werkes von Stintzing (Geschichte der populären Litteratur des römisch-canonischen Rechtes in Deutschland. Leipzig 1867), da dieses sich ausführlich über diesen Gegenstand vernehmen läßt.

Der zweite Band enthält das öffentliche Recht; derselbe ist reich an einzelnen Zusätzen, insbesondere ist eine Reihefolge von Paragraphen neu eingefügt, zum Theil aus dem Werke des Herrn Verfassers über die Grundsätze des allgemeinen und deutschen Staatsrechts herübergenommen, wie dies auch in der Vorrede hervorgehoben wird. Es beziehen sich dieselben vornemlich auf das ältere deutsche Staatsrecht. Ganz neu ist die Darstellung der Rechtsverhältnisse des deutschen Bundes bis zu dessen Auflösung im Jahre 1866 und der Gestaltung des öffentlichen Rechts bis zur Gründung des neuen deutschen Reiches im Jahre 1871. Möge die Fortsetzung des Werkes nicht lange auf sich warten lassen! Phillips.

Zum Gedächtniß Franz Grillparzers.

Von Wilhelm Scherer.

IV.

Das goldene Vließ.

Zuerst aufgeführt 26. und 27. März 1821; erschienen 1822.

Die Gewalt dieses alten Mythus ist dem Dichter aus einem Kinderbuche nahegetreten, das er einst an einem trüben regnerischen Sommernachmittage zu Baden in die Hand bekam. In der concentrirtesten, auf die wesentlichsten Grundzüge gebrachten Gestalt hat ihn der Stoff gepackt.

Er hat damit unbewußt eine Idee Schillers ausgeführt, der am 28sten August 1798 über die antike Fabelsammlung des Hygin, welche er eben durchliest, an Goethe die Bemerkung schreibt: „Für den tragischen Dichter stecken noch die herrlichsten Stoffe darin, doch ragt besonders die Medea vor, aber in ihrer ganzen Geschichte und als Cyklus müßte man sie brauchen."

Das hat meines Wissens außer Grillparzer Niemand gethan. Insofern sind der erste und zweite Theil das eigenthümlichste: dieser beherrscht durch Jasons jugendlich glänzende Erscheinung und übersprudelnde Thatkraft; jener in großen Zügen Barbarenthum und Griechenthum einander gegenüberstellend. Die Art, wie wir in Kolchis eingeführt werden, die religiöse Ceremonie, mit

Digitized by Google

der das Stück sich eröffnet, erinnert an Lopes El nuevo mundo und die Schilderung der Indianer, zu denen Columbus kommt.

Der dritte Theil „Medea" dagegen ist ein vielbehandelter Stoff. Alle Bearbeitungen gehen mehr oder weniger auf Euripides zurück. Wie sich zu diesem Seneca verhält und wie Corneille zu beiden, das haben wir hier nicht zu untersuchen. Corneille führte zuerst die Kreusa als mithandelnde Person ein und der Italiener Gasparo Gozzi im vorigen Jahrhundert folgte ihm darin nach. Auch Grillparzer konnte sie natürlich nicht entbehren und wie er aus ihr ein Gegenbild der Medea machte, haben wir bereits erwogen. Sonst ist er im Wesentlichen mit dem euripideischen Personal ausgekommen und hat es nur durch Nebenfiguren, wie den Herold der Amphiktyonen und den Landmann des ersten und fünften Actes, vermehrt. Dafür hat er andere Nebenpersonen weggeschafft und auch den Aegeus, den schon Seneca beseitigte, aber Corneille wieder aufnahm, fallen gelassen.

Dem Geiste des modernen Drama's gemäß gibt Grillparzer nicht, wie Euripides, bloß die Katastrophe, sondern auch was zunächst vorangeht. Er beginnt nicht mit der Thatsache, daß Jason die Kreusa heiraten will und — was sich gleich dazugesellt — daß ein Machtspruch des Königs Medea und ihre Kinder verbannt. Medea ist auch nicht von vornherein die wüthige, schreckliche. Sondern es wird gezeigt, wie es zu dem allen kam. Die Charaktere wirken nicht in fertiger Ausprägung starr gegen einander, sondern sie enthüllen sich nach und nach mit der wechselnden, gesteigerten, gespannteren Situation. Diese ist nicht bloß ihr eigenes Werk, sondern vielfach auch das Werk der Umstände. Die sorgfältige Motivirung ist auf Milderung der Schuld gerichtet, nicht bloß bei Medea, auch bei Jason, ja bei Kreon.

Euripides' Jason ist ein prosaischer Mensch, ein klug verständig sorgender, dem ideale Motive fremd, und der mit Härte das Zweckmäßige durchführt. Er hat um die korinthische Königstochter geworben,

> Auf daß wir ehrsam leben, was das wichtigste,
> Und keinen Mangel dulden (leider seh ich ja:
> Dem armen Mann geht jeder Freund gern aus dem Weg!)
> Und unsre Söhne würdig unsres Stamms erziehn.

Grillparzers Jason theilt diese Eigenschaft, stellt sich aber als eine ausgeführte um Vieles bereicherte Charakterstudie des männlichen Egoisten dar.

> Nur Er ist da, Er in der weiten Welt,
> Und alles andre nichts, als Stoff zu Thaten.
> Voll Selbstheit, nicht des Nutzens, doch des Sinns,
> Spielt er mit seinem und der andern Glück:
> Lockts ihn nach Ruhm, so schlägt er einen todt,
> Will er ein Weib, so holt er eine sich,

Digitized by Google

Was auch darüber bricht, was kümmerts ihn!
Er thut nur recht, doch recht ist, was er will.

Er ist, wie gesagt, ein Egoist. Rasch begehrend, kühn erobernd, sanft einschmeichelnd, so lange das Weib zum Zwecke dient. Dann ist sie ihm nur Hinderniß. Er hat herausgestrebt aus der Gewöhnlichkeit, von Heldensinn, von Ehrgeiz getrieben. Er wollte Großes, er sah sich von ganz Griechenland umjubelt bei dem kühnen Unternehmen. Jetzt kehrt er zurück und wird gemieden oder nicht gekannt. Er erträgt es nicht. Medea ist ihm zur Last, aber er hat zuerst noch ein gewisses Pflichtgefühl, noch Anfälle von Männlichkeit, er will sich nicht von ihr trennen. Immer lockender aber steigt die glückliche Jugend vor ihm auf, Kreusa's Bild zaubert sie ihm empor, immer verhaßter wird ihm Medea. Der Welt und ihrem Urtheil zu trotzen vermag er nicht. Sein Pflichtgefühl hält nicht weiter vor. Er will sie ganz einfach los sein. Er sehnt sich nach einem stillen, schuldlosen, häuslichen Glück. Er verläugnet seine früheren Ideale. Der Knabe ist ein Mann geworden

Und nicht mehr kindisch mit den Blüthen spielend,
Greift er nach Frucht, nach Wirklichkeit, Bestand.
Die Kinder sind mir, und kein Ort für sie,
Besitzthum muß ich meinen Enkeln werben.
Soll Jasons Stamm, ein trocknes Heidekraut,
Am Wege stehn, vom Wanderer getreten?

Da haben wir den euripideischen Philister. Aber dieser hier begehrt nicht einmal die geliebte Kreusa in stolzem, rücksichtslosem Entschlusse. Sondern der König will es, er verkündets, Jason fügt sich schweigend und wagt vor Medea nicht einmal seine Liebe zu gestehen.

Bei Euripides ist Medea nicht von vornherein gemieden, sondern im Gegentheil geachtet in Korinth. Hiedurch wird Jasons Frevel größer. Es sind eben durchweg entschiedenere, stärkere, willenskräftigere Menschen bei Euripides. Hier ist ihnen Allen ein Element von Schwäche beigesellt. Auch Medea hat Gefühlsmomente, in denen sie zerschmilzt. Und nicht bloß den Kindern gegenüber, bei deren Anblick sie eingedenk der geplanten Rache auch bei Euripides in Thränen ausbricht.

Grillparzer wagt es eben nicht, Medeen als das antike Grauenbild hinzustellen. Sie hat nicht ihren Bruder Absyrtus wirklich zerstückelt, sie ist nur indirect Ursache seines Todes. Sie hat auch den Pelias nicht wirklich ermordet, sondern nur die verhängnißvolle Situation, das unglückselige Vließ, das sie dämonisch anzieht, ist daran schuld.

Der Gegensatz von Barbarenthum und Griechenthum, der die ganze Trilogie durchzieht, bekämpft sich echt tragisch in Medeens Brust. Die unheilvolle kolchische Zauberwelt, durch das Vließ, durch alles magische Geräth, durch

Digitized by Google

Gora hereinragend in die Gegenwart — das ist die dunkle Region, aus der sie herausstrebt und in die sie durch die Gewalt der Umstände nur um so viel tiefer noch zurückgestoßen wird. Ihr redliches Wollen wird zu schanden. Der Umschwung kommt von außen: der durch die Amphiktyonen verhängte Bann. Dieser aber beruht auf einer falschen Ansicht von dem Sachverhalt bei Pelias' Tod. So greift denn wieder hier das Mißverständniß ein. Und dessen Aufklärung durch Medea hilft ihr nichts mehr.

Bei Euripides sollen die Kinder mit verbannt werden, Medea selbst bittet, daß man sie in Korinth lasse. Bei Grillparzer ist gerade dies ein weiteres entscheidendes Moment, daß man ihr die Kinder nicht lassen will. Sie erbittet bei dem auch hier schwachen Jason, daß ihr eines übergeben werde, das ihr freiwillig folgt. Da zeigt sich, daß sie das Herz ihrer Kinder verloren. Sie wenden sich beide von ihr ab.

Dies erst zeitigt den furchtbaren Mordgedanken. Sie haßt die Kinder jetzt. In einer früheren Unterredung mit der unheimlichen Gora war die Vorstellung der Rache aufgetaucht, sie hat sie schaudernd von sich gewiesen. Jetzt kehrt sie selbst dazu zurück und läßt sie in sich groß werden. Während Gora früher schürte, steht sie jetzt scheu neben der Herrin.

Aber die Ausführung selbst wird doch erst wieder von außen — durch die zufällige Auffindung der Kiste — entschieden. Und Kreons Verlangen nach dem goldenen Vließ wirkt dabei mit.

Kreon ist unschuldig. Er hat nur Jasons Bestes gewollt. Deßhalb sucht er ihn von Medea zu trennen und neu an sich zu fesseln. Deßhalb, als Unterpfand künftiger neuer Größe, nicht etwa aus Habsucht, verlangt er für ihn das goldene Vließ — und befördert gerade dadurch die Rache.

Daß Medea, nachdem sie an Kreusa die unheilvolle Gabe geschickt hat, sich in Träumereien verliert, scheint mir nicht recht natürlich. Sollten sich nicht ihre Gedanken mit angstvoller Spannung an Gora's Schritte heften? Grillparzer hat dadurch wieder für den Mord der Kinder die zwingende Situation geschaffen, die wenigstens Medea so empfindet. Sie täuscht sich und den Zuschauer mit den Betrachtungen über das Märchen ihres Lebens. Sie thut, als ob sie noch die Wahl hätte. Erst mit Gora's Entsetzensrufen fühlt sie sich den Rückweg abgeschnitten.

Das Ganze ist nun freilich weniger furchtbar, als wenn bei Euripides Medea den Kindern mit dem fertigen Entschluß des Mordes entgegentritt und dann, so wie sie sie vor sich sieht, den Muth nicht findet und sich doch wieder aufrafft und wieder schwankt, und abermals beschließt und sie mit Zärtlichkeiten überhäuft und selbst von Schmerz überwältigt wird, und hierauf mit Wollust den Bericht von dem grausen Ende der Nebenbuhlerin entgegennimmt und sodann mit Ruhe und klarem Wollen, alle mütterliche Empfindung zurückdrängend, ihrer gräßlichen That sich zuwendet. Bald hört man die Angstrufe, bald das Todesgeschrei hinter der Scene.

Digitized by Google

Das Stück schließt bei Grillparzer wie bei Euripides mit einer letzten Unterredung zwischen Jason und Medea. Verwandte Gedanken klingen an. So wenn Euripides' Jason ausruft „O theuerste Söhne!" und Medea darauf: „Der Mutter sind sie es, nicht dir". Bei Grillparzer:

Jason:
Wo hast du meine Kinder?

Medea:
Meine sinds!

Aber während die beiden beim Euripides sich nichts zu sagen haben als die alten Schmähungen und bitteren Vorwürfe — und dann Medea ruhig auf ihrem Drachenwagen zu Aegeus abfährt, indem sie Jason ein übles Ende prophezeit: so hat Grillparzer nach einem edleren Abschluß gesucht, der einer Sühne gleichkommt. Sie sind beide vernichtet. Tragen, dulden, büßen ist ihr Loos. Tragen, dulden, büßen: darin klingt das Stück aus. Und daß Medea auch hier noch die größere ist, das versöhnt uns einigermaßen mit ihr.

So endet die Trilogie, welcher Grillparzer mit Recht den Namen des goldenen Vließes gegeben hat. Das Vließ ist ein zauberhaftes Symbol, wie ein Unterpfand des Glückes wird es heftig erstrebt und dem, der es gewinnt, bringt es Unheil. An allem Schrecklichen, das geschieht, hat es heimlich Antheil. Es scheint persönlich mit zu brauen an dem entsetzlichen Geschick. Dem Dichter könnte dabei der Nibelungen-Hort vorgeschwebt haben, der sich ähnlich unheilbringend vom Anfang bis zu Ende durch die deutsche Sage zieht.

König Ottokars Glück und Ende.

Zuerst aufgeführt 19. Februar 1825; erschienen 1825.

Auch diesen Stoff hat Grillparzer nicht als der erste behandelt. Georg Calaminus, Gymnasiallehrer zu Linz, ist ihm 1594 mit einem lateinischen Drama: Rudolphottocarus, austriaca tragœdia vorangegangen. Es war dem Kaiser Rudolf II. gewidmet und ist eine gelehrte Geschichtsstudie in dramatischer Fassung. Jeder Scene folgen Anmerkungen mit den Quellennachweisen. Uebrigens ist die damals gebräuchliche dramatische Form festgehalten, jeder Act schließt mit einem Chorgesang. Die Handlung beginnt mit den Thatsachen, welche Grillparzer im vierten Aufzuge behandelt. Was vorausging, wird erzählt.

Man könnte hie und da glauben, Grillparzer habe diese alte „österreichische Tragödie" gekannt und benutzt, wenn sich nicht bald zeigte, daß die Uebereinstimmung auf den beiden gleich zugänglichen Nachrichten der Geschichte beruht.

Grillpakzers Ottokar ist in allen wesentlichen Thatsachen historisch, d. h. auf alte Ueberlieferungen gegründet, welche darum noch nicht wahr zu sein brauchen. Der ganze Verlauf von Ottokars Schicksal war gegeben, ebenso das

Digitized by Google

Liebesverhältniß zwischen Kunigunde und Zawisch und pisode vom alten Merenberg [1]). Der junge Merenberg und Bertha von Rosenberg sind Erfindungen des Dichters. Sehr glückliche Erfindungen, denn mit einem Schlage war so die Feindschaft der Rosenberge motivirt und es war dem König ein persönlicher Feind gegeben, der ihn in der Schlacht erschlägt und dabei ein Rächeramt erfüllt. Zugleich stimmt die Sache zu einem überlieferten Charakterzuge Ottokars, zu seinen vielfältigen Liebeshändeln. Und es ist die Auffassung der alten Hauptquelle Grillparzers, daß der König hiefür durch die Untreue seines Weibes gestraft wurde. Ebendort findet sich die Andeutung, daß ein Verwandter des Merenbergers dem gefangenen Ottokar einen Messerstich versetzt habe.

Diese Hauptquelle Grillparzers war die steirische Reimchronik des sog. Ottokar von Horneck.

Hierauf hat bereits Lorenz (Deutsche Geschichte I. 226. 227) hingewiesen und insbesondere darauf aufmerksam gemacht, daß schon die alte Reimchronik eine Verurtheilung der Ehescheidung des Königs liefert, daß auch dort

---

[1]) Die Gefangennahme zu Anfang des dritten Actes ganz nach der Reimchronik Cap. 99, nur daß Herbott von Füllenstein statt des Dürnholzers gesetzt ist.

Von dem Durnholz der Wolf
mit herren Ortolf
von Windischgrez daz an truog
daz er der Treu ab sluog
hals unde hende.
owê der missewende
daz er sich ie sô vergaz!
wan dô der Merenberger az
nâch seiner pet sein brôt,
dô brâcht er in in nôt,
wan er in ob dem tische vieng.

Wenn Ottokar dann im vierten Act bei Grillparzer befiehlt: „Werft ihn in tiefsten Thurm, und wer mir meldet: der Merenberg ist todt, der sei willkommen!" so ist das wieder der Reimchronik nachgebildet, wo — nur vor der Gefangennahme — Ottokar Jedem, der den Merenberger finge, alles verspricht, was er irgend verlange. Wenn aber die Quelle nachher berichtet, der König habe den alten Mann von einem Pferde schleifen und an den Galgen schmieden lassen, wo ihn in der zweiten Nacht ein Suppan mit dem Kolben todt schlug: so hat Grillparzer diese Grausamkeit nicht mit aufgenommen. Ottokar scheint jenes harte Wort, das zur Tödtung auffordert, nicht mit Ueberlegung gesprochen zu haben. „Der alte Mann mag hart im Kerker ruhn!" Und er befiehlt ihm ritterliche Haft zu geben. Gleich aber kommt die Meldung über Merenberg:

Als er nicht schwieg und alle Welt verklagte,
Stieß ihn ein Scupan hart den Thurm hinab;
Er wirds nicht überleben, glaubt man fast!

Und so ist es. — Grillparzers charakteristische Tendenz zur Milderung verläugnet sich auch hier nicht.

Digitized by Google

alles spätere Unglück wie eine Folge jenes Schrittes hingestellt wird. Dadurch war Grillparzer der Ausgangspunkt gegeben. Mit der Verstoßung Margarethens, an deren Charakter und Schicksal die Ideen des Rechts und der Treue unwandelbar geknüpft scheinen, beginnt Ottokars Schuld. Diese ließ sich dergestalt greifbar an einer bestimmten Person anschaulich machen.

Der Dichter hat nun aber die Reimchronik auch sehr im Einzelnen benutzt. Das Gespräch im Lager zwischen Ottokar und seinem Kanzler z. B. lag ihm darin fast als fertige Scene vor. Nachdem die Vorstellungen Bischof Brauns von Olmütz zu einer kräftigen Steigerung gebracht sind, heißt es: „Nun erst erschrak der König, das Haupt sank ihm nieder, lang saß er und schwieg, und als er wieder aufblickte, sprach er zu dem Bischof: Herr, ich will euch folgen, wie sehr ich auch erzürnt bin, das will ich fahren lassen, wofern ihr mich darin schützt

Daß die Sühn' also geschehe
Daß man mir Ehre daran jehe (zugestehe)."

Man sieht, die Worte der Quelle, welche der neuere Dichter vielleicht schärfer auffaßte, als sie zu nehmen sind, enthielten den Anlaß zu dem abenteuerlichen und kindischen Vorsatz des Grillparzer'schen Ottokars, dem Habsburger durch den Glanz seiner äußeren Erscheinung imponiren zu wollen.

Das Motiv zur folgenden Scene gewährten abermals die Worte des Chronisten:

Da wurde das Gedränge groß,
Da man den Fürsten Zagheit bloß
Sah über den Söller gehn
Und vor dem König Rudolf stehn.
Der saß still an seiner Statt.

Da bittet ihn Ottokar um die Lehen und knieend empfängt er sie mit dem Scepter. Der Contrast zwischen den beiden Fürsten wird im Sinne Grillparzers näher ausgeführt durch die Chronik von Kolmar: Ottokar kommt mit vielen Rittern und Rossen, mit vergoldeten Gewändern und edlen Steinen geziert. Rudolf erschien in seinem grauen Wams niedrig und gewöhnlich und saß auf einem Schemel. Das Eingreifen Zawisch, des Intriganten in Grillparzers Stück, der den Vorhang des Zeltes aufreißt, ist Erfindung des modernen Dichters.

Die steirische Reimchronik erzählt ferner, daß König Ottokar von Böhmen „der ellenhaft" (d. h. der mannhafte: — verstand Grillparzer: der elende, unglückliche?) ein ganzes Jahr lang sich in Mähren aufhielt und nicht nach Prag zurückkehrte. Als er aber endlich in seiner Hauptstadt sich einfand und

Digitized by Google

sein friedliches Abkommen mit Rudolf der Königin bekannt wurde, da fuhr sie ihn übel an.

Es folgt nun eine Rede, welche Grillparzer zum Theil wörtlich benutzt hat.

Auf unsern Steppen ist ein Thier, heißt Maulthier,
Wenn das den Wolf von weitem kommen sieht,
So rert es laut, schlägt aus nach allen Seiten,
Die Erde wirfts in weiten Wirbeln auf;
Doch naht der Wolf, da bleibt es zitternd stehn,
Und läßt sich ohne Widerstand erwürgen:
So fast hat dieser König auch gethan!

Ganz nach der Chronik, wo die Königin zu Ottokar sagt: Ihr habt euch grade benommen wie ich höre, daß das Maulrösseln thut:

Das ist der Art und hat den Muth,
Wenn es den Wolf von weitem schmeckt,
Es bäumt sich auf und reckt,
Und schlägt aus hinten und vorn,
Hauend mit gespitzten Ohrn
Mit lauter Stimm' es rert,
Bis ihm der Wolf so nahe kehrt,
Daß er ihm thut gedon (ihm hart zusetzt),
So läßt es ab davon
Und gibt das Wehren auf.

Sie wirft ihm denn nun auch vor, daß er gekniet habe, verhöhnt ihn und stachelt ihn auf. „Da wurde dem König so Zorn" — heißt es weiter — „daß von ihm ging ein Dunst wie aus einer Kohlenbrunst, wie ein Drache blickte er auf und sagte: Fürwahr, ihr Teufelin, was ich nach eurem Sinn thun oder nicht thun soll, das geräth mir nimmer wohl. Da ihr aber so sehr ringt darnach, daß ihr mich bringt in Müh und Noth, so werde dem König der Friede aufgesagt." Und er schickt gleich nach einem Schreiber, der den Absagebrief an Rudolf aufsetzen muß.

Ebenso ist bei Grillparzer Kunigunde der böse Dämon Ottokars, der ihn neuerdings in den Kampf treibt. Im fünften Acte verläuft dann die Schlacht und Ottokars Ende wesentlich nach der Chronik. Das Zusammentreffen mit Margarethens Leiche ist natürlich Erfindung Grillparzers, der mit Recht alle poetischen Motive, welche ihm das Werk des alten Epikers darbot, benutzte [1]).

[1]) Die Vergleichung Grillparzers mit den historischen Quellen, die hier nur angedeutet werden konnte, ist höchst lehrreich, nicht bloß zur Charakteristik des Dichters, sondern auch im praktischen Sinne. Sein Verfahren kann als Muster und Vorbild für ähnliche Arbeiten dienen. Will man

Digitized by Google

Er hat, gleichsam dankend, diesem „Ottokar von Horneck“ ein Denkmal gesetzt in der bekannten eingelegten Arie zum Preise Oesterreichs, welche er ihn im dritten Acte sprechen läßt und wofür ihm der Kaiser eine goldene Kette umhängt. Ich gestehe, daß ich diese Rede weder der Form nach sehr schön, noch dem Inhalte nach sehr richtig finden kann. Daß sie den raschen Verlauf der Handlung unnütz störe, wird man ohnedies nicht bestreiten. Dem alten Calaminus, der merkwürdiger Weise sich ebenfalls gedrungen fühlt, einen Preis Oesterreichs einzuflechten, steht dafür die passendere Form des Chorgesanges zu Gebote.

Ueber eine andere hübsche kleine Episode derselben Scene lasse ich Laube sprechen (N. Fr. Pr. Nr. 2668, 28. Januar 1872): „Die bekannte Stelle: „„Katharina Fröhlich, Bürgerskind aus Wien““ ist vom Dichter nicht erfunden worden, sondern beruht auf historischem Grunde, freilich auf modern historischem. Katharina Fröhlich war die Tochter eines hochgeachteten Wiener Bürgers, welcher um seiner hingebenden Thätigkeit für das Gemeindewohl Bürgervater genannt wurde. Grillparzer war in diesem Bürgerhause ein gern gesehener Freund, und er sah Katharina aufwachsen. Als sie sechzehn Jahre alt war und ihr eine reiche Partie angetragen wurde, hörte sie von Grillparzer, daß er ihr nicht abrathen zu dürfen meinte, daß er aber der unglücklichste Mensch auf Erden sein würde, wenn sie die Partie annähme. Dies scheint seine Liebeserklärung gewesen zu sein. Katharina lehnte die Partie ab. Solchergestalt im Fröhlich'schen Hause daheim, hatte er oft erzählen hören, was der neunjährigen Kathi einmal in der Burg begegnet war. Sie war mit einer Begleiterin durch den Augustinergang gewandelt und war dort dem Kaiser Franz begegnet. Ihre Reverenz machend, bleibt sie stehen, und der Kaiser, das bildhübsche Kind betrachtend, bleibt ebenfalls stehen, legt die Hand auf ihr Köpfchen und fragt sie, ihre „„Bildsauberkeit““ rühmend, wie sie heiße. — „„Katharina, Katharina Fröhlich!““ — „„So?““ — Und eilig setzt sie hinzu: „„Bürgerskind aus Wien!““ — „„Saperlot!““ ruft der Kaiser.“

„Daß der sonst in bürgerlichen Dingen vor der Oeffentlichkeit schüchterne Grillparzer dies aufs Theater gebracht“ — fährt Laube fort — „verwundert einen beinahe. Aber ein frischer Schalk sprang zuweilen bei ihm hervor, und er hat wahrscheinlich seine geliebte Kathi überraschen und heiter erschrecken wollen.“

Es zeigt sich, daß wir beim „Ottokar“ sehr weit vordringen können in der Analyse der Elemente, aus denen er dem Dichter erwachsen ist. Eins aber kommt noch hinzu. Es ist glaubhaft überliefert, daß ihm bei der Gestalt Ottokars kein geringerer als Napoleon vorschwebte.

---

daneben zeigen, wie der Dramatiker die historischen Quellen nicht benutzen dürfe, so leistet der „Rudolf von Habsburg, dramatisches Gedicht in zwei Abtheilungen, von J. E. Kopp“ (Luzern 1856), die besten Dienste.

Digitized by Google

Wüßten wir das nicht, hätte ers nicht selbst gesagt, so ließe sich darüber streiten. Ein Gedicht „Napoleon“ 1821 nach des Kaisers Tod entstanden, zeigt eine ganz andere Auffassung. Napoleon steht dort viel größer da. Grillparzer meint, er sei das Fieber gewesen einer kranken Zeit, er habe eine Schuld getragen, die früher war als er, lang aufgehäufte Frevel hätten sich in ihm zusammengefaßt. Der Dichter liebt ihn nicht. Aber er ist ihm Bürge, daß noch Ganzheit, Hoheit, Größe gedenkbar sei in unserer Stückelwelt. Er weiß ihn nur mit Alexander und mit Cäsar zu vergleichen. Er war zu groß, weil seine Zeit zu klein, der Löwe mußte zum Tiger werden unter so viel Affen.

„Sehr übertrieben!“ sagen wir heute, so ausschweifenden Lobeserhebungen gegenüber. „Sehr übertrieben!“ müssen wir aber andererseits auch zum „Ottokar“ sagen, der wieder nach der entgegengesetzten Seite hin zu weit geht und damit auch ästhetisch gegen die Forderungen der Tragödie verstößt.

Der Held ist mit einer gewissen Antipathie gezeichnet und erweckt sie daher auch beim Zuschauer. Ottokar ist ein übermüthiger Prahlhans, kindisch in seinem Hochmuth, thöricht in seiner eitlen Verblendung, ein Despot von rohen Formen ohne alle Größe, verletzend die er an sich ketten sollte, vertrauend denen, die ihm schmeicheln, beherrscht durch die, die ihn beschämen, vermessen — man sieht nicht weßhalb, trotzend — man weiß nicht auf was: nicht einmal ein Glaube an seinen Stern der ihm zur Seite stände. Warum ihm alle diese Kronen zufallen, begreift man nicht. Daß es sein Verdienst sei, kann man sich nicht denken. Er will bewundert werden um jeden Preis: das ist die stärkste Triebfeder seines Handelns.

An Richard III., einem moralischen Ungeheuer, nimmt man Theil, an Ottokar nicht. Wenn Richard dahin sinkt, so fühlen wir uns erschüttert, daß ein solcher Mensch von so dämonischer Gewalt zerschellen muß. Ottokar erwirbt sich durch nichts Anrecht auf unser Mitgefühl: das bischen Gewissensbisse im fünften Act zählt kaum. Dort redet übrigens allerdings Napoleon und nicht Ottokar. Wenn man letzteren so kennen gelernt hätte, wie er sich hier schildert, — ein Mann, der wie Sturm und Ungewitter auf der Erde gehaust, der es wagt, dem Herren der Welten frevelnd nachzuspielen, der den Menschen, das Wunderwerk der Schöpfung, für nichts geachtet und sie schockweis dem Tode in die Arme geschleudert hat — wenn Ottokar sich so gewaltig, so colossal gezeigt hätte: so würde uns sein Fall weit mehr ergreifen. Alles darf ein tragischer Held sein, nur nicht klein.

Ist Ottokar zu sehr mit Schatten, so ist andererseits sein Gegner mit zu viel Licht gemalt. Rudolf von Habsburg ist zu sehr ein providentieller Held. Der Heiligenschein, von dem er umgeben, trägt nicht bei, seine Physiognomie zu verschärfen, sondern zu verblassen.

Der Dichter ist parteiisch, parteiisch gegen seinen Helden und für dessen Widersacher. Hieran, glaube ich, krankt die Tragödie, die im übrigen ein Meisterwerk ist.

Digitized by Google

Ein treuer Diener seines Herrn.

Zuerst aufgeführt 28. Februar 1828; erschienen 1830.

Das Stück ist auf eine äußere Veranlassung hin geschrieben. Die Kaiserin verlangte zu einer Krönung in Preßburg ein neues Drama aus der ungarischen Geschichte. Grillparzer wählte den Bancban, einen Stoff, der weniger durch das, was darin lag, als durch das, was sich hinein legen ließ, seine Phantasie aufregte. Er hat nicht länger als zwei Monate daran gearbeitet.

Der Held befindet sich in ähnlicher Lage, wie Don Gutierre in Calderons „Arzt seiner Ehre" und benimmt sich auch nicht besser. Don Gutierre ermordet nicht den Prinzen, sondern seine Frau, wie der alte Galotti seine Tochter. Bancbanus verschont den Prinzen gleichfalls, das Uebrige besorgt die Frau selbst. Die ganze charakteristische und eigenartige Wendung, welche jetzt an dem Stücke auffällt, hat aber erst der Dichter hineingebracht. Sie lag, wie gesagt, von vornherein nicht in dem Stoffe.

Es war im Jahre 1213. Das Volk von Galizien, in Abhängigkeit von dem König der Ungarn, hatte dessen zweiten, jetzt fünfjährigen Sohn Coloman zum Fürsten verlangt. Und König Andreas beschloß selbst dahin zu ziehen, nachdem er die Reichsverwaltung mit unbedingter Vollmacht an die Königin Gertrud und ihren Bruder, den Erzbischof von Kalocsa übertragen und den Grafen Bank aus dem Geschlechte Bor zum Palatinus ernannt hatte. Allein sowohl dieser als noch andere Magnaten blieben ohne Einfluß und alles wurde unter den vertrauten Räthen der Königin abgemacht.

Längst schon hatten der Einfluß der Königin, einer gebornen Herzogin von Meran, die Schwäche des Königs, die Begünstigung der Ausländer und Zurücksetzung der Magyaren die Unzufriedenheit des Adels erregt und eine Verschwörung zur Folge gehabt, welche nun während der Abwesenheit des Königs zum Ausbruch kam.

Es hielten sich aber um diese Zeit die jüngeren Brüder der Königin, Otto von Meran und Heinrich von Istrien, am ungarischen Hoflager auf. Einer derselben verliebte sich in des Palatins Bank Gemahlin, Ungarns reizendste Frau, Gertruds beständige Gefährtin, vielleicht auch ihre Beschützerin durch ihre Macht über Banks Gemüth. Der Prinz begehrte durch mancherlei Künste die herrliche Frau zur Lust; und als er mit Verachtung zurückgewiesen wurde, sann er auf Ueberraschung und Genuß durch Gewalt. Die schändliche That wurde in dem Zimmer der Königin vollbracht. Da dort der Verfolgten alle Hülfe und Rettung abgeschnitten war, fiel der Verdacht einer Begünstigung des Verbrechens auf die Königin, und nun trat auch der längst schon unzufriedene Palatin zur Partei der Verschwornen.

In ihrem Rath wurde Gertruds Ermordung beschlossen; der Verbrecher hatte durch die Flucht der Rache sich entzogen.

Digitized by Google

Wahrscheinlich war es der Palatin, der den Verschworenen den Weg zu dem Gemache der Königin und sichere Frist zur That bereitete. Der Mord an ihr ward von dem Biharer Grafen Peter und dem Ban Simon begangen. Die königlichen Kinder, den erstgebornen, achtjährigen, bereits gekrönten Bela, den jüngsten, Andreas, und die Tochter Maria, welche übrigens von niemand verfolgt wurden, brachte ihr Erzieher, Meister Salomon, Sohn des Grafen Miska, in Sicherheit. Die Burg wurde ausgeplündert und dabei auch das große königliche Gnadensiegel entwendet.

In der darauf folgenden Nacht rächten die Anhänger der Königin ihren Tod durch Ermordung des Grafen Peter und mehrerer Verbündeten. Der schwer beleidigte Bank wurde von ihnen und hernach auch von dem Könige verschont. —

Ich habe die Geschichte großentheils wörtlich nach Feßlers Geschichte der Ungarn (Bd. 2 S. 415 ff.) erzählt, der noch bemerkt, daß nach einigen alten Nachrichten der Banus Bank selbst die Mordthat vollzogen habe.

An diese letztere Version hielt sich ein ungarischer Dramatiker, Joseph Katona, der im Jahre 1816 den Stoff bearbeitete.

Das Stück ist merkwürdig. Es wird für das beste nationale Drama der Magyaren angesehen und hat in der That einzelne hohe Schönheiten, die uns das Gefühl geben, daß wir einer großen unverbrauchten Kraft gegenüberstehen. Dabei ist es aber mit dem seltsamsten technischen Ungeschick gemacht, fast ohne alle Ahnung von Charakteristik, Scenenbau und folgerichtig geführter Handlung. Es ist ein ewiges Kommen und Gehen der Personen, wie es dem Dichter gerade paßt, von strenger Motivirung keine Spur. Der Compositionsform nach ist es ein ziemlich verwickeltes Intriguenstück und als Intrigant, der Otto erst verführt, dann verräth, figurirt — sehr bezeichnend — ein deutscher Ritter, Namens Biberach. Mit Ausnahme dieses Biberach, den Otto ersticht, scheint es Regel, daß die Unschuldigen zu Grunde gehen und die Schuldigen entkommen.

Otto hat der Königin einen Schlaftrunk gegeben und unterdessen Melinden, der Gattin Banks, Gewalt angethan. Melinda und Bank halten die Königin für mitschuldig. Melinda überhäuft sie mit den bittersten Vorwürfen. Der Palatinus Bank tritt ernst als Rächer vor sie hin, alle ihre Sünden gegen das Land hält er ihr vor und dann den jüngsten Frevel gegen sein eigenes Haus. Sie erklärt ihn für einen Lügner und verflucht ihn mitsammt Melinden und dem Buben, den — wie sie sagt — zu ihrer Schmach sie Bruder nennen muß. Bank aber nimmt darauf keine Rücksicht und da er sich von ihr noch verhöhnt glaubt, so droht er: sie ruft nach Hülfe, Otto erscheint, eilt aber sofort feige davon, Bank will ihm nach, kann die Thüre nicht öffnen, flucht ihm und dem Land, wo er geboren — da wird Gertrud wüthend, stürzt sich auf Bank und zückt ihren Dolch: „Elender schmähe meine Heimat nicht!“ Bancban entwindet ihr den Dolch und ersticht sie: „Nun freue dich, meine Ehre, rein gewaschen hat dies Blut dich.“ — Otto wird von den Verschwornen gefangen, entkommt aber und

Digitized by Google

ermordet auf der Flucht Melinda, um seine Schwester zu rächen. Der Aufstand wird unterdrückt, der König kehrt zurück, die Unschuld der Königin kommt an den Tag. Der König aber begnadigt ihren Mörder, der genug gestraft sei. Er wendet sich an seine Großen mit den Worten: „Magyaren! Besser daß die Königin fiel als unser Vaterland."

Das Stück ist von einem echt ungarischen Haß gegen die Fremden durchzogen. Und daneben die eigenthümlichste Sorte von Loyalität, mitten im Aufruhr königstreue Gesinnung: jener Michael, Melindens Bruder, der den Ausbruch der Verschwörung zu verhüten sucht, indem er die Königin warnt; jener Peter, der von Pferden hingeschleift, noch sterbend ruft: es lebe unser König!

Grillparzer hat, wohl ganz zufällig, einige Züge mit Joseph Katona gemein, z. B. daß er Bancbans Gattin umkommen läßt und daß er die Häupter der Aufständischen zu Brüdern des Banchan und seiner Frau macht, wie sie bei den Ungarn Melindens Brüder sind. Aber im Uebrigen, wie himmelweit verschieden ist die Auffassung des Stoffes bei dem Cisleithanier und bei dem Transleithanier! Und wie sehr wünschte ich, für die des Landsmannes, des Deutschen und des größeren Dichters Partei ergreifen zu können!

Wenn in den alten Jesuiten-Schauspielen Legenden in Scene gesetzt werden, Märtyrergeschichten, und sich der Held damit beschäftigt, das ganze Stück hindurch gegenüber den verschiedensten Martern und Versuchungen immer nur seinen Glauben an Gott zu betheuern und seine unbedingte Treue für das göttliche Gesetz zu bekunden; so wenden wir uns ab und sagen: undramatisch.

Ganz so ist es nun im „treuen Diener seines Herrn" wohl nicht, denn Banchan ist nicht der alleinige Träger des Interesses. Wir sehen einen Frevel sich vollziehen und wir sind gespannt, ob die Schuldigen das rächende Schicksal ereilt oder nicht.

Aber Banchan steht doch wieder zu sehr im Mittelpunkt, als daß wir nicht auf Schritt und Tritt ihm begegnen müßten und daß wir uns nicht an ihm ärgerten. Er ist ganz ein solcher alter Märtyrer, ein Held der leidenden Treue. Er ist gleichsam nur auf einen Ton gestimmt, und der heißt Herrentreue. Die altdeutsche Poesie hat dieses Pathos der Treue in wunderbarer Weise darzustellen gewußt im Rüdiger des Nibelungen-Liedes. Da ist aber ein Conflict und innerer Kampf, der Held steht vor der Wahl und sie wird ihm schwer. In Banchan merken wir keinen Conflict. Und, recht betrachtet, ist auch eigentlich keiner vorhanden.

War es denn ein unverzeihliches Verbrechen, sich der Person Otto's zu bemächtigen, wie die „Aufrührer" wollen, damit er bei der Rückkehr des Königs der verdienten Strafe nicht entgehe? Der Standpunkt der Aufrührer scheint uns ganz correct. Banchan aber greift hier erst handelnd ein, wo es gilt, im Dienste seines Herrn — den Mörder seines Weibes und den Erben der Krone

Digitized by Google

zu retten. Warum hat er nicht früher, warum nicht für seine Frau gehandelt? Bei wem soll sie Schutz suchen, wenn nicht bei ihm?

Bancban will es nicht wissen, wer auf der Straße Spottlieder singt gegen ihn. Hätte er den Herzog gesehen mit seinen eigenen Augen, er würde eher glauben, daß er wachend träumte, als Uebles von dem Schwager seines Herrn. „Ha, Scham und Schmach!“ ruft Erny, da das Lied ertönt. Bancban kennt — wie er sagt — keine Schmach als Unrecht thun.

Wenn ein Bauer Entschädigung verlangt, weil ihm der Prinz auf letzter Jagd die Saat verwüstet, so fährt er ihn an:

> Er? — Der Prinz allein?
> Die ganze Saat? Wohl nur des Prinzen Jäger?
> Weshalb denn schreibst du: „Er?“ Wo bleibt die Achtung,
> Verwünschtes Volk! für Eurer Fürstin Bruder?

Und wenn man ihm erzählt, der Prinz umschwärme sein Weib: „Ich kanns nicht ändern“, sagt er gleichmüthig und schickt seine Erny zum Tanz zurück, dem sie angstvoll entfloh.

Bancbanus hat von seinem Herrn das Amt übernommen, Ruhe zu erhalten im Land. Würde er dieser Pflicht nicht besser nachgekommen sein, wenn er dem kecken Otto von vornherein fest entgegentrat und nachher dafür sorgte, ihn einer sicheren Strafe aufzusparen? Und wäre er darum minder der treue Diener seines Herrn gewesen? Bancbanus versäumt die höchste Pflicht, die ihm sein Amt auferlegt — aus allerunterthänigstem Respect vor dem Mitglied des erlauchten Königshauses. Ist das wahre Treue? Er konnte eine Revolution verhindern, und er hat es nicht gethan, um gegen einen Prinzen nicht die „schuldige Ehrfurcht“ zu verletzen. Nein, wir sind ganz der Meinung der Aufrührer: Bancban ist alt und schwachsinnig und kindisch. Nicht einmal die Unschuld seiner Frau constatirt er *selbst* am Schluße.

Der humoristische Zug, der ihm anfangs geliehen, ist nicht sehr gelungen. Er klingt ein wenig an den Ton des gutmüthigen Polterers an und ist noch sehr weit entfernt von dem freispielenden Humor einer frischen, thatkräftigen Natur, wie Leon in „Weh dem, der lügt.“

Desto mehr gelungen, aber nur um so mehr zum Nachtheile des Helden, ist der pedantische Zug. Bancban ist ein österreichischer Bureaukrat der alten Schule voll kleinlicher Bedenklichkeit. Muß er doch selbst einen Zweifel unterdrücken, ob es die Königin verzeihen werde, wenn er die Bittschriften in einem anderen Saale entgegennähme, wo es ruhiger wäre als in dem eigentlich dazu bestimmten.

Ich will Grillparzer diesen Charakter nicht zum Vorwurf machen, als ob er ihn in seinem ganzen Verfahren gebilligt hätte. Das braucht auch nicht die Wirkung des Stückes zu sein. Kaiser Franz hielt es vielleicht mit demselben

Digitized by Google

Rechte für ein aufreizendes, wie die gesammte Kritik für ein serviles. Ich behaupte weder das eine noch das andere: nur, daß es einen ästhetisch verwerflichen Helden habe.

Der innere Trieb aber, der Grillparzer zur Wahl — oder vielmehr zur Umgestaltung des historischen Stoffes führte, war doch kein anderer als Verherrlichung der Unterthanentreue. Der Höhepunkt ist wie Bancban die Mißvergnügten auf das Erscheinen des Königs vertröstet: „Bis dahin haltet euch als ruhige Bürger" (Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!) — und wie er die Aufforderung seines Bruders: „Bist du ein Mann, so nimm dein Schwert und geh an unsrer Spitze" mit den Worten erwiedert:

Aufrührer, ich mit Euch? Ich bin der Mann des Friedens,
Der Hüter ich der Ruh. Mich hat mein König
Geordnet, seinen Frieden hier zu wahren.
Ich in den Bürgerkrieg mit Euch?
Fluch Bürgerkrieg! Fluch dir vor allen Flüchen!

Diese Gesinnung des Bancbanus ist gewiß sehr brav und ehrenwerth. Aber — man mag sagen, was man will — seine Handlungsweise entspringt aus dem treuen, redlichen Wollen einer engen, beschränkten, kleinlichen, nur das Nächste ins Auge fassenden Natur. Es ist — wir müssen an eine ähnliche Bemerkung beim Ottokar erinnern — es ist leider eine Treue ohne Größe.

Grillparzers König Andreas nennt seine Ungarn ein einfach stilles Volk von maßvoller Sitte und zu allem Guten tüchtig. So weit dieses Urtheil von der Wahrheit abweicht, so weit der Geist des „treuen Dieners" von dem des ungarischen Bancbanus, dem wirklichen der Geschichte und dem poetischen des Joseph Katona.

Man fühlt sich versucht, die beiden Dramen, das deutsch-österreichische und das magyarische, symbolisch zu nehmen. Sie erzählen uns, dünkt mich, ein sehr wichtiges Capitel aus der inneren Geschichte des Staates, in dem wir leben. Sie geben uns Aufschluß über die politische Anlage, Gesinnung, Handlungsweise und deren verschiedene Erfolge diesseits wie jenseits der Leitha.

Sehr bezeichnend in anderer Hinsicht ist nun auch die innere Verkettung der Handlung bei Grillparzer.

Die Königin liebt ihren Bruder abgöttisch, sie theilt sein heißes Blut, seine Heftigkeit, seine Abneigung gegen Bancban und gegen die Ungarn — „einfältig Volk, nur stumpf, nicht tugendhaft" — und sie nimmt es der Gräfin Erny fast ein wenig übel, daß sie so gleichgültig gegen ihren glänzenden jugendfrischen Bruder bleiben kann.

Sie ist schwach gegen Otto und kann ihm nichts versagen, auch nicht die Unterredung mit Erny die er wünscht. Uebrigens meint sie sich vorzusehen, indem sie in der Nähe bleibt, um nöthigenfalls einzugreifen.

Digitized by Google

Otto liebt Erny nicht, er liebt nur die Eroberung, den Triumph — und diesen nur aus Starrsinn, aus Eigensinn, der will, weil er gewollt. Ja er will schließlich nichts, als daß sie ihm das Wort abbitte, das ihr gegen ihn im Zorn entfahren: „Geht, ich verachte Euch!“ Thut sie das nicht, so soll sie verschwinden vom Gesicht der Erde, in einem Schloße heimlich eingesperrt.

Erny ist ruschlich, wie ihr Gatte sagt. Sie übereilt sich leicht. Eine Uebereilung war jenes Wort der Verachtung, das sie jetzt so unbedacht wiederholt. Sie sieht die Drohung Otto's wahr werden — kein Entrinnen für den Augenblick — sie übereilt sich abermals und stößt sich den Dolch in die Brust.

Otto sühnt sein Vergehen, so weit dies möglich, durch den Zustand halben Stumpfsinns, in den ihn Schrecken und Reue versetzen, und durch die Aufopferung, mit der er dem Kronprinzen das Leben rettet. Der rückkehrende König seinerseits aber macht sich mit Recht am Schluße Vorwürfe: „Unsittlichkeit! Warum ließ ich beim Scheiden dich zurück? Warum zertrat ich nicht, verwies dich?“

Man sieht, die Schuld an Erny's Tode vertheilt sich: ein Theil fällt auf den König, ein Theil auf die Königin, ein Theil auf Banchan, ein Theil auf Erny selbst, ein Theil — freilich der größte, aber doch nur ein Theil — auf Otto von Meran, der doch schwer beleidigt war und als verwöhnter Prinz doppelt aufgebracht sein mußte und es nicht so sehr böse gemeint hat und ja nun auch büßt.

Und wenn die lauschende Königin an der Tapetenthüre früher gemerkt hätte, was vorgeht und rechtzeitig eingetreten wäre, so war das Unglück überhaupt abgewendet.

Aehnlich steht es mit dem Tode der Königin selbst.

Sie ergreift ihres Bruders Schwert und Mantel um sich gegen die Verschwornen zu vertheidigen. Sie fühlt sich zu schwach, wirft beides hin und eilt fliehend in den dunklen Gang. In demselben Augenblick treten die Häupter der Empörung auf, erst später hinter ihnen Gewaffnete mit Fackeln.

Simon.

Der Herzog wars. Dort liegt sein Schwert und Mantel.
Wirf deinen Dolch!

Peter wirft und trifft die Königin. Also ein Mißverständniß, eine Verwechslung, der die Königin zum Opfer fällt etwa wie die Gräfin von Lavagna im „Fiesco“ oder Erbförsters Marie oder Ottokar und Agnes von Schroffenstein. Wäre früher Licht zur Hand gewesen, so war der Irrthum nicht möglich.

Und daß gerade Peter diesen unglücklichen Wurf thun muß, der halb gezwungen sich dem Aufstand anschloß! Simon hat ganz recht, der Teufel hat sie gaukelnd hier genarrt. An dem Tode der Königin ist niemand schuldig, als der Teufel Zufall.

Digitized by Google

Bei dieser allgemeinen Abschwächung oder völligen Beseitigung der Schuld ist es denn nicht anders als recht und billig, daß sich am Schluße alles in Vergeben und Vergessen und Gefühl auflöst.

Fortsetzung folgt.

---

* Karl V. und Johann Faust.

Es besteht eine Sage [1]) Kaiser Karl V. habe während seines Aufenthalts in Innsbruck den eben dort anwesenden Doctor Johann Faust zu sich beschieden und von ihm begehrt, „er sollte ihm durch seine geheimen Kenntnisse den allberühmten König Alexander den Großen und dessen Gemahlin herfürbringen, jedoch in Form und Gestalt, Gang und Geberden, so sie ihm Leben gehabt und geführt haben." Diesen Wunsch soll Faust erfüllt, auch sonst noch viele „lächerliche Abenteuer" am Hofe getrieben haben und dann fortgezogen sein.

Was konnte die Sage veranlassen, den ernsten Kaiser und den abenteuernden Schwarzkünstler zusammenzuführen? Vielleicht liegt die Erklärung in folgendem Vorgange.

Nach der Schlacht bei Mühlberg und der Gefangennahme des Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen wurde dieser in seinem eigenen Wagen unter Begleitung spanischer Hakenschützen an die Elbe zurück „und von da in das Mühlbergische Amtsdorf Ausig gebracht." Das siegreiche Heer lagerte sich ebenfalls in dieser Gegend mit allen seinen Befehlshabern. Kaiser Karl und König Ferdinand bezogen, wie eine gleichzeitige Handschrift meldet, Johann Fausts Behausung, „mit welchem sich Kaiserl. Majestät, weil er als ein alter Wittenberger und Leipziger Student der lateinischen Sprache kundig, oft und viel unterredeten." Ein Tisch des Zimmers wurde mit Tapeten zu einem Altare hergerichtet und hier während der drei Tage, welche das Heer im Lager auf der Ausiger und Schirmenitzer Flur zubrachte, täglich Messe gelesen. Zur Erinnerung an den hohen Besuch wurde dann in diesem Zimmer eine Gedächtnißtafel angebracht:

1547.

Als Kaiser Karl, König Ferdinand
Ein Krieg geführt in diesem Land,
Dies Haus war beider Losament,
Der Krieg und Sieg bald hat ein End u. s. w.

Eine Familie Faust war dazumal in und um Mühlberg seßhaft und wohl angesehen. Ein Lorenz Faust zu Mühlberg ließ 1588 ein von ihm verfaßtes Buch: „Erklärung des fürstlichen Stammbaums" drucken und im Jahre 1600 erscheint ein Magister Johann Faust als Pfarrer zu Mühlberg.

Ob der zuerst genannte Johann Faust, der Gastfreund des Kaisers, selbst jener vielbekannte Wundermann gewesen, dessen Leben und Fahrten die Ueberlieferung anfangs in humoristischer und erst gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts in schauriger Weise aufgefaßt hat, muß dahingestellt bleiben. Wohl aber kann die Uebereinstimmung des Namens bewirkt haben, daß der einfache Vorgang nachmals eine abenteuerliche Ein-

---

[1]) Kaltenbaeck hat sie im Kalender „Austria" für 1843, Seite 166, aus Reichard Streins Handschriften mitgetheilt.

Digitized by Google

kleidung erhielt. Mit den Gefährten des gefangenen Kurfürsten mag die in das Gebiet des Wunderbaren verlegte Erzählung des Zusammentreffens zwischen dem Kaiser und dem Namensträger des Schwarzkünstlers von der Elbe an den Inn gewandert sein und solchergestalt den ursprünglichen Schauplatz gewechselt haben. M.

---

*r Eldorado. Dichtung von Christian Schneller. Gera, Amthor.

Schneller ist als Gelehrter rühmlich bekannt. Er gründete seinen Ruf in der Verbannung zu Roveredo, wo er seit 1856 als Gymnasiallehrer wirkte, bis er zur Leitung des Volksschulwesens in Tirol berufen wurde. Schneller hat es sich nicht, wie es leider so viele Deutsche in Oesterreich thun, bequem gemacht, indem er gegenüber den Italianissimi seine Nationalität verläugnete oder auch nur versteckte, fest stand er zum deutschen Volke, zur Fahne Oesterreichs, welches damals für den Hort Deutschlands galt. Mit treuer Liebe folgte er überall den Spuren des deutschen Geistes, seine trefflichen „Sagen und Märchen aus Wälsch-Tirol" sind eine That, welche erst die Zukunft nach ihrem vollen Werthe würdigen wird. Daran schließen sich „die romanischen Volksmundarten Süd-Tirols" ein Werk unsäglichen Fleißes, unternommen nicht mit dem Dünkel des Dillettantenthumes, sondern mit dem gründlichen Ernst des Forschers. Bis jetzt liegt der erste Band vor.

Aber auch als Dichter verdient Schneller Beachtung und zwar in höherem Maße als er sie bisher namentlich in Tirol gefunden. Freilich declamirte er nicht beim Thee, steckte nicht jedem, der sie wollte oder nicht wollte eine Abschrift seiner „allerneuesten" Verse in den Sack und mied es, jenem seichten Liberalismus zu huldigen, der großmäulig die Faust ballt — aber im Sacke, und demüthig vor jedem Schwarzrock oder Hofrath den Hut zieht. Schneller ist ein wackerer Mann; schlicht, einfach und wahr, ohne Spur jenes erlogenen Weltschmerzes, mit dem sich manche vor Damen drapirten; voll warmer Liebe für Tirol, begeistert für die Größe, Macht und Herrlichkeit des deutschen Volkes, freundlich gesinnt gegen Oesterreich, wie das seine Gedichte „Auf dem Marchfelde" und „Walther von der Vogelweide" bezeugen.

Seine Gedichte erschienen 1857 bei Bauer und Raspe in Nürnberg unter dem Titel: „Aus den Bergen". Heinr. Kurz rühmt den Glanz der Darstellung und die Lebendigkeit der Schilderung. Sein Bestes leistet er jedoch als Lyriker in den Gedichten: „Jenseits des Brenners 1864." Es war Mühe, dieselben zu veröffentlichen, während er mitten unter Italianissimi lebte. Er wurde deßhalb auch vielfach angefeindet. Die beiden Sonettencyklen: „Aus Wälsch-Tirol" und „Der Bote aus Caprera" treten in gediegener Form mannhaft gegen die freche Zumuthung auf, Tirol bis zum Brenner an Italien auszuliefern. Tiefgefühlt und trefflich ist das Gedicht: „Im Gebirge"; der Dichter beklagt, daß die Bewohner des südlichen Tirol „die Augen blau und blond das Haar" ihre deutsche Muttersprache aufgaben, so daß sie nur noch von den Greisen verstanden wird. In neuester Zeit ist dem Vordringen des Wälschthums ein Damm entgegengeworfen; der deutsche Lehrer rückt in diesen halbitalianisirten Gemeinden vor und daß es geschieht, dafür gebührt neben anderen unserem bescheidenen Schneller Dank.

Sein schönstes Talent für Erzählung und Schilderung bekundet die reizende Dichtung „Am Alpsee" 1860, worin er, wie H. Kurz sagt, eine einfache aber höchst liebliche Sage in fließenden Versen mit reichen, wohllautenden Reimen erzählt. Der Rahmen, in den er die Dichtung faßt, ist eine Verherrlichung des zu früh verstorbenen Königs Max von Baiern. M. Carriere verglich dieses kleine Epos mit den berühmten Arabesken Neureuthers, wir betonen noch den sittlichen Gehalt, die Wärme desselben, welche auf ein Erlebniß des eigenen Herzens deutet.

Digitized by Google

In jüngster Zeit veröffentlichte Christian Schneller „Eldorado". Veranlaßt wurde das Gedicht durch die großartigen Siege der Deutschen, durch das ruhmvolle Wiedererwachen des Kaiserthumes. Das Gedicht ist sehr symbolisch aber die Symbolik sehr durchsichtig. Schilderung und Erzählung ist auch hier sehr ausgezeichnet, Schneller malt die Alpennatur mit wahrer Virtuosität, weniger entwickelt ist das dramatische Element. Auf dem Ganzen ruht die echte Weihe einer ernsten Stimmung, die an das Religiöse klingt, wie es der gewaltigen Zeit angemessen ist. Ueber manches Einzelne möchten wir mit dem Dichter rechten, doch wozu ein Proceß, welcher am Ende doch nur durch die Instanz des Lesers entschieden werden kann.

Tirol konnte 1870 nicht wie 1809 in den deutschen Krieg eintreten, es ertönte sogar mancher bübische Mißklang in die Begeisterung deutscher Männer; eine volkslose Clique wartete sehnlich auf den Erfolg des alten Reichsfeindes; das sei aber vergessen. Fragt Deutschland einst: „Was that Tirol, — das Tirol mit dem Ruhme von 1809, im Jahre 1870?" so hören wir zwar keine Thaten rühmen, wohl aber ein Lied nennen: „Schnellers Eldorado!"

---

* Ueber Geschwindschrift der Alten. Versuch einer Geschichte der unter dem Namen Tironische Noten bekannten Tachygraphie der Römer von Ant. P. Kühnelt. Als Manuscript gedruckt. Wien 1871. Selbstverlag.

Es ist eine interessante Schrift, welche der als gewiegter Kenner der stenographischen Systeme der Neuzeit uns bekannte Verfasser veröffentlicht. Wenn auch bezüglich der Entstehung der Tironischen Noten nicht wesentlich Neues beigebracht wird, so gestattet doch die auf fleißigem Quellenstudium beruhende Zusammenstellung genauere Einblicke in die Sache selbst. Besondere Beachtung verdienen die nun folgenden Capitel über die Fortbildung der Notenschrift und deren praktische Ausübung im öffentlichen Leben, wobei der Verfasser zwischen **Notarii** und **Exceptores** unterscheidet, indem er unter den ersteren die Sachkundigen im Allgemeinen versteht, in den letzteren dagegen die autorisirten Nachschreiber in den Senats- und Gerichtsverhandlungen erblickt. Auch der Abschnitt über die Tachygraphie im Privatleben enthält so manche interessante Notiz. — Unter der Kaiserherrschaft verfiel die Tachygraphie, welche dem öffentlichen Leben der Republik ihren Ursprung verdankte, und blieb nunmehr auf die Gerichtsverhandlungen beschränkt. Doch kam sie mit der weiteren Ausbreitung des Christenthums wieder in Aufnahme, indem sie zur schnellen Aufzeichnung religiöser Lehren und Betrachtungen verwendet wurde. Hervorragende Kirchenväter, wie Origenes, Hieronymus, Chrysostomus sollen bei der Abfassung ihrer Werke mehrere Schnellschreiber beschäftigt haben. Schon von Cyprian heißt es, daß er die ursprüngliche heidnische Kunst mit verschiedenen Abkürzungen und Zeichen für specifisch christliche Begriffe bereicherte. Aber ein allzu weitgetriebenes Fortschreiten auf diesem Wege konnte der Tachygraphie nicht förderlich sein, welche denn auch im fünften und sechsten Jahrhundert außer Gebrauch kam. Wenn sich noch unter den fränkischen Königen einzelne Bemerkungen in diesen Noten finden, so sind es nur mehr Reminiscenzen, keineswegs aber Belege für den allgemeinen Fortgebrauch dieser Notenschrift. — K.

Digitized by Google

* Der Hexenmeister. Von Adolf Pichler. Gera, Amthor.

In Adolf Pichler einigen sich Dichter und Naturforscher auf das glücklichste. Jeder leiht dem Andern, keiner drängt sich weiter vor als ihm zukommt. So hat das Untersuchen und Bestimmen von Gesteinen und Gewächsen unserem Autor nicht den Sinn für die ästhetische Seite seiner Objecte, die Freude an der Schönheit der Natur und dem Charakter der einzelnen Erscheinungen getrübt. Und wie er nach eigenem Geständniß auf seinen Wanderungen neben dem Hammer und Meißel des Geognosten gern auch den Homer oder Properz mitführt, so pflegt er von der Bergfahrt neben der wissenschaftlichen Ausbeute irgendeine Dichtergabe heimzubringen, die man ungesucht mit einem Alpenstrauß vergleichen kann. In dem obengenannten Büchlein liegt uns die neueste derartige Gabe vor. Es ist eine ziemlich traurige Geschichte, die Pichler uns da erzählt von dem Bauernsohn, den der Vater, „sein eigner Knecht", nicht will „den Schweiß vergeuden lassen einem Lastthier gleich". Geistlicher mag der Bursche nicht werden, aber da er Freude an Büchern hat, entschließt er sich zum Stand des Lehrers. Die bittre Noth zwingt ihn, nebenher auf anderen Erwerb zu denken, und da er nicht, wie andere, sich im Sommer als Senner oder Gaisbub verdingen mag, greift er zum Stutzen und gewinnt jenseits der Grenze als Wilderer was er braucht. Durch ein hochmüthiges Weib wird er vollends zum Verbrecher, und da sie ihn verräth und im Elend verläßt, zieht er sich grollend in die Wildniß zurück, wo seine Naturkenntniß ihn in den Ruf eines „Hexenmeisters" bringt. Das Bild dieses Mannes wie der Grund, von welchem er sich abhebt, Natur und Art des Landes, sind von einer Charakteristik in Zeichnung und Colorit, die das Ganze zu einem Cabinetstück machen. Vielleicht ist Pichler durch sein Talent gerade auf dies kleine Format hingewiesen, aber so oft wir eine von seinen Erzählungen in Prosa oder (wie die vorliegende) in Versen lesen, wird in uns der Wunsch rege, er möge sich einmal zu einer größeren Dichtung zusammenfassen. ††

---

* Die flandrischen Ansiedelungen in Ungarn und Siebenbürgen. Unter dem Titel: Essai historique sur les colonies Belges en Hongrie et en Transilvanie par Emile de Bordgrave Ouvrage. couronné par l'academie royale de Belgique. Bruxelles 1871 ist eine Schrift erschienen, die auch für uns von besonderem Interesse ist, indem sie jene alten Beziehungen der Niederlande mit der ungarisch-siebenbürgischen Reichshälfte zum Gegenstande hat, denen die flandrischen Niederlassungen dort zuzuschreiben sind.

Der Verfasser hat mit großer Umsicht Alles zusammengestellt, was über den Gegenstand aufzubringen war, und dabei auch die Forschungen ungarischer und siebenbürgischer Gelehrter gründlich benützt.

Der historischen Untersuchung sind Auszüge aus den Wörterbüchern der Zipser und der siebenbürgisch-sächsischen Mundart von Schröer und Haltrich beigegeben, mit Hervorhebung flandrischer Wörter. Am Schlusse folgt eine Mittheilung der wichtigsten Urkunden.

---

* Ein siebenbürgischer Schriftsteller. Den 16. November 1871 starb zu Kronstadt in Siebenbürgen Joseph Franz Trausch als k. k. Finanzrath in Pension in seinem 76. Lebensjahre. Er starb kurz nachdem der zweite Band seines Werkes: Bibliographisch-litterarische Denkblätter, ein Schriftsteller-Lexicon siebenbürgisch-sächsischer Autoren (1871 bei J. Gött in Kronstadt) erschienen war. Die große Zahl von Schriftstellern des kleinen Völkchens, die hier ausführlich vorgeführt werden, gibt ein

Digitized by Google

ebenso merkwürdiges Zeugniß für dessen geistige Rührigkeit, als das genannte Werk, dessen zweiter Band mit dem Buchstaben M schließt, ein Zeugniß für einen bewundernswerthen Sammlerfleiß ist. Die Grundlage desselben bildete ein älteres Werk: Seiwerths Nachrichten von siebenbürgischen Gelehrten (Preßburg 1785). Wir hören, daß dafür gesorgt ist, daß auch noch der dritte Band, mit dem das Werk abschließt, und der ebenso, wie der erste und zweite, gegen dreißig Bogen stark werden soll, demnächst herauskommt. Das Manuscript ist vollständig ausgearbeitet. Hatte sich Trausch schon mit diesem Werke ein Denkmal gesetzt, so gibt uns neuerdings eine im Drucke erschienene Nachricht über seinen Nachlaß Veranlassung, die Arbeitskraft dieser echt deutschen Gelehrtennatur zu bewundern. Dies Memorandum heißt: Verzeichniß der Handschriften im Nachlasse des am 16. November 1871 gestorbenen J. Fr. Trausch, herausgegeben von Jos. Karl Trausch. Kronstadt in Siebenbürgen 1872.

Wir sehen daraus, daß der Verstorbene an Handschriften hinterlassen hat: Achtzig Werke in Folio (darunter eines in 6, eines in 5, viele in drei und 2 Bänden), 108 Handschriften in Quarto (darunter ein Diplomatarium von 12 Bänden) und 32 Werke in Octavo (darunter wieder einige in mehreren Bänden). Im Ganzen demnach 230 Nummern! —

Darunter ist ein großer Theil von ihm selbst eigenhändig geschrieben. Es sind fast durchaus Hülfsquellen zur Geschichte und Landeskunde Siebenbürgens, Chroniken, Sammlungen von Urkunden u. dgl., darunter auch Originalien, Autographensammlungen und Curiosa. So zum Beispiel unter den Folianten zwei Bände in Kronstadt gedruckter Hochzeits- und Leichengedichte von 1654 bis 1825; und von 1681 bis 1870. Eine ähnliche Sammlung in Einem Folioband von 1623 bis 1825; eine Sammlung Leichenreden und Gedichte aus Kronstadt von 1671 bis 1851 u. dgl. Ein Foliant: Genealogie der vornehmsten Familien in Kronstadt von G. M. v. Herrmann, fortgesetzt von Trausch; Genealogische Tabellen der vorzüglicheren Familien der Sachsen, gesammelt von Trausch ꝛc.; Zwei Handschriften in Folio sind für den Druck bestimmt und sollen auch demnächst noch herausgegeben werden; Ein Foliant: Jahrbücher der Geschichte von Siebenbürgen, ein Versuch von Trausch, und ebenfalls ein Foliant: Siebenbürgische Bibliothek oder chronologischer Katalog der Schriftsteller über Siebenbürgen. — Es mag hier noch erwähnt werden die Angabe, die in dem Memorandum enthalten ist: daß die Familie Trausch im 16. Jahrhundert aus Straßburg eingewandert ist, was daran erinnert, daß die siebenbürgische, jetzt magyarische Stadt Enyed ehedem Straßburg hieß. Ein merkwürdiger Zusammenhang zwischen dem äußersten Westen mit dem äußersten Osten, jenem dem deutschen Reiche nun wieder gewonnenen äußersten Vorposten Deutschlands und Siebenbürgen. Der siebenbürgische Sachsenboden, auch ein Elsaß [1]), ist von einer durchweg deutschgesinnten Bevölkerung bewohnt und seufzt unter nationaler Bedrückung; jenes Elsaß, das dem Reiche wiedergewonnen ist, ist französisch gesinnt!

Die ganze Handschriftensammlung soll nach dem Testamente des Verstorbenen um zweihundertsechzig Ducaten entweder dem Bruckenthal'schen Museum in Hermannstadt oder dem evang. Gymnasium in Kronstadt überlassen werden. Schr.

---

[1]) Elsaß, althochdeutsch Elisazonôlent: der auf fremdem Boden Sitzenden Land, ist zusammengesetzt mit demselben eli — wie: Elend althochd. elilendi, das ursprünglich: die Fremde, das Land der Verbannung, Exil bedeutet.

Digitized by Google

*r Am 12. Februar starb zu Innsbruck der Gymnasialprofessor Joh. Daum, hingerafft von einer tückischen Lungenentzündung. An Gestalt und Kraft glich er dem Wate der Gutrun, um so unerwarteter kam sein Tod. Jetzt liegt seine kurze Biographie mit einer Gedächtnißrede von A. R. v. Schullern vor. Daum, einer der intelligentesten Männer Tirols, war zu Polling im Ober-Innthale, „das sich der lebhaftesten Scheu der Intelligenz rühmt", am 17. April 1823 geboren. Seine Eltern, Bauersleute, schickten ihn an das Gymnasium zu Innsbruck; während der philosophischen Studienjahre wirkte der unvergeßliche Flir auf ihn. Er wendete sich philosophischen Studien zu und wurde endlich Professor am Gymnasium zu Innsbruck, wo sein Verlust geradezu unersetzlich ist. Man wunderte sich oft, daß er, der an Talent und Wissen gar Viele überragte, die dann höhere Stellungen erreichten, bescheiden am Gymnasium blieb. Allein Daum war ein Charakter; er wußte zwar, wo Barthel Most holte, er aber holte ihn eben nicht, denn er verachtete alles Protectionswesen. Man suchte ihn nicht, er war in den Tagen der Reaction zu stolz, seine freie Gesinnung zu verläugnen und sich anzubieten — allenfalls als Magd für Alles. Es liegt von ihm eine Reihe kleinerer Schriften auf publicistischem und belletristischem Gebiete vor. Beachtung verdient sein Essay über die Urbewohner Rhätiens und die Thyrsus-Sage. Als Verfechter des Liberalismus wirkte er in früheren Jahren publicistisch, mehr noch durch seine Persönlichkeit. In allen Kriegen Oesterreichs rückte er als Schützenofficier an die italienische Grenze, die Stadt Innsbruck zeigte ihm ihr Vertrauen durch die Wahl in den Bürgerausschuß. Schullerns Werkchen zeichnet sich durch Schwung und Wärme der Darstellung aus.

---

* Aus dem Nachlaß des Novellisten Nathaniel Hawthorne gibt seine Tochter mit Unterstützung Robert Brownings eine Erzählung, „Septimius", heraus, welche nächster Tage in London erscheinen soll.

---

* Die „Association Française pour l'Avancement des Sciences", eine Nachahmung der British Association, hat vor kurzem ihre Eröffnungssitzung unter dem Präsidium von Claude Bernard gehalten. Dieselbe beabsichtigt, alljährlich eine acht Tage dauernde Versammlung in einer Stadt Frankreichs zu veranstalten, und zwar schwankt für dieses Jahr die Wahl zwischen Lyon, Bordeaux und Lille.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Robert Browning.

Wer hat in der Eile des heutigen Tages noch Zeit, ruhig sich hinzusetzen und die Seele eines neuen Dichters herauszubuchstabiren, zumal wenn dieser Dichter ein fremder ist, und man in diesem Falle nicht nur seinem Gedankengange folgen, sondern auch alles verstehen muß, was mit seinen Landessitten und seiner Sprache zusammenhängt! Es ist wohl viel verlangt. Wir haben den englischen Dichtern der Vergangenheit kritisches Interesse und volle Anerkennung geschenkt, aber jetzt, in dem Drang der täglichen Lebensarbeit, wo allein schon in seinem Fache ein Jeder die ungelesenen Bücher sich immer mehr anhäufen sieht, — jetzt, wie kann man verlangen, daß wir zu fremden Dichtern greifen? Das praktische Element ist heute so sehr das vorwiegende, daß man Mühe hat, sich ihm zu entziehen und sich einer poetischen Stimmung hinzugeben. Und wenn das auch geschieht, so sucht man vielmehr seine alten Lieblinge heraus, als neue entdecken zu wollen.

Trotz alledem müssen wir unsern Lesern rathen, Brownings Gedichten, die bis jetzt den Deutschen fast gänzlich fremd waren und uns nun in einer Auswahl in zwei Bänden (Leipzig, Tauchnitz) vorgelegt werden, volle und aufmerksame Beachtung zu schenken. Sie machen dadurch Bekanntschaft mit einem von Englands originellsten Denkern; ob er ihnen sympathisch genug ist, um zum Freunde gewählt zu werden, das ist freilich die zweite Sache. Es geht mit Dichterbekanntschaften wie mit Freunden. An den früheren hat so sehr unsere eigene Lebensfrische Antheil, daß keine späteren jemals den gleichen Zauber für uns besitzen. In der Jugend gibt man sich der Freundschaft hin ohne Kritik zu üben, und die Fehler wirken, nachdem man alle Vorzüge gewürdigt hat, durchaus nicht störend. Im späteren Leben kommt zuerst die Kritik, die Fehler sehen wir allsogleich, und die Vorzüge brauchen Zeit, sich geltend zu machen.

Ebenso ist es mit unsern Büchern. Wie ein später erworbener Freund, braucht der Dichter Robert Browning zuerst die größte Nachsicht, und haben wir ihm diese gewährt, so leihen wir ihm nach und nach die größte Bewunderung. Seine Fehler liegen auf der Hand und trüben den ersten Eindruck nicht wenig, aber wir müssen sie einmal mitnehmen.

Er ist schwer zu verstehen, selbst für seine Landsleute, und in England geben seine wärmsten Verehrer zu, daß er niemals populär sein kann. Seine

Digitized by Google

Anhänger hat er jetzt seit zwanzig bis dreißig Jahren in der Classe der höchsten intellectuellen Bildung und das muß ihm genügen.

Daß Browning schwer zu verstehen ist, liegt nicht allein in der Behandlung seines Stoffes, sondern öfter auch in der Wahl desselben. Er nimmt nicht selten abstracte philosophische Gegenstände und erschwert ihr Verständniß durch eine gewisse Verwicklung der Sätze, welche ihm leider zur Gewohnheit geworden ist. Wir erringen den Sinn mit Mühe, statt ihn klar vor uns entwickelt zu sehen; ja es kommt sogar vor, daß man über den wahren Sinn unsicher bleibt. Da man merkt, daß es nicht Mangel an Kraft ist, was den Gedanken undeutlich macht, sondern der Wille, so fühlen wir uns berechtigt, gegen einen Mann, der so viel kann und nicht mehr will, einen leisen Groll zu hegen. Seine Constructionen, seine Versmaße, seine Reime sind zuweilen unvollkommen: — so sehr ungern biegt er den ersten kräftigen Gedanken oder ändert den feinsten Schatten einer Nuance, selbst wenn die Schönheitslinie dadurch zu gewinnen wäre. Die größten Dichter fallen unwillkürlich in Musik, und daß er es nicht thut, kürzt ihm sein Piedestal um eine Stufe. Sein Englisch ist unendlich reich, doch mehr charakteristisch als schön, und er sucht es für seine subtilen Gedanken durch die sonderbarsten Wendungen und die groteskesten Ausdrücke geschmeidig zu machen. Er klingt uns fremd auch dadurch, daß er seltener alte Gedanken glücklich ins Licht zu setzen sucht, als neue uns zur Beurtheilung gibt.

Epochen, Menschenracen, Umgebungen wechseln in seinen Arbeiten in der buntesten Reihe, in den bizarrsten Situationen, aber immer muß er eine Menschenseele zu enträthseln haben. Je schwerer das Problem zu lösen scheint, je glücklicher ist der Dichter. Er ist immer realistisch, aber realistisch wie ein Gott: der ganze Mensch liegt da vor seinen Augen. Fleisch und Blut, Leib und Seele, alles lebt, alles verlangt sein Recht, und er hat des Dichters großes Herz für das Ganze. Wahr und lebendig ist der Pulsschlag einer jeden seiner Creaturen; seine eigene Wärme und Leidenschaft theilt sich seinen Gestalten mit. Es ist das rein Menschliche, was ihn anlockt, sei es das Gute oder das Schlechte.

Da unser Dichter so gerne schwere Probleme zu lösen sucht, so braucht es uns nicht zu überraschen, daß er oft theologische Fragen nach allen Seiten wendet und erörtert. Ueberhaupt liebt er es, alles von zwei Seiten zu zeigen; nur in den wenigsten Fällen gibt er uns *einen* Gedanken, ungestört ausgearbeitet. Wir wären ihm dankbar, wenn er es öfter thäte.

In Browning verräth sich der Gelehrte und der Kunstfreund ebensowohl wie der Dichter; er hat einen Reichthum von Vergleichen, der nicht allein aus dem Talent entspringen kann, sondern die Frucht eines fein cultivirten Geistes ist.

Um den weiten phantastischen Kreis seiner Gedanken zu erkennen, brauchen wir nur die zwei vor uns liegenden Bände zu durchblättern. Zuerst kommen

Digitized by Google

zwei Tragödien, beide psychologische Studien ohne viel dramatische Handlung. Sie bewegen sich in italienischen Zuständen des fünfzehnten und sechszehnten Jahrhunderts, wie denn Italien überhaupt der Schauplatz vieler seiner Gedichte ist. Dann folgen Gedichte über Weihnacht und Ostertag von höchst origineller Art. Darin zeigt er uns zuerst zum Greifen deutlich eine englische Methodistencapelle, mit der armen, unschönen Classe, die meistens dort anzutreffen ist. Da hört er, bis es ihn ekelt, die derben verdrehten Lehren der Prediger. Dann läßt er uns einen Blick auf ein Abendfest zu Rom in der St. Peterskirche werfen. Zuletzt kommt der Hörsaal eines Göttinger Professors, der ruhig und liebenswürdig den christlichen Glauben wegerklärt und doch schließlich sagt: „Geht heim und verehrt den Mythus".

Zwischen diesen Gegensätzen und Beschreibungen wirft Browning seine eigenen Fragen wie einen Ball hin und her. Er weilt für die meisten Leser viel zu lange bei seinen religiösen Speculationen. Dann kommen wir zu einer Sammlung von Gedichten, die er „Männer und Frauen" genannt hat. Da ist er am seltsamsten in der Wahl der Menschen, die er für sich und uns beseelt. Wir sehen „Fra Lippo Lippi", sinnlich, lustig, voll leidenschaftlicher Kampflust für sein Kunstideal: dem Körper in der Malerei eben so viel Recht zu geben wie der Seele; — „Andrea del Sarto", einen Menschen, in dessen Leben alles Wahre und Edle von Schwächen und Fehlern umschlungen und erstickt war, und dessen reuige Grübeleien so stimmungsvoll gegeben sind, daß wir uns mit einem Gefühl der Erleichterung zu dem Folgenden wenden, „Bischof Blougrams Entschuldigung". Dieser hat, was Andrea fehlt; er ist ein moderner sophistischer Weltmann und zugleich ein Gelehrter und feiner Kopf, der sich herbeiläßt, beim Glase Wein vertraut und aufrichtig, so weit es ihm paßt, mit einem freidenkerischen Journalisten zu plaudern. Dann bringt uns eine Epistel die eigenthümlichen mediciniſchen Erfahrungen des arabischen Arztes Karschisch, welcher namentlich die Wiedererweckung des Lazarus als „interessanten Fall" behandelt. Die „Skizze von einem spanischen Dichter" läßt uns diesen so deutlich sehen, als ob Velasquez ihn gemalt hätte. Und so weiter Bild an Bild, eine Menschenseele nach der andern in so bunter Reihenfolge, daß die anfängliche Neugier, wen er uns zunächst vorstellen werde, endlich verschwindet.

Der erste Band dieser Auswahl schließt mit „One word more", einem Cyklus reizender Gedichte an E. B. B. (seine Frau Elisabeth Barrett Browning, auf die wir später zu sprechen kommen). Diese Gedichte sind ein Schatz für uns, denn hier spricht der Dichter nicht als Karschisch, nicht als Norbert, nicht als Lippo oder einer der fünfzig andern, sondern in seiner eigenen Person und von seiner eigenen Liebe.

Die Gegenstände der meisten Dichtungen des zweiten Bandes sind nicht weniger barock (Caliban upon Setebos oder Natural Theology in the Island gehört zu den besten unter diesen Sachen), aber es finden sich doch auch verschiedene Balladen und Gedichte aus dem modernen Leben, welche Browning

Digitized by Google

im liebenswürdigsten Lichte zeigen. So ist eine ganz reizende Composition ohne irgendein störendes Element „The Worst of it". Wie immer gewinnt er seinem Thema eine Seite ab, welche sonst niemand eingefallen wäre, und wie in manchen seiner Verse, klingt hier eine eigenthümliche Melodie, welche lange im Gedächtniß nachtönt.

Robert Browning steht seit langen Jahren in der Schätzung seiner Landsleute neben Tennyson; ist er nicht, wie letzterer, Poeta laureatus, so sind doch seine Lorbeern ebenso unbestritten. Diese Stellung hat natürlich oft zu Vergleichen und Streitigkeiten über Beider Vorzüge aufgefordert, die meist ebenso ungerecht wie unfruchtbar waren, da die Beiden eben in dem, was sie zu Dichtern macht, nichts mit einander gemein haben. Der Eine ist wie ein lieblicher, malerisch umsäumter Gebirgssee mit dem ewig wechselnden Spiel von Schatten und Lichtern oder den glühenden Farben des Abends auf seiner Oberfläche; der Andere gleicht dem Meere, zu Zeiten kalt, grau, geheimnißvoll, das Aug' ermüdend durch das endlose Well' auf Welle, dafür aber auch an einem frischen, heitern Tage fähig, das Herz zu erfreuen wie nichts anderes in der Natur durch seine Farbenwunder, den Glanz der Bewegung, das Hinrauschen und Wegsinken der Brandung. Der Alpensee hat wohl zahlreichere Bewunderer, aber wer die Sprache des Meeres verstehen lernte, hat davon größeren Gewinn. So haben Tennysons einfache Balladen, seine Reverien voll Musik und Grazie, seine reizenden Idyllen, alle künstlerisch vollendet, einen viel größeren Kreis von Anhängern als Brownings tiefere, subtilere Poesien, welche, einmal in ihrer eigenthümlichen Kraft erkannt, um so dauernder fesseln. Browning macht größere Ansprüche an die Zeit und an den Geist seines Lesers, er muß den ganzen frischen Menschen haben, um entziffert und begriffen zu werden; für träumerische Halbstunden oder das dolce far niente eines schönen Sommertags ist er nicht gemacht.

Browning ist jetzt ein Mann von sechzig Jahren, das Bild eines schönen Engländers in diesem Alter, und trotz seinem grauen Bart eine kraftvolle, lebendige Erscheinung. Er scheint auch geistig noch immer in bester Thätigkeit zu sein, denn ein großes Gedicht in zwölf Büchern „The Ring and the Book", welches vor einigen Jahren erschien, gehört zu seinen bedeutendsten Werken und erntete in England reiches Lob. — Seitdem sind einige kleinere Dichtungen erschienen und jetzt bereitet er eine neue Arbeit für die Presse.

Früh in den zwanziger Lebensjahren hatte er schon seinen Beruf richtig gefunden und gab von da an die Früchte seines Geistes in verschiedenen Formen (hauptsächlich Dramen) heraus.

Er erfuhr manches werthvolle Lob und viel gerechten und ungerechten Tadel. Das Glück war ihm beschieden, eine ähnliche Seele mit gleichem Streben in seiner Frau zu finden. Sie war Englands erste Dichterin der Vergangenheit wie der Gegenwart. Während er mit jugendlicher Kraft sich seinen Weg bahnte, arbeitete sie mit nicht weniger Ernst und Fleiß. Zuerst

Digitized by Google

wurde sie bekannt als Uebersetzerin von griechischen Dramen, als Verfasserin von Essays über griechische und englische Dichter, dann selbst als originelle Dichterin. Er war 34 und sie etwas älter, wie ihre Wege sich trafen, um von da an als einer hinzulaufen. Er fand sie kränklich und betrübt über Todesfälle in der Familie, nahm sie zur Frau und führte sie nach Italien, wo sie zu Gesundheit gelangte, wennauch immer zu einer sehr zarten. Beide lebten lange Jahre in Florenz in den schönen Räumen von Casa Guidi, deren schönster zu ihrem Arbeitszimmer gemacht war. Von ihrem Balcon schaute sie herab auf das Leben und Treiben der politisch bewegten Zeit, welche Stoff lieferte für ihre Gedichte „Casa Guidi Windows". Ihre Gelehrsamkeit gab ihr einen Reichthum, eine Freiheit des Ausdrucks, aber nahm ihr nichts von ihrer leidenschaftlichen Einseitigkeit. Classische Ruhe hat sie nicht gewonnen. Wie glücklich die Verhältnisse dieser vor einigen Jahren durch den Tod der Frau getrennten Ehe waren, ersehen wir aus ihren angeblich dem Portugiesischen entlehnten Sonetten und seinen Gedichten an E. B. B. Näher einzugehen auf sein Privatleben hat man wohl kein Recht. Hoffentlich ist genug gesagt, um Interesse und Aufmerksamkeit für den Namen Browning zu erwecken.

E. Steffens.

Eine sociale Krankheit.

I.

Es ist in neuerer Zeit üblich, den Staat als einen „lebendigen Organismus" zu bezeichnen, welchem die Individuen wie die Familien und Corporationen etwa in dem Sinne angehören, wie die elementarischen Atome oder die chemischen nähern Bestandtheile in den Organismus des menschlichen Körpers eingehen, indem sie beständig wechseln und wieder ausgestoßen werden, während der Organismus selber als ein lebendiges Wesen fortbesteht. Dieses Bild ist, so lange es nicht zu buchstäblich genommen und durch minutiöse Detaillirung lächerlich gemacht wird, im Ganzen eben so richtig wie alt. Von Menenius Agrippa und Plato's Republik an haben Giambattista Vico, dann Hobbes (Leviathan), Cauriana (ein philosophirender Arzt, der die Aphorysmen des Hippokrates auf die Staatsverwaltung angewendet wissen wollte) und in neuester Zeit, seit Schelling, mehrere Naturphilosophen, zuletzt auch Bluntschli, den Staat als einen dem menschlichen ähnlichen Organismus dargestellt oder aus den Gesetzen des Weltalls hergeleitet.

Der so dem Staate beigelegte Begriff des Organismus findet seine Anwendung auch auf das Volk als solches. Verschiedene Schriftsteller haben das Leben der Völker mit dem des Individuums verglichen, namentlich in Bezug auf Entstehung, Wachsthum (Entwickelung), Alter (Verfall) und Absterben.

Digitized by Google

In der That zeigt uns die Geschichte der Menschheit eine Analogie im Leben der Völker und Individuen. Sie erzählt uns vom Ursprung, von den Schicksalen, dem Aufblühen, Culminiren, Niedergange und endlich Verschwinden von Völkern, von deren Dasein kaum schwache Spuren übrig geblieben sind; so von den alten Chinesen, den Indiern (Hindus), den Aegyptiern, Phöniciern, Persern. In die Periode unserer Geschichtschreibung fallen noch die Chartager, Griechen und Römer. Von allen diesen Völkern wissen wir, daß sie einst bestanden, wirkten, blühten und, nachdem sie einen gewissen Höhegrad der Cultur erreicht, im allmäligen Niedergang endlich gänzlich vom Schauplatze verschwunden sind.

Die Arzneiwissenschafft unterscheidet zwischen physischen und Geisteskrankheiten, wie sie der nach den allgemeinen Begriffen angenommenen Doppelnatur des Menschen entsprechen. Dasselbe ist der Fall, wie die Geschichte auf allen Blättern zeigt, auch im Leben der Staaten und Völker. Wo immer das Gleichgewicht der Kräfte gestört ist, wo immer das Bestreben, dasselbe herzustellen, in mannigfachen Parteikämpfen in die Erscheinung tritt, befindet sich der Staat mehr oder weniger im anormalen Zustande, ist also, was man sagt, krank. So Shakspeare: „Es ist etwas faul im Staate Dänemark". Wie bei dem Individuum, so unterscheidet man auch bei dem Volke Krankheiten des Körpers und der Seele. Erstere manifestiren sich durch Epidemien, welche, durch naturwidrige sociale Zustände hervorgerufen, von Zeit zu Zeit weite Landstriche heimsuchen, die Bevölkerungen decimiren und der Gesellschaft mit ihren Folgen jeweils einen andern Charakter aufdrücken. Letztere treten in den verschiedenen Geschichtsperioden in verschiedenen Formen auf. Man nennt sie dann psychische Epidemien, und unterscheidet hauptsächlich zwischen religiösem und politischem Wahnsinn. Auch in dieser Hinsicht liefert die neuere, neueste und namentlich die Geschichte unserer Tage unwiderlegliche Belege.

Alles, was hier für die organische Natur des individuellen, des Staats- und Volkslebens angeführt ist, gilt in gewissem Sinne auch von der civilisirten Gesellschaft allgemeinhin. Gleichwie der Staat aus Individuen, beziehungsweise Nationalitäten besteht, so ist letztere aus Staaten und Völkern zusammengesetzt, bildet aber gleich beiden, innerhalb des Rahmens der Culturwelt, ein harmonisches, d. i. organisches Ganzes. Aber auch dieser Organismus hat seine eigenthümlichen Schicksale; seine Lehr- und Wanderjahre, eine Zeit der Prüfungen und wieder eine andere des Aufschwungs und Genusses. Und auch in diesem Kampfe um das Dasein treten naturgemäß Störungen ein, welche eine Unregelmäßigkeit in den Functionen des gesellschaftlichen Organismus involviren, d. h. sociale Krankheiten, welche nicht, wie z. B. die politischen, bloß einem oder dem andern einzelnen Staate oder Volke, sondern der ganzen civilisirten Gesellschaft mehr oder weniger anhaften und kürzere oder längere Zeit andauern. So im Alterthum der Kampf der Sclaven gegen die Patricier, im Mittelalter die Aufstände der Leibeigenen gegen die Feudalherren, und in der

Digitized by Google

Neuzeit der Kampf des Proletariats gegen die Plutokratie, was man so die sociale Frage nennt. Ist diese auch nicht im eigentlichen Sinne das, was man Krankheit nennt, so kann man nichtsdestoweniger sagen, der moderne Staat, der sich mit seiner Reformarbeit abmüht, das gestörte, aber die Gesundheit des gesellschaftlichen Organismus bedingende Gleichgewicht der Kräfte herzustellen, kränkelt an der „socialen Frage".

Allein so wie bei dem Organismus des Individuums Krankheiten auftreten, welche seinem Alter, seiner Constitution, seiner Lebensweise, seinem Geschlecht, kurz seiner tiefinnersten Natur und den Ursachen, welche die Störung der normalen Functionen herbeigeführt, in allen Fällen entsprechen, so auch im Leben der Völker, der Staaten und auch in dem der civilisirten Gesellschaft (mit der allein wir es hier zu thun haben) im Allgemeinen. In den Anfängen der staatlichen Entwickelung treten im Leben der Völker andere Krankheitsformen auf, als in dem Stadium einer höheren Reife, und wieder andere dort, wo ein Höhepunkt des culturlichen Aufschwungs erreicht worden und, im Sinne des Gesetzes des Kreislaufs des Lebens, die Ausschreitung, mit dieser daher auch der Niedergang in einer gewissen Richtung platzgreift.

Eine allen Zeitaltern gemeinsame sociale Krankheitsform manifestirt sich durch die Sucht nach schnellem und leichtem Gewinn, nach Reichthum, dem Bringer von Genüssen aller Art. Diese Sucht, die ihre Wurzel in dem Selbsterhaltungstriebe hat, ist so alt wie die civilisirte Gesellschaft selber, so verbreitet und herrschend, als der Reichthum hinwieder ein Mittel ist, sich Genüsse zu verschaffen. Sie ist im Wesen immer dieselbe, und nur die Mittel, mit welchen der Zweck angestrebt wird, sind verschieden, je nach der Stufe der Civilisation, auf welcher die Gesellschaft steht, und je nach den Strömungen, welchen die culturliche Entwickelung folgt. Ganz besonders scheint die in unseren Tagen zur Manie ausgeartete wilde Jagd nach schnellem und leichtem Gewinn auf der Börse diejenigen, welche, von dem wüsten Treiben unberührt, sich die Ruhe der Ueberlegung, die Unbefangenheit des Urtheils bewahren, aufzufordern, sich über die von den professionellen Börsenmännern arrangirte Treibjagd nach Menschen, auf deren Säckel es die professionellen Spieler abgesehen haben, und die Folgen dieses Treibens Rechenschaft zu geben. Denn jedes Uebel ist nur so lange gefährlich und zu fürchten, als wir es nicht in seinen Ursachen und seiner Natur näher erkannt haben. Ein Uebel dagegen, dem wir einmal auf den Grund gekommen sind, hat das Unheimliche, wohl auch das Gefährliche seines Charakters für uns verloren. Wir wissen dann, wie ihm beizukommen, und auch, wie ihm auszuweichen. Die Wahl steht bei uns und damit ist viel, manchmal Alles gewonnen. Diejenigen allerdings, für die weder Erfahrungen noch Rathschläge, weder Mahnung noch Vernunftgründe Geltung haben, werden nach wie vor ihre Wege gehen, ganz so, wie die tausend und aber tausend Menschen, welche täglich hören und sehen, was dem Körper überhaupt nachtheilig ist, sich aber dadurch nicht entfernt abhalten lassen, an dem Ruin ihrer eigenen Gesundheit

Digitized by Google

unabläſſig, mit Eifer und ſelbſt mit Raffinement zu arbeiten. Iſt es alſo ſchon in dieſer Menſchenwelt vorweg nicht möglich, das ganze leidende Geſchlecht auf den Weg des Heils zu führen, in welchem Sinne immer es ſei, ſo iſt es darum dem Menſchenfreund nicht weniger ein Bedürfniß, für den Publiciſten nicht weniger eine Pflicht, ſeinen Zeitgenoſſen den Spiegel ihrer Schwächen, Thorheiten und Fehler vorzuhalten, auf daß diejenigen, die da fähig ſind, von dem Schaden Anderer Nutzen zu ziehen, in das häufig nichtsnutzige Getriebe menſchlicher Leidenſchaften klareren Einblick gewinnen und ſich über Menſchen und Dinge ein richtigeres Urtheil bilden können.

Die ſociale Krankheit, mit der wir uns hier beſchäftigen wollen, hat ihre Wurzel in den Uranfängen der Geſellſchaft, eigentlich im menſchlichen Herzen ſelber. Wer ſie bis zu ihrem Urſprung verfolgen, ſie in allen ihren Phaſen ſchildern, in allen ihren Abarten zergliedern, kurz, wer die Krankengeſchichte der menſchlichen Sucht nach ſchnell und mühelos zu erwerbenden Reichthümern im Detail ſchreiben wollte, müßte, wenn er könnte, eine Serie von Bänden liefern, die hinwieder eine Bibliothek füllen würden. Für denjenigen freilich, der zu leſen verſteht, zieht ſich dieſe Krankengeſchichte, im weiteren Sinne genommen, ohnehin wie ein rother Faden durch das ganze Labirynth der Beſchreibung menſchlicher Kämpfe, Schickſale und Leiden, die wir Weltgeſchichte nennen. In dieſem Falle befinden ſich indeß die wenigſten von denen, die ſich ihre Erſparniſſe im Börſenſpiel abſchwindeln laſſen. Und ſo bleibt der alte Satz, daß die Welt betrogen ſein will, wohl deßhalb ſchon eine ewige traurige Wahrheit, weil jeder durch *eigenen* Schaden klug werden will, auch *wenn* er die Fähigkeit hat, vom Schaden Anderer zu lernen. Für den Zweck indeß, den wir uns zum Ziel geſetzt, nämlich zu zeigen, inwieweit das Börſenfieber, von welchem ein Theil der heutigen Geſellſchaft ergriffen iſt, gefährlich, inwieweit es unvermeidlich, weil von der menſchlichen Natur unzertrennlich, daher auch deſſen Hebung den Naturkräften überlaſſen bleiben muß, genügt es, die Geſchichte des Börſenfiebers hier nur in ihren Hauptumriſſen zu ſkizziren.

Der Cultus des goldenen Kalbs reicht zurück bis in die Anfänge hiſtoriſcher Kenntniß. Das Alterthum, im Orient wie im Occident, errichtete ihm Altäre; dem indiſchen Kuvera, dem dreiſchenkligen und achtzahnigen Gotte, entſpricht der hinkend ins Haus eintretende, aber leichtfüßig wieder hinauseilende Plutus der Griechen und Römer. Dem Reichthum war nicht beizukommen, im Alterthum ſo wenig wie heute, mit ariſtophaniſchem Witz oder ſtoiſcher Philoſophie ſo wenig, wie mit den modernen Declamationen gegen den Mammon. Das Verlangen nach irdiſchen Genüſſen, wie verſchieden ſie in der Vorſtellung des Einzelnen auch ſeien, wurzelt zu tief im Herzen aller Menſchen. Ob der Menſch nun auf der niederſten oder höchſten Stufe der Entwickelung ſtehe, ob ſich ſeine Begehrlichkeit auf rein viehiſches Freſſen und Saufen beſchränke, oder ſich bis zu den höchſten Genüſſen der bildenden Künſte erhebe, immer iſt es

Digitized by Google

dieſelbe Triebfeder, dieſelbe Leidenſchaft, dieſelbe Geißel, die ihn durch das Leben peitſcht. „Denn die Begehrlichkeit des menſchlichen Herzens kennt keine Grenzen, weder der Art noch der Größe; indem ſie träumend in die tiefblaue Ferne der Zukunft ſieht, tauchen ihr immer neue Sterne aus dem Dunkel auf, und immer neue Nebelgeſtalten der Wünſche ſchweben dazwiſchen auf dem luftigen Grunde.“ In dem Maße aber, als die Macht phantaſtiſcher Begehrlichkeit zunimmt, vermindert ſich die Luſt an der mühevollen Arbeit, ſteigt das Verlangen, ſchnell und mühelos Beſitz zu erwerben. Sind dieſe Aufſtellungen richtig, dann iſt es grundfalſch, die „gute alte Zeit“ von dieſer Sucht frei ſprechen und das Odium dieſer letzteren ausſchließlich unſerem Zeitalter aufbürden zu wollen. Denn, „ſeitdem es Jünglinge gegeben hat, welche, noch unerfahren im Leben, nicht nur ein grundloſes Füllhorn des Genuſſes in der Welt zu finden hofften, ſondern auch ſogleich in voller Jugendkraft hineingreifen zu müſſen meinten; ſeitdem ſelbſt die Abſtumpfung durch Genüſſe die Wirkung hatte, die ſie heute noch hat, nur unerſättlicher im Genuſſe zu machen: ſeitdem müſſen auch die Menſchen einen ſchnellen und müheloſen Erwerb des Reichthums gewünſcht und erſtrebt haben. Und dieſes Seitdem iſt ein Immer und ein Vonjeher; denn der alte Doctor Fauſt, der von ſich ausſagt, daß, ob ihn gleich die Begierde zum Genuſſe treibe, er im Genuſſe vor Begier verſchmachte, iſt der ſinnliche Menſch überhaupt wie er immer und überall war, und überall ſein wird: unerſättlich im Genuß, und darum immerwährend angewieſen auf die müheloſe und raſche Erwerbung des Mittels, Genuß zu erkaufen.“

Das älteſte und allgemeinſte Mittel, dieſen Zweck zu erreichen, bildet das Glücksſpiel. Die Würfel, welche den Zwieſpalt zwiſchen menſchlicher Leidenſchaft und unerbittlichem Schickſal ausgleichen ſollen, klappern denn in den Händen aller Völker, bei den alten Griechen und Römern, wie in den Urwäldern unſerer Vorfahren, in den ſpiegelwändigen Salons von Paris und London, in dem ſogenannten altersſchwachen, verderbten Europa, aber auch in New-York, Boſton und Waſhington, in dem „freieſten“ Lande der Welt. Freilich ſind dieſe Würfel verſchieden geſtaltet und benamſet. Die Formen des Spiels wechſeln je nach Zeitalter, Culturſtufe und Volksgeiſt. Wie ganz anders im Mittelalter und jetzt! Die Naivetät des poetiſchen und geheimnißvollen religiöſen Mittelalters hatte wenig Sinn für den natürlichen Lauf der Dinge. Im Leben wie in der Lehre myſtiſch und an die kirchlichen Vorſtellungen gebunden, tappte ſie im Dunkel ihrer Vorſtellungen, ſtreckte ſie den Arm aus nach allen Arten von Zauberei, ließ ſie ihre Phantaſie in die fernſten Lande ſchweifen. „Der Seckel des Fortunatus, der immer von Neuem ſich füllt, wenn er geleert worden; der Heckepfenning, der neue Pfenninge gebiert, ſo oft er gewendet wird; die Alraunwurzel, bei Nacht unter dem Galgen mit verſchloſſenen Ohren ausgegraben, damit ihr Schrei den Grabenden nicht tödte, und dann ſorgſam in Windeln gewickelt und bewahrt, damit ſie herangewachſen zu einem unheimlichen, halblebendigen, menſchenähnlichen Weſen, verborgene Schätze wittere; die Wünſchelruthe, die

Digitized by Google

gegen edle Metalle hinzuckt: das waren die kleinen volksthümlichen Mittel zum Reichwerden, an welche die Phantasie des Mittelalters glaubte. Wer der Wissenschaft mächtig war, der betrat einen andern Weg: die schwarze Kunst lehrte die Mittel, Gold zu machen, oder Geister sich zu unterwerfen, welche Schätze brachten. Damit hatte man sich eigentlich dem Teufel noch nicht übergeben, aber die Kirche trat solchem Spuk doch entgegen: das Alräunchen zu besitzen, war gefährlich für das Seelenheil; die schwarze Kunst kaum ohne Hülfe des Satans zu erwerben. Diesem sich hinzugeben, seiner Seele Seligkeit dem Teufel zu verschreiben, das war das eigentliche Hauptmittel, Reichthum und alle Genüsse sich zu verschaffen." So manifestirt sich das Wesen des Mittelalters zunächst in der Hinneigung zu einem Bündniß mit dem Teufel unter Hingebung der ewigen Seligkeit, entsprechend der streng-christlichen Anschauung, daß die Sinne des Teufels sind, indeß der Teufel der Herr dieser Welt ist. Das Wesen des Christenthums findet aber in diesem Teufelsspuk nur insofern eine eigenthümliche Charakteristik, als die mehr oder minder große Ausübung solcher Zauberei mit dem Verluste des ewigen Heils verbunden war. An und für sich war der Aberglaube der ersterwähnten Art schon im classischen Alterthum heimisch, und ist selber in noch höherem Maße bei den Völkern des Orients noch heutigen Tags anzutreffen.

Interessanter für unsere Betrachtung ist schon der geheimnißvolle, unwiderstehliche Zug der menschlichen Begierden nach fernen Wunderländern, namentlich nach Indien, dem fabelhaften Land des Reichthums von alter Zeit her. Wer kennt nicht die alten Märchen von der Atlantis, Ogygia, Thule ꝛc.! Mehr denn je wurden sie im Mittelalter wieder lebendig. Die schimmernden Erzählungen Marco Polo's und anderer Reisenden von dem Goldlande und der äußersten Küste Asiens weckten die Sehnsucht und den Unternehmungsgeist der Völker; kühne Schiffer drangen immer tiefer, immer weiter nach Süden; ein Columbus entsteht und der Erdball ist allmälig enthüllt: dem Handel und der Wissenschaft sind neue Bahnen und Reiche eröffnet. Allein früher noch wird ein Geschlecht voll der niedrigsten und ausschweifendsten Begierden geboren; früher noch überfällt es vampyrartig alle neu entdeckten Länder, immer lechzend, immer unersättlich nach dem Herzblut der neuen Welt — um den erträumten Besitz, sei es in den Eingeweiden der Erde, auf dem Lande, im Wasser oder in den Lüften, mit den Ureinwohnern nicht theilen zu müssen.

Wie sehr immer in den Vorstellungen, welche die Sehnsucht nach den fernen Wunderländern weckten, nährten und die Wege dahin ebneten, eine concrete Phantasie vorherrschte, es war nicht bloß der materielle Besitz, das Gold oder Geld, der erstrebt worden. Es ist ein dem Mittelalter eigenthümlicher Zug abenteuerlicher Romantik, der hier als die mächtigste Triebfeder erscheint. „Auf der Reise in fernste Länder durch Wüsten und wilde Völker von hundsköpfigen oder kranichhälsigen oder gehörnten Menschen oder Schattenfüßlern, die mit ihrem einzigen großen Fuße sich gegen die Sonne schirmen können, drohet leib-

Digitized by Google

licher Tod, und in der Verschreibung an den Bösen gar Verlust der Seele um des Leibes willen." Das Gefahrvolle des Unternehmens erhöhte den Reiz und die Lust, den Eingebungen des Satans zu folgen. Und, merkwürdiger Widerspruch der Zeit! War auf der einen Seite die Sucht nach arbeitsloser Erreichung von Reichthum vorherrschend und immer allgemeiner, so fehlte es auch nicht an der reagirenden Kraft, die schließlich freilich alles im natürlichsten Lichte erscheinen läßt. Sie bestand in dem Fluch der Kirche, der auf jener Sucht ruhte, in dem kirchlichen Geist als dem Hauptbestandtheil des Zeitgeistes im Mittelalter; aber es war ein allgemein menschliches, in dem Herzen des Menschen begründetes, also natürliches Streben, dem sich der unmündige, erst durch Schule, Zeit und Erfahrung sich entwickelnde besondere Geist des Zeitalters widersetzt hatte.

Dieses Verhältniß hat sich seither völlig geändert. Mit der gänzlichen Veränderung der Form jenes Strebens hat sich in neuerer Zeit eine Tendenz geltend gemacht, welche mit jener allgemein menschlichen Richtung denselben Weg verfolgt. Die herrschende Gewalt der Zeit, der Staat, weit entfernt, sich gleich der herrschenden Kirche im Mittelolter derselben zu widersetzen, findet im Gegentheil in ihr nach mancher Richtung hin eine kräftige Stütze. Auch darin, daß die Art des modernen Reichthums, als eines beweglichen, in unserer Zeit dem Streben nach schneller Erwerbung von Reichthum einen gewissen Vorschub leistet, indeß die mittelalterliche Begründung des Reichthums das Streben nach demselben auf den Ertrag der Scholle fesseln (und hemmen) mußte, liegt ein Unterschied, welcher den Abstand zwischen dem Mittelalter und der Gegenwart charakterisirt.

Der Uebergang aus der mittleren in die neuere Zeit hatte, insoweit es sich um den wirthschaftlichen Fortschritt handelte, seine Basis in den italienischen Handelsstädten. Hier zuerst ist man darauf verfallen, die in Handel gebrachteu Waaren zu verlosen. Das war vermuthlich nur ein Auskunftsmittel, mehr um sich vor Verlusten an liegengebliebener Waare zu schützen, als um aus dem Verkaufe der gewonnenen Waaren wieder Vortheile zu ziehen. Derlei Lotterien kommen in einer gewissen Form für den Absatz von Waaren heute noch vor. Allein sie bilden nicht das Mittel, schnelles Glück zu machen. Denn entweder sind sie so eingerichtet, daß nur für den Veranstalter derselben ein unmäßiger Gewinn herauskommt, oder das Gewinnstergebniß hat einen humanen Zweck, indem die Verlosungen zum Besten der Armen stattfinden.

Die nimmerrastende Gewinnsucht hat mit der Zeit auch in dieser Sache Fortschritte gemacht. Man ließ Geldgewinnste an die Stelle von Waaren treten und damit war in der Lotterie das allgemeine Mittel gewonnen, schnell Reichthum zu erwerben. Der Uebergang von der Waaren- zur Geldlotterie fällt in Italien mit dem Einströmen edler Metalle aus dem neuentdeckten Amerika zusammen. Schon im sechzehnten Jahrhundert begegnen wir in verschiedenen Ländern, namentlich in Frankreich, Holland, England der Geldlotterie als

Digitized by Google

bequemem Mittel, um zu bestimmten, großen Geldaufwand erfordernden Zwecken wie u. A. öffentlichen Bauten, die nöthigen Capitalien schnell zusammenzubringen. Darin entdeckte aber auch der Fiscus eine neue, nicht zu verachtende Einnahmsquelle. Diese Rücksicht verwandelte die Geldlotterie in ein Staatsmonopol und damit ward der ewig wachen Sucht nach müheloſem Erwerbe ein neuer, breiter Weg eröffnet. Das Interesse der Staatsgewalt, so weite Bevölkerungskreise als nur möglich für das Glücksspiel zu gewinnen, spielte hier seine erfinderische Rolle. Es wurden zwei Arten von Lotterien geschaffen, die eigentliche oder Classenlotterie und die Zahlenlotterie oder das Lotto. Die erstere ist die ältere und vornehmere Schwester; sie nahm nur bemittelte Kreise in Aussicht. Die zweite, jüngere, hatte es dagegen auf die niederen Stände abgesehen. Der niedrig gestellte Einsatzpreis sollte es auch dem Aermsten möglich machen, durch einen Hoffnungskauf zu den Staatsbedürfnissen in ganz positiver Weise beizutragen. Dieselbe Tendenz, welche das Lotto ins Leben gerufen, ließ allgemach das Interesse in den Vordergrund treten, die kleinen Leute, welche durch ihre sehr überwiegende Mehrzahl in materiellen Dingen allzeit den Ausschlag geben, zu möglichst großer Betheiligung an der Classenlotterie heranzuziehen. So stellte man denn einerseits den Preis der ganzen Lose überhaupt immer niederer, indeß man andererseits den Beitritt durch Anordnung aufeinanderfolgender Ziehungen in Classen erleichterte, dergestalt, daß der Preis des ganzen Loses erst allmälig zu bezahlen war, so fern es bis zuletzt im Glücksrade blieb oder auch nur ein Theil des Preises, wenn man es vorzog, nicht durch alle Classen durch zu spielen, oder auch wenn das Los schon in einer früheren Classe herauskam. Dann verfiel man darauf, den minder Bemittelten durch Zerschlagung der ganzen Lose in Theillose entgegenzukommen. Wo aber die Lotteriespiel-Seuche einmal um sich gegriffen hatte, da haben es auch die unteren, besitzlosen Stände bald herausbekommen, wie sich durch Zusammenschießen kleiner Beträge wenigstens ein Theil eines Theillooses und damit die Hoffnung auf einen im günstigsten Falle für ihre Verhältnisse noch immer sehr großen Gewinn erwerben ließe. Denn gerade in der Natur des phantastisch-begehrlichen Strebens, das die Lotterie geschaffen und stützt, liegt es, sich stets den Reiz des höchsten Gewinnes vorzuspiegeln und ihm wie einem Lockvogel immer von Neuem zu folgen.

Die Statistik liefert sehr charakteristische Daten für das Verhältniß der Glücksuchenden zu dem Mittel, welches das Füllhorn der erwünschten Gaben über die Bethörten ausschütten soll. Hiernach wird bei weitem die größte Zahl der Lose überall von solchen genommen, welche den Mechanismus der Lotterien gar nicht kennen. Die Hoffnung, welche der Glanz des großen Loses zu einer blinden, urtheilslosen Leidenschaft anschwellen macht, verlockt aber auch gar viele von denen, welche diesen Mechanismus zu berechnen sonst fähig wären. Wie Wenige mögen übrigens davon überhaupt eine Ahnung haben, daß der Treffer des großen Loses ein Glücksfall ist, der nach Wahrscheinlich-

Digitized by Google

keitsberechnungen von den jetzt lebenden Erben unseres Urvaters Adam noch immer nicht mit Grund erwartet werden könnte, wenn auch Adam selbst in diese Lotterie gesetzt und je sein nächster Erbe das Los bis auf den heutigen Tag fortgespielt hätte. So ist die Lotterie der Form nach ein Glücksspiel par excellence, und das mag es erklären, daß ihr auch der Aberglaube bereitwillig die Hand reicht. Das Vertrauen auf das geheimnißvolle Glück und der Glaube an unerklärliche Wirkungen von Träumen und räthselhafte Bedeutung von Zahlen sind so nahe verwandt, daß die verständigsten Menschen abergläubisch werden, sobald sie Fortuna in ihren Zauberkreis gebannt hat. Wer in aller Welt möchte z. B. Aberglauben und Gotthold Ephraim Lessing in Zusammenhang bringen wollen! Und doch wird von diesem berichtet, wie er der Madame König, seiner Freundin, den Vorschlag gemacht, auf bestimmte Nummern zu spielen. Seinen Haupttummelplatz fand übrigens der Zahlenaberglaube — und zwar nicht minder auch bei Lessing — in der zweiten Art der Lotterie, dem Zahlenlotto. In weit höherem Grade als die Classenlotterie hat dieses das Eigenthümliche des Glücksspiels an sich und ist geeignet, Jeden, auch den Aermsten in seine Kreiselbewegung zu ziehen.

Es liegt aber in der Natur der Dinge, daß die Reizbarkeit für eine bestimmte Form der Lockung in dem Maße abnimmt, in welchem sich die Täuschungen auf die nämliche Weise wiederholen und den nach dem Glücke Jagenden abstumpfen. Man war darum nach und nach auf immer neue Formen bedacht, und es wechseln Blanquen, Tontinen und Lotterien bunt durcheinander. Gemeinsam hatten alle diese Anstalten nur die Einrichtung, daß der Einsatz in diesem Falle für den nicht Gewinnenden verloren ging. Und wieder kam die nimmermüde Erfindungsgabe zu Hülfe. Wie, sagte man sich, wenn große Gewinnste sich erzielen ließen auch ohne den Einsatz preiszugeben, indem man vielleicht nur die Zinsen opferte, ja nicht einmal nothwendig diese? In der That währte es nicht lange, und man zog aus dieser reflectirenden Erwägung praktische Consequenzen. Dieselben knüpften sich an eine Hauptwendung der Dinge nach dem Eingehen des Mittelalters: nämlich an die Entdeckung des neuen Continents, die Auffindung neuer Seewege, die Ausbeutung und Colonisation der entferntesten Weltgegenden. F. St.

Digitized by Google

Die Peel'sche Sammlung

in der Nationalgalerie zu London.

Bekanntlich erhielt die britische Nationalgalerie vor beiläufig einem Jahr einen werthvollen Zuwachs durch die kaufsweise Erwerbung der sogenannten „Peel-Collection" einer Sammlung von etlichen siebzig Meisterwerken der niederländischen Malerschule, welche von Sir Robert Peel für die Gesammtsumme von 75.000 Pfund Sterling — mithin durchschnittlich das Stück für 12.000 Gulden — an das Reichsmuseum überging. Es ist eine bemerkenswerthe Thatsache, daß verhältnißmäßig wenige von den Erzeugnissen der großen holländischen Meister im Lande selbst verblieben sind. In der Nationalgalerie zu London allein findet man fünfzehn Rembrandts in der unermeßlichen Sammlung von Hampton Court zählt man, um nur ein Beispiel anzuführen, nicht weniger wie siebzehn W. van de Velde's und dann die Hunderte kostbarer holländischer Gemälde in den Palästen und Schlössern des englischen Adels! — Denn die Peel'sche Sammlung war, wenngleich etwa einzig in ihrer Auswahl, keineswegs einzig an Umfang.

England ist eben reich, und Holland — wie dem auch in früherer Zeit gewesen sein mag — verhältnißmäßig arm: kein Wunder also, daß der Eine kaufen konnte und wollte, was der Andere verkaufen wollte oder mußte. Dies ist der natürliche Lauf der Dinge! Selbst der Künstler und seine Arbeit vermögen sich den strengen Gesetzen des prosaischen Mercurius nur schwer zu entziehen, wollen sie nicht, der eine dem Mangel, die andere der Vergessenheit anheimfallen. Nun — in Vergessenheit sind die Schöpfungen der holländischen Meister nicht gerathen. Weit eher könnte man sagen, sie seien in die besten Hände gekommen. Täglich weiden sich Tausende an ihrem Anblick, täglich rufen sie dem fremden Besucher die Tage ins Gedächtniß, wo das niederländische Volk groß war durch seine eigene Kraft, — noch größer durch Talent und Geist.

Allem Anscheine nach bestimmte der persönliche Geschmack die Auswahl des Sammlers, und fürwahr, so exclusiv dieser Geschmack auch gewesen sein mag, so kann man nicht umhin, denselben zu billigen. Sir Robert Peel huldigte wahrscheinlich der Ansicht, daß die großen Gemälde der italienischen Schule

Digitized by Google

ihren Platz am besten in Kirchen oder Galerien von Palästen fänden, — um daselbst von Zeit zu Zeit — an Festtagen — bewundert zu werden; während die kleineren Stücke der holländischen Schule sich mehr für die Wohnungen der wohlhabenden Mittelclasse eigneten, als Gefährten des täglichen Lebens, zur Ausschmückung von Haus und Häuslichkeit. In gewisser Beziehung hatte er nicht Unrecht. Wenn wir nämlich in petto das Ideale vom Wirklichen scheiden; wenn wir uns los machen von den großen Gedanken, welche Geschichte, Religion, Philosophie, Moral in uns wachrufen; wenn wir nichts Anderes verlangen als die getreue Wiedergabe, sei es von lebenden Wesen, sei es von leblosen Gegenständen, — dann müssen wir ohne Zaudern bekennen, daß die Holländer die größten Maler der Welt gewesen.

Aber nicht etwa bloß auf eine einzelne Schule beschränkte sich Sir Robert Peel als Sammler; — aus jener Schule wählte er wieder ausschließlich jene Künstler, deren Manier uns einigermaßen berechtigt, sie mit der Bezeichnung „die kleinen Meister" zu belegen. In der ganzen Sammlung findet man nicht Ein großes holländisches Gemälde; nicht Einen Repräsentanten des Meisters der Meister: Rembrandt. Und diese bedauernswerthe Lücke kann füglich nicht der Seltenheit Rembrandt'scher Werke zugeschrieben werden; denn gerade zur selben Zeit, als Sir Robert seine Galerie zusammenstellte, und auch später noch, nahmen mehrere Rembrandt'sche Bilder, sowohl größere wie kleinere, ihren Weg vom Continent nach England. Wir dürfen daher annehmen, daß, wenn Sir Robert Peel keines davon an sich brachte, er eben nach deren Besitz nicht geizte. Was seine wenigen großen Gemälde betrifft, so zog er Reynolds dem Altmeister der holländischen Schule vor. Und in der That steht Reynolds auf der artistischen Stufenleiter, Rembrandt am nächsten, mag er auch mit Worten noch so sehr Michel Angelo als sein Vorbild in der Kunst preisen. Seltsamer, aber durchaus nicht seltener Widerspruch zwischen Theorie und Praxis! Reynolds lehrte mit manchen geistlichen Hirten: Thut nach meinen Worten, nicht nach meinen Werken. Es dürften Wenige sein, die nicht das Original der Copie, den Meister dem Schüler vorzögen. Indessen, Sir Robert Peel huldigte einem eingebürgten nationalen Vorurtheil, und — in Dingen des Geschmacks ist jeder Streit vergebens.

Von den beiden Schwestermusen der niederländischen Schule scheint die Vlamische Sir Robert Peel am wenigsten begeistert zu haben. Bloß zwei Antwerpner Maler findet man in seiner Sammlung vertreten; — diese zwei sind aber auch die ersten unter allen großen und kleinen Meistern: Rubens und Teniers.

Wir übergehen mit Stillschweigen den „Triumph des Silenus", ein unwürdiges Sujet, dessen meisterhafte Ausführung uns nicht mit dem Cynismus der Darstellung zu versöhnen vermag. Er gehörte seinerzeit dem Cardinal Richelieu später Lucian Bonaparte und wurde von Robert Peel um den Preis von 1100 Pfund Sterling erworben. — Nebst diesen

Digitized by Google

begegnen wir dem Portrait einer jungen Frau mit der Aufschrift: „Le chapeau de paille", — vielleicht das werthvollste Stück der ganzen Sammlung, obwohl das abfällige Urtheil des greisen französischen Kunstkenners Louis Viardot über dasselbe wohl ziemlich allgemein bekannt ist. Rubens hielt so große Stücke auf dieses Bild, daß er es bei seinen Lebzeiten niemals verkaufen wollte. Nach seinem und seiner Wittwe Tod kam es indessen in verschiedene Hände. Im Jahr 1822 wurde es in Antwerpen um 3000 Pfd. St. versteigert, und im darauffolgenden ging es für 3500 Pfd. in den Besitz Sir Robert Peels über.

David Teniers der Jüngere, obwohl er von Rubens keine directe Anleitung erhielt, ist gleichwohl dessen wahrhafter und eigentlicher Schüler. Er verhält sich zu Rubens in der „kleinen" vlamischen Schule, wie Adriaan van Ostade zu Rembrandt in der „kleinen" holländischen. Gleich Rubens läßt er das Licht seines Pinsels über alle Theile seiner Arbeit sich ergießen, während van Ostade, so wie Rembrandt, die Zauberkraft seines Helldunkels in einem Centralpunkt zusammenfaßt. Wir verweilen indeß absichtlich nicht bei der „Ueberraschung". Der alte Mann, der das Kinn des Dienstmädchens streichelt, ist fürwahr eine allzu abgelebte Gestalt; unter solchen Umständen wird eine verliebte Scene ebenso widerlich wie unwahrscheinlich; überdies hat Teniers denselben Gegenstand öfter behandelt — wo nicht mit geschickterer Hand, doch mit mehr Geist und Grazie. — Das Gemälde, welches sich „Dives" betitelt, ist eine von den zahllosen Versuchungen des h. Antonius, die er so leicht und stets mit unerschöpflicher Neuheit in den Details auf die Leinwand hinwarf; es ist überdies merkwürdig gut erhalten, und von einer wunderbaren Kraft des Colorits. Dennoch verdient eine ganz kleine Schilderei auf Holz, welche zur Gattung der sogenannten Teniers'schen „Dessertstücke" gehört, den Vorzug. Im Katalog ist sie als „Flußansicht" bezeichnet. Die Figuren im Vordergrund sind Nebensache; das eigentliche Gemälde bildet der Hintergrund. Hier zeigt sich uns Teniers in einem neuen Lichte: nicht mehr mit Ostade, sondern mit Ruysdael eifert er als Landschaftsmaler um die Wette. Aber Ostade — es wurde bereits erwähnt — ist sein unmittelbarer Rivale, Schule gegen Schule, — wie Rembrandt es gegenüber von Rubens ist. Man braucht bloß seinen „Alchimisten" zu betrachten. Dieses vom Jahr 1661 datirte Gemälde stammt aus Ostade's bester Zeit und ist, was Helldunkel betrifft, ein wahres Meisterwerk, dessen mächtige Effectconcentrirung selbst den herrlichsten Pinselschöpfungen Rembrandts nicht nachsteht. Wenn Etwas der gerechten Bewunderung dieses seltenen Bildes Eintrag thut, so ist es das Glas, hinter dem es verborgen und welches den Vollgenuß der Betrachtung stört.

Gehen wir nun zu den speciell holländischen Meistern über, so verdient Isaac van Ostade unmittelbar nach Adriaan genannt zu werden: bescheiden, aber keineswegs glanzlos, leuchtet sein Stern neben jenem seines Bruders. In der Wahl der Sujets muß er allerdings vor

Digitized by Google

Adriaan weichen; in jeder anderen Beziehung aber steht er ihm gleich, — weit mehr z. B. als Salomon Ruysdael seinem Bruder Jacob, oder Willem Mieris seinem Vater Franz. Die „Winterlandschaft“ und namentlich die „Ansicht eines holländischen Dorfes“ haben Isaac van Ostade einen Platz unter den Unsterblichen der Kunst erworben.

Die ganze bezaubernde Pleiade der „kleinen Meister“ umgibt die genialen Brüder. Hier ist vor allem ihr Haupt und Anführer, Gerard Douw, der Rembrandts Atelier verließ, um ihnen Allen den Weg zu zeigen. Will man etwas Schöneres sehen, so muß man nach Amsterdam oder in den Louvre gehen, um die „Abendschule“ oder die „Wassersüchtige“ zu bewundern. — Hier ist der zierliche Gerard Terburg durch seinen „Zitherunterricht“ vertreten. Ferner finden wir den ausgezeichneten Gabriel Metsu, der bald als originaler Meister, bald als Nachahmer Douws und Terburgs sich uns darstellt, häufig aber die Beiden übertrifft, wie namentlich seine herrlichen Gemälde in der Dresdner Galerie beweisen. Der lustige Jan Steen tritt gleichfalls mit einer „Musiklection“ auf, während Gaspard Netscher uns die Perle seines Pinsels, — „die Seifenblasen“ — vorführt. Von Pieter de Hooghe bewundern wir ein liebliches Gemisch von Einfachheit und Feinheit in seinem „Binnenhof“ und dem „Inneren eines holländischen Hauses“. — In geordneter Reihenfolge steigen wir sodann zu Willem Mieris herab, dessen dürre, harte, ausgearbeitete Bilder eine einigermaßen unverdiente Anerkennung gefunden haben. Von Mieris endlich ist der Sprung nicht weit zu den weichen unbedeutenden Arbeiten van der Werffs, dessen Porzellanmalerei das Ende der großen holländischen Schule in ähnlicher Weise bezeichnet, wie Carlo Dolci die große Florentiner Schule, — jene des Leonardo Michel Angelo und Andrea del Sarto — schloß.

Sowohl was Sujet als technische Ausführung betrifft, verdient Philipp Wouwerman besonders Erwähnung. Wenn Teniers überraschende Fruchtbarkeit bis zu einem gewissen Grade aus seiner langen Lebensdauer — er malte bis zu seinem achtzigsten Jahr — sich erklärt, so muß uns jene Wouwermans um so staunenswerther erscheinen, als dieser Künstler bloß fünfzig Jahre alt wurde und dennoch hinlänglich Material lieferte, um eine „sechs Meilen lange“ Galerie damit zu füllen. Das Dresdner Museum allein besitzt vierundsechzig Bilder, und beinahe jede öffentliche oder Privatsammlung hat wenigstens ein Stück von ihm aufzuweisen. Die „Peel-Collection“ zählt deren ein halbes Dutzend, — alle auserlesen schön, prachtvoll erhalten, und durch jene perlende Tintendurchsichtigkeit ausgezeichnet, welche das Entzücken der Kunstkenner ausmacht. Das „Innere eines Stalles“ ist die bedeutendste von den sechs Nummern.

Paul Potter eröffnet und krönt zugleich die Reihe jener Maler, deren Lieblingsfiguren dem Thierreich entnommen sind. Er starb im jugendlichen Alter von achtundzwanzig Jahren. Kein Wunder also, daß die Er-

Digitized by Google

zeugnisse seines Pinsels selten sind — ebenso selten wie vollkommen. Die Eremitage zu St. Petersburg darf sich der besonderen Auszeichnung rühmen, neun dieser Schätze zu besitzen. Indessen war auch das Exemplar, welches Sir Robert Peel zu acquiriren wußte, eine Eroberung, auf die er stolz sein durfte. Es trägt die Jahreszahl 1654 — stammt mithin aus einer Zeit, wo des Künstlers frühzeitiger und trauriger Tod schon sehr nahe gerückt war. Die Thiergruppe im Vordergrund, einem von hohen Bäumen beschatteten Meierhof gegenüber, ist in jeder Beziehung des Meisters würdig. Leider vermag uns das Landschaftliche nicht zu befriedigen, so daß in dieser Hinsicht das genannte Bild nicht auf gleiche Stufe mit den Prachtexemplaren in Grosvenor House und Buckingham Palace gestellt werden kann.

Unmittelbar nach den Thierstücken Paul Potters folgen die Idyllen Adriaan van de Velde's — eines Theokrits, der die Feder mit dem Pinsel vertauschte, und den Namen seiner bäuerlichen Amaryllis in die Rinde der Bäume einschnitt. Auch er starb frühzeitig und hinterließ bloß wenige Arbeiten. Gleichwohl ist es Sir Robert Peel gelungen, mehrere derselben zu erwerben, u. a. eine „Winter-" und eine „Frühjahrslandschaft". Alle anziehenden Eigenschaften dieses holländischen Hirtenpoeten vereinigen sich aber in der „Meierei". Außerdem dürften die netten Figürchen in van der Heydens „Ansicht von Köln" dem Pinsel dieses Meisters entsprungen sein.

Wenn ein Maler an Paul Potter hinanreicht, so ist es Karl Dujardin, — vorausgesetzt, daß sein Ehrgeiz ihn nicht zu einen allzu kühnen Flug über seine Sphäre hinaus verleitet. Sein „Ruhendes Vieh um Mittag" ist eine frische, entzückende Idylle.

Der Tradition gemäß sollten wir nunmehr Albert Cuyp unter die Kunstgenossen Potters und Dujardins einreihen. Allein, — da Cuyp alle Genres behandelte, von der Landschaft bis zum Seestück, vom Portrait bis zur Thiergruppe, so wollen wir ihm einen selbstständigen Platz einräumen. Was Cuyp — selbst unter den holländischen Malern — charakterisirt, ist der Lichteffect in seinen Gemälden. Man betrachte bloß seine beiden Bilder in der „Peel-Collection", die „Flußansicht mit Vieh" und die „Schloßruine", — noch schönerer Exemplare in den Sammlungen der Herren Baring Holford und Ellice gar nicht zu gedenken — und man wird ihm den Beinamen des „Schöpfers des Lichtes" kaum streitig machen wollen.

Geht man nun zur Landschaftsmalerei über, so denken wir zunächst an Jacob Ruysdael und fürwahr, mögen andere, wie Hobbema, Corn. Decker J. Hackaert ihm als Maler gleichkommen, — als Dichter übertrifft er sie alle; seine rührende Melancholie spricht ebenso lieblich zum Herzen, wie der milde Reichthum seiner Palette das Aug' entzückt. In der Peel'schen Sammlung jedoch gebührt Hobbema unbedingt der Vortritt. Seine „Partie aus dem Busch" ist, trotz der sehr dunkeln Färbung, unzweifelhaft ein Gemälde von seltener Schönheit. Noch herrlicher — obgleich noch immer nicht an das von Herrn Oppenheim

Digitized by Google

der Nationalgalerie vermachte hinanreichend, — ist der „Wasserfall“. Die Perlen der Sammlung sind aber die „Wassermühle“ und hauptsächlich die „Allee“. In letzterem Meisterwerke — einer Durchsicht zwischen zwei Reihen spärlich belaubter Bäume, die sich in der Entfernung mit dem völlig flachen Horizont verlieren — wird die Kühnheit der Ausführung bloß von deren Kunstmäßigkeit übertroffen. Dieses Bravourstück macht das Gemälde zum Glanzpunkt der ganzen Sammlung. Hobbema war es, der das schwierigste Problem der schildernden Kunst zu lösen verstand — jenes der Perspective. Damit meinen wir selbstverständlich nicht die Perspective der Linien — die einfach eine Frage der Meßkunst ist, — sondern die Luftperspective, die weder Regeln noch Formeln kennt, und ausschließlich in des Künstlers Hand und Auge liegt. Die Linienperspective läßt sich erlernen; die Luftperspective hingegen kann bloß vom angebornen Genie erfaßt und zum richtigen Ausdruck gebracht werden. Nun, Hobbema besaß diese Naturgabe in höchstem Maße, und von ihm kann man sagen, was ein spanischer Dichter von Velasquez behauptete: „Er ist im Stande, die Luft zu malen.“

Ohne unbillig zu sein, kann man Philipp Konings „Ansicht aus Holland“ nicht mit Stillschweigen übergehen, — dieses würdigen Schülers Rembrandts, dessen Landschaften mit ihren durchsichtigen Tiefen von Licht und Schatten die Geheimnisse der Unendlichkeit zu entschleiern scheinen, indem sie in der unermeßlichen Entfernung eines unbegrenzten Horizonts sozusagen hinwegschmelzen. Ebensowenig darf man ein kleines Bild von Jan Wynaents unterschätzen, welches zu den besten dieses Meisters zählt. Wynaents genießt, nebst außergewöhnlichen persönlichen Verdiensten, die hohe Auszeichnung, der Lehrmeister aller Landschaftsmaler gewesen zu sein, die nach ihm kamen und ihn selbst übertrafen. Er vollendete die von Paul Brill begonnene Aufgabe, und wurde in Wirklichkeit der Schöpfer dieses Genres. Vor ihm schien die Erde weiter nichts zu sein, als der Schauplatz menschlicher Handlungen, die Natur — eine todte Masse, die dem Künstler nur insoferne Interesse einzuflößen vermochte, als sie handelnden Personen zur Staffage diente. Selbst Claude und Nicolas Pouffin, so wundervoll ihre Landschaftsbilder auch waren, — hielten es für unerläßlich, stets historische Figuren aus geistlichen oder weltlichen Chroniken denselben einzufügen, — unbekümmert, ob jene mit dem Charakter der Landschaft in Einklang standen, oder nicht. Ohne dieselben, fürchteten sie, könnte ihre Arbeit kein Interesse erregen. Wynaents nun schüttelte zuerst dieses grausame und geschmackswidrige Joch von seinen Schultern und eröffnete damit der Kunst ein neues und ergiebiges Feld veredelnder Thätigkeit. Frägt man nun, wer der Kunst jenes Joch wohl auferlegt hatte, so lautet die Antwort — die katholische Kirche mit ihrer Lehre von der Selbstverläugnung, der Verachtung alles Irdischen, und dem ausschließlichen Streben nach dem sogenannten Himmlischen. Der Geist des Protestantismus war es, und später der pantheistische Geist ihres großen Landsmannes Spinoza, der die holländischen Maler mit der

Digitized by Google

alma parens, der Mutter Natur versöhnte. So wurde die Erde, bis dahin bloß der unwürdige Schauplatz geistlicher und weltlicher Dramen — selber wieder Zweck und Vorwurf für die Kunst. Das protestantische Holland schritt voran; die ganze künstlerische Welt folgte ihm nach. Ueberall kam der Cultus der Natur in Aufschwung; die Künstler aller Länder bekehrten sich zur neuen, jugendfrischen Lehre.

Als Marinemaler gebührt Willem van de Velde, dem Bruder Adrians, unbedingt der erste Platz. Niemand außer Ruysdael kann ihm in der natürlichen Wiedergabe des Wassers den Vorrang streitig machen. Allein so oft Ruysdael unter seinen bewölkten, schwermüthigen Himmeln uns eine Wasserfläche vorführt, ist es sein Binnensee, sein Haarlemermeer, welchem die moderne Wissenschaft schon längst einen völligen Untergang bereitet hat. Auch Cuyp in jenen seiner Bilder, die man uneigentlich „Seestücke" nennt, bietet uns selten etwas anderes als die Ufer eines Flusses — meistens der Maas — dar. Keiner von Beiden aber hat sich je auf die offene See hinausgewagt, Willem van de Velde schier allein — in geraumer Entfernung von van der Cappelle gefolgt — hat den Muth gehabt, den Kampf aufzunehmen mit dem tausendgestaltigen, ewig wechselnden Proteus — dem Meer. Er liebte dasselbe gleich einer phantastischen Schönen, ebenso sehr in seiner wilden Erregung wie in seiner majestätischen Ruhe. Seine „Meeresstillen" sind indeß berühmter wie seine „Stürme", — vielleicht weil sie das Auge lieblicher berühren. Zwei seiner größeren Werke besitzt die Peel-Collection, beide durch Kühnheit der Auffassung wie durch Kunstfertigkeit der Ausführung in gleichem Maße ausgezeichnet. Dennoch werden sie von einem kleinen Bilde, eine „Brise" darstellend, in den Schatten gedrängt, welches im wahren Sinne des Wortes ein Juwel genannt zu werden verdient. Beim Anblick dieser herrlichen Pinselschöpfung lernt man Joshua Reynolds' hyperbolische Lobrede wennauch nicht theilen, doch wenigstens begreifen, — als er ausrief: „die Welt kann wohl einen zweiten Raphael hervorbringen, aber einen zweiten van de Velde nimmermehr!" — Eine allgemeine Bemerkung über die Arbeiten dieses Meisters mag hier am Platze sein. Van de Velde brachte seine letzten Lebensjahre in England zu: mehrfache Bestellungen hatten ihn dahin gelockt, — und diese trugen zugleich Schuld an der größeren Eilfertigkeit und Sorglosigkeit, welche in seinen späteren Bildern wahrgenommen werden. Man muß daher zwischen seiner holländischen und seiner englischen Manier wohl unterscheiden. — Oberwähntes Gemälde jedoch wurde zuverlässig noch in Holland von ihm gemalt.

Ars est homo additus naturæ; — dies die Definition des großen britischen Philosophen Francis Bacon. Hätte die holländische Malerschule zu Lord Bacons Zeit schon bestanden, man würde keinen Augenblick daran zweifeln, daß diese ihm jene kernige und treffende Bezeichnung eingegeben habe. Mehr wie bei jeder anderen Nation galt bei den Holländern die Natur dem Maler als die beseelende Göttin, deren Offenbarungen er auf der Leinwand wiederzu-

Digitized by Google

geben ſuchte. Das iſt das Geheimniß der ganzen Schule; das Geheimniß der ganzen Kunſt. Laſſet dieſelbe Gegend, dieſelbe Küſte z. B. von Claude Lorrain und von Ruysdael malen, — jener ein Schüler des ſonnigen, farbenreichen Südens, dieſer ein Bewohner des kalten nebligen Hollands. Claude wird, wie mit einem Zauberſtab, aus der Tiefe des Horizonts die flammende Sonnenſcheibe emporſteigen laſſen; ein lichtvoller, glänzender Duft wird ſich über die vom Morgenwind leiſe gekräuſelten Wäſſer verbreiten; jeder Gegenſtand wird wie von einer Strahlenaureole umgeben erſcheinen; Alles wird Freude, Luſt, Triumph athmen; kurz, der Künſtler wird ein Danklied anſtimmen an die erwachte Natur. Ruysdael hingegen wird die Erde mit dunkeln Wolken umſchleiern; eine wüthende Brandung wird ſich ſchäumend am Strande brechen; die Bäume werden ächzen unter dem mächtigen Athemhauch des Sturmes; Alles wird Finſterniß und Schrecken ſein; ein Klagelied wird zum Himmel emporſteigen von den heulenden, im Kampf begriffenen Elementen. — Zwei ſchwärmeriſche Naturen: die eine ſtrahlend und voll Begeiſterung, — die andere ſchwermüthig und nachdenklich in ſich gekehrt. Ars est homo additus naturæ. Jeder von Beiden hat der Natur ſeine eigene Individualität hinzugefügt.

Ferd. von Hellwald.

Zum Gedächtniß Franz Grillparzers.

Von Wilhelm Scherer.

IV.

Fortſetzung.

Des Meeres und der Liebe Wellen.

Zuerſt aufgeführt 3. April 1831; erſchienen 1840.

Der „Jon“ des Euripides beginnt mit einem Monolog des Titelhelden. Er iſt im Tempel des Apollo zu Delphi aufgewachſen, wie Hero in dem ihrigen. Er tritt am Morgen heraus, um ſein von Kindheit an gewohntes Tagwerk zu verrichten. Er ſchmückt mit Lorbeerzweigen und heiligen Kränzen den Vorhof des Tempels, er fegt mit dem Lorbeerbeſen und beſprengt mit friſchem Waſſer den Boden und treibt die Vögel mit ſeinen Pfeilen zur Flucht. Er preiſt ſich glücklich, ein Knecht der Götter zu ſein, den Ewiglebenden zu dienen, nicht den Sterblichen. Er bedroht die Vögel des Parnaſſus, die aus ihrem nächtlichen Lager herübergeflogen kommen, von denen einer Halme zum Neſt für ſeine Kinder unter des Tempels Gebälke tragen will. Er verjagt ihn, denn ihn zu tödten ſcheut er ſich. Da erſcheint der Chor, den Jon abhält, ins Innere des Tempels einzudringen. Und nachher kommen ſeine Eltern, die er freilich noch nicht kennt.

Digitized by Google

Wem Grillparzers „Meeres und der Liebe Wellen“ gegenwärtig ist, der wird sich sofort der ähnlichen Situation des Eingangs erinnern und wie die hier gegebenen Motive sonst noch im ersten Acte benutzt sind. Zu welcher wundervollen Symbolik hat ihm nicht das Motiv der nistenden Vögel gedient!

Ob außerdem irgendein Dramatiker Grillparzern vorgearbeitet hat, weiß ich nicht. Denn die früheren Behandlungen des Gegenstandes, z. B. die Amours infortunés de Léandre et de Héro von La Selve, einem Vorgänger des Corneille, kenne ich nicht näher.

In Schillers Ballade sind Hero und Leander durch „der Väter feindlich Zürnen“ getrennt. Im deutschen Volkslied von den zwei Königskindern heißt es bloß:

Sie konnten zu einander nicht kommen,
Das Wasser war viel zu breit.

Grillparzer folgte hierin, wie in den meisten übrigen Umständeu, dem altgriechischen Gedichte von Musäus.

Auch dort ist Hero eine Priesterin der Venus, welche einen Thurm zu Sestos in der Nähe des Meeres bewohnt. Durch häufige Opfer ehrt sie scheu die Göttin und ihren Sohn, mit anderen Frauen geht sie nicht um, den Tänzen der Mädchen hält sie sich fern. An dem jährlicheu großen Tempelfeste sieht sie Leander. Wie der alte Dichter ihre Schönheit zu schildern sucht und den Eindruck, den sie auf Leander macht, wie er dessen Liebeswerben und ihre Nachgiebigkeit beschreibt, das lasse ich bei Seite. Denn hier mußte sich Grillparzer alles selbständig gestalten.

Es wird verabredet, daß sie durch eine ausgesteckte Fackel ihm den Weg übers Meer zeigen soll. Ihre Zusammenkünfte werden beschrieben, ebenso die stürmische Winternacht, in der der Wind die Fackel löscht und Leander in den Fluten versinkt. Es kommt der Morgen, Hero blickt vergeblich nach dem Geliebten aus. Da sieht sie ihn am Fuße des Thurmes liegen, an Klippen zerschellt. Sie zerreißt ihr Gewand und stürzt sich herab und stirbt über dem todten Liebling.

Grillparzer hat die ganze Handlung auf drei Tage eingeschränkt. Jenes Fest ist bei ihm zugleich Hero's Weihe als Priesterin und in den Formen ausgeführt — Abschied vom Leben, Trennung von den Eltern — wie man sich etwa die Einkleidung einer Nonne denkt. Dem Leander hat er einen älteren Freund Naukleros beigesellt, der ihn abzuhalten sucht von seinem tollkühnen Beginnen. Der Hero steht die leichtsinnige, muthwillige, märchenkundige Janthe zur Seite, und ihr Oheim, der strenge Priester, als Hüter des Rechtes und der heiligen Gesetze. Er ist es, der die Fackel löscht, wie im deutschen Volkslied eine falsche Nonne die zwei Kerzen ausbläst, die dem Königssohne leuchten.

Digitized by Google

Grillparzer nennt das Stück: „Des Meeres und der Liebe Wellen". Der Gedanke, der ihn dabei leitete, war ein ähnlicher, wie ihn die Königstochter im Wunderhorn ausspricht:

Ach Buhle, holder Buhle,
Wie gern wär ich bei dir!
So fließen zwei tiefe Wasser
Wohl zwischen mir und dir.

Das eine sind die Thränen,
Das andre ist der See;
Es wird von meinen Thränen
Wohl tiefer noch der See.

Die Tragödie zeichnet sich durch die Strenge aus, mit welcher das einfache feste Wollen der Hauptpersonen entschieden durchgeführt ist. Hier wird nichts den Umständen, nichts dem Zufall zugewälzt. Die Gewalt der Leidenschaft allein führt ins Verderben. Hero und Leander sind beide genügend gewarnt; die Hindernisse, die sich ihnen entgegenthürmen, die Abmahnungen, die ihnen zu Theil werden, sie verachten Alles, sie stürzen sich mit sehenden Augen in die Gefahr. Keine Abschwächung, keine Milderung. Auch der Priester thut unerbittlich, erst sanft, dann hart, was er für seine Pflicht hält. Und die Bemerkung des Naukleros gegen ihn: „Ihr habt den schnöden Dienst mißgünstger Indusknechte vom Orient ererbt und hüllet Euch in Gräuel und in Nacht" zeigt, daß sein Verfahren in dem Geiste des Cultus begründet ist, dem er vorsteht.

Jeder folgt mit einer gewissen Verblendung der einseitigen Richtung, in welche sein Charakter ihn der gegebenen Situation gegenüber drängt und treibt. Das ist die echte tragische Verwicklung. Grillparzer ist nirgends anderswo so streng und herb gewesen. Keine Phrase, keine Sentimentalität, keine Weichlichkeit, nichts kleinlich Rührendes. Er schildert verzehrende Gluth der Leidenschaft, aber nirgends auch nur ein Anklang an die Rhetorik der Ahnfrau. Jede Gelegenheit zu Gefühlsausbrüchen ist geflissentlich abgeschnitten. Kein directes Kundgeben innerer Seelenvorgänge. Vornehm begibt sich der Dichter jedes Mittels, um den Zuschauer künstlich zu hetzen. Und doch — welche Angst, welche Erregung, welche Besorgniß für das Schicksal der Beiden ergreift uns in der Thurmscene! Wäre es nur gelungen, die Handlung etwas reicher zu gestalten, die sich oft um gar zu unbedeutende Dinge dreht.

Der Charakter Hero's liegt weit ab von den alten Lieblingsneigungen des Dichters, er ist weder naiv noch sentimental, aber in jedem Zuge motivirt und durchaus eigenartig. Der Einblick, den wir in die Häuslichkeit ihrer Eltern erhalten, macht uns klar, weßhalb sie weder die Heimat lockt noch die Ehe. Das Familiengefühl ist in ihr nicht stark entwickelt, den Eltern gegen-

Digitized by Google

über bleibt sie kühl, einem Bruder ist sie geradezu abgeneigt, sie grollt ihm still und tief. Sie ist gern frei und will mit niemand ihre Seele tauschen, vor Amor hat sie keine Angst. Sie ist stolz auf ihre Abkunft aus dem Priestergeschlecht. Sie nimmt es streng mit ihrer Pflicht und tadelt herbe die Versäumniß der Uebrigen, von denen sie sich spröde absondert. Zu keiner ihresgleichen führt sie des Herzens Zug, ein still Bedürfniß hin. Sie kann nicht finden, daß Gesellschaft fördert: „was einem obliegt, muß man selber thun."

Dabei ein merkwürdig maßvoller Sinn und sicheres Wissen um das, was ihr frommt. Sie ist früh abgelöst von den Ihrigen, im Heiligthum aufgewachsen wie Jon, sie kennt nichts anderes als den Tempel. Ihre Vorstellung von der Welt hat sie sich nach dem Bilde ihres harten Vaters und rohen Bruders geformt, störrisch wildes Wesen, wenig denkend, heftig wollend, mit ungeschlachter Hand eingreifend in das stille Reich geordneter Gedanken, „wo die Entschlüsse keimen, wachsen, reifen am milden Strahl des gottentsprungenen Lichts" — so denkt sie sich die Männer. Ihr Freiheitssinn sträubt sich gegen die Abhängigkeit von einem Manne, dem sie sich unterordnen muß, obgleich die Weisere und Bessere. Sie will das Rechte thun, nicht weil man ihrs befahl, nein, weil es recht, weil sie es so erkannt. So fesselt sie alles an den Altar der Göttin. Und doch läßt sie sich vom Oheim nicht zu dem Versuche bewegen, ob ihr Orakel zu Theil würden und die Gabe der Weissagung verliehen sei. Sie weist diese Zumuthung ruhig aber ohne Schwanken von sich:

Verschiednes geben Götter an Verschiedne;
Mich haben sie zur Sehrin nicht bestimmt.

Sie hält von ihrem Wesen jegliche Störung fern. Sie will den eigenen Sinn bewahren, ablehnend alles Uebrige.

Das ist der Kern ihrer Persönlichkeit, das aber auch die Ueberhebung, die sich rächen muß. So beschränktes Streben — sagt der Priester — sei selbstisch, es sei widrig, unerlaubt, ja ungeheuer. Und wenn er ihr seine Bewunderung nicht versagen kann — „so schön, so still, so Ebenmaß in jedem" — so muß er doch hinzusetzen: „zu sicher und zu fest".

Ihre Sinnlichkeit ist unaufgeschlossen, sie wird es an dem Tage, an dem sie sich für ewig bindet, sie wird es durch die Schönheit eines Mannes. Wir erfahren nicht viel Anderes von diesem Leander, als daß er schön und friedfertig und ein guter Sohn. Als „dumpfer Träumer, blöder Schlucker" tritt er auf, wie der Freund ihn nennt. Aber wir fühlen doch, er ist das gerade Gegentheil dessen, was Hero bis dahin unter einem Manne sich gedacht. Und so wirkt denn gleich sein Anblick zauberisch auf sie ein. Ein Lied von Leda und dem Schwan verfolgt sie, das sie in ihrer Unschuld kaum versteht und das doch ihre Phantasie schon längst seltsam gereizt haben muß. Ihr festes, klares Wesen erhält einen Zusatz von Zerstreutheit und Träumerei, der sich steigert, steigert, steigert, um sie zuletzt dem Geliebten als ein Opfer nachzu-

Digitized by Google

raffen. Ein Druck laſtet auf ihr, der dumpfer und dumpfer wird, und ſie zuletzt erdrückt. Und immer der Zug von Sicherheit und Selbſtändigkeit. Sie zögert wohl am Morgen nach Leanders Beſuch, indem ſie ſagen will, ſie kenne ihr Recht und ihre — Pflichten. Aber ſchnell faßt ſie ſich:

auch meine Pflichten kenn ich;
Wenn Pflicht das alles, was ein ruhig Herz,
Im Einklang mit ſich ſelbſt und mit der Welt,
Dem Recht genüber ſtellt der andern Menſchen.

Solche Unabhängigkeit kann ſich nicht leidend fügen und nach thränenreichen Klagen ins Unvermeidliche ſchicken. Wenn ſie das Unglück trifft, zerbricht ſie.

Nein, in dieſer Hero iſt keine Spur von Schablone. Keine mädchenhafte Ziererei gegenüber Leander, kein Monolog mit Gewiſſensbiſſen oder Sophiſterei der Leidenſchaft, ja faſt keine Klagrede um den Verlorenen oder doch, was dem gleichkommt, in ganz eigenartigen Formen. Wie die griechiſchen Maler den Anblick des höchſten Schmerzes verhüllten, weil er nicht auszudrücken ſei, ſo ſchafft Grillparzer hier etwas Aehnliches. Im Augenblicke der Entdeckung des Leichnams muß Hero dem Oheim unbefangen entgegentreten — ſie ſtürzt freilich bei dem Verſuch zuſammen.

Grillparzer hat dieſen Charakter mit Selbſtverläugnung und mit ganz feſter Hand entworfen, ohne perſönliches Gemüthsintereſſe, nur mit einem ſachlichen Beobachtungsintereſſe. Er hat ſich die Frage vorgelegt: wie muß ein Mädchen beſchaffen ſein, damit es Prieſterin wird? und wie muß die Prieſterin beſchaffen ſein, damit ſie in Liebesgram vergehe? Und er hat das Problem conſequent zu löſen geſucht, gleichſam zuſchauend und forſchend und abbildend, wie die Natur ſelbſt ein ſolches Weſen ſchafft und entwickelt, bildet und zerſtört. Wir möchten dem Dichter zurufen, was der Prieſter zu Hero ſagt: Du biſt gereift.

Weh dem, der lügt!

Aufgeführt 6. März 1838; erſchienen 1840.

Grillparzer war ſehr witzig, alle, die ihn kannten, wiſſen das. Er hatte eine epigrammatiſche Ader und die gedruckten oder geſchriebenen Epigramme ſind nicht einmal die beſten. Ein ganz eigener Humor und gutmüthige Ironie, gegen ſich ſelbſt und gegen andere, belebte oft ſeine Rede. Cette dame est plus heureuse que les autres — ſagte er einmal von einer Franzöſin, die ihn mit anderen huldigend beſucht hatte — elle ne comprend pas bien l'allemand, et croit que je suis un poète de premier ordre. Das Hübſcheſte, was mir in der Art von ihm erzählt iſt und worin ein faſt altdeutſch unbefangener Scherz mit dem Heiligen anklingt, iſt Folgendes.

Digitized by Google

Es war die Rede vom Kirchenbesuch. „Ich sollte freilich auch öfter in die Kirche gehen. Aber ich denk mir halt, da Gott der Allweise, Allgütige und Allergerechteste ist, so wird er doch auch der Allerartigste sein, und da wird er mich doch auch wieder besuchen wollen. Weil er einen aber immer nur mit Krieg und Pest und Noth heimsucht, so verlang ich mir den Besuch gar nicht." Er hoffe trotzdem in den Himmel zu kommen. „Denn wenn ich auch nicht viel Gutes gethan hab, Böses auch nichts, und wenn der liebe Gott gar so difficil sein wollt, blieb er am End ganz allein mit den zwölf Aposteln, und das wär doch gar zu langweilig für ihn."

Dies nur als Pröbchen. Wenn also von Grillparzer ein Lustspiel angekündigt wurde, so durfte man keineswegs von vornherein zweifelhaft sein, weil er bisher nur in der Tragödie Erfahrungen gesammelt. Und doch war der Mißerfolg ein ganz entschiedener. Er wäre vielleicht nicht so arg gewesen, hätte nicht die wenig glückliche Aufführung mitgewirkt und hätte Grillparzer das Stück nicht ein Lustspiel genannt, anstatt vielleicht eine dramatisirte Anekdote aus der Merowinger-Zeit. Was würde sich freilich das große Publicum Wiens im Jahre 1838 unter der Merowinger-Zeit gedacht haben? Damit berühren wir gleich einen wunden Fleck, und wir wollen darauf zurückkommen.

Grillparzer entnahm den Stoff aus der fränkischen Geschichte des Gregorius von Tours (III. 15), man kann die Erzählung jetzt bequem in Gustav Freytags Bildern aus der deutschen Vergangenheit Band 1 S. 309 ff. nachlesen.

Bischof Gregorius von Langres will seinen Neffen Attalus befreien lassen, der, als Geisel fortgenommen, in Knechtschaft verfallen, als Roßhirt bei einem Deutschen im Dienst steht. Er schickt Diener aus und bietet Geschenke, der Deutsche fordert zehn Pfund Goldes, welche der Bischof — wie es scheint — nicht aufbringen kann. Da bietet sich ihm sein Koch Leo an, um die Befreiung durch List zu versuchen. Ein erster Versuch schlägt fehl. Er läßt sich daher von einem beliebigen Menschen in dem Hause als Sclave verkaufen und befragt, was er verstünde, antwortet er: „Ich weiß alles sehr gut zu bereiten, was man an den Tafeln der Herren ißt und gewiß wird meinesgleichen in dieser Kunst nirgends gefunden. Denn fürwahr, ich sage dir, auch wenn du dem König ein Mahl zurichten wolltest, ich kann dir königliche Gerichte machen, und keiner besser, als ich." Da sagte der Herr: „Sonntag ist vor der Thür, ich werde meine Nachbarn und Verwandten einladen; mache mir also ein Mahl, daß sie sich wundern und sprechen: In des Königs Hause haben wir es nicht besser gesehen." Und jener sprach: „Mein Herr lasse mir nur eine Menge von jungen Hühnern herbeischaffen, und ich werde thun, wie er befiehlt."

In der That fällt das Diner zur vollen Zufriedenheit aller Betheiligten aus. Und Leo ist nun der erklärte Günstling des Herrn, der ihm die größte Macht in seinem Hause einräumt.

Digitized by Google

Nach Verlauf eines Jahres, der Herr ist vollkommen sicher gemacht, geht der Koch mit dem Pferdeknecht Attalus auf eine Wiese und, abseits von den Uebrigen liegend, verabreden sie die Flucht für die nächste Nacht.

Es hatte aber jener Deutsche gerade wieder viele seiner Verwandten zum Mahle geladen, unter diesen auch seinen Eidam. Als sie nun um Mitternacht vom Mahl sich erhoben, da folgte Leo dem Eidam seines Herrn in sein Gemach und reichte ihm den Schlaftrunk. Da sprach dieser zu ihm: „Mein Schwäher überläßt dir alles, so sag mir doch, wenn du es kannst: wann willst du ihm seine Pferde nehmen und dich auf den Weg in die Heimat machen?“ So sprach er in guter Laune zum Scherze. Jener aber sagte auch im scherzenden Tone ihm die Wahrheit und sprach: „Ich denke noch in dieser Nacht, wenn es Gott gefällt.“ Da sagte jener: „Dann mögen meine Diener nur auf der Hut sein, daß du mir nichts von meinen Sachen mitnimmst.“ So gingen sie lachend aus einander.

Als aber alle schliefen, rief Leo den Attalus, und als sie die Pferde gesattelt, fragte er ihn, ob er auch ein Schwert habe. Er antwortete: „Ich habe nur einen kleinen Speer.“ Da ging jener wieder in das Gemach seines Herrn und nahm dessen Schild und Schwert. Als der Herr fragte, wer es wäre und was er wolle, antwortete er: „Ich bin Leo dein Knecht und wecke den Attalus, daß er schnell aufstehe und die Pferde auf die Weide treibe. Denn er schläft so fest, als sei er betrunken.“ „Gut“ sagte jener und schlief ein.

Leo aber ging hinaus, waffnete den Jüngling und fand die Hofthüre durch göttlichen Beistand geöffnet. Sie machen sich nun auf den Weg, schwimmen auf ihren Schilden über die Mosel, verbergen sich im Walde, stärken sich, nachdem sie zwei Tage gehungert, an einem Pflaumenbaum, verstecken sich bei herannahendem Pferdegetrappel hinter einem großen Brombeerbusch und entgehen so der Verfolgung ihres Herrn, der gerade bei ihrem Versteck Halt macht und Drohungen gegen sie ausstößt. In Reims nimmt sie ein Priester auf und entzieht sie den Nachstellungen des Deutschen. Und von hier gelangen sie endlich nach Hause. Da freute sich der Bischof, als er sie sah, und weinte am Halse seines Neffen Attalus, dem Leo aber gab er mit seiner ganzen Nachkommenschaft die Freiheit und ein Eigengut. Auf dem lebte er mit seinem Weibe uud seinen Kindern als ein freier Mann bis an sein Ende.

Das ist der rohe Stoff, den Grillparzer bearbeitete. War die Wahl und war die Behandlung glücklich?

Das Stück ist recht interessant zu lesen, wenn man die Quelle kennt und vergleicht, oder auch wenn man sie nicht kennt und einen gebildeten Sinn für alle Feinheiten in der Behandlung eines ziemlich fern liegenden Stoffes mitbringt. Das sind aber freilich Voraussetzungen, die man im Allgemeinen für ein Theaterpublicum nicht machen darf.

Wenn in dem Stoff der Gegensatz zwischen fränkischer und barbarischer Cultur hereinspielt, so hat Grillparzer sehr geschickt den Kunstgriff gebräucht,

Digitized by Google

dabei an Französisch und Deutsch zu erinnern und dadurch die einschlägigen Verhältnisse uns mundgerechter zu machen. Denn ein französischer Koch ist uns ein sehr geläufiger Begriff und auch daß französische Köche ihre Herrschaften tyrannisiren, kommt zuweilen vor. Aber daß Leon, der Held um den sich das Interesse concentrirt, ein Koch von Handwerk ist, berührt doch seltsam und stimmt nicht zu unseren Begriffen, da wir uns nicht gegenwärtig halten, daß der Koch oder Küchenmeister in alter Zeit eine höhere sociale Stellung einnahm. Daß Leon dabei höhere Motive hat und dem Bischof nur aus innerem Drange dient, während sein Sinn eigentlich auf Kriegshandwerk steht, hilft wenig. Warum dient er ihm just als Koch?

Das Charakterbild Leons war durch die Stelle der alten Erzählung gegeben, an der er scherzend die Wahrheit sagt und eben dadurch verhüllt. Ohne Zweifel war es dieses Motiv was den Dichter reizte. Und indem er die Frage aufwirft: warum spielt Leon so mit der Wahrheit? gibt er die Antwort: es war die Bedingung, unter der allein er den Jüngling befreien darf und Gewissensbedenken des Bischofs stecken dahinter. So war der Grundriß des „Lustspiels" gewonnen, das im Uebrigen sich ziemlich genau an die Quelle hält und nur die Person der Edrita mit den daran hängenden Motiven hinzufügt. Es wird durch den moralischen Hintergrund nicht interessanter, und als eine Verherrlichung der Wahrhaftigkeit wäre ich nicht im Stande dasselbe anzusehen.

Das Stück hat seinen Werth hanptsächlich als eine Reihe von merkwürdigen Charakterstudien, wie ich schon hervorhob. Alle Figuren sind trefflich gezeichnet mit der im „Ottokar" zuerst gewonnenen Sicherheit, Objectivität und Schärfe und mit derselben wirksamen Methode, daß in Gesinnung, Rede, Handlungsweise sich der Mensch ausprägt und daß jedes Wort aus dem Charakter heraus entspringt und ebenso sachlich angemessen wie für die Individualität bezeichnend erscheint. Nur der Bischof ist eine etwas blasse theoretische Gestalt und sein Predigen verträgt man nicht.

Aus bloßen Charakterstudien entsteht denn freilich kein wirksames Lustspiel, und die Handlung ist hier gewiß nicht spannend genug.

In jedem Drama muß eine Frage aufgeworfen sein, deren Lösung zweifelhaft ist und für deren Lösung der Zuschauer ausnehmend interessirt wird.

Hier dreht sich alles um die Frage: ob die Flucht gelingt. War aber wohl eine bloße Flucht genügend, um die dramatische Spannung zu erwecken? In der Erzählung ist das ein sehr fruchtbares Motiv, da gibt es furchtbare Gefahren und wunderbare Rettungen, tausendfältigen Anlaß zu athemlos mitfühlender Angst. Aber es dürfte Schwierigkeiten haben, dieselben Wirkungen mit dramatischen Mitteln zu erzielen, schon weil man die Größe der herannahenden Gefahr, den Eifer und die Eile der Verfolger nicht zugleich mit den Bewegungen der Flüchtenden veranschaulichen kann. Leicht macht die lebhafte

Digitized by Google

Erzählung eines Verfolgten von seiner ausgestandenen Gefahr größeren Effect auf der Bühne, als der Versuch, diese Gefahr selbst darzustellen.

Auch im Drama ist eine Flucht nichts Seltenes, aber meist nur der Augenblick des Aufbruchs und meist so, daß noch ein anderes Interesse daran hängt, zwei Liebende, die sich dadurch erringen und angehören, deren Lebensglück daran geknüpft ist.

Nun freilich liebt Edrita den Leon und Leon liebt sie auch und Attalus nicht minder. Aber letzterer begibt sich doch gleichmüthig auf die Flucht, und daß Leon nicht unempfindlich ist, kommt nur so beiläufig heraus, und Edrita thut wenigstens, als ob sie ihn entbehren könnte. So hat man das Gefühl, als ob Liebe hier keine besondere Rolle spiele. Das Interesse aber an der gelingenden Flucht ist auch nicht sehr lebhaft. Man denkt, wenn sie erwischt würden, Leon wäre dreist genug und klug genug, um alle Schwierigkeit zu überwinden. Jedenfalls würde es ihm nicht ans Leben gehen, da er Edrita und seine Kochkunst zu Verbündeten hat. Und ob Attalus Kattwalds Pferde hütet oder bei seinem bischöflichen Oheim ist, das bleibt uns sehr gleichgültig.

Zum Ueberfluß merkt man am Schluß, daß es mit dem Motto: „Weh dem, der lügt" nicht gar so ernst gemeint war. Gregorius würde sich freuen, den Neffen wieder zu haben, auch wenn es mit der Heilighaltung der Wahrheit noch viel weniger glatt abgegangen wäre.

Esther.

Als Racine seine „Esther" für die jungen Damen von Saint-Cyr verfaßte, da machte er es sich zum Grundsatz, die Erzählung der heiligen Schrift so wenig als möglich zu verändern. Er glaubte, wie er sich in der Vorrede ausdrückt, seine ganze Handlung mit den Scenen füllen zu können, welcher sozusagen Gott selbst entworfen habe.

Wie weit Grillparzer sich an den Bericht der Bibel gehalten haben würde, können wir aus den beiden erhaltenen Acten nicht beurtheilen. Nur so viel scheint klar: Grillparzer bereitet das Complott, das in der alttestamentlichen Novelle Mardochai entdeckt, durch die Andeutungen von einer Partei der Vasthi vor, welche etwas für die entthronte Königin unternehmen will. Er nimmt also an, daß die Verschwörung zu Gunsten der Vasthi stattgefunden hat.

Es verschweigt ferner Esther auch im Drama ihre Abkunft und, wie in der Bibel, ist Mardochai daran schuld: was aber Grillparzer sehr fein motivirt. Esther wünscht die ihr zugedachte Ehre abzulehnen durch das Bekenntniß, daß sie Jüdin sei. „Schweig, schmähst du die Deinen?" ruft ihr Mardochai zu.

Wahrscheinlich schloß sich daher Grillparzers Plan auch im Uebrigen ziemlich nahe an die biblische Erzählung an, nur daß er wohl zwischen der Verschwörung und dem Gesetze gegen die Juden nicht eine längere Zeit verstreichen ließ und beides in engere Verbindung brachte. Etwa so.

Digitized by Google

Die Intriguen der für Vasthi gewonnenen Höflinge richten sich naturgemäß gegen die neu erwählte Königin. Sie erfahren, daß sie Jüdin ist und gründen darauf ihren Plan. Es kommt ihnen zu Hülfe, daß der kleinliche Haman über Mardochai erbost ist, weil dieser sich nicht vor ihm niederwirft. Sie wissen ihn daher zu jenem Gesetz gegen die Juden zu vermögen, das er beim König auswirken und das indirect die neue Königin treffen soll. Mardochai erfährt das, wendet sich an Esther, und die Rettung der Juden vollzieht sich dann wie in der Schrift.

Der Charakter der Esther ergab sich für Grillparzer wohl aus der Scene, wie sie zum König geht, eine Art Opferlamm, pflichttreu und selbstlos. Daß er Mardochai und Esther auf dem Lande wohnen läßt, dadurch gewinnt er einen schönen Hintergrund für die Einfachheit der künftigen Königin. Sie ist etwas schwach und abhängig von dem Oheim. Er muß sie leiten. Sie hat keinen Sinn für die großen Schicksale ihres Volkes. Gerade wie in der Bibel Mardochai es ist, der sie antreiben muß, dem Könige zu nahen.

Bei Grillparzer ist Haman die Veranlassung, daß in so gewaltsamer Weise ein Ersatz für Vasthi gesucht wird. Haman hat das ohne vorherige Zustimmung des Königs ins Werk gesetzt. Solche Eigenmächtigkeit des Ministers deutet die Bibel in einem anderen Zusammenhange dadurch an, daß er im vorhinein den Galgen für Mardochai errichten läßt.

Grillparzer erreicht durch diese Einmischung des Haman, daß er ihn von vornherein in die Handlung verwickelt (was in der Bibel mangelt) und den Charakter des Königs hebt. Zugleich ist das Motiv für das Verhältniß des Letzteren zu seinen Höflingen damit gegeben.

Für das Charakterbild Hamans lagen einige wesentliche Züge schon im alten Testament bereit: so die Kleinlichkeit, mit der er sich rühmt, wie gnädig der König gegen ihn sei und daß er bei Esther allein mit dem Könige essen dürfe; ferner daß er auf die Ehrenbezeigung so viel hält. So stellt ihn auch Grillparzer dar. Er beobachtet eifersüchtig, ob die Höflinge ihm freundlich sind oder nicht. Er fühlt sich ganz abhängig von der königlichen Gnade und Gunst. Diese ist sein Lebenslicht. Der Dichter brauchte ihn so, um seine spätere Feindschaft gegen Mardochai zu begründen.

Schluß folgt.

Digitized by Google

* Zur Weisthümer-Forschung. Das Decemberheft des Jahrgangs 1871 der Sitzungsberichte der kais. Akademie der Wissenschaften bringt den Bericht des Dr. Hans Lambel über die im August und September von ihm in Ober-Oesterreich angestellten Weisthümer-Forschungen, woraus wir mit Vergnügen entnehmen, daß nun — nachdem die Sammlung dieser interessanten Rechtsdenkmäler in Nieder-Oesterreich bereits zum Abschluß gediehen ist — auch mit Rücksicht auf die Gaue ob der Enns in derselben Richtung fortgearbeitet wird. Einen anerkennenswerthen Antheil an diesen Untersuchungen hat Dr. Lambel, der schon 1868 in den Ferienmonaten seine diesbezüglichen Forschungen mit Unterstützung der von der Akademie zu dem gedachten Zwecke eingesetzten Commission an Ort und Stelle begann, und auch neuerdings wieder im Vorjahre die Gelegenheit wahrnahm, in diesem Sinne fortzuwirken. Die bisher erreichten Resultate sind ganz zufriedenstellend. Es wurde eine nicht unerhebliche Anzahl von diesen zum großen Theile bisher noch unbekannt gebliebenen Rechtsurkunden zu Tage gefördert, welche der Verfasser in alphabetischer Ordnung zusammenstellt und beschreibt. Das interessanteste Stück darunter ist das Friedburger Saalbuch von 1363, welches das älteste bisher bekannt gewordene oberösterreichische Weisthum enthält. — k —

---

* Oesterreichisch-ungarische Eisenbahn-Angelegenheiten von Eduard Kafka, 2. Aufl. Wien bei Herzfeld u. Bauer 1872. Von der obigen seinerzeit in der „Wiener Zeitung" Nr. 256, 1868 bereits besprochenen Schrift liegt uns nunmehr die zweite Auflage vor. Der Verfasser, welcher für das Zustandekommen eines österreichischen Eisenbahnvereines plaidirt, durch dessen Thätigkeit die Interessen der Eisenbahnunternehmer gefördert und diese letzteren durch eine gemeinsame Wirksamkeit in verschiedener Richtung zu höheren Leistungen befähigt werden sollen, überdies mehrere Zweige der Eisenbahn-Administration behandelt, hat sein Werkchen in der zweiten Auflage durch mehrere ebensowohl für den Eisenbahnbeamten als für das größere Publicum sehr lesenswerthe Abhandlungen bereichert. Dieselben halten sich von allen müßigen theoretischen Erörterungen fern, tragen insgesammt das Gepräge einer nicht geringen praktischen Erfahrung und Sachkenntniß und kann somit die Lectüre der Schrift allen Freunden des Eisenbahnwesens bestens empfohlen werden. —r.

---

* Schubert-Medaille. Aus Anlaß der Enthüllung des Schubert-Denkmals ist eine von Tautenhayn vortrefflich ausgeführte Medaille erschienen, die auf dem Avers das Portrait Schuberts mit der Inschrift „Franz Schubert geb. zu Wien am 31. Jänner 1797 gestorben zu Wien am 19. Nov. 1828" enthält, auf dem Revers eine allegorische, auf die Musik und den Männergesang bezügliche Darstellung mit der Inschrift „Zur Enthüllung des Schubert-Denkmals am 15. Mai 1872. Der Wiener-Männergesang-Verein." Man kann es nur billigen, daß der Männergesangverein auch die alte Kunstgepflogenheit, bei einem solchen Anlasse eine Medaille prägen zu lassen, nicht übersehen hat.

Digitized by Google

Nekrologie.

Dr. V. Meyer, Herausgeber der „Allg. homöop. Ztg." und Dirigent der homöopathischen Poliklinik, in Leipzig am 22. April. — Dr. v. Olfers, königl. preußischer Geheimrath und Generaldirector der k. Museen, am 24. April in Berlin, 78 Jahre alt. — Dr. F. L. Schweiger, Bibliothekar und Professor der Litteraturgeschichte an der Universität zu Göttingen, am 23. April. — Prof. Westmacott, Mitglied der königl. großbritanischen Akademie der Künste, am 23. April in London. — Dr. Theodor Groß, Professor an der historisch-philosophischen Facultät der Universität Dorpat. — Konrad Geibel, Componist, zu Lübeck am 24. April. — Horace Mayhew, Mitarbeiter des Londoner „Punch", am 30. April in London. — Dr. Johannes Steinmann, Director des historisch-philologischen Instituts und Mitglied des Conseils des k. russischen Ministeriums für Volksaufklärung, in Wiesbaden. — Marmion Savage, Romanschriftsteller, in England. — Dr. Montgomery Ceberhjolm, schwedischer Dichter, verunglückte in der letzten Aprilwoche auf der Insel Capri. — Dr. Joseph Feßler, Bischof von St. Pölten, am 25. April in St. Pölten im 59. Lebensjahre. Gelehrter Kirchenschriftsteller. Schriften: „Das kirchliche Bücherverbot". „Der kanonische Proceß nach seinen positiven Grundsätzen und seiner ältesten historischen Entwicklung in der justinianischen Periode". „Die Revision des Concordates". „Die Protestantenfrage". — Flodoard Geyer, Musikreferent der „Spener'schen Zeitung", in Berlin am 1. Mai. — Dr. Dittenberger, Oberhofprediger und Gründer der protestantischen Kirchenzeitung, am 1. Mai. — Charles Bataille, Sänger und Professor am Conservatoire in Paris, am 2. Mai. — Graf Schwerin-Putzar am 3. Mai in Potsdam, im Jahre 1848 vom 19. März bis 18. Juni Cultusminister, später Präsident des preußischen Abgeordnetenhauses, von 1859 bis 1862 wieder Minister des Innern. Graf Schwerin war verheiratet mit einer Tochter Schleiermachers und starb im achtundsechzigsten Lebensjahre. — Ludwig Kayser, Professor der Philologie an der Universität in Heidelberg, am 5. Mai. — Georg Hick, lyrischer, epischer und dramatischer Dichter, am 7. d. in Köln. Langjähriger Mitarbeiter der „Kölnischen Zeitung". Sein letztes Werk war der Roman: „Die Parias der Gesellschaft." — Dr. Hanns Freiherr v. Aufseß, am 7. Mai zu Constanz im 71. Lebensjahre. Er ist der Gründer des germanischen Museums in Nürnberg. — Valentin Mandele slovenischer Schriftsteller, am 8. d. in Karlstadt. — Ludwig v. Maurer, königl. bairischer Staatsrath und Mitglied der Münchner Akademie der Wissenschaften, Verfasser zahlreicher Werke zur Geschichte der Dorf-, Markt- und Stadtverfassungen, am 9. Mai in München. — C. F. Stix, Autor zahlreicher kleiner Lustspiele und Possen, im 50. Lebensjahre, am 8. d. in Wien. — Dr. Mosnig, a. o. Professor des Strafrechts an der Universität in Lemberg, am 12. Mai. — Prof. Remy, Historien- und Portraitmaler, am 13. d. in Berlin. — Moriz Hartmann, am 13. Mai in Wien, einer der bedeutendsten Lyriker und Novellisten Oesterreichs, 1848 und 1849 Mitglied des deutschen Parlaments. Bekannteste Werke: Kelch und Schwert, die Reimchronik des Pfaffen Mauritius, der Krieg um den Wald. Hartmann war im October 1821 zu Duschnik in Böhmen geboren und brachte den größten Theil seines Lebens auf Reisen im Auslande zu. — Hippolit Schauffert, dramatischer Dichter am 18. Mai in Speyer. Simon Martin Mayer, Domvicar, gewesener Redacteur der „Klagenfurter Ztg." und der „Carinthia", im Alter von 84 Jahren in Klagenfurt. — Eduard Bitterlich, Historienmaler, Schüler Rahls, Mitglied der k. k. Akademie der bildenden Künste, am 20. d. in Pfalzau bei Purkersdorf im 39. Lebensjahre.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Lebendige Quellen der Alterthumswissenschaft.

Das Volksleben der Neu-Griechen und das hellenische Alterthum, von Bernhard Schmidt. 1. Theil. Leipzig, B. G. Teubner, 1871.

Unter den griechischen Antiquitäten, welche Contreadmiral Millosich mit umsichtigem Sammeleifer auf seinen Fahrten im Orient zusammenbrachte und jetzt hier in Wien verwahrt, verdient des Gegenstandes der Darstellung, der Kunstform und auch ziemlich guter Erhaltung wegen ein kleines Relief besondere Beachtung. Dasselbe befand sich im Jahre 1853 und zwar damals schon seit Jahren im Besitze eines Kaufmanns in Gallipoli, von welchem Charles Newton, der bekannte Entdecker des Mausoleums von Halikarnaß und jetzige Vorsteher der griechischen und römischen Alterthümer im britischen Museum, keine Auskunft über den Fundort erhalten konnte[1]). Jetzt trägt es aufgeschrieben die Bezeichnung „Lampsacus". Jedenfalls ist es danach wahrscheinlich, daß es aus der Nachbarschaft der Dardanellen stammt.

Das Relief stellt eine Felshöhle dar, vor welcher drei Mädchen in langen Gewändern Hand in Hand sich zierlich, jede mit vorgesetztem rechten Fuße, im Tanze bewegen. Nach rechts vom Beschauer hin führt ihren Reigen ein junger Mann an, der in seiner linken Hand einen Heroldsstab hält. Ihm zunächst steht seitwärts vor der Höhle ein Altar, über dem in der Höhe am Felsrande ein nackter, bärtiger, gehörnter und bocksbeiniger Geselle sitzt, der mit Behagen auf einer Syrinx zum Tanze aufspielt. Ueber der Höhle sitzen ein paar Vögel am Felsen.

Das Ganze ist leicht zu deuten, zumal seitdem Michaelis den Vorstellungskreis, mit dem wir es hier zu thun haben, in einer besondern Abhandlung[2]) besprochen hat. Die Höhle ist eine Nymphengrotte, die als Heiligthum ihren Altar hat, die drei Tänzerinnen sind die Nymphen selbst, der Vortänzer mit dem Heroldsstabe ist Hermes, der Musikant Pan. Das ganze Relief ist ein Weihgeschenk.

---

[1]) Gerhards archäol. Anzeiger 1854, S. 512 f. Newton travels I, S. 123.

[2]) Annali dell' istituto di corrispondenza archeologica 1863, S. 292 ff. Dazu Gerhards arch. Zeit. 1867, S. 6, Anm. 14. Revue archéologique 1866 II, pag. 350. 1868, II, p. 250 n. XVI. Auch auf der Akropolis von Athen und unter den Arundel'schen Marmorwerken zu Oxford befindet sich noch je ein in die Reihe gehöriges fragmentirtes Exemplar.

Digitized by Google

Es ist leicht begreiflich, daß im heißen und nicht überall wasserreichen Griechenland die Quellgöttinnen der Gegenstand besonders eifriger Verehrung waren. Daß Hermes vielfach als ihr Genosse erscheint, erklärt sich aus seiner ursprünglichen Bedeutung als Regengott, und Pan, welcher, der Gestalt nach selbst halb seiner Heerde verwandt, die Ziegen im Gebirge hütet und die Hirtenflöte zu spielen weiß, der in Felsgrotten wohnt, wie die Nymphen auch, erscheint wieder und wieder in der ländlichen Götterverehrung ihnen verbunden. Seine Musik und die Tanzlust der Nymphen sind für einander da. Solche Höhlen, die diesem Göttervereine geweiht waren, sind auf griechischem Boden noch mehrfach nachzuweisen; die merkwürdigste bleibt immer noch die vielgenannte und von Reisenden oft besuchte in Attika am Abhange des Hymettos beim Dorfe Vari, in der sich ein gewisser Archedamos mit anspruchsloser Kunstfertigkeit selbst im Bildnisse als den Nymphenverehrer, der die Grotte für den Gottesdienst herrichtete, verewigt hat, wie er, mit einen Schurz bekleidet, mit Meißel und Hammer die Felswand bearbeitet. Beigesetzte Inschriften geben dazu die ausdrückliche Erklärung. In solchen Grottenheiligthümern wurden Weihgeschenke, wie das Relief der Millosich'schen Sammlung, dargebracht, in den Felsen eingelassen.

Von der großen Volksthümlichkeit des Nymphencultus im alten Griechenland legt neben solch verhältnißmäßig zahlreich erhaltenen Weihgeschenken nicht allein eine Menge von Erwähnungen in der alten Litteratur Zeugniß ab, sondern ganz besonders der Umstand, daß dieser Glaube an die Nymphen, ja sogar ein Rest von Verehrung derselben noch heute in Griechenland in vollem Leben ist. Statt Nymphen, obwohl das Wort im neugriechischen Sprachvorrathe sonst noch vorhanden ist; heißen sie zwar Neraïdes, Aneraïdes u. s. w., Wasserjungfern, und sind hie und da mit den antiken Meerfrauen, den Nereïden, vermischt; meistens denkt sie sich der heutige Grieche aber noch völlig so, wie der alte. Sie wohnen unter Anderm auch in Höhlen besonders gern — ich erinnere mich, daß man von einer solchen bei Kalavryta im Peloponnese sprach, in der sich oft ihre Musik hören lasse. Zuweilen sind es sogar nachweislich dieselben Höhlen, für die aus dem Alterthume Nymphencultus bezeugt ist. Unter den Beschäftigungen, die den heutigen Neraïdes, wie den alten Nymphen, lieb sein sollen, fehlt Tanz und der damit beim griechischen Volke überall verbundene Gesang nicht. Um musicirende Hirten sollen sie sich gern sammeln; nur für ganz geheuer gilt derartige Gunst nicht, wie denn überhaupt an denjenigen alten Göttern, welche sich das Volk in Feld und Wald und in den Kinderstuben am schwersten nehmen ließ, doch seit der Herrschaft des Christenthums sich mehr und mehr eine unheimliche Seite herauskehrte. Mancher alte Gott fristet ja auch bei uns zu Lande zuletzt nur als Teufelsspuk sein Leben noch. Eine sehr energisch christianisirende Potenz ist sonst die griechisch-katholische Kirche nicht, sie hat einer großen Anzahl von altheidnischen Lieblingsvorstellungen, Bräuchen und dergleichen das Leben gelassen, ja der christliche

Digitized by Google

Cultus hat da zu Lande den Ursprung der heidnischen Elemente, welche er aufgenommen hat, oft so wenig verwischt, daß nur die kurzlebige Menge ihn freilich vergessen hat, weitersehende Beobachter ihn aber sofort erkennen.

Es ist überhaupt zu bedenken, daß in Hellas nicht, wie beispielsweise in Italien, eine zweite Geschichtsepoche neuer eigenthümlicher Cultur gründlicher mit dem Althergebrachten aufgeräumt hat. Ganz anders als in Italien sieht man daher in Griechenland in vielen Dingen dem Alterthume noch heute gleichsam unmittelbar ins Antlitz. Dafür nehme ich gleich noch ein Mal als Beispiel das Millosich'sche Nymphenrelief. Dieselbe Tanzfigur, welche Hermes da mit den Nymphen ausführt, lebt noch heute fort, und wenn heute die Neraïdes in der Phantasie des griechischen Landbewohners mit einander tanzen, so mögen sie genau so tanzen, wie auf dem genannten Votivrelief sie in Stein gebannt zu sehen sind. Hermes führt die erste Nymphe an der Hand; ebenso sich mit ihr und untereinander anfassend folgen ihr die beiden andern. Es ist der Ziehtanz, der Syrtós, wie er mit bezeichnendem Namen heißt, den schon die Phäaken in der Ilias und die Genossen des Theseus auf der François vase aufführen, in dem sich auf antiken Reliefs auch die Chariten bewegen und die Horen oder menschliche Tänzerinnen z. B. auf einem auf Samothrake befindlichen Relief. Ein jeder Reisende in Griechenland hat diesem Tanze zugesehen und viele haben ihn beschrieben, die Reihe von Mädchen oder Burschen, die sich an den Händen hintereinander herziehen, denen der erste Tänzer nach bestem Vermögen die Bewegungen angiebt, welche die andern wenigstens abgeschwächt nachahmen, alles unter näselndem Gesang. Wenns hoch hergeht, so steht wohl ein Spielmann oder auch zwei, etwa ein Trommelschläger und ein Clarinettenbläser inmitten des Kreises, wie Demodokos bei den Phäaken. Es wird sehr eintönig auf die Länge. Ich bin einmal im Peloponnes Abends in ein Dorf gekommen, wo die Lustbarkeit im besten Gange war, habe mich müde darüber zur Ruhe gelegt; als ich am andern Morgen in aller Frühe auf dem harten Lager, wie griechisches Quartiers zu bieten pflegt, erwachte, klang draußen noch immer Musik und Tanz. Man könnte auch vor tausend Jahren eingeschlafen sein und heute beim Erwachen den Tanz fortgehen finden, fast als wäre es seit gestern.

Die neuere Philologie hat nicht versäumt an diesen lebendigen Quellen, welche der Erkenntniß althellenischer Zeit im heutigen Griechenland fließen, eifrig zu schöpfen. Mancher hat aus ihnen am Wege in seinen Becher, Mancher auch schon davon auf Fässer gefüllt. Da gilt es nur sorgfältig eine jedtrübe Beimischung zu vermeiden; denn einmal führen die Leute in Griechenland heute Manches im Munde, was erst ihre eigenen Schriftgelehrten oder fremde Reisende ihnen oder schon ihren Vorfahren beigebracht haben. Der Agamemnon in den Ruinen von Mykenai und der Homer, dessen Schule man auf Chios zeigt, dürften dahin gehören. Andere Dinge liegen wiederum in Berichten vor, deren Erstatter zu sehr durch ihre Brille, die manchmal zu Fallmerayerisch und manchmal zu philhellenisch gefärbt war, gesehen haben.

Digitized by Google

All' dergleichen muß beim Sammeln sorgfältig fern gehalten werden. Die fleißige und sehr lehrreiche Arbeit des Jenenser Docenten, welche den Anlaß zu diesen Zeilen gab, erfüllt diese kritische Pflicht beim Sammeln und Sichten auf das Beste; auch hat eigene Kenntniß von Land und Leuten, durch mehrjährigen Aufenthalt in Griechenland erworben, dem Verfasser jenen richtigen Takt in der Behandlung gegeben, ohne welchen gerade diesem Stoffe schwer gerecht zu werden ist. Der erste Band enthält fünf Abschnitte über die heidnischen Elemente im griechisch-christlichen Glauben und Cultus, über Dämonen, Genien, Riesen und über Schicksal, Tod und Leben nach dem Tode. Im zweiten Abschnitte findet man in größerer Ausführlichkeit die heutigen Vorstellungen über die Neraïdes, welche ich vorher zur Erklärung des Millosich'schen Reliefs in aller Kürze herbeigezogen habe.

In die Geschichten von den Neraïdes mischt sich, wie wir sahen, höchstens ein leiser Zug des Unheimlichen, so wie ihrer schönen Gestalt einmal Eselsfüße angedichtet werden, es giebt aber auch gräuliche Ausgeburten der Phantasie, die den armen Griechen in Angst halten; zu denen gehören ganz besonders die Burkolaken (Vampyre) und die wüsten Kalikantsaren.

Zu einiger Vervollständigung dessen, was Schmidt (S. 157 ff.) über diese beiden Dämonenclassen gesammelt hat, mag dienen, was ich mir vor Jahren von einem jungen Manne aus Patras erzählen ließ, zunächst vom Vampyr, dem „Vorbolax" oder „Brikolakas", einem Menschen, der nach seinem Tode umgeht und zumal seinen Verwandten Unheil anthut. Alle Tage ist er außen, nur am Samstage muß er fest im Grabe bleiben. Da liegt er dann unverwest, die eine Hand auf der Brust, die andere zur Seite und das eine Auge weit aufgerissen. Findet man ihn so, so soll man seine Eingeweide nehmen, sie kochen und den ganzen Körper verbrennen. Geschieht das nicht und hat er erst einmal vierzig Tage lang sein Wesen getrieben, dann wird er gar zum Chamodraki (vergl. Schmidt S. 139. 157. 191), das einen Feuerstreif im Dunkel nach sich zieht, und ist nun erst recht furchtbar, bis ein am Samstag geborener Wolf kommt; der frißt das Chamodraki.

In der Erzählung, welche ich von den Kalikantsaren aus derselben Quelle habe, tritt der merkwürdige Zug vom Sägen an der Erdensäule, welchen Schmidt (S. 152) nur in einer vereinzelten Erwähnung fand, bestimmter hervor. Die „Kalikantsari", so wurde mir erzählt, sind böse Geister, die beständig daran arbeiten die Säulen, auf denen der Himmel ruht, zu zerstören, auf daß Alles zusammenbreche. Nur während der Zwölftagfrist nach Weihnachten haben sie das Recht die Menschen in aller Art zu schädigen. Da lassen sie deßhalb ihr Zerstörungswerk im Stiche und eilen auf die Erde; in dieser Zeit werden aber die Säulen jedesmal wiederhergestellt. So geht es Jahr für Jahr. Auf der Erde spielen sie in jenen Tagen den Menschen arg mit. Mein Gewährsmann wußte noch von einem Manne in Patras, den sie auf der Reise schlimm zugerichtet haben sollten. Er erzählte dann auch, wie in den Häusern das

Digitized by Google

Wasser zugedeckt würde, damit sie es nicht übel verunreinigten, was dann den Menschen schade. Besonders helfe es aber, einen alten Schuh (vergl. Schmidt S. 154) oder ein Stück Horn zu verbrennen; der Gestank banne sie am besten aus dem Hause.

Aehnlich erscheint der üble Geruch auch als Schutzmittel, wenn die Frauen — und zwar auch in Patras geschieht das — den Kindern gegen den bösen Blick ein Stück Knoblauch um den Hals hängen.

Dabei mag noch einer gar umständlichen Procedur gedacht sein, die gewisse kluge Weiber von Patras anwenden, wenn Jemand vom Kakommati, dem bösen Auge, krank geworden zu sein scheint. Sie thun zuerst Salzkörner und zwar deren drei in ein Tuch, bekreuzen damit unter Hermurmeln einer Beschwörung den Kranken und messen dann mit dem Tuche seinen Arm, indem sie aber zu dessen Länge noch einige ihrer eigenen Fingerbreiten hinzurechnen. Hierauf wird wieder das Kreuz gemacht, wieder gemessen, wieder bekreuzigt und noch ein Mal gemessen und wenn dabei zuletzt das Tuch kürzer wird, so ist die Sache richtig, das Leiden des Kranken kommt dann vom bösen Auge. Die Weiber werfen darauf mit allerlei Sprüchen Kohlen in ein Glas Wasser, nennen bei jeder einen Namen und bei wessen Namen die Kohle schwimmt, der ist der mit dem bösen Auge. Das Wasser von den Kohlen bekommt der Kranke zu trinken.

Auf dieses an systematischem Unsinne nur zu reiche Thema vom bösen Auge wird Schmidt im zweiten Theile seines Buches kommen, wo der Aberglaube überhaupt behandelt werden soll. Da wir auch von Otto Jahns lichtvoller Abhandlung über den bösen Blick noch eine zweite vermehrte Ausgabe erwarten dürfen, so wird ein Stück Krankheitsgeschichte alt- und neugriechischen Geistes, die freilich auch im weitesten Kreise andere Völker angeht, mehr und mehr vor der Beobachtung in ihren Einzelheiten sich auseinanderlegen.

In einem dritten Theile verspricht Schmidt auch noch die Sitten und Gewohnheiten, besonders die, welche sich an die wichtigsten Ereignisse des häuslichen Lebens anknüpfen, zu bearbeiten.

Wien. Conze.

Digitized by Google

Zum Gedächtniß Franz Grillparzers.

Von Wilhelm Scherer.

IV.

Schluß.

Die Jüdin von Toledo.

Das Vorstehende mag über Grillparzers gedruckte Dramen vorläufig genügen. Die „Melusina“ ist wohl nicht interessant genug, um eine besondere Erörterung zu verdienen. Wenn Grillparzer nach dem Volksbuch oder dessen Tieck'scher Erneuerung arbeitete, so ist er ziemlich frei verfahren. Vielleicht liegt aber eine dem Grillparzer'schen Operntexte näherstehende moderne Nacherzählung zu Grunde.

Grillparzers ungedruckte Dramen kenne ich nicht. Wenn ich hier gleichwohl über die Jüdin von Toledo Einiges bemerke, so darf ich das wagen, weil es sich nach allen Mittheilungen, die ich darüber empfange, ohne Zweifel nur um eine Umarbeitung der Judia de Toledo von Lope de Vega handelt.

Der Inhalt des spanischen Stückes ist nach Schack (Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien Bd. II. S. 286 bis 288) folgender.

Im Anfange des Schauspiels werden die Parteikämpfe zwischen den Castros und Laras geschildert, welche Spanien beim Regierungsantritte Alfonso's VIII zerrütteten. Inmitten dieser Unruhen hält der junge König mit seiner Gemahlin Leonora, einer Tochter Heinrichs von England, seinen Einzug in Toledo. Er spricht große Zärtlichkeit gegen sie aus und verabredet mit ihr einen Besuch der berühmten Gärten Galiana's.

Dann tritt die schöne Jüdin Rahel auf, welche den Einzug des Königs mit angesehen hat und, wie sie glaubt, von ihm bemerkt worden ist. Sie schickt sich an, sich an einem abgelegenen Platz im Tajo zu baden. Durch einen Zufall wird der König an eben diesen Ort geführt und belauscht die Badende, von deren Reizen er zur höchsten Leidenschaft entflammt wird. Er beauftragt seinen Günstling Garceran, ihr zu sagen, daß er sie zu sprechen wünsche. Dieser stellt seinem Gebieter das Unziemliche einer solchen Liebschaft vor, muß aber gehorchen und führt Rahel in das Gemach des Königs.

Unterdessen ist die Königin wegen der Abwesenheit ihres Gemahls beunruhigt: Sie setzt sich nieder, um an ihn zu schreiben. Während sie hiermit

Digitized by Google

beschäftigt ist, tritt der König ein, belauscht die Aeußerungen, welche sie niederzuschreiben im Begriffe steht, und sucht durch Versicherungen seiner Zärtlichkeit ihre Besorgnisse zu verscheuchen. Aber Alfonso's Neigung für die schöne Jüdin ist so mächtig, daß sie ihn nicht allein seinen besseren Entschlüssen wieder untreu werden, sondern auch die Regierungsgeschäfte vernachlässigen läßt. Er eilt von neuem zu einem Besuch bei Rahel, für welche er einen Gartenpalast aufs prächtigste hat einrichten lassen. An der Schwelle tönt ihm trauriger Gesang entgegen und eine Erscheinung, die sich als von Gott gesandt ankündigt, warnt ihn vor dem Eintreten: seine Leidenschaft aber läßt sich hierdurch nicht abhalten.

Inzwischen hat die Königin die angesehensten Großen des Reiches auf das Schloß beschieden. Sie erscheint in Trauerkleidern, den jungen Infanten Enrique auf dem Arm, vor der Versammlung und hält den Granden ihre eigene Schmach sowie die Gefahr für das Reich und den Glauben vor, indem sie am Schlusse von ihnen die Ermordung der Rahel fordert. Die Großen gerathen in gewaltige Aufregung und schwören, den Vorschlag der Königin auszuführen.

Die nächste Scene zeigt uns Alfonso und Rahel, die sich am Tajo mit Fischfang ergötzen. Es wird verabredet, daß, was der König herausziehen werde, für Rahel; was diese, für den König bestimmt sein solle. Alfonso zieht den Kopf eines todten Kindes, Rahel einen Oelzweig hervor, worauf Beide, durch diese Vorbedeutung in düstere Stimmung versetzt, nach Hause zurückkehren. Rahel ist kaum in ihre Wohnung eingetreten, als sie von dem gegen sie gerichteten Anschlage Kunde erhält; aber die Warnung kommt zu spät, die Verschwornen dringen bei ihr ein und stoßen sie nebst ihrer Schwester nieder.

Alfonso erhält Kunde von dem Mord und spricht in einem leidenschaftlichen Monolog seinen Schmerz, seine schwärmerische Liebe und seinen Durst nach Rache aus. Da erscheint unter Musik ein Engel, wirft dem König seine Rachsucht vor und verkündigt ihm den Zorn des Himmels, wenn er in dieser Gesinnung verharren werde. Alfonso sinkt, von Reue getroffen, auf die Knie und eilt in eine Kirche, wo sich ein wunderthätiges Marienbild befindet.

In diese Kirche versetzen uns die letzten Scenen des Stückes. Der König und die Königin knieen in einiger Entfernung von einander ohne sich gegenseitig zu erkennen, da der Tempel nur von einer einzigen Lampe schwach erhellt wird; ihre Gebete aber begegnen sich in denselben Empfindungen. Zuletzt erkennen sie sich, der König bekennt seine Verirrung, bittet die Gemahlin um Verzeihung und der ganze Hof feiert hierauf die Versöhnung des hohen Paars durch glänzende Feste. —

Der Stoff ist in Spanien noch einmal, und zwar im vorigen Jahrhundert, dramatisch bearbeitet worden. Der Akademiker Huerta zwängte ihn 1778 in seiner „Raquel" mit Aufopferung aller Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit in die

Digitized by Google

drei Einheiten der französischen Bühne und wendete darin, wie Schack (III. 490) versichert, viel hohles Pathos und falsche Rhetorik auf.

Grillparzer seinerseits scheint sich ziemlich genau an Lope's Stück angeschlossen zu haben. Der Gang der Handlung ist im Wesentlichen der gleiche. Nur konnte Grillparzer nicht die Lösung durch eine Engelerscheinung herbeiführen. Der Vorgang mußte natürlich erklärt werden. Und um dieses Problem dreht sich wohl das Interesse seiner Arbeit. Leonore ist eine kühle Engländerin, an deren Seite Alfonso's unaufgeschlossene Sinnlichkeit so lange nichts vermißt, bis ihm in Rahel das gerade Widerspiel entgegentritt, ein Wesen, das sprüht und glüht von Geist und Feuer und Sinnlichkeit, das ihn mit einem Wort bezaubert. Aber die bezaubernde Kraft ist das Leben, das ungestüm pulsirende Blut, das leuchtende Auge, der bestrickende Reiz des Blickes und der Bewegung. Der König tritt an den Leichnam der Ermordeten — und vorbei, mit einem Schlage vorbei alle Bezauberung; er ist befreit von der geheimnißvollen Macht, die ihn umgarnte; seine Seele ist der Pflicht und ruhiger Empfindung zurückgegeben.

Es wird darauf ankommen, ob es dem Dichter gelingt, die plötzliche Umwandlung begreiflich zu machen, und, wenn wir sie begreifen, ob sie nicht dennoch verletzend wirkt, ob wir die rasche, ganz unversehens hereinbrechende Sinnesänderung des Königs zu ertragen vermögen.

V.

Schicksal und Vaterland.

Das, was wir Schicksal nennen, ist theils unser eigenes Werk, theils das der Umstände, unter denen wir leben und aufwachsen. Insoferne unser Wollen aber der Ausfluß des Charakters und der Charakter seinerseits ein Gebilde der Umstände, der Familie, des Staates, des Stammes, des Volksgeistes ist, dem wir angehören, der Zeit, in der wir emporkommen, der nationalen, socialen, staatlichen, localen Situation, in der wir unsere Stellung suchen müssen: — insoferne können wir unsere persönliche Arbeit an dem Schicksale, das wir erfahren, doch auch nur auf die allgemeinen Lebensmächte zurückführen.

Dennoch werden in dem Lebensverlaufe jedes Einzelnen immer zwei entscheidende Strömungen sich deutlich von einander abheben: eine, die von innen kommt, eine andere von außen; eine, die aus der Tiefe der Individualität entspringt, die andere, die an ihn herantritt und ihn umspielt, bedrängt oder fördert; eine des persönlichen eigenen, eine andere des fremden Willens. Diese Elemente wirken in Verschiedenen verschieden. Bald hat dieses, bald hat jenes den größern Antheil. Dem Einen scheint das Leben wie ein fertiges Kunstwerk aus seiner Hand hervorzugehen, dem Andern wie ein reines Geschenk der Götter in den Schooß zu fallen; dem Einen wie ein träger Klumpen unter ungeschickten Fingern

Digitized by Google

aller Form zu spotten, dem Andern wie ein reines Werk des Teufels zu zerbröckeln.

Es ist kein Wunder, wenn solche Mannigfaltigkeit der wirklichen Welt sich spiegelt in der Kunst. In heftigen begehrenden Zeiten, die große Kraft und große Verbrechen ans Licht fördern, stellt sich dem Dichter das Schicksal seines Helden als dessen eigenes Werk dar. In stilleren friedlicheren Tagen, in denen das Allgemeine mächtig geworden ist und das Wollen des Einzelnen sich in sittsamen bescheidenen Grenzen hält, da werden andere Anschauungen wach, den Umständen, den Zufällen, unglücklichen Verwickelungen wird aufgebürdet, was den Menschen trifft.

Auch Grillparzer erwuchs in einer solchen Zeit. Sie malt sich in seinem Leben wie in seinen Werken.

Geboren 1791, war er 1811 zwanzig Jahre alt und erlebte den österreichischen Krieg von 1809 und die Erhebung Europa's gegen Napoleon als ein Jüngling in der Blüthe seiner Jahre. Aber die „Freiheitskriege" und was ihnen vorausging trug in Oesterreich einen wesentlich anderen Charakter, als in Deutschland. Niemals war der Kampf für den Donau-Staat ein Existenzkampf und nie wurden die Kräfte dazu aus der Tiefe des nationalen Bewußtseins geholt. Und die große schöpferische Periode Grillparzers von der Ahnfrau bis zur Hero fällt in die Jahre 1817 bis 1831, in eine Epoche der Ermattung und Weichlichkeit, worin auch das Denken und Fühlen des Einzelnen sich dem Machtkreise der heiligen Allianz nicht entziehen konnte.

Grillparzer war kein starker Mensch, er erscheint geschoben und gedrängt, in seinem Schicksal sind die äußeren Anstöße überwiegend, seine Initiative war gering. Auch starke und tiefe Empfindung trieb ihn nicht zu entschlossenem Handeln. Das ernstliche sich selbst bezwingende Genügen an dem Möglichen und Erreichbaren, wie es energischen Naturen eigen, war ihm fremd.

Sein Leben verlief einfach und dürftig. Eine ganz gewöhnliche Beamtencarrière, die ihn nicht höher als zur Würde eines Archivdirectors der Hofkammer führte. Innerlich und äußerlich in seiner Entwicklung keine Stürme und Wetter, kein mühevolles Ringen, keine großen Wandlungen, keine gewaltigen Katastrophen. Ein stilles Gemüthsleben, das nur von Einer tiefen langdauernden Neigung zu erzählen weiß. Warum er die Geliebte nicht geheiratet? „Wissen S', i hab mi net traut" sagte er einem Bekannten in seiner schlichten Weise. Es fehlte seinem gleichsam jungfräulichen Wesen der wagende Muth und das unerschütterliche Selbstvertrauen. Angst vor den Enttäuschungen, die ihm bevorstehen konnten, Angst vor der Prosa der Ehe nach der Poesie der Brautschaft, Angst auch vor den materiellen Sorgen — denn er war nie reich — das Alles mochte er mit jenem Worte meinen. Eine souveraine Natur mit mächtigem Willen war er nicht. Handfestes Bewältigen, robustes Zwingen der widerstrebenden Wirklichkeit lag nicht in ihm.

Digitized by Google

Seine von Hause aus weiche Natur war durch die harte Zucht eines strengen Vaters verschüchtert worden. Er schloß sich mehr an die Mutter an und hing an ihr mit schwärmerischer Zärtlichkeit. Wenn sie sterben sollte — äußerte er einmal, lange nach dem Tode des Vaters — so möge man ihn nur gleich mit begraben, denn er habe sonst niemand auf der Welt. So wurden die weichen und weiblichen Seiten seines Wesens immer noch mehr entwickelt.

Eine reiche Innerlichkeit bei unscheinbarem Auftreten, wie ein anspruchsloses bescheidenes Mädchen sich darstellt, prägte sich auch in seiner äußeren Erscheinung aus.

„Ein sechsundzwanzigjähriger, wohlgewachsener, stiller aber kränklicher Mensch, der den besten Eindruck macht": so charakterisirt ihn Zelter an Goethe 1819. „Grillparzer war nicht hübsch zu nennen" — bemerkt Caroline Pichler ungefähr aus derselben Zeit — „aber eine schlanke Gestalt von mehr als Mittelgröße, schöne blaue Augen, die über die blassen Züge den Ausdruck von Geistestiefe und Güte verbreiteten, und eine Fülle von dunkelblonden Locken machten ihn zu einer Erscheinung, die man gewiß nicht so leicht vergaß, wenn man auch ihren Namen nicht kannte, wenn auch der Reichthum eines höchstgebildeten Geistes und eines edlen Gemüths sich nicht so deutlich in Allem, was er that und sprach, gezeigt hätte." Den Greis aber, den „Dichter mit seinen anmuthigen weiblichen Eigenschaften", hat am besten Laube geschildert: „Er versteht so leicht und fein, wie ein geschmeidiger Frauenverstand, er antwortet so plötzlich und schalkhaft wie ein Mädchen, er drückt so unwillkürlich seine Besorgniß aus, wie ein weiblicher Mund."

So sind es denn auch hohe Frauenbilder, welche seine Phantasie am mächtigsten erregten, und wenn er auch in der Erkenntniß und Darstellung männlicher Charaktere sich wesentlich vervollkommnete: die männlichsten Seiten der männlichen Natur, die edelsten und höchsten Formen der Männlichkeit blieben ihm unzugänglich.

Es ist ganz weiblich, wenn er das Furchtbare zu mildern, Gräuel abzuschwächen sucht und dort, wo sich Schreckliches ereignet, Zufälle und unglückliche Fügungen herbeizieht, wie in der Ahnfrau, der Medea, dem Bancban. Ehrgeizigen Helden stellt er verführende Intriganten an die Seite, dem Rustan den schwarzen Sclaven, dem Ottokar sein Weib und Zawisch. Und nur die Liebe bedarf keines Zufalls, keiner Verführung, keiner äußeren Verwicklung. Nur das tragische Geschick, das aus der Liebe folgt, entspringt ihm rein aus den Charakteren: so in der Sappho, so in des Meeres und der Liebe Wellen.

Es ist ganz weiblich ferner, wenn unser Dichter diejenigen, welche er leben läßt, entschuldigt, die aber, welche untergehen sollen, von vornherein in schlimmes Licht rückt, wie die Sappho und den Ottokar. Die allzu große Erschütterung will er dem Zuschauer sparen.

Digitized by Google

Und es ist wieder weiblich, wenn der Kreis, auf welchen die Frauen in der Regel eingeschränkt sind, wenn Haus und Familie, wenn Eltern-, Gatten- und Geschwisterliebe ganz vorzugsweise verherrlicht und gepriesen werden.

Darin sehen wir die Ausführung des Programms, das wir am Ende des zweiten Capitels kennen lernten.

In der Ahnfrau ist das Band der Familie zerrissen, mit den furchtbarsten Gräueln werden jene Urgefühle verletzt: da müssen wohl die Schuldigen vom Erdboden verschwinden, damit die Sonne sich nicht verhülle vor ihrem Anblick. In der Sappho sehnt sich Phaon wie Melitta nach der Heimat, nach den Ihrigen, mit denen sie innerlich eins sind: Sappho trauert, daß sie durch die Kunst abgelöst von ihren Lieben. In der Trilogie hat sich Jason losgerissen von dem Hause Kreons, das ihn wie ein Vaterhaus beschützte, das ihn zu friedlichem Lebensgenuß umfing: die Rache ist, daß er vergeblich später jene unwiderbringliche Jugendzeit zurückwünscht. Und Medea: ihre Schuld ist so sehr gemildert, aber bestehen bleibt als ihr ärgstes Vergehen, daß sie den Vater verlassen konnte, um dem Fremdling zu folgen. Und wie schlägt es dem Rustan des Traumes zum Unheil aus, daß er aus dem Schooße der Familie forteilt, die sich ihm zur Heimat zubereitet. Ottokars Schuld beginnt, wie wir sahen, mit der Scheidung von Margarethe, Hero's mit der Entfremdung von den Eltern und vom Bruder.

Wir sehen eine besondere Entfaltung jenes Lebensideals des reinen Herzens vor uns, das wir früher betrachteten. Indem wir aber jenen schlichten Familiengefühlen das einfache Loyalitätsgefühl des Banchanus gesellt finden, und indem wir gewahren, daß der Dichter scheitert, wo er aus diesem Kreise heraustritt, wie in seinem Lustspiel: da erkennen wir den inneren Zusammenhang, die schicksalsvolle Verkettung, welche einen begabten Poeten auf das enge Gebiet der Tugenden und Ideale einschränkt, die der Absolutismus begünstigt; und wir müssen uns die Frage vorlegen: wie verhält sich Grillparzer zum Staat?

Es gibt ein zweifaches Verhältniß zum Staate, ein bewußtes und ein unbewußtes.

Was das erstere anlangt, so waren die frühesten poetischen Zeilen, deren sich Grillparzer erinnerte und die wahrscheinlich aus dem Jahre 1805 stammten, ein politisches und zwar ein oppositionelles Gedicht. „Wenn man uns reformirte" — schloß es —

"Wenn man uns reformirte
Und alles anders führte,
Das wär schon recht.
Jedoch es bleibt beim Alten,
Die Schurken läßt man walten.
Ei wahrlich! Das ist schlecht."

Digitized by Google

Auch für die folgende Zeit mußte man den Dichter als einen Liberalen bezeichnen. Und den März 1848 begrüßte er mit Freude:

Sei mir gegrüßt, mein Oesterreich,
Auf Deinen neuen Wegen!
Es schlägt mein Herz, wie immer gleich,
Auch heute Dir entgegen.
Was Dir gefehlt zu Deiner Zier,
Du hast es Dir errungen,
Halb kindlich fromm erbeten Dir
Und halb durch Muth erzwungen.
Die Freiheit strahlt ob Deinem Haupt
Wie längst in Deinem Herzen,
Denn freier warst Du als man glaubt.
Es zeigtens Deine Schmerzen.

Noch in den letzten Jahren war ich erstaunt, mit welcher Unbefangenheit, mit welchem klaren unverschleierten Blick er die politischen Dinge beurtheilte, wie fern von allen Selbsttäuschungen, in denen man sich bei uns so gerne wiegt, er alle Schäden und Uebelstände offen bezeichnete, wie schonungslos er über Verhältnisse und Personen urtheilte. „Oesterreich ist halt die christliche Türkei", pflegte er zu sagen.

Wenn er aber in jenem Banchanus die Loyalität und Unterthanentreue verherrlichte; wenn er Rudolf von Habsburg als ein Idealbild der Dynastie im „Ottokar" feierte; wenn er Radetzky jenes vielcitirte: „In Deinem Lager ist Oesterreich!" zurief; wenn er dadurch sich in den Augen der Menge zu einem Schleppträger der Reaction machte und auch sonst gegen Manches sich ablehnend verhielt, was die politische Tagesmeinung zeitweilig als Evangelium hinstellte: so läßt sich das aus der Individualität eines Mannes wie Grillparzer sehr wohl erklären.

Es war nicht bloß weil die politische Entwicklung sich überstürzte, weil die Warnungen, die er von allem Anfang aussprach, ungehört verhallten, weil er die Phrase herrschen und den Pöbel entfesselt sah. Es war nicht bloß die tiefe Verbitterung gegen die Revolution, welche ihm jene Verse an den Reichstag eingab:

Wohlan! reißt um! reißt ein! macht euch nur laut!
Verkennt der Gottheit stillgeschäftgen Finger,
Und all woran Jahrhunderte gebaut,
Erklärt es als der Freiheit Sclavenzwinger.

Das schönste Werk der Freiheit und der Kraft,
Daß sie die Rohheit, schwer genug, gebändigt,

Digitized by Google

Hebt's auf! Entlaßt den Pöbel seiner Haft,
Erklärt der Bildung Werk als schon beendigt.

Ihr meint das Volk? Hast Du ein Volk dereinst,
Selbst horchend auf der Ordnung leise Klänge,
Dann ist die Zeit, die Du gekommen meinst,
Nicht jetzt, wo noch Dein Volk die blöde Menge.

Nein! Jene Mischung von Kritik und Unterwerfung, von Opposition und Loyalität läßt sich nicht aus einzelnen Thatsachen, Ereignissen, Stimmungen erklären. Sie ist das politische Grundgefühl des vormärzlichen, despotisch wohlerzogenen Oesterreichers überhaupt, des bequemen Objects der Polizeiwillkür und Beamtenallmacht. Und es gibt keinen stärkeren Beweis für die strenge alles durchsetzende Disciplin der „guten alten Zeit", als daß ein Mann, der sonst so hoch über allen anderen stand, politisch sich so wenig von dem Durchschnitt seiner Altersgenossen unterschied. Grillparzer hat im „treuen Diener seines Herrn" Anschauungen niedergelegt, welche damals Millionen von Oesterreichern mit ihm theilten.

Uebrigens hatte es auch, objectiv genommen, einen guten Sinn, den Begriff Oesterreich, woran seine Seele hing, zunächst ausgeprägt zu finden in der Dynastie und in der Armee. Und wenn er aus dem letzten Decennium zurückblickte in die Zwanziger-Jahre, welche ihn in der Vollkraft des Schaffens sahen, und wenn er dann zweifeln mochte, ob nicht der früheren Zeit der Preis gebühre: so kann ich das von seinem Standpunkt aus nicht schelten.

Die ganz revolutionären Zustände, welche seit dem Scheitern der Reaction in Oesterreich eingerissen sind, das ewige Schwanken von System zu System, die wechselvolle Unsicherheit aller öffentlichen Dinge ist dem Gedeihen einer auf das Höchste gerichteten geistigen Thätigkeit nicht günstig. Dem Gemüth wie dem Gedanken fehlt der wünschenswerthe Halt, es fehlen die festen geistigen Verbände, aus denen allein eine ideale Erhebung der Seele entspringt. Der schlechteste Zustand, wenn er dauert und in sich eine gewisse Kraft bewährt, sammelt in allen Edlen wenigstens die idealistischen Regungen der Opposition zu einem großen, breiten, das Herz erweiternden, den Muth schwellenden Strom. Sollte Grillparzer den völligen Bankerott des Idealismus, der im März 1848 so vielverheißend die Schwingen regte und dann so elend zur Erde stürzte, nicht mit Trauer empfinden?

Und ferner: sollte er nach Jahren fortgesetzter äußerer Einbußen und innerer Auflösung nicht mit Schmerz und Sehnsucht einer Zeit gedenken, in welcher der erste Minister seines Vaterlandes an der Spitze der continentalen Politik zu stehen und die Geschicke Europa's zu lenken schien? Grillparzer war zunächst österreichischer Staatsbürger, dann erst Nieder-Oesterreicher und Wiener, dann erst ein religiös Freisinniger, dann erst ein politisch Freisinniger und dann erst ein Deutscher. Das Wiener Kind mußte sich mit Stolz als ein

Digitized by Google

Angehöriger der alten Kaiserstadt fühlen und konnte glauben, im Mittelpunkt einer Machtsphäre zu stehen, welche sich vom Rhein bis über die Karpathen erstreckte. Und wenn es stets einigen Selbstgefühles bedarf, um das Eigenste, Geheimste, Innerste und Heiligste, was man in der Brust trägt, kühn vor das Antlitz der Welt zu stellen; wenn ein besonderer Muth und wagender Antrieb dazu gehört, um aus dem poetischen Menschen einen Poeten zu machen; und wenn man mit Recht bemerkt hat, daß ein großes, glänzendes Vaterland das Meiste beiträgt, um uns dieses Selbstvertrauen zu verleihen; wenn daher litterarische Blütheepochen auch in der Regel mit Zeiten des politischen Aufschwunges und staatlicher Machtentfaltung zusammenfallen: so dürfen wir wohl der Metternich'schen Periode einiges Verdienst um Grillparzer zuschreiben und wir dürfen behaupten, daß zwischen Grillparzer und dem Metternich'schen Regime ebenso ein innerer und nothwendiger Zusammenhang obwaltet wie zwischen Shakespeare und Elisabeth, wie zwischen Calderon und den spanischen Habsburgern.

Aber freilich, das österreichische Ancien Régime hatte auch seine andere Seite, und Grillparzer war der Letzte, sie nicht zu fühlen.

Die Knechtschaft hat meine Jugend zerstört,
Des Geistes-Druckes Erhalter;
Nun kommt die Freiheit sinnbethört
Und lähmt mir auch mein Alter.

So heißt es in dem Gedichte „Barricaden-Trümmer".

Ich will hier nicht Allbekanntes und hundert Mal Gesagtes wiederholen. Es muß natürlich auf die Thätigkeit jedes Einzelnen lähmend einwirken, wenn in einem absolut regierten Staate, in welchem alles von oben herab erwartet wird, die Machthaber einer regeren Entfaltung des geistigen Lebens grundsätzlich abgeneigt sind. Grillparzer selbst klagt, daß die Beschränkungen der Censur ihn in seiner Productivität gehemmt hätten. Aber das Entscheidende liegt nicht so sehr in der Regierungsform und in den Regierungsmaximen, als in den Einrichtungen der Verwaltung.

Die Zustände, welche die Stein-Hardenberg'sche Gesetzgebung für Preußen beseitigt hatte, waren in Oesterreich unangetastet geblieben. Aber die Ausschließung des Bürgers von der Administration der Communalangelegenheiten isolirt ihn und stellt ihn und sein Haus dem Staate als ein Einzelnes gegenüber. Er selbst kann nur beten und erwerben, häusliche und Privattugenden entwickeln, im Staate fühlt er sich nur verpflichtet, nicht berechtigt. Der Staat ist das Haus des Fürsten und seiner Familie, welche ihrerseits darin nach Belieben Privattugenden und Privatlaster entfalten können, ohne daß dem Bürger etwas anderes als schweigendes Dulden und leidender Gehorsam dabei zukäme, gerade wie dem Kinde gegenüber seinem Vater. Nur mit solcher Demuth ist man „gutgesinnt".

Digitized by Google

Feste, aufrechte Männlichkeit kann unter derartigen Verhältnissen nicht gedeihen. Und die Dichtung, welche ähnliche Zustände zum Hintergrunde hat, gefiel sich zu allen Zeiten in der Verherrlichung häuslicher Tugenden und stillzufriedenen Glückes, in der Verurtheilung alles höheren Strebens als nichtigen Ehrgeizes und unerlaubter Ueberhebung.

Auch in dem Deutschland der Zwanziger Jahre fehlte es daran nicht, und der ganze beliebte Apparat spieleriger Gefühlsduselei, von der selbst Grillparzers erste Werke nicht völlig frei sind, wurde dafür in Bewegung gesetzt. Insbesondere war es Sachsen, das sich — wie schon im vorigen Jahrhundert zur Zeit der Gellert und Weiße — in dieser Hinsicht auszeichnete. Aber einen Poeten ersten Ranges hat die Richtung in Deutschland nicht hervorgebracht. Das war Oesterreich vorbehalten, wo zu allen jenen natürlichen Folgen des Despotismus sich noch die geistliche Erziehung gesellte, welche blinden Glauben und unbedingtes Vertrauen in die Vorgesetzten zur Pflicht machte, welche den eigenen Willen und das persönliche Selbstgefühl ertödtete, welche an die Stelle einsichtigen und bewußten Strebens die mechanische Handwerksarbeit und todten Gedächtnißkram setzte und nicht Kraft und Stolz, sondern Demuth und Schwäche als sittliche Ideale aufstellte.

So hat der Staat als eine unbewußt im Dichter mitarbeitende Kraft ihm beides Nutzen und Schaden gebracht. Und dem entsprechend fanden wir in Grillparzers politischen Ansichten ebensowohl Elemente rückhaltsloser Hingebung, wie auch herber Kritik.

Aber mit dem Staate ist der Begriff Vaterland noch nicht erschöpft.

Grillparzer hat oft Gewicht gelegt auf den Stammescharakter der Deutschen Oesterreichs, und welche Eigenschaften er mit denselben zu theilen, was er denselben zu verdanken glaubte, haben wir bereits im zweiten Capitel gesehen.

Der Stammescharakter, das Reichscentrum, die Residenz und die Großstadt durchdrangen sich in dem, was Wien dem Dichter gewähren konnte und — was es ihm nehmen mußte.

Wenn Grillparzer den Nationalfehler der Deutschen das Schwanken und Tappen in der Kunst nannte, so haben wir ihn selbst frei von diesem Fehler gefunden. Wir konnten im Gegentheil seine technische Sicherheit und seine frühe Bühnenkenntniß bewundern. Daran hat, glaube ich, der Umstand, daß er in Wien auf die Welt kam, wohl einigen Antheil. Die Stadt der lebhaften naiven Empfindungsäußerung, die Stadt der Schaulust und der Posse, die Stadt des Burgtheaters konnte den schlummernden Theaterdämon in ihm leicht wecken.

Schon im Vaterhause spielte er mit seinen Brüdern oft Comödie. Es wurden Ritterstücke aufgeführt, in denen einer der Knaben, als Mädchen verkleidet, jedes Mal entführt werden mußte und ein anderer nur unter der Bedingung mitspielte, daß eine Rauferei vorkommen müsse.

Digitized by Google

Seine litterarischen Neigungen, welche früh hervortraten, fanden zunächst keine Unterstützung. Sein Vater hatte dieselbe Abneigung gegen mittelmäßige Dichterlinge, wie später der Sohn. Doch schrieb Franz bereits mit 16 oder 17 Jahren oder noch früher sein erstes endloses Stück. Er zeigte es seinem Onkel, dem Theatersecretär Sonnleithner, und der gab es ihm als zu lang und unbrauchbar zurück.

Bald darauf wollte er ein Lustspiel schreiben. Sonderbarer Weise fügte es sich, daß zu gleicher Zeit ein Anderer fast dieselbe Idee auf die Bühne brachte, welche Grillparzer zu bearbeiten sich vorgenommen hatte. Er tritt ins Theater, sieht, daß ihm bereits jemand mit diesem Stoffe zuvorgekommen ist, und die Flammen erhalten sein beinahe vollendetes Lustspiel.

Hierauf gab er das Dichten ganz auf. Erst nach etwa acht Jahren versuchte er sich an einer Uebersetzung von Calderons „Leben ein Traum", und diese brachte ihn in nähere Berührung mit dem seiner Familie befreundeten Schreyvogel, der dann — wie wir wissen — ihn zum Niederschreiben der Ahnfrau ermunterte.

Jene acht Jahre müssen eine Zeit gründlichen Studiums und ernster Vertiefung gewesen sein. Und darüber am meisten sind wir gespannt, Näheres aus der hinterlassenen Selbstbiographie des Dichters zu erfahren.

Der umsichtige, bühnenkundige, um das Theaterwesen hochverdiente Schreyvogel war erst seit 1814 Leiter des Burgtheaters, und vor ihm war das Institut in unläugbarem Verfall. Es konnte nicht mehr bieten und lehren als jede andere große Bühne auch. Aber Wien zeichnet sich vor anderen Städten Deutschlands aus durch eine festere Geschmacksrichtung, durch eine gewisse Stetigkeit des ästhetischen Urtheils und durch eine entschiedene Abneigung gegen gewagte litterarische und künstlerische Experimente. Schon der Styl der Geselligkeit ist bei uns weniger wandelbar, nicht so auf einzelne Persönlichkeiten zugeschnitten und bestimmteren Traditionen unterworfen als in Nord-Deutschland. Und wie in der Aesthetik des Lebens, so ist es auch in den Künsten. Ayrenhoff und Collin, die einheimischen Vorgänger Grillparzers auf dem Gebiete des Drama's, bewegen sich streng in den Formen der französischen Bühne und von diesen geht auch wieder Grillparzer aus. Selbst das Studium der Spanier kann ihn in den Hauptpunkten der Technik nicht beirren. Das Drama des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts stellt sich bei uns demnach in ununterbrochener stetiger Fortentwicklung dar.

Waren es die in dem Wien des siebzehnten bis neunzehnten Jahrhunderts mächtigen romanischen Bildungseinflüsse, welche die ästhetische Haltung der Stadt bestimmten? War es nur eine gewisse Trägheit, die das einmal Gangbare schwerer verläßt? oder war es, daß der germanische Individualismus bei uns weniger entwickelt ist, Oder daß wir uns in einem engeren Kreise überhaupt möglicher Entfaltungen bewegen, oder daß uns das inmitten so vieler Nationalitäten früher entwickelte großstädtische Wesen nivellirt hat, oder daß die jesui-

Digitized by Google

tische Erziehung an uns dasselbe Geschäft vollzog? Vermuthlich war es von allen diesen Dingen etwas, und vielleicht kommt noch ein Anderes in Betracht.

Die künstlerische Technik beruht darauf, daß die losgelassene Phantasie nie der Zucht und Lenkung des Verstandes völlig entfliehe, und daß der Verstand seinerseits einen gesunden Respect vor dem Ueblichen und Erprobten bewahre. Zu dieser Mischung von phantastischer Bewegung und verständiger Ruhe, zu diesem Zusammenwirken von Hitze und Kälte, wenn ich so sagen darf, ist der Oesterreicher weit mehr geneigt und geeignet, als z. B. der Nord-Deutsche. Keine lächerlichere Prätention, als wenn wir uns für vorzugsweise phantasiebegabt halten und die „norddeutsche Kälte" verspotten. Die „norddeutsche Kälte" Callot-Hoffmanns macht Euch die Haare zu Berge stehen. Und Heinrich von Kleist packt und ängstigt und erschüttert Euch doch wohl nicht mittelst seines „Verstandes". Die allerphantastischesten Poeten unserer Litteratur waren Nord-Deutsche. Die energischesten Thaten dichterischer und wissenschaftlicher Phantasie sind von Nord-Deutschland ausgegangen.

Die norddeutsche Entwicklung ist uns um einige Pferdelängen voraus, die große Schule der modernen deutschen Sprache haben wir nicht mitgemacht, weder die logische Zucht des Verstandes, welche die Aufklärung durchsetzte, noch jenes vom Pietismus angebahnte Ringen nach dem Ausdruck des Unsagbaren, des Tiefen, Schlummernden, Ahnungsvollen, das uns im Innersten lebt. Daher die Incorrectheiten der Sprache, von denen auch Grillparzer nicht frei ist. Daher die seltsame Thatsache, daß bei unläugbarer lyrischer Begabung und Stimmung Grillparzer doch kein großer Lyriker geworden ist. Denn hier thuts die Sprache zumeist und der Reim und der Wohllaut. Grillparzer aber ist — wie man mit Recht gesagt hat — in seinen Dramen ein besserer Lyriker als in seinen lyrischen Gedichten.

Trotz dem weiten Zurückbleiben in mancher Hinsicht hat uns nun aber die lange Abschließung von Deutschland doch gewisse Vortheile gebracht.

Wenn seit Lessing Kunsttheorie und Praxis, wenn wissenschaftliche und dichterische Thätigkeit in Deutschland Hand in Hand gingen, so konnte es nicht fehlen, daß Verschrobenheiten der Theorie zuweilen auf die Praxis einwirkten. In Oesterreich hat diese Verschwisterung nicht stattgefunden. Ohne Antheil an der großen philosophischen Bewegung, haben sich die Oesterreicher naiver zu der Kunst verhalten. Und wenn das ihrer geistigen Tiefe Eintrag that, so hat es doch ihre Technik gefördert. Der klägliche Abstand zwischen hochgespanntem Wollen und ungenügendem Vollbringen findet sich bei uns seltener als im übrigen Deutschland.

Also nicht die große Phantasie, sondern der durch Theorien unbeirrte ganz ungemeine künstlerische Verstand hat Grillparzern die Meisterschaft dramatischer Technik verschafft. Das ist der schlichte Sinn, die gesunde Natürlichkeit und das richtige Empfinden, das er sich selbst und seinen Landsleuten nachrühmte, und dies hatte er ohne Zweifel im Auge, wenn er einmal im Jahre 1846 die

Digitized by Google

sonderbare Aeußerung that: „Die Oesterreicher sind jetzt von allen Deutschen vielleicht die Gescheidtesten“ (Foglar S. 48).

Aber auch hier fehlt die Kehrseite nicht. Jenem Ausspruch über die österreichische Gescheidtheit fügte er sofort die Einschränkung hinzu: „Aber es herrscht hier eine solche — nicht Dummheit, sondern Gedankenfaulheit und daher Gedankenlosigkeit, eine solche Vorliebe für Spaßmacherei, daß selbst die Besseren heute gern über das lachen, wofür sie gestern begeistert waren“.

Und schon früher klagte er über das „Capua der Geister“, über die weichliche, entnervende Luft, in der er doch zeitlebens athmete. Ein reiches, bewegtes, geistig-ernstes Leben, worin sich tausend Kräfte schaffend regen und in der Gesellschaft auserwählter Geister, in dem bunten Treiben vieler mächtig Strebenden jeder Keim zur Blüthe reift, ein solches angeregtes und anregendes, befreiendes und förderndes Leben bot ihm die Heimat nicht. Und sie hat seine Productionskraft nicht bloß nicht gefördert, sein Talent nicht gehoben und gehalten und getragen, sondern sie hat ihn direct geschädigt und zurückgeschreckt. Der bitterste Schmerz seines Lebens, die erste große, nie verwundene Kränkung, die er erfahren, war eine rohe Unthat des Wiener Publicums.

Acht bedeutende Dramen hatte er der Bühne geschenkt. Eine reiche Begabung hatte sich entfaltet. Eine zwanzigjährige ruhmvolle Laufbahn lag hinter ihm. Oesterreich, einst eine Wiege der herrlichsten Dichtung, dann jahrhundertelang zurückgeblieben, war durch ihn wieder eingefügt worden als ein würdiges und ebenbürtiges Glied in die deutsche Gesammtlitteratur. Der Fluch geistiger Unfruchtbarkeit, der seit der Reformation auf uns zu lasten schien, war durch Grillparzer behoben. Schon waren einzelne seiner Dichtungen in die meisten Culturſprachen Europa's übergegangen. Schon hatte ein Mann, wie Lord Byron, seinem Genius gehuldigt und ihm den Anspruch auf ewigen Nachruhm zuerkannt. Da wurde ihm in den Räumen des Wiener Burgtheaters eine Schmach angethan, die er mit Recht nie verzeihen konnte.

Das Lustspiel „Weh dem, der lügt“ gehört gewiß nicht zu seinen besten Leistungen. Aber daß man einen Dichter, wie Grillparzer, einfach auspfiff, daß man alle dem Genius schuldige Achtung bei Seite setzte und das vielleicht mißlungene Stück eines edlen, gottbegnadeten Poeten auf eine Stufe stellte mit den frechen Versuchen der Talentlosigkeit, welche Züchtigung verdienen: das war ein Mangel an Tact, eine Unbarmherzigkeit und vor allem eine Gemüthsroheit, welche als ewiger Makel auf dem „gemüthlichen“ Wiener Publicum der Dreißiger Jahre haften wird.

Grillparzer war kein Mann ohne Selbstgefühl. In einem Gesuche an die Hofkammer aus dem Jahre 1831 schrieb er: „Ich habe durch litterarische Arbeiten meinem Vaterlande Ehre gemacht und darf daher wohl, wenn Jedermann in der Schuld seines Vaterlandes ist, auch dieses letztere als ein wenig in der meinigen betrachten.“ (N. fr. Pr. Nr. 2699 vom 28. Februar 1872).

Digitized by Google

Aber dieses Selbstgefühl stand ihm nicht überall zu Gebote, wo er es brauchte, nicht gegenüber dem Publicum, nicht gegenüber dem Mißerfolg von „Weh dem, der lügt". Es fehlte ihm die heitere Sicherheit, welche eine solche Kränkung gar nicht an sich herankommen läßt und sich viel zu hoch dafür dünkt. Es fehlte ihm jene souveraine Verachtung der Dummheit und Gemeinheit, die alle thatkräftigen Naturen sicher und unangefochten durch den Schlamm der Welt leitet. So hatte er der ihm angethanen Schmach nichts entgegenzusetzen als Klagen und Verbitterung und Zurückziehung auf sich selbst. Er empfand wie ein edles Weib, das sich von ihrem Geliebten verkannt und mißhandelt sieht. Die Bühne, die Oeffentlichkeit, war ihm verleidet. Was er nun noch arbeitete, war nicht für die Gegenwart, die ihn umgab. Ein tiefer Widerwille gegen die litterarische Kritik erfaßte ihn. In dem Gedichte „Rechtfertigung" führte er diesen als den Grund seines Verstummens an. Und in demselben Gedankenkreis bewegen sich Epigramme und mündliche Aeußerungen gegen den frechen, rücksichtslosen, absprechenden Ton der Kritik, der von Deutschland herübergekommen, bei uns aber noch gesteigert und gemeiner geworden sei.

Er war indeß unbefangen genug, hinzuzufügen, daß ihm wirklich nichts mehr oder doch selten etwas einfalle. Er meinte, es sei viel besser, wenn einem nachgesagt würde: „Der hat schon aufgehört" als: „Der schreibt noch immer". Das Versiegen der Productionskraft datirt bei Grillparzer aber nicht von dem unglücklichen Lustspiel.

Nachdem alle seine Hauptwerke in vierzehn Jahren (1817 bis 1831) entstanden waren, folgte eine Pause von sieben Jahren, in der nur ein älteres Werk „Traum ein Leben" ans Licht trat und am Ende dieser Pause eben jenes Lustspiel, das nur ein neues noch viel längeres Schweigen einleiten sollte.

Jede Erklärung aus äußeren Motiven schlägt also fehl. Auch Grillparzers eigene Bemerkung (er hat sich bald so, bald so darüber erklärt), daß es ihm an äußerem Anreiz, an einem Zwang zur Arbeit gefehlt habe, kann kaum als entscheidend angesehen werden. Wir dürfen einfach sagen: zu Mehr reichte seine Begabung nicht aus. Und höchstens können wir daran erinnern, daß nach der eigenthümlichen Anlage unseres Volksstammes der Contrast zwischen Jünglingsarbeit und Mannesarbeit ein größerer als anderwärts, und zwar zu Ungunsten einer nachhaltigen, stetig fortgesetzten reifen Thätigkeit ist. Grillparzers frische Productivität dauert von seinem 26. bis zu seinem 40. Jahre. Mit der wachsenden geistigen Reife geht dabei ein Rückschritt an Erfindungs- und packender Gestaltungskraft Hand in Hand. Was nach dem 40. Jahre folgt, sind wenige Nachblüthen, deren Bühnenwirksamkeit erst noch bewiesen werden soll. Denn auf einen einzelnen Act, wie den zweiten der „Esther", kommt es natürlich nicht an. —

Digitized by Google

Ich habe, so weit mein Blick reicht, zu zeigen versucht, was Grillparzer seinem engeren Vaterlande verdankte, worin es ihm nutzte, worin es ihm schadete. Wie verhielt er sich zu Deutschland?

Es fällt mir nicht ein, all die verschiedenen Wendungen zusammenzustellen, in denen Grillparzer seine Antipathie gegen Preußen kundgab oder die deutsche Uebercultur verspottete oder einem Gefühl der Ueberlegenheit Ausdruck lieh oder die Hegel'sche Philosophie anklagte, daß sie die deutsche Kunst verdorben habe. In allen solchen Dingen redete und urtheilte er ganz wie ein anderer Alt-Oesterreicher. Das Nationalgefühl war nur wenig in ihm entwickelt und als politischer Factor zählte es bei ihm gewiß nicht mit. Daß das mißgünstige Auge manchen wirklichen Fehler entdeckte, soll dabei nicht geläugnet werden. Aber wenn ein Epigramm aus der letzten Zeit besagt:

Als die Deutschen bescheiden nach alter Weise,
Sprach ich gern ein Wort zu ihrem Preise;
Nun aber, da sie sich selber loben,
Fühl ich mich fürder der Müh' überhoben: —

so wüßte ich jene Worte zum Preise der Deutschen nicht nachzuweisen. Vielmehr scheint der Dichter mit besonderem Behagen seinerseits nur zu tadeln, und — sagen wir nicht: das Lob, aber die gerechte Würdigung durchweg Anderen zu überlassen. Und wenn er den alten Merenberg im „Ottokar" beten läßt:

O gib daß wir, der Deutschen Aeußerste,
Theilnehmen an dem Heil, das dort entstand,
Daß alle, die wir Oesterreicher sind,
Entnommen aus des Fremden harter Zucht,
Wie Brüder kehren in der Eltern Haus,
Von Eines Vaters Auge fromm bewacht —

so soll das nicht nationale Gesinnung ausdrücken; sondern unter dem „Heil das dort entstand" wird Rudolf von Habsburgs „leuchtendes Gestirn" verstanden.

Dennoch gab es einen Punkt, wo Grillparzer sich mit Begeisterung als Deutscher fühlte.

In ein Exemplar von „Leben ein Traum", das er nach Weimar sandte, schrieb er die Zeilen:

So willst du dahin dich begeben,
Wo Goethe's Spur verwittert kaum?
In Weimar war die Kunst ein Leben,
Uns ist sie höchstens noch ein Traum.

Digitized by Google

Dieselbe Gesinnung nahm wohl auch eine polemische Wendung an, um die Gegenwart zurückzusetzen:

Nur weiter geht ihr tolles Treiben,
Von „vorwärts! vorwärts!“ erschallt das Land.
Ich möchte, wärs möglich, stehen bleiben,
Wo Schiller und Goethe stand.

Er fühlte, was er der großen Weimarer Zeit verdankte. Von dort ist der mächtige Aufschwung ausgegangen, der diesen Oesterreicher mit sich fortriß. Der belebende Hauch, der ihn weckte, den hat der deutsche Geist ihm eingeblasen.

Auch der unverwüstliche Idealismus, aus welchem allein unter ungünstigen Umständen ein der Kunst und Wissenschaft geweihtes Leben Muth und Kraft schöpfen kann, ist ein edelstes Erbgut deutscher Eigenart, wovon Gottseidank auch wir in der alten Ostmark noch jezuweilen Gebrauch machen dürfen. Grillparzer wußte recht wohl, daß hierauf alles ankam. „Der Sinn ist's, höher als die Welt, was Dichter macht“ sagt er einmal. Und so möge denn die Gesellschaft, in der wir hier leben, möge diese zerstreute, begehrliche, vielwollende Generation, in der nur wenige einfache, großangelegte, gefaßte Menschen gedeihen, — möge sie sich die Worte gegenwärtig halten, welche der Dichter seinen Landsleuten wie ein Testament hinterlassen hat, womit er das Einzige, was Heil bringt, uns ins Gewissen ruft, die Fähigkeit, sich selbst zu vergessen über den Dingen, die religiöse Vertiefung in ideale Aufgaben, die gänzliche Hingebung und unbegrenzte Begeisterung für das Große und Hohe:

Wem sich höhre Mächte künden,
Muß auf ewig sich verbünden,
Oder nahen mög er nie:
Halben Dienst verschmähen sie.

Zur Litteratur über das „Vaticanische Concil“.

II.

Wie bei jedem Kriegsplane das Hauptinteresse sich um die großen Punkte dreht, die kleinen Züge, Scharmützel u. s. w. nur secundärer Natur sind, so concentrirte sich auch bei dem Vaticanischen Concil von vornherein alles Interesse auf die päpstliche Omnipotenz und Infallibilität. Es mochte Versicherungen und Dementis regnen, alle Welt war überzeugt, daß nur wegen dieser Punkte das Concil einberufen war; jeder wußte, daß die Geschäftsordnungen

Digitized by Google

und alle Acte des Papstes darauf berechnet waren, diesen Zweck zu sichern, es herrschte nur der Unterschied, daß die Einen ganz in der Ordnung fanden als Mittel zum Zwecke zu setzen, was die Anderen für Vernichtung jeglicher Freiheit ansahen. Aus diesem Zustande erklärt sich, weßhalb die Litteratur über das Concil, abgesehen von wenigen Schriften, zu einer über den Primat, die Infallibilität und die Stellung der Bischöfe, über das Verhältniß der Kirche zum Staate u. dgl. geworden ist.

Das Concil war versammelt, erschienen eine päpstliche Bulle, welche es für den Fall des Todes des Papstes schon jetzt suspendirte, eine andere über die zahlreichen Fälle, in denen man ohne Urtheil von selbst dem Kirchenbanne verfällt, eine Geschäftsordnung, welche vollkommen geeignet war, die Väter zu brauchbaren Stimmgebern zu machen; eine zweite Geschäftsordnung, die Folge von zahlreichen Vorstellungen, im Februar 1870 gegeben, besserte die Schwächen der ersteren dadurch, daß sie der infallibilistischen Majorität das Mittel gab, jeden Moment der Minorität den Mund zu verschließen und daß sie die Verhandlung auf die Bahn bureaukratischer Acteneingaben wies. Doch noch wichtiger waren die im Januar eingebrachten Adressen, worin das Concil gebeten wurde, den Papst für unfehlbar zu erklären. Fünf Gegenadressen kamen ein; Pius, der sonst alle Vorstellungen der „Opposition" gnädiglich ignorirte, geruhte beide Adressen dem Concil, d. h. dem von ihm eingesetzten Comité zu überweisen und später nach dessen Wohlmeinung die Verhandlung darüber zu befehlen. Jetzt entstand ein Ringen, ein Schreiben von Broschüren, wie es selten der Fall gewesen. In Rom durften nur Schriften ꝛc. für die Unfehlbarkeit gedruckt werden, in dieser Intention aber auch Alles, selbst die stärksten Angriffe gegen die Bischöfe der Opposition. Diese regten sich. Der Bischof Dupanloup von Orleans hatte ein Schreiben an seinen Klerus erlassen, das die Infallibilität bekämpfte; der Erzbischof Dechamps von Mecheln erließ verschiedene Antworten und Sendschreiben an jenen, worin derselbe alle Argumente für die Richtigkeit, Nothwendigkeit und Opportunität der Definition der Infallibilität zusammentrug und mit scholastischen Deductionen, einigen Verdrehungen und weiser Benutzung der Fälschungen stützte. Bereits vorher war ihm ein mächtiger Kampfgenosse erstanden in dem Abt von Solesmes, Dom Prosper Guéranger, dessen von Pius IX. in mehreren Breven als Stern erster Größe charakterisirtes und belobtes Werk „De la monarchie pontificale à propos du livre de Mgr. l'évêque de Sura" — dies führte eine Vertheidigungsschrift von Maret „Le Pape et les Évêques" ꝛc. herbei — nebst einer Widerlegung der Einwürfe gegen die Unfehlbarkeit in verschiedenen Broschüren das Möglichste leistete im Ausnützen des scholastischen Rüstzeugs und kritiklosem Gebrauche der zahlreichen Fälschungen und der auf solchen fußenden Deductionen vom h. Thomas von Aquino an. Eine Flut von Hirtenbriefen und Broschüren erhob sich gegen Dupanloup in Frankreich und Italien. Da publicirte der im vorigen Jahre verstorbene berühmte Oratorianer A. Gratry unter

Digitized by Google

dem Titel „Mgr. L'Évêque d' Orléans et Mgr. L' Archevêque de Malines" fünf Briefe, die in meisterhaft populär-faßlicher Sprache die ganze Nichtigkeit der päpstlichen Infallibilität, die Fälschungen in Papstbriefen, im Brevier u. s. w., wodurch man sie in die Kirche einzuschmuggeln fertig gebracht hatte, darzulegen versuchten und mit der öfteren Frage schlossen: „Bedarf Gott Euerer Lüge?" Drei sind übesetzt von Frid. Hoffmann erschienen zu Münster. Zahllos sind die Schriften für und gegen.

Da traten die bedeutendsten Bischöfe selbst in die Schranken. Card. Rauscher veröffentlichte zu Neapel seine „Observationes quaedam de infallibilitatis ecclesiæ subjecto", neu gedruckt und publicirt bei Braumüller in Wien; nach dem Juli 1870 hat der Herr Verfasser die Auflage vom Verleger zurückgezogen, so daß die Broschüre aus dem Buchhandel verschwunden ist. Unter unverkennbarem Einflusse des „Janus" gelangt diese Schrift nach ernster Klage darüber, daß man den Bischöfen die Vorlagen vor dem Concil nicht zugestellt habe, daß eine reife Prüfung insbesondere rücksichtlich der schweren historischen Fragen schon aus dem Grunde unmöglich sei, weil man in Rom die nöthigen Bücher entbehre (bekanntlich leiht die Vaticana gar nicht aus; zudem war sie nebst anderen Bibliotheken der „Opposition" verschlossen), zu dem Resultate: die Infallibilität des Papstes war kein Glaube der Kirche; sie ist von Christus nicht erklärt; es haben Päpste ex cathedra dogmatische Irrthümer begangen; die dogmatische Lehre Bonifaz VIII. und anderer Päpste über das Verhältniß der Kirche zum Staate steht im Widerspruch mit der Kirchenlehre; wird die päpstliche Infallibilität declarirt, so ist diese Lehre Dogma und macht den Frieden beider Gewalten unmöglich. Unter dem Titel „Causa Honorii Papæ Neapoli 1870" (übers. von Dr. H. Rump, dem Mitherausg. des „Litterar. Handweisers", Münster 1870 mit einem Nachtrag des Verf.) zeigte der Geschichtsschreiber der Concilien, Bischof v. Hefele von Rottenburg, daß alle Wäsche den Papst Honorius von der ex cathedra bekundeten Irrlehre nicht rein zu waschen vermöge. Die vom Bischof von Mainz Freiherrn von Ketteler verbreitete „Quaestio" (abgedr. bei Friedrich Documenta I. p. 1 bis 128) widerlegte, auf den „Janus" gestützt, dessen Quellencitate ausgeführt werden, in scholastischer Form die Infallibilität und Omnipotenz des Papstes in einer Weise, daß man sie als eine der besten dem Concil vorliegenden Schriften gegen die neuen Dogmen erklären darf. Cardinal Schwarzenberg vertheilte eine von dem Prager Theologieprofessor Sal. Mayer verfaßte Broschüre „De summi Pontificis infallibilitate personali. Neap." (deutsch „Eine Stimme vom Concil über die persönl. Unfehlb. d. Papst. Münster"), die in kurzen und scharfen Zügen widerlegt. Gegen diese vier Schriften ließ Cardoni, Erzb. i. p. und an Stelle des enthobenen Theiner mit der Leitung des Vaticanischen Archivs zur Belohnung für dieses Werk betraut, seine „Animadversiones in quatuor contra Romani Pont. infallibilitatem editos libellos. Neap.", die trotz den diversen Uebersetzungen sich schon dadurch zur Genüge charakterisirten, daß ihnen alles echt ist,

Digitized by Google

was gedruckt ist, mags auch von Pseudoisidor herrühren. Für die Italiener u. s. w. gibts weder eine Kirchengeschichte noch Kritik. Eine Anzahl von Schriften rief ferner Honorius hervor, die sich einzeln bis ins Drollige versteigen durch die Ungeheuerlichkeit oder die Naivetät ihrer Deductionen und Behauptungen. Auch Dechamps erwiederte tapfer auf Gratry's Briefe mit den ewig gleichen abgedroschenen Motiven, es regnete Hirtenbriefe gegen Gratry und Andere. Diese Litteratur kann hier nicht weiter verfolgt werden, wo noch Interessantes aussteht.

Ueber die innere Geschichte des Concils und das unglaubliche Benehmen Pius' IX. geben überraschende Aufschlüsse die große Broschüre „Ce qui se passe au Concile. Paris 1870", die kleineren „La liberté du Concile et l'infallibilité" (abgedr. bei Friedrich Docum. I. p. 129 bis 184) und „La dernière heure du Concile" (deutsch Münch.). Hatte auch Louis Veuillot „La liberté du Concile" versucht, die angebliche Freiheit zu beweisen, so saßen die in jenen von hervorragenden französischen Bischöfen verfaßten, insbesondere in der La dernière heure von dem in der Schreckenszeit der Commune ermordeten Erzbischof Darboy von Paris in Flammenschrift niedergelegten furchtbaren Anklagen so tief, daß die Legaten in der Generalcongregation vom 16. Juli mit einer diese und „Ce qui se passe" verdammenden Erklärung die Väter überraschten und die meisten zur Unterzeichnung vermochten, so wenig dieselben sie auch kannten; Card. Schwarzenberg offenbarte seine ganze Indignation, während die Ungarn erst die Uebersetzung ins Lateinische und die geschäftsordnungsmäßige Prüfung verlangten, eine Ironie zur rechten Zeit, die nicht besser zu denken ist. Um nicht den Vorwurf auf mich zu laden, als schenkte ich den ultramontanen Schriften Deutschlands zu wenig Aufmerksamkeit, sei darauf hingewiesen, daß die Jesuiten zu Laach in den „Laacher Stimmen" insbesondere durch ihren rührigsten Schriftsteller P. Schneemann unermüdlich vor, während und nach dem Concil Alles widerlegten, und Roms Ansichten begründeten; als ebenbürtiger Concurrent stand und steht ihnen zur Seite der schon genannte erzbischöflich Köln'sche Prof. Scheeben in seinen „Periodischen Blättern." Die Unparteilichkeit fordert, daß auch die Münchener „Stimmen aus der kath. Kirche über die Kirchenfragen der Gegenwart" genannt werden, in denen insbesondere (in zwangslosen Heften) Joh. Huber „Das Papstthum und der Staat" und „Die Freiheiten der französischen Kirche", Döllinger (II H.) über die Geschäftsordnung und die Unfehlbarkeitsadresse, H. v. Liaño „Das große kirchl. Gebrechen unserer Zeit", Friedrich „Das päpstlich gewährleistete Recht der deutschen Nation nicht an die päpstliche Unfehlbarkeit zu glauben," schweres Geschütz ins Treffen führten.

Nachdem der deutsche Episkopat heimgekehrt sich unterworfen hatte, wurde für das neue Dogma durch Hirtenbriefe und populäre Broschüren das Volk „präparirt". So interessant es auch ist, diese Litteratur zu verfolgen, verdient sie keine Besprechung; auch harrt des Ausstehenden noch zu viel. Die Frage

Digitized by Google

hatte einen anderen Charakter angenommen, seitdem vierzehn Theologen und Laien Ende August zusammengekommen waren und andererseits die Bischöfe mit Vergewaltigungen vorgingen. Gegen den Kölner Erzbischof erschien sofort im October die anonyme von mir verfaßte kleine Broschüre „Das Vorgehen des Herrn Erzbischofs von Köln gegen Bonner Professoren von einem kath. Juristen. Bonn 1871." Die Geschichte des Concils und die Widersprüche des Episkopats geißelte Lord Actons „Sendschreiben an einen deutschen Bischof des Vaticanischen Concils", worauf Ketteler „Die Minorität auf dem Concil" eine Antwort gab, wie sich zur Rettung des Selbstnichtgeglaubten paßt, und Lord Acton die Schrift „Zur Geschichte des Vatianischen Concils" publicirte.

In der objectivsten und ruhigsten Weise wies die Unhaltbarkeit des Dogma's aus der bloßen Concilsgeschichte nach, indem daraus der Mangel des öcumenischen Charakters sich ergab, die von mir edirte, von Prof. H. Reusch in Bonn verfaßte kleine Schrift „Das Unfehlbarkeitsdecret vom 18. Juli 1870 auf seine kirchliche Verbindlichkeit geprüft". Sie ließ, ähnlich wie es bei einer anderen von mir bereits der Fall gewesen, dem Concilssecretär Bischof Feßler von St. Pölten keine Ruhe. Ein halbes Jahr nachher erschien von ihm „Das Vaticanische Concilium, dessen äußere Bedeutung und innerer Verlauf". Als ich diese Schrift gelesen, fragte ich mich — ich kann sie auch heute nicht besser schildern —: wie ists möglich, daß der Concilssecretär nichts von der Geschichte des Concils mitzutheilen für gut findet, als was man lang und breit in Zeitungen längst gedruckt fand? Wie kann ein Deutscher, der einen litterarischen Ruf hat, noch dazu ein Bischof, Thatsachen ignoriren, die er wissen muß? wie kann derselbe, der jahrelang auch Decretalenrecht an der theol. Facultät zu Wien las, Argumente zur Rechtfertigung der crassesten Dinge vorbringen, durch die sich kein Tiro bestechen läßt?

Es galt jetzt, das Concil und seine neuen Dogmen wissenschaftlich in seiner Nichtigkeit oder Stichhaltigkeit zu erörtern, vom staatsrechtlichen Standpunkte aus dessen Wirkungen zu prüfen und der Welt zu zeigen, was sie jetzt zu glauben und zu gewärtigen habe. Meine zwischen Weihnachten 1870 und Neujahr 1871 ausgegebene Schrift „Die Macht der römischen Päpste über Fürsten, Länder, Völker, Individuen" u. s. w. stellt quellenmäßig zusammen: was die Päpste gelehrt und wie sie gehandelt haben bezüglich der Gesellschaft, wie seit dem 18. Juli 1870 ihre absolute Macht über jegliche Creatur und die ganze Welt römisches Dogma ist, wie alle Bemäntelungen zerfallen. Neben einer Kritik Hergenröthers im „Arch. f. kath. Kirchenrecht", welche höchstens gelegentliche Berücksichtigung in den Anmerkungen einer dritten Aufl. verdient, und den Expectorationen der Monsignori Ketteler, Martin, der Kirchenblätter und katholischen Zeitungen, den Deductionen in den bereits genannten „Period. Blättern" und „Laacher Stimmen" suchte Feßler „die wahre und die falsche Unfehlbarkeit der Päpste" sie zu widerlegen, indem er sich abmüht, zu zeigen: daß die Päpste jetzt nicht mehr so schlimm sein werden, daß die Unfehlbarkeit

Digitized by Google

nicht so arg sei, daß wir nicht mehr im Mittelalter leben; wo er gar nichts sagen kann, hüllt er sich in Schweigen oder bedauert, daß ihm die Quelle nicht zu Gebote steht. Nicht durch ihren Werth hat diese Schrift eine Bedeutung, wohl aber durch den z. B. v. Hefele, welcher schriftlich erklärte: „Schulte verdiene großen Dank" für diese Schrift, benutzten Fingerzeig, Leuten, die Ruhe lieben, plausibel zu machen, es stehe noch eine nähere Erläuterung durch das Concil in Aussicht. Meine im Juni 1871 erschienene „Denkschrift über das Verhältniß des Staates zu den Sätzen der päpstl. Constitution vom 18ten Juli 1870, gewidmet den Regierungen Deutschlands und Oesterreichs" beleuchtet die Sache vom Standpunkt des positiven Staatsrechts, der Politik und Cultur, zugleich die Zustände innerhalb der Kirche beleuchtend. In der Schrift „Zur Frage von der Reichscompetenz gegenüber dem Unfehlbarkeitsdogma" macht der Staatsrechtslehrer Zachariä zu Göttingen auf die Gefahr aufmerksam, welche der Welt droht, und hält das deutsche Reich und die Einzelstaaten für verpflichtet, entgegenzutreten. Prof. Berchtold in München bewies schlagend, was der Titel seiner Schrift, „Die Unvereinbarkeit der neuen päpstlichen Glaubensdecrete mit der bayerischen Staatsverfassung" andeutet. Der evangelische Kirchenrechtslehrer Hinschius begründet und fordert in „Die Stellung der deutschen Staatsregierungen gegenüber den Beschlüssen des Vaticanischen Concils" im Ganzen dasselbe, was ich gefordert.

Die Beschwichtigungsschriften Kettelers „Das unfehlbare Lehramt des Papstes nach der Entscheidung des Vaticanischen Concils", verschiedene von Bischof Martin u. a. haben bei Keinem gewirkt, der nicht von vornherein der Unfehlbarkeit des Papstes sich „unterworfen" und damit überhaupt auf die Möglichkeit einer eigenen Meinung verzichtet hat. Der Kampf ist bekanntlich derart entbrannt, daß sämmtliche Zeitungen in deutscher Zunge, die genannten französischen, verschiedene italienische u. s. w. zur Litteratur gehören. Einen Hauptpunkt des Angriffes bilden die intellectuellen Urheber des Concils und seiner Dogmen, die Jesuiten. Gegen und für sie enthalten die Zeitungen, viele der genannten und eine Anzahl anderer Schriften ein reiches Material, auf das ich jedoch, als nicht unmittelbar hieher gehörig, nicht eingehe.

Vom rein wissenschaftlichen Standpunkte aus ist das Concil mit seinen Dogmen vollkommen erschöpfend behandelt worden. Prof. Jos. Langen zu Bonn hat in dem Werke „Das Vaticanische Dogma von dem Universal-Episcopat und der Unfehlbarkeit des Papstes. Bonn 1871 fg. 2 Thle." den Beweis geliefert, daß alle Bibelstellen, woraus man diese beiden Dogmen zu begründen versucht hat, nach dem Zusammenhange in diesem Sinne nicht verstanden werden können und weder von den Vätern noch überhaupt vor Innocenz III. von der Theologie und den Päpsten selbst also verstanden worden sind. Diese Schrift ist um so vernichtender, als bisher nur junge Capläne und Anonymi versucht haben, ihn mit den beliebten Bissen gegen hochmüthige Gelehrte und ähnlichen Waffen beizukommen. Ich habe in dem Buche „Die Stellung der

Digitized by Google

Concilien, Päpste und Bischöfe vom histor. u. canon. Standpunkte und die päpstl. Constitution v. 18. Juli 1870" bewiesen: nach der constanten Lehre, dem Rechte und der Praxis der Kirche des ersten Jahrtausends steht das Concil über dem Papste, kann der Papst in Glaubenssachen irren, ruhet die Unfehlbarkeit nur in der Gesammtheit der Gläubigen. Ich habe die Erfordernisse eines ökumenischen Concils und seine Stellung dargelegt und gezeigt, daß das Vaticanische kein ökumenisches ist zufolge seiner Constituirung, wegen des Mangels innerer Freiheit und der Außerachtlassung von Fundamentalgrundsätzen und der mangelnden äußeren Freiheit; ich habe dargethan, daß die Decrete des 18. Juli 1870 im Widerspruche stehen mit der Geschichte und dem Rechte der Kirche, daß sie eine Anzahl der gröbsten Fälschungen enthalten; daß die nachträgliche Annahme durch die Bischöfe wesenlos ist. Zugleich entwickelt die Schrift, wie sich allmälig der päpstliche Universalepiscopat und die Theorie der päpstlichen Weltherrschaft ausgebildet hat, wie Päpste und allgemeine Synoden in Glaubenssachen geirrt haben; sie zeigt endlich die Stellung der Laien in der alten Kirche, welche den Kaisern noch deutlicher die Unfehlbarkeit zuschrieb, als das neueste Decret dem Papste. Außer vielen in der Untersuchung zerstreuten Quellenstellen liefert ein Anhang von 286 Seiten alle Originalbelege, darunter zahlreiche ungedruckte. — Prof. Friedrich in München hat sich durch den neuen Abdruck der Schrift „Johannis de Turrecremata, De potestate Papae et Concilii generalis tractatus notabilis. Oenip. 1871", welche beweist, daß diese Säule Roms im 15. Jahrh. die päpstliche Unfehlbarkeit verwirft, ein großes Verdienst erworben, ebenso der tüchtige geistliche Herausgeber von „Die Geschäftsordnung des Concils von Trient. Wien 1871", dem ich die mir von einem Freunde zur Disposition gestellte Abschrift der Vaticanischen Handschrift durch dritte Hand zukommen ließ.

Ein unschätzbares Verdienst hat sich für die Wissenschaft erworben Prof. Friedrich. Die vorher veröffentlichten Sammlungen „Officielle Actenstücke" u. s. w. Berlin 1869 f. und einige andere enthielten nur allgemein zugängliche Stücke. In den „Documenta ad illustrandum Conc. Vatic. anni 1870." Nördlingen 1871. 2 Abth. liefert Friedrich alle wichtigen nicht bekannten Eingaben, Adressen und Proteste der Minoritätsbischöfe, interessante dem Concil vorangehende Schreiben, die Vorlagen nebst dem amtlichen Referate über die Amendements und die Bemerkungen der Bischöfe, endlich verschiedene kleinere Schriften über die großen Fragen. Was der Actenapparat nicht enthüllt, das hat Friedrich im „Tagebuch. Während des Vaticanischen Concils geführt. Nördl. 1871" geboten, ein lebendiges und durchsichtiges Bild von dem Gange des Concils, wie sich die Geister allmälig finden, auf beiden Seiten ihre Minen bohren, wie man schwankt und lavirt, wie bald das Zünglein der Wage nach rechts oder links schwankt, wie der Muth wächst, und wie doch durch alles Ringen und Reden der zukünftige Unterwerfungsgeist durchschimmert.

Digitized by Google

Liegt so für die Gelehrten das Material bereit, aus dem Jeder sich die vollste Ueberzeugung zu verschaffen im Stande ist, haben die Laacher Jesuiten, Ketteler, Martin, Feßler, Scheeben und zahlreiche Andere sich redlich bemüht, den Massen und jenen Gebildeten, welche den Satz: „Rom hat gesprochen, der Streit ist zu Ende" im neuesten Sinne ohnehin annehmen, das Concil und seine Dogmen als uralte Lehre und eine nicht bloß unschuldige sondern höchst nothwendige Sache — nach Bischof Martin steht der Papst und die Eucharistie auf gleichem Fuße mit dem Uebergewicht des ersteren als Christi Haupt über das Abendmahl als Christi Leib — plausibel zu machen, so fehlt es auch nicht an Schriften, welche das Gegentheil in gleicher Weise versuchen. Außer den gedruckten Reden von Friedrich, Huber, Michelis, Reinkens, Zirngiebl, den Schriften von Wollmann, Michelis, Tangermann, Buchmann u. s. w., der Schrift: „Das neue Dogma von der Unfehlbarkeit des Papstes im Lichte der Vernunft und der alten Lehre betrachtet von Dr. Richard Hasenclever, Sanitätsrath und Mitglied des ersten deutschen Reichstages. Düsseldorf 1872", deren Verfasser vor 25 Jahren, nachdem ihm von zwei Bischöfen schriftlich die Versicherung gegeben war, die päpstliche Unfehlbarkeit werde nie zum Glaubensartikel erhoben und nie von ihm geglaubt zu werden brauchen, katholisch geworden, ein glänzendes Zeugniß klaren Geistes, männlicher Entschiedenheit und Glaubensmuthes ablegt, hat besonders Prof. Reinkens in wissenschaftlich populärer Darstellung durch 5 Broschüren, welche den Gesammttitel haben: „Die päpstlichen Decrete vom 18. Juli 1870. Münster 1871", verschiedene Hauptpunkte: Universalepiscopat, Traditionsregel, Unregelmäßigkeit und Unfreiheit des Vatic. Concils, Unterwerfuug der deutschen Bischöfe zu Fulda, Glaube und Unterwerfung — mit Geist, Geschick und Eleganz bis zur Unwiderleglichkeit erörtert. Von den Philosophen haben außerdem Frohschammer und Franz Hoffmann in Würzburg durch verschiedene Artikel und Broschüren ein reges Interesse bekundet.

Ich kann diese Besprechung nicht schließen, ohne noch einige Schriften zu erwähnen. „Das Büchlein von der Unfehlbarkeit. Für den Bürger und Landmann. Münch. 1872" eines allbekannten Münchener, den Witz in hohem Grade beherrschenden streng katholischen Schriftstellers, in mehr als 50.000 Exemplaren verbreitet, bildet eine Lectüre, die jeder Mensch angenehm und anregend findet; der „Malleus Haereticorum das ist: Römisch-kathol. Briefe zur gründlichen Abfertigung der schrecklich um sich greifenden altkatholischen Ketzerei. Prag 1872" schwingt auf 16 Seiten die Geißel einer Ironie, die um so tiefer trifft, weil der Verfasser als Priester einen makellosen Ruf genießt und viele Proben seiner wissenschaftlichen Tüchtigkeit und katholischen Gesinnung abgelegt hat. Wer endlich die genauen Titel der Hunderte von Schriften, welche auf dem Continente, in England und in America über das Concil und die durch selbiges hervorgerufenen Fragen erschienen sind, die einzelnen äußeren historischen Daten über den Gang des Concils, die Bewegung vor, während und nach dem Concil kennen lernen will, die sich an die Erklärungen Döllingers, an die Münchener

Digitized by Google

Pfingst-Conferenz und den großen Altkatholiken-Congreß im September, die Schritte des Episcopats in aller Herren Länder anschloß, wer zugleich eine vollständige Uebersicht über das veröffentlichte Material haben will, dem sei empfohlen „Sammlung der Aktenstücke zum ersten vaticanischen Concil mit einem Grundrisse der Geschichte desselben von Dr. Emil Friedberg, ord. Prof. d. Rechte an der Univ. Leipzig. Leipz. 1871/72." 2 Lief.

Läßt man die Litteratur, von der hier nur eine kurze Skizze entworfen ist, an sich vorbeiziehen, so wird man sich zuerst des wehmüthigen Eindruckes nicht entschlagen können, daß ein solcher Aufwand von Zeit und geistiger Kraft nöthig wurde, um für und gegen Sätze zu streiten, deren Nothwendigkeit für das Seelenheil durch 1869 Jahre kein Mensch geahnt hat, daß die Achtung und Liebe im 19. Jahrhundert noch eben so oft und in größerem Umfange dem Fanatismus Platz macht, als in früheren. Aber dieser Eindruck wird compensirt durch den andern, daß gerade die Wissenschaft den Muth und die Kraft hatte, Wahrheiten festzuhalten, zu discutiren, zu beweisen und mit den schwersten Opfern zu bekennen, welche der hervorragendste Theil des Episcopates der Welt so lange festhielt, bis ihn äußere Motive zum Aufgeben seiner Ueberzeugung bewogen. Darin liegt ein großer Fortschritt.

Joh. Friedr. R. v. Schulte.

Joseph Halévy.

In einer Zeit, wo inmitten der vor allem praktischen Zwecken dienenden Geistesrichtung die idealen Ziele der Wissenschaft nur von einem kleinen Kreise von Gelehrten verfolgt werden, sind Beispiele aufopferungsvoller Hingabe an anscheinend sterile Forschungen, wo kein unmittelbarer Gewinn als Lohn der mühevollen Arbeit zu erwarten steht, um so größeren Dankes werth, je seltener uns Gelegenheit geboten ist solche Fälle zu verzeichnen.

Es gehört in der That kein geringer Muth dazu sich Studien zu widmen die jahrelange, mühevolle Arbeit erfordern, ohne glänzende Resultate in Aussicht zu stellen. Um so bewundernswerther ist es, wenn sich für solche Forscherzwecke ein muthiger Pionnier der Wissenschaft findet, der Gesundheit und Leben in die Schanze schlägt, um eine kühne Entdeckungsreise zu vollführen, selbst auf die Gefahr im besten Falle ein Wagniß bestanden zu haben, das, weil es ohne entsprechende wissenschaftliche Ausbeute bleibt, kaum von sich reden macht oder höchstens in der Zeitungsrubrik: „Verschiedenes" mit einer kühlen Phrase abgethan wird.

Trotzdem gibt es immer solche Vorkämpfer der Forschung und des Wissenstriebes und zu ihnen wird fortan Joseph Halévy als einer der größten gezählt werden müssen.

Digitized by Google

Halévy ist ein französischer Israelite, der im Jahre 1869 eine Mission des französischen Unterrichtsministers übernahm, zufolge welcher er Süd-Arabien zu bereisen hatte, um dort jene merkwürdigen Reste des semitischen Alterthums zu sammeln, die in zahlreichen Inschriften auf Stein und Erz sich vorfinden, und deren Kenntniß von großer Wichtigkeit für die semitische Archäologie ist.

Süd-Arabien war und ist seit den ältesten Zeiten ein Land des Wundervollen und Unbekannten. Schon die ersten griechischen Berichte eines Agatharchides (120 v. Chr.) schildern es in glühenden Farben. Die Macht und der Glanz der Könige, der Reichthum der Privaten, die mit Gefäßen aus edlen Metallen und von kunstvoller Arbeit, mit Säulen, Gebälk und Schnitzwerk geschmückten Wohnhäuser u. s. w. werden als eben so viele Beweise für den Reichthum des Landes, die hohe Cultur der Bewohner, die Fruchtbarkeit des Bodens angeführt und somit die Benennung gerechtfertigt, die schon die Griechen jenem Theile der arabischen Halbinsel gaben, in dem sie es das „Glückliche Arabien" nannten.

Die weltbeherrschenden Römer hatten deßhalb nicht übel Lust, das Land zu annexiren. Allein die unter Augustus entsendete Expedition des Aelius Gallus (25 v. Chr.) lief so unglücklich ab, daß man den Versuch nicht erneuerte.

Seitdem ist jenes merkwürdige Gebiet, das dem Islam als leichte Beute zufiel, und über das die Araber in ihren geographischen Schriften viel werthvolles Material gesammelt haben, von der übrigen Welt nur wenig beachtet worden.

Jedenfalls wußten die Alten mehr hierüber als wir. Erst als im Jahre 1843 Arnaud von Sanaa nach Marib, der alten Hauptstadt der sabäischen Könige, vordrang, über die dort gefundenen großartigen Ruinen berichtete und eine reiche Sammlung merkwürdiger Inschriften zurückbrachte, ward die Aufmerksamkeit der gelehrten Kreise rege: man begann die sabäischen Inschriften zu sammeln und zu entziffern. Ihre Schrift ist der phönicischen nahe verwandt und viele dieser Denkmäler scheinen einem hohen Alterthum anzugehören.

Auf Anregung E. Renans beschloß die französische Akademie der Inschriften bei der Herausgabe einer Sammlung aller semitischen Inschriften auch die sabäischen und himjarischen Denkmäler Süd-Arabiens einzubeziehen. Um nun möglichst viel solcher Inschriften zu sammeln, erhielt Halévy seine Mission, und wie er sich derselben entledigte, wird in den folgenden Zeilen in Kürze zu schildern versucht.

Von Aden begab sich der Reisende nach dem nur sechs Stunden entfernten Städtchen Lahadsch, dem Sitze eines unter englischer Oberaufsicht stehenden kleinen arabischen Sultans, über dessen Hof- und Privatleben Freiherr von Maltzan erst kürzlich interessante Berichte gegeben hat. Von hier aus wollte Halévy ins Innere vordringen allein schon vier Stunden jenseits Lahadsch mußte er umkehren wegen eines Hinterhaltes der Hawâschib-Beduinen. Er ging nun zurück nach Aden, fuhr zur See nach Hodeida und reiste von hier

Digitized by Google

durch das Hochgebirge der Provinz Safâe unter tausenderlei Hindernissen und Gefahren nach Sanaa, der eigentlichen Hauptstadt Süd-Arabiens. Ein schwerer Fieberanfall fesselte ihn durch mehrere Wochen an das Krankenlager. Kaum hatte er sich etwas gekräftigt, so begann er abermals seine Wanderungen. Da er mit Recht voraussetzte, daß der Landstrich östlich von Sanaa, der Hauptsitz der alten sabäischen Cultur, auch am reichsten an Denkmälern und Inschriften sein müsse, so beschloß er, dorthin sich zu begeben. Diese Gegend, Dschauf, d. i. das Tiefland, genannt, ist eine Senkung im großen centralen Hochplateau Süd-Arabiens, die nicht bloß in Europa, sondern in Sanaa selbst als eine terra incognita gilt, von deren Gefahren, ebenso wie von dem wilden Sinn der Bewohner die feigen Stadt-Araber von Sanaa gerne die grauenhaftesten Geschichten erzählen.

Zur Ausführung seines Reiseplanes faßte Halévy die glückliche Idee, als gemeiner Jude zu reisen. Er gab sich für einen Bewohner Jerusalems aus, der gekommen sei, um die Gräber seiner Vorväter zu besuchen. Ein solches Motiv ist auch jedem Araber verständlich, denn Religion ist in jenem Lande die alleinherrschende Macht. Auf diese Art gelang es ihm, den Verdacht der Spionage zu beseitigen und auch eine relative persönliche Sicherheit zu gewinnen, denn jeder Araber würde sich schämen, einen wehrlosen Juden zu tödten. Für die in Süd-Arabien allerorten zerstreut lebenden Judengemeinden nahm er von dem Rabbiner von Sanaa Empfehlungsbriefe mit.

So kleidete er sich denn, als der Zeitpunkt der Abreise gekommen war, in die übliche Landestracht der südarabischen Juden, bestehend aus einem blauen Lendentuch statt der Beinkleider; dazu kam ein paar rother Schuhe, die aber bald abgebraucht waren, so daß er baarfuß die Wanderung fortsetzen mußte; ein Tuchlappen, um den Kopf gewunden, schützte gegen die Sonne, und die zwei an den Schläfen herabhängenden Locken kennzeichneten ihn für jeden Araber als Juden. Er sollte auch bald merken, welche Unannehmlichkeiten diese Art zu reisen im Gefolge hatte.

Kaum aus dem Hause auf der Straße, mußte er unzählige Male von seinem Reitthiere absteigen, denn ein Jude muß, sobald er einem Mohammedaner begegnet, den Sattel verlassen; thut er das nicht schnell und unterwürfig genug, so regnet es Schläge. Bald sah er ein, daß es besser sei, überhaupt auf das Reiten zu verzichten und zu Fuß die Reise fortzusetzen: „ce qui au début fut très-pénible pour moi; j'ai pourtant fini par m'y habituer", fügt er hinzu, und diese schlichten Worte genügen, den ganzen Unternehmungsgeist und die unerschütterliche Willenskraft des Mannes zu kennzeichnen.

Auf diese Art durchwandert der kühne Forscher nun unter zahllosen Gefahren, Entbehrungen und Mühseligkeiten die von keines Europäers Fuß vor ihm, außer den römischen Legionen des Aelius Gallus, betretenen Gegenden. Gleich in den ersten Tagen seiner Reise begegnet ihm der Unfall, daß der Scheich des Gebietes des Artab-Stammes ihn für den von den Juden jener

Digitized by Google

Gegend heiß erwarteten Messias hält, der den Arabern große Besorgniß verursacht. Halévy wird durch acht Tage als Gefangener zurückgehalten, endlich aber durch Vermittlung einiger Glaubensgenossen in Freiheit gesetzt. Rührend ist überhaupt die echt menschliche Weise, wie die armen, in tiefster Erniedrigung schmachtenden Israeliten überall ihn gastlich aufnehmen, liebevoll pflegen und mit Rath und That unterstützen. Oftmals aller seiner Habe beraubt und mit Mühe nur das nackte Leben und seine Schriften rettend, einsame Gebirgswildnisse durchwandernd, oder glühendheiße Sandwüsten, wobei er mehrmals, da die Führer ihn verlassen, selbst seinen Weg finden muß, sammelt er überall Inschriften, entdeckt großartig gebaute Stadtruinen mit Tempeln, Säulengängen und großen öffentlichen Bauten, und kehrt endlich mit einer Ausbeute von 685 sabäischen Inschriften, darunter mehrere von beträchtlicher Länge, nach Europa zurück.

Ehre dem kühnen, beharrlichen Manne, der seiner Aufgabe sich so entledigte! Die französische Akademie aber kann stolz sein auf die von ihr angeregte und so glücklich ausgeführte Mission, welche für die Kenntniß des semitischen Alterthums von hohem Belange ist.

Wir hoffen, daß Halévy, seinem in der Zeitschrift der Pariser Asiatischen Gesellschaft veröffentlichten Reiseberichte recht bald auch die Sammlung seiner sabäischen Inschriften folgen lasse.

A. v. Kremer.

---

* Zur Geschichte des Eger-Landes.

Unter dem Titel: „Aeltere Geschichte der Deutschen Reichsstadt Eger und des Reichsgebiets Egerland" ꝛc. erscheint gegenwärtig in Lieferungen bei Moriz Schäfer in Leipzig ein interessantes Buch, dessen Verfasser sich, wie es scheint, unter einem Pseudonym „P. Drivok" verbirgt. Soeben wird die dritte Lieferung ausgegeben, und dürfte das Werk, welches auf sechs Lieferungen berechnet ist, noch im Laufe dieses Jahres complet werden. Wie sich schon aus einer vorläufigen Durchsicht des bisher Vorliegenden entnehmen läßt, ist der Verfasser nicht nur mit der historischen Vergangenheit, sondern auch mit den Localverhältnissen der Stadt Eger und ihres Gebietes bis ins Detail vertraut, und behandelt seinen Gegenstand mit Sorgfalt und Umsicht. Indem wir uns eine eingehendere Besprechung dieses Buches vorbehalten, möchten wir es jetzt schon der Aufmerksamkeit unserer Leser empfehlen.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Görzer Studien.

Von Karl Freiherrn v. Czoernig, k. k. w. geh. Rath.

I.

Die Deutsche Warte an der Adria.

Unter den Ländern, welche sich in den weiten Rahmen der österreichischen Monarchie einfügen, nimmt die gefürstete Grafschaft Görz und Gradisca nach dem Maße ihres beschränkten Umfanges einen sehr bescheidenen — nebst der Nachbarstadt Triest den letzten — Rang ein; sie bildet mit der Bukowina Schlesien, Salzburg und Istrien den Kranz von Krystallen, die sich an der Peripherie des mächtigen Reichskörpers angesetzt haben. Wenn man aber ihre Stellung als Grenzprovinz, ihre ethnographischen, geographischen und topographischen Verhältnisse sowie die an ihr Gebiet sich knüpfenden geschichtlichen Ereignisse in Betracht zieht, so gewinnt sie weit über ihre enge Räumlichkeit hinaus an Bedeutung und Gewicht. Die Grafschaft gestaltet sich zu einem langen und meist schmalen Gebietsstreifen, welcher das italienische Königreich im Osten von dem österreichischen Hinterlande trennt. Die Grafschaft liegt an dem europäischen Knotenpunkte, an welchem die drei großen Culturgruppen, die deutsche, romanische und slavische zusammenstoßen, und erhält hiedurch eine vorzügliche ethnographische Bedeutung. Einfach stellt sich ihre geographische Lage dar als das zur Linken von dem Karste, zur Rechten von der friaulischen Ebene flankirte Isonzo-Thal, vielgegliedert aber sind ihre topographischen Abstufungen. Die Grafschaft erscheint überhaupt in natürlichen Beziehungen als das Land der Mannigfaltigkeit und der Gegensätze, welche zunächst durch die Richtung des Isonzo-Thals von Norden nach Süden, und durch seine Begrenzung von dem höchsten Kamme der julischen Alpen einerseits und dem adriatischen Meere andererseits hervorgerufen werden. Kaum gibt es wohl ein anderes Land von gleich geringem Umfange — es beträgt nur 51 österreichische oder 53 geographische Quadratmeilen — welches einen solchen Wechsel des Klima's und der wirthschaftlichen Zustände innerhalb seiner Grenzen darböte, als die gefürstete Grafschaft Görz und Gradisca.

Während die fast gänzlich vegetationslosen Abhänge der obersten Gebirgskämme ihr rauhes Winterkleid den größten Theil des Jahres über bewahren, während der kahle und unwirthliche Karst in allen Monaten des Jahres von

Digitized by Google

dem durchdringend kalten und heftigsten aller Landwinde, der Bora durchstürmt wird, bringt, kaum eine Meile davon entfernt, die unvergleichliche Lage der nach Süden zu geöffneten an den Seiten geschützten Thalebene ein Klima hervor, welches, fern von den winterlichen Symptomen des Schnees und der Kälte, jenem von Mittel-Italien gleichkommt, ja es zu Zeiten, wie eben im letzten Winter, noch übertrifft. Das oberste Isonzo-Thal, dessen schroffe Alpen fast nur die Weide für Schafe gewähren und dessen Bewohner sich von Milch und Käse nähren, erinnert an Hochschottland, die saftigen Triften des wiesenreichen Gebietes von Tolmein mit der darauf betriebenen Viehwirthschaft gleichen der Schweiz. Das darunter gelegene Hügelland von Görz, Cormons, Gradisca und dem Wippach-Thale wetteifert, durch Klima und Boden begünstigt, durch seine reichen Ernten an Wein und Seide und die Mannigfaltigkeit seiner übrigen Erzeugnisse mit den cultivirtesten Landstrichen von Ober-Italien, und in dem fetten Alluvial-Boden der Tiefebene gibt der Mais fünfzig- bis siebzigfältige Frucht, gedeiht der Reis, blüht der Granatapfel und, bei leichter Bewahrung vor der nächtlichen Kühle im Winter, die Citrone, an das südliche Italien mahnend. Die Grafschaft birgt in ihrem Umfange den sagenreichen Timavus, von dessen Ufer aus mehr als dreitausendjähriger Vorzeit die ersten Lichtblicke der Cultur in der Einwanderung der Veneter und der Argonautenzüge strahlen; sie umfaßt das Gebiet von Aquileja, ein Name der die Erinnerung an eine große über anderthalbtausend Jahre sich erstreckende Vergangenheit wachruft. Zuerst die Schutzwehr der römischen Macht gegen den Einfall der benachbarten Völker nach Italien, dann der Stützpunkt der Cäsaren für die Unterjochung der Alpenvölker, dann wieder der Wall, an dem sich die Wogen der die römische Cultur bedrohenden Kriegshorden Maximinians brachen, das reiche Emporium des den Orient mit dem Occident verknüpfenden Handels, und als solches die Vorgängerin der Tochterstadt Venedig, endlich das Ziel der grausenhaften Zerstörung und Vernichtung durch Attila's Hunnenschaaren, zum tieftragischen Abschlusse des alten Aquileja. Aber lange vor dieser Katastrophe hatte sich ein neues und glänzendes Licht von Aquileja aus nach nah und fern verbreitet; es war nach Rom der erste christliche Bischofssitz, von welchem aus im Abendlande das Heil der göttlichen Lehre ausging. Das christliche Aquileja überdauerte den Fall der römischen Stadt, erhob sich zu neuem Glanze und bildete den Mittelpunkt eines kirchlich-feudalen Staaten-Gebildes eigenster Gattung, des Partriarchates von Aquileja, welch letzteres unter der Leitung von ebenso klugen als frommen und tapferen Kirchenfürsten das ganze Mittelalter hindurch in den Kämpfen der Kirche und des Reiches durch seine Lage zwischen Italien und Deutschland eine wichtige von beiden Seiten vielfach umworbene Stelle einnahm.

Die Grafschaft gehörte zum österreichischen Kreise des deutschen Reiches, und blieb seit ihrem Entstehen bis zur Auflösung des deutschen Staatenbundes in steter Verbindung mit Deutschland. Eine achthundertjährige Geschichte weise

Digitized by Google

in allen ihren Stadien auf diese Zusammengehörigkeit hin, welche bis vor kurzem auch von keiner Seite in Zweifel gezogen wurde. Seit dem Auftauchen des Nationalitätscultus aber wurde die Behauptung als unzweifelhaft hingestellt, daß die Grafschaft einen Theil von Friaul bilde, und daß sie sohin zu Italien gehöre [1]). Dies veranlaßt uns, zwar nicht in die Beweise, daß Görz stets einen Bestandtheil von Deutschland gebildet habe, einzugehen, aber doch die besondere Frage näher zu erörtern, ob Görz zu Friaul gehöre. Unterscheiden wir zuerst zwischen der eigentlichen Grafschaft Görz und der am rechten Isonzo-Ufer gelegenen vormaligen Grafschaft Gradisca. Was nun die Grafschaft Görz anlangt, so bildet dieselbe keinen Bestandtheil von Friaul, und gehörte seit dem Entstehen der Grafschaft niemals zu demselben. Alle urkundlichen und sonstigen geschichtlichen Nachrichten, die sich erhalten haben, weisen auf den Gegensatz zwischen Friaul und Görz hin, und es läßt sich keine einzige anführen, aus welcher eine solche Verbindung gefolgert werden könnte [2]).

Nachdem sich die Longobarden in Ober-Italien festgesetzt, errichteten sie daselbst mehrere Herzogthümer, von denen das Herzogthum Friaul im Osten des Reiches das größte war. Kaiser Karl der Große schuf nach der Besiegung der Longobarden Marken an den Grenzen zur Sicherung derselben, und die Mark Friaul reichte bis über Istrien hinaus. Kaiser Otto I. trennte die Mark Friaul (später Verona, auch Aquileja geheißen) von Italien los, verleibte sie dem deutschen Reiche ein, und wies sie dem Herzoge von Baiern und Kärnten, seinem Bruder Heinrich zu. Dieser scheint das nachmalige Gebiet von Görz, welches er, die Einfälle der Ungarn zurückweisend, erst erkämpfen mußte, unmittelbar mit Kärnten vereinigt zu haben. Dadurch wurde der (mittlere und untere) Isonzo der Grenzfluß zwischen dieser kärntnischen Besitzung und der Mark Verona, wie er denn bald darauf die große Grenzscheide zwischen Italien und dem deutschen Reiche bildete, welche nicht mehr verrückt wurde, bis Kaiser Max das am rechten Ufer gelegene Gebiet von Gradisca mit Deutschland vereinigte. Nicht lange nachher entstanden in der Mark Verona mehrere (doch sämmtlich dem Herzog unterstehende) Grafschaften, worunter die Grafschaft Friaul, die aber, zwischen Isonzo und Livenza sich erstreckend, einen beschränkten Umfang

---

[1]) Der italienische Senator Conte Antonini schrieb kürzlich ein umfangreiches Buch unter dem Titel: „Il Friuli orientale", womit er Görz bezeichnet, und legt sich in demselben die Geschichte für jene Behauptung zurecht. Die beigegebene Karte erstreckt Friaul über die Grenzen der Grafschaft hinaus bis gegen Ober-Laibach, jenseits des Zirknitzer Sees und selbst bis Fiume.

[2]) Man sucht gegnerischerseits diese Verbindung hauptsächlich dadurch zu begründen, daß die Grafschaft Görz ein Lehen des Patriarchen war. Allein dieses Lehensverhältniß welches, wenn es bestand, auf die kurze Periode von 1150 bis 1202 beschränkt werden muß, beweiset dafür nichts, da der Patriarch viele Lehen außerhalb Friauls, in Kärnten, Krain, selbst in Steiermark, dann in Istrien besaß, welche doch gewiß nicht zu Friaul gehörten. Näheres hierüber so wie über den gesammten hier behandelten Gegenstand wird das unter der Presse befindliche Werk Görz, Oesterreichs Nizza I. Band, enthalten.

Digitized by Google

hatte, und das Gebiet von Görz nicht in sich schloß, denn als im J. 1001 Kaiser Otto III. auf die Fürbitte des Territorialherrn, des Herzogs von Kärnten, die Hälfte des Gebietes von Salcano und Görz an Werigand (Verihen) schenkte, war dieser bereits Graf von Friaul. Jenes Gebiet lag daher außerhalb seiner Grafschaft. Um das Jahr 1060 finden wir Marquard III. von Eppenstein als ersten Grafen von Görz gleichzeitig mit dem Grafen Ludwig von Friaul. Wenige Jahre darauf (1077) schenkte Kaiser Heinrich IV. die Grafschaft (nachmaliges Herzogthum) Friaul dem Patriarchen Sieghard von Aquileja, gleichzeitig aber treffen wir Heinrich den Eppensteiner, Marquards III. Sohn, als Grafen von Görz. Letzterem folgten im Besitz der Grafschaft die Lurngauer Grafen, welche Görz bis zu dem Erlöschen ihres Geschlechtes (1500) inne hatten. Während dieser Zeit d. i., während der vollen Dauer der Herrschaft der Patriarchen von Aquileja, wurde Görz niemals zu Friaul gerechnet. Der Isonzo bildet mit Ausnahme seines oberen Laufes, wo das Gebiet von Görz über sein rechtes Ufer hinaus bis nach Cormons reichte, die östliche Grenze von Friaul, die Görzer Burgherren und die Stadt Görz nahmen keinen Theil an dem friaulischen Parlamente. Die friaulischen Lehensleute und Milizen, welche im eigenen Lande, d. i. zwischen Livenza und Isonzo unengeltliche Dienste leisten mußten, erhielten Sold, sobald sie diesseits des Isonzo, d. h. außerhalb Friauls verwendet wurden, und die Criminalgerichtsbarkeit der Patriarchen erstreckte sich zwar über die Besitzungen der Grafen von Görz, welche sie in Friaul hatten, nicht aber über die am linken Ufer des Isonzo gelegene Grafschaft Görz. Selbst Tolmein, welches ein Besitzthum der Patriarchen bildete, wurde als außerhalb Friaul gelegen betrachtet. In vielen Urkunden der Grafen von Görz, so wie in kaiserlichen Belehnungsurkunden werden die Besitzungen derselben in Friaul immer im Gegensatze zu der Grafschaft Görz erwähnt.

Anders aber verhält es sich mit der Grafschaft Gradisca. Das Gebiet, aus welchem dieselbe im Jahre 1647 gebildet wurde, bestand einestheils aus Besitzungen welche seit den frühesten Zeiten her die Grafen von Görz in Friaul zu eigen hatten, und wofür sie Lehensleute des Patriarchen waren, anderntheils aus dem Territorium von Aquileja, welches Kaiser Max I. im venetianischen Kriege erobert hatte, und gewissermaßen als Entschädigung für andere ehemals görzische und österreichische Besitzungen, welche, wie Belgrado, Codroipo, Latisana, Castelnuovo, Pordenone, Venedig an sich gerissen hatte, behielt. Dieses Gebiet gehörte allerdings zu Friaul, und bildet heut zu Tage das österreichische Friaul, welches Kaiser Max I. zu dem deutschen Reiche schlug und dessen Bezeichnung umsoweniger einen Anspruch auf Einverleibung mit dem übrigen Friaul begründen kann, als ja vordem das ganze Friaul zu dem deutschen Reiche gehörte, und im Gegentheile Anforderungen darauf mit größerem Rechte, wenigstens in historischer Beziehung, gestützt werden könnten.

Da wir die Grafschaft Görz als ein deutsches Gebiet zu betrachten haben, gelangen wir zu der Erörterung, seit wann und in wie fern sich daselbst deutsche

Digitized by Google

Sprache und Sitte eingebürgert haben. Bei dem Entstehen der Grafschaft war die (wohl noch dünn gesäete) Bevölkerung des dazu gehörigen Gebietes eine slavische — slovenischen Stammes — welche ihre damaligen Sitze mit geringer Ausnahme bis auf den heutigen Tag behauptet hat. Nur am Fuße des Coglio, am Rande der friaulischen Ebene, bei Cormons, saßen Einwohner friaulischer Mundart. Das Culturleben der Grafschaft aber war seit den frühesten Zeiten ein deutsches und blieb es, so lange als die Grafen von Görz das Land regierten. Die Grafen selbst, zuerst die Eppensteiner, dann seit dem Beginne des 12. Jahrhunderts die Lurngauer Grafen, waren deutscher Abstammung, und hielten sich stets mit den deutschen Nachbarländern in engster Verbindung. Dazu trug vornehmlich bei, daß die Lurngauer Grafen (zugleich Pfalzgrafen von Kärnten) in ihrer ursprünglichen Heimat, im Lurngau und im Puster-Thale ihre ausgedehnten Besitzungen beibehalten hatten, wie überhaupt der größte Theil von Ober-Kärnten ihnen gehörte, und daß sie von dort ihre meisten Einkünfte bezögen. In den beiden letzten Jahrhunderten ihres Bestandes hatten sie auch ihre gewöhnliche Residenz im Schlosse Bruck bei Lienz im Puster-Thale aufgeschlagen. Ihre Bündnisse so wie ihre Verschwägerungen erfolgten meist mit deutschen Regentenhäusern und Familien des hohen Adels. An ihrem Hofe wurde nur deutsch gesprochen, ja es gab Regenten, welche, wie Graf Albert II., mit ihren friaulischen Unterthanen durch Dollmetsche verhandeln mußten, da sie keine andere als die deutsche Sprache kannten; mit dem Grafen Albert IV. hatte es dasselbe Bewandtniß. Der Görzer Adel, welchen die Grafen als ihre Vasallen und Ministerialen meist aus dem Puster-Thale und Kärnten in das Land gezogen hatten, war seinem überwiegenden Theile nach deutsch. Als Graf Heinrich II. dem Orte Görz städtische Privilegien verlieh, waren die aus den Ministerialen hervorgegangenen Bürger meist deutscher Abkunft, wie die uns erhaltenen Namen ihrer Familien darthun.

Die Sprache der Verwaltung und der Gesetzgebung war (abgesehen von mehrfachen in lateinischer Sprache abgefaßten Urkunden) die deutsche, das friaulische Statut, welches auch in Görz Gesetzeskraft erhielt, wurde zu diesem Behufe in das Deutsche übersetzt, die Privilegien, welche die Grafen ausfertigten waren deutsch, und selbst in der ökonomischen Verwaltung bediente man sich bei Abfassung der Urbarien der deutschen Sprache, wie das noch vorhandene (der nächstfolgenden Zeit angehörige) Urbar der (ursprünglich italienischen) Familie Orzone darthut.

Auf die Regierung der Grafen folgte seit 1500 die österreichische Herrschaft, unter welcher der Gebrauch der deutschen Sprache in Görz mehrfache Phasen zu durchlaufen hatte [1]). Bei dem Beginn dieser Periode war mit geringen Ausnahmen

[1]) Bei der nun folgenden Auseinandersetzung haben wir zu Gewährsmännern die Görzer Geschichtschreiber Morelli und Dellabona welche ihre Werke in italienischer Sprache schrieben,

Digitized by Google

die allgemein übliche Sprache in der Verwaltung, unter dem Adel und in der Stadt die deutsche, während das Landvolk der heimischen slavischen, und die Bevölkerung des schmalen Gebietsstreifen am Abhange des Coglio der friaulischen Sprache sich bediente. Mit der Sprache waren auch die Sitten und Gewohnheiten in Görz deutsche, wie dies schon die Namen der vorzüglichsten adeligen Familien und der Bürger zu jener Zeit erkennen lassen.

Die Erwerbung eines Theiles von Friaul unter Kaiser Max I. bewirkte, daß die Görzer, welche mit jenem Gebiete in vielfachen Beziehungen standen, neben der deutschen sich auch die friaulische Mundart der italienischen Sprache aneigneten [1]). Die fremden Rechtsgelehrten, welche in Ermanglung einheimischer sich in Görz ansiedelten, führten in den gerichtlichen Acten die lateinische Sprache statt der deutschen ein. Die Wiener Regierung weigerte sich zwar, lateinische Acte anzunehmen und verordnete (1556), daß alle Eingaben bei Gericht in der nationalen (deutschen) Sprache verfaßt sein sollten. Die Folge davon war, daß man zwar die lateinische Sprache nicht mehr gebrauchte, daß aber, da es an heimischen des Deutschen kundigen Rechtsgelehrten gebrach, die Richter, Advocaten und Notare die italienische Sprache anwendeten. Die Landstände, auf die Wiederherstellung des Gebrauches ihrer Sprache bedacht, verordneten zwar, daß die Parteien verpflichtet seien, die Vertheidigung ihrer Rechtssachen deutschen Advocaten anzuvertrauen, und inzwischen in den Gerichtsverhandlungen die lateinische statt der italienischen Sprache anzuwenden, sowie sie auch selbst in ihren Angelegenheiten sich stets der deutschen Sprache bedienten; sie konnten aber nicht hindern, daß bei der Zunahme der Bevölkerung die friaulische und italienische Sprache derart überhand nahm daß sie den Vorrang vor der nationalen gewann. Es war dies auch ganz natürlich und der damaligen Cultur förderlich. Görz war durch die weite Entfernung, die schlechten und wenigen Straßen und die mangelnden Communicationsmittel von den größeren deutschen Orten räumlich getrennt, mit den Städten des benachbarten Friaul, Udine und (hauptsächlich) Cividale in naher und leichter Verbindung. Während in Deutschland selbst an den Sitzen der regeren geistigen Thätigkeit die Cultur noch in ihren ersten nicht weit reichenden Anfängen sich befand, hatte dieselbe in Italien, welches in dieser Beziehung allen anderen Ländern Europa's voranging, schon einen hohen Grad erreicht. Die Rückwirkung dieser Umstände mußte sich in dem Eindringen und Umsichgreifen der italienischen Sprache in Görz äußern.

---

aber innig vertraut mit den heimatlichen Zuständen in der Vergangenheit, eine rühmenswerthe Unparteilichkeit zur Schau tragen

[1]) Es fehlte auch zu jener Zeit nicht an italienischen und slavischen Familien, die sich in Görz ansiedelten; doch zeugt es von der Allgemeinheit der deutschen Sprache und dem Bedürfnisse, sie zu erlernen, daß die hierher aus Friaul gekommenen Familien wie die Attems, Rabatta und andere sich alsbald mit der deutschen Sprache vertraut machten, wie dies die von ihnen hinterlassenen Schriften und Acten darthun.

Digitized by Google

Mit der fremden Sprache verbreiteten sich auch fremde Sitten und Gewohnheiten; die italienischen Geistlichen hielten italienische Predigten in der Advent- und Fastenzeit, und mit den ersten Gerichtskanzlern, welche Italiener waren, wurden auch die bis dahin unbekannten Strafen der Galeere und der Corda (körperlichen Züchtigung mit Stricken) eingeführt. Doch erhielt sich noch theilweise die deutsche Sitte, wie der (nachmalige) Nuntius Girolamo Porzia (1564) berichtete: „Im Essen, Trinken und der Kleidung sind die Görzer Deutsche; allgemein werden die drei Sprachen deutsch, slavisch und italienisch gesprochen". Es bürgerte sich die Gewohnheit ein, daß sich die Männer aller Beschäftigung enthielten, und die Sorge für das Hauswesen und die ökonomischen Angelenheiten den Frauen überließen.

Der Mangel guter Erziehungsanstalten in den österreichischen Ländern und das Zuströmen italienischer Kaufleute und Handwerker drängte im 17. Jahrhunderte die deutsche Sprache in den Hintergrund. Wesentlich trug dazu bei, daß die Jesuiten bei der Eröffnung ihrer Schulen in Görz die italienische Sprache in denselben einführten; das schien um so weniger erklärlich, als die Jesuiten von Graz hieher kamen und das Görzer Collegium im Grunde nur eine Filiale des Grazer Collegiums war; es lag dem aber keineswegs eine Feindseligkeit gegen die deutsche Sprache, sondern eine politische Absicht zu Grunde [1]).

Da die italienische Sprache und Sitte immer mehr überhand nahm und man deßhalb die Zugehörigkeit der Grafschaft zum deutschen Reiche in Zweifel zog, entschlossen sich die Stände, denen an ihrem Verbande mit Deutschland und den Erbländern, auch wegen der bürgerlichen Folgen sehr gelegen war, den Grafen Orpheus Strassoldo an den Hof zu senden, um von dem Kaiser die Bestätigung ihres Verbandes mit dem Reiche und ihrer deutschen Nationalität zu erlangen. Hierüber erließ Kaiser Ferdinand unterm 16. Juli 1626 den bekannten umfangreichen Majestätsbrief, worin bestätigt wird, daß die gefürstete Grafschaft sowohl diesseits als jenseits des Gebirges seit den ältesten Zeiten ein Lehen des deutschen Reiches bilde, daß die Grafschaft dieselben Privilegien mit den übrigen Erbländern genieße und die Bewohner der Grafschaft für rechte geborne natürliche alte Deutsche anzusehen seien.

Der Statthalter der Grazer Regierung und Lavanter Bischof Stobäus bemühte sich, der deutschen Sprache in Görz wieder mehr Geltung zu verschaffen und schrieb darüber in richtiger Würdigung der Verhältnisse an Peter Casol, Secretär des Landesherrn Erzherzog Ferdinand: „Wir wünschen, daß sich der Gebrauch der deutschen Sprache in Görz wieder erneuere, welche vom Erz-

[1]) Wie Della Bona berichtet, lag die Ursache darin, daß die Jesuiten welche im J. 1606 aus dem venezianischen Staate vertrieben worden waren, den Entschluß faßten, sich in der nächsten Nachbarschaft desselben anzusiedeln, und dafür Görz wählten, um möglichst die Jugend des nahen italienischen Friauls an sich zu ziehen, was ihnen auch gelang.

Digitized by Google

herzoge Karl mit so gutem Erfolg eingeführt wurde, daß man bei Gerichte und im Umgange deutsch verhandelte und sprach, während derselbe gegenwärtig ganz in Verfall gerieth und statt der deutschen eine barbarische Sprache sich eindrängte, welche weder die lateinische noch die italienische ist. Um zu beurtheilen, von welchem Nutzen die Kenntniß der deutschen Sprache wäre, genügt es zu erwähnen, daß die Gesinnung und die Stimmung gewöhnlich mit der Sprache, die man spricht, übereinstimmt." Die Regierung that aber nichts zur Ausführung dieses Wunsches, sie stellte nicht einmal die deutschen Schulen her, die im vorausgegangenen Jahrhunderte so häufig wie die italienischen waren. Es war daher natürlich, daß italienische Gewohnheiten und Beschäftigungen sich immer mehr einbürgerten. Dazu gehörten das Ballonspiel, die Thierhetzen, die Schaustellungen und Marktschreier, die Comödien und die Maskenbelustigungen. Im Innern der Familie herrschte wohl noch die Einfachheit der Sitten, besonders unter den Frauen. Die Männer aber versammelten sich auf den öffentlichen Plätzen, in den Apotheken und den Wirthshäusern, wo sie auch ihre Rechtsgeschäfte abschlossen. Erst gegen das Ende des Jahrhunderts eröffnete eine angesehene adelige Familie, jene der Rabatta, ihr Haus zu geselligen Zusammenkünften der gebildeten Classe.

Der Hof hatte seit der Mitte des 16. Jahrhunderts seine Residenz in Graz aufgeschlagen; dies zog viele Görzer Adelige dahin, welche im landesfürstlichen Dienste ihre Talente verwerthen wollten, und sie thaten dies mit solchem Erfolge, daß sie viele der höchsten Posten einnahmen und in den Personen der Landesfürsten eine besondere Vorliebe für Görz hervorriefen. Die Görzer verdankten diese Vortheile der Lebhaftigkeit ihres Charakters, ihrem aufgeweckten Geiste, ihrer engen Verbrüderung und Kameradschaft unter einander und der Kenntniß der italienischen Sprache, welche bei den damals häufigen Berührungen mit Rom und den italienischen Fürsten ein nothwendiges Erforderniß für die Staatsmänner war. Gleichzeitig aber geriethen in der Heimat die Sitten in Verfall. Rohheit und Gewaltthätigkeit nahmen überhand; allmälig besserte sich aber gegen das Ende des Jahrhunderts dieser Zustand, wozu die geselligen Berührungen im Hause Rabatta und die nach und nach eindringende feine Sitte wesentlich beitrugen.

Dies zeigte sich noch mehr im Beginne des 18. Jahrhunderts. Die durch die neuen Straßen erleichterte Communication mit den benachbarten Provinzen und selbst mit der Residenzstadt Wien, die Einwanderung vieler deutscher Gewerbsleute, das durch den erhöhten Luxus vermehrte Zuströmen der dienenden Classe aus den deutschen Provinzen, endlich die häufigen ehelichen Verbindungen der Görzer mit Töchtern deutscher Familien wirkte auf eine größere Verbreitung der deutschen Sprache hin. Hiezu kamen noch andere fördernde Umstände. Die Grazer Regierung hatte (1724) die Gerichte neuerdings angewiesen, ihre Informationen in deutscher Sprache vorzulegen. Karl VI. machte (1736) die Kenntniß der deutschen Sprache zur Bedingung an die

Digitized by Google

Candidaten für öffentliche Aemter, welche Vorschrift von der Kaiserin Maria Theresia (1759, 1760, 1770) erneuert wurde. Die Bevölkerung der Stadt hatte um ein Drittheil, meist aus deutschen Elementen zugenommen. Vor allem aber wirkte einflußreich die Maßregel der Kaiserin, welche in richtiger Erkenntniß, daß die Schulen die Pflanzstätten nicht nur des Unterrichts, sondern auch der socialen und politischen Bildung sind, in Görz und anderen Orten deutsche Schulen neu errichtete. Das Bedürfniß, sich mit der Sprache des Landesfürsten und der höheren Aemter bekannt zu machen, wurde immer fühlbarer, weßhalb die Familien ihre jungen Söhne in eine deutsche Provinz zur Erlernung der deutschen Sprache sendeten und sich mit Lehrern und Dienern dieser Nation versahen. Mit der Sprache gewannen auch deutsche Sitten größere Verbreitung. Die Häuser wurden zuerst umgestaltet, an die Stelle des Ziegelbodens traten die Fußböden aus Holz, die Kamine wurden durch die Oefen ersetzt, die Thüren und Fenster wurden vergrößert, neue, dem steigenden Comfort entsprechende Möbel angeschafft, die Wohnungsräume erweitert, die Zahl der Dienstboten vermehrt. Selten sah man die adeligen Damen zu Fuße in der Stadt gehen, und die Zahl der Equipagen war noch vor der Mitte des Jahrhunderts fast eben so groß, als die Zahl der adeligen Familien. Die Mode übte mehr als zuvor ihre Macht über das schöne Geschlecht, welches durch die Zahl und Eleganz der Kleider seine Eitelkeit zu befriedigen suchte. Wenn durch diese Umgestaltung des häuslichen und öffentlichen Lebens die frühere Rauhheit der Sitten gemildert und der Charakter der Bewohner gesänftiget wurde, so wirkte andererseits der steigende Aufwand, welchem keine vermehrten Einnahmen zur Seite standen, auf die Zerrüttung der Vermögensverhältnisse hin, der Wohlstand vieler Familien wurde erschüttert und nicht wenige derselben verfielen der Armuth.

Schluß folgt.

Julius Payer, der Alpenforscher und Nordpolar-Fahrer.

Von Dr. Anton v. Ruthner.

I.

Als sich vor etwas mehr als zehn Jahren das österreichische Infanterieregiment Degenfeld in Verona in Garnison befand, vermochte ein junger Officier desselben, Lieutenant Julius Payer, dem Reiz nicht zu widerstehen, welchen das nahe Hochgebirge auf ihn ausübte. So oft es ihm nur möglich wurde, wanderte er in dasselbe und insbesondere zog ihn der Monte Baldo, dessen durch die reiche Abwechslung seiner Schluchten und Spitzen prachtvolles Massiv in die alte Stadt der Scaliger förmlich hineinragt, immer wieder von Neuem

Digitized by Google

auf seine Höhen. Die freie Zeit Payers war aber karg bemessen und so machte er jedes Mal für die Dauer seiner Abwesenheit unglaublich große Touren.

Die andern Officiere erklärten sich zwar mit Payers anstrengenden Bergpartien nicht einverstanden, denn sie meinten, dieselben müßten jedermann, umsomehr also den dem Anschein nach nicht sehr kräftigen Payer zu Grunde richten. Doch Payer fühlte nichts von diesen übeln Folgen und entwarf bald kühnere Pläne.

Schon im Jahre 1863 bestieg er den Culminationspunkt der Hohen Tauern, den 12009 Fuß hohen Großglockner. Er wählte dazu den Weg auf der Südseite von Kals aus, welcher, heute allgemein benützt und thunlichst gangbar gemacht, damals nur erst wenig gekannt war.

Payer beabsichtigte durchaus nicht, die Alpen als bloßer Bummler zu durchziehen. Das bewies er sogleich durch eine Schilderung seiner Glockner-Besteigung, und daß diese seine erste litterarische Arbeit in Petermanns geographischen Mittheilungen Aufnahme fand, mußte als ein günstiges Vorzeichen für seine Zukunft als Geograph betrachtet werden.

Der Aufsatz, veröffentlicht im 9. Heft, Jahrgang 1864, enthält neben dem Touristischen auch eigentlich orographische und geognostische Bemerkungen. Eine lebhafte Art der Darstellung ließ Payers wirkliches Interesse an seinem Stoffe, das „bei der Sache sein" desselben, nicht verkennen, doch außerdem war ein vorzügliches Verständniß der plastischen Gestaltung des Gebirges, die Gabe, das zu beschreibende Object durch die Feder Anderen anschaulich zu machen und überhaupt eine prägnante Schreibweise aus dem Erstlingswerke zu erkennen. Auch verriethen die in den geographischen Mittheilungen als Beilage der Abhandlung gebrachten Zeichnungen des Glockners von Payer das ausgesprochene Talent desselben als Zeichner, das ihm später vom größten Nutzen geworden ist.

Die Glockner-Reise mag auf Payers ganze Zukunft einen entscheidenden Einfluß ausgeübt haben. Es schwebt ein eigener Zauber über dem Hochgebirge, vorzüglich über den Gletschern. Manchem Menschen ist die Liebe zu ihnen angeboren, und haben sie einem solchen selbst bloß ein einziges Mal ihre Herrlichkeiten erschlossen, so ist er ihrer Macht anheimgefallen, er kehrt immer wieder zu ihnen zurück!

Wir finden denn auch Payer bereits im Jahre 1864 wieder in den Alpen. Diesmal aber packte er so recht eigentlich den Stier bei den Hörnern, indem er sich die Detailerforschung der Adamello-Presanella-Alpen in Süd-Tirol zur Aufgabe wählte.

Die Gruppe nimmt die südwestliche Ecke des Kaiserthums Oesterreich ein. Die Sarca theilt durch ihren Lauf durch Val Genova von ihrem Ursprung bis Pinzolo die Gesammtgruppe in die nördliche Presanella- und in die südliche Adamello-Gruppe.

Digitized by Google

Die Adamello-Presanella-Alpen sind der höchste Granitstock in den gesammten österreichischen Alpen, ihr Hauptthal, Val Genova, kann sich an Großartigkeit mit jedem andern Thale derselben messen. Ungebrochen steigen überall aus ihm die Granitmauern nahezu senkrecht zu ungeheurer Höhe empor. Nur an wenigen Stellen ist es den Gletschern gelungen, sich zuoberst anzusiedeln. Dafür stürzen desto gewaltiger die Gletscherenden des Adamello-Stockes im Hintergrunde des Thales in dessen Tiefe. Rings werfen sich jedoch auch die Gletscherbäche, nachdem sie beliebig eine Bahn bis auf die Sohle des Hauptthales in die Granitwände einzuschneiden nicht vermocht, in hohen Fällen herab zu Thal und zur Sarca, welche selbst im schmalen Granitgrund den Durchzug kämpfend, hier im eigentlichen Absturz, dort in Stromschnellen, erzwingen muß.

Wesentlich unterscheidet sich der Charakter der beiden Abtheilungen dadurch, daß der Presanella-Stock, besonders in seinem westlichen Theile, einen scharfen hohen Gebirgsgrat mit hinausgeschobenen Aesten darstellt, während die breiten Schultern der Adamello-Gruppe ein colossales eisiges Hochplateau tragen.

Diese wenigen Charakterzüge verrathen schon die Schwierigkeit der Aufgabe, welche sich Payer gestellt hatte. Die steilen Mauern waren schwer erklimmbar, die weiten Gletscherwüsten des Adamello bloß mit Gefahr zu durchschreiten. Doch noch manch anderer Umstand erschwerte die Aufgabe.

Bei gefährlichen Bergbesteigungen hängt der Grad ihrer Gefahr und ihr Gelingen zumeist von den Führern ab. Der Fremde hat in den seltensten Fällen Zeit genug, um schon früher die zu bezwingende Höhe so allseitig zu untersuchen, daß er hinsichtlich des einzuschlagenden Weges nicht auf das Urtheil der Führer angewiesen wäre. Wählen diese nicht den zweckmäßigsten Weg, so kann eine Expedition dadurch in große Gefahr kommen oder mißlingen. Auch der Muth und die Energie der Führer entscheiden. Fehlen ihnen diese Eigenschaften, so werden sie bei eintretender Gefahr dem Fremden keine Hülfe leisten, ja selbst von ihm Hülfe benöthigen und ihn entmuthigen, weil Muthlosigkeit nur zu leicht ansteckend wirkt. Auch werden sie ein Unternehmen bald als unausführbar erklären und gegenüber einer solchen Erklärung auf der Durchführung desselben zu bestehen, bleibt für den Reisenden stets eine mißliche Sache.

Die Adamello-Presanella-Gruppe liegt nun im Gebiete der italienischen Sprache, der Italiener eignet sich aber ungleich minder als der Deutsche zum Führer im Hochgebirge. für das er überhaupt weniger Interesse hat. Dazu kam, daß die Gruppe bisher von Fremden so viel als gar nicht besucht worden war, daß daher jede Gelegenheit zur Heranbildung auch nur einiger brauchbarer Führer gemangelt hatte.

Nicht das letzte Hinderniß, welches Payer zu beseitigen hatte, waren endlich die ungenügenden Landkarten über den Theil der Gebirge, welchen er be-

Digitized by Google

reisen wollte. Die darüber bestehenden Specialkarten widersprachen sich, besonders in der Nomenclatur, in auffälliger Weise.

Alles in Allem bedacht, schienen hier für Payer keine großen Erfolge zu erringen zu sein. Und dennoch hat er sie errungen.

Davon war jedermann, besonders jeder Kenner der Alpen, überzeugt als im Jahre 1865 seine Leistungen aus dem Jahre 1864 im Ergänzungsheft Nr. 17 der geographischen Mittheilungen Petermanns veröffentlicht wurden.

Die Monographie hat einen orographischen und orometrischen Theil, bespricht die Gletscher, die geologisch-geognostischen Verhältnisse und im touristischen Theil einläßlich die einzelnen Bergbesteigungen. Die Schrift beurkundete einen bedeutenden Fortschritt Payers. Außer den anderen Vorzügen des Autors und seiner Schreibart sprach darin noch ein humoristisch-satirischer Ton an, welchen er vortrefflich zu handhaben versteht und in welchem er vornehmlich die häufige Geneigtheit der Italiener zu hochtrabenden hohlen Phrasen köstlich zeichnet.

Auch trat durch das gute der Monographie beigegebene Kärtchen zuerst die vorzügliche Eignung Payers zur Kartographie zu Tage.

Vor allem jedoch machte Payers Schrift Epoche durch das, was er geleistet und wie er es geleistet hatte. Man kannte jetzt den Muth, die eiserne Willenskraft und Ausdauer des jungen Mannes.

Wir bedauern, daß uns der Raum verbietet, die vielen Thatsachen anzuführen, welche darthun, welchen Schwierigkeiten Payer begegnete, und wie mannhaft er sie besiegte und dadurch genügend Beweise für die Eigenschaften zu liefern, die wir ihm soeben beigelegt haben. Einige wenige hervorzuheben möge uns indeß gestattet sein.

Tagemärsche von 14 bis 15 Stunden kamen wiederholt vor. Anstatt auf gefährlichen Stellen Hülfe bei den Führern zu finden, mußte er ihnen helfen. In der Regel ging er auf den Gletschern zur Auffindung verborgener Eisklüfte am Seile voran und oft übte er durch lange Zeit die offenbar den bezahlten Führern zukommende mühsame Verrichtung des Hauens von Eisstufen auf den glatten Eiswänden aus.

Bei der Besteigung des 10.000 Fuß hohen Corno lago scuro weigerten sich die Führer, Payer auf dem halsbrecherischen Wege, welchen er einschlug, zu folgen, jagten auf eigene Faust, während er auf ihm wirklich die Spitze erklomm, und versicherten ihm später, sie hätten gemeint, er sei verunglückt.

Bei der Besteigung des Adamello, 11.223 Fuß, und der Presanella, 11.269 Fuß, blieben die Führer beständig zurück, ja einer der zwei Begleiter war hier wie dort endlich gar nicht mehr weiter zu bringen, so daß Payer die Spitze beide Mal mit nur Einem Begleiter erreichte.

Genug! Payer hatte in der Adamello-Presanella-Gruppe seine Eignung zum Bergsteiger und Bergforscher glänzend bewährt.

Digitized by Google

Schon im nächsten Jahre, 1865, begann er ein Unternehmen, welches seinen Namen als Alpenforscher den berühmtesten anreiht.

Unmittelbar nördlich von der Adamello-Presanella-Gruppe, mit welcher sie durch den Sattel des Tonale zusammenhängt, liegt die Ortler-Gruppe. Ihr Name führt von selbst auf ihren Culminationspunkt, den 12.353 Fuß hohen Ortler, die höchste Spitze in den gesammten österreichischen Alpen.

So großartig die Ortler-Alpen sind, eben so unbesucht waren sie bis in die neueste Zeit. Der Ortler wurde je nach einem Zwischenraume von mehreren Jahren wieder einmal bestiegen, andere Berge oder Hochpässe betrat ausnahmsweise ein Fachmann, ein Botaniker, Geolog, Geometer oder Alpengeograph. Ihren südlichen italienischen Theil kannte beinahe gar niemand. Die Landkarten darüber ließen, vorzüglich in der Nomenclatur, Alles zu wünschen übrig.

Julius Payer faßte nun den Entschluß, die Ortler-Gruppe auf das Genaueste zu erforschen und sie kartographisch zu bearbeiten und hat diesen Entschluß in den vier Jahren 1865, 1866, 1867 und 1868 in Ausführung gebracht. Die Resultate seiner vier Gletscherreisen sind von Dr. August Petermann in Ergänzungsheften der Geographischen Mittheilungen der Oeffentlichkeit übergeben worden und zwar führen die einzelnen Hefte die Titel: Nr. 18 aus dem Jahre 1867: Die Ortler-Alpen (Sulden-Gebiet und Monte Cevedale), Nr. 23 aus dem Jahre 1868: Die westlichen Ortler-Alpen (Trafoier-Gebiet), Nr. 27 aus dem Jahre 1869: Die südlichen Ortler-Alpen, endlich Nr. 31 aus dem Jahre 1872: Die centralen Ortler-Alpen (Martell, Laas und Saent). Alle vier Hefte zerfallen im Wesentlichen in die Abschnitte Orographie, Orometrie, Thäler, Gletscher, Geognostisch-Geologisches und Touristisches, jedem ist ein Titelbild und eine Landkarte beigegeben, welche eben so wie der Text Arbeiten J. Payers sind.

Hat Payer die Kenntniß von den Ortler-Alpen nach jeder Richtung gefördert, so sind vorzüglich seine Landkarten höchst dankenswerthe Leistungen, speciell wegen ihrer auf die umfassendsten Erhebungen gegründeten richtigen Benennungen.

Auch wurde durch Payers Reisen wenigstens Ein Führer herangebildet, welcher im ganzen Ortler-Gebiet Bescheid weiß — Johann Pinggera.

Der Mann spielt in Payers Schriften eine große Rolle. Und mit Recht! Er theilte mit Payer alle Beschwerden und, wie wir bald hören werden, wirkliche Lebensgefahr. Gerade nach demjenigen, was wir früher über die Wichtigkeit der Führer im Hochgebirge bemerkten, dürfen wir den Satz aussprechen: Pinggera gefunden zu haben, war für Payer ein Glück. Denn er besitzt thatsächlich alle guten Eigenschaften, welche ihm Payer zuschreibt, ja Payer hat noch eine nicht zu unterschätzende zu erwähnen vergessen. Schreiber Dieses ist mit einer erklecklichen Zahl von Führern über steile Eiswände auf- und abgestiegen. Nichtsdestoweniger überraschte ihn Pinggera in derlei Lagen dadurch,

Digitized by Google

daß er gleich einer Fliege auf dem Eise haftet und selbst an der steilsten Stelle nicht einen Zoll weit in das Rutschen geräth.

Wir wollen nun einige flüchtige Rückblicke auf die einzelnen der vier Forschungsreisen und Publicationen Payers werfen; jede bietet des Interessanten genug und unterscheidet sich in Manchem von den andern, so daß sie für sich getrennt besprochen sein will.

Im Jahre 1865 hatte Payer sein Hauptquartier in dem 5840 Fuß hoch gelegenen Pfarrorte St. Gertrud im Sulden-Thale aufgeschlagen. Den Schluß des Thales bildet der großartige Sulden-Ferner. Ihn umgibt ein Kranz von Eisbergen, darunter der höchste der österreichischen Alpen, der Ortler, und der zweithöchste, doch unter ihnen allen am prachtvollsten gestaltete, die 12.195 Fuß hohe Königsspitze.

Nebst vielen anderen Spitzen des Gebietes hat Payer auch diese beiden Gebirgsmatadore erklommen. Daß er, wie jeder Ersteiger solcher Höhen, von den Unbilden der Witterung zu leiden, daß er einer oder der anderen Gefahr mit kaltem Blute, sicherm Auge und Tritt zu begegnen hatte, davon sei hier als von einer selbstverständlichen Sache nicht weiter die Sprache. Nur die wirklich große Gefahr ist erwähnenswerth, und eine solche trat unserm Alpenforscher auf der Königsspitze entgegen.

Der Berg war vorher kaum öfter als ein paar Mal wirklich erstiegen worden, darunter vom berühmten englischen Bergsteiger Tuckett. Den Ausspruch desselben, daß die Ersteigung ohne zureichende Schneehülle in hohem Maße gefährlich sein würde, fand Payer nur zu wahr.

Payer unternahm die Expedition am 5. September. Außer Pinggera begleitete ihn noch ein Träger. Doch dieser stürzte wiederholt und riß zuletzt bei einem neuerlichen Sturze, rasch abwärts gleitend, den in der Mitte am Seile gehenden Payer rücklings mit. Schon waren die Abrutschenden bei einer Schlucht angekommen, da erhielt sie Pinggera am Strick. Nun wurde der Ungeschickte zurückgelassen und so langten Payer und Pinggera allein am eigentlichen Fuß der Königsspitze an, in acht Stunden nach dem Aufbruch von St. Gertrud um 11¼ Uhr. Hier begann die Besteigung bedenklich zu werden.

Hören wir Payer selbst!

„Schon der nächste Schritt brachte Ernst in die Unternehmung. Vor uns erhob sich hoch eine sehr steile thauige Eishalde, seitlich und oberhalb, von unendlich zerrissenem Dolomit umsäumt, zogen zufolge der Sonnenwärme ununterbrochen kleine Murren und jagten in tollen Sprüngen Steine die glatte Bahn herab. Hier hinauf mußten wir, denn es galt, den östlichen Vorbau der Königsspitze zu erreichen, und Pinggera war mit meinem Vorschlag, über die Wände derselben emporzuklimmen, nicht einverstanden. Schräg stiegen wir die Pleiß hinan, beständig in der Erwartung, von den herabspringenden Steinen getroffen zu werden, weßhalb Pinggera, um so bald als möglich aus

Digitized by Google

ihrem gefährlichen Bereiche zu kommen, in größter Eile kaum kennbare Stufen hieb. Wir kamen glücklich zu dem Felshange der vorerwähnten Schulter, nur einmal hatte mich ein Stein an der durch den soliden Bergschuh wohlgeschützten Ferse getroffen. Noch einige Klafter ging es im verwitterten Dolomit aufwärts, dann standen wir auf der Schulter, 12 Uhr." Jetzt ging es eine kurze Strecke gut fort, dann aber nahm die Neigung des Berges plötzlich zu, die Axt mußte wieder die Arbeit beginnen. Bald fehlte jede Schneehülle, der Fallwinkel nahm beständig zu, die Stufen mußten darum sogar im Zickzack gemacht werden; doch zuletzt half auch dies nicht mehr; „eine schauerliche, gänzlich schneelose Pleiß folgte und zwang uns, nach rechts hinsteuernd, den steilen Eisgrat zu betreten, welcher durch die Verschneidung dieser Pleiß mit der riesigen Nordwand des Berges gebildet wird. Ueber diesen Eisgrat führte damals nach Pinggera's Ausspruch der einzige denkbare Weg auf die Spitze, welche jetzt wieder beständig zu wachsen schien. Es folgte", fährt Payer wörtlich fort, „nun ein Gang, der an der Grenze des Lebens hinlief, die Idee eines Fehltrittes — und sie war überschritten. Anfangs noch fußbreit, ging dieser Grat bald in eine völlige scharfe Schneide über, nicht einmal eine Schneewechte gab es, die Neigung erreichte an 50 °; der unmittelbar links anschließende Eishang war von so furchtbarer Steilheit, daß es Pinggera räthlich fand, die Stufen stets auf der Schneide selbst zu hauen, und rechts, genau neben unseren Tritten, sank die grauenvolle Eiswand über 3000 Fuß hinab in ungeheure Tiefe. Den Fuß des Berges konnten wir nicht sehen, dafür beständig die 6000 Fuß tieferen Gampenhöfe. In solchen Situationen wird die geringste Befangenheit oder Schwindel verderblich; bei der Abwesenheit jeden Anhaltspunktes, dem Umstande, daß man den Alpenstock bei jedem Schritt erst mühsam in die spröde Eishalde links einzustoßen hat, und bei dem ergreifenden Anblick der wilden Umgebung war es gewiß nicht leicht, sich ruhig und sicheren Trittes in die entfernten Stufen emporzuheben. Das Unerquickliche der Lage zu erhöhen, umhüllten uns Wolken, welche aus dem Val Cedeh aufgestiegen waren und die sonstige Reinheit des Tages trübten; Wind und Hagel folgten. Da begann der brave Pinggera, welcher bei seiner schweren Arbeit eben so viel Sicherheit als Kühnheit bewies, zu klagen; er drängte zur Eile und sagte: „„Wird der Wind stärker, so müssen wir uns hersetzen und können hin werden.""

Das Balanciren währte durch eine Stunde, beständig flogen mir die abspringenden Eissplitter ins Gesicht, die Spitze schien noch immer zu wachsen, endlich wurde der Neigungsgrad geringer, wir standen oben, starr vor Kälte und Nässe, 2 Uhr 25 Minuten, nach eilfstündigem Marsch."

Das Herabsteigen war natürlich nicht minder gefährlich als das Hinaufklettern. „Ich (Payer) ging voraus. Besondere Vorsicht erfordert das Herablassen in die entfernten Steige, langsam muß man das Knie biegen, den Fuß vorsetzen, das Knie darf nicht zittern, der Blick in die Tiefe nicht beirren, denn die geringste Stabilitätsverrückung kann der Führer nicht mehr abwenden. Nach

Digitized by Google

$^3/_4$stündigem Balanciren verließen wir die schauerliche Schneide, welche ich vorher noch abzeichnete, und wandten uns nach rechts, dem Bergkörper zu. Die alten, durch herabfallende Eissplitter und Hagel schon ziemlich ausgefüllten Stufen ging es herab, das Schwierigste war überstanden, wir athmeten frei auf." Auch auf der Pleiß sprangen keine Steine mehr herab, denn die eingetretene Kälte hemmte bereits das Abthauen des Eises wie das Ablösen der Steine. Ein strömender Regen begann aber und die Bergsteiger kamen tropfnaß nach 16stündigem Marsch in der Alpe Forno auf der italienischen Seite an und legten sich schließlich, noch immer naß, auf das Heu zur Nachtruhe.

Im Jahre 1866 eilte Payer nach Beendigung des Feldzuges in Italien, wo er bei Custozza mitgefochten, zur Fortsetzung seiner Untersuchung der Ortler-Alpen nach Trafoi. Wieder machte er zahlreiche Bergsteigungen, darunter manche sehr gefährliche.

Wir heben aus ihnen nur diejenige der Vorderen Madatsch-Spitze hervor. Es ist dies jener Felsklotz, welcher durch seine Stellung gerade im Hintergrund des Trafoier Thales, dadurch, daß sich sein dunkles Massiv zwischen tiefen lichten Gletschern erhebt, endlich durch seine imposante Form eine viel bedeutendere Rolle spielt als jene, wozu er bei der Nachbarschaft zahlreicher 10 und 11.000 Fuß hoher Berge durch seine bescheidene Höhe von 9830 Fuß berufen sein würde. Payer und sein Führer mußten am Rande tiefer Abgründe steile, glatte Platten überschreiten oder auf schmalem Gesimse hinkriechen, bis zu 50° geneigte Eisstreifen über einer unabsehbaren Tiefe, endlich einen sogar zu 60° geneigten Kamin hinanklettern, wobei sie sich an dem hie und da haftenden Schnee mit den Fingern wie mit Krallen festzuhalten suchten.

Den gefahrvollsten Unternehmungen muß der Hinabstieg auf den Sulden-Ferner von dem am Fuße des M. Zebru in der Höhe von circa 10.800 Fuß eingeschnittenen Hochjoch angereiht werden. Die Eiswand, über welche es hinabgeht, ist bei 2000 Fuß hoch, 50 bis 55° geneigt. Bei Mangel an Schnee wäre daher der Gang über sie eine bare Tollkühnheit.

Payer hatte die Karte der 1. Section, Sulden, à la vue mit Benützung des Skeletts der Generalstabskarte verfaßt, diejenige, welche er von den westlichen Trafoier Alpen anfertigte, konnte bereits Ansprüche auf einen höheren Werth machen, weil er sich bei den Aufnahmen eines vorzüglichen Winkelinstrumentes bedient hatte. Schreiber Dieses erinnert sich noch mit Vergnügen daran, wie er auf den Wunsch Payers das Manuscript davon dem würdigen früheren Director des k. k. militär-geographischen Instituts, FML. v. Fligely, zeigte, dieser es lange betrachtete und dann erklärte, die Technik sei noch recht mangelhaft, aber ein Verständniß der Naturformen, ein Talent der plastischen Darstellung und eine ungemeine Liebe zur Sache daraus unverkennbar. Im nächsten Jahre war Payer wirklich schon dem Institut zugewiesen.

Digitized by Google

Wir kommen zu Payers dritter Ortler-Reise, der für ihn selbst, aber auch in ihren Erfolgen für die Allgemeinheit, lohnendsten, weil sie ein fast absolut unbekanntes Terrain aufschloß. Sie ward jedoch für Payer auch die an außerordentlichsten Erlebnissen reichste.

Der Standort Payers war das Pfarrhaus, die Canonica, des Badeortes Pejo im Val di Pei, einem Seitenthale des Val di Sole. Pinggera war wieder citirt, aber auch ein italienischer Führer, ein alter Schwätzer, doch braver Mensch, Namens Chiesa, aufgenommen worden. Payer schildert in seiner Abhandlung recht humoristisch die Bedenken Pinggera's gegen diesen als „Walscher" für ihn selbstverständlich „ganz schlechten Menschen", mit dem er sich sprachlich gar nicht verständigen konnte.

Gerade in den südlichen Ortler-Alpen hatte jedoch Payer mehrere Abenteuer der bedenklichsten Art zu bestehen. Der Zufall hat ihn bei seinen bisherigen Unternehmungen mit den Bären, zuerst der braunen, dann der weißen Farbe, vielfach in Contact gebracht. In keinem Theil der österreichischen Alpen halten sich noch so viel Bären auf, als in der Adamello- und Ortler-Gruppe. Die Schläge des Pöllers, welchen der Senne in der Malga la Mare allabendlich zur Verscheuchung der Bären zwei Mal abbrennt, tönten zu Payers verschiedenen Nachtquartieren oder Bivouacs herüber. Als er aber am 19ten September zur Ersteigung des M. Giumella im Baito Fratta secca übernachtete und um 8 Uhr nochmals vor die armselige Hütte trat, vernahm er in den hohen Kräutern um sie, nur wenige Schritte entfernt, Geräusch und schwere Tritte. Die durch den Nebel noch vermehrte Finsterniß der Nacht hinderte ihn, die Veranlassung auszunehmen. Kaum war er jedoch zu den Führern in den Baito zurückgekehrt, als sich an dem sich an den Erdboden anschließenden Dach der plumpe Schritt eines Thieres hören ließ. Chiesa's „Il Orso" und Pinggera's „der Bär" ertönte gleichzeitig, die Thüre wurde rasch verschlossen. Der ungebetene Gast trollte sich aber bald weiter, ohne einen Versuch zu machen, in die Hütte einzudringen.

Ernstlicher wurde Payers Leben bei der Besteigung des Pallon della Mare, 11.608 Fuß, bedroht. Nach einem Bivouac bei Regen war man am Ende einer nur bei drei Schritt breiten, sehr tiefen und steilen Rinne zwischen den Felsen der Cima Tov di Malé und dem Gletscher Vedretta rossa dort angekommen, wo das überhängende Eis des Gletschers die Wände unmittelbar berührte. Es galt, über einen Felsen von 6 Klftr. Höhe zum Eise hinaufzuklettern. Mehrere Versuche waren bereits mißlungen. Pinggera stand eben auf den Schultern Payers und Chiesa's, um sich von da zu einer Ritze in der Wand emporzuschwingen. Da hörte man die Blöcke hoch oben in den Felsen herabbrechen. Payer erzählt weiter: „Schnell herab! verbergt Euch!" rief ich den Leuten zu.

„Wir krochen unter das überhängende Eis des Schlundes und erwarteten die Steinlawine. Sand, Schmutz und Wasser fielen auf meinen Hut, ich

Digitized by Google

wähnte mich unter dem Ueberhange des Eises, blickte daher verwundert auf und machte die fatale Entdeckung, daß ich allein nur mit der Hälfte des Körpers geborgen war. In demselben Augenblicke schlugen riesige Blöcke donnernd in unser Asyl; mit dem Bewußtsein, mich ihrer Bahn nicht entziehen zu können, sah ich sie vor meinen Augen fallen; ein kopfgroßer Stein fiel auf meinen linken Oberschenkel. Als die Gefahr vorüber war, kamen angsterfüllt die Führer. Chiesa rief: „Hat Sie der Stein auf die Brust getroffen?“ Man richtete mich auf, zum Glück war der Fuß noch ganz, des betäubenden Schmerzes achtete ich wenig. So rasch wie möglich, durch die Führer unterstützt, verließ ich die unheimliche Stelle, welche gleich darauf der Schauplatz einer zweiten Steinlawine war.“

Trotz seiner Verwundung gab Payer die Expedition nicht auf. Er wählte jetzt nur den Weg über den Gletscher, entkam auch hier mit knapper Noth springenden Steinen, erreichte aber zuletzt doch glücklich die Spitze. Auch auf dem Wege hinab zur Forno-Alpe sprangen auf der gerade dieser Gefahr halber furchtbaren Scala del Forno mächtige Blöcke um die kühnen Bergsteiger, tönte es rings um sie wie eine Kanonade, entkam Payer noch tief unten mit Noth mehreren in Sturmeseile und in colossalen Sätzen gegen ihn herabspringenden „Dreihundertpfündern“ und fuhr eine neue Steinlawine über die Köpfe der durch eine Felswand Geschützten dahin.

Doch das bedeutendste Erlebniß Payers vollzog sich am 21. September. Er war mit den zwei Führern am 20. durch Unwetter in die Schafhütte Frattasecca, in welcher ihn am Abende vorher der Besuch des Bären überraschte, zurückgetrieben worden. Nachdem er Chiesa nach Pejo geschickt hatte und es am 21. Morgens klar geworden, bestieg er in der That mit Pinggera bei — 7 ° R. den 11.234 Fuß hohen Gipfel des M. Giumella. Sie waren schon um 9¾ Uhr auf ihn gelangt und standen in etwas mehr als einer halben Stunde auch auf der von ihm westlich aufragenden, von Payer Punta S. Matteo getauften 11.494 Fuß hohen Eisspitze. Obgleich sich das Wetter zum Uebles gestaltete, beschloß Payer dennoch, sofort den südöstlich vom Bade S. Caterina in der Ecke zwischen Val Gavia und Val Forno gelegenen Pizzo Tresero, 11.220 Fuß, zu ersteigen. Nebel bedeckten den Berg, und seine Lage konnte darum nur vermuthet werden. Payer wählte deßhalb um so mehr als Weg auf ihn die ihm von früheren Expeditionen in der Umgegend her bekannte, lange Eisschneide, welche die beiden Gipfel Punta S. Matteo und P. Tresero verbindet, jetzt jedoch des Nebels halber gleichfalls nicht sichtbar war. Pinggera sprach sich vergebens für eine Umgehung der schauerlichen Eismauer auf.

Die nun folgenden Ereignisse möge uns Payer selbst erzählen: „Wir stiegen also von der Spitze über den bis 50 ° steilen Firn hinab, je anderthalb Schritte seitwärts befanden sich ungeheuere Abgründe. Ungeachtet der Weichheit des Schnees hieß es, wie ich jetzt erkenne, das Geschick herausfordern, als ich diesen Hang hinabfuhr; Pinggera rief in Verzweiflung darüber erzürnt aus:

Digitized by Google

„„Sie sind ja dümmer als die Nacht““, welcher Schmeichelei ich jedoch unter den geschilderten Umständen kein Gewicht beilegte.

Nun folgte ein denkwürdiger Gang über die lange Schneide, umrandet von furchtbaren Tiefen und verhüllt durch Nebel. Ohne die Gefährlichkeit desselben zu erwägen, wanderten wir — zum Glück unangebunden wie immer — die Hände in der Tasche, rauchend und den Bergstock unter dem Arm, arglos auf einer über den Berggrat nach der Seite des Forno-Gletschers überhängenden Schneewechte fort. Da brach plötzlich ein Stück derselben ab, Pinggera stürzte, erhielt sich jedoch noch wunderbar zwischen Schneebeulen am obersten Saume der colossalen Eiswand und schwang sich wieder auf die Schneide hinauf.

So furchtbar ernst diese Mahnung auch war, wir achteten ihrer nicht, schritten vielmehr, ohne den Vorfall zu erörtern, weiter. Wieder hielt sich Pinggera, welcher ungefähr fünf Schritte vor mir herging, zu nahe am Rande der Schneewechte, ich machte ihn darauf aufmerksam, er aber erwiederte: „„Besser zu weit rechts als links, denn fallen wir die Felsen hinab, so zerschellen wir wie Glasflaschen.““ Genau in dem Augenblick, wo ich die erneute Warnung: „„Wenn es jetzt hier wieder eine Schneewechte gäbe““ ausgesprochen, erfolgte ein dumpfer Knall, verursacht durch die Ablösung des gesammten Schneeüberhanges, auf welchem wir uns befanden, — ich sah Pinggera lautlos kopfüber die Eiswand auf den Forno-Gletscher hinabstürzen und folgte ihm mit dem Bewußtsein des Unterganges in demselben Momente nach. Sogleich verlor ich Hut, Brille und Bergstock, und schneeumhüllt, gewissermaßen in einer Lawine, glitten wir in raschem Fluge die Hänge hernieder, wurden an senkrechten Abbrüchen hinausgeschleudert und momentan befanden wir uns dann in freier Luft, mit bangem Gefühl das Auffallen — möglicher Weise auf ein Felsriff erwartend. Während dieses nur wenige Augenblicke dauernden Sturzes hatte ich Anfangs den Kopf voraus, sah Nichts, und Alles, an was ich mich anzuklammern suchte, war geballter, mitfliegender, aufwirbelnder Schnee; unwillkürlich fiel mir die Matterhorn-Katastrophe ein, doch auch ein ähnliches, von Engländern glücklich überstandenes Abenteuer am Monte Rosa. Ich selbst erreichte, zuletzt über einen an 80 Fuß hohen senkrechten Absatz des Eises herabstürzend, in horizontaler Seitenlage eine tiefe Schneegrube und blieb darin stecken — ein wunderbares Glück!

Im ersten Augenblicke fühlte ich mich wie erschlagen, obgleich heftig erschüttert, stöhnend und aus Mund und Nase blutend, war ich doch unverletzt, zu welcher Ueberzeugung ich jedoch erst kam, als ich mich aufrichtete und von der erstarrenden Schneeumhüllung freimachte. Der nächste Gedanke galt Pinggera; mit halb eingefrorener Stimme rief ich seinen Namen, — die Eiswände gaben das Echo, lautlose Stille folgte. Ich fand es überhaupt unmöglich, daß auch er lebend davon gekommen sein könne. Am nächsten lag die Annahme, daß er in eine der unmittelbar am Fuße der Eiswände beginnenden

Digitized by Google

Schluchten gefallen sei. Knapp hinter mir gähnte ein tiefer, weiter Spalt, über welchen mich der letzte Eisabsatz geschleudert hatte. Bei diesem so lieblichen Anblick erkannte ich erst die Größe der überstandenen Gefahr; hätte mich nicht die Thatsache überzeugt, so würde ich es für undenkbar gehalten haben, dem Untergange an dieser Stelle entrinnen zu können. Am Rande der Schlucht lag mein Hut, daneben das noch gefüllte Weinfäßchen, welches Pinggera getragen hatte, dieses selbst war von einem feinen undurchbrochenen Schnee- und Eisgewebe größtentheils überzogen. Ich ging von Schlucht zu Schlucht, vergeblich den Namen meines Führers rufend. Die Situation begann grauenhaft zu werden; gelang es mir nicht, seinen Aufenthalt zu entdecken, war er in einen Spalt gestürzt, so war er rettungslos verloren; menschliche Hülfe konnte vor zwölf Stunden nicht eintreten, bis dahin mußte er der Kälte erliegen. Eine tiefere Gletscherterrasse zu untersuchen, fuhr ich einen schroffen, ohne Steigeisen ungangbaren Firnhang herab, um nicht hinabzufallen. Endlich antwortete mir eine schwache Stimme, durch das zweite Augenglas erkannte ich einige 100 Fuß über mir eine schwarze, kleine Figur, es war Pinggera, welcher sich langsam und mit großer Mühe abwärts bewegte.

Den bangen Augenblicken folgte das freudigste Wiedersehen, Pinggera lachte, weinte, gab mir die Hand, wir priesen unser Glück. Unsere Sturzhöhe läßt sich nicht genau angeben, doch dürfte sie nicht unter 800 Fuß betragen haben. Pinggera hatte Alles, was er getragen, eingebüßt und sich durch die Steigeisen am linken Oberschenkel nicht unerheblich verletzt; auch ihn hatte das Fallen in eine Schneegrube gerettet."

Und was thaten die Verunglückten nun? Sie faßten sogleich den Entschluß, den M. Tresero unverweilt vom Forno-Gletscher aus zu ersteigen! Sie waren dazu ohne Axt, Steigeisen und Bergstock! Am Kleinen Tresero hingen Eisklippen lawinendrohend herab, man mußte schnell aus ihrem Bereich zu kommen suchen und hatte es dabei mit einer furchtbar steil geneigten Eispartie zu thun, welche mit bloß wenig Neuschnee bedeckt war, der wieder seinerseits jeden Augenblick selbst mit den kühnen Wanderern in die Tiefe abzurutschen versprach. Doch das Glück begünstigte sie auch hier; sie gewannen ohne weiteren Unfall die Spitze, fanden aber oben eine solche Kälte, daß sich Lodenrock und Gesichtshaare dicht bereiften.

Als sie vom Tresero südlich auf die Vedretta Gavia hinabstiegen, donnerte wirklich jene Eislawine vom Kleinen Tresero zur Tiefe, welche sie im Aufwärtssteigen so sehr gefährdet hatte. Jetzt aber war der Weg abwärts auf dem Eise ohne die Hülfe des Bergstockes, der Eisen und jener über den von Klüften durchquerten Gletscher ohne Strick für unsere Bergsteiger höchst bedenklich. Sie kamen jedoch ohne Zwischenfall in das Val Gavia und stiegen von da hinab nach Val Mazza. Pinggera schmerzte sein verwundeter Fuß stark, auch hatte sich bei ihm eine heftige Augenentzündung eingestellt und so blieben sie in einer der Hütten des Thales über Nacht. Payer erzählt, die ganze Nacht durch das

Digitized by Google

Gefühl gequält worden zu sein, als würde er den Boden unter den Füßen verlieren und hinabstürzen.

Am folgenden Tage konnte Pinggera das Kniegelenk nicht bewegen, die Augen nicht öffnen, dennoch marschirte er, von Payer geführt, mit verbundenen Augen über Pezzo nach Pejo.

Fortsetzung folgt.

Die 28. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner zu Leipzig.

Die Versammlungen deutscher Philologen und Schulmänner gehören zu den ältesten Wanderversammlungen. Der erste Gedanke zur Gründnng derselben wurde von Rost auf der Naturforscher-Versammlung zu Jena 1836, der einzigen damals bestehenden Wanderversammlung Deutschlands, gefaßt. Thiersch, Göttling und Ritschl besprachen, als sie 1837 mit Rost sich auf der Fahrt zu der Jubelfeier der Georgia Augusta (Universität Göttingen) zusammengefunden hatten, den Plan weiter, Göttling und Ritschl zu rascher Ausführung geneigt, Thiersch bedächtig zögernd. Erst in Göttingen, wo v. Leutsch und Schneidewin einen gemeinsamen Vereinigungspunkt den zur Festfeier gekommenen Philologen sorglich vorbereitet hatten und wo sich die verschiedenen Richtungen der Philologie begegneten, reifte das Project der Entscheidung entgegen. Am 20. September 1837, am Tage nach dem Jubelfeste, wurden in Gegenwart des deutschen Aristoteles, Alexanders von Humboldt, in O. Müllers Hause die Statuten angenommen und von 27 Anwesenden unterzeichnet.

Es waren damals drängende Motive, die zu einer solchen Vereinigung bestimmten. Zuerst und vor allem handelte es sich um die Ausgleichung eines wissenschaftlichen Gegensatzes, der damals in dem Betrieb philologischer Studien scharf hervortrat, des Gegensatzes zwischen historischer und sprachlicher, realer und formaler Philologie. Es handelte sich durch Herbeiführung persönlicher Berührung den widerlich häßlichen Ton der Polemik verschwinden zu machen, der sich in der Kritik eingenistet hatte. Es galt den Kampf gegen die Gegner, welche den Humanismus in den höheren Schulen verdrängen wollten, die alten Sprachen als unnütz verwarfen und die neuen Realschulen als allein auf der Höhe der Zeit stehend betrachteten, es galt den Kampf gegen die maßlos andrängenden materiellen Interessen so wie gegen das ungründliche Zuviellernen.

Als Professor Eckstein 1867 in Halle die Geschichte der fünfundzwanzig stattgefundenen Versammlungen erzählte, konnte er diese Zwecke als erreicht bezeichnen. Jener wissenschaftliche Gegensatz ist längst ausgeglichen, die reale Philologie hat ihren Platz neben der formalen eingenommen und beide haben sich nachhaltig fördern gelernt. Die gehässige Polemik ist seltener geworden,

Digitized by Google

der Kampf zwischen Humanismus und Realismus ist in Deutschland im Wesentlichen beglichen, nachdem selbst die hervorragendsten Vertreter der Naturwissenschaften eine gründliche philologische Bildung für ihre Studien als unerläßlich bezeichnet haben. Und dennoch blühen und gedeihen die Versammlungen von Jahr zu Jahr mehr, wie die wachsende Zahl ihrer Besucher zeigt. So wurde Frankfurt a. M. von 344, Berlin von 353, Wien von 366, Dresden von 436, Hannover von 444, Heidelberg und Kiel von 477, Halle von 582, die diesjährige Versammlung zu Leipzig aber von 923 Mitgliedern besucht.

Allerdings trat an Stelle des alten Streites zwischen realer und formaler Philologie ein neuer, der zwischen der auf Kritik und Exegese sich beschränkenden strengen Philologie und der vergleichenden Sprachwissenschaft, welche mit der ganzen Rüstigkeit aufstrebender Kraft ihren gebührenden Platz sich erobert und im verzeihlichen Uebereifer allein etwas zu sein vermeint. Und fort und fort muß gestrebt werden, die Methode des Unterrichts mehr und mehr bildend und fruchtbar zu machen. Aber nicht diese Motive allein haben die Versammlungen so lange Zeit lebenskräftig erhalten. Es liegt ein eigenthümlicher Reiz darin, Männer, mit denen man jahrelang im geistigen Austausch gelebt, einmal von Antlitz zu schauen, sich in ungezwungenem Verkehr mit tüchtigen Fachgenossen zu neuer Arbeit anregen und vielleicht wohl auch zu größeren wissenschaftlichen Arbeiten, welche die vereinigten Kräfte oder die Hülfe einer größeren Anzahl in Anspruch nehmen, bestimmen zu lassen. Es eröffnen sich durch derartige Congresse Vortheile, die sich nicht sämmtlich definiren, noch weniger controliren lassen.

Zahlreicher wie je strömten die Philologen und Schulmänner Deutschlands in der verflossenen Pfingstwoche Leipzig zu. Die letzte Liste wies 923 Festgenossen nach. Nur Oesterreich war durch ein kleines Häuflein, den Herrn Director des Nationalmuseums in Pest, Franz von Pulszky und die Professoren Hartel, Hoffman, Sachau und Schröer aus Wien, Jülg und Wilmanns aus Innsbruck vertreten. Diese Frequenz erklärt sich zum Theil durch die lange Pause seit der letzten Versammlung in Kiel im Herbst 1869, welche wegen der kriegerischen Ereignisse der letzten Jahre hat eintreten müssen. Zugleich war es die erste Versammlung im neuen deutschen Reich, an der wer nur irgend konnte nicht fehlen mochte. Die Regierung des Landes, die Stadt Leipzig und das rührige Präsidium thaten, was an ihnen lag, solch unerwarteter Frequenz zu genügen und den Aufenthalt in Leipzig zu einem recht angenehmen zu machen. So veranstaltete die Stadt einen Ausflug nach dem schönen Grimma. Die sächsische Regierung trug einen namhaften Theil der Auslagen. Der Theaterdirector Haase stellte 300 Plätze für den Abend des zweiten Versammlungstages zur Verfügung und sorgte für eine musterhafte Aufführung der Oper Fidelio. Die angesehensten Familien Leipzigs boten gastliche Aufnahme.

Die Gesammtsitzungen sowie die Sitzungen der Sectionen und die geselligen Zusammenkünfte fanden im Schützenhause statt, das mit seinen Sälen,

Digitized by Google

Nebenhäusern und Gärten für einen solchen Zweck sich als höchst passend erwies.

Präsident der Versammlung war nicht der berühmte Forscher, das Haupt der ausgebreitetsten Philologenschule Deutschlands und die erste philologische Zugkraft der Leipziger Universität, Friedrich Ritschl, welchen dazu die letzte Versammlung in Kiel bestimmt hatte. In Folge einiger unangenehmer Zwischenfälle war Ritschl zurückgetreten und hatte Georg Curtius Platz gemacht, der den bewährten Leiter und Sprecher Eckstein zur Seite hatte.

Die Versammlung wurde, nachdem sich Abends vorher die Theilnehmer in den Sälen des Schützenhauses begrüßt hatten, Mittwoch, den 22. Mai 10 Uhr Vormittags mit einer meisterhaften Rede des Präsidenten Curtius eröffnet. Der Redner besprach die Aufgabe, welche der Philologie unter den neuen Verhältnissen zu erfüllen obliegt. In den vorausgegangenen Kriegsjahren habe sich der ideale Sinn der deutschen Jugend bewährt, die ihre Pflicht im Felde gethan und mit frischer Kraft nach gethaner Kampfesarbeit in die Arme der Musen zurückgeeilt. Was errungen worden, sei zum Theil ein Werk der Schule und diese Zucht des Geistes habe man nicht zum geringsten den philologischen Studien zu verdanken, welche eine selbstlose Vertiefung in fremde Gedanken fordern und die Gewalt der Phrase, Unwahrheit und Unklarheit abstreifen lehren; die Pilologie müsse aber um so bereitwilliger der Strömung einer neuen Zeit sich überlassen, um so mehr nach neuen Wegen und Aufgaben suchen, je weniger sie allein wie zur Zeit des Humanismus die Bildung repräsentire oder wie im vorigen Jahrhundert durch ihre innge Verbindung mit der litterarischen Entwicklung sich weiteren Kreisen als einflußreich erweise. Die Philologie arbeite ohne feste Begrenzung auf einem weiten Territorium und im Laufe der Zeit seien neue Disciplinen entstanden und nicht ohne Widerstand zu erfreulicher Geltung gelangt. Gegenwärtig ringe die vergleichende Sprachwissenschaft nach Anerkennung, deren Bedeutung und Verhältniß zu den verwandten Disciplinen und zu der Naturwissenschaft Redner des weiteren auseinandersetzt. Zum Schluß gedenkt er der Philologen, die ruhmvoll im Kampf für das Vaterland gefallen, und der Mitglieder, die seit der letzten Versammlung gestorben.

Hierauf begrüßen Staatsrath Dr. Gilbert im Namen der sächsischen Regierung und Vicebürgermeister Dr. Stephani im Namen der Stadt Leipzig die Versammlung.

In seiner ansprechenden humoristischen Weise verlangte dann Prof. Eckstein Indemnität von Seiten der Versammlung dafür, daß dieselbe nach so langer Pause zu so ungewohnter Zeit von einem neuen Präsidium zusammenberufen worden sei und verlas ein Schreiben des Professors Ritschl, das die Motive, die ihn zur Niederlegung des Präsidiums veranlaßt, mittheilt. Ein interessanter Vortrag des Prof. Ernst Curtius aus Berlin über die Lage des alten Pergamon, wo der Vortragende im vergangenen Jahre Ausgrabungen geleitet, schloß die erste Gesammtsitzung.

Digitized by Google

Nach Schluß der Sitzung constituirten sich die einzelnen Sectionen und zwar eine pädagogische, archäologische, orientalische, linguistische, eine für neuere Sprachen, eine fusionirte romanisch-germanistische und eine mathematische.

Am Nachmittag vereinigte der große Saal des Schützenhauses über 1000 Theilnehmer zum Festdiner, an dem wohl jeder reichlich zu essen aber von den vielen Toasten, welche Curtius, Eckstein, Minister Gerber, Stephani u. A. ausbrachten, wenig zu hören bekam. Dabei erfreute nicht bloß die so großen Ansprüchen über Erwarten entsprechende Küche, sondern auch poetische Gaben, unter diesen ein Philologen-Gaudeamus, welches Leipzig, König Johann und die hübschen Sachsinnen preist, aber auch Bismarcks gedenkt mit der Strophe:

Splendide a consule
Res administrantur,
Quo interdum allatrato
Sed eventu mox probato
Cives gloriantur.

Wer wohl der launige Verfasser sein mag? Mit Hülfe der böhmischen Badelisten dürfte er sich eruiren lassen; denn die Subscriptio lautet:

Qui hos versus edidit
Exul aquas bibit,
At non semper aquam bibet
Et, si bono Deo libet,
Mox ad vos redibit.

Der Bestand so vieler Sectionen bringt es mit sich, daß sich das wissenschaftliche Leben immer mehr auf diese beschränkt und den Vorträgen in den Hauptversammlungen nur ein getheiltes Interesse geschenkt wird. Und doch wurde viel des Trefflichen in ihnen geboten. So sprach in der zweiten Gesammtsitzung Prof. Dr. Delbrück (Jena) über Resultate der vergleichenden Syntax, Dr. Trieber (Frankfurt a. M.) über die spartanischen τέλη; in der dritten Director Hasper (Glogau) über die Lage des alten Troja, Professor Schöne (Halle) über griechische Reliefs; in der vierten und letzten Prof. Tischendorf über Paläographie und Reform der üblichen griechischen Lettern, Dr. Müller (Neustrelitz) über und für Plotin.

Unter den Sectionen erfreute sich die pädagogische (Präsident Eckstein) der reichsten Betheiligung und der fruchtbarsten Debatten, vor allen über die Frage, ob der lateinische Aufsatz und das griechische Scriptum als nothwendige Bestandtheile der Maturitätsprüfung anzusehen seien, welche von der überwiegenden Majorität bejaht wurde. Andere Thesen, wie die über Ueberbürdung der Schüler in den oberen Gymnasialclassen, wurden nur discutirt und boten den gewiegtesten Pädagogen Deutschlands Veranlassung, von den Schätzen ihrer reichen Erfahrung mitzutheilen.

Digitized by Google

An Reichhaltigkeit der Vorträge konnte sich keine der Sectionen mit der romanisch-germanistischen (Präsident Prof. Zarncke) messen. Es sprachen Prof. Leskien (Leipzig) über die Auslautsgesetze des Litauischen, Slavischen und Germanischen, Prof. Schröer über die deutschen Sporaden in den nichtdeutschen Ländern Oesterreichs, Prof. Sievers (Jena) über den Umlaut im Deutschen, Prof. Groeber (Zürich) über eine bisher unbekannte Branche du chanson de geste Fierebras, Dr. Meyer (Bremen) über die Rosengärten, Dr. Creizenach (Frankfurt a. M.) über den Ursprung des „Gaudeamus".

Was die anderen Sectionen betrifft, so seien aus der orientalischen die Vorträge des Prof. Sachau (Wien) über Al Biruni und die Vorbereitung einer Auswahl seiner Werke, des Prof. A. Weber (Berlin) über einen indischen Dichter des Prof. Schlottmann (Halle) über phönikische Epigraphik; aus der archäologischen die Vorträge des Dr. Schlie (Varen) über ein Antigone-Vasenbild, des Prof. Ernst Curtius über Pergamon im Detail und einen ausgegrabenen Tumulus, des Dir. Dr. Müller (Ploen) über seine römischen Bleisoldaten zum Schulgebrauch, des Prof. Bursian (Jena) über Aarauer Antikenphotographien; aus der linguistischen die Vorträge des Prof. Windisch (Leipzig) über das celtische Verbum, des Dr. J. Schmidt (Bonn) über den Stammbaum der indogermanischen Sprachen, des Dr. Franke (Celle) über die Bildung des indogermanischen Casus im Singular besonders erwähnt. Genauen Bericht erstatten die demnächst zu veröffentlichenden stenographischen Berichte.

In der 3. Hauptsitzung wurde unter den drei candidirenden Städten Innsbruck, Straßburg, Tübingen die erste als nächster Versammlungsort erwählt, um vor allem dadurch zu zeigen, daß die politische Trennung den geistigen Zusammenhang zwischen Deutschland und Oesterreich nicht berühren und ein lebendiger Contact zwischen den Fachgenossen beider Reiche erhalten werden soll. Wie zu erwarten, wird es die österreichische Regierung und die Stadt Innsbruck an nichts fehlen lassen, um den Brüdern im deutschen Reich zu beweisen, daß man den Werth und die Bedeutung dieser Verbindung für die einheimische Cultur zu schätzen wisse. — x —

Eine sociale Krankheit.

II.

Ein praktischer Zug charakterisirt die neuere Zeit auch in der Sucht nach schnellem und leichtem Gewinn. Nicht mehr wie im Mittelalter begnügte man sich, von fernen Wunderländern, in welchen das Füllhorn Fortuna's nie leer wird, zu träumen. Man machte sich auf, ging wirklich nach beiden Indien und — wurde reich. Indeß war dieses Mittel, schnell Reichthum zu erwerben, nicht nach jedermanns Geschmacke und auch nicht in jedermanns Vermögen.

Digitized by Google

Einmal setzte es schon bedeutendes Vermögen voraus, um überhaupt nach Indien gehen und dort ein Geschäft betreiben zu können. Dann aber war die eigentliche Arbeit — und diese war in Indien unter allen Umständen erste Voraussetzung — doch nicht das angestrebte Ziel. Man wünschte Reichthum ohne die Arbeit. Wie schnell die Verhältnisse z. B. in Ost-Indien immer es ermöglichten, Schätze aufzuhäufen und sich mit denselben dann in die Heimat zurückzuziehen, so war dazu ein Zeitraum von 10 bis 20 Jahren immerhin nöthig. Das ist denn ruhiger, mehr oder weniger solider Erwerb, wie er auch heute noch, namentlich bei bemittelten Engländern, Mode ist. Die krankhafte Sucht aber, das Glück sich gefügig zu machen, zu genießen, ohne zu arbeiten, sann immer auf neue Mittel. Die Formen des Glücksspiels schmiegten sich dem Culturcharakter der Zeit an. In dem Maße, als der Erdball enthüllt wurde, erweiterte sich auch der Horizont der Handelswelt. So entstanden zu Anfang des siebenzehnten Jahunderts Handelsgesellschaften für den Colonialhandel. Das Bedürfniß, große Capitalien beizuschaffen, über welche der Einzelne nicht verfügte, und die doch unbedingt nöthig waren, um die geträumten Schätze zu heben und heimzuführen, führte zur Association von Unternehmungslustigen. Die auf solche Weise entstandenen ersten Handelsgesellschaften waren indeß nur die Pionnire des aufdämmernden eigentlichen Assotiationswesens. Die Capitalien rentirten sich Anfangs nur langsam und wenig, wohl auch unter Umständen, die nur geringe Sicherheit boten. Um so begründeter schien die Besorgniß vor der freien Concurrenz. Diese ersten Handelsgesellschaften fanden denn die erwünschte Unterstützung in dem Monopol. In diesem suchte man gleichzeitig eine Garantie dagegen, daß ein ganzer Handelszweig durch den Ruin aller Betheiligten im Keime erstickt werden möchte. Indessen haben sich die auf diesem Wege beschafften Geldmittel bald als unzulänglich erwiesen. Auch wird der Speculationsgeist nicht müde, immer neue Mittel zu ersinnen, um dem Glück, das nur aus fernen Ländern kommen sollte, alle nur möglichen und unmöglichen Wege zu ebnen. Die Handelsgesellschaft erhielt eine Erweiterung in der Actien-Compagnie. Die Actie ward das Zaubermittel, welche das bislang Unmögliche möglich machen sollte, und sie hat diesen ursprünglichen Charakter bis auf den heutigen Tag treulich bewahrt. Mit der neuen Gestaltung des Geldwesens, mit den Wechselplätzen, Leihhäusern und Banken entstanden kleinere und größere Gesellschaften, deren Vermögen in kleinen Theilen von einer großen Anzahl Leuten zusammengeschaffen wurde. Der verhältnißmäßige Antheil am reinen Gewinn des Geschäftes bestand in der sogenannten Dividende, deren Sinn der lebenden Generation wohl genug klar und geläufig ist. Die erste Rolle spielten auf diesem Gebiete, wie billig, die Holländer, damals die rührigsten Handelsleute. „Zahllose kleinere Gesellschaften entstanden, die sich an den ostindischen Fahrten betheiligen wollten. Bis zum Jahre 1601 wurden vierundachtzig Schiffe nach Ost-Indien geschickt. Das einsichtsvolle, bedächtige Benehmen der Holländer erleichterte ihnen die Anknüpfung von Bündnissen mit

Digitized by Google

den Fürsten von Bentam und Benda, von Ceylon, Ternate und Sumatra.“ Solchergestalt sind die Holländer den Engländern in dem ostindischen Handel zuvorgekommen. Da beschloß die Königin Elisabeth, ihre Unterthanen zu einem unmittelbaren Handel mit Ost-Indien anzuspornen. Am letzten Tage des sechszehnten Jahrhunderts (31. December 1600) ertheilte sie dem George Grafen v. Cumberland und 215 Rittern, Aldermännern und Kaufleuten ein Patent des Inhalts, daß sie auf ihre eigenen Kosten eine oder mehrere Prisen nach Ost-Indien unternehmen könnten, nach dem Lande und den Gegenden von Asia und Africa, und nach den dortigen Inseln; — sie sollten eine politische und corporirte Gesellschaft sein, unter dem Namen des Vorstehers und der Gesellschaft der Kaufleute von London, die nach Ost-Indien handeln; — sie sollten eine Erbfolge haben, sie könnten Land kaufen (ohne Einschränkung) ꝛc. ꝛc. Das war die erste englisch-ostindische Gesellschaft, die sich unter mancherlei Wechselfällen und unter derselben Benennung bis zum Jahre 1708 erhalten hat.

Indessen hat der Wetteifer der verschiedenen holländischen Gesellschaften eine Ueberfüllung der Märkte mit ostindischen Waaren und damit ein Sinken des Preises bis über 40 Procent verursacht. Es gab Unordnung, Streitigkeiten, allgemeine Stockung, zahlreiche Bankerotte. Um die Interessen des Handels sicherzustellen, forderten die Generalstaaten alle Directoren dieser Gesellschaften vor sich und trugen ihnen auf, sich zu einer einzigen Gesellschaft zu vereinigen. So entstand die große holländisch-ostindische Compagnie. Laut Patent v. 20. März 1602 wurde ihr der ausschließliche Handel auf 21 Jahre nach Ost-Indien bewilligt, und das zusammengelegte gemeinschaftliche Capital bestand aus 6,600.000 Gulden oder 600.000 Pfd. Sterl.

Dieser zwei Gesellschaften soll hier nur als der ersten auf Actien gegründeten Handelsunternehmungen Erwähnung gethan sein. Diese und neben ihnen zahlreiche größere und kleinere Gesellschaften ähnlicher Art, prosperirten, namentlich in England und Frankreich, mit größerem oder geringerem Gewinn, längere Zeit hindurch ohne die Uebelstände, zu welchen sie gleichwohl den Keim in sich trugen. Es dauerte noch ein volles Jahrhundert, bis sich der letztere zu der Krankheit entwickelte, welche dann seuchenartig rasch um sich griff und Verheerungen anrichtete, von welchen unsere Zeit kein Beispiel hat. Es war oder ist ein ähnliches Verhältniß, wie zwischen den Blatternepidemien, der Cholera und Pest der früheren Jahrhunderte und dem sporadischen Vorkommen dieser Krankheiten in unsern Tagen.

Gleichwohl hat das Actienwesen lange vorher ein Symptom seiner eigentlichen Natur an den Tag gelegt; die sich vorbereitende Krankheit hat gleichsam einen Schlagschatten vor sich geworfen. Das war die interessante Schwindelepisode — die merkwürdige Tulpenmanie — welche in den Jahren 1634 bis 1638 in Holland grassirte. Der Preis, welcher, besonders in den Jahren 1636 und 1637, für Tulpenzwiebeln vorzüglicher Art in Holland bezahlt wurde, ist zu einer unglaublichen Höhe gestiegen und mußte „Erstaunen erregen, fände er nicht darin seine

Digitized by Google

Erklärung, daß an ihn eine Art von Actienspiel geknüpft ward." Man verkaufte Zwiebeln, die man nicht besaß, für unerhörte Summen mit der Bedingung, solche dem Käufer zu einer festgesetzten Zeit zu liefern. Man zahlte Preise von mehreren hundert und tausend Gulden für Eine Tulpenzwiebel! Für eine einzige „Semper Augustus" bezahlte man 13.000 Fl., und für drei dito zusammen 30.000 Fl.; für 200 „Aße" von derselben 4500 Fl. für 400 „Aße Admiral Liefkenshöek" über 4000 Fl., für „Admiral Enkhuizen" über 5000 Fl. u. s. w. Für einen „Viceroi" gab man folgende Artikel: Zwei Last Weizen, vier Last Roggen, vier fette Ochsen, acht Ferkel, zwölf Schafe, zwei Oxhoff Wein, vier Tonnen Achtguldenbier, zwei Tonnen Butter, 1000 Pfund Käse, einen Bündel Kleider und einen silbernen Becher. — Kam dann die Ablieferungszeit, so verglich man sich bloß über die Differenz zwischen der Summe, über die man übereingekommen war, und derjenigen, mit welcher die verlangte Tulpenzwiebel in den Preiscourants der Blumenhändler stand. Der heute in so großem Schwunge stehende Scheinhandel mit allerlei Werthpapieren, das Differenzspiel an der modernen Börse hat also seine Vorläufer in dem Tulpenhandel, welcher den Holländern, dem besonnensten und nüchternsten Volke der Welt, vor mehr denn zweihundert Jahren schon die Köpfe berückte. Für den Maßstab dieses Handels sei angeführt, daß in einer einzigen holländischen Stadt über zehn Millionen Tulpenzwiebeln debutirt worden sein sollen. Kein Wunder, wenn viele vermögende Personen bei solchem Geschäfte zu Grunde gingen, indeß Arme zu Reichthum gelangten.

Natürlich konnte ein Schwindel auf solcher Grundlage und von solchem Umfang nicht von langer Dauer sein. Allgemach weigerten sich die Käufer, die vorbedungenen Summen zu zahlen. Die Regierung glaubte ihrerseits dem tollen Treiben nicht länger mehr müßig zusehen zu sollen. Sie legte sich ins Mittel und bestimmte durch Decret vom 27. April 1637, „daß dergleichen Summen auf dem gewöhnlichen Wege, wie jede andere Schuld, beigetrieben werden sollten." Damit war das pyramidale Schwindelgebäude über den Haufen geworfen. Die tollen Preise stürzten auf einmal bis auf 1 Procent und tiefer.

Die Geschichte der Tulpenmanie, sagt John Francis, ist so lehrreich, als irgendeine in einer ähnlichen Periode. Im Jahre 1634 waren die Hauptstädte der Niederlande in einen Schacher verwickelt, welcher den soliden Handel ruinirte, indem er das Spiel aufmunterte, die Lüsternheit der Reichen, die Begierden der Armen anstachelte, den Preis der Blumen höher als ihr Gewicht in Gold steigerte und damit endigte, wie ähnliche Perioden geendigt haben, mit Elend und wilder Verzweiflung. Viele wurden zu Grunde gerichtet, Wenige bereichert. Die Speculation war damals in ähnlicher Weise geleitet, wie in unserm Jahrhundert in Eisenbahnpromessen und Creditactien. Man schloß Geschäfte ab auf die Lieferung von Tulpenzwiebeln, verkaufte Hab und Gut, um die Differenz zu zahlen. Man schloß Contracte ab und bezahlte Tausende von Gulden für Tulpen, die weder Mäkler noch Käufer und Verkäufer je

Digitized by Google

gesehen hatten. Selbst die nüchternen Holländer träumten von einem beständig andauernden Glücke. Man bezahlte mit einem Gute im Werthe von 2500 Gulden eine Species, zwölf Acker Land für eine Tulpe. In Alkmar wurden noch 1637 hundertundzwanzig Tulpenzwiebeln zum Nutzen des Waisenhauses öffentlich fur 90.000 Gulden verkauft. Aber schon in diesem Jahre trat ein Umschwung ein, der Tausende vernichtete, obwohl die Tulpenhändler in Versammlungen Reden hielten, welche darthun sollten, daß ihre Waare jetzt ebenso viel werth sei, als früher. Es dauerte geraume Zeit, ehe das Land von diesem Schwindel sich erholte, „und bis der Handel von den Wunden wieder genas, welche die Tulpenmanie ihm geschlagen hatte, eine Manie, die sich nicht bloß auf Holland beschränkte sondern bis nach London und Paris sich erstreckte, und in den zwei größten Hauptstädten der Welt der Tulpe einen erdichteten Werth beilegte, den sie in Wirklichkeit nicht besaß." (Vergl. Max Wirth, „Geschichte der Handelskrisen." Frankfurt a. M. 1858. S. 117 bis 120. und Dr. Adolf Beer, „Allgem. Geschichte des Welthandels", II., p. 215).

Von dieser Tulpen-Episode abgesehen, ist das Actienwesen im Sinne des allgemeinen schwindelhaften Mißbrauchs desselben erst zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts in das Stadium seiner eigentlichen Blüthe getreten; in Holland, ganz besonders aber in Frankreich und England, versprach man sich unermeßliche Vortheile von der Theilnahme an Handelscompagnien auf Actien. Vom Jahre 1720 standen die Actien der holländisch-ostindischen Compagnie auf 1260, nach Andern selbst auf 1900 Proc. „Die Pest der neuen Projecte", sagt Anderson, Historical and chronical deduction of trade and commerce, „breitete sich in eben diesem wundervollen Jahre (1720) auch in dem kaltblütigen und phlegmatischen Holland aus, wo verschiedene neue Unterzeichnungen zu Assecuranzen der Schiffe, Waaren ꝛc. nicht nur in den größeren Städten, sondern auch in einigen kleineren eingeführt wurden. Allein diese eitlen Unterzeichnungen wurden doch bei einem so vorsichtigen Volke nicht zu einem sehr hohen und schädlichen Grade getrieben, und es kehrte bald wieder zu seinen ordentlichen Geschäften zurück."

Merkwürdiger Weise thut Anderson in seiner umfangreichen Geschichte des Handels, 4 Bde. in 4., keinerlei Erwähnung des Tulpenschwindels, welcher kaum ein Jahrhundert vorher, wie wir gesehen haben, in Holland grassirte und die „kaltblütigen" Mynheers zu einer Raserei trieb, die von keiner spätern durch Gewinnsucht erzeugten Tollheit an intensiver Wirkung überboten wurde. Gleichwohl muß hier der colossale Papierschwindel, welchen der Schotte John Law unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans zu eben jener Zeit in Paris inscenirt hatte, ausgenommen werden. Die Krankheit, welche der schottische Quacksalber der französischen Gesellschaft so recht kunstgemäß einimpfte, hat einen epidemischen Charakter angenommen von solchem Umfange, wie sonst keine andere. Wenn die Geschichte, wenn der Schaden Anderer, wenn guter Rath und Vernunftgründe, wenn überhaupt das abschreckende Beispiel und seine

Digitized by Google

Folgen geeignet wären, die Menschen zu warnen und zu belehren, besonders dort, wo die gefährlichste, weil blindeste Leidenschaft, nämlich die Gewinnsucht, die Triebfeder ihres Handelns ist, dann wäre keine Geschichte so interessant und lehrreich, wie die Frankreichs unter der Finanzregierung Laws.

Die Lage Frankreichs war, vor Ankunft des finanziellen Messias von jenseits des Canals, eine mehr als trostlose. Was die Kriege und die Verschwendung des Hofes Ludwigs XIV. übrig gelassen, verschlangen die Prachtbauten, die Hab- und Raubsucht der kleinen und großen Beamten.

„Wir bestehen noch wie durch ein Wunder", ruft Fénélon prophetisch aus; „der Staat ist eine alte ruinirte Maschine, die unter dem früheren Anstoß fortwackelt, aber beim ersten Schlage zusammenbrechen wird." Als der Herzog-Regent die Regierung übernommen, ergriff er allerlei Maßregeln, um dem auf die Dauer unmöglichen Zustande abzuhelfen. Es waren aber immer nicht die rechten Mittel, bewirkten das Entgegengesetzte von dem, was gewünscht und erwartet wurde, die wirthschaftliche Zerrüttung wurde immer größer, und Ackerbau, Gewerbe und Handel litten immer mehr unter den Erpressungen einer system- und kopflosen Finanzpolitik. „Die Lage war wie geschaffen", sagt Horn, „um den kühnsten Finanzneuerungen allseitig freundliche Aufnahme zu sichern, die alten Ideen und Mittel waren erschöpft, nutz- und resultatlos erschöpft." Was Wunder, wenn Projectenmacher, Falschspieler und Abenteurer aller Art bereitwilliges Gehör fanden, wenn man mit Begierde lauschte, wenn sie versprachen, der gänzlichen Mittel- und Creditlosigkeit des Staates abzuhelfen, das allgemeine Elend zu mildern, ja wohl zu beseitigen! Es konnte denn nicht anders kommen, als daß ein Mann, wie John Law, von dem rathlosen Regenten Frankreichs mit offenen Armen aufgenommen wurde.

So hat die schwere Noth der Zeit für Frankreich einen Law geboren, einen Mann, dessen Irrthum ein ganzes großes Land anstecken und zu den wahnsinnigsten Orgien der Habsucht treiben sollte. Berücksichtigt man indeß, wie sehr heutzutage noch die Begriffe in volkswirthschaftlichen Dingen, ganz besonders aber hinsichtlich der Finanzen, nicht bloß bei der großen Menge, sondern zuweilen selbst in Kreisen der Berufenen, verworren sind, wie man namentlich auch heute noch mit den confusen Begriffen von „Geld" und „Capital" namenloses Unheil stiftet, dann darf es nicht Wunder nehmen, wenn ein Law und seine Zeit ihr „System" der Rettung Frankreichs auf einen Grundirrthum aufgebaut haben. Dieser Irrthum bestand darin, daß sich Law einbildete, und seine Zeitgenossen ihm glaubten, die Wohlfahrt eines Landes wäre nur von der Menge des verfügbaren Bargeldes abhängig, und daß man die Menge desselben nur nach Belieben zu erhöhen brauchte. Dagegen hatte er allerdings richtige Begriffe von der Bedeutung des Credites, durch welchen die umlaufenden Geldzeichen gewissermaßen vervielfacht werden. Dem entsprechend war sein erstes angenommenes Project eine Escomptebank. Mit Edict vom 2. Mai 1716 erhielt Law die Erlaubniß zur Gründung einer Bank, „deren Capital — so lauteten

Digitized by Google

die eigenen Worte — er aus seinen eigenen und den Mitteln seiner Compagnie zu beschaffen sich erbietet, und mittelst deren er sich vorsetzt, den Geldumlauf zu vermehren, den Wucher aufhören zu machen, den Münztransport zwischen Paris und den Provinzen zu ersetzen, den Ausländern Gelegenheit zu bieten, mit Sicherheit Geld im Reiche anzulegen." Man muß über die Vorsicht, mit welcher die französische Regierung die finanzielle „Rettung" des Landes begonnen, lächeln, sieht man, mit welcher stupenden Kopflosigkeit sie dieselbe zu Ende geführt hat.

Das Privilegium umfaßte einen Zeitraum von 20 Jahren. Das Capital sollte aus 6 Mill. bestehen und zwar in 1200 Actien à 5000 Livr. Die Befugnisse der Bank waren: Discontirung von Wechseln, Annahme von Geld-depositen, Eincassirungen und Zahlungen für die Kaufleute gegen die geringe Vergütung von 5 Sous für 5000 Livr., Ausgabe von Sichtnoten, welche in Bankthalern (à 5 Livr.) nach dem Münzfuße zur Zeit der Bankgründung gesetzlich zahlbar waren. Der Regent Herzog von Orleans wurde Protector und Law natürlich Director dieser Bank. Anfangs ging Alles gut. Neben dem gewöhnlichen Zinsfuß von 20 bis 30 pCt. discontirte die Bank Wechsel zu 6 pCt., gab Kaufleuten und Fabricanten bereitwillig Darlehen und erwarb so in kurzer Zeit für ihre Noten das Vertrauen des Publicums. Eine königliche Verordnung gestattete Steuereinnehmern und Generalpächtern die Einsendung ihrer Beträge in Banknoten. Eine zweite Verordnung (v. 10. April 1717) gestattete, daß alle öffentlichen Cassen die (bisher auf die Stadt Paris beschränkten) Noten der Bank an Zahlungsstatt annehmen und präsentirte Noten auf Verlangen gegen bares Geld umwechseln sollten. Auf solche Weise ist einerseits der Wirkungskreis der Bank erweitert, andererseits ihr Credit erhöht worden. In Folge dessen erhöhte die Bank ihren Discont, zahlte aber auch eine halbjährige Dividende von 7 pCt.

Die Erfolge der Bank waren bald ganz außerordentliche. Mit einem Fonds von nicht mehr denn 6 Millionen, kam sie in die Lage, Noten bis zu 50 und 60 Millionen zu emittiren, ohne das Vertrauen in ihre Leistungsfähigkeit erschüttert zu sehen. Die Nachfrage nach Noten steigerte sich, im Gegentheil, von Tag zu Tag, und die Depositen in Gold und Silber nehmen zusehends zu. Hätte sich Law, sagt Thiers, mit den Erfolgen dieses Instituts begnügt, er würde als einer der Wohlthäter unseres Landes und als der Schöpfer eines herrlichen Creditsystemes angesehen werden. Allein seine Ungeduld, zusammengehalten mit jener der Nation, mit welcher er es zu thun hatte, führte binnen kurzem ein gigantisches Gebäude auf, das sich nur zu bald als eben so heillos erweisen sollte. F. St.

Digitized by Google

* Statistisches Jahrbuch für das Jahr 1870. Herausgegeben von der k. k. statistischen Centralcommission. Wien 1872. In Commission bei C. Gerolds Sohn. Von den sämmtlichen Publicationen der k. k. statistischen Centralcommission und k. k. Direction für administrative Statistik in Wien erfreuen sich die seit 1863 in ununterbrochener Folge erscheinenden statistischen Jahrbücher der österreichischen Monarchie der größten Verbreitung und Popularität. Was die „Tafeln zur Statistik d. öst. Monarchie" und die „Mittheilungen aus dem Gebiete der Statistik" mit Heranziehung aller statistischen Details an Quellenmaterial bieten, das umfassen zumeist in übersichtlicher, für den praktischen Gebrauch sehr entsprechender Form die statistischen Jahrbücher, ohne doch wünschenswerthe Details der vaterländischen Statistik vermissen zu lassen, wie dies bei den ihren Zwecken übrigens sehr wohl dienenden „Statistischen Handbüchleins des Kaiserthums Oesterreich" der Fall ist. Nicht wenig mag auch zu der Beliebtheit der Jahrbücher der Umstand beigetragen haben, daß dieselben, was die Neuheit der statistischen Daten betrifft, den übrigen Publicationen unseres statistischen Bureaus zumeist in etwas voraneilen und solcherart in den meisten Beziehungen sich ein viel actuelleres Interesse bewahren, als dies bei den umfangreicheren statistischen Publicationen der Natur der Sache nach möglich ist. Der uns vorliegende neueste Band des statistischen Jahrbuches hat überdies einige bemerkenswerthe Bereicherungen gegen seine Vorgänger erfahren, wie dies aus seinem beträchtlich größeren Umfange auf den ersten Blick ersichtlich ist. Wir finden in demselben neu aufgenommen eine Tabelle über die Vereine, das erste vorläufige Ergebniß des von der statistischen Centralcommission angelegten Vereinskatasters, eine Darstellung über den Stand der Fondsgüter und die seit 1818 vorgekommenen Verkäufe von solchen, eine Nachweisung über die im Jahre 1870 vorgekommenen Gebäude-, Wald- und Feldbrände, dann eine Uebersicht der Feuerlöschmittel, endlich eine Nachweisung über die Bewegung im Besitz- und Lastenstande der Realitäten. Alle diese Bereicherungen, namentlich das Vereinskataster, die Feuerschadenstatistik, vor allem aber die Nachweisung über die Bewegung im Besitz- und Lastenstande der Realitäten entsprechen lange gefühlten und bereits vielfach zum Ausdruck gelangten Wünschen und werden ohne Zweifel allerorten dankbare Aufnahme finden. Außerdem weist auch die Darstellung des schon in früheren Jahren gebrachten Stoffes in dem uns vorliegenden neuesten Bande sehr erhebliche Veränderungen auf. In dieser Beziehung sind zu erwähnen die auf Grundlage der jüngsten Volkszählung berechnete Bevölkerungstafel für die Jahre 1870 und 1871, die Nachweisung über die Flußschifffahrt, die Erweiterung der Nachweisung über die Heeresergänzung, die Uebersicht über die Activen und Passiven, dann die Verwendung der Einlagscapitalien der Sparcassen, endlich die Nachweisung über die Bank- und Creditinstitute, in welcher tabellarische Uebersichten an die Stelle der früheren Einzeldarstellung getreten sind. In letzterer Beziehung sind durch das statistische Bureau zwar einige sehr interessante Uebersichten geschaffen, dagegen jedoch auf die Anführung manches bei einzelnen Gesellschaften wünschenswerthen Details, das sich in die neue tabellarische Form nicht einordnen ließ, verzichtet worden. Bezüglich der bereits oben erwähnten Tabelle über die Bewegung im Besitz- und Lastenstande der Realitäten im Jahre 1870 wäre zu constatiren, daß eine Zusammenstellung des sämmtlichen Lastenstandes in Oesterreich der obigen Tabelle erst den vollen Werth verleihen würde, eine Arbeit, welche unseres Erinnerns im Jahre 1857 zu einem bestimmten legislativen Zwecke unternommen, seither nicht wieder erneuert wurde. —r.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Aus der philosophischen Litteratur der Gegenwart.

Jul. Frauenstädt: Schopenhauer-Lexikon. 2 Bde. Leipz. Brockhaus. 1871. — D. Asher: Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn. Berl. Duncker. 1871. — E. v. Hartmann: Die Philosophie des Unbewußten. 3. verm. Aufl. Ebendas. 1871. — Derselbe: Ges. Abhandlungen zur Philos. des Unbewußten. Ebend. 1872. — Jul. Bahnsen: Zur Philosophie der Geschichte. Ebend. 1872. — J. C. Fischer: Hartmanns Philosophie des Unbewußten. Ein Schmerzensschrei des gesunden Menschenverstandes. Leipz. Wigand 1872. — Edm. Montgomery: Ueber die Kant'sche Erkenntnißtheorie vom Standpunkt der Empirie. München Akermann 1871. — E. v. Hartmann: Das Ding an sich und seine Beschaffenheiten. Berl. Duncker 1871. — F. Michelis: Kant vor und nach dem Jahre 1770. Braunsberg Peter 1871. — L. Strümpell: Der Causalitätsbegriff und sein metaphysischer Gebrauch in der Naturwissenschaft. Leipz. Hässel. 1871.

Von Robert Zimmermann.

I.

Philosophie als Wissenschaft gleicht darin dem Antäus, daß sie wie dieser neue Kräfte gewinnt, wenn sie mit der Erde in Berührung kommt. Die ersten Anfänge der jonischen Naturphilosophie knüpften sich an die Frage nach dem Ursprung der irdischen Dinge, und an Sokrates rühmten es seine Zeitgenossen und Nachfolger, daß er die Wissenschaft vom Himmel auf die Erde versetzt habe. Der mythische Flug der platonischen Phantasie wurde durch des Aristoteles nüchterne Forschung an die erfahrungsmäßige Betrachtung des Wirklichen gebannt, und wie aus jener die Mystik und theurgische Magie der Neuplatoniker, so sind aus dieser die exacten Begründer der positiven Naturwissenschaften in der Schule der Alexandriner entsprungen. Der mittelalterlichen Dienstbarkeit unter dem Joche der Theologie machte im Beginn der Neuzeit die Wiederbelebung der classischen Litteratur und der Aufschwung der Naturwissenschaften ein Ende, und als sie uneingedenk ihres weltlichen Berufs aufs Neue in die Regionen des Göttlichen sich zu versteigen begann, wurde sie von dem neuen Sokrates, Kant, an die ihr durch die irdische Organisation der menschlichen Vernunft gesetzten Schranken gemahnt und auf die ihr durch die Sinne zugängliche Erfahrung als ihren ausschließlichen Tummelplatz verwiesen. Zwar hat ein Theil von Kants Nachfolgern, dieser Warnung zum Trotz, die Philosophie von diesem ihrem mütterlichen Boden losreißen, ja die Erfahrung durch reine Speculation überflüssig machen zu können geglaubt; der

Digitized by Google

Erfolg war aber kein anderer, als daß die in der Luft schwebende Weisheit von den herculischen Armen der Erfahrung in der Luft erdrückt wurde, während ein anderer Theil, der, Kants Beispiel und Rath folgend, an der Erfahrung festhielt, mit dieser und durch diese gedieh, und aus der mächtigen Erweiterung unserer Natur-, Sprach- und Geschichtskenntniß neue Kräfte gesogen hat.

Dieser andere Theil ist es, den man als Philosophie der Gegenwart bezeichnen kann, während der erstgenannte für abgethan angesehen werden muß, ein Drittes aber, das sich als solche gerirt, der ordinäre Materialismus, gar nicht als Philosophie gelten darf. Denn dieser, der als das Wesen der Dinge den Stoff predigt, ohne zu fragen, wie wir denn überhaupt zu einer Kenntniß dieses Wesens zu gelangen im Stande seien, ist um kein Haar besser als die orthodoxe Dogmatik, welche den Kern derselben in einem Geisterreich erblickt, ohne zu sagen, wie wir jemals in das Innere der Welt einen Einblick zu gewinnen vermögen. Ohne Beantwortung der Vorfrage, wie Erkenntniß überhaupt möglich sei, hängt alle an- und vorgebliche Erkenntniß in der Luft; wer sich dieselbe nicht einmal aufwirft, verurtheilt sich selbst, vor der Schwelle des Wissens stehen zu bleiben.

Bezeichnend ist, daß der philosophische Geist nach zahllosen Abenteurerzügen in das „romantische Land" des An Sich und Wesens, das hinter der sinnlichen Erscheinung der Dinge gelegen ist, auf diese von Kant gestellte und theilweise beantwortete Frage immer wieder zurückkehrt. Dieselbe liegt wie ein Riegel vor der Pforte, die ins Innere der Dinge führt. Denn daß die Dinge an sich anders seien oder doch sein könnten als sie uns scheinen, legt uns schon die Erfahrung nahe, die wir in Träumen, Illusionen, Hallucinationen machen, daß uns mitunter Dinge zu sein scheinen, wo keine sind, oder anders erscheinen als sie sind. Sind wir aber so einmal des Unterschiedes zwischen dem, was uns scheint, und dem was ist, der Erscheinung des Dinges für uns und dem Dinge an sich, innegeworden, dann kann es uns nicht mehr gleichgültig sein, zu wissen, ob die eine mit dem anderen sich decke, d. h. die Dinge so seien, wie sie uns erscheinen, oder ob überhaupt Dinge seien, wenn solche uns erscheinen.

Setzen wir nämlich den Fall, die Dinge, die uns erscheinen, seien nicht, oder es seien überhaupt keine Dinge, obgleich uns solche erscheinen, so leben wir in einer beständigen Selbsttäuschung, indem wir im ersten Fall die uns erscheinenden Dinge für etwas halten, was sie nicht sind, im zweiten Fall aber für Dinge halten, was bloße Erscheinungen sind. Letztere Täuschung reicht offenbar weiter als die erste; denn sie spiegelt uns nicht nur wie diese die Dinge anders vor als sie wirklich sind, sondern sie bildet uns überhaupt Dinge vor, wo keine sind. Während wir uns daher im ersten Falle nur hinsichtlich der Beschaffenheit dessen, was wirklich ist, nicht aber hinsichtlich der Thatsache täuschen, daß wirklich etwas ist, löst sich im zweiten auch diese vermeintliche Thatsache in Täuschung auf.

Digitized by Google

Fragen wir nach dem Grund dieſer Täuſchung, ſo ſpringt in die Augen, daß, wenn keine Dinge ſind, derſelbe auch nicht in ſolchen gelegen ſein kann. Es verhält ſich damit, wie mit den Bildern der laterna magica, wo, da die erſcheinenden Dinge nicht wirklich ſind, der Grund ihrer Erſcheinung nur in der Laterne ſelbſt geſucht werden kann. Wir ſelbſt, unſer eigener Geiſt iſt es, der die Erſcheinung von Dingen ſich vorgaukelt, denen die Wirklichkeit mangelt. Wir befinden uns gleichſam im Zuſtand der Hallucination, in dem wir Dinge zu ſehen glauben, wenn keine ſind. Die geſehenen Dinge ſind unſere eigenen Schöpfungen. Wir halten für wirklich, was nur als unſere Idee vorhanden iſt.

Aus dieſem Grunde iſt eine Weltanſchauung, welche das Daſein von Dingen für eine bloße Einbildung des Geiſtes hält, Idealismus genannt worden. Dieſelbe erſcheint abgeſchwächt, wenn ſie zwar nicht das Daſein ſelbſt, aber unſere Vorſtellung von der Beſchaffenheit der Dinge für bloße Täuſchung hält. Nach jener ſtrengeren Faſſung iſt es uns verſagt zu wiſſen daß, nach dieſer milderen nur, was die Dinge ſeien. Daß die Dinge ſeien, iſt dieſer zufolge nicht Täuſchung, ſondern Wahrheit; unſere Vorſtellung dagegen, was die Dinge ſeien, nicht Wahrheit, ſondern Täuſchung. Wir befinden uns gleichſam in einem Zuſtand der Illuſion, in dem wir die Dinge ſo zu ſehen glauben, wie ſie nicht ſind. Nicht die Dinge ſelbſt, aber ihre Beſchaffenheit iſt unſer eigenes Werk. Wir legen ihnen zwar nicht fälſchlich Sein bei, denn ſie ſind wirklich, real; aber wir legen ihnen fälſchlich Eigenſchaften bei, die ſie nicht wirklich, ſondern nur in unſerer Vorſtellung, alſo in der Idee haben.

Aus dieſem Grunde iſt dieſer abgeſchwächte Idealismus, der nicht das Sein, ſondern nur die vermeintlichen Eigenſchaften der Dinge für Selbſttäuſchung erklärt, Realismus genannt worden. Derſelbe müßte in ſtrengen Idealismus übergehen, wenn auch das Sein des Dinges zu deſſen Eigenſchaften gezählt werden dürfte. Denn dann verſchwände mit der Summe der für Selbſttäuſchung erklärten Eigenſchaften des Dinges auch deſſen Sein: das Daſein von Dingen ſelbſt wäre Täuſchung. Derſelbe entfernt ſich dagegen von jenem in dem Grade, in welchem auch gewiſſe Eigenſchaften der Dinge für mehr als bloße Selbſttäuſchung gehalten werden. Wir können dann wie oben den ſtrengen und den abgeſchwächten Idealismus, ſo wieder einen minderen und einen verſtärkten Realismus unterſcheiden, von denen der erſte ſich mit der Anerkennung des Seins begnügt, auf die Erkenntniß ſeiner Beſchaffenheiten durchgängig verzichtet, der andere aber ſelbſt gewiſſe Eigenſchaften der Dinge nicht für Täuſchung gehalten wiſſen will. Der äußerſte Grad desſelben iſt dann erreicht, wenn ſämmtliche vermeintliche Eigenſchaften der Dinge für deren wirkliche gelten.

Unter den Eigenſchaften der Dinge, die der Realismus je nach ſeiner milderen oder verſtärkten Faſſung für bloße Selbſttäuſchungen oder für mehr

Digitized by Google

als solche erklärt, nehmen deren Räumlichkeit und Zeitlichkeit die erste Stelle ein. Es sind die allgemeinsten Beschaffenheiten der Dinge, an irgendeinem Ort, zu irgendeiner Zeit zu sein, gleichviel, was dieselben an sich selbst sonst sein mögen. Werden dieselben für Selbsttäuschung erklärt, so bedeutet dies so viel, daß dasjenige, was wirklich ist, weder räumlich noch zeitlich, d. h. weder gestaltet noch gestaltlos, weder ausgedehnt noch unausgedehnt, weder beginnend noch dauernd, noch vergehend sei. Sollen sie mehr sein, so heißt dies, daß dem Neben- und Nacheinandersein der Dinge in unserem Vorstellen auch außerhalb des letzteren in demjenigen, was da wirklich ist, etwas entspreche, was, wenn dem ersteren auch nicht gleich, vielleicht nicht einmal ähnlich, doch eine gewisse Analogie mit ihm besitze. Der ersteren Auffassung zufolge wären daher Räumlichkeit und Zeitlichkeit der Dinge bloß ideal, in der Vorstellung, letzterer zufolge zugleich real, d. h. außer dem eigenen Vorstellen (obgleich nicht in demselben Sinn, in welchem das Sein als solches real heißt) an sich vorhanden.

Strenger und abgeschwächter Idealismus, Realismus minderen und verstärkten Grades verhielten sich demnach zu einander in der Weise, daß der erste Idealität des Seins mit Idealität des Raumes und der Zeit, der Realismus dagegen als solcher minderen Grades Realität des Seins mit Idealität des Raumes und der Zeit, als solcher verstärkten dagegen Realität des Seins mit Realität sowohl des Raumes wie der Zeit verbände, die Idealität aller nach Ausschluß von Räumlichkeit und Zeitlichkeit übrigen Eigenschaften der Dinge aber allen dreien gemeinsam wäre. Daß die Farbe, der Ton, die Tastempfindung, Geruch und Geschmack keine Eigenschaften der Dinge, sondern die Folge der Einrichtung unserer Organe, des Auges, des Ohres, der Tastwärzchen, Nase und Zunge sind, weiß der „Realist“ beider Grade so gut wie der „strenge“ Idealist; nur mit dem Unterschied, daß der Realist „minderen Grades“ auch noch Gestalt, Zahl und Dauer, der strenge Idealist auch die Existenz der Dinge, auf Rechnung gewisser „Erkenntnißorgane“, jener des räumlichen und zeitlichen Anschauens, dieser des zu jeder Erscheinung als Wirkung ein Ding an sich als Ursache postulirenden Verstandes schreibt.

Dieser dem Realismus minderen wie verstärkten Grades mit dem strengen Idealismus gemeinsame idealistische Zug ist es auch, welcher jenen als philosophischen von dem gemeinen empirischen Realismus scheidet und zugleich die ganze idealistische Weltanschauung mit der modernen philosophischen im Gegensatz zur roh empirischen Naturwissenschaft verknüpft. Der gemeine Realismus hat keine Ahnung davon, daß die Eigenschaften der Dinge an sich anders aussehen könnten, als sie ihm erscheinen, und er findet es im höchsten Grade befremdend, daß das Licht an sich betrachtet eine Aether-, der Schall an sich betrachtet eine Luftschwingung sein, die subjective Empfindung dem objectiven Vorgang, der Bewegung, durchaus unvergleichbar sein solle. Die philosophische Naturwissenschaft jedoch, insbesondere die Physiologie der Sinnesorgane,

Digitized by Google

steht, indem sie die Lichtempfindung als eine Function der specifischen Energie des Seh-, die Tonempfindung als ebensolche des Hörnervs betrachtet, mit jener idealistischen Grundlage der Philosophie, welche die alltägliche Vorstellung, daß die Dinge so seien wie sie uns erscheinen, als eine Selbsttäuschung ansieht, ganz auf gleichem Boden. Wenn nichtsdestoweniger die Physiologie diese ihre unläugbare Verwandtschaft mit der Philosophie nicht selten in Abrede stellt, so geschieht dies nicht, um den idealistischen Charakter ihrer Voraussetzungen, als vielmehr um den Schluß abzuwehren, der sich daraus, wie sie fürchtet, auf ihren spiritualistischen ziehen ließe. Denn die Philosophie, insoferne sie, sei es das Dasein, sei es die Eigenschaften der Dinge oder Beides auf eine idealistische Selbsttäuschung zurückführt, ist dem Verdacht ausgesetzt, dabei immer die Seele oder doch wenigstens das geistige „Erkenntnißvermögen" als das sich selbst täuschende Subject im Auge zu haben, ein Verdacht, dem die Naturwissenschaft, die niemals über die Materie hinausgehen mag, möglichst auszuweichen sucht. Dieselbe substituirt daher der Seele das Gehirn, dem Erkenntnißvermögen die Function der materiellen Gehirnfasern und Ganglien, und trachtet auf diesem Wege dem Ursprung des idealistischen Scheines von Dingen an sich und ihren räumlichen, zeitlichen und sinnlichen Eigenschaften auf die Spur zu kommen. Dieser materialistische Idealismus, der von dem spiritualistischen nur durch die materielle Natur des idealistischen Subjects unterschieden ist, hat mit dem obengenannten ordinären Materialismus so wenig, wie der philosophische mit dem empirischen Realismus gemein. Jener ist sich bewußt, daß die Erscheinung der Dinge auch Täuschung sein kann und daß folglich die ihm erscheinende Materie möglicher Weise selbst nichts weiter als Täuschung ist; dieser hält die erscheinenden Dinge nicht nur, sondern die ihm erscheinende Materie aus keinem anderen und besseren Grunde, als weil sie erscheint, für die Realität selbst. Jener steht mitten in, dieser vor und außer der Philosophie!

Fichte und seine Nachfolger einer-, Kant und Herbart ihrerseits bezeichnen die Stufen des strengen Idealismus, des minderen und verstärkten idealistischen Realismus. Mit dem Standpunkt des ersteren stimmt auch der erste Theil der Schopenhauer'schen Weltansicht, die „Welt als Vorstellung", überein, wenn sie die Vorstellung des Subjects, daß nicht nur Dinge, sondern auch was für Dinge seien, als Täuschung des Intellects bezeichnet. Wenn deren zweiter Theil, „die Welt als Wille", demselben und mit ihm dem gesammten Idealismus schroff entgegentritt, so geschieht es, weil Schopenhauer die feste Ueberzeugung hegt, daß dem Ding an sich auf dem Wege des Intellects nicht beizukommen sei. Der Idealismus, lehrt er, drehe sich im Kreise, wenn er das Ding an sich und noch mehr dessen räumliche und zeitliche Beschaffenheit auf Grund des ihm innewohnenden Causalgesetzes postulirt, welches letztere als nur seiner eigenen Organisation angehörig, doch wieder nicht mehr als subjective Geltung hat. Statt zu dem Ding an sich, wie Kant, statt zu den objectiven Formen des Nach- und des Nebeneinander zu gelangen, wie Herbart

Digitized by Google

wolle, komme der Idealismus nicht weiter als zu der Nothwendigkeit, ein Ding an sich als Ursache der Empfindungen, ein räumliches und zeitliches Zusammen und Nichtzusammen als Bedingung des wirklichen Geschehens in den Dingen an sich (den sog. Realen) zu denken. Diese bestehe allerdings, aber nur weil das Causalgesetz als unabweisliche Functionsform des Intellects bestehe. Mag nun der letztere mit dem Gehirn, dessen materieller Erscheinung, identisch sein oder nicht; wie die Function des Organs mit diesem entsteht und schwindet, so reicht auch die Tragweite der Folgerung, es gebe ein Ding an sich und dessen Eigenschaften, nicht über jenes hinaus und zu diesem hin. Schopenhauer leitet daraus die Alternative ab: entweder kein Ding an sich, oder ein solches nicht durch den Intellect!

Jacobi behauptete einst: entweder Spinozismus oder Glaube: es gibt kein Drittes. Schopenhauer lehrt: entweder Idealismus oder Wille! Jener suchte einen außerweltlichen Gott, und da er ihn nicht im Pantheismus fand, so stürzte er sich mit einem salto mortale in die Untiefe des Gefühls. Dieser sucht das Ding an sich, und da er, im Kreise des Intellects gefangen, nicht zu demselben zu gelangen vermag, so taucht er außerhalb desselben in die Tiefe des Willens hinab. Der Idealismus, auch wenn er in realistischer Färbung das Ding an sich für keine bloße Selbsttäuschung erklärt, vermag dasselbe doch nur durch den Gedanken zu vermitteln; als strenger Idealismus nur dadurch, daß er den Gedanken für das Sein selbst erklärt, sich vor dem Nihilismus zu wahren; Schopenhauer sucht, wie Jacobi, mit Umgehung des Denkens das Ding an sich im Wollen, wie jener im Fühlen zu ergreifen. Während im idealistischen Realismus das Ding an sich Object für den Gedanken, im subjectiven, transcendentalen und absoluten Idealismus das Denken sich selbst Object ist, so wird von Jacobi Gott, von Schopenhauer der Wille für das Ding an sich erklärt, das als solches „nimmermehr Object" (für den Intellect) ist. Wie für Jacobi Gott, so ist für Schopenhauer der Wille das schlechthin Unvorstellbare und eben dadurch den Täuschungen des Intellects (wie nach Jacobi Gott den Trugschlüssen des Verstandes) durchaus entzogen. Jener rettete das, was ihm das Heiligste war, in die Nacht des Gefühls, weil er bei hellem Verstand es beweisen zu können verzweifelte; dieser barg sein Theuerstes, das Ding an sich, vor dem „durch Beweise niemals zu widerlegenden theoretischen Egoismus", in den Abgrund des Willens.

Scharfsinnig hat Herbart beim Erscheinen der ersten Ausgabe des Schopenhauer'schen Werkes (1819. Vgl. S. W. XII. 384) gefragt, wie, wenn das Ding an sich nimmermehr Object sei, uns dann der Wille als solches bekannt werde? Das Unvorstellbare, sollte man meinen, könne auch niemals vorgestellt, also auch niemals gewußt werden! Daß der Wille, wie Schopenhauer sagt, „die deutlichste, am meisten entfaltete vom Erkennen unmittelbar beleuchtete seiner (des Dings an sich) Erscheinungen" sei, löst das Räthsel nicht, sondern verwickelt es noch mehr; denn nun soll der Wille, der „allein das Ding an

Digitized by Google

sich" ist, zugleich dessen, also seine eigene „Erscheinung" sein. Angenommen, der Wille sei jedermann bekannt, so war er doch sicher (bis auf den Philosophen Schopenhauer) nicht jedermann als „Ding an sich" bekannt. Ueber die Art aber, wie Er dieses Ansich erkannt und sogar daran das gemeine psychologische Ereigniß, was man Willen nennt, wieder erkannt habe, fehlt jede Auskunft bei Schopenhauer.

Daß das Ding an sich Wille sei, ist keine Lösung, sondern ein Sprung, um der Charybdis des Idealismus zu entgehen. Derselbe wird nicht gefahrloser dadurch, daß ihn Andere nachmachen. Die „Unmittelbarkeit" des Dings an sich als Wille ist das Zauberwort, das, wie Schopenhauer sagt, jeden Beweis unmöglich, also auch überflüssig macht. Die „kleine und unbezwingliche Grenzfeste, deren Besatzung nie herauskomme" (den Idealismus), im Rücken, läßt er sich auf dem zwar unbewiesenen, aber weil „unmittelbaren", glücklicher Weise auch unbeweisbaren Boden des Willens als des Dinges an sich bequem und unbekümmert nieder. Der Wille als Ding an sich ist sein unmittelbar gewisses Reales, wie es Jacobi dessen Wahres, Gutes und Schönes als im Gewissen unmittelbar gegenwärtiges Uebersinnlichreales war. Schillers bekanntes Xenion gegen Jacobi's Philosophie ließe sich auch gegen die Schopenhauers gebrauchen.

Der Unterschied dieses wie des Jacobi'schen Realismus vom Kant'schen und auf Kants Grundlage erwachsenen besteht darin, daß das Ding an sich nicht *gedacht* und doch *gewußt*, also dessen auf eine Art und Weise innegeworden werden soll, wovon sich derjenige, für den es kein anderes Wissen als ein im und durch den Gedanken gibt, schlechterdings keinen Begriff zu machen im Stande ist. Es nützt auch nichts, sich auf das Beispiel der sinnlichen Wahrnehmung zu berufen, da es jedermann einleuchten muß, daß diese nichts anderes als *Empfindung* und als solche immer noch *Vorstellung* ist. Jacobi's aber und Schopenhauers Wissen vom Ding an sich, das „niemals Object sein kann", müßte ein Wissen *ohne* Vorstellung sein, was den Begriff eines solchen aufhebt. Möchte es sein, daß, wie Schopenhauer behauptet, die Action des Leibes nichts anderes sei als der objectwirte, d. h. in die Anschauung getretene Act des Willens, so ist doch das *Wissen* von dieser (angeblichen) Thatsache nicht diese selbst, sondern ein Wissen *von* ihr, folglich nicht ohne *Vorstellung* derselben. Wenn dieses Wissen in der That „unmittelbar" wäre, müßte es wunderbar scheinen, daß das Kind, das bekanntlich erst *allmälig* zu dem Bewußtsein kommt, daß gewisse Bewegungen seiner Glieder von seinem Willen abhängen, dasselbe nicht schon vom Anbeginne besitzt! Und nicht weniger wunderbar, daß die menschliche Wissenschaft bis auf Schopenhauers Zeit zwar einen *ursächlichen* Zusammenhang zwischen Leib und Wille geahnt, von der *Identität* beider aber trotz der „Unmittelbarkeit" dieses Wissens nichts gewußt hat!

Digitized by Google

Der in sich widersprechende Begriff eines „Wissens ohne Vorstellung“ bildet den Schlüssel zum Willen als Ding an sich, zu Schopenhauers im Gegensatz zu Kants und Herbarts Realismus. Während dieser zwischen das Denken und das Ding an sich den Gedanken schiebt, ohne welchen kein Wissen vom Ding an sich möglich sei, identificirt Schopenhauer der Logik zum Trotz auf eine durchaus mystische Weise das Wissen vom Willen als Ding an sich als ein völlig unmittelbares mit diesem selbst. Diesen Schritt gethan, werden alle weiteren Kinderspiel. Einmal im Besitz nicht nur des Wissens, daß, sondern des Weiteren, was das Ding an sich sei, nämlich Wille, gibt die sofortige Einführung der platonischen Ideen das Mittel an die Hand, durch Objectivationen desselben die Mannigfaltigkeit aller empirischen Objecte in die Erscheinung treten zu lassen. Das geistreiche Gedankenspiel, welches „Zähne, Schlund und Darmcanal“ in „objectivirten Hunger“, die Genitalien in „objectivirten Geschlechtstrieb“, Vegetation und Krystallisation, Magnetismus, Chemismus, Schwere u. s. w. in Erscheinungen des Willens metamorphosirt, sprüht genugsam Raketen auf, um nicht allzu scharfsichtige Augen über den Riß zu täuschen, über welchem das blendende Feuerwerk der Erscheinungswelt abgebrannt wird.

Auf dem lockenden Grund, dessen Schwanken nur Wenigen fühlbar ist, fortzubauen, ist jedenfalls ein dankbareres Geschäft, als durch die Erkenntniß des Trugschlusses, auf dem er ruht, in den „nimmer zu widerlegenden“ Idealismus zurückgeworfen zu werden. Die Naivetät Schopenhauers, den Intellect mit dem Gehirn, den materiellen Leib mit dem Willen zu identificiren, macht es dem alltäglichen Materialismus, dem die Materie das Erste und Letzte ist, leicht, sich mit demselben zu befreunden. Der materialistische Idealismus, wie oben erwähnt, fühlt durch jene Identificirung sich angespornt, der Analyse des Intellects die anatomische Section des mit demselben identischen Gehirns zu substituiren. Unmittelbares Wissen nicht nur, daß ein Ding an sich, sondern auch was es sei, ist ja gerade, was der gemeine Realismus und Materialismus für sich in Anspruch nimmt! daß dieser es Materie, Schopenhauer Wille nennt, hat bei des Letzteren Zugeständniß, daß Beides einunddasselbe sei, nur die Bedeutung eines Wortstreits. Abhängigkeit der Art, wie uns die Dinge erscheinen, von der Organisation des Gehirns, so daß ohne ein solches nichts, bei anderem Baue desselben aber Anderes erscheinen würde, ist die Voraussetzung, von welcher der materialistische Idealismus der Physiologie ausgeht. Daß Schopenhauer das Daß und Wie der phänomenalen Welt von dem Dasein und der Beschaffenheit des Intellects, die Physiologie von jener des Gehirns abhängig erklärt, macht, da beide nach Schopenhauer nur zwei verschiedene Ansichten Einesunddesselben sind, wesentlich keinen Unterschied. Das eingestandene Ziel der Physiologie, der Seele so vielen Boden als irgend möglich zu entreißen, ist durch den Realismus Schopenhauers von vornherein erreicht: der mit dem Hirn identische Intellect läßt zu „entreißen“ nichts übrig.

Digitized by Google

Görzer Studien.

Von Karl Freiherrn v. Czoernig, k. k. w. geh. Rath.

I.

Die Deutsche Warte an der Adria.

Schluß.

Kaiser Joseph II. verfolgte die von seiner Mutter in Bezug auf die Verbreitung der deutschen Sprache eingeschlagene Bahn. Mit seinem rücksichtslosen Eifer wollte er dem einheitlichen Reiche auch eine einheitliche Sprache geben. Er erhob das Deutsche zur ausschließenden Sprache für alle Behörden und schuf alle Schulen in deutsche um. Es sollte in Hinkunft nur noch einen Unterricht (der Elementarschule), den deutschen, eine wissenschaftliche Ausbildung, die deutsche, geben. Seine Regierung währte zu kurz, um allen seinen Reformen und Neuerungen die Zeit, Wurzel zu fassen, zu gewähren. Wie vielfach auch seine Nachfolger in der Regierung von seinen Plänen abwichen und frühere Zustände zurückführten, hinsichtlich der deutschen Schulen hielten sie seine Anordnungen im Wesentlichen aufrecht. Es wurde dadurch zwar keine Germanisirung fremdnationaler Elemente erzielt, wohl aber die Kenntniß der deutschen Sprache für alle jene Staatsbürger fremder Zunge vermittelt, welchen dieselbe für ihr bürgerliches Fortkommen, sowie für ihre wissenschaftliche Ausbildung nothwendig oder doch förderlich war.

Dieser Stand der Dinge blieb in der Grafschaft trotz aller inzwischen eingetretener politischen Veränderungen und Umstürzungen unverändert aufrecht erhalten. Es bestand die deutsche Normalhauptschule in Görz, die wissenschaftliche Ausbildung wurde in den beiden deutschen Mittelschulen, dem seit dem vorigen Jahrhunderte vorhandenen (früher mit einer philosophischen Lehranstalt verbundenen) Gymnasium und der in neuerer Zeit im J. 1861 errichteten Oberrealschule gepflegt, und beide Anstalten hatten sich einen Ruf erworben, der sie in die Reihe der vorzüglicheren Anstalten ihrer Art in der Monarchie versetzte. Es gingen aus derselben viele tüchtige Schüler hervor, welche auch in späterer Zeit ihrer Liebe zu den Wissenschaften nachhingen; darauf weist zunächst der überraschende Absatz deutscher wissenschaftlicher Werke, sowohl in der Stadt, als hauptsächlich auf dem Lande hin. In den letzten Jahrzehnten hat aber in diesen Verhältnissen eine Umänderung begonnen, deren Folgen, wenn letztere zum Abschlusse gelangt sein wird, sich noch gar nicht absehen lassen.

Digitized by Google

Die beiden Landessprachen waren auch vor dem Jahre 1868 die Unterrichtssprachen in der Provinz, jedoch wurde, insbesondere in dem slovenischen Gebietsantheile, und auch in einigen Schulen des italienischen Antheils das Deutsche mit geringerem oder größerem Nachdrucke je nach der Ansicht der Persönlichkeiten, denen die Leitung der Schule übertragen war, gelehrt. Nur in der Normalhauptschule zu Görz war der Unterricht ganz deutsch. Aber die Klagen der Lehrer über die Schwierigkeiten des Unterrichts in einer von den Landessprachen verschiedenen Unterrichtssprache gaben die Veranlassung, daß im Beginn des vorigen Jahrzehnts mit höherer Genehmigung die Landessprachen als Unterrichtssprachen in der 1. und 2. Classe eingeführt wurden, und das Deutsche nur mehr in der 3. und 4. Classe seine bisherige Stellung behauptete, während die Landessprachen in diesen beiden oberen Classen den Rang obligater Unterichtsgegenstände angewiesen erhielten.

Der § 19 der Verfassung vom 21 December 1867 hatte zur Folge, daß nicht allein sämmtliche Volksschulen sondern auch die Normalhaupt- oder jetzige Uebungsschule den Unterricht nur mehr in den Landessprachen ertheilen. In der letzteren wird zwar das Deutsche als außerordentlicher Gegenstand, aber, wie erklärlich, mit sehr geringem Erfolge gelehrt. Es besteht also im ganzen Lande keine öffentliche Volksschule mehr, in welcher die Unterrichtssprache die deutsche wäre. Dasselbe Schicksal scheint den Mittelschulen zugedacht zu sein, und wenn die deutschen Mittelschulen vorläufig noch in der Schwebe erhalten werden, so liegt dem zunächst die Ursache zum Grunde, daß keine der beiden im Lande vertretenen Nationalitäten die Mittelschulen der andern ausschließlich überlassen will und kann, daß es aber an den erforderlichen Räumlichkeiten und hauptsächlich an den Geldmitteln gebricht, um zwei selbstständige Gymnasien und Oberrealschulen einzurichten [1]).

Angesichts einer solchen Situation möge es gestattet sein, die Verhältnisse näher zu beleuchten und die Folgen, welche sich daran knüpfen, anzudeuten. Vor allem muß es betont werden, daß die erwähnte Bestimmung des § 19 der Verfassung ihrem wesentlichen Inhalte nach vollkommen gerecht und den Verhältnissen entsprechend erscheint. Nach dem Grundsatze der Gleichberechtigung müssen jedem Volksstamme die Mittel geboten werden, seiner Jugend den allgemeinen (elementaren) Unterricht in der eigenen Sprache zu gewähren, ein Grundsatz, welcher früher nur zum Theile durchgeführt wurde. Bei dem wissenschaftlichen Unterrichte kommen höhere Rücksichten in Betracht, namentlich in einem Reiche, welches mehrere Nationalitäten, mehr oder minder volkreiche

[1]) Nach dem Staatsgrundgesetze vom 27. December 1867 ist die Feststellung der Grundsätze des Unterrichtswesens in den Volksschulen und Gymnasien, dann die Gesetzgebung über die Universitäten dem Reichstage vorbehalten, und es liegt die Annahme nahe, daß diese Feststellung sich auch auf die Unterrichtssprache beziehe, soweit sich dieselbe mit dem § 19 der Verfassung von 1867 vereinbaren läßt. Inzwischen macht sich die in den Elementarschulen vor sich gegangene Aenderung auch schon in den Mittelschulen fühlbar.

Digitized by Google

in sich faßt. Die großen Summen, welche eine den heutigen Anforderungen entsprechende Hochschule in Anspruch nimmt, die Schwierigkeit die hiezu erforderlichen Lehrkräfte zu beschaffen, werden immer darauf hindrängen, daß der höhere Unterricht in der der Mehrzahl der Bewohner zugänglichen auf der höchsten Stufe der Ausbildung stehenden, die Verwaltung und den Verkehr beherrschenden Cultursprache ertheilt werden müsse. Dies vorausgesetzt, wird erforderlich sein, daß in den Vorbildungsanstalten für den höheren Unterricht der Unterricht in der Sprache der Hochschulen ertheilt werde, weil sonst die Zöglinge der Mittelschulen den Lehrvorträgen an der Hochschule schwer oder gar nicht folgen könnten und dadurch der Zweck einer gründlichen wissenschaftlichen Ausbildung verhindert würde. Da es aber auch eine Classe von Schülern gibt, welche sich mit der an den Mittelschulen gewonnenen Ausbildung begnügen, so ist die Errichtung solcher Mittelschulen in einer anderen als der allgemein herrschenden Sprache vollkommen berechtigt, vorausgesetzt, daß das Land die Kosten der Errichtung und Erhaltung derselben zu tragen vermöge. Dort, wo solche Mittelschulen bestehen, zeigt übrigens die Erfahrung, daß die daraus hervorgehenden Schüler an Ausbildung den Schülern der deutschen Mittelschulen merklich nachstehen [1]).

Es ist daher bezüglich des Reichsgesetzes nur zu bedauern, daß es eine Lücke offen läßt, indem es in den Provinzen, wo eine andere als die deutsche die Landessprache ist, für den obligaten Unterricht in der deutschen Sprache keine Vorkehrung trifft, oder auch nur dem Anscheine nach eine solche zuläßt. Allerdings ist gegen die Ausfüllung dieser Lücke die nicht von der Hand zu weisende Einwendung zu erheben, daß ein so kleines in seinen Hülfsquellen beschränktes Land, wie die Grafschaft Görz, nicht die Mittel besitze, Anstalten für den dreisprachigen Unterricht in seiner ganzen Stufenfolge einzurichten. Solche Verhältnisse kommen aber in einem großen Reiche und namentlich in Oesterreich mehrfach vor; wenn es sich um die Befriedigung eines Culturbedürfnisses, um eine Staatsnothwendigkeit handelt, ist es dann eben die Aufgabe der Centralregierung, bezüglich der Reichsvertretung, dem Lande zu Hülfe zu kommen, und die Mittel zur Befriedigung dieses Bedürfnisses aus dem Reichsfonde zu gewähren. Hier aber stehen wir wieder an der Schranke, welche der erwähnte Artikel der Verfassung vom 21. December 1867 zieht. Was der Regierung und der Reichsvertretung für alle anderen Culturforderungen, wie Ackerbau, Industrie,

---

[1]) Die Einrichtung der Gymnasien ist nach Punkt 19 des § 11 der Verfassung vom 21. December 1867 den Bestimmungen des Reichstages vorbehalten; die Realschule ist dem Landtage überwiesen, zwischen welchem (in Görz) und der Regierung jedoch hinsichtlich eines Realschulgesetzes noch keine Einigung erzielt worden ist. Der von dem Landtage der Regierung vorgelegte Gesetzesentwurf setzt übrigens den Unterricht in der deutschen Sprache als Obligatgegenstand für alle Classen fest, wodurch allerdings, der Erfahrung zufolge, für die technische Ausbildung der in die höheren polytechnischen Anstalten eintretenden Schüler nicht viel gewonnen sein dürfte, sobald der technische Unterricht nicht in der deutschen Sprache ertheilt wird.

Digitized by Google

Handel wie auch bezüglich des Clerus möglich, ja selbst geboten erscheint das ist ihnen bezüglich der höchsten aller Culturanforderungen zum Theile verwehrt. Sie mögen die größte Sorgfalt für die Vervollkommnung und Erweiterung des Unterrichtes an den Hochschulen anwenden, der Erfolg wird kein vollständiger sein, wenn die zu demselben Zugelassenen, zum Theile nicht gehörig vorbereitet die Mittelschulen verlassen, ganz abgesehen von der den Hochschulen fernbleibenden Masse der Bevölkerung, welcher dadurch die Möglichkeit, sich die für ihr Fortkommen so nützliche deutsche Sprache anzueignen entzogen wird, wobei hier hauptsächlich nur das Bedürfniß der kleineren mehrsprachigen Provinzen im Auge behalten wird.

Es wäre nun noch nachzuweisen, daß der Unterricht in der deutschen Sprache für die Bewohner der Grafschaft Görz wirklich als ein Culturbedürfniß angesehen werden kann. Die Stadt Görz ist eine viersprachige Stadt: im Weichbilde der Stadt herrscht die slovenische Sprache vor, die untere Classe in der Stadt gebraucht vorzugsweise die friaulische Mundart, die Mittelclasse und ein Theil der höheren Classe spricht italienisch, der andere Theil der höheren Classe und selbst ein beschränkter Theil der Mittelclasse bedient sich der deutschen Sprache. Im Ganzen aber bietet die Stadt den Typus einer italienischen wenngleich mit fremden Elementen durchsetzten Stadt dar. Faßt man aber auch die italienische und friaulische Sprache zusammen, da für beide der italienische Unterricht gilt, so bestehen in Görz noch drei Nationalitäten, deren Jugend eines Unterrichtes in der eigenen Sprache bedarf. Für die italienische und slovenische Nationalität ist gesorgt, für die deutsche noch nicht [1]). Zu den Deutschen gehören der überwiegende Theil des Adels, die Großindustrie (repräsentirt durch die mehrfachen Etablissements der Herrn v. Ritter), nicht wenig Gewerbs- und Handelsleute, die meisten Beamten und die zahlreichen seit 1866 hier angesiedelten Pensionisten. Unter den 16.000 Bewohnern von Görz befinden sich der Zahl nach ungefähr 1800 Deutsche; da aber dieselben meist der höheren und mittleren Classe angehören, so gewinnt diese beschränkte Anzahl bedeutend an Gewicht. Jedenfalls mag es selten vorkommen, daß die höhere und ein großer Theil der gebildeten Classe der Bewohner eines Ortes die Jugend nicht in der eigenen Sprache in den öffentlichen Schulen unterrichten lassen kann; da aber das Bedürfniß dafür doch unabweisbar ist, so wird dieses theils durch Privatlehrer, theils durch die Absendung der Kinder an deutsche Orte — was alles jedoch nur den Bemittelten möglich ist — theils dadurch befriedigt, daß die Kinder in die protestantische Privatschule geschickt werden, so daß letztere zeitweise mehr katholische als protestantische Schüler zählt.

---

[1]) Dies bezieht sich nicht nur auf den Unterricht, sondern selbst auf das religiöse Bedürfniß. Die früher regelmäßig in gewissen Zeitabschnitten dann in der Fastenzeit abgehaltenen deutschen Predigten haben seit kurzem aufgehört; der wohlwollende für das Seelenheil seiner Diöcesanen eifrig besorgte Herr Erzbischof dürfte aber binnen nicht langer Zeit diesem Mangel abhelfen.

Digitized by Google

So gerechtfertigt auch die Forderung der hier lebenden deutschen Eltern ist, daß ihren Kindern der öffentliche Unterricht in der eigenen Sprache zugänglich werde, so legen wir darauf doch noch weniger Gewicht als darauf, daß — mit ganz geringer Ausnahme — für die gebildeten Görzer Bewohner von jeder Nationalität unter den gegenwärtigen und voraussichtlich künftigen Verhältnissen die Erlernung der deutschen Sprache unentbehrlich und daß die Förderung der Kenntniß dieser Sprache auch aus höheren Gründen gerathen ist.

Görz gehört zu jenen Städten, deren Aufblühen und Zunahme in neuester Zeit ein sichtliches und greifbares ist, es tragen dazu wirthschaftliche und sociale Verhältnisse bei. Der materielle Aufschwung macht sich in Görz in auffallender Weise seit 1866 bemerkbar. Es ist bemerkenswerth, daß seit dem Verluste der venetianischen Provinzen die österreichischen Grenzstädte Görz und Cormons eben so an Verkehr, reger Thätigkeit und Wohlhabenheit zunehmen als die benachbarten italienischen Grenzorte, insbesondere Udine, selbst bis Verona hin stiller werden und sichtlich verarmen. Die Ursache hievon liegt nahe genug. Die große Verkehrsströmung, welche von dem österreichischen Hinterlande und namentlich von Wien aus in diese Gegenden reicht, erstreckte sich früher bis Verona und befruchtete die auf ihrer Bahn gelegenen Stationen; seit der Abtretung von Venedig staut sich diese Strömung an der Grenze und streut die Fülle ihrer Gaben über Görz und Cormons aus. Görz, früher eine schweigsame Provinzialstadt, erhebt sich sichtlich zu dem Range einer Landeshauptstadt. Wer Görz vor sechs Jahren zuletzt sah und jetzt wieder die Stadt betritt, erstaunt über die vor sich gegangene Veränderung. Glänzende, wohlbestellte Kaufläden haben sich eröffnet, in welchen man alle Erzeugnisse des In- und Auslandes vorfindet, ein lebhafter Verkehr füllt die Straßen, zahlreiche und bequeme Miethwagen, wie sie in den Provinzhauptstädten nur selten anzutreffen sind, stehen zur Verfügung des Publicums, der sonst gänzlich stockende Geldumsatz ist ein reger geworden, wie die vielen Geldwechsler darthun, die Wohlhabenheit greift um sich und der Luxus ist im Steigen. Wenn nun noch, wie zu hoffen, in naher Zeit die Predil-Bahn bis Görz reichen wird, ist alle Aussicht vorhanden, daß Görz zu einem großen Handelsemporium sich gestalten werde, bestimmt, den deutschen Verkehr mit den italienischen Städten zu vermitteln und zu heben. Die Stadt ist auch berufen, in Culturhinsicht eine gleiche Vermittlung herzustellen. In unserer Zeit, wo die Schranken der Nationalität auf dem geistigen Gebiete fallen, und jede Nation bestrebt ist, die Errungenschaften der andern sich anzueignen, ist Görz, dessen Bewohner eine italienische Cultur besitzen, durch seine Lage begünstigt, dazu berufen, die Erfolge der italienischen Geistesarbeit an sich zu ziehen und die Früchte der deutschen Wissenschaft nach dem benachbarten Italien zu tragen [1]).

[1]) In Italien herrscht gegenwärtig allerwärts ein reger Eifer, den Unterricht in der deutschen Sprache zu fördern und sich mit deutschem Wesen und deutscher Wissenschaft bekannt zu

Digitized by Google

Aber nicht allein der Verkehr, welcher von dem deutschen Hinterlande ausgeht, und hierher gerichtet wird, ist es, welcher Görz, namentlich die Industrie- und Handelsclasse in immer nähere Verbindung mit den deutschen Provinzen bringt; es eröffnet sich die sichere Aussicht, daß ein für das gesammte Land insbesondere für die Grundbesitzer, noch vortheilhafterer Handel von hier aus nach der Residenzstadt und dem Hinterlande entstehen werde (wie er zum Theil schon entstanden ist), welcher die Grafschaft zu einem der reichsten und wohlhabendsten Gebiete von Oesterreich zu erheben vermag. Görz erfreut sich eines milden Klima's und eines äußerst fruchtbaren Bodens. Es bringt die feinsten Gemüse, das schmackhafteste Obst, die saftigsten Trauben hervor, und seine Früchte reifen um vier bis sechs Wochen früher, als in der Umgegend der Residenzstadt. Diese gleicht einem ungeheuren Krater, in welchem alle hineingerathenen Verzehrungsgegenstände augenblicklich verschlungen werden. Bei der großen Anzahl wohlhabender Leute finden aber die Erstlinge der Gemüse und der Früchte rege Nachfrage selbst zu hohen Preisen. Diese Sachlage ist wie geschaffen, um zum Vortheile von Görz ausreichend benutzt zu werden. So lange die Eisenbahnverbindnng nicht bestand, erlitt der Transport an schnell zu Grunde gehenden Genußmitteln ein wesentliches Hinderniß. Gegenwärtig aber, wo diese Transporte die Residenzstadt in einem Tage erreichen, und wo der Eisenbahntarif (dessen Herabsetzung bei gesteigertem Verkehre im eigenen Interesse der Bahn liegt) ein nicht zu hoher ist, könnte Görz die Residenzstadt mit den gesuchtesten Leckerbissen an Gemüse und Obst versorgen, und dabei seinen Landbau auf eine hohe Stufe der Cultur bringen. Was in Paris und dem süd-

---

machen. So wurden in Florenz deutsche Schulen errichtet und die Stadt Udine, zur Zeit der österreichischen Herrschaft die deutsch-unfreundlichste, sah sich, wohl aus Rücksicht auf den zunehmenden Verkehr mit den benachbarten deutschen Ländern veranlaßt, den Unterricht in der deutschen Sprache zum obligaten Gegenstande in ihren Schulen zu erheben. Auch diesseits der Grenze machen sich solche Ueberzeugungen geltend. Es kamen jüngst die (italienischen) Gemeinden von Gradisca und Moraro darum ein, in ihren Schulen die deutsche Sprache als obligaten Gegenstand einzuführen; der Landesschulrath aber mußte sie in Hinblick auf das bestehende Gesetz mit diesem Begehren zurückweisen. Es wurde ihnen sohin nicht erlaubt, den obligaten Unterricht in der deutschen Sprache einzuführen! Doch haben mehrere Landgemeinden wie außer den beiden erwähnten Gradisca und Moraro, Canale, Cormons und Monfalcone das Bedürfniß gefühlt, die deutsche Sprache mindestens als außerordentlichen Unterrichtsgegenstand in ihren Schulen einzuführen und diese mit Genehmigung des Landesschulrathes theils ausgeführt, oder doch um die Erlaubniß dazu bei demselben nachgesucht. So läßt sich von dem gesunden Sinne der Gemeinden und der von ihnen erkannten Nothwendigkeit erwarten, daß sie allmälig Wie sehr diese Nothwendigkeit auch von den Privaten erkannt wird, beweist der charakteristische Umstand, daß fast in allen Orten, wo sich ein geeigneter Lehrer findet, Privatunterricht im Deutschen und zwar gegen Honorar der Eltern ertheilt, dieses aber gegenüber den Aufsichtsorganen verheimlicht wird, gleichsam als ob dadurch ein Landesgesetz übertreten würde! freiwillig dahin gelangen, den Unterricht in der deutschen Sprache ihrer Jugend zu verschaffen. Wenn daher die deutschen Mittelschulen erhalten werden, so bleibt der Provinz die Möglichkeit, in dem großen Wettstreite der Cultur ihren Platz einzunehmen und dem Eingang der deutschen Sprache in dem öffentlichen und häuslichen Leben Raum zu gewähren.

Digitized by Google

lichen Frankreich ausführbar und für beide Theile erfolgreich war, muß es auch für Wien und Görz sein können. Dort haben sich mehrere Gemeinden im Süden darauf eingerichtet, sich auf die Erzeugung solcher Primizien zu verlegen, und dieselben nach Paris zu senden, wodurch sie binnen wenigen Jahren wohlhabend ja selbst sehr reich geworden sind. Es ist aber auch keine Neuerung, welche hier in Aussicht gestellt wird, sondern nur die Ausbreitung und Vervollkommnung eines bereits seit einigen Jahren bestehenden Verhältnisses. In Görz ist die Vegetation auf den Feldern das ganze Jahr hindurch nicht unterbrochen; im Winter gedeiht neben Spinat und Salat der Spargelkohl (broccoli genannt), eine Art Carfiol, der in Wien so gut als gar nicht gekannt ist, aber ein sehr feines Gemüse ausmacht, im März reift der hier schon in ausgedehntem Maße angebaute Spargel, der April bringt grüne Erbsen und anderes Frühgemüse. Die Kartoffeln werden im Mai geerntet, wo die Jahreszeit der massenhaft und schmackhaft vorkommenden Kirschen beginnt, welchen dann die übrigen Obstgattungen und im Juni die Trauben nachfolgen. Der Absatz des Spargels und der Obstgattungen (einschließlich des getrockneten und candirten Obstes) erfolgt schon in ziemlich großem Maßstabe. Im J. 1871 belief sich die Menge des auf den Stationen des Landes von Cormons bis Monfalcone mit der Eisenbahn abgesendeten Obstes auf mehr als 100.000 Centner im durchschnittlichen Werthe von 1,200.000 fl. Frisches und getrocknetes Obst geht nach Berlin und Hamburg, Warschau (wohin eine einzige Firma jährlich an 12.000 Körbe frischer Kirschen sendet) und St. Petersburg, ja selbst nach New-York. Hunderte von Wiener Händlern durchziehen das Land und kaufen die für Wien bestimmten Obsternten auf. Dieser Verkehr steht aber noch in sehr primitivem und für das Land weniger gewinnreichem Zustande. So lange die Erzeugung lediglich in den Händen der an dem alten Herkommen der Scholle haftenden Zinsbauern (Coloni) ruht und nur diese mit den Zwischenhändlern in Berührung treten, wird sich derselbe nicht auf einen den Umständen entsprechenden Standpunkt heben und dem Lande nicht den vollen Gewinn bringen. Wenn aber erst die Grundbesitzer diese Culturen in die Hand nehmen, wenn sie die besten Sorten aufziehen und den unmittelbaren Verkauf ihrer Erstlingsproducte in Wien genossenschaftlich einrichten werden, dann erst dürften sich die segenbringenden Folgen dieses Verkehrs zeigen, wozu hoffentlich die Hochschule für den Ackerbau den Weg bahnen wird. Schon heute berechnet man, daß die jährliche Versendung leicht auf das Dreifache ihres gegenwärtigen Umfanges gesteigert werden könnte, und diese Steigerung wird eine noch weit größere sein, wenn einmal in den Culturarten eine rationelle die Gunst der Verhältnisse ausbeutende Aenderung eintritt.

Wenn schon, wie eben gezeigt worden, der Verkehr in beiden Richtungen die Grafschaft und namentlich die Stadt Görz in immer engere Beziehungen zu dem deutschen Hinterlande bringt, so steht der Stadt auch ein Aufschwung in ganz anderer Hinsicht bevor. Die Stadt besitzt die ausgezeichnetste Anlage zu

Digitized by Google

einem klimatischen Curorte ersten Ranges, wozu in den letzten Jahren bereits der Anfang gemacht worden ist.

Die Darstellung dieses Verhältnisses als klimatischer Curort, welche uns hier zu weit führen würde, und welche jedenfalls eine nähere Begründung erfordert, behalten wir einem zweiten Artikel vor. Hier genügt es zu bemerken, daß seit dem Verluste von Venedig die Stadt Görz bereits als klimatischer Curort die Aufmerksamkeit der wohlhabenden Oesterreicher, ja selbst auch der Fremden auf sich gezogen hat, und daß die Zahl der Curgäste bereits größer als jene der verfügbaren Wohnungen in der bisher für einen solchen Zuwachs an Fremden nicht eingerichteten Stadt geworden ist, ein Mangel, welchem die Thätigkeit mehrerer Baugesellschaften und Unternehmer demnächst abhelfen dürfte. Diese zuströmenden Fremden aber sind fast durchaus Deutsche, und der italienischen Sprache selten kundig. Ihr Erscheinen in Görz trägt nicht wenig dazu bei, den Absatz der Kaufläden zu vermehren, die Gasthöfe zu füllen, die Nachfrage nach Wohnungen bei den Hausbesitzern zu steigern. In allen diesen Fällen aber ist für Jene, die von dieser Frequenz der Fremden einen Gewinn ziehen, die Kenntniß der deutschen Sprache wenn nicht nothwendig, doch höchst förderlich. Und die Zunahme dieser Fremdenfrequenz, wenn der Ruf von Görz in der Eigenschaft eines klimatischen Curortes sich mehr verbreitet haben wird, ist noch gar nicht abzusehen, wodurch für die kommende Generation das Bedürfniß der Kenntniß der deutschen Sprache ein immer dringenderes wird. Dieses Bedürfniß sehen die Bewohner von Görz auch recht gut ein, und der Wunsch, daß ihren Kindern Gelegenheit gegeben werde, den Unterricht in der deutschen Sprache zu erlangen, ist ein allgemeiner; selbst Familien, die ihrer anderweitigen Nationalität aufs innigste zugethan sind, und ihre Kinder in derselben erhalten wollen, würden im Hinblick auf das bürgerliche Fortkommen es sehr gerne sehen, wenn ihre Kinder neben der eigenen auch noch die deutsche Sprache erlernen könnten. Wenn in Görz neben den beiden bestehenden Parallelclassen noch eine dritte, eine deutsche, angefügt würde, so möchte es sich hier ebenso ergeben, wie nach dem Berichte des Unterrichtsministeriums der Fall in andern Städten war, daß nämlich ein erheblicher Theil der Schüler slovenischer oder italienischer Nationalität sich der deutschen Schule zuwenden würde. Und jedes bürgerliche Fortkommen ist fast in allen Berufskreisen an die Kenntniß der deutschen Sprache geknüpft. Daß dieses in den volkswirthschaftlichen Kreisen der Fall sei, haben wir oben ausführlich dargethan. Noch zwingender aber wird diese Nothwendigkeit für die gelehrten Berufsarten, für die Advocaten, Aerzte, Ingenieure, die Beamten, selbst die Geistlichen, der Männer der übrigen Fachwissenschaften nicht zu gedenken. Alle diese Berufsarten erfordern den Besuch der Facultätsstudien deren Gegenstände in der deutschen Sprache gelehrt werden. Selbst die Erfüllung der allgemeinen Wehrpflicht verlangt für die den gebildeteren Classen entstammenden Freiwilligen die Kenntniß der deutschen Sprache. Wo soll aber diese Kenntniß herkommen, wenn die aufwachsende Generation keinen Unterricht in der deutschen Sprache mehr erhält?

Digitized by Google

Die Folgen dieses bedauernswerthen Zustandes müßten tiefgreifende, die Bildung und den Erwerb vielfach schädigende sein, wenn nicht der fortschreitenden Cultur eine solche Macht innewohnte, daß sie jegliches ihr entgegenstehendes Hinderniß beseitigt und alle sie hemmenden Schranken durchbricht. So wird auch trotz dieser künstlichen Schwierigkeiten der Gebrauch der deutschen Sprache in Görz nicht verloren gehen oder eingeengt werden. Es wird aber diese Kenntniß, die bei gutem Schulunterrichte eine gründliche und allgemein verbreitete sein müßte, in den meisten Fällen eine ungenügende, halbe, manche Verlegenheit erzeugende, manchem Anlaße zum Gewinn hinderliche werden, und die Zahl der den höheren Berufsclassen sich Widmenden wird sichtlich zusammenschrumpfen. Ob damit dem bürgerlichen Wohle der Stadt gedient sein wird, ist eine andere Frage.

Zum Schlusse aber möge es erlaubt sein, den Gegenstand auch noch von einer andern Seite zu betrachten. Schon oben ist bemerkt worden, daß auch höhere Rücksichten der Verbreitung der deutschen Sprache das Wort reden; es liegt in der Aufgabe eines großen Staates, der zugleich eine Culturnation repräsentirt, die einzelnen Theile des Reiches an sich zu ziehen, sie mit dem Centralsitze derselben in engen Contact zu bringen und der allfälligen Centrifugalkraft derselben entgegenzutreten. Das Bindemittel hiezu ist, nebst der gemeinsamen in der Reichsvertretung gipfelnden Verfassung, die gemeinsame Sprache. Die Sprache der regierenden Familie, der Verwaltung, der wissenschaftlichen Lehranstalten muß allenthalben, selbst unter den Staatsbürgern einer anderen Nationalität, verstanden werden, weil sich an die Kenntniß dieser Sprache die Verfolgung aller Staatszwecke und der meisten Privatzwecke knüpft. Wo dieses nicht der Fall ist, da wendet sich mit den Interessen auch der Sinn und die Stimmung der benachbarten befreundeten Nationalität zu. Die Görzer waren bisher nicht in dieser Lage, und sind es auch heute noch nicht. Die Görzer Geschichte liefert auf allen ihren Seiten seit dem Beginne der österreichischen Herrschaft die zahlreichsten Beweise der Unterthanentreue und patriotischen Hingebung für das kaiserliche Haus, und diese Gesinnung ist auch heute noch in der überwiegend großen Mehrheit seiner Bevölkerung nicht erstorben, sie wird sich hoffentlich, wenn es gelten sollte, bei jedem neuen Anlasse aufs glänzendste bewähren.

Hiezu kommt noch, daß eine Betrachtung der Erwerbszustände wie sie hier und anderwärts vorkommen, auch den kühlsten Geist zu der Ueberzeugung bringt, daß es hier gut, besser als anderswo sei. Wenn aber künftig die Kenntniß der deutschen Sprache schwächer und seltener werden und wenn sich dadurch die Verbindung mit dem Hinterlande loser knüpfen sollte, dann wird dies zwar an sich keine Erschütterung herbeiführen, aber bei dem Eintreten politischer Katastrophen die Gefahr des Verlustes einer Provinz näher rücken. Und welche Folgen hätte der Verlust dieser allerdings kleinsten Provinz für den Gesammtstaat? Das Gebiet der Grafschaft umgibt das Stadt-

Digitized by Google

gebiet von Triest — einen kleinen Streifen gegen Istrien ausgenommen — von allen Seiten. Mit dem Verluste der Grafschaft ist Triest nicht zu halten, mit Triest und Görz aber verliert Oesterreich den Zugang zum Meere, die unumgängliche Bedingung zu dem Bestande einer Großmacht!

Es würde eine eigenthümliche Lage für eine Regierung sein, in klarer Würdigung der Verhältnisse und in richtiger Erkenntniß der Bedürfnisse durch das Gesetz gehindert zu sein, diesen Bedürfnissen zu genügen, und dort einzutreten, wo die Kräfte der Gemeinde und des Landes nicht ausreichen. Diese Hinderung besteht übrigens nicht, ist jedenfalls keine unübersteigliche, und wo sich der eine Weg verschließt, da findet der kräftige Wille und die energische Anregung einen zweiten. Möge übrigens für die leitenden Kreise der Ausspruch des wackeren Bischofs Stobäus nicht verloren gehen, so wie der vom Alterthume zu uns herüberhallende Ruf: Videant consules, nequid detrimenti capiat res publica.

Julius Payer, der Alpenforscher und Nordpolar-Fahrer.

Von Dr. Anton v. Ruthner.

II.

Payer trat im J. 1868 seine 4. Reise zur Durchforschung der Ortler-Alpen unter ungleich günstigeren Verhältnissen an als die früheren. Er hatte im Auftrag des Kriegsministers die kartographischen und hypsometrischen Arbeiten im Adamello- und Ortler-Gebiete zu vollenden. Seine Karten waren bestimmt, in die neue Landesaufnahme von Tirol eingereiht zu werden. Seine Leistungen wurden damit aus privaten dienstliche. In Folge dessen erhielt er die vorzüglichsten Instrumente zur Vermessung und wurden ihm mehrere Kaiserjäger als Handlanger zugewiesen. Unter diesen commandirten Jägern befand sich auch der Passeyrer Haller. Nichtsdestoweniger wurde der vielbewährte Pinggera von Payer berufen, an seinen Bergfahrten Theil zu nehmen.

Schreiber Dieses kann nicht unterlassen, aus seiner Erinnerung hier in Kürze zu erzählen, wie Payer der „Höchstkartograph" des militärisch-geographischen Institus geworden ist. Als er dem hochverehrten frühern Director dieses Institutes die Bitte Payers vorbrachte, wenn möglich zur Vermessung des Gebirgsterrains über 9000 F. Meereshöhe verwendet zu werden, lachte derselbe und meinte, die Bitte könne er unbedingt gewähren, weil ohnehin kein anderer Officier gern da hinaufsteige!

Payer begann die Aufnahmen im Martell-Thale, dessen Alpen ihm trotz des vielen schlechten Wetters zum wenig comfortablen Nachtlager dienten. Wieder leistete er das Mögliche. Er unternahm so manche gefährliche Bestei-

Digitized by Google

gung. 10- und noch mehrstündige Arbeit auf den Spitzen kam oft vor und weder die Ungunst des Wetters, noch eine Verletzung des Fußes, welche er sich beim Herabfahren über ein Schneefeld an den Felsen am Rande desselben zugezogen hatte und ein durch die schlechte Nahrung veranlaßtes peinliches Magenleiden hinderten ihn, seinen Aufgaben vollkommen gerecht zu werden.

Nach Beendigung derselben in Martell verfügte er sich wieder in das Val Genova. Wie fünf Jahre früher besuchte er täglich zur Arbeit eine oder die andere der so gefährlich zu erkletternden Hochspitzen, selbst als sein nun schon durch zwei Monate andauernder Magenkatarrh sogar seine eiserne Constitution erschüttert hatte. Am 7. September war es so weit gekommen, daß ihn zwei Jäger abwechselnd unter den Arm nehmen und über die Steine hinauf zum Paß Lago scuro schleppen mußten. Hier ließ er sich anseilen, die Jäger spannten sich vor und zogen ihn über Trümmer und Felsen auf die Spitze des Corno lago scuro, 9934 F., dann auf den M. Piscanna, 9979 F., wo er durch ein paar Stunden thätig war. Zum Glück besserte sich noch an demselben Tage das Uebel und ward er in Ponte di Legno davon vollständig geheilt.

Als er nach langer Regenzeit zur Ergänzung der Aufnahmen im October nochmal nach Val Genova zurückkehrte, brachte die späte Jahreszeit neue Beschwerden mit sich. So traf er auf dem 10954 Fuß hohen M. Gabiol am 13. October bei heulendem Sturm eine Temperatur von — 15 Grad Reaumur. Man rieb sich wegen des Gefühls der Erstarrung, das sich eingestellt hatte, die Füße mit Schnee und nun arbeitete Payer auf der exponirten Spitze mit Meßtisch und Theodoliten durch — 5 Stunden! Am 16. October endlich beschloß er seine Thätigkeit auch in der Adamello-Gruppe.

Im Ganzen hatte er auf seinen Reisen, abgesehen von allen niedrigeren Höhenpunkten und Pässen, in der Ortler-Gruppe 92 Spitzen von der durchschnittlichen Höhe von 10.000 Fuß und 26 solche Gipfel im Adamello-Presanella-Stock erstiegen!

Payer war bereits im Jahre 1868 dem militärisch-geographischen Institut in Wien zugetheilt worden. Als er jedoch nach Beendigung seiner Arbeiten im Herbst dieses Jahres in Wien eintraf, erhielt er alsbald die Einladung des berühmten Geographen und Urhebers der deutschen Nordpol-Fahrten, des Dr. August Petermann, zur Theilnahme an der zweiten deutschen Nordpol-Expedition.

Damit war Payer an einem Wendepunkt seines Lebens und der Richtung seiner Forschungen angelangt.

Petermann hatte den rechten Mann auf den rechten Fleck gestellt. Bewährt als Kartograph und Zeichner, in der Geologie und anderen wissenschaftlichen Fächern unterrichtet, befähigt das Gesehene trefflich zu schildern, besitzt Payer nebstdem auch die nöthige physische und moralische Eignung zum großen Unternehmen einer Nordpol-Expedition.

Digitized by Google

Wir haben im Frühern absichtlich Manches eingehender besprochen, um uns hier desto kürzer fassen zu können. Payers Pflichtgefühl, seine eiserne Willens-, seine Thatkraft und seinen unerschütterlichen Muth wird kaum irgend jemand bezweifeln, wenn er sich die Beschwerden gegenwärtig hält, welche Payer bei Vollführung seiner Aufgaben ertragen und die Gefahren, welche er dabei bestanden, und zwar derart bestanden hat, daß sie ihn, selbst wenn dabei sein Leben an einem Faden hing, nicht einmal an der Fortsetzung einer begonnenen Unternehmung zu hindern vermochten. Die Abhärtung seines Körpers und die Zähigkeit seiner Constitution dagegen geht klar daraus hervor, daß die größten physischen Anstrengungen, die schädlichsten Einwirkungen der erbärmlichen materiellen Existenz in den Alpen und der ungünstigen Witterungsverhältnisse an ihm entweder spurlos vorüber gingen, oder wenn sie doch einmal seine Gesundheit störten, diese Störung wieder von ihm wich, ohne daß er seine Thätigkeit zu unterbrechen gezwungen gewesen wäre.

Genug! Payer war hocherfreut über Petermanns Antrag und Petermann war es nicht minder über die Annahme desselben durch Payer; beide aber waren es mit vollem Rechte!

Die erste deutsche Nordpolar-Expedition war durch Dr. August Petermanns rastlose Bemühung ins Leben gerufen worden; er brachte auch die zweite zu Stande. Seine Vorträge und Abhandlungen hatten die deutsche Nation vom Nutzen der Expeditionen in politischer, wissenschaftlicher und materieller Beziehung überzeugt und die Beiträge flossen danach so reichlich, daß nach der ersten Polar-Fahrt auch die zweite ausgerüstet werden konnte.

Die erste Expedition war am 9. October 1868 nach Bremerhafen zurückgekehrt. Ihre Instruction hatte dahin gelautet, sie habe zunächst die Ostküste Grönlands in der n. Breite von 74½° zu erreichen, von der dort liegenden Sabine-Insel längs der Küste nordwärts so weit als möglich, wenn thunlich bis zum Nordpol, vorzudringen. Sollte die grönländische Küste wegen des Eises nicht erreichbar sein, so wäre sich nach dem Meer im Osten von Spitzbergen zu wenden und, wenn irgendwie möglich, Gillisland zu besuchen.

Diese Aufgaben konnten nicht gelöst werden. Einen ersten Versuch, an die Ostküste Grönlands zu gelangen, vereitelten die Eisverhältnisse. Das Expeditionsschiff Germania, wurde mit dem Eise, in welchem es festgekeilt war, einige Grade weit südlich getrieben und mußte zuletzt froh sein, endlich wieder aus dem Eise zu kommen. Nun steuerte Capitän Koldewey, der Befehlshaber der Expedition, die Eiskante entlang abermals nordwärts; allein, so weit er kam, überall war das Eis dicht und fest geschlossen. Er ging jetzt zur zweiten Aufgabe über und segelte nach Spitzbergen, um von da Gillisland zu erreichen. Doch wenige Grade östlich von der Südspitze von Spitzbergen machte wieder das Eis jedes Vordringen unmöglich.

Digitized by Google

Nun wandte er sich an die Westküste von Spitzbergen, that einen Vorstoß nach Norden, um von hier aus nach Grönland zu fahren, kam bis über den 80. ° n. B., fand aber dicht zusammengepacktes Eis. Jetzt wurde das Schiff wieder südwärts gewandt und nochmal versucht, unter dem 74. bis 75. ° den Weg nach der grönländischen Küste zu erzwingen. Als dies abermals vergeblich war, wurde die zweite Fahrt nach Gillisland unternommen.

Capitän Koldewey segelte an der Westküste von Spitzbergen hinauf, dann an dessen Nordrand ostwärts und in die südostwärts sich erstreckende Hinlopen-Straße, um aus ihr das Meer östlich von Spitzbergen zu gewinnen, der Austritt aus nach Osten ward jedoch durch Eisbarren vereitelt.

Koldewey fuhr darum durch die Hinlopen-Straße zurück, dann bis an die nördliche Eisbarre und hier erreichte die Germania die größte bis dahin zu Schiff gewonnene nördliche Breite von 81 ° 4 '. Von dort fand die Rückfahrt ohne Aufenthalt bis Bremerhafen statt.

Wir können auch den Verlauf und die Erlebnisse der zweiten deutschen Nordpolar-Fahrt bloß in flüchtigen Umrissen besprechen und werden vorzüglich demjenigen unsere Aufmerksamkeit zuwenden, das auf den österreichischen Nordpol-Fahrer Payer Bezug nimmt.

Die Expedition war in Oesterreichs höchsten Kreisen gefördert worden. Sie erhielt unter Anderm eine Anzahl Gewehre und Instrumente zur Verfügung gestellt; auch Payer wurde der erbetene Urlaub auf das Liberalste bewilligt.

Die Instruction für den Befehlshaber Capitän Koldewey wich im Wesentlichen wenig von jener der ersten Expedition ab. Auch diesmal war als Zweck und Ziel die wissenschaftliche Erforschung und Entdeckung der arctischen Centralregion von 75 ° n. Breite an zunächst auf der Basis der ostgrönländischen Küste ausgesprochen. Mit den Instrumenten zu wissenschaftlichen Forschungen, sowie mit Lebensmitteln hinreichend versehen, sollte die Expedition in möglichst hoher Breite überwintern und erst im Jahre 1870 heimkehren.

Das Hauptschiff war der, gleich dem Schiff der ersten deutschen Nordfahrt Germania getaufte Dampfer, Begleitschiff das Segelschiff Hansa. Payer, dessen Aufgaben in den Landesaufnahmen, Gletscherforschungen und in geologischen Arbeiten lagen, befand sich auf der Germania.

Instructionsgemäß wandten sich beide Schiffe nach ihrer am 15. Juni 1869 erfolgten Abfahrt von Bremerhafen sogleich gegen Grönland; bald jedoch wurden sie getrennt, um nicht wieder vereinigt zu werden. Das dann folgende Schicksal der Besatzung der Hansa, darunter des Oesterreichers Dr. Gustav Laube, steht einzig da in der Geschichte der Nordpol-Fahrten.

Am 20. Juli von der Germania getrennt, war die Hansa am 24. August der Grönland'schen Küste bis auf 24, mit den Booten sogar bis auf 16 Seemeilen nahe gekommen, ohne an sie gelangen zu können. Am 19. September fror sie unter 73 ° 6 ' n. Breite im Eise ein, am 19. October wurde sie von den Eismassen zertrümmert und versank am 23. October. Vom 19. October bis 7. Mai, also

Digitized by Google

durch 200 Tage, trieb die Besatzung auf einer Eisscholle längs der Küste Grönlands südwärts und erreichte, nachdem sie noch durch beiläufig einen Monat die Boote über das Eis gezogen und zuletzt eine achttägige Küstenfahrt gemacht hatte, endlich am 13. Juni die erste menschliche Ansiedlung, das an der grönländischen Südspitze gelegene Friedrichsthal.

Die Germania kam schon am 5. August an die Ostküste Grönlands an der Sabine-Insel unter 74 ° 32 ' n. Breite und 18 ° 50 ' w. Länge von Greenwich und drang sodann bis zum 75 ° 31 ' n. Breite vor. Gegen Norden lag jedoch hier undurchdringliches Eis. Sie kehrte nun zur Sabine-Insel zurück. Am 20. September war sie in ihrem Winterhafen in der Bucht dieser Insel eingefroren. Erst am 11. Juli wurde sie wieder vom Eise befreit. Jetzt wurde zuerst im Juli eine Bootfahrt nach der Clavering-Insel unternommen und ein verlassenes Eskimo-Dorf aufgefunden, dann Ende Juli nochmal ein Versuch gemacht, zu Schiff nordwärts vorzudringen. Allein bei 75 ° 29 ' n. B. hinderten die Eisschranken abermals die Fahrt weiter nach Norden. Nun dampfte die Germania südwärts und entdeckten Payer und Copeland auf dem circa 5000 F. hohen Berge des Cap Franklin, in den ersten Augusttagen bei 73 ° 13 ' n. Breite einen tief einschneidenden Fjord, in welchem das Expeditionsschiff vom 10. bis 15. August 72 Seemeilen weit bis zum 26 ° w. Länge v. Gr. eindrang. Der Fjord wurde zu Ehren des Kaisers von Oesterreich der Kaiser-Franz-Joseph-Fjord genannt. In ihm fand man Eisberge bis zu 200 F. Höhe über dem Wasser, rings um ihn und in der Ferne aber in dem durch diese Fahrt wirklich aufgeschlossenen Innern Grönlands riesige Gebirge und colossale Gletscher. Insbesondere ließ die Ersteigung eines 7000 F. hohen Berges eine auf circa 32 ° w. Länge bis zu 14.000 F. aufragende Spitze und andere muthmaßlich noch höhere weit entfernte Spitzen gewahr werden. Man traf am Fjord eine Lufttemperatur von + 10 ° R. an. Grünes Land, reife Heidelbeeren, freilich nur wenig Fuß hohe Zwergbirken und Weidengestrüpp und eine Alpenvegetation mit Ranunkeln, Steinbrecharten, Mohn, Wedeiröschen erfreuten das Auge, Heerden von Moschusochsen und Renthieren, Polar-Hasen, Schneehühner und anderes Geflügel belebten die Landschaft.

Am 15. August mußte wegen des Leckwerdens des Dampfkessels das weitere Vordringen gegen Westen eingestellt werden. Nachdem er reparirt war, trat das Schiff die Rückfahrt durch den Fjord an. Außerhalb desselben hatte sich das Packeis wieder der Küste genähert, war jedoch lose, erst bei 16 ° w. Länge stieß die Expedition auf dichtes Eis, kam dann am 24. August im 14. ° w. Länge in das offene Meer, fuhr unter Stürmen an die Weser und landete am 11. September in Bremerhafen. — Zur Förderung der wissenschaftlichen Zwecke der Expedition dienten wesentlich die Schlittenreisen und die kleinen Ausflüge zu Fuß vom Schiff aus. Größere Schlittenreisen wurden in der Zeit vom August bis Ende Mai fünf gemacht, je eine im September und October 1869, die dritte und längste vom 24. März bis 27. April 1870, dann zwei

Digitized by Google

im Mai 1870. Die dritte Schlittenreise brachte die Expedition bis zum 77° 1′ n. Breite auf 18° w. Länge und damit in die größte von ihr erreichte Pol-Höhe.

Payers Thätigkeit war zunächst auf das feste Land und die Küsten angewiesen und so finden wir ihn bei den größeren Schlittenreisen als Führer betheiligt, aber auch häufig auf kleineren Excursionen zum Behufe der Aufnahme des Landes, Erforschung der Gletscher oder geologischer Untersuchungen. Wenn es immer ausführbar, stieg er auf Berge, und er hat den erwähnten 7000 F. hohen, später vom Bremer Comité nach ihm die Payer-Spitze genannten Berg vom Kaiser-Franz-Joseph-Fjord aus bestiegen.

Das große Werk, welches über die zweite deutsche Nordpolar-Fahrt herauszugeben beabsichtigt ist, wird auch Payers ausführliche Mittheilungen über die Forschungsresultate in den ihm zugewiesenen Fächern und die große Karte von Ost-Grönland enthalten.

Vorläufig ist außer kleineren Artikeln in Zeitungen und Jahrbüchern, in Petermanns geographischen Mittheilungen, Jahrgang 1871, eine Folge von populär gehaltenen Skizzen aus Payers Feder veröffentlicht worden. Sie sind bezeichnet: I. Das Innere Grönlands in orographischer Beziehung. II. Die Gletscher Ost-Grönlands und die sogenannte Schneegrenze. III. Auf Deck — Die dreimonatliche Polar-Nacht. IV. Ein Nachtlager auf einer Herbstschlittenreise in Grönland. V. Schlittenreise an der Küste Grönlands nach Norden, 8. März bis 27. April 1870. VI. Die Entdeckung des Kaiser-Franz-Joseph-Fjordes in Ost-Grönland, Aug. 1870. VII. Schlittenreise nach Ardencaple Inlet, 8. bis 29. Mai 1870. VIII. Ein Winter unter dem Polar-Kreise. IX. Arctisches Thierleben. Payers intelligente Auffassung, sein warmes Interesse an der Natur, seine Gabe humoristischer Anschauung und vortrefflicher Darstellung bewähren sich in ihnen in hohem Maße.

Wenn wir im Folgenden dem Leser einige Details über die Forschungsresultate, die Schicksale und die Gefahren der zweiten deutschen Polar-Expedition mittheilen, so werden wir uns dabei in der Regel an Payers Berichte halten und besonders interessante Stellen aus ihnen wörtlich anführen. Wir haben keine bessere Quelle aufzufinden vermocht!

Als das größte geographische Verdienst der Expedition muß unbedingt betrachtet werden, daß durch sie eine von der bisherigen irrigen ganz abweichende Vorstellung von der Beschaffenheit Grönlands gewonnen wurde. Seit der Entdeckung des Kaiser-Franz-Joseph-Fjords, dem Eindringen in ihn und den von ihm aus unternommenen Ausflügen ist es unmöglich, Grönland, wie bis jetzt, für eine Eiswüste zu halten. Es trägt vielmehr den Charakter eines Alpenhochlandes, dessen Vegetation und Thierleben wir schon erwähnt haben.

Die Reise in den Franz-Joseph-Fjord hat auch die ältere Vermuthung wesentlich unterstützt, daß Grönland nicht einen einzigen geschlossenen Körper bildet, vielmehr, wie die Parry-Inseln oder Spitzbergen, als Archipel aus einer

Digitized by Google

dichten Gruppe von ungleich großen Inseln besteht. Payer konnte selbst auf der von ihm bestiegenen Höhe von 7000 Fuß das Ende gegen Westen des durchschnittlich 1 bis 1½ deutsche Meilen breiten, vielfach verzweigten Fjords nicht erkennen, obgleich der Standpunkt schon 72 Seemeilen von der Ostküste lag und von ihm das erste Drittel der ganzen Breite Grönlands überblickt werden konnte. Dazu andere hier nicht näher zu erörternde wissenschaftliche Gründe — und die Annahme liegt nahe, der Fjord durchschneide in Verbindung mit westlichen Sunden ganz Grönland.

Die Mitglieder der Expedition, obenan der zu einem Urtheil in diesem Punkte am meisten competente Payer, versichern, daß das Innere Grönlands an Großartigkeit jede Alpenlandschaft weit hinter sich zurücklässt. In den kühnsten Formen ragt überall Gruppe hinter Gruppe mit Firnspitzen, wie wir gehört, bis zu 14.000 Fuß und noch höher, empor, und diese Höhe ist bei dem Umstande, daß die Erhebung aus den Meeresarmen stattfindet, also die relative und absolute Höhe zusammenfallen, eine ungleich imposantere als eine gleich große absolute in den Alpen, in denen sich die hohen Berge durchschnittlich erst aus 4- bis 5000 Fuß hohen Thälern erheben. An der Stelle sanfter Böschungen erfolgt in Grönland der Absturz mit phantastisch zerrissenen, senkrechten Riesenmauern. Die Zwischenräume des Gebirges füllen dann Gletscher von unglaublicher Ausdehnung, hie und da selbst von der Länge von 10 Meilen aus. Theils endigen sie selbst erst im Meeresarme, theils entsenden sie in ihn ihre — nicht Gletscherbäche, sondern — Gletscherströme, welche vielfach in colossalen Wasserstürzen über die hohen Wände des Fjords den Weg dahin nehmen. Dazu der dunkelblaue Fjord mit der Umrahmung der himmelhohen Felsmauern, so manchem in bizarrer Gestalt in ihn hinausspringenden Cap und den zahlreichen glänzenden Eisbergen, welche sich auf seinen Wellen wiegen! Denken wir uns über all dem das milde Licht der mitternächtlichen Sonne gelagert, und wir werden es kaum bezweifeln, daß sich bei unseren Nordpolar-Fahrern Momente der Begeisterung für Grönland einstellten.

Auch in den übrigen von ihnen besuchten Theilen an den Küsten und in den Fjords fanden sie bisweilen höchst interessante Bergformen vor, während manche der Polar-Welt eigenthümliche Naturerscheinung sie zugleich überraschte und fesselte. Dies gilt insbesondere von der nicht selten vorkommenden **Fata morgana** und Refraction mit ihren Inseln, Bergen, Eisgestaltungen, welche häufig die zu Grunde liegenden wirklichen Objecte vervielfacht und in die barokstesten Formen verzerrt darstellt.

Phantastisch erschienen am Himmel Nebenmonde und Nebensonnen oder Sonnenringe, flammte die Glut und zuckten die Strahlen des Nordlichts durch die finstere Polar-Nacht und übergossen Luft und Licht die Landschaft oft mit ganz unmöglich scheinenden und Staunen erregenden Farbentönen.

Doch diese Genüsse und Ueberraschungen erkauft der Polar-Fahrer theuer mit Beschwerde und Gefahr. Daß das Leben auf dem Schiffe im Winter

Digitized by Google

vorzüglich von ersterer nicht frei ist, lehrt Payers anziehende Schilderung „Auf Deck!“ und „Die dreimonatliche Polar-Nacht“.

Wir entnehmen ihr, daß, wenn das Schiff sein Winterkleid trägt, zur Hintanhaltung noch größerer Kälte von den unteren Schiffsräumen ein durch eine Thür und einen Segeltuchvorhang geschlossener und am Boden mit Bären- und Moschusochsen-Fellen bedeckter Schneetunnel vor der Cajütenthür angebracht ist. Das übrige Verdeck ist aus demselben Grunde mit einer fußhohen Schichte Moos und einer eben so hohen, natürlich sogleich steinhart gefrorenen Schneeschichte bekleidet und über das ganze Deck in der Höhe ein Segeltuch gespannt. Es enthält nur eine einzige Oeffnung und herrscht daher beständig Finsterniß oben. Trotz des Zeltes aber liegen bei jedem Schneefall, besonders bei Schneestürmen, knietiefe Schneewehen auf dem Verdeck, auf welchem übrigens die verschiedensten Gegenstände derart überall aufgestapelt sind, daß sich nahezu gar kein leergelassener Raum findet.

Rings dicht um das Schiff sind ausgesägte, mehrere Fuß dicke Eisblöcke, Pallisaden gleich, aufgestellt, die Schneestürme umringen sie und den Schiffskörper nach und nach mit einer hohen und massiven Brustwehr von Schnee, welche nur noch die Masten überragen.

Die Stille des arctischen Winters macht einen unheimlichen Eindruck. Kein Sonnenstrahl durchbricht die Dunkelheit und erhellt die ringsum gebreiteten Schneefelder, alles Wasser ist zu Eis geworden, fortan fällt lautlos der Schnee; außer dem Aechzen des durch die Flut gedrängten Strandeises und dem Heulen des Sturmes ist jeder Naturlaut, ist der Ruf der Vögel, das Bellen der Polar-Füchse, das Brüllen des Wallrosses und des Eisbären verstummt.

Die Expedition konnte die Sonne am 6. November zum letzten Male sehen, und als sie am 3. Februar wieder sichtbar werden sollte, bestiegen aus Sehnsucht nach ihr Alle einen 800 Fuß hohen nahen Berg, nur um ihrer früher ansichtig zu werden.

In der Mitte der Polar-Nacht herrschte eine starke Dämmerung, die Petroleumlampe mußte wegen der Eindeckung des Schiffes durch volle sieben Monate das Sonnenlicht vertreten, aber sie that es auf die allerkläglichste Weise. Sämmtliche Cylinder waren längst gesprungen und ihr petroleumgetränkter Docht brannte roth und qualmig. Auch die Feuchtigkeit der Cajüte nahm fortwährend zu. Denn die beim Oeffnen der Thüre einströmende Luft erzeugte stets Feuchtigkeit oder gar Schneefall und das Eis setzte sich überall in soliden Krystallen an. Nach und nach beherrschte Appetitlosigkeit, Abspannung und Schlafsucht Alle. Doch das Kältemaximum, — 32, 1° R., hatte die Expedition nicht während der Polar-Nacht, sondern erst am 21. Februar zu bestehen.

Allein die furchtbarsten Beschwerden, ja auch manche Gefahr erwarten den Polar-Fahrer auf den Schlittenreisen. Payer gibt in dieser Beziehung in den Berichten über die große Schlittenreise nach Norden im März und April, dann über jene nach dem Ardencaple Inlet im Mai selbst

Digitized by Google

den Leſer erſtarrende Daten. Wir bemerken ſogleich hier, daß bei der zweiten deutſchen Nordpol-Fahrt in Ermanglung von Renthieren oder Hunden die Reiſenden, Capitän, Gelehrte und Mannſchaft die Schlitten ziehen mußten.

In Oſt-Grönland iſt der Herbſt die günſtigſte Zeit zu Schlittenreiſen; im Frühjahr ſie zu unternehmen, widerrathen das Kältemaximum und die Schneeſtürme, Anfangs Sommer dagegen die durch das Thauen des Schnees erzeugten Sümpfe.

Bloß auf dem gefrorenen Meere aber oder auf den Fjorden ſind ſie möglich, am Lande machen ſie die Unebenheiten und unzureichende Schneebedeckung unausführbar. Doch auch auf der benützbaren Bahn halten Unebenheiten, zu hoher oder zu weicher Schnee, Eisbarrieren oder Schmelzwaſſer unglaublich auf, zwingen zum Abladen, Einzelntransport und natürlich zu ſpäterem Wiederaufladen. Daher kommt es, daß ein Weg von täglich zwei bis drei deutſchen Meilen auf der großen Schlittenreiſe als eine gute Leiſtung galt, obwohl acht Perſonen den durch das Eigengewicht, die Inſtrumente, Lebensmittel, Gewehre, das Zelt, den Schlafſack und die anderen Geräthſchaften immerhin ſchweren Schlitten zogen, daß man dagegen an manchem Tag trotz aller Anſtrengung bloß wenige Seemeilen vorwärts kam; und ſogar dies Reſultat iſt wieder glänzend gegen jenes anderer Schlittenreiſen, auf denen der Vorſchub an manchem Tage bloß einige hundert Schritte betrug.

Die Ziehenden werden vom Schnee geblendet, die Trockenheit und Kälte der Luft erzeugt ihnen quälenden Durſt und auch am übrigen Körper bringt der Froſt die eigenthümlichſten Erſcheinungen hervor. Wird ein erfrorenes Glied zu ſpät mit dem bimsſteinartigen Schnee gerieben, ſo erſcheinen Blaſen, die Finger ſchwellen an oder eitern. Bei ſtärkerem Winde wird die Kälte durch jede Naht fühlbar, die Arme hängen bleiern, niemand könnte ohne Geſichtsmaske marſchiren. Kommt jedoch ein Schneeſturm, ſo mahnen bald Athembeſchwerden und das Steifwerden der Glieder, daß es Zeit iſt, das Lager aufzuſchlagen.

Die Nacht läßt ſich noch viel übler an als der Tag. Dort, wo man das Lager aufſchlagen will, hebt man den Schnee und die Schneeblöcke für das Zelt mit der Schaufel aus und ſtellt die Blöcke rings um dasſelbe zu ſeiner Sicherung gegen die Schneeſtürme. Dann wird innen der Schlafſack ausgebreitet. Schon während der letzten halben Stunde des Marſches ſucht jeder mit der Hand den in einen Eisklotz verwandelten Vollbart aufzuthauen, damit er nicht im Zelt die Kleidung durchnäſſe. Die an den Strümpfen angefrorenen Segeltuchſtiefel werden aufgethaut, denn ſie haben als Kopfpolſter zu dienen. Von den Strümpfen wird der Schnee abgeſchabt und ſie werden dann auf die Bruſt gegeben, um ſie für den folgenden Tag zu trocknen.

Nach einer Stunde erſt iſt der kalte Schnee in der Kochmaſchine geſchmolzen. Die Dampfentwicklung während des Kochens, wozu bei größerer Kälte jedes Mal 1 Pfund Spiritus erfordert wird, macht, daß man von ſeinem

Digitized by Google

Nachbar nichts sieht, daß die Zeltwände ganz durchnäßt werden, die Temperatur momentan bis + 2 bis 3 ° steigt, die Feuchtigkeit der Decke und Kleider durch die Condensation des Wasserdampfes auf den Reif, womit sie belegt sind, zunimmt, die Oeffnung der Zeltthür sofort einen Schneefall herbeiführt und daß nach Beendigung des Kochens alles vereist oder mit einer dicken Schneekruste belegt wird. Zudem beläſtigt der Aether ungemein die Augen, welcher dem schlechten Spiritus entsteigt.

Der Hunger wird durch das Abendessen nicht gestillt, der Schlaf soll ihn und den brennenden Durst vergessen machen. Der letztere kann nie hinlänglich gelöscht werden, schon weil die kargen Spiritusvorräthe nicht gestatten, genug Schnee zu schmelzen. Um mehr Schmelzwasser zu erhalten, tragen Einige während des Marsches schneegefüllte Gummi- oder Blechflaschen am bloßen Leibe an der der Sonne zugewandten Seite und müssen sie nach dem Stand der Sonne am Horizont verschieben, und doch erlangt man auch dadurch nach vielen Stunden nichts oder einige karge Löffel Schmelzwasser.

Ist der Schlafsack von Allen bezogen, so ist die Seitenlage allein möglich. Heute liegen Alle links, morgen rechts. Sondergelüste, wie z. B. eine Rückenlage, erfahren allgemeinen Protest, sowie jede nachfolgende Bewegung. Die Nase wird jetzt zum Kälte-Pol. Ein auf dieselbe gelegtes Sacktuch bereift und vereist. Der Mund als Quelle der Ausdünstung muß geöffnet sein, doch die Zähne erkalten alsbald so, daß sie das Gefühl von eben so viel Eiszapfen verursachen und die an den Bart anfrierende Maske auch in der Nacht nothwendig wird. Die Nacht bestand nach Payer auf der großen Schlittenreise für Jeden nur in leidvollem Warten bis zur glücklichen Erlösung durch — Ziehen. Die schneidende Kälte durchdringt bald den Schlafsack, im Innern des Zeltes sinkt die Temperatur auf 15 bis 20 ° C. unter Null. So steigt das Frostgefühl bis zum Morgen. Der Sack war schon unter Tags erkältet, er ist in eisenharte, große Falten gefroren. Wer darauf liegt, liegt wie auf Latten, erst am Morgen verlieren sie durch die menschliche Wärme einigermaßen an Härte.

Einige haben außerdem die schneegefüllte Flasche auf dem bloßen Leibe. Alles zittert, Keiner schläft. Stundenlang gleicht das Gesammtbefinden dem eines Erstickenden. Die wechselseitige Pressung verursacht ein Gefühl, als würde einem das Schlüsselbein mitten in die Brust hineingedrängt, die Achsel zerquetscht. Jeder liegt genau auf seinem eben deßhalb einschlafenden Arm und durch die thranriechenden Seehundsfelle des Nachbarn wird er im Athmen behindert. Der Athem condensirt sich an der unmittelbar oberhalb des Gesichts abfallenden Zeltwand in langen Schneegeweben, welche bei der geringsten Bewegung herabfallen.

Bei großer Heftigkeit der Schneestürme kann niemand das Zelt verlassen ohne Gefahr zu ersticken oder fortgeblasen zu werden. Das Zelt ist rasch verweht. Der Wind verengt auch den inneren Raum desselben, indem er die

Digitized by Google

Wände tief hereindrückt. Durch das Gewebe sprüht eine Schneekörnerflut wie Mehl aus der Mahlmaschine, oder sie sammelt sich an der Innenseite des Zeltes zu Massen, welche, sobald sie schwerer geworden, als periodische Lawinen herabfallen. So bildet sich eine Schneelage auf dem Sack, schmilzt sie theilweise, so durchnäßt sie die Kleider. Bisweilen schmilzt doch auch der Schnee, auf dem man liegt, und dann wird der Sack auch von unten naß. Ueberhaupt ist eine höhere Temperatur gleichfalls bedenklich, weil dann der Schnee im Zelt und am Menschen schmilzt, bloß um bald wieder neu zu gefrieren.

In allem diesen Elend hilft allein Ergebung und Geduld. Man wartet bei Schneestürmen zwei bis drei Tage im Zelt mit einem an Stumpfsinn grenzenden Gleichmuth, den Bart voll Eis, hockend, dicht aneinandergedrängt und — schlimmer als Alles — fastend. Denn die mitgenommenen Lebensmittel werden nach der Zeit berechnet, welche man bei stetem Marsche zur Erforschung eines gewissen Gebietes benöthigt; gehen davon ein paar Tage durch Schneestürme verloren, so muß man, soll der Zweck nicht geschädigt werden, die Rationen auf ein Minimum reduciren.

Die Lebensmittel sind natürlich steinhart gefroren. Büchsenfleisch und Schinken wird mit dem Beil zerschlagen, Butter in die Westentasche gesteckt, um während des Marsches gefroren gegessen zu werden. Ein wahrer Glücksfall ist die Erlegung eines Rennthieres, Wallrosses, Seehundes, Eisbären oder Moschusochsen. Ihr Fleisch wird dann sogleich roh verzehrt. Man ist nun vom Hunger befreit, auch liefert der Bär in seinem Fett zugleich ein Brennmaterial für die Kochmaschine.

Unter Umständen kann die Kargheit der Lebensmittel sogar zur wirklichen Lebensgefahr, zu verhungern, führen, und die Expedition war auf der großen Schlittenreise in wahrhaft bedenklicher Weise durch den Abgang von Nahrungsmitteln für den Rückweg zum Schiffe gefährdet, als die Erlegung zweier Moschusochsen unerwartet Rettung brachte.

Die Folgen langer Schlittenreisen, der Kälte, des Hungers, Durstes, der Nässe und der Ueberanstrengung, und zwar der letzteren beiden besonders auf Frühjahrsreisen in den Schneesümpfen, sind Abnahme der Kräfte, Schlafsucht, Dysenterie, Augenübel, Krämpfe, nervöse und rheumatische Leiden und Frostschäden jeder Art.

Schluß folgt.

Digitized by Google

* Die Dioscuren. Litterarisches Jahrbuch des ersten allg. Beamtenvereins der öst.-ungar. Monarchie. Erster Jahrgang. Wien, Rosner.

Vor acht Jahren wurde der Beamtenverein ins Leben gerufen, 1871 zählte derselbe bereits 21.755 Mitglieder in allen Theilen der Monarchie. Diese Thatsache zeugt bereits dafür, daß die Gründung des Vereins einem wirklichen Bedürfnisse entgegenkam und daß der glückliche Gedanke auch in zweckmäßiger Weise ausgeführt worden ist. Mißstände, wie sie zu dieser Association führten, bestehen in den meisten Staaten. Die Umwandlung, welche Verfassung und Verwaltung beinahe in ganz Europa während des letzten Vierteljahrhunderts erfuhren, und die totale Verschiebung der früheren wirthschaftlichen Verhältnisse haben den Beamtenstand einerseits um seine bevorzugte sociale Stellung gebracht, andererseits seine materielle Lage zu einer kaum erträglichen gemacht. Das Gleichgewicht wieder herzustellen ist aber der Staat allein nicht im Stande, mag dessen Regierung noch so klar erkennen, daß unzureichende Besoldung oft die Begabtesten abhält, sich dem Staatsdienste zu widmen und die Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit des ganzen Instituts bedroht. In Oesterreich war diese Lage der Dinge um so ernster, als die Organisationen in den fünfziger Jahren ein wirkliches Beamtenheer geschaffen hatten, die Theuerung aller Lebensbedürfnisse fortwährend nnd aufs rascheste zunahm und die Finanzen eine auch nur annähernde Ausgleichung nicht gestatteten. Aber auch die Beamten der Eisenbahngesellschaften u. s. w., obwohl sie von Haus aus besser gestellt waren als die Staatsdiener, sahen sich bald außer Stande, den Anforderungen der Gegenwart zu genügen, geschweige für die Zukunft zu sorgen. Unter solchen Umständen ist der Beamtenverein, welcher die Devise Selbsthülfe durch Association zu der seinigen machte, ein wahrer Segen für den Stand geworden. Durch unentgeltliche Verwaltung und den Wegfall der Zinsen und Dividenden wurde es möglich, die Versicherungsprämien für Todes- und Krankenfälle und für Renten viel niedriger zu stellen als bei irgend einer anderen Assecuranz, und die lebhafte Betheiligung gab dem Verein die Mittel, um bald auch höchst beträchtliche Summen zu Vorschüssen zu verwenden. Allein im letzten Jahre wurden 1035 fl. Krankengelder, 96.168 fl. Lebensversicherungen und 1,090.924 fl. Vorschüsse ausgezahlt, in den abgelaufenen sieben Jahren aber betrugen die betreffenden Summen: 1875, 241.157, und 2,324.422 fl; versichert wurden 30,697.319 fl. Capital und 95.178 fl. Rente. Ein eigenes Gebäude des Vereins in Wien und ein anderes in Marienbad sind im Bau begriffen und der Reinertrag der hier angezeigten Publication ist für einen Fonds zu Errichtung einer höheren Töchterschule bestimmt.

Wir haben diese Daten der den Schluß des Jahrbuches machenden umständlichen Darstellung des Vereins-Vicepräsidenten Hofrath v. Schmidt-Zabierow entlehnt, um zu zeigen, daß es sich hier um die Unterstützung einer wahrhaft guten Sache handelt. Doch empfiehlt sich das Buch keineswegs bloß von dieser Seite. Wohl darf man an Sammelwerke dieser Art nicht durchweg einen hohen Maßstab legen, und auch hier ist mitunter mehr der gute Wille als die That zu loben. Indessen ist es dem Redactionscomité doch gelungen, in dem Verein und außerhalb desselben eine bedeutende Anzahl guter Namen nicht nur, sondern auch dieser Namen würdige Gaben zu erhalten. So enthält das Jahrbuch Mittheilungen aus Grillparzers, Halms, Eötvös' Nachlaß, sehr interessante religiöse Bekenntnisse aus Hebbels Briefwechsel, eine Biographie des Freiherrn v. Eötvös von J. Falke von Lilienstein, Gedichte von Anastasius Grün, Gräfin Wickenburg-Almasy, Hier. Lorm, Bauernfeld, Bodenstedt, Hamerling, Ebert, Holtei, C. Beck und vielen Anderen. Genug, der stattliche Band würde wohl seinen Weg zu finden wissen, auch wenn der Zweck ihm diesen nicht ebnete.

Digitized by Google

* Dr. Wilhelm Berger. Johannes Huß und König Sigmund. Augsburg. 1871.

Man ist gegenwärtig allerdings in einer günstigeren Lage gegenüber den Fragen, welche sich an die hussitische Bewegung knüpfen, als vor zwei Decennien, wo fast ausschließlich die religiöse und kirchliche Seite der Angelegenheit in Betracht gezogen wurde und der confessionelle Standpunkt mehr als billig auf dieselbe einwirkte. Einerseits vermag man heute der nationalen Richtung des böhmischen Reformators eine gerechtere Würdigung zu Theil werden zu lassen, andererseits darf man sich auch rühmen, ein offeneres Verständniß für das Wollen und Wirken der Constanzer Concils-Väter zu besitzen. Aber ganz abgesehen von diesen die Auffassung des Gegenstandes mehr berührenden Umständen ist man auch über das rein Thatsächliche viel genauer unterrichtet als ehedem. In Prag ist seit einigen Jahren endlich der Bann gebrochen, der auf mehreren Bibliotheken und besonders auf dem Zeitalter Hussens zu lasten schien. In dieser Beziehung hat Höfler jedenfalls sein größtes Verdienst erworben, daß er in das Volle griff und drucken ließ, was irgend unter den gefügigen Preßbengel der kaiserlichen Akademie nur wollte. So sind wir zu den Geschichtschreibern der Hussiten gekommen, welche zwar vermuthlich einer neuen Bearbeitung und Ausgabe bedürfen, aber zunächst durch Höflers Rührigkeit überhaupt bekannt wurden. Palacky wird vergeblich seinem Rivalen dieses Verdienst zu schmälern vermögen, um so weniger, als gewiß diesem Vorgange Höflers ein Antheil an dem Entschlusse Palacky's gebührt, daß er auch seinerseits endlich mit der Herausgabe von Hussens Schriften begann.

Berger hat bei seiner sehr fleißigen und eingehenden Arbeit lediglich die politische Stellung des Königs Sigmund im Auge gehabt. Für den König war natürlich die hussitische Bewegung eine Machtfrage: für die Beurtheilung seines Verhaltens zu Huß hat man fast in allen früheren Darstellungen die Frage des Geleitsbriefes und des Bruches des kaiserlichen Geleites für entschieden betrachtet. Niemand hat sich um die rein rechtliche Frage bekümmert, was solche Geleitsbriefe im Grunde waren und zu bedeuten hatten. Die Behauptung, es wäre der Geleitsbrief eben nichts anderes als ein bloßes Reisecertificat, war zwar aufgestellt worden, aber es blieb eine Behauptung ohne Beweis. Das Verdienst der neuen Arbeit von Herrn Dr. Berger liegt nun darin, daß zum ersten Male eine wirkliche Untersuchung über Geleitsbriefe angestellt wurde; es sind die Formeln solcher Pässe nebeneinandergesetzt und daraus der Schluß gezogen worden, daß man es wirklich mit keinem Freibriefe zu thun habe. Eine andere Stellung nehmen allerdings die Geleitsmänner ein, denen unzweifelhaft die Pflicht oblag, ihren Pflegebefohlenen versprochenermaßen wieder heimzuführen. Allein freilich konnte es nicht die Aufgabe des Königs gewesen sein, dieser Männer Wort zu garantiren. So sehr übrigens die rechtliche Untersuchung von Interesse und Wichtigkeit sein mag, so dürfte man doch auch dem, was man öffentliche Meinung nennt, selbst damals schon, einige Bedeutung beimessen. Diese aber sprach sich 100 Jahre nachher in voller Stärke noch in der Bekümmerniß von Luthers Freunden aus, — es werde ihm gehen wie Johann Huß in Constanz.

Alle Welt hat es damals nicht anders verstanden, als daß der König Sigmund dem Huß sein Wort gebrochen hätte. Für die Stellung Sigmunds zu der hussitischen Bewegung im Ganzen und Großen möchte vielleicht auch gegenwärtig noch das Material nicht erschöpft sein. Insbesondere tritt einem auf diesem Gebiete überall das Bedürfniß einer Ausgabe der von Sigmund erhaltenen und im Wiener Archive befindlichen Registraturbücher entgegen, deren Veröffentlichung man durch Herrn Prof. Johann Tomaschek vielleicht in nicht allzu ferner Zeit entgegensehen darf.

Digitized by Google

* **Romancero del Cid. Nueva edicion añadida y reforma, da sobre las antiguas que contiene doscientos y cinco romances recopilados, ordenados y publicados por Carolina Michaelis. Leipzig: F. A. Brockhaus. 1871. 8. (Zugleich Tomo XXX. der „Coleccion de autores españoles.")**

Unter den bis jetzt ausgegebenen Bänden der im Verlag von F. A. Brockhaus in Leipzig erscheinenden Sammlung spanischer Autoren wird der vorliegende „**Romancero del Cid**" bei deutschen Lesern auf ein besonderes Interesse rechnen dürften. Denn die Vergleichung des Herder'schen Cid mit den spanischen Romanzen wird für einen Deutschen, der sich mit seiner Litteratur mehr als oberflächlich beschäftigt, noch immer des Anziehenden genug bieten, wenn er auch aus R. Köhlers Untersuchung („Herders Cid und seine französischen Quellen" Leipzig 1867) weiß, daß der deutsche Dichter nicht aus den spanischen Quellen selbst, sondern, etliche Nummern ausgenommen, aus einer französischen Bearbeitung geschöpft hat. Und die gelehrte Herausgeberin, der wir auch schöne „Erläuterungen" zu der im gleichen Verlage erschienenen Ausgabe des Herder'schen Cid von Jul. Schmidt (Leipzig 1868) verdanken, hat es nicht an Sorgfalt fehlen lassen, um ihrer Sammlung der Cid-Romanzen einen Vorzug vor sämmtlichen ähnlichen Unternehmungen zu geben. Er besteht darin, daß ihr Romancero der erste ist, der alle bis jetzt bekannten Cid-Romanzen umfaßt und also auch um 18 Nummern mehr als die bis jetzt vollständigste Sammlung von A. Duran. Die erste dieser bei Duran fehlenden Nummern (Nr. III) ist nur ein Fragment, entnommen des Francisco Santos' „**La Verdad en el Potro y el Cid desucitado**" (Madrid 1686), das die bekannte Scene zwischen Diego Lainez und seinen Söhnen bis zu dem Augenblick führt, wo diese um Gnade flehen. N. IX. erzählt in gedrängter Kürze die Rache Cids an Lozano, Jimena's Klage und die von ihr verlangte Vermählung mit Cid. Die Romanze ist gleichfalls aus Francisco Santos. N. XIV erzählt in einfacherer älterer Fassung als die sehr ähnlichen N. XII XIII die Klage Jimena's bei dem König, Sie findet sich in den beiden **Cancioneros de Romances** s. a. und ed. **de Medina** 1570 und der Silva von 1550. N. XXXVI, nach einem fliegenden Blatte der Prager Bibliothek aus dem 16. Jahrhundert, zeigt uns den Cid zu Rom in der Peters-Kirche und vor dem Papst. Die Eingangsverse, die zum Theil wörtlich mit den Eingangsversen der ersten von Ferd. Wolf aus den „Rosas" des J. Timoneda entnommenen Cid-Romanze (**Wolf, Rosa de romances** S. 25; bei **Car. Michaelis** N. **XLIX** nach der Silva von 1550) zusammentreffen, verlegen die Handlung unter König Sancho. Wesentlich denselben Inhalt erzählt sehr gedrängt die aus Fr. de Santos entnommene N. XXXVIII. — N. XLVIII, nach einem Prager fliegenden Blatte mitgetheilt, enthält den Kampf zwischen König Sancho und Alfonso, die Befreiung des schon gefangenen Sancho und die Gefangennehmung Alfonso's durch Cid. N. L nach der „Silva" von 1550 zeigt uns Cid, wie er vor den Cortes dem König, der seine Gewaltthaten seinen Geschwistern gegenüber beschönigen will, die Wahrheit freimüthig ins Angesicht bekennt. Wieder einem Prager fliegenden Blatte entnommen ist die N. LXI, die uns die bekannte Ausforderung der Castillaner durch die zwei Zamoraner erzählt [1]). Eine ähnliche Ausforderung durch Ortuño enthält N. LXIII. aus der „Silva". N. CXIV ist nur ein Fragmentchen von vier Zeilen. N. CXVI (aus Sepulveda) erzählt Cids Verbannung, die Verpfändnng der Kisten an die Juden und deren Bezahlung aus den erbeuteten Schätzen. N. CXXI, inhaltlich eine Fortsetzung der vorhergehenden, mit der sie im **Romancero general** auch verbunden erscheint, berichtet die Botschaft Ordoño's an den König und die Bezahlung der Juden

[1]) In dieser Rom. ist ein Druckfehler zu berichtigen: S. 103, V. 7 l. **ha** statt **la**.

Digitized by Google

durch diesen. N. CXXXI, aus Sepulveda, bei dem sie aber mit zwei andern in eine zusammengewachsen ist, erzählt von Martin Pelaez und seiner Tapferkeit in Folge der vom Cid empfangenen Rüge. N. CLII (aus Fr. Santos) enthält den Abschied Cids von seinen den Grafen von Carrion vermählten Töchtern. Auf die Mißhandlung dieser durch ihre Männer bezieht sich N. CLXV und CLXVI aus dem undatirten Cancionero und der Silva. Erstere schildert nur den Beginn der vom König berufenen Cortes und scheint nur Fragment; vgl. N. CLXVII, deren erste Hälfte genau übereinstimmt. N. CLXXXVIII enthält Cids Testament (Sepulveda) CXCV (aus Jardin de amadores und Meige) Cids Tod. — Außer diesen Nummern, die bei Duran fehlen, enthält unser Romancero nach als Anhang eine interessante Zugabe, eine dialogisirte Behandlung der Verbannung des Cid, der, vom König ungnädig empfangen, dessen Beschuldigungen Punkt für Punkt beantwortet, ähnlich wie in den Romanzen. CVII und CVIII und schließlich die vom König auf ein Jahr ausgesprochene Verbannung selbst auf vier ausdehnt, wie in Rom. C. Die Herausgeberin hat dieses Stück einem in Sevilla von Consul Wetzstein erworbenen fliegenden Blatte (Carmona 1863) entnommen und als „Probe der Gattung wahrhaft volksthümlicher Romanzen, welche noch heutzutage in Andalusien die Blinden in den Straßen verkaufen und singen, und die unter dem Volke verbreitet sind", mitgetheilt.

Jeder Romanze ist am Schlusse die Quelle beigefügt, aus der sie entnommen ist, und wo mehrere vorlagen, sind dem genau wiedergegebenen Texte der ältesten die wichtigeren Varianten der späteren am unteren Rande beigefügt. Ein Verzeichniß der Quellen ist außerdem am Schlusse beigegeben und ein alphabetischer Index der Romanzen nach dem Anfangsverse, dem in den nicht seltenen Fällen, wo er mehreren Nummern gemeinsam, ein zweiter beigefügt ist, erhöht die Brauchbarkeit der nach ihrem inneren Werthe wie der Ausstattung gleich anerkennenswerthen handlichen Ausgabe.

H. L.

---

* Dr. R. Graf Stillfried über die Kleinodien des Römisch-deutschen Kaiserthums in der Wiener Schatzkammer.

Der Oberceremonienmeister des deutschen Kaisers erörtert in einer lesenswerthen Schrift „Die Attribute des neuen deutschen Reiches" (Berlin 1872) S. 13 bis 16 eingehend die Frage über das Besitzrecht der k. österr. Schatzkammer auf die alten deutschen Reichskleinodien, und kommt zu dem Schluß, „daß der Kaiser von Oesterreich ein unangreifbares Besitzrecht an diesen Dingen hat, welches thatsächlich dem Eigenthum gleichsteht, da niemand in der Welt, auch das im Jahre 1871 neugegründete deutsche Reich nicht, ihm gegenüber als besser berechtigt aufzutreten im Stande ist." — Da auf den Römisch-deutschen Reichskleinodien auch der Typus des Katholicismus ruht, so wären dieselben auch in der That kein Modell für Kaiser Wilhelm. Auch die Ansprüche der Stadt Nürnberg beantwortete „ganz correct" bereits Kaiser Franz I. mit den Worten: „daß das Römisch-deutsche Reich aufgelöst sei und die k. bairische Stadt Nürnberg nicht die Rechte der ehemaligen Reichsstadt in Anspruch nehmen könne."

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Uhlands nachgelassene Schriften.

Nahezu zehn Jahre sind es, daß wir vor dem schön gelegenen stillen Hause über der Neckar-Brücke zu Tübingen standen, um dem Bewohner und Herrn dieses Hauses das Geleite zum stillen Kirchhof zu geben. Ein Fremdling hätte dem Leichenzuge schwerlich angesehen, wen man da hinaus trug. Stadt und Hochschule war freilich da, von der Umgegend, von der Hauptstadt und aus ferneren Theilen des Landes waren theilnehmende, trauernde Männer herangeeilt, aber Deutschland war nicht zur Stelle als man seinen treuesten Sohn, seinen beliebtesten Sänger, einen edelsten Jünger deutscher Wissenschaft zu Grabe trug. Vielleicht war es am besten so; denn wenn je ein Mensch auf Erden dem Prunk und Schein, dem leeren Wort und eitlen Sinn abhold gewesen, so war es Ludwig Uhland.

In die unmittelbare Sonnennähe unseres größten Dichterpaares gestellt, trat vor beinahe sechzig Jahren der noch jugendliche Sänger aus dem breiten Lichtkreis jenes Doppelsterns hervor und legte seine mäßige Liedergabe seinem Volke zu Füßen. Mäßig war der erste Gruß, den dieses Volk dem Neuling bot, fast weniger als mäßig klang ein Lob nach von dem noch lebenden und herrschenden Altmeister der Poesie. Und doch war es, einen allzu sparsamen Nachwuchs späterer Jahre abgerechnet, dieselbe Garbe, um welche wir noch lange den immer neuen Ehrenkranz von Lorbeer und Cypresse schlingen werden.

In jenen Liedern wogte freilich keine geniale Kraft, die mit Titanen-Zorn gegen die Dämme bestehender Ordnungen anbraust; sie enthüllten nicht die dämonischen Tiefen eines unergründlichen Menschenherzens, es zuckte nicht durch sie das fieberische Pochen eines großen Weltschmerzes, zitterte nicht auf ihnen das künstliche Dämmerlicht einer versunkenen besseren Welt, und fast allzu selten hörte man aus jenen Blättern die deutschen Eichen rauschen. Wo aber je noch solche Saiten durchklangen, da, meinten die Zeitgenossen, hätten andere schon in keckeren schwungvolleren Tönen das Aehnliche gesagt, und wiederum, wo der Dichter aus eigensten Tiefen sich vernehmen ließ, da schien eine schöne reine Menschlichkeit so mild und ruhig vom Glanz der idealen Form übergossen, daß nur mit der langsam wachsenden Zeit ein volleres Bewußtsein von der Anmuth und Tiefe dieser Dichtungen, eine volle Freude an dieser reinen Harmonie von Form und Inhalt sich bilden zu wollen schien.

Digitized by Google

Kaum ein anderes Schicksal widerfuhr dem Dichter, da er wenige Jahre später die neuen Gebilde seiner Phantasie als dramatisch handelnde Gestalten auf die Bühne treten hieß. Ihm schien allerdings jene von Vielen erstrebte, von Wenigen errungene höchste Gabe dichterischer Kraft versagt, welche Schuld und Unschuld, Recht und Unrecht und alle furchtbaren Widersprüche des Daseins zum verhängnißvollen Knoten schürzt und hinter der zauberhaften Lebenswahrheit liebender und hassender Menschengestalten das eherne Schicksal durch die bebenden Herzen der Hörer wandeln läßt. Was aber Reines und Treffliches, was da von durch und durch nationalem Geist und Leben in jenen Dichtungen lag, dafür mangelte wiederum, wie es schien, den nächsten Zeitgenossen der tiefere Sinn, das nationale Verständniß. Volleren Beifall aber sich zu kaufen durch theatralische Mittel zweiten und dritten Ranges, der Wahrheit durch den Schein aufzuhelfen, ist niemals dieses Mannes Art gewesen.

Wenn so das dichterische Schaffen seines Genius vor nunmehr vierundfünfzig Jahren schon fast abgeschlossen lag, ein Saatfeld, der Zukunft entgegenreifend, so sollte nun auch die persönliche Kraft des Charakters in die Kämpfe des Lebens und der Zeit sich drängen und eine Probe bestehen, vor der schon mancher hochbegabte Geist zersplittert ist. Sei es auch hier alsbald ausgesprochen, daß auch die äußere Erscheinung und Geschichte des Lebens wenig von allendem bietet, was man sich so gerne als das Leben eines großen Dichters und gewaltigen Mannes denkt. Wir sehen nicht das jugendliche Gähren einer überströmenden Willenskraft, welche nach großartigem Ringkampf mit irdischer Noth und mit sich selbst die verlorenen Linien des Lebens wieder findet. In einfach strenger Richtung und ungestört von der gemeinen Sorge laufen diese Linien vom bürgerlichen Hause der Geburt auf ebenem bürgerlichem Boden bis zum gemeinsamen Endpunkt alles Irdischen, und auch wo sie, nie geknickt und nie gebrochen, durch die Kämpfe und Parteiungen der Zeit durchschneiden, da hebt sich dieses Mannes ernstes Bild nicht zu der äußeren Höhe so mancher andern Gestalt empor, die mit der stürmenden Gewalt der Rede wie der That die schwankende Menge hinter sich herreißt. Andere haben vielleicht mit schneidigeren Gründen des Rechtes und Verstandes das Recht verfochten, Andere mit fließenderem Redeschwung das Volk begeistert, Andere mit rücksichtsloser Energie zum letzten Beweise des Schwertes gegriffen, Hunderte haben äußerlich Härteres geduldet und sind ungebeugt ins Elend gewandert oder unter den Kugeln, nicht der Sieger sondern der Gewalthaber, gefallen.

Wenn es also nicht Glanz und Höhe der äußern Erscheinung war, welche ihn, wie es doch geschah, zu einem der ersten Vorfechter, der untrüglichsten Gewährsmänner des nationalen Rechtes erhob, so war es wohl zumeist eben die unverrückbare Sicherheit jener Lebenslinie, mit welcher der ganze Mann mit Leib und Seele dem erwähnten hohen Ziel entgegenschritt. Und hier liegt der Punkt, wo Uhlands beide Seiten sich wieder zu einer untrennbaren Größe zusammenfügen, wo das Leben sich in die Dichtung zurückschlingt und beide nur

Digitized by Google

als gleichströmende Ausflüsse einer aus ganzem Holz gewachsenen, herrlich edlen Mannesnatur uns entgegenquellen.

Was uns in seinen Dichtungen zuvörderst rührt und fesselt, das ist die Macht des Ernstes und der Wahrheit, welche durch alle poetische Gewandung siegreich durchbricht. Was uns gleich mächtig anzieht, daß ist die reine fromme Gesinnung, die edle Sittlichkeit, welche den luftigen Gebilden Halt und Werth leiht, die leblose Natur zur menschlich freundlichen umschafft und sie zum schönen Symbole des unsichtbaren Menschen- und Gottesgeistes macht. Was wir bewundern, ist die reiche Fülle von Stimmungen, welche jedes Alter und Geschlecht, jede, auch die schwächere Geisteskraft zu finden und ins Herz zu treffen weiß, vom jugendlichen Alter an, dem kein deutscher Dichter einen volleren Poesienkranz gewunden hat, bis hinauf zu dem Manne der für die strengen Begriffe von Recht und Freiheit eine begeisternde Formel sucht, ob sie als wehmüthige Klage von den Lippen eines sterbenden Sängers fließe oder als bitter treffender Pfeil des Spottes, als geflügelter Bote der Wahrheit um die Throne der Könige schwirre. Was wir lieben, das ist die herzliche Empfänglichkeit für jeden Reiz der ewigen Natur, sei es das fallende Blatt des Herbstes oder die Macht der Elemente, die im Gewitter uns vorüberbraust; die kunstlose Einfachheit des doch so reichen und vielseitigen Gemüthes, wo das Strenge mit dem Zarten, das Starke mit dem Milden sich zur Schönheit bindet.

Und alle diese edlen Einzelheiten sind zur festen Einheit gegürtet durch das Band eines tiefen deutschen, nationalen Geistes. Nicht in äußerlichem Wortgepränge, nicht in deutschthümelndem Redeklingeln tritt Uhlands deutscher Sinn zu Tage, sondern er hatte vom Knabenalter an sein Gemüth in den Tiefen der Vorzeit gebadet, hat als Jüngling und Mann mit stählerner Arbeitskraft alle Schächte des deutschen Alterthums durchforscht, er kannte wie Wenige die Lebens-, vielleicht besser als Alle die Seelengeschichte seines Volkes, sein uraltes Recht, die Sagen und Lieder seiner Kindheit, und vor allem die unendliche Fülle seiner vielgestaltigen herrlichen Sprache. Und alle diese Schätze blieben ihm nicht ein nacktes Wissen, ein äußerer Gelehrtenmammon, sondern er selbst schon edel geboren ward wiedergeboren in dem Geiste jener gewaltigen Vorzeit, wiedergetauft aus jenem zauberischen Lebensborn, über welchem der Schicksalsbaum der germanischen Völker rauscht, auf seine Schultern hatten sich jene geheimnißvollen Vögel der Weisheit gesenkt und flüsterten ihm die Kunde zu von Allem was da war, und prophetische Träume von dem, was da werden soll. Darum sind jene Dichtungen nicht etwa nur ein süßes Labsal für ahnungsvolle weiche Seelen, sondern ein markiger Auszug und blanker Spiegel deutschen Lebens und Strebens von urältesten Zeiten her, und in diesem Sinn ist Ludwig Uhland der deutsche Volksdichter in der weitesten und edelsten Bedeutung dieses oft mißbrauchten Ehrenwortes.

Digitized by Google

Leicht erkennt man nun, daß dieſe von Natur ſchon rein geſtimmte Seele, dieſer ehrenfeſt gebaute Sinn, dieſer von den beſten Kräften ſeines Volkes getränkte Geiſt ſein Lebenlang im wirklichen Handeln nur das wiederholt und bewährt hat, was er in der Stille des Innern geſonnen, in lebendiger Phantaſie empfangen und geſungen, in ſtetem Wiſſenstrieb erforſcht und erkannt hatte. Was er in Recht und Leben, in Wort und That als das alte Beſitzthum ſeines einſt freien, großen Volkes erkannt, das blieb ihm nicht eine geſchichtliche Denkwürdigkeit, von der Zeit überholtes Alterthum, für die Poeſie brauchbares Symbol; das war ihm vielmehr ein nationales Heiligthum, das da geraubt, geſtohlen werden, verloren gehen konnte im Strom der Jahrhunderte, doch nimmermehr verjähren für den Anſpruch des Volkes —

Und wie man aus verſunknen Städten
Erhabne Götterbilder gräbt,
So war manch heilig Recht zu retten
Das unter wüſten Trümmern lebt.

Auch die Mitlebenden noch haben es bewundernd erkannt, daß hier zwei ſonſt oft weit auseinandergehende Seiten, Leben und Dichtung, ſich zu einer haarſcharf geſchliffenen unzerbrechlichen Kante zuſammenſchloſſen. Seine Dichtung, wenn ihr die höchſte künſtleriſche Vollendung mangeln ſollte, ward in unſeren Augen geadelt durch des Mannes perſönlichen Werth; was dem Mann etwa gefehlt hat in Macht und Herrlichkeit der äußeren Erſcheinung, an der einſchlagenden Gewitterkraft der lebendigen Rede, an der tribunaliſchen Herrſchergewalt — lauter Dinge, die er nie geſucht und doch zum Theil beſeſſen hat — das war ihm mit Wucher erſtattet in der Fülle des Wiſſens, in der Kunſt, ſein Wiſſen zu formen, in der Zaubergabe des Geſanges, womit er die Herzen des Volkes gewann, an denen noch lange, lange die Jugend ſich begeiſtern, die Männer ſich ſtärken werden.

So etwa mögen die Worte geklungen haben, mit welchen wir vor Jahren in dem engeren Kreiſe einer ſchwäbiſchen Landſtadt das Andenken des kurz vorher Dahingegangenen ehren zu dürfen glaubten, und kaum wüßten wir, was heute daran zu widerrufen wäre. Wohl aber hat, was wir dem Gelehrten und Dichter ſchon damals ſchuldig waren, ſich ſeitdem um ein Beträchtliches geſteigert durch eine zwar früher ſchon geahnte, zuletzt dennoch unerwartete Fülle von Arbeiten, welche, ſtill und langſam gereift, nunmehr in wohlgefügter Ordnung aus dem Nachlaſſe des Verſtorbenen hervortreten. Manche von Uhlands älteren Arbeiten, über das altfranzöſiſche Epos, über Walther und Thôr, waren längſt vergriffen; andere waren halb gekannt, verſchollen, oder von dem niemals ſich ſelbſt genügenden, immer Neues, immer Beſſeres erſtrebenden Manne zurückgehalten. So mußte es denn mit Freuden begrüßt werden, daß drei „Gelehrte deutſche Männer, Der deutſchen Rede Kenner“, alle drei zugleich dem

Digitized by Google

Geschiedenen einst in Freundschaft nahestehend, im Vereine mit der edelsinnigen Wittwe den verborgenen Schatz zu heben sich entschlossen. Sieben stattliche Oktavbände liegen bis heute vor, und der achte ist, so viel uns bekannt, in der Arbeit. Er soll uns namentlich die von Uhland in Pfeiffers „Germania" niedergelegten köstlichen Aufsätze im Zusammenhang vorführen. Einstweilen sei ein kurzer Ueberblick über das bereits Erschienene gestattet.

Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage — das ist der Gesammttitel, welchen die Herausgeber für diese verspätete Sammlung kurz und treffend gewählt haben. Franz Pfeiffer in Wien, Adalbert v. Keller und W. E. Holland in Tübingen waren die Drei, welche zur Sichtung und Herstellung des hinterlassenen Gutes bestellt wurden. Von ihnen ist der erstgenannte allzufrüh dem Freund und Meister nachgefolgt, die Spuren seiner treuen Arbeit aber finden wir auch noch in den neueren Bänden. Die beiden Andern, Keller vornehmlich als Germanist, Holland als Romanist bekannt und geschätzt, Keiner aber ein Fremdling auf dem Gebiete des Andern, setzen in würdigster Weise die Arbeit fort.

Die beiden ersten Bände bringen uns, nach Uhlands sorgfältig geschriebenen Heften, die Vorlesungen, welche er im Sommer von 1830 über Geschichte der deutschen Poesie im Mittelalter, und im Sommer 1831 über Geschichte der deutschen Dichtkunst im 15. und 16. Jahrhundert gehalten hat. Mancher möchte wähnen, es sei heute, nach mehr als 40 Jahren, wohl wenig Ausbeute mehr zu gewinnen aus den Vorträgen eines damaligen Professors der Litteraturgeschichte. Er wird aber bei näherem Einblick über Zweierlei staunen. Erstlich darüber, daß schon damals, fast im ersten Anfang alt- und mitteldeutscher Litteraturkunde, ein einzelner Mann sich ein solch umfassendes Wissen von allem überhaupt Erreichbaren aufspeichern und es so wissenschaftlich fest und klar und durchsichtig ordnen und gestalten, und zu so formenschöner, so geist- und gemüthvoller Darstellung bringen konnte. Zum Zweiten darüber, daß nach all den neueren Funden und Entdeckungen, Textausgaben, Detailforschungen und allgemeinen Litteraturgeschichten, trotz Koberstein, Gervinus, Vilmar, Gödeke und zwanzig anderen, jene Darstellung noch heute durchaus belehrend und brauchbar ist, daß er in ihr und nur in ihr manchmal sogar das Beste findet. Eingerechnet dabei ist allerdings das Verdienst der Herausgeber, welche durch kurze Noten überall auf die wesentlichen neueren Erscheinungen hinweisen.

Der dritte und der größere Theil des vierten Bandes gehören wiederum enger zusammen. In den Jahren 1844 und 45 waren bekanntlich Uhlands „Alte hoch- und niederdeutsche Volkslieder" in zwei Bänden erschienen. Eine zusammenfassende Abhandlung über das Volkslied wurde damals in Aussicht gestellt, und diese erscheint denn endlich im dritten Bande; zwei Jahrzehnte später und doch nur die Hälfte von Uhlands ursprünglich geplantem Ganzen; in sich jedoch äußerlich, wie Pfeiffer sagt, vollständig abgeschlossen, innerlich

Digitized by Google

vollendet und zum Reifsten und Vorzüglichsten gehörend, was Uhland geschrieben hat. An die Abhandlung reihen sich dann im vierten Bande die Anmerkungen zu den Volksliedern — Nachweisung der Quellen und Lesarten, Erklärung schwieriger Stellen und Vergleichungen aus den Volksliedern anderer Sprachen. — Den Schluß des Bandes bildet die Arbeit über das altfranzösische Epos. Sie erschien zum ersten Male im J. 1812 und hat, laut dem sicherlich competenten Urtheile Hollands, auch heute noch nichts von ihrem Werthe verloren.

Man kann fast dasselbe sagen von den beiden ersten Abhandlungen des fünften Bandes: „Walther von der Vogelweide" und „Der Minnesang", jene gedruckt i. J. 1822, diese geschrieben 1823 und dann vom Verfasser in seine Vorlesungen hineingearbeitet. Ganz unbekannt bis jetzt aber war der kleine Aufsatz „Ueber die Aufgabe einer Gesellschaft für deutsche Sprache", niedergeschrieben 1817, in demselben Jahr und offenbar auch aus derselben Anregung, welcher das schöne Gedicht „Die deutsche Sprachgesellschaft" entstammt ist. Die Abhandlung beweist, daß Uhland die Nothwendigkeit einer tieferen, einer geschichtlichen Auffassung der Sprache, demgemäß auch das Bedürfniß einer „Geschichte der deutschen Sprache", einer historischen Grammatik und eines historisch angelegten deutschen Wörterbuchs tief und klar erkannt hatte, ehe noch Jakob Grimm mit seinen epochemachenden Werken an das Licht trat. Die gelehrte Abhandlung ist hier zum prophetischen Schauen geworden.

Den Schluß bilden die culturhistorische Skizze „Zur Geschichte der Freischießen" und Uhlands Inauguralrede „Ueber die Sage vom Herzog Ernst", gehalten am 22. Novbr. 1832, zugleich seine letzte akademische Aeußerung und Thätigkeit. Ein Streich wie man ihn damals gegen den Dichter und Lehrer führte —

Sie sind bekannt im ganzen Reiche,
Man nennt sie halt nur Schwabenstreiche.

Auch der sechste und siebente Band bilden ein verwandtes Paar. Ersterer unter dem Titel „Sagenforschungen" wiederholt den 1836 veröffentlichten Mythus vom Thôr und als Fortsetzung und ganz neue Zugabe den Odin. Dieser, obgleich nicht vollständig ausgestaltet, umfaßt dennoch 300 Seiten, ein neuer Beleg, mit welcher Sorgfalt und Zuneigung sich Uhland besonders der nordischen Sagenwelt hingab. Sie freilich bot einem dichterisch gestimmten Gemüthe volleren Klang als die so sorgsam und mit nur allzu gutem Erfolg zertrümmerte Mythologie des deutschen Festlandes, die erst von Jakob Grimms Meisterhänden wieder in ein lückenreiches Ganzes gefügt werden mußte.

Der siebente Band endlich umfaßt die von Uhland im Winter 1831/32 und im Sommer letzteren Jahres gehaltenen Vorlesungen über Sagengeschichte der germanischen und romanischen Völker. Unter der

Digitized by Google

romanischen Sage ist hier allerdings nur die französische zu verstehen, d. h. der Doppelcyklus der fränkischen und der normannischen Sagen, von welchen jener um König Karl, dieser um die Namen Robert der Teufel und Richard Ohnefurcht sich herschließt. Wenn nicht der Form, so doch dem Stoffe nach geht also auch das Romanische hier auf Nord- und Süd-Germanisches zurück, und so finden wir vom Anfang bis zum Ende, im Leben, in Forschung und Dichtung den Meister Uhland im Kreise deutschen Volkes stehen, im Grunde deutschen Denkens wurzeln, aus deutschem Gemüth den Strom der Poesie ergießen. Der Denker und der Dichter sind eins in ihm geworden, denn sein Denken und sein Dichten hat aus einer Wurzel zum Lichte sich emporgerungen, in welchem Frucht und Blüthen nun im Ueberschwang sich drängen. Wer die oft allzu stachlige Frucht zu pflücken sich nicht getraut, mag frohen Muthes nach der leichten Blüthe greifen.

Ad. Bacmeister.

Aus der philosophischen Litteratur der Gegenwart.

Jul. Frauenstädt: Schopenhauer-Lexikon. 2 Bde. Leipz. Brockhaus. 1871. — D. Asher: Arthur Schopenhauer. Neues von ihm und über ihn. Berl. Duncker. 1871. — E. v. Hartmann: Die Philosophie des Unbewußten. 3. verm. Aufl. Ebendas. 1871. — Derselbe: Ges. Abhandlungen zur Philos. des Unbewußten. Ebend. 1872. — Jul. Bahnsen: Zur Philosophie der Geschichte. Ebend. 1872. — J. C. Fischer: Hartmanns Philosophie des Unbewußten. Ein Schmerzensschrei des gesunden Menschenverstandes. Leipz. Wigand 1872. — Edm. Montgomery: Ueber die Kant'sche Erkenntnißtheorie vom Standpunkt der Empirie. München Akermann 1871. — E. v. Hartmann: Das Ding an sich und seine Beschaffenheiten. Berl. Duncker 1871. — F. Michelis: Kant vor und nach dem Jahre 1770. Braunsberg Peter 1871. — L. Strümpell: Der Causalitätsbegriff und sein metaphysischer Gebrauch in der Naturwissenschaft. Leipz. Häffel. 1871.

Von Robert Zimmermann.

II.

Die Herrschaft eines philosophischen wie eines politischen Systems charakterisirt sich dadurch, daß man statt nach der Berechtigung seiner Grundlagen zu fragen, auf denselben fortan sich häuslich einzurichten sucht. Wie weiland Urceus-Krug, der Verwässerer der Kant'schen Philosophie, diese in einem philosophischen „Wörterbuch" für den Hausgebrauch einrichtete, so hat Frauenstädt mit der Schopenhauer'schen in seinem Schopenhauer-Lexikon das Gleiche gethan. Es gibt keine Form, die dem Wesen der Philosophie widersprechender wäre. Ein Wörterbuch ist bestimmt, den gemeinsamen Sprachschatz eines Volkes, nicht den eines einzelnen Mannes oder eines beschränkten Familienkreises zu ent-

Digitized by Google

halten, ein philosophisches Wörterbuch enthält nicht mehr, als was ein einzelner Mann oder im besten Falle dessen Schule unter gewissen Begriffen sich denkt. Aus jenem Lexikon Krugs lernen wir Krugs und Kants, aus jenem Frauenstädts, wenn es gut geht, Schopenhauers Sprachgebrauch kennen, aber der Einzelne, und wäre er noch so bedeutend, hat der Wissenschaft als solcher keine Schranken zu setzen. Dieser dogmatische Niederschlag aus den Schriften eines Philosophen, der uns den flüssigen Gedanken für immer in feste Formen krystallisiren soll, wäre das Ende der Forschung. Die alphabetische Aneinanderreihung der Begriffe nach dem zufälligen Anfangsbuchstaben der Worte hebt gerade das Wesentliche, den logischen Zusammenhang derselben auf. Was in der Kette des Systems verständlich, natürlich ist, wird als herausgerissenes Glied unhaltbar und dunkel. Diese Mängel, die aus dem Wesen eines philosophischen Wörterbuchs entspringen, sind jedem derartigen gemein; einen anderen, der nur seinem Lexikon eigen ist, hat Frauenstädt zu verantworten. Das philosophische Sectenhaupt ist für den Umkreis der Schule in philosophischen Begriffsbestimmungen maßgebende Autorität, aber selbst innerhalb dieses engeren Kreises nicht in Sachen, die nicht seine Wissenschaft betreffen. Wenn es uns werth scheint, zu wissen, wie Schopenhauer der Philosoph über philosophische Dinge dachte, ist es uns sicher sehr gleichgültig, was er für historische Wahrheit hielt. Ob er, wie S. 9 zu lesen, die Aegypter für eine Hindu-Colonie, den Inhalt des Neuplatonismus für indo-ägyptische Weisheit nahm, hat für uns kein Gewicht; wir werden darüber Historiker befragen. Auch die Begriffsdefinition (I. S. 121) des deutschen Gelehrten, derselbe sei „ein rücksichtsvoller Lump", die wir Schopenhauers Hypochondrie verzeihen, verdient schwerlich eine Stelle im „philosophischen Wörterbuch". Es muß einmal gesagt werden, daß mit diesen und ähnlichen Popularisirungsversuchen dem Philosophen Schopenhauer so wenig ein Dienst geschieht, wie durch die Publication von Briefen, dergleichen die Schrift von Asher enthält, Schopenhauer dem Menschen. Der Herausgeber sagt es selbst, (Vorr. 1.) daß bei Schopenhauer der Mensch von dem genialen Philosophen getrennt werden müsse. Sollte man in diesen Briefen finden, daß es dem Schreiber bloß um die Befriedigung seiner Eitelkeit zu thun gewesen sei, daß sie voll seien von Schmähungen Anderer und vom Lobe seiner selbst, und die Bitte, ihm nur ja Alles, was über ihn geschrieben, mitzutheilen, mit der Stätigkeit eines Refrains in ihnen sich wiederhole, so sei das nicht seine (des Herausgebers) Schuld. Aber er hätte Schopenhauer, dessen „activer Apostel" nach dessen Ausdruck (S. 29) er war, jene Schuld ersparen können!

Doch auch in dem edleren Sinn eines fruchtbaren Ausgangspunkts weiterer Forschung kann Schopenhauers in seinen Grundfesten, wie gezeigt, nichts weniger als sicherer Realismus des Willens als eine herrschende Weltanschauung betrachtet werden. Zu dem Streit um den Standpunkt, der, zwischen den Trägern verschiedener philosophischer Schulen geführt, gleichsam als

Digitized by Google

ein auf philosophischem Gebiete internationaler gelten kann, ist der Streit vom Standpunkt aus, zwischen Jüngern derselben philosophischen Schule gekommen, den man als einen gleichsam „häuslichen" der Schopenhauer'schen Realisten unter sich ansehen darf. Während nämlich nach stricter Observanz die Vorstellung bloßes „Hirnproduct", das Ding an sich, der Wille, folglich schlechterdings ohne alle Vorstellung ist, hat der scharfsinnige Urheber der Philosophie des Unbewußten, Hartmann, die triftige Bemerkung gemacht, daß ein Wille, der nichts will, eigentlich kein Wille, ein Wille, der etwas will, aber nothwendig mit der Vorstellung des Gewollten verbunden sei. Soll der Wille des Ansich, also „blinder" Wille, aber nichtsdestoweniger als Wille mit einer Vorstellung des Gewollten ausgerüstet sein, so bleibe nichts anderes übrig, als diese für „unbewußt", den zugleich vorstellenden Willen für einen „unbewußten Willen" zu erklären. Hartmann verweist auf Kant, der in dem § 5 seiner Anthropologie „unbewußte" Vorstellungen ausdrücklich für einen zwar scheinbaren, aber in Wahrheit für keinen Widerspruch erklärt, weil wir uns ihrer doch „mittelbar", wennauch nicht unmittelbar bewußt sein können. Hegels größter Irrthum habe darin bestanden, dem durchaus Ruhenden, der Vorstellung, dem rein logischen Sein, Bewegung, also eine Beschaffenheit beizulegen, die nur dem realen Sein zukommt. Schopenhauers Irrthum aber bestehe darin, dem durchaus Bewegten, dem Willen als realen Sein das Ideale der Vorstellung und damit jeden logischen Inhalt abzusprechen. Der Wille, durch welchen allein „Realität" zu Stande kommt, ist als solcher zwar nicht selbst Vorstellung, aber da nur das Wollen, das etwas will, wirkliches Wollen ist, so bedarf er der Vorstellung, um an ihr einen Inhalt zu haben. Umgekehrt bedarf das Logische, das als solches nicht real, sondern bloße Vorstellung ist, des Gewolltwerdens durch den Willen, um aus seiner Ruhe heraus in Realität überzugehen. Daher könne bei Schopenhauers vorstellungslosem Willen nicht beharrt, derselbe müsse vielmehr durch die Einführung des Logischen Hegels ergänzt werden. Hartmann bezeichnet seinen über Schopenhauer hinausgehenden Realismus als die Extreme des Logischen (bei Hegel) und eines blinden Willens (bei Schopenhauer) in der Einheit des „Unbewußten", das „Wille und Vorstellung" ist, aufhebenden Monismus. Das Unbewußte, um wahres Princip zu sein, muß „Wille und Vorstellung", Reales und Ideales, Unlogisches und Logisches, zugleich, und der Weltproceß kann nichts Anderes als der fortdauernde Kampf dieser beiden Elemente sein, der, im Gegensatz zu dem Schopenhauer'schen Pessimismus, mit der Besiegung des Unlogischen (des Willens) durch das Logische (die Vorstellung) endet. Der Schopenhauer'sche Realismus, das Ansich des Willens, wird dabei als durch diesen längst ausgemacht vorausgesetzt, an eine Prüfung der Grundlagen dieser Voraussetzung fällt ihm nicht ein zu denken. Das Neue, das er hinzufügt, besteht in der vorstellenden Natur des Willens, und nur diese, seine Abweichung von Schopenhauer, fühlt er sich verpflichtet zu beweisen. Nichts

Digitized by Google

wäre bequemer gewesen, als nach Schopenhauers Vorgang das Wissen um die zugleich vorstellende Natur des Dings an sich als ein „unmittelbares" zu bezeichnen. Daß er es nicht gethan, sondern dem verlockenden Beispiel zum Trotz sich zum Beweis seines Princips für verpflichtet ansah, gereicht Hartmann zur Ehre. Auch daß er den Beweis auf inductivem Wege durch die Anführung von Thatsachen zu führen sucht, welche die Existenz unbewußter Vorstellungen und unbewußten Willens „wahrscheinlich" machen, und deren Summe das in allen übereinstimmende Princip des Unbewußten „nahezu zur Gewißheit erhebt", hat nicht verfehlt, ihm namentlich unter den Freunden der exacten Wissenszweige zahlreiche Gönner zu werben. Wenn die Beweisführung trotzdem, wie der lebhafte Widerspruch insbesondere von Seiten der Naturforscher beweist, ihres Zweckes verfehlt, so liegt der Grund darin, daß die beweisen sollenden Thatsachen noch etwas Anderes beweisen, als sie, wie es scheint, ursprünglich beweisen sollten, und daß die beweisen sollenden Thatsachen selbst nichts weniger als bewiesen sind. Die zu beweisende These lautete ursprünglich, daß kein wirkliches Wollen ohne Vorstellung des Gewollten sei, und die Berechtigung derselben gibt jedermann ohne beweisende Thatsachen zu. Im Laufe der Entwicklung aber verschiebt sich dem Philosophen diese These zu der ganz anderen, daß diese Vorstellung des Gewollten eine vernünftige, der Inhalt des vorstellenden Wollens nicht beliebige Vorstellung, sondern das Logische, die Vernunft selbst und daher der vom (vernünftigen) Inhalt entblößte Wille nicht bloß ein Alogisches, sondern das Antilogische sei, von dem die Vernunft sich emancipiren, und dem gegenüber sie zur selbstständigen Macht werden müsse, was im Bewußtseinsproceß geschehe. Dies ist um so bedenklicher, als ja das Gewollte, dessen Vorstellung im Willen vorhanden sein muß, an sich ebensowohl vernünftig als unvernünftig, werthvoll und werthlos sein kann, der „vorstellende Wille", das „Unbewußte", das „Wille und Vorstellung" ist, deßhalb noch ganz und gar nicht „vernünftiger Wille", „unbewußte Vernunft", „Wille und Vernunft" zu sein nöthig hat. Die ursprüngliche Einheit von „Wille und Vorstellung" hat sich hier unvermerkt in die Einheit von „Wille und Vernunft", das „Unbewußte" schlechtweg in die aus der Schelling'schen Naturphilosophie her wohlbekannte „bewußtlose Vernunft" metamorphosirt. Auf diese passen demnach auch die „Thatsachen" des „Instincts", des „Hellsehens", der „Naturheilkraft" u. s. w., mit denen einst die Schelling'sche Schule ihr Wesen trieb, und die nicht sowohl die Einheit von „Wille und Vorstellung", als die viel concretere Einheit von „Vernunft und Wille" beweisen würden. Der mystische Zug, der bei dem Meister in dem „unmittelbaren" Wissen und in seiner Vorliebe für den thierischen Magnetismus zu Tage trat, kommt bei dem Jünger in der Inschutznahme zum Vorschein, die er dergleichen von den exacten Forschern stark angezweifelten „Thatsachen" zu Theil werden läßt. Der inductive Beweis, auch wenn er bestimmt wäre, das Dasein des bewußtlosen Vernunftwillens als Ding an sich darzuthun, hätte keine Kraft,

Digitized by Google

weil die beweisenden Thatsachen, die bestenfalls ein unaufgeklärtes Räthsel an die Stelle des anderen setzen, in den Augen der besonnenen Naturforscher keine haben.

So ruht der baroke, aber pikant und geistreich aufgeführte Bau, der Hartmanns Philosophie des Unbewußten einen auf philosophischem Feld heutzutage fast unerhörten Erfolg verschafft hat, auf keinem festern Grunde als Schopenhauers Realismus selbst. Sein Urheber selbst hat dessen Entstehen zu erläutern gesucht und in seinen neuerlich aus philosophischen Zeitschriften gesammelten Abhandlungen zur Philosophie des Unbewußten die nothwendige Umbildung der Hegel'schen wie der Schopenhauer'schen Philosophie aus ihrem Grundprincip heraus zu erweisen sich bemüht. Wie Herbart am Schluß seiner Vorrede zur allgemeinen Metaphysik sich einen Kantianer vom J. 1828, so bezeichnet sich Hartmann in seinem bei Gelegenheit des Hegel-Jubiläums verfaßten Aufsatz als einen Hegelianer vom Jahre 1870. Daß er dabei Hegels Gedanken, daß Alles logische Entwicklung eines logischen idealen Inhalts sei, als dessen „unsterbliche That", sich selbst als Vertreter eines consequenten „logischen Evolutionismus" bezeichnete, ist ihm seitdem von Bahnsen in der oben genannten Schrift als „Negation ihres metaphysisch-unbewußten Charakters" und als Untreue gegen den eigenen Standpunkt der Unveränderlichkeit des Dings an sich bitter verdacht worden. Hartmann selbst hat frühzeitig auf Schellings positive Philosophie hingewiesen, die er in einer besonderen Schrift als Einheit von Hegel und Schopenhauer darzulegen gesucht hat. Die Aehnlichkeit liegt darin, daß Schelling wie Schopenhauer den Willen für das Ursein erklärt und dem Bewußtsein vorausgehen läßt. Das Bedenkliche aber ist das, daß Hartmann, vielleicht selbst „unbewußt", das Seiende mit Hegel für das Vernünftige und den Willen, weil er das Ursein ist, darum auch für das Unvernünftige nimmt, somit das Princip vor allem, das „Unbewußte" statt bloß als Einheit von „Wille und Vorstellung" als solche von „Wille und Vernunft", als bewußtlosen Vernunftwillen faßt, und damit auf die Stufe des bewußtlosen Geistes in der Schelling'schen Naturphilosophie, der als „Instinct" auftritt, wieder zurückfällt.

Alle Einwendungen, die von Seite der Naturforscher, z. B. von dem geistreichen Verfasser der „Philosophie der Vogelnester", Alfred Wallace, wie von dem weniger geistreichen, aber dafür desto grobkörnigeren Verfasser des „Schmerzenschreies des gesunden Menschenverstandes", gegen den Instinct gemacht werden, gelten auch gegen Hartmanns Philosophie des Unbewußten. Letzteres ist ein deus ex machina, der von Hartmann überall dort als ergänzende Ursache zu Hülfe gerufen wird, wo er mit seinen natürlichen zu Rande ist. Der Tadel, den Sokrates gegen Anaxagoras ausspricht, daß er den Geist als Ursache gesucht und nur mechanische Mittelglieder gefunden habe, läßt sich bei Hartmann wohl umkehren.

Digitized by Google

Liegt darin ein Zeichen, daß zu dem „nimmer zu widerlegenden“ Idealismus dennoch zurückgekehrt werden müsse? Es ist eine nicht zu übersehende Thatsache, daß in dem Lande, das in dem Rufe steht, der Metaphysik und nun gar einer idealistischen am feindseligsten gesinnt zu sein, der Idealismus und zwar in seiner einseitigsten Form neuerdings Boden gewonnen hat. Die Philosophie Berkeley's, welche das Dasein der sogenannten realen Körperwelt, sowie der Materie schlechtweg in Abrede stellt und beiden nur eine phänomenale Existenz im vorstellenden Geiste zugesteht, zählt im heutigen England nach langer Vergessenheit wieder zahlreiche Jünger und Apostel. Wie die Corpusculartheorie des „Atheisten“ Hobbes den Geist in ein „Phänomen“ des Gehirns, so verwandelt umgekehrt der Idealismus des frommen Bischofs von Cloyne in Irland den körperlichen Stoff in ein „Phänomen“ des Geistes. Dem Materialismus, dem nur der Körper, tritt der Immaterialismus entgegen, dem nur der Geist Realität hat. Nicht nur, wie schon Locke gelehrt hatte, die sogenannten secundären Eigenschaften, der Körper, Farbe, Klang, Geruch u. s. w. werden dem Geist nur als Empfindungen bekannt, die in ihm selbst ihren Sitz haben. Auch mit den sog. primären, ihrer räumlichen Ausdehnung und Gestalt, ihrer zeitlichen Dauer ist es nicht anders bestellt. Berkeley ward der Urheber einer Theorie des Sehens, welche zuerst darauf ausging, die Gestalt des gesehenen Objects aus den Operationen des Gesichtsorgans, aus den Bewegungen des Augapfels und der Augenmuskeln abzuleiten. An ihn haben Young und an diesen die modernen physiologischen Optiker, wie Helmholtz, angeknüpft. Er kam zu der Ansicht, daß, weil das Ding nichts Anderes sei als die Summe seiner Eigenschaften, mit der Hinwegnahme der letzteren das Ding selbst verschwinde. Haben nun, so schloß er, sämmtliche sogenannte Eigenschaften des Dinges ihren Sitz im vorstellenden Subject, so daß sie dessen Vorstellungen sind, und außerdem nichts, so hat das Ding selbst, das ihre Summe ausmacht, seinen Sitz nur im vorstellenden Subject, als dessen Vorstellung und weiter nichts. Der Gegensatz zwischen dem vorstellenden Subject und einer von ihm unterschiedenen Körperwelt vergeht; die sinnliche Welt ist nur Vorstellung im Geiste des vorstellenden Subjects, Phänomen und weiter nichts.

Die Verwandtschaft dieses und des deutschen Idealismus ist nicht zu verkennen. Auch haben sich die Wiedererwecker desselben in England, wie Collyns Simon, Shadworth Hodgson u. a. es sich angelegen sein lassen, dieselbe hervorzuheben. Kant selbst ist sich derselben bewußt geworden und hat in der zweiten realistisch gefärbten Ausgabe der Kritik der reinen Vernunft sich bemüht, deren Verdacht von sich abzuwehren. Ich habe an einem anderen Ort (in den Sitz. Ber. d. k. Ak. d. Wiss., Juliheft 1871) gezeigt, daß ihm dies keineswegs in dem Grade, in dem er es wollte, gelungen ist. Kant macht Berkeley zum Vorwurf, daß er „die Dinge im Raume für bloße Einbildungen erkläre“; wenn man bedenkt, daß Kant selbst die Räumlichkeit für eine subjective Form des Subjects, die Dinge anzuschauen, also im

Digitized by Google

eigentlicher Sinn für eine „Einbildung“ erklärt, so ist schwer einzusehen, worin „Dinge im Raum“ von einer solchen verschieden sein sollten. Berkeley's Anhänger dagegen machen Kant zum Vorwurf, daß er, der Subjectivität aller Empfindungeu, der räumlichen und zeitlichen Anschauungs- und der reinen Verstandsformen ungeachtet, noch Dinge übrig behalte, die keine „Einbildungen“ sein sollen, nämlich das nach Abstreifung alles ihm nur vom Subject Angedichteten nackt übrig bleibende „Ding an sich“. Kant tadelte Berkeley, daß er nicht genug, dessen Nachfolger Kant, daß er zu realistisch verfahren, wieder Andere Kant, daß er zu idealistisch sei. Letzterer Ansicht schließen Diejenigen sich an, die in der transcendentalen Aesthetik Kants, dieser „Wurzel der Kritik“, einen Irrthum erblicken. Schopenhauer nannte dieselbe ein so überaus verdienstvolles Werk, daß es allein hinreichen könnte, Kants Namen zu verewigen. „Ich wüßte“, sagt er, „Nichts hinwegzunehmen, nur Einiges hinzuzusetzen“. Herbart dagegen in seiner berühmten Kritik Schopenhauers fand, es sei nöthig, „Alles hinwegzunehmen, mit Ausnahme der Frage: Was sind Raum und Zeit?“ (XII, S. 377.) Bei dieser diametralen Meinungsverschiedenheit kann es nicht wundernehmen, wenn die Frage nach der Begründung von Kants transcendentaler Aesthetik zum Hauptgegenstand des Streits über die Stellung Kants zur Philosophie der Gegenwart wird. An der Frage der transcendentalen Aesthetik: Sind Raum und Zeit subjective Anschauungsformen? scheiden sich die Wege; ihre Verneinung führt über Kant in realistischer Richtung auf Herbart hinaus, ihre Bejahung in idealistischer auf Kant zurück, und wenn die weitere Frage nach dem subjectiven Ursprung des Schlusses auf ein Ding an sich hinzukommt, in derselben Richtung über Kant hinaus auf Fichte und die Idealisten des Denkens einer-, auf Schopenhauer und die Realisten des Willens andererseits.

Kants eigener Beweis für die Idealität sowohl des Raumes wie der Zeit bildet den Schwerpunkt der von ihm nach vor- und nach rückwärts oscillirenden Bewegung. An einem andern Ort (Sitz. Ber. d. k. Ak. d. Wiss. Jännerh. 1871) habe ich gezeigt, daß der eigentliche Grund der transcendentalen Aesthetik in Kants mathematischem Vorurtheil zu suchen sei. Unter demselben verstehe ich nicht dessen ausgesprochene Bewunderung für die Mathematik, die Wissenschaft seiner Vorbilder Copernicus und Newton, sondern seine, wie er wähnte, auf untrügliche Beweise sich stützende Meinung, daß die mathematischen Urtheile nicht wie alle Philosophen und Mathematiker vor ihm, den von ihm selbst bewunderten Hume eingeschlossen, meinten, analytisch und identisch, sondern synthetisch seien. Waren sie dies, und sollten sie zugleich aprioristisch, d. h. mit dem Bewußtsein apodiktischer Geltung verknüpft sein, so bedurften sie, wenn nicht alle Mathematik sich in ein Hirngespinnst auflösen sollte (ein Gedanke, den Kant zu fassen außer Stande sich fühlte), des Raumes und der Zeit als reiner und zugleich subjectiver Anschauungsformen. Sind sie dagegen entweder das Eine oder das Andere nicht, so hat auch der Schluß auf die

Digitized by Google

subjective Natur des Raumes und der Zeit als reiner Anschauungsformen keine Stringenz mehr; die transcendentale Aesthetik und da sie die „Wurzel der Kritik“ ist, diese selbst besitzen keine Rechtfertigung mehr.

Die sehr interessante Schrift des deutschschreibenden Engländers, Edmund Montgomery, „über die Kant'sche Erkenntnißtheorie vom Standpunkt der Empirie“ tritt den Beweis an, daß die mathematischen Urtheile *synthetisch*, aber *nicht aprioriſch*, meine oben genannte Abhandlung: „Ueber Kants mathematisches Vorurtheil und dessen Folgen“ den entgegengesetzten, daß sie *zwar aprioriſch, nicht* aber *synthetiſch* seien, letzteres wenigstens nicht kraft Kants eigener mit logischen Schlußfehlern behafteter Beweise. Die Folge, die sich daraus für die transcendentale Aesthetik ergibt, ist, daß diese unhaltbar sei. Der Mutterboden der Kritik der reinen Vernunft, aus dem sie zuerst in Kants epochemachender Inauguraldissertation de mundi sensibilis atque intelligibilis forma atque principiis (1770) entsprang, ist auf die eine oder die andere Weise durchlöchert. Mit Recht haben Kuno Fischer und Trendelenburg in dem nicht immer mit Urbanität geführten Streit, dessen Heftigkeit vielleicht das vorzeitige Ende des Letzteren beschleunigt hat, an dieser Stelle den Wendepunkt in Kant gesehen. Kant ist *vor* und *nach* dem Jahre 1770, wie der einst ultramontane Heißsporn *Michelis*, der in jüngster Zeit sein polemisches Feuer nach ganz anderer Seite wendet, richtig bemerkt, wirklich „ein Anderer“ gewesen. Allerdings nicht in dem Sinne, in welchem Michelis es meint, als habe er in diesem „Rubiconsjahr noch nichts Anderes sagen wollen als, das Endliche müsse aus dem Unendlichen, die Welt aus Gott in ihrer Realität erkannt werden“, während nach demselben seine Kritik „von sich selbst abgefallen“ sei. Aber in dem, daß seit Kants transcendentaler Aesthetik demselben der Weg zu einer über das bloße Dasein hinausreichenden Erkenntniß des Dings an sich unwiderruflich abgeschnitten, dem Idealismus die Behauptung, daß auch dessen nackte Existenz auf keinem objectiv gültigen Schluß beruhe, mehr als billig erleichtert war. Dieselbe muß vor allem aus dem Weg geräumt werden, wenn es zu einer wennauch vorderhand nur „mittelbaren“ Erkenntniß des Dings an sich an der Stelle der von Kant behaupteten Unerkennbarkeit kommen soll. *Hartmann* in seiner Kant'schen Studie über das Ding an sich gibt sich darum alle Mühe, durch einen stringenten Beweis darzuthun, daß sowohl die Kategorien wie die Bestimmungen der Räumlichkeit und Zeitlichkeit sich auf das Ding an sich anwenden lassen. Es ist nicht zu fürchten, er habe übersehen, daß diese Nothwendigkeit, das Ding an sich überhaupt und als Träger gewisser Bestimmungen zu *denken*, nur diesem angehört. Niemals, bemerkt *Strümpell* über den Causalitätsbegriff, niemals kann unsere Vorstellung sich mit dem wirklichen Ding, noch die Verknüpfung unserer Vorstellungen (in uns) mit der Verwirklichung des wirklichen Geschehens (außer uns) sich identificiren. Das Seiende außer uns ebenso wie das wirkliche Geschehen ist eine bloße Voraussetzung des Gedankens, aber eine, deren derselbe

Digitized by Google

sich niemals entschlagen kann. In jener Hinsicht idealistisch, ist die Weltansicht, welche das Dasein des Dings an sich und wenigstens gewisser an sich unbekannter, aber in unseren Gedanken symbolisch wiedergespiegelter Bestimmungen desselben für die „unentbehrliche" Voraussetzung unseres Denkens erklärt, in diesem Sinne realistisch. Erscheinungen, wie Strümpells und Hartmanns letzterwähnte Schrift, die beide auf eine gesicherte metaphysische Basis zum Fortbau der exacten Naturwissenschaften hinarbeiten, sind geeignet, für jene günstige Hoffnungen schöpfen zu lassen.

Julius Payer, der Alpenforscher und Nordpolar-Fahrer.

Von Dr. Anton v. Ruthner.

III.

Eine wirkliche Gefahr auf Polar-Reisen überhaupt, nicht bloß auf den Schlittenreisen, bilden die Angriffe der Eisbären und Walrosse.

Payers Studie über das arctische Thierleben und die grönländische Jagd gehört zu dem Anziehendsten, was er geschrieben. Wir glauben den hochinteressanten Stoff theilweise ausführlicher behandeln und hie und da Bruchstücke der Payer'schen Arbeit mittheilen zu sollen. Payer schildert den Eisbären folgendermaßen: „Der Polar-Bär, welcher in seinem gelblichgrauen, zottigen Fell und mit seiner schwarzen Nase schon weithin von den Schneefeldern absticht, 10 bis 12 Centner schwer wird und an Größe die Exemplare in den zoologischen Gärten und Menagerien (welche jung nach Europa gebracht, unter den ihrer Entwicklung so ungünstigen Verhältnissen daselbst verkommen) weit übertrifft, steht an Kraft und Gefährlichkeit weder dem Löwen noch dem Tiger nach. Aber die kalte Zone, in der er lebt, hat sein Blut abgekühlt, er ist bedächtig und mißtrauisch. Die widersprechenden Berichte über seinen Muth erklärt der Umstand, daß sich aus dem Verhalten eines Bären nie auf das eines andern schließen läßt, daß somit jeder individuell auftritt und von dem jeweiligen Nahrungsbedürfniß geleitet wird.

Er lebt vorzugsweise von Seehunden, lauert ihnen an Eisspalten auf und überfällt die arglos auf Eisflößen sich sonnenden Robben mit der Hinterlist des Tigers, mit dem er überhaupt die geräuschlose Annäherung gemein hat. Er verfolgt auch die untertauchenden Robben, denn er schätzt sie sehr und ist ein gewaltiger Schwimmer und nur das Renthier übertrifft ihn an Schnelligkeit. Ueber zerrissene Felshänge klettert er mit katzenartiger Gewandtheit; dazu, wie zur Sicherheit auf glatten wie geneigten Eisflächen, befähigen ihn die Rauheit seiner Sohlen, seine Klauen und die Behaarung seiner Tatzen.

Da sich die Seehunde vorzugsweise im Packeise oder an dessen äußerer Kanten aufzuhalten pflegen, so ist auch der Bär während des Sommers daselbst

Digitized by Google

ein gewöhnlicher Gast. Er folgt den Robbenschlägern Tritt für Tritt, um die abgehäuteten Thiere zu verzehren, oder schwimmt, im Ueberflusse schwelgend, auf der Riesenleiche eines Wals einher. Der Bär tödtet seine Beute bevor er von ihr frißt, doch liebt er es, vorher mit ihr zu spielen. Man sieht ihn oft viele Meilen vom Lande entfernt, er schwimmt auf Boote oder Schiffe zu, bis ihn Schüsse vertreiben. Den übermäßigen Genuß fetter Robben pflegt der Bär durch nahrhafte Enteneier zu unterbrechen und wenige Stunden genügen ihm auf einer kleineren Insel damit völlig aufzuräumen."

Payer meint, daß man, weil das Leben des Bären eine Kette von Nahrungssorgen bildet, mit ihm auch Mitleid haben solle und erzählt, daß man im Magen eines Bären vom „Belagerungscorps" der Germania, welches das eingefrorne Schiff im Winter und Frühjahr unausgesetzt beobachtete, und deßhalb die Bewohner desselben zur größten Vorsicht zwang, nichts als einen von den Schiffsschneidern weggeworfenen Flanelllappen, bei vielen andern aber darin gar nichts fand. „Wahrlich", ruft Payer aus „sein brauner Vetter in Europa lebt gegen ihn behaglich und beneidenswerth." Einen Theil des Winters verbringt dann der Bär schlafend unter einer Schneebank im Gletscher oder in Felsklüften.

Mehrere Abenteuer mit Bären, welche einzelnen Theilnehmern der Expedition begegneten, lassen sich entschieden angenehmer lesen, als erleben. Payer erzählt wörtlich:

„Eine Situation, die eben so gefährlich als komisch war, erlebte einer unserer Matrosen im Winterhafen. Derselbe schritt unbewaffnet an den Abhängen des Germania-Berges hin, als er an 2000 Schritt vom Schiff entfernt nahe hinter sich einen Bären gewahrte. Die unglaubliche, jeden Fluchtversuch vereitelnde Schnelligkeit dieser Thiere war ihm bekannt, eben so die schon oft erfolgreich angewandte List, ihre Aufmerksamkeit durch fortgesetztes Fallenlassen von Gegenständen abzulenken, während man durch beschleunigtes Fortschreiten und Hülferufen dem schützenden Bereich des Schiffes näher zu kommen trachtet. Also warf er nach und nach Kapuze, Handschuhe, Rock ꝛc. von sich, welche Gegenstände der Bär einzeln zerzauste. Doch stand derselbe endlich neben ihm und beroch, gleich einem Hund, seine Hand. Da faßte der Mann, welcher unausgesetzt um Hülfe rief, den ebenso verzweifelten als ohnmächtigen Entschluß, seinen Feind mittelst des abgenommenen Leibriemens, zu erwürgen, falls er ihn angriffe. Sein durchdringender Hülferuf wurde beim Schiff gehört. Wir nahten uns eilig bewaffnet, doch war der schlimmste Ausgang zu befürchten. Die große Entfernung gewährte dem Bären Muße, sein Opfer zehn Mal zu vernichten, aber er überlegte so lange, bis ihn unsere Annäherung, Rufe und Schüsse zur Flucht trieben. Diese führte über scharf abfallende Felsgruppen — er war wie weggeblasen."

„Der Maschinist Krauschner, ein Wiener, war der Lieferant des Schneebedarfs für die Küche und hatte deßhalb täglich zwei Mal mit seinem Schlitten

Digitized by Google

den Verkehr mit dem nächsten Gletscher zu unterhalten. Einmal geschah es, daß sich ihm am Gletscherrande ein Bär ungesehen zugesellte. Der Bär schritt würdevoll als Escorte hinter dem Schlitten des zum Schiff zurückkehrenden Maschinisten einher, und erst hier angelangt verstimmte ihn der Lärm, welchen wir erhoben, um Krauschner auf seinen zweifelhaften Freund aufmerksam zu machen."

Zur Bestätigung seines Satzes, daß sich das Verhalten der Bären aller Berechnung entzieht, sie bald Alles angreifen, bald vor Allem flüchten, theilt Payer einen andern Fall mit:

„Auf der dritten Schlittenreise des Herbstes 1869, welche die Entdeckung des Tiroler Fjordes zur Folge hatte, kamen wir über eine Glatteisbahn in ein durch dicht gruppirte Eisberge und Eishöcker völlig abgesperrtes Gebiet. Wir zerstreuten uns, um uns durch das Besteigen einiger Anhöhen über die einzuschlagende Route zu orientiren. Da hörten wir Copeland" (den Astronomen Dr. Copeland) „in geringer Entfernung im Tone der Bestürzung „„ein Bär, ein Bär"" rufen. Eiligst kamen wir herbei und fanden unsern Gefährten hinter einer Gruppe hoher Eisklippen in jenem Zustande der Aufregung, welche ein eben stattgehabtes Handgemenge mit einem Eisbären erklärlich macht. Derselbe erzählte uns nun, daß er aus einer Entfernung von ungefähr 50 Schritt von demselben überfallen worden sei. Der Bär war aus einer dichten Barriere von Eishöckern hervorgebrochen, herangaloppirt, hatte auf dem Glatteis auf fünf Schritt Entfernung schleifend gebremst, sich sofort aufgerichtet, anspringend mit beiden Vordertatzen nach ihm geschlagen und ihn umgeworfen. Copeland hatte nicht Zeit gehabt, sein Gewehr zu laden, doch als ihm das Thier jetzt die Kleidung aufriß, hieb er demselben mit dem Lauf auf die sehr empfindliche Schnauze. Dies — vielleicht auch unsere lärmende Annäherung — hatte die unerwartete ebenso glückliche als komische Folge, daß der Bär die Flucht ergriff. Wir sahen den Unhold einige 100 Schritte fern in jenem schwankenden Galopp, der ihm eigen ist, und sich häufig umsehend von dannen ziehen."

Die in ihrem Ausgange ernsteste Begegnung mit einem Bären hatte der Astronom Dr. Börgen.

„Es geschah am 6. März 1870 Abends, Tags vor dem projectirten Aufbruch zur Erforschung der noch unbekannten Nordostküste Grönlands. Wir saßen glücklicher Weise schweigsam in der Cajüte, als uns plötzlich ein schwach vernehmbarer Hülferuf von außen aufschreckte.

Eilig stürmten wir sämmtlich die Treppe hinan, durch den Schneetunnel auf Deck zur Oeffnung des dasselbe überdeckenden Schneezeltes. Der Ruf Börgens: „Ein Bär schleppt mich fort!" trat als furchtbare Mahnung, ihn zu retten, uns entgegen.

Es war völlig finster, wir sahen fast nichts, stürmten indeß in der Richtung, von welcher die Rufe erschollen, mit Stangen, Gewehren ꝛc. über Eishöcker und Schneewehen fort, um unseren Gefährten dem Thiere zu entreißen.

Digitized by Google

Schreckschüsse, die wir in die Luft abfeuerten, halfen eben so wenig wie unsere Annäherung nach mehreren hundert Schritten der Verfolgung. Der Bär hatte sein Opfer bisher über das aufgebrochene, sehr unebene Eis des Strandes geschleift und war jetzt dicht bei einer ebenen Eisfläche, welche sich weit nach Süden zog.

Es hing alles davon ab, daß wir ihn einholten, bevor er dieselbe gewann, denn über die ununterbrochene Bahn wäre er trotz seiner Last mit der Schnelligkeit eines Pferdes entkommen. Und wirklich gelang dies. Der Bär wandte sich nun gegen uns, ergriff jedoch bei dem allgemeinen Andrang und dem fortgesetzten Schießen zuletzt die Flucht und ließ seine Beute fallen. Wir hoben unseren, einem so furchtbaren Ende glücklich entronnenen Gefährten vom Eise auf und trugen ihn in die Cajüte. Hier, als Licht gebracht wurde, überlief auch die eisigste Natur der Schauder des Entsetzens, denn der Bär hatte Börgen die Kopfhaut nach verschiedenen Richtungen zerrissen, ihn an der Nase, beim Auge, am Arme wie an den Beinen mehr oder minder stark gebissen, seine Haare und Kleidung waren förmlich in Blut getaucht. Börgen betastete unaufhörlich die Verletzungen am Arme und an den Beinen und verfiel bald darauf in eine Art Starrkrampf. Wir improvisirten in unserer, von acht Menschen bewohnten kleinen Cajüte ein Lager, da seine Koje nicht Platz genug bot und zogen uns auf zwei Quadratklafter Fläche zurück, welche Tisch, Mast, Ofen und Bett noch übrig ließen.

Wie wir nachher erfuhren, war Börgen von der stündlichen Ablesung der am Lande 250 Schritte vom Schiff entfernt in einem Kasten aufgestellten Thermometer zurückgekehrt, als er, vom Schiffe nur noch 20 Schritt entfernt, von einem geräuschlos hinter Eisblöcken hervorspringenden Bären überfallen wurde. Börgen hatte die Unachtsamkeit begangen, das Gewehr, ohne den Hammer zu spannen, unter dem Arme zu tragen und in der Ueberraschung den Bären durch das Entgegenhalten der Blendlaterne zu verscheuchen gesucht. Der Bär hatte dies Manöver jedoch völlig ignorirt, Börgen im Sprunge umgeworfen, war auf ihn getreten und hatte ihn, nachdem er ihn etliche Mal am Kopf gebissen, fortgeschleppt. Glücklicher Weise verhinderte die dicke Pelzmütze, daß der Rachen des Raubthieres den Kopf umfaßte, und wie Börgen später erzählte, glitten dessen Zähne an dem Schädelknochen nur knirschend ab. Als das Thier vom Schiffe her Lärm vernahm, ergriff es Börgen, welcher gegen seinen furchtbaren Feind durch Hiebe mit dem ausgezogenen Pelzhandschuh ohnmächtige Gegenwehr versuchte, bald an der Hand, deren Pelzhandschuh ganz zermalmt wurde, bald am Fuße, dessen Stiefel es dabei auszog, und schleifte ihn im Galopp über die Eishöcker und Schneehohlwege fort. Die blutbefleckte Spur vermochten wir am nächsten Tage deutlich zu verfolgen. Für den Augenblick ließ das Thier von seiner Beute ab, umfaßte dieselbe jedoch stets von Neuem, sobald sich die Verfolger näherten."

Digitized by Google

Der Bär war entkommen, fand sich aber am andern Morgen wieder beim Schiff ein; ein zweiter erschien Nachmittags. Sie und andere schienen ihren Winterschlaf erst kurz beendigt und hungernd das Schiff entdeckt zu haben, das sie nun förmlich cernirten. Man mußte stets eines Ueberfalls gewärtig sein, sobald man nur den Fuß auf das Eis setzte. Ja, die Zudringlichkeit der Thiere ging so weit, daß sie sich den Schüssen der hinter dem Zeltdach lauernden Schützen aussetzten, und eines Nachts vernahm der Maschinist, als er auf Deck trat, daselbst Geräusch, und Morgens zeigten dann die Fußspuren, daß ein Bär über die das Schiff umgebenden Schnee- und Eismassen zur Reeling und dem Schneezelt vorgedrungen war. Die Belagerer besuchten mit Vorliebe die ans Land geschafften Lebensmittel und schleppten in einer sonderbaren Geschmacksverirrung den Astronomen die Meßapparate zur Bestimmung der Basislänge fort.

Die Raumverhältnisse untersagen es uns, auch die kleineren oder dem Menschen ungefährlichen Jagdthiere Grönlands, den Polar-Fuchs, Polar-Hasen, Seehund, das Renthier und die Vogelwelt, sowie die vortrefflichen Skizzen zu berücksichtigen, in welchen sie Payer bespricht. Selbst beim Moschusochsen können wir nur ganz kurz verweilen.

Im Gegensatz mit seinem drohenden Aussehen wird er von Payer als harmlos geschildert. Er ist etwas kleiner als der europäische Ochs, von schwarzer Farbe, seine langen Haare fallen in rauhen Mähnen herab, doch besitzt er auf dem Rücken eine außerordentlich feine Wolle. Riesige die Stirne an der Wurzel bedeckende und nach unten abgebogene Hörner schützen den massiven Schädel.

Dem Jäger gegenüber bleiben die Thiere wie festgebannt stehen, leicht verwundet senken sie den unverwundbaren Kopf und vermeiden jede ihre Seiten gefährdende Stellung. Als eines aus einem Wänzel-Gewehre auf die Stirne getroffen worden war, gab es nicht das geringste Zeichen einer empfundenen Störung; die Kugel aber war zu einer Scheibe plattgedrückt auf den Boden gefallen.

Wird eine Moschusochsen-Familie oder Heerde mit Jungen überrascht, so bildet sie ein Carré, die Jungen werden in die Mitte genommen, die Alten stellen sich außen hin und senken die Köpfe oder der als Wache aufgestellte Ochs ergreift die Flucht und alle übrigen sprengen ihm nach. Häufig laufen sie sowie die Renthiere, aus Neugierde an den Schützen heran.

Das zweite gefährliche Jagdthier der Polar-Region ist das Walroß. Seine Gestalt setzen wir als bekannt voraus. Die Gefahr der Jagd auf Walrosse besteht darin, daß sie bis zu sechs Fuß dickes Eis durch wüthendes Emportauchen aus dem Wasser zu durchbrechen vermögen. Man muß deßhalb, wenn das Eis nicht sehr fest ist, beständig und rasch den Platz wechseln. Denn die Walrosse als Säugethiere sind genöthigt, ungefähr alle zehn Minuten durch Spalten oder Eislöcher an die Oberfläche zu kommen, um Athem zu schöpfen,

Digitized by Google

und dabei beachten sie genau den Standpunkt ihres Feindes und treffen und zersplittern sicher die Stelle, auf welcher sie ihn erblickten.

Payer und seine Gefährten wurden auf der Rückkehr von der Schlittenreise zum Tiroler Fjord auf diese Weise von Walrossen bedroht. Sie bemühten sich gerade auf dünnem, durch Spalten unterbrochenem Eise fortzukommen, als plötzlich in ihrer Nähe einige Walrosse durch das Eis brachen. Die Reisenden zerstreuten sich und liefen über den Eisschlamm, verfolgt vom Rauschen und Prasseln der durchbrechenden Ungeheuer. Zum Glück befreite sie beim Cap Wynn eine Decke alten Eises von der Gefahr.

So furchtbar im Wasser ebenso unbehülflich sind die Walrosse auf dem Eise oder am Strand, immer aber sind sie neugierig und angriffslustig.

Meisterhaft beschreibt Payer eine Walroßjagd: „Erblickt ein solches Ungeheuer ein Boot, so hebt es sich verwundert über die Wasserfläche, beginnt sofort den Alarmruf, ein stoßweise fortgesetztes Bellen, und schwimmt so rasch als möglich auf dasselbe zu. Die Rufe locken andere herbei, wecken die Schläfer, an welche mit den Boote anzustoßen sorgfältig vermieden wird, und in kurzer Zeit zieht dem kleinen Fahrzeug eine Menge tobend, mit scheinbarem oder wirklichem Grimm und von unheimlicher Häßlichkeit nach. Es mag sein, daß die Thiere dabei nur von harmloser Neugierde geleitet werden, allein die Form, in welcher sie diese zum Ausdruck bringen, wäre dann so unglücklich gewählt, und es liegt der Verdacht so nahe, daß sie das Boot, um es gründlich kennen zu lernen, umstürzen wollen, daß man zur Kampfbereitschaft schreiten muß, umsomehr, als man gar bald die Ueberzeugung gewinnt, ihnen auch durch das schnellste Rudern von fünf Mann nicht entkommen zu können.

Die brüllende, spritzende und tauchende Menge ist nur noch wenige Schritte vom Boote entfernt. Es fallen die ersten Schüsse und dieser Augenblick entflammt ihre Wuth. Es beginnt nun ein wilder Kampf, in welchem die Einen die greulichen Sphinxe mit der Axt auf die Brustflossen schlagen, mit welchen sie das Boot umzuwerfen und zu zerreißen drohen, die Andern sich mit Spießen vertheidigen oder mit der Schneide der Riemen Hiebe auf die riesigen Dickschädel führen oder endlich schwer verdauliche Pillen in den weit aufgesperrten Abgrund der ununterbrochen brüllenden Rachen senden. Ein wüstes Geschrei erfüllt die Luft, Boot und Vertheidiger kämpfen mit dem Gleichgewicht, das Wasser schäumt und geräth in heftige Bewegung, neue Ungeheuer tauchen plötzlich empor oder schwimmen heran, andere sinken, tödtlich getroffen, die Wasserfläche mit ihrem Blute färbend, in die Tiefe; die drohende Gefahr, daß das Boot durch die Wucht eines mit den Zähnen über die Bordwand schlagenden Walrosses umgerissen oder beschädigt werde, vermag oft nur die tödtliche Verwundung des Anführers dieser eben so tapfern als ausdauernden Thiere zu beschwören. Der Schuß in den Rachen ist in solchen Fällen der einzig anwendbare, denn der Kopf ist mit Ausnahme der Augenhöhlen unverletzbar und Verwundungen am Körper sind fast wirkungslos."

Digitized by Google

„Oft lassen die Thiere, durch irgendeinen Umstand plötzlich erschreckt, vom Kampfe ab, tauchen spritzend unter und erst in einiger Entfernung wieder empor, wenden die häßlichen Köpfe zurück und erfüllen dann die Luft abermals mit Rachegeheul.

Im Sommer 1869 entging eine Boot-Excursion nach dem Cap Wynn mit Mühe der Zertrümmerung ihres Fahrzeuges durch Walrosse; ein anderes Mal wurde ein solches, dem es, von einer Heerde verfolgt, gelungen, nach dem Strand einer Insel zu entkommen, daselbst, wenngleich nur für kurze Zeit, förmlich blokirt.

Payer brachte nach seiner Rückkehr nach Wien im Jahre 1870 die Erlebnisse und Erfolge der zweiten deutschen Polar-Expedition theils durch Aufsätze in den Zeitungen zur öffentlichen Kenntniß, theils durch Vorträge, welche er in den gelehrten Gesellschaften und in geselligen Kreisen hielt. Er fand allgemein Anerkennung und Auszeichnung seiner Thatkraft und Leistungen. Doch war er nicht der Mann, um müßig auf seinen Lorbeern zu ruhen. Bald vernahm man von einer neuen Polar-Reise, an welcher er Theil nehmen werde.

Dr. August Petermann hatte stets das Nordmeer von Ost-Grönland bis Nowaja Semlja und Sibirien und besonders den östlichen, zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja gelegenen Theil als Basis zur Nordpolar-Forschung anempfohlen, und die wenigen Seeleute, welche Theile dieses Meeres kannten, stimmten ihm bei. Auch waren in den letzen Jahren einzelne Fahrten in diese Regionen von gutem Erfolg für die Wissenschaft und den Fischfang gewesen. Als nun der hochgebildete österreichische Marinelieutenant K. Weyprecht, der sich schon früher zu einer ähnlichen Fahrt erboten hatte, und J. Payer sich zu einer Expedition in das Nordmeer zwischen Spitzbergen und Nowaja Semlja und nach dem vom Grafen Zeil und Th. von Heuglin gesehenen König Karl-Land bereit erklärten, wies ihnen Petermann 2000 Thaler an, welche er aus den für die zwei deutschen Polar-Fahrten zusammengekommenen Geldern speciell zur Durchforschung der östlichen Hälfte des Nordmeeres reservirt hatte. Payer und Weyprecht brachten durch die Unterstützung des Kaisers Franz Joseph, öffentlicher Autoritäten und von Privaten bald eine weitere Summe von über 4000 Thalern auf. die Munition und Gewehre erhielten sie vom Kriegsminister FML. Baron Kuhn, die Instrumente zu wissenschaftlichen Forschungen dagegen von der k. k. Akademie der Wissenschaften zugewiesen. Sie sahen sich damit in die Möglichkeit versetzt, noch im Jahre 1871 eine Untersuchungsfahrt für eine von ihnen geplante spätere große Expedition ins Werk zu setzen.

Nachdem Weyprecht so glücklich gewesen war, in Tromsö ein für die Reise taugliches neues Schiff, Isbjörnen, d. h. der Eisbär, zu miethen, lief die Expedition am 21. Juni 1871 von dort aus. Sie bestand aus Payer und Weyprecht, dann aus acht Norwegern, dem Capitän, Zimmermann, Harpunier,

Digitized by Google

Koch und 4 Matrosen, also im Ganzen aus 18 Personen. Payer und Weyprecht stellten es als ihre Aufgabe hin, die Schiffbarkeit des Meeres zwischen Spitzbergen und der Hope-Insel und Nowaja Semlja zu untersuchen, und dabei wo möglich Gillisland oder König Karl-Land zu berühren. Sie wollten die Eisgrenze von der Hope-Insel oder Spitzbergen an gegen Osten eng blokiren, stellenweise in das Eis eindringen und Beobachtungen über die Temperatur des Meeres und den Zustand des Eises sammeln.

Bereits am 4. October war die Expedition wieder in Tromsö eingetroffen. Sie brachte einen glänzenden Erfolg mit sich, denn sie hatte ein offenes Polar-Meer aufgefunden. Allerdings gab der Isbjörnen wegen der um Spitzbergen gelagerten Eismassen bald das Vordringen gegen Gillisland auf; dagegen fand er zuerst im Südosten von der Hope-Insel weit ostwärts bis zum 40 ° ö. Länge das Eis leicht und so vertheilt, daß es einem Dampfer keine ernstlichen Hindernisse bieten könnte. Ebenso traf er im Nordosten von derselben Insel, wo er die Breite von 77 ° 17 ' gewann, zwischem dem 28 ° und 36 ° ö. Länge so leichtes Eis, wie es auf keinem andern Punkte des arctischen Gebietes anzutreffen sein dürfte. Am 30. August drang er auf 41 1/2 ° ö. Länge sogar zum 78. Breitegrad vor ohne Eis zu sehen. Erst in der Nacht stieß er wieder auf die Eiskante. Am 31. August wandte er sich auf 78 ° 41 ' n. Breite im Eise, das sich nun nordostwärts zog. Es war gegen Westen dicht mit Eisglanz, gegen Norden jedoch lose. Am 1. September, Payers Geburtstag, hatten die Polar-Fahrer die höchste Breite 78 ° 43 ' 1 " auf 42 ° 30 ' ö. Länge erreicht. Bloß Nebel und die mangelhafte Ausrüstung hinderten sie, nördlicher vorzudringen, wegen des Eises wäre es möglich gewesen.

Hier deutete Vieles auf die Nähe von Land hin: Treibeis mit frischem Schlamm, Algen, Süßwasser-Eis, vor allem sechs nach Süden fliegende Eiderenten. Doch dichte Nebel raubten jede Fernsicht.

Um zu sehen, ob die eisfreien Strecken eine Einbuchtung im Eise oder ein offenes Polar-Meer seien, fuhren Weyprecht und Payer südöstlich bis zum 75 ° 44 ' n. B. und 52 ° ö. L. herab. Sie fanden denn, daß unterhalb des 78 ° Breitengrades bis zur Küste von Nowaja Semlja nicht ein Stück Eis lag.

Nochmals kehrten sie zum Eise zurück, trafen es auf 78 ° 5 ' n. B. und 56 ° ö. L. und überschritten auf 77 1/2 ° n. B. den 59 ° ö. L. Auch hier war südlich vom 78. ° kein Eis.

Nachdem sie am 14. September nach Nowaja Semlja gelangt waren, passirten sie am 24. das Nordcap und kamen, wie wir wissen, am 4. October nach Tromsö zurück.

Das kleine Segelschiff hatte also ohne Hindernisse fast den 79. Breitengrad, damit eine Höhe erreicht, auf welche man außer im Norden von Spitzbergen noch auf keinem Punkt des arctischen Gebietes zu Schiff gelangt war, und schon darum empfahl sich das Nowaja-Semlja-Meer als Basis zum Vor-

Digitized by Google

dringen gegen den Pol. Man traf überhaupt im Osten, Nordosten und Südosten der Hope-Insel nirgends auf Eis, das diesen Namen verdient hätte. In Ost-Grönland bildet das Packeis sogar im äußern Seestrom eine regellose, den Horizont bedeutend überragende Masse; im Nowaja-Semlja-Meere treten nur einzelne Stücke über den Horizont hervor. Das Eis war hier überall leichter als es der Dampfer Germania an irgendeiner Stelle angetroffen hatte. Nebstbei stellte es sich heraus, daß dies unbesuchte Meer eine Zufluchtstätte der Finnwale bildet, deren der Isbjörnen an manchen Tagen viele ununterbrochen in Sicht hatte.

Der großartige Erfolg ihrer Vorexpedition gaben Payer und Weyprecht die vollste Berechtigung, nunmehr mit ihrem Plan einer großen Expedition in diesen Theil des Nordpolar-Meeres vor die Oeffentlichkeit zu treten, und damit er realisirt werden könne, zur allgemeinen materiellen Betheiligung daran einzuladen.

Nicht leicht ist ein Unternehmen, gewiß kein zweites wissenschaftliches, in Oesterreich so populär geworden, als diese von Oesterreichern auszuführende Polar-Fahrt. Payer hat alle seine Energie für ihr Zustandekommen eingesetzt, und das Glück, welches ja auch dem wahren Verdienst nicht fehlen darf, hat diese Energie zur erfolgreichen gemacht.

Graf Hans Wilczek fand sich bald bereit, 30.000 Gulden für die Expedition zu widmen, und dehnte seine Munificenz noch ungleich weiter aus, indem er, als ein großartigerer Maßstab angenommen und die Reisekosten auf 175.000 Gulden veranschlagt wurden, und zwar zu einer Zeit als noch der größte Theil dieser Summe nicht gedeckt war, erklärte, für den ganzen auf anderem Wege nicht hereinzubringenden Betrag mit seinem Vermögen einzutreten.

Doch die rege Theilnahme bewirkte, daß die Beiträge, vornehmlich in Wien, reichlich flossen und die ganze Summe einkam und mehr als sie. Noch in jüngster Zeit hat allein die Ausstellung der Ausrüstungsgegenstände, der zum Mithelfen beim Schlittenziehen verurtheilten Hunde und anderer auf Polar-Reisen bezugnehmender Objecte über 14.000 Gulden hereingebracht.

Graf Hans Wilczek wird nunmehr in anderer Weise die Expedition fördern. Er hat den Isbjörnen gemiethet, wird mit ihm nach Nowaja Semlja fahren und hier Depots für die Expedition anlegen.

Die Ausrüstung der Expedition in wissenschaftlicher und materieller Beziehung wird als eine ausgezeichnete gerühmt. An der Fahrt nehmen außer Weyprecht und Payer Theil zwei österreichische Marineofficiere, Brosch als erster und Orel als zweiter Officier, der Schiffsarzt Dr. Kepes, der Maschinist und Bootsmann, ein Harpunier aus Norwegen, zwei Tiroler als Hülfsarbeiter an Bord und für Landexpeditionen, darunter jener Haller, welcher als Kaiserjäger Payer in Martell und Val Genova zugewiesen war und sich als Bergsteiger, aber auch in jeder anderen Beziehung vortrefflich bewährt hat, endlich

Digitized by Google

ein Heizer und 13 aus der k. k. Marine ausgewählte Matrosen, daher zusammen 24 Personen. Das Expeditionsschiff, der Dampfer „Admiral Tegetthoff" ist eigens für seine Bestimmung zur Polar-Fahrt gebaut worden.

Schon in der ersten Hälfte des Monats Juni soll die Nordfahrt beginnen, ihre Dauer ist auf drei Sommer und zwei Winter berechnet. Man will, sobald die Nordküste von Nowaja Semlja eisfrei wird, was meistens in der zweiten Hälfte des August der Fall ist, so rasch als möglich gegen Osten vordringen, um vielleicht noch im Herbst 1872 Neu-Sibirien zu erreichen. Die größten Schwierigkeiten würde man hier wahrscheinlich bei Cap Tscheljuskin treffen, welches als sehr hervorspringender Punkt dem Ansatze des Eises großen Vorschub leistet. Diese Eisanhäufung müßte man gegen Nord zu umgehen versuchen. Oestlich von hier wäre die Polynia, auf welche man wahrscheinlicher Weise schon sehr bald stoßen würde, aufzusuchen und in dieser auf Neu-Sibirien loszugehen. Könnte dieses im Jahre 1872 erreicht werden, so wäre hier, oder wenn man gegen Norden Land treffen würde, auf letzterem zu überwintern, um im nächsten Sommer die Polynia zu untersuchen und einen Vorstoß gegen Norden zu unternehmen. Könnte Neu-Sibirien dagegen nicht im ersten Sommer erreicht werden, so müßte die erste Ueberwinterung bei Cap Tscheljuskin, wo möglich im Osten desselben stattfinden. In diesem Falle wäre der zweite Sommer zur Erreichung von Neu-Sibirien zu verwenden. Im dritten Sommer wäre der Versuch zu machen, durch die Polynia nach der Behringsstraße und in den pacifischen Ocean zu gelangen.

Nicht die Erreichung des Pols ist also die eigentliche Aufgabe der Expedition, sondern überhaupt Entdeckungen in dem unbekannten östlichen Polar-Meere von Nowaja Semlja bis hinüber nach der Behringsstraße sind es. Um von anderen wissenschaftlichen und den materiellen Interessen des Walfischfanges ꝛc. gar nicht zu sprechen, gibt es in diesem ungeheuren Gebiet geographische Probleme in Menge zu lösen. Da frägt es sich um die Erreichbarkeit des Nordpols oder mindestens um die möglichste Annäherung von dieser östlichen Basis aus. Es frägt sich um die Verbindung des eisfreien Nowaja-Semlja-Meeres mit der Polynia, dem eisfreien Meere der Russen, und überhaupt um die Schiffbarkeit des Meeres von dem 1871 von Weyprecht und Payer besuchten Theile gegen Osten bis an die Behringsstraße und hinauf gegen den Pol und südlich hinab bis an die Küste Sibiriens. Weiter taucht die Frage auf über die Existenz festen Landes gegen den Pol zu, sowohl desjenigen, welchem Payer und Weyprecht auf ihrer Untersuchungsfahrt im vorigen Jahre nahe gekommen zu sein glaubten, als des Wrangel-Landes, das wiederholt vom Cap Jakan in Ost-Sibirien und von Neu-Sibirien gesehen wurde, oder endlich eines noch gänzlich unbekannten anderen Landes. Und selbst die Sage, daß das bisher nur gesehene nicht erreichte Wrangel-Land von Menschen bewohnt ist, bietet Anlaß, nach diesen nördlichsten Bewohnern der Erde zu forschen.

Welch großes geographisches Interesse knüpft sich vollends allein an die

Digitized by Google

Forschung nach der Gestaltung des Golfstromes in dem noch unbekannten östlichen Nordpolar-Meere!

Kaum scheint ein Zweifel darüber obzuwalten, daß der Einfluß des Golfstromes, welcher südöstlich von Spitzbergen in das Nowaja-Semlja-Meer eindringt und welchen Weyprecht und Payer auch ostwärts von Spitzbergen erkannten, in Verbindung mit dem wärmeren Wasser aus den großen sibirischen Strömen Ursache der geringeren Vereisung des Nowaja-Semlja-Meeres ist, und daß diese Ursache noch weit hin gegen Osten und Nordosten fortwirkt. Ist dies der Fall und ist das Polar-Meer auch dort schiffbar, dann dürfen wir bei der hohen Bildungsstufe und der Energie der Leiter der neuen Expedition und bei der trefflichen Ausrüstung der letzteren mit Sicherheit erwarten, daß dieselben eines oder das andere der großen geographischen Probleme lösen. Jedenfalls werden sie das Mögliche erreichen und damit Alles, was von ihnen verlangt werden kann!

Wir haben nun Payer in seinen wesentlichen Charakterzügen und in seiner wissenschaftlichen Thätigkeit kennen gelernt, und wir haben in ihm einen ganzen Mann gefunden. Doch weil man sich um ihn seiner selbst willen zu interessiren vermag, sind gewiß auch einige Daten über seine Lebens- und gesellschaftlichen Verhältnisse der Mehrzahl unserer Leser willkommen.

Julius Payer ist in Teplitz in Deutsch-Böhmen im Jahre 1842 geboren, daher erst 30 Jahre alt. Sein Vater, bereits seit Jahren todt, war k. k. Rittmeister, seine Mutter lebt noch. Er war Zögling der Militärakademie zu Wiener-Neustadt und trat im Jahre 1859 als Officier in die österreichische Armee. Von da an ist uns sein Lebenslauf theilweise bekannt. Er befand sich im Anfang der Sechziger Jahre als Lieutenant beim Regiment Degenfeld im Venetianischen und übernahm im Jahre 1865 eine Professur der Geschichte an einer Cadettenschule.

Im Jahre 1866 wurde er Oberlieutenant, nahm am Feldzuge gegen Italien Theil und focht die Schlacht bei Custozza glücklich mit. Im Jahre 1868 erhielt er die Zutheilung zum k. k. militär-geographischen Institut in Wien. Er gehört diesem Institute noch dermalen an, ist jedoch in seiner Eigenschaft als Oberlieutenant zum Kaiser-Jäger-Regiment transferirt worden.

Seine Tüchtigkeit als Soldat, besonders seine Haltung im Kriegsjahre 1866, hat ihm das Militärverdienstkreuz, seine wissenschaftlichen Leistungen auf seinen Nordpol-Reisen haben ihm den österreichischen Orden der eisernen Krone und mehrere auswärtige Orden verschafft.

Schon jetzt ist sein Name in Oesterreich und weit über die Grenzen desselben hinaus durch seine gelehrten Forschungen, seine litterarischen Arbeiten und seine Thatkraft bekannt und geachtet. Gewiß wird er auch auf der neuen,

Digitized by Google

hauptsächlich durch seine Energie ins Leben gerufenen großen Unternehmung von dem wärmsten allgemeinen Interesse begleitet werden, vor allem von jenem seiner Freunde. Allein gerade sie sind dabei frei von jeder bangen Sorge wegen des Ausganges seiner kühnen Fahrt.

In ihrem Gedächtnisse lebt ja die Erinnerung an manches Ereigniß aus Payers Vergangenheit, vornehmlich jene an seinen Sturz am 21. September 1868 über die 800 Fuß hohe Eiswand hinab auf den Forno-Gletscher, und in ihnen lebt deßhalb auch am meisten der Glaube, daß Julius Payer unter einem günstigen Stern geboren, beim Beginn einer gefährlichen Fahrt mit Recht rufen kann:

„Fahr' Fährmann! Du führst Cäsar und sein Glück!"

---

* Elsaß-Litteratur.

Die Universitätsfeier in Straßburg hat den Senatssecretär Dr. August Schricker zur Abfassung einer Festschrift veranlaßt, welche einen bleibenden historischen Werth behauptet. „Zur Geschichte der Universität Straßburg" betitelt sich das kleine Buch, das mit dem Facsimile aus der Straßburger Matrikel versehen ist: „Joannes Wolfgang Goethe Moeno-Francofurtensis logiere bey Hrn. Schlag, auf dem Fischmarckt d. 19. Aprilis".

Aber auch der Inhalt des Buches enthält neben sachgemäßen Zusammenstellungen manches Neue. Von den Anfängen der Straßburger Schule, die sich an die Namen der beiden Sturm knüpfen, bis auf diese Tage herab, wird ein Bild des Aufkommens und Verblühens geboten, des Aufkommens durch den deutschen Geist und des Verblühens durch die französische Centralisation.

Eines der ältesten uns erhaltenen Portraits von Straßburger hervorragenden Männern überhaupt ist das des großen Jakob Sturm, des Begründers des höhern Studiums in Straßburg. Dieses Bild hat die Gefahr der Belagerung glücklich überdauert und es hat jetzt eine allgemeine Verbreitung gefunden durch eine treffliche Radierung von William Unger, welche die bei Franz Duncker vor kurzem erschienene zweite Auflage der Geschichte des Elsaßes von Lorenz und Scherer ziert.

Mit Jakob Sturm hebt Herr Schricker seine Geschichte der Universität Straßburg an. Johannes Sturm wurde der erste Rector der Schule, welche von Maximilian II. die Rechte einer Akademie, von Ferdinand II. die einer Universität erhielt. Mittheilungen aus einem Memorandum von Johannes Sturm über die Einrichtung der Akademie zeigen, daß die Ursachen der Differenz zwischen Johann Sturm und dem Straßburger Rath wohl schon in die Zeit der Gründung der Akademie zurückreichen, da Sturm gleich anfangs gegen die Halbheit und Unvollständigkeit der Schule Bedenken und Einwendungen erhob. Mit wünschenswerthester Vollständigkeit hat Schricker auch die Zerstörungswuth der französischen Revolution an der Straßburger Universität, aus bisher unbeachteten Acten, an einzelnen Personen und Dingen klar gemacht. Interessant ist, daß noch im Jahre 1866 der französische Rector Herr Cheruel bloß zwei Perioden dieser bis vor 70 Jahren vollständig deutschen Universität kennt. Eine unbedeutende bis 1681 (das Jahr von Straßburgs Fall) und eine „brillante" unter der Herrschaft der Franzosen. Von den Leistungen der französischen Akademie jedoch hatte Schricker nicht viel zu sagen. Er schließt mit der Gegenüberstellung von zwei Aussprüchen: „Cheruel hebt in seinem Discours von 1866 rühmend hervor: Die Akademie von 1808 war nicht mehr, wie die

Digitized by Google

alte Universität eine kleine Republik. Eingefügt in die Universität Frankreichs, trat sie ein in dieses große System der Einheit, welche die Stärke und Größe unseres Vaterlandes ist."

„Das Urtheil eines Elsäßers aber, der französisches und deutsches Unterrichtswesen in allen Einzelnheiten kennt und verglichen hat, lautet: In der Centralisation der Verwaltung, das heißt in dem unzählbaren Räderwerk, aus dem sich dieser unbeholfene und ermüdende Mechanismus zusammensetzt, in den Hindernissen jeder Art, die er dem ganzen Leben, jeder wissenschaftlichen und intellectuellen Regsamkeit bereitet, darinnen suche und finde man die Ursache dieser Verkümmerung, dieser Erschlaffung des höheren Unterrichtes in Frankreich."

Von größeren Werken, welche den großen Ereignissen unserer Zeit in der angegebenen Richtung ihren Ursprung verdanken, verdient noch besonders ein ansprechendes Buch hervorgehoben zu werden, welches in eigenthümlicher Weise den innigen Zusammenhang des deutschen Geisteslebens mit dem wiedergewonnenen Reichsland zeigt: „Deutsche Sage im Elsaß von Wilhelm Hertz". Stuttgart 1872.

Wilhelm Hertz in München hat sich mit diesem Buche zugleich den Dank der deutschen Alterthumsforscher und der Historiker erworben. Seine Sammlungen von Sagen sind sehr umfassend und begreifen sowohl Mythologie und Heldensage als auch die historische Sage. Besonders für die ersteren Gebiete lag ein ungemein reiches Material vor, welches in mannigfaltigen Arbeiten elsäßischer Gelehrten zerstreut ist. Das Hauptverdienst, daß dieser kostbare Schatz deutschen Lebens unter dem verwelschenden Einfluß der französischen Litteratur nicht verloren gegangen ist, gebührt dem Professor August Stöber in Mühlhausen und dem verstorbenen Archivar Ludwig Schneegans von Straßburg, neben denen Hertz, Gustav Mühl, Ringel, Stoffel, Zetter zu nennen sind.

Wilhem Hertz hat aber mehr gethan, als eine bloße Wiedergabe des Sagenstoffes zu liefern, wiewohl dieser selbst in anschaulicher und anmuthiger Form auch dem Laien überall mitgetheilt wird. Hertz hat den Zusammenhang der elsäßischen Sagen mit dem Mutterlande strenge aus den Quellen nachgewiesen, er hat die mannigfaltigen Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen altgermanischer Mythologie mit Rücksicht auf das Elsaß nachgewiesen, man kann nirgends deutlicher die Fortdauer des germanischen Wesens erkennen, als wenn man hört, daß diese Sagen hier noch in voller Kraft leben.

Aber auch die historische Sage, welche sich rascher im Volke verflüchtigt, ist aus vielen historischen Quellenwerken in chronologischer Reihenfolge beleuchtet. Noch im Jahre 1681 hat Straßburg mit der Entstehung einer Münstersage von Deutschland Abschied genommen. Denn eine Knabenstimme ließ sich wiederholt im Münster vernehmen, welche glaubwürdige Personen gehört haben wollten; die prophetischen Worte waren deutlich gesprochen worden, aber alles Suchen nach dem singenden Knaben zeigte sich vergeblich:

Nach Leib und Leben sie uns stehn,
Des wird sich Gott erbarmen;
Sie stellen uns wie Ketzern nach,
Nach unserem Blut sie trachten.

Ein Jahr nachdem die klagende Knabenstimme in der einsamen Nacht des Münsters erklungen war, sammelte sich die protestantische Gemeinde zum letzten Mal an der heiligen Stätte.

Ein großer Vorzug des Buches von Hertz besteht darin, daß es den ganzen kritischen Apparat für die Darstellung mit großer Vollständigkeit mittheilt und dadurch auch zu einem gelehrten Hülfs- und Nachschlagewerk geworden ist. Einige größere Excurse in den Anmerkungen sind bei dieser Gelegenheit mitgetheilt, welche aus früheren

Digitized by Google

Studien des Verfassers herrühren. Von Interesse ist die Untersuchung über den Gang nach dem Eisenhammer, der bekanntlich zwar von Schiller in jedermanns Gedächtniß eingegraben, aber dessenungeachtet doch nicht als eine elsäßische Sage zu betrachten ist. Die Gräfin von Savern (Zabern) ist vielmehr eine ganz willkührliche Erfindung. Das Märchen selbst führt uns zu den Quellen des Orients, woher im Mittelalter gar manche Sagenstoffe gewandert sind. Ueber die Verbreitung der Geschichte des Fridolin in den mannigfaltigsten Formen sind die Untersuchungen von Hertz äußerst belehrend. In Zabern aber findet sich keine Ueberlieferung des Gegenstandes, welche über die Zeit Schillers zurück ginge.

Das Buch von Hertz empfiehlt sich dem augenblicklichen Interesse der gebildeten Lesewelt und hat zugleich einen bleibenden litterargeschichtlichen Werth.

Otr. Lz.

---

* Heinrich v. Sybel über Socialismus und Communismus.

Seit den Tagen der Pariser Commune, seit auch in Deutschland gerade die dem deutschen Staatswesen feindseligen Elemente sich den internationalen Agenten anschlossen, seit auch bei uns in Oesterreich die Internationale ihr sinnverwirrendes und menschenverführendes Werk beginnt, ist es nicht mehr an der Zeit, dies als einen Beitrag zur Geschichte des Groteskkomischen zu betrachten und zu belachen. Auch die noble Objectivität steht uns nicht an, die schließlich doch zum schrecklichsten Mittel greifen muß — sondern „für jeden Freund seines Landes gilt es, alle geistigen und sittlichen Kräfte zusammenzunehmen", um jene verderblichen Anschauungen theoretisch und praktisch zu überwinden. Dieser Ueberzeugung lebend, hat auch v. Sybel sich auf die Wahlstatt des Gedankens begeben, und ist für seine Anschauungen in einer Schrift [1]), die aus Vorträgen (die er zu Barmen vor Industriellen hielt) erwuchs, eingestanden.

Es ist ein außerordentlich interessantes, von klarster Einsicht und kerngesundem Urtheil erfülltes Büchlein, in dem der große Geschichtschreiber die Aufmerksamkeit Aller auf die lawinenhaft anschwellende sociale Frage lenkt. v. Sybel will die Reihe der „Hülfsmittel" nicht vermehren, der Mann der Theorie will nicht praktische Vorschläge machen, sondern eben nur der Theorie der Communisten und Socialisten an den Leib gehen, ihre falschen Voraussetzungen und Schlüsse aufdecken. Und dies geschieht denn auch in geradezu überraschender, scharf eindringender Weise.

Zuerst wendet sich v. Sybel gegen das Buch von Karl Marx, „Das Capital" 1859. Marx erscheint ihm entschieden als der bedeutendste Vorkämpfer der Internationale, deren eigentlicher Führer er sein soll. Marx, der Sohn eines jüdischen Bourgeois, ein eifriger Hegelianer, „ist einer der gründlichsten Kenner der volkswirthschaftlichen Litteratur in allen Ländern Europa's, so daß er sowohl von der theoretischen als von der praktischen Seite mit einer ganz seltenen Vorbereitung seine Aufgabe ergriffen hat." Und dennoch, so gelehrt das Buch ist, schon sein erster Satz ist falsch. Die Schlußfolgerung aus diesem freilich ist fehlerfrei; wer den ersten Satz zugibt, kann sich dieser Beweisführung nicht entziehen. „Die menschliche Arbeit ist für sich allein die Quelle und das Maß des Werthes". Dies ist der erste Satz; „in Wahrheit", sagt v. Sybel mit Recht dagegen, „ist es die Arbeit im Verhältniß zu den menschlichen Bedürfnissen, die sie befriedigt. Nicht die Zeitdauer, sondern die Zweckmäßigkeit der Arbeit ist also der Alles entscheidende Punkt." Treffende Bemerkungen sind es, die v. Sybel im weiteren Verlaufe den sophistischen Auseinandersetzungen von Marx ent-

[1]) Bonn, Cohen.

Digitized by Google

gegenhält. Sehr richtig u. A., wenn er (S. 27) nachweist, wie oft sich der Capitalist nicht durch Ausbeutung der Arbeiter, sondern durch Ausbeutung der Conjunctur bereichert, also ganz unabhängig von dem Verhältnisse zwischen Capitalisten und Arbeiter, lediglich durch die Schwankungen des Marktes. So sehr v. Sybel aber auch geneigt ist, der Kopfarbeit des Fabriksherrn die vornehmlichste Bedeutung zuzuschreiben, so ist er doch nicht blind gegen die häufig vorkommenden Fälle, in denen gutes Recht bei unbarmherziger Anwendung die Quelle unsäglichen Elends werden kann, er ist nicht taub gegen die beredte Schilderung des Arbeiterelends in dem „so lesenswerthen Buche von Marx", und erklärt sich entschieden gegen die einseitige Freihandelsdoctrin, welche die Nichteinmischung des Staates in jeder Hinsicht als Axiom hinstellt. Denn außer den ökonomischen gibt es noch andere Triebe und Zwecke in der Menschenwelt, und nimmer ist ihm „ein unpatriotisches, geisttödtendes, mörderisches Thun durch den Nachweis erhöhter Werthproduction gerechtfertigt." Die Sorge des Staates muß gegenüber der mangelnden Einsicht oder Menschlichkeit einer gewissen Classe von Geldprotzen für die Sache der Sitte, der Zukunft und der wahren Freiheit eintreten. Gewisse Aufgaben sind hiebei leicht erkennbar: „Sorge für gesunde Wohnungen, Arbeitsräume und Lebensmittel, Rücksicht auf Geschlecht und Alter der Arbeiter, Versicherung gegen Krankheit und Unglücksfälle, Pflege des Jugendunterrichtes." Das „meedling" des Staates hat aber auch seine guten Folgen in der Praxis, die Zehnstunden-Bill z. B. hat einen „unermeßlichen Antrieb zur Vervollkommnung der Maschinen gegeben". — Aber ein Anderes, Hochwichtiges „können nur die Fabricanten und Capitalisten selbst leisten, dies ist die Veredlung des Kaufcontractes durch ein persönliches Verhältniß gegenseitigen Wohlwollens."

Im zweiten Theile des Büchleins beschäftigt sich v. Sybel mit Lassalle, dessen Schwäche in seiner wirthschaftlichen Theorie aufgedeckt wird — auch mit seiner Originalität war es bekanntlich nicht weit her — und mit Albert Lange, der in seinem „vielfach interessanten" Buche über die Arbeiterfrage auch die Wirksamkeit der geistigen und sittlichen Gesetze anerkennt und berücksichtigt. Es ist nicht möglich, in diesen kurzen Ausführungen dem Gange der Kritik Sybels genau zu folgen — namentlich interessant sind die Bemerkungen über Lassalle's System der erworbenen Rechte und die Zurückweisung seiner Invective gegen das Erbrecht (S. 81); einige höchst beachtenswerthe Sätze aber mögen hier herausgehoben werden. Sybel eifert u. A. gegen „die Ungerechtigkeit des bisherigen Zustandes, bei dem ein großer Unternehmer Hunderte oder Tausende von Arbeitern in eine Commune hineinzieht, mit ihrer Hülfe bei schwunghaften Geschäften gewaltigen Reichthum für sich erzielt, dann bei eintretender Krisis einen ansehnlichen Theil der Leute der öffentlichen Armenunterstützung, d. h. der Ernährung auf Kosten seiner Mitbürger überläßt." Auch hier erscheint es — irre ich nicht — dem Verfasser plausibel, daß der Staat den Fabricanten für das gesammte Wohlergehen seiner Dienstleute verantwortlich mache. Er verwahrt sich billig gegen die Mißdeutung, als ob er den ökonomischen Gesetzen oder der Freiheit des Eigenthums staatliche Zwangsjacken anlegen wolle, aber er fügt die treffenden Worte hinzu: „Wer diese Freiheit verletzt erklärt, wenn der Staat ihn verhindert, sein Eigenthum zur Quelle mörderischer Epidemien zu machen, der ist allerdings der wirksamste Apostel der communistischen Lehre, nach welcher das Privateigenthum die Pestbeule der menschlichen Gesellschaft sein soll." Auch der socialistischen Auffassung des Grundeigenthums, wie sie bei Lange begegnet, tritt v. Sybel mit Worten entgegen, die gerade bei uns in Oesterreich volle Aufmerksamkeit verdienen. Nachdem er den ehrlichen Gewinn der Bodenrente vertheidigt, sagt er: Wogegen unser sittliches Gefühl sich in Wahrheit sträubt, ist die Bereicherung durch Spiel und Wette, welcher überhaupt keine productive Thätigkeit zu Grunde liegt, bei welcher der menschliche Scharfsinn unmittelbar in den Dienst der niedrigsten Selbstsucht

Digitized by Google

tritt. Hier wird das Bild des erschwindelten Reichthums mit Grund dem darbenden Arbeiter gehäßig, und nichts ist natürlicher, als die überall eintretende Gleichzeitigkeit großen Börsenschwindels und communistischer Reaction. Aber das allmälige Wachsthum der Bodenrente steht auf einem ganz anderen Blatte, hier ist redliche und productive Arbeit, welcher niemand auch den über die frühere Erwartung gesteigerten Lohn beneiden soll. — Wahrlich, das kleine Schriftchen hat uns — was der Verfasser beabsichtigte — die Ueberzeugung verschafft, daß die Vertreter des modernen Socialismus „mit großer wissenschaftlicher Kraft auf den Schauplatz treten „und — trotz der Unrichtigkeit ihrer Anschauungen — ganz und gar in der Lage sind, durch Erörterungen von scheinbarer Bündigkeit und Ueberlegenheit Millionen von Menschen die allerwichtigste Waffe, das gute Gewissen, zu ihrer Erhebung zu geben." v. Sybel hat keine Furcht vor dem Treiben der Internationale in Deutschland; mit wohlberechtigtem Selbstbewußtsein weist er auf die Mittel hin, die Deutschland zu Gebote stehen, um die Gefahr zu beschwören und den Frieden herzustellen. „Aber" — so schließt er seine Schrift, und wie richtig und beherzigenswerth sind diese Worte — „gelingen wird es nur dann, wenn die Gesellschaft die höchsten Kräfte des Menschen an die große Aufgabe setzt: angestrengte Arbeit des Gedankens und unermüdliche Liebe des Nächsten."

Jetzt, am Schluße meiner Anzeige, fühle ich, wie ungenügend sie geworden, und kann nichts thun, als die Leser dringlichst auf das besprochene Werk selbst zu verweisen.

Wien, im Mai 1872. A. Horawitz.

---

* Das Geld. Eine national-ökonomische Studie von J. Meyer. Wien, 1872.

Die uns vorliegende Schrift ist trotz der reichen bereits vorhandenen Litteratur über das Geldwesen und der nicht geringen Anzahl von vortrefflichen Monographien über diesen Gegenstand als eine schätzbare Publication auf dem Gebiete der theoretischen Volkswirthschaftslehre zu bezeichnen. Es würde uns allerdings eine große Genugthuung verschafft haben, wenn der Verfasser einem anderen mehr vernachläßigten Gebiete der volkswirthschaftlichen Monographienlitteratur — und an solchen ist wahrhaftig kein Mangel — seine Studien und seine Forscherthätigkeit zugewendet hätte; aber dies kann uns nicht verhindern, die Vorzüge seiner Schrift lebhaft anzuerkennen. Was dem Buche in unseren Augen vornehmlich Werth verleiht, ist die gediegene, jeder Effecthascherei und Originalitätssucht fremde Richtung der Forschung, die uns aus demselben entgegentritt. Wir sehen den Verfasser das Geld nicht, wie dies von so manchen anderen Schriftstellern geschieht, von vornherein als eine exceptionelle Erscheinung auf dem Gebiete des menschlichen Verkehrs auffassen. Das Bestreben geht vielmehr, conform der Richtung, welche die hauptsächlichen Vertreter der Volkswirthschaftslehre in Deutschland seit jeher befolgten, darauf hin, den Charakter der edlen Metalle als Waaren bei seiner Darstellung festzuhalten und die hervorragende Stellung derselben im Verkehre aus den eigenthümlichen Vorzügen dieser letzteren abzuleiten. Der Verfasser führt diesen Gedanken durch, nicht ohne im Einzelnen, insbesondere bezüglich der Zurückweisung gegnerischer Ansichten, manche neue Argumente beizubringen. Im Weiteren behandelt der Vf. die zahlreichen sich an die Behandlung des Geld- und insbesondere auch des Münzwesens knüpfenden Fragen und dürfte dieser Theil der Schrift auch für den Praktiker nicht ohne Interesse sein. Weniger befriedigt sind wir von den Litteraturangaben. Der Verfasser hatte offenbar ursprünglich im Sinne, gar keine Litteratur anzuziehen, und wären die wenigen ohne eigentliches System hinzugefügten Litteraturhinweise allerdings besser ganz weggeblieben. Ebenso glauben wir, daß die Schrift durch eine Eintheilung in Abschnitte wesentlich an Uebersichtlichkeit gewonnen hätte. Wenn schon in neuerer Zeit in

Digitized by Google

Zeitschriften längere Abhandlungen mit Vorliebe in übersichtliche Abschnitte mit Capitelüberschriften ꝛc. zerlegt werden, so ist dies bei einer 117 Seiten starken selbstständigen Schrift, welche die diversesten Fragen des Geld- und Münzwesens behandelt geradezu unerläßlich. Diese und manche andere formelle Mängel der Schrift können uns indeß nicht verhindern, unsere lebhafte Genugthuung darüber auszusprechen, auf dem Gebiete der theoretischen Volkswirthschaftslehre eine neue ernst strebende Kraft in Oesterreich erstehen zu sehen. Wir wünschen, daß die obige Schrift die beste Verbreitung finden möge. —r.

---

* Neuruſſiſche nationale Ornamentik. Die Anstrengungen welche die von Herrn v. Butowsky in Moskau geleitete Schule Stroganoff und die Société d'encouragement des Arts in Petersburg machen, eine national russische Ornamentik in das Gebiet der Flächenverzierung einzuführen, dürfen nicht ignorirt werden. Handelt es sich auch heutigen Tages in erster Linie nicht darum, einer nationalen, sondern einer stylrichtigen Ornamentik in der modernen Kunstindustrie Boden zu schaffen, so läßt sich doch andererseits nicht leugnen, daß die alte Ornamentik der Völker des Occidentes wie des Orientes Motive enthält, die, gerade ihrer Stylrichtigkeit halber, als Muster für die Flachornamentik gelten können.

Aus diesem Grunde sind zwei soeben erschienene Werke über altrussische Ornamentik der vollen Beachtung werth. Das eine erschien in Paris (bei Morel und Comp. 1871) und giebt in chromolithographirten vortrefflich ausgeführten Tafeln eine große Anzahl von Ornamenten, meist nach Miniaturen, die sich in russischem Besitze befinden. Die meisten derselben sind aus der Verfallszeit der byzantinischen Kunst, und, so interessant sie auch für Kunstforscher sein mögen, weniger geeignet, die Ornamentik der Gegenwart auf bessere Wege zu führen.

In weit höherem Grade empfehlenswerth ist das soeben in Petersburg erschienene Werk „L' Ornement national Russe. Première Livraison; broderies, tissus, dentelles; avec texte explicatif de W. Stassoff". Das Werk herausgegeben von der Société d'encouragement des Arts in Petersburg, enthält eine Reihe sehr interessanter Flachornamente, wie sie theilweise noch im heutigen Rußland vorkommen und vor dem Untergange der nationalen Hausindustrie in dem germanischen und romanischen Europa bei allen Völkern Europa's vorkamen. Die Grundlage der Ornamentik auf dem Gebiete der Weberei und Stickerei wenigstens ist bei allen indogermanischen Völkern dieselbe. Bei den meisten modernen Völkern ist diese Ornamentationsweise verloren gegangen und meist durch die moderne Fabriksindustrie verdrängt worden. Wo sie sich noch erhalten hat, meist in Ost- und Süd-Europa, haben sich je nach Landschaften, ja selbst nach Ortschaften Eigenthümlichkeiten in der Ornamentationsweise erhalten, die mannigfache Anregungen auch der modernen Production geben und die aufzuzeichnen und zu veröffentlichen die Société d'encouragement in Petersburg Recht gehabt hat. Die treffliche Publication ist von einem erläuternden fachgemäßen Texte in russischer und französischer Sprache begleitet.

Digitized by Google

Periodische Litteratur in Oesterreich.

Mittheilungen der anthropologischen Gesellschaft in Wien. Nr. 4: Zweiter Bericht über die urgeschichtlichen Ansiedlungen in Nieder-Oesterreich, von Dr. M. Much. — Die vorgeschichtlichen Alterthümer der Stadt Olmütz und ihrer Umgebung, von L. H. Jeitteles (Fortsetzung). Nr. 5: Thracien und seine Tumuli. I., von Dr. M. E. Weiser. — Ueber ein altes Grab an der Mündung des Casones (Mexico), von Felix Luschan. — Die vorgeschichtlichen Alterthümer der Stadt Olmütz und ihrer Umgebung, von L. H. Jeitteles (Fortsetzung). — Ueber Tätowirung in Japan, von Eugen Freiherrn v. Ransonnet.

Mittheilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. X. Jahrg. Nr. 4 und 5:

Zawisch von Falkenstein, von Mathias Pangerl. — Die alten Wallbauten Böhmens, von Dr. J. E. Födisch. — Johann Nep. August Zimmermann, von Clemens Ritter v. Weyrother. — Die Liberey von Joachimsthal, von J. Fl. Vogl. — Zwei Actenstücke über die Eroberung des Brüxer Schlosses durch Wrangel im Jahre 1646, von Dr. L. Schlesinger. — Miscellen. Nr. 6: Die Spitzenfabrication im böhmischen Erzgebirge, von Joseph Stocklöw. — Studien aus der böhmischen Rechtsgeschichte, von Dr. J. U. — Miscellen: Sagen aus dem Polzenthale, von Dr. J. E. Födisch.

Archiv für vaterländische Geschichte und Topographie. Herausgegeben von dem Geschichtsvereine für Kärnten. XII. Jahrg.:

Die keltischen Namen der römischen Inschriftsteine Kärntens, von Dr. Friedrich Pichler. — Berichtigungen. — Regesten aus Lehen. — Urkunden des Benedictiner-Stiftes St. Paul, vom 16. bis 18. Jahrhundert. Mitgetheilt von Beda Schroll, Stiftsarchivar zu St. Paul. — Anhang.

Carinthia, Zeitschrift für Vaterlandskunde, Belehrung und Unterhaltung. Herausgegeben vom Geschichtsvereine und naturhistorischen Landesmuseum in Kärnten. Nr. 4:

Die urweltliche Pflanzendecke Kärntens. — Ueber Menschenfresserei und Menschenopfer. — Litteratur: Cardinal Salm und seine Friedenswerke. — Die letzte Justifizirung zu Gmünd im Jahre 1773. — Eisen- und Bleipreise. Nr. 5: Der Reichsgraf Franz Joseph von Enzenberg. — Vergleichung der Galmeifloren Belgiens und Kärntens. — Die letzte Justifizirung zu Gmünd im Jahre 1773 (Schluß). — Aus dem Südosten Kärntens. — Die geschichtlich merkwürdigen Orte an der Zweigbahn der Kronprinz-Rudolf-Bahn von Klagenfurt bis Hüttenberg von Mich. Freiherrn v. Jabornegg. — Todesanzeige von Simon Martin Mayer. — Klagenfurter Lebensmitteldurchschnittpreise.

Mittheilungen über Gegenstände des Artillerie- und Genieweſens. 1872. 5., 6. Heft.

Leithner: Ueber Bewaffnung der Feldartillerie. — Sterbenz: Uebersicht der Versuche und Verhandlungen auf dem Gebiete des Artillerieweſens. ꝛc. — Pap: Versuche auf dem Gebiete des Genieweſens. — Kropatscheck: Ueber das Verhalten der Waffen im deutsch-französischen Kriege. — Uchatius: Ueber die Erzeugung von Hartgußgeschossen. — Arlt: Parallelversuche mit Dynamit und comprimirter Schießwolle. — Zur Belagerung von Paris 1870/71.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

Digitized by Google

Zur Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts.

Seitdem Friedrich Christoph Schlosser seine Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts zu schreiben begann, ist ein halbes Jahrhundert verflossen, und wenige deutsche Geschichtsbücher haben ein so großes Ansehen durch viele Decennien hindurch genossen und sind doch so rasch vergessen worden. Denn es war eine völlig andere Zeit, in welcher Schlosser sein Werk concipirte, und durchaus andere litterarische Bedürfnisse beherrschten damals die gebildete Welt. „Und er warf nun", sagt Gervinus von diesem Werke, „nicht im blühenden Style, aber in glühendem Geiste sein achtzehntes Jahrhundert hin, um sich dem unnatürlichen Rückströmen des Zeitgeistes mit aller Entschlossenheit engegenzuwerfen." Man mag es Gervinus gern zugestehen, daß dies gewissermaßen eine That genannt zu werden verdiente, aber ebenso erklärlich ist deßhalb auch das rasche Verschwinden der großen und mühevollen Arbeit aus dem Gesichts- und Gedankenkreise der heutigen Welt. Den Grund dafür mag man zuweilen in den ungenügenden archivalischen Studien Schlossers suchen, aber viel entscheidender dürften andere Umstände in das Gewicht fallen; die heutige politische Welt bedarf nicht mehr eines achtbändigen historischen Unterrichts, um sich über die zu erstrebenden Staatsformen ein Urtheil zu bilden; und bedürfte sie auch vielleicht einer größeren historischen Bildung als man gemeiniglich verbreitet findet, so ist doch sicher, daß niemand die nöthige Zeit hat, um auf dem Wege, den Schlosser betreten, zu politischen Ueberzeugungen zu gelangen.

So ist es denn vollkommen erklärlich, daß das Publicum der Schlosserschen Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts auf immer engere Kreise zusammenschmolz, und als schließlich sicherlich nur die Gelehrten und unter diesen auch nur vielleicht die Specialgelehrten des achtzehnten Jahrhunderts nach dem Werke griffen, konnte für die letzteren der politische Gesichtspunkt, ja man dürfte sagen, das politische Verdienst der Arbeit nicht mehr maßgebend sein, man verlangte den Nachweis der Quellen, man wünschte Gründe für die eingreifenden Urtheile des populären Geschichtsschreibers, und so sollte es dahin kommen, daß man heutzutage das größte und verbreitetste deutsche Geschichtswerk über das achtzehnte Jahrhundert nicht mehr liest und nicht einmal in neueren und späteren Büchern auch nur ein einziges Mal citirt findet.

Digitized by Google

Die Forschung über die Epoche vor der französischen Revolution ist eine streng historische, ausschließlich gelehrte geworden; die Forschung hat sich auch in dieser Periode der Geschichte mehr auf sich selbst zurückgezogen, und sie theilt nun mit ihren Schwestern das stille Vergnügen, daß sie sehr gründlich, außerordentlich umfassend, aber freilich zunächst auch nur von der allergeringsten Einwirkung auf das öffentliche Leben geworden ist. Es erscheinen zwar über diese Periode der Geschichte noch manche Bücher, die, weil sie den Titel von großen und bekannten Monarchen entlehnen, etwas fleißiger gekauft werden, einen Einfluß dagegen, der durch die wirkliche Lectüre gewonnen worden wäre, wird man vergebens in unserem politischen Leben wahrnehmen. Wer heute in einem deutschen Parlament die Namen Friedrichs II. oder Herzbergs ausspricht, wird genau dieselben Vorstellungen erwirken, wie vor fünfzig Jahren, und wer vollends in Oesterreich von Maria Theresia oder Kaiser Joseph zu sprechen unternähme, der wird sich bald überzeugen, daß die colossale eingreifende urkundliche Arbeit einer Generation nicht die leiseste Wirkung auf den Vorstellungskreis des allgemeinen Publicums ausgeübt hat. Selbst aus dem Munde hervorragender, im politischen und litterarischen Leben bekannter Männer kann man fortwährend über Persönlichkeiten des vorigen Jahrhunderts urtheilen hören, ohne daß auch nur die Ahnung hervorträte, daß seit zwanzig und dreißig Jahren die Archive so viel gesprochen haben, um sagen zu können, das meiste von unseren früheren Vorstellungen ist heute Aberglauben geworden. Die Wissenschaft hat an Tiefe allerdings sehr zugenommen, aber mit der Verbreitung des Schlosser'schen Werkes könnte sich kein neueres messen. Ja noch andere Beobachtungen drängen sich auf: Die Litteratur der Briefwechsel hat einige Zeit hindurch große Gunst gefunden; das Unglück wollte nur, daß es gerade die unechten waren, welche zahlreiche Auflagen gemacht, während die echten zu spät gekommen und ungelesen blieben. Auch die Romanlitteratur hat sich der Stoffe des vorigen Jahrhunderts in einer das geschichtliche Bewußtsein vollständig und um so mehr überwuchernden Weise bemächtigt, als die Grenze zwischen geschichtlicher und poetischer Darstellung recht absichtlich und in trivialster Weise verwischt zu werden pflegte.

So könnte man denn eigentlich nicht behaupten, daß sich im Großen und Ganzen die historische Kenntniß sehr verbessert habe, seitdem man Schlosser nicht mehr liest, und vielleicht ist diese Thatsache um so schlimmer, je weniger man das Verschwinden seiner falschen wissenschaftlichen Richtung an und für sich bedauern könnte. Die Schwierigkeit des augenblicklichen litterarischen Zustandes liegt darin, daß die sehr eingehenden Specialarbeiten über diese Periode, trotz mancher stylistischer Vorzüge, die einzelne von ihnen haben, noch nicht in jene kleine Münze umgewandelt sind, in welcher die Wissenschaft nun einmal in Curs zu kommen pflegt. Was aber für das richtige Verständniß des achtzehnten Jahrhunderts am meisten fehlt, daß ist der herangewachsene Schuljunge, der seine Geschichte der Kaiserin Maria Theresia und des Königs Friedrich aus

Digitized by Google

keinem anderen Gesichtspunkte lernen mußte, als mit dem zweideutigen Gefühle, welches ihn bei den endlosen Feldzügen des zweiten punischen Krieges beherrscht hatte. Erst wenn dereinst unsere Politiker, unsere parlamentarischen Redner, unsere Journalisten bei Namen, wie Kaiser Joseph nicht aus schulmäßiger Nüchternheit fallen, dann ist zu hoffen, daß auf Grund der heutigen zahlreichen Einzelforschungen wieder ein Schriftsteller wie Schlosser kommen kann, der auch ohne besondere politische Tendenz gelesen und sich wohl ein halbes Jahrhundert in den Händen der gebildeten Welt halten wird.

Will man indessen die Uebersicht nicht ganz verlieren, so wird man schon jetzt nur bei den hervorragendsten Erscheinungen verweilen können, um wenigstens an den Hauptpunkten zu zeigen, in welcher gründlichen Reform die Geschichtsarbeit bei dem achtzehnten Jahrhundert fortschreitet. Wir wollen auf den folgenden Blättern hauptsächlich die Werke erwähnen, welche nicht nur neues Material brachten, sondern auch, indem sie frühere Forschungen zusammenfassen, neue und bedeutende Richtungen und Wege eingeschlagen haben.

Kein europäischer Staatsmann hat auf die Veränderungen des Staatensystems im achtzehnten Jahrhundert einen so gewaltigen und für die ganze Periode maßgebenden Einfluß genommen, als jener König von England, den die „glorreiche" Revolution des Jahres 1688 erhoben und dem nur vergönnt war, in das Jahrhundert hineinzublicken, welchem er den Stempel aufdrückte, als er im Beginne der großen Coalition gegen das französische Uebergewicht starb. Es war eine Ehrenschuld, welche die englische Litteratur durch Macaulay abzutragen hatte, indem anderthalb Jahrhunderte nach seinem Tode noch keineswegs eine genügende Darstellung von der Regierung des großen Königs Wilhelm III. bestand. Nicht so ausführlich als Macaulay, aber durch mancherlei Vorzüge ausgezeichnet, hat hierauf Ranke in der englischen Geschichte einen ganzen Band der Regierung Wilhelms III. gewidmet. Er hat sich nicht mit den inneren Angelegenheiten Englands nach Macaulay's Werk beschäftigen mögen, aber unsers Altmeisters Stärke in der Bloßlegung internationaler Beziehungen konnte auch über Macaulay's Geschichtschreibung noch einen Triumph feiern. Indem jedoch Ranke seine englische Geschichte, wie früher die französische, der Hauptsache nach mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts schloß und über die folgende Epoche nur eine Uebersicht der hervorragendsten Erscheinungen beifügte, blieb es eine Aufgabe für jüngere Kräfte, die von Wilhelm III. verfolgte Politik in ihren Folgen für den Welttheil unter den folgenden Regierungen darzustellen.

Eben von diesem Gesichtspunkte aus unternahm es Karl v. Noorden, die Geschichte des spanischen Successionskrieges zu schreiben. Er bezeichnet sein Werk unter dem allgemeinen Titel einer Europäischen Geschichte im achtzehnten Jahrhundert und hat die Absicht, die „vielgewundene Geschichte der europäischen Politik in einer Epoche zu erzählen, welche mit dem Erlöschen des habsburgischen Mannesstammes in Spanien begann, und bald nach dem Aussterben

Digitized by Google

des habsburgischen Mannesstammes in Oesterreich zum Abschlusse gelangt ist." Noordens Darstellung des spanischen Successionskrieges reicht jetzt bis zum Ende des Jahres 1704 und sie gehört ohne alle Frage zu den besten Hervorbringungen der neueren Geschichtswissenschaft. Es sind sehr eingehende Studien, welche Noorden in England und namentlich im Heinsius-Archiv und im Haag machte, und durch welche er mit allem Nöthigen ausgerüstet wurde, um an die Lösung der verwickelten Aufgabe heranzutreten. Für die französischen und österreichischen Angelegenheiten konnte man eine Reihe von äußerst schätzbaren Arbeiten aus den letzten Jahren benützen, so daß eine Ergänzung nach diesen Seiten fürs erste sich nicht dringend nöthig erwies. Während nun aber Noorden durch die Natur seiner Specialforschungen genöthigt war, seinen Beobachtungsstandpunkt für die Ereignisse des Successionskrieges bei den Seemächten zu wählen, so gewährte ihm hinwieder seine universellere Betrachtungsweise große Vorzüge vor den Geschichtsschreibern Englands oder Hollands.

Eine Reihe von lehrreichen und trefflichen Beobachtungen über die ökonomischen und financiellen Verhältnisse von England und Frankreich vor Beginn des Successionskrieges ergibt unerwartete Einblicke in die Motive der Politik Ludwigs XIV. und Wilhelms III. Die Stellung der Parteien im englischen Parlament zu der Erbfolgefrage und zu dem von Wilhelm III. geschlossenen Theilungsvertrage wurde von Noorden klarer und eingehender entwickelt, als es Ranke gethan. Aus dem Heinsius-Archive sind die belehrendsten Aufschlüsse über die Einmischung des Hochmögenden Rathes in die Kriegsangelegenheiten gegeben, welche viel Aehnlichkeiten erkennen lassen mit der bekannten Stellung des Prinzen Eugen zum österreichischen Hofkriegsrath. Durch die Berichte der englischen und holländischen Gesandten ist man jetzt endlich viel genauer über die entschiedene Richtung und den Einfluß der römischen Politik und der Jesuiten unterrichtet. Die fortwährenden Versuche, zwischen Oesterreich und Baiern zu vermitteln, die ernsten Bemühungen der Jesuiten-Partei in Wien, Baiern vor allzu großen Schädigungen zu bewahren, alle diese tiefen Einwirkungen und Umtriebe einer am französischen wie am österreichischen Hofe gleich mächtigen Partei würde man vermuthlich nie in diesem Umfange aus österreichischen Archiven kennen gelernt haben, und jedenfalls glaubten österreichische Schriftsteller dieser Periode sorgfältig diese Dinge verschleiern zu müssen. Die Gesandtschaftsberichte dagegen, welche Noorden benützen konnte, zeigen, wie locker die große Allianz in ihren Grundlagen nicht bloß, sondern auch in ihren Kriegs- und Staatsactionen beschaffen war, und wie geringer Zuverlässigkeit man sich unter den Bundesgenossen zu erfreuen hatte.

Noordens Buch hat uns um ein gutes Stück in der Kenntniß des beginnenden achtzehnten Jahrhunderts vorwärts gebracht; wenn es dereinst die ersten vierzig Jahre derselben umfassen wird, so dürfte eine bedeutende Lücke als ausgefüllt betrachtet werden. Eine Lücke! Denn was sich von Darstellungen für die Zeit zwischen den beiden großen Successionskriegen in deutscher Ge-

Digitized by Google

schichtslitteratur findet, ist, von einigen guten Lebensbeschreibungen einzelner Personen abgesehen, höchst ungenügend. Ranke's preußische Geschichte, welche sich mit Vorliebe aber nur in allgemeinsten Umrissen mit der interessanten Persönlichkeit Friedrich Wilhelms I. beschäftigt, reicht heute nicht mehr aus. Droysens Werk ist nicht bis in diese Epoche fortgeführt. Was endlich die Regierung Karls VI. betrifft, so hat sie überhaupt weder in älterer noch in neuerer Zeit Bearbeiter gefunden. Selbst die österreichischen Panegyriker, die wir für Leopold I. so zahlreich besitzen, verstummen diesem Kaiser gegenüber, dessen Regierung doch so äußerst verwickelt, diplomatisch belebt und folgenreich war. Jedermann weiß, und jeder schreibt es nach, daß Karl VI. der Schöpfer der pragmatischen Sanction, des wichtigsten Grundgesetzes für Oesterreich, sei, aber man darf kühn behaupten, daß von einer eigentlichen Kenntniß dessen, was dieses Gesetz sei, keine Rede ist. Auch gibt es kein Werk, welches den Gegenstand in irgend genügender Weise behandelt hätte.

Nicht viel besser ist es mit den Geschichten von England und Frankreich bestellt. Die Franzosen interessirten sich für das achtzehnte Jahrhundert unter Ludwig XV. nur in zwei Richtungen: als Quelle für den Roman und als Vorstudie der erklärenden Grundursachen der Revolution. Sorgfältige Studien sind meist erst mit der Geschichte Ludwigs XVI. begonnen worden. Ebenso hat die Geschichte Georgs III. in England, an den sich eine Epoche gewaltiger Staatsmänner knüpft, die Aufmerksamkeit von seinen beiden Vorgängern, wenn man von Mahons heute fast schon veraltetem Werke absieht, fast abgelenkt. Vollends in Deutschland bezeichnet das Jahr 1740 einen so eingreifenden Abschnitt, daß auch in der Geschichtslitteratur eine ganz andere Fülle sich zeigt, sowie man an diese Epoche herantritt.

Friedrich II. von Preußen ist fast Gegenstand einer eigenen Litteratur geworden. Durch die treffliche Herausgabe seiner Schriften und Correspondenzen wurde der wunderbarste und tiefste Schacht historischer Quellenkunde aufgedeckt, der überhaupt für Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts denkbar war. Weniger gut ist es seiner Gegnerin, der Kaiserin Maria Theresia, geworden. Sie hat erst in den letzten Jahren einen ernsteren Forscher bestimmt, an die Quellen ihrer Geschichte heranzutreten. Wir stellen es uns hier nicht besonders zur Aufgabe, die außerordentlichen Verdienste zu schildern, welche sich Herr v. Arneth durch massenhafte Mittheilungen aus dem Wiener Staatsarchive, durch Herausgabe ferner der allerbedeutendsten Correspondenzen um die Geschichte der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts erwarb. Wenn wir es auf den folgenden Blättern unternehmen wollen, darzustellen, was vornehmlich Ranke für die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts in den letzten Jahren gethan, so ist es billig, vorauszuschicken, daß das meiste davon auf den umfassenden Publicationen v. Arneths beruht. Man müßte blind sein, wenn man nicht auf Tritt und Schritt die artigen und wohlgepflegten Beete des Wiener Archivsdirectors erkennen würde, von denen sich Ranke seine schönsten Blumen gepflückt hat.

Digitized by Google

Es sind zwei Werke, welche Ranke in den letzten Jahren veröffentlicht hat und welche eine rasche Verbreitung gefunden haben. Das erste führt den Titel „Die deutschen Mächte und der Fürstenbund, deutsche Geschichte von 1780 bis 1790", das zweite ist eigentlich eine größere Abhandlung in Buchform „Ueber den Ursprung des siebenjährigen Krieges". Wir halten uns an die chronologische Ordnung der Dinge und beginnen mit dem letzteren.

Die Vorarbeiten Ranke's für seine Darstellung des Ursprungs des siebenjährigen Krieges reichen weit zurück. Schon vor Jahren hat er in der königlichen Akademie einzelne Punkte beleuchtet, ohne etwas davon drucken zu lassen. Schon vor eilf Jahren erinnert sich der Schreiber dieser Zeilen, bereits aus Ranke's Munde die Grundzüge zu dieser Arbeit vernommen zu haben; er erörterte damals sehr bekümmert, ob es möglich sein werde, die von ihm gewünschten Actenstücke über den Ursprung des siebenjährigen Krieges aus dem Wiener Archive jemals zu erhalten. „Die Papiere", sagte er damals, „welche die Beziehungen von Preußen und anderen Mächten betreffen, lägen ihm vor, nur die Verhältnisse von Oesterreich zu Frankreich seien ihm immer noch unklar. Es sei unerläßlich, die Berichte des österreichischen Bevollmächtigten aus Paris zu kennen, um zu einem Urtheil über die ganze Sachlage zu gelangen." Wie damals die Dinge in Oesterreich standen, war keine Aussicht vorhanden, Abschriften der Starhemberg'schen Depeschen aus dem Wiener Archive zu erlangen. Graf Rechberg, der in der Sache allein entscheidende Minister, war um keinen Preis zu bestimmen gewesen, das seit Kaunitz' Zeit stets wohlgewahrte Geheimniß Preis zu geben. Wenige Jahre später kam Ranke selbst nach Wien und erfuhr eine entschiedene Ablehnung seines Begehrens. Und in der That, so lange der Standpunkt des Fürsten Kaunitz in der österreichischen Politik nicht als ein entschieden überwundener betrachtet werden wollte, so lange hatten die Diplomaten und Gelehrten der Wiener Staatskanzlei wirklich noch allen Grund, die Starhemberg'schen Depeschen aus den Jahren 1755 und 1756 mindestens ebenso als Amtsgeheimniß zu bewahren, wie man heute in jedem Staate selbstverständlich die diplomatischen Acten des letzten Krieges als einen Gegenstand betrachtet, der einer völlig freien Discussion kaum unterzogen werden dürfte. Das österreichische Archiv konnte daher den deutschen Forschern erst in einem Augenblick geöffnet werden, wo die Bahnen der traditionellen österreichischen Politik für immer aufgegeben wurden. Dieser Moment schien mit der Amtsführung des Grafen Beust eingetreten zu sein. Die Anbahnung reeller Freundschaftsverhältnisse zu Preußen ließ die Politik Oesterreichs unter Kaunitz als etwas erscheinen, was nun ganz und gar der Geschichte angehört, und nur consequent war es daher, wenn wieder der gelehrte Director des Wiener Staatsarchivs rüstig voranschritt und die kostbaren und unvergleichlichen Schätze theils durch eigene Publicationen, theils dadurch, daß er sie Anderen zugänglich machte, mit einer kaum vergleichbaren Liberalität für die Wissenschaft verwerthete.

Digitized by Google

Diesem Umstande ist es zu verdanken, daß das seit langer Zeit vorbereitete Buch Ranke's über den Ursprung des siebenjährigen Krieges vollendet werden konnte. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, daß es dem greisen Gelehrten noch vergönnt war, die Frage, die immer doch nur einer hypothetischen Entscheidung unterzogen werden konnte, nun in solcher allseitigen Erschöpfung zu behandeln, daß man heute sagen kann, die europäische Lage der Dinge vor dem furchtbaren Kriege ist völlig klar gestellt. Es wäre nun, wenn es sich nicht um höhere als Parteizwecke gehandelt hätte, allerdings leicht gewesen, aus den österreichischen Actenstücken eine förmliche Anklageschrift gegen die Politik des Fürsten Kaunitz im siebenjährigen Kriege zu entwerfen. Von anderer Seite hat man wirklich nicht unterlassen, darauf zu pochen, daß es in der That Kaunitz sei, dem die ganze schwere Verantwortung des gräßlichsten Unheils zufalle, das Europa im vorigen Jahrhundert erfahren hat. Etwas voreilig glaubte noch jüngst ein Schriftsteller in Sybels Zeitschrift auf Grund der Ranke'schen Publication ausrufen zu können, jetzt sei kein Zweifel, die ganze Schuld an dem Unglück des siebenjährigen Krieges träfe keinen andern als Kaunitz, allein es ist nicht die Meinung Ranke's, daß dies in so persönlicher Weise gesagt werden könnte. Gerade Ranke's Arbeit läßt uns zu einer viel objectiveren Fassung des Gegenstandes gelangen. Indem er auf Grund der diplomatischen Correspondenz Oesterreichs in den Jahren 1755 und 1756 das Maß der Verantwortlichkeit feststellen konnte, welches auf Kaunitz fällt, bewahrte ihn doch seine umfassende Kenntniß sämmtlicher Verwicklungen der Zeit und sein großartiger politischer Blick vor jedem einseitigen Urtheil. Vielmehr ist es gerade das Verdienst des Ranke'schen Werkes über den Ursprung des siebenjährigen Krieges, die objective Lage der Dinge, die Spannung der Cabinete, die nothwendige Lösung der bisherigen Allianzverhältnisse, die Unwillkürlichkeit des Ueberganges aus der Defensive in eine aggressive Politik, aus den Schutzverträgen in Kriegsallianzen auf allen Seiten über das Niveau persönlicher Willkürlichkeiten hinausgehoben zu haben. Es ist eine jener wunderbaren Auseinandersetzungen, die man bei Ranke zuweilen findet, wo man den Finger der Vorsehung sehen zu können meint, die über Europa den unheilvollen Krieg gebracht hat. Und jedenfalls ist seine Darstellung — will man schon die Frage der persönlichen Verantwortung ins Spiel bringen — ein starkes Argument für jene Philosophie, welche der menschlichen Freiheit keine starke Potenz in dem Gange der Dinge einräumt.

Versuchen wir es, die Hauptresultate der Untersuchung zu fixiren, so wird man vor allem bemerken, daß der siebenjährige Krieg eine vollkommen secundäre Erscheinung eines die alte und neue Welt umfassenden, die americanische Colonialpolitik aber vorzugsweise berührenden krankhaften Gegensatzes war. Nur als eine Rückwirkung europäischer Colonialpolitik kann man die europäische Krisis behandeln. Man könnte den Ursprung des Krieges mit nichts vergleichen, als mit dem des peloponnesischen in Griechenland. Hier wie

Digitized by Google

dort war es eigentlich die Frage, wie weit Allianzen und Bundesgenossenschaften für die Colonialpolitik der vorwiegenden Mächte nutzbar zu machen wären. Die Antwort auf diese Frage durchkreuzte die bisherigen europäischen Bündnisse in eigenthümlicher Weise. König Friedrich einerseits, England andererseits gingen hiebei von der entschiedenen Absicht der Neutralität der Bundesgenossen und der Neutralisirung der Bundesgebiete aus. Oesterreich dagegen und Frankreich neigten sich zu der aggressiven Tendenz einer Hereinziehung der ganzen Machtsphäre der Staaten in diese Angelegenheiten. Indem aber England und Preußen ihre Auffassung bloßer Schutz- und Neutralitätspolitik vertragsmäßig feststellten, war Frankreich doch noch lange nicht genöthigt und auch nicht so leicht gewillt, seine bisherigen bewährten Bundesgenossen definitiv aufzugeben. Eben hier aber setzte nun die Kaunitz'sche Politik ein, daß sie der Anschauung von einer unbedingteren Verpflichtung der Bundesgenossen in Paris das Uebergewicht verschaffte, und eben dadurch den Bruch zwischen Frankreich und Preußen herbeiführte. Kaunitz hat bekanntlich auch noch in seinen letzten Lebensjahren, zu einer Zeit, wo er mit vollständiger Objectivität auf die Zeit des siebenjährigen Krieges zurückblicken konnte, sich auf das Bestimmteste für die Richtigkeit seiner damaligen Politik ausgesprochen und mit Stolz auf den großen Erfolg, den er mit derselben gehabt hätte, hingewiesen. Es ist allerdings richtig, daß unter den eben angeführten Gesichtspunkten die Kunst des Staatsmannes sich in ihrem wahren Lichte zeigt.

Lange genug pflegte man in den Geschichtswerken die österreichisch-preußische Differenz gleichsam zur Trägerin des siebenjährigen Krieges zu machen. In allen österreichisch geschriebenen Büchern pflegte man zu lesen, daß König Friedrich auf nichts gesonnen hätte, als auf neuen Ländererwerb, und daß er den Krieg mit Oesterreich durch den Ueberfall von Sachsen sträflich vom Zaun gebrochen. In den meisten preußischen Darstellungen war zu lesen, daß Kaunitz nichts anderes als die Wiedereroberung von Schlesien im Auge gehabt und dafür die Berge versetzt, Himmel und Erde in Bewegung gebracht habe. Von alledem ist wenig richtig. Der Schwerpunkt der Frage lag nicht in Deutschland, sondern in der Colonialpolitik der Westmächte. Nicht für die Wiedereroberung von Schlesien hätte sich Frankreich jemals mit Oesterreich verbündet, sondern nur zur Schwächung Englands auf dem Continente brach es die bewährten Bundesverhältnisse ab. Was am meisten in den diplomatischen Verhandlungen, die man nun aus dem Wiener Archiv kennen gelernt, überraschen muß, sind die außerordentlichen Schwierigkeiten, die unerwarteten Hindernisse, die Kaunitz selbst nach Abschluß des entscheidenden Neutralitätsvertrages zwischen Preußen und England in Paris fand. Der Widerwille gegen eine Stärkung des neuen lothringischen Hauses war unter den Franzosen sehr erheblich. Man hatte eine Ahnung im Publicum von dieser Abneigung Frankreichs gegen Oesterreich, und ließ deßhalb die Kaiserin Maria Theresia den berühmt gewordenen sagenhaften Brief an die Pompadour schreiben. Allein gehören Anstren-

Digitized by Google

gungen solcher Art auch in das Gebiet der Fabeln, so wußte Starhemberg doch genug zu erzählen von dem Widerstande, den eine starke Partei in Paris den Projecten des österreichischen Ministers entgegensetzte.

Man dürfte nun freilich nicht denken, daß die österreichische Politik einer reinen Principienfrage wegen sich etwa so gewaltig erhitzt hätte. Zunächst galt es vielmehr, die allgemeinen Combinationen der europäischen Lage für Oesterreich so gut als möglich zu verwerthen. Oesterreich war in der außerordentlichen Position, daß es bereits seit dem Jahre 1746 in einer Allianz mit Rußland stand, deren Spitze sich nothwendig gegen Preußen kehrte, sobald es zu einem europäischen Kriege kam. Gelang es also, Frankreich statt Englands zum bestimmten Bundesgenossen zu erhalten, so war Preußen auf dem Continente in der That in einer Isolirung ohne Gleichen. Jenes Netz war gleichsam über den neuen widerwillig anerkannten Staat zusammengezogen, von dem Friedrich II. sagte, er werde sich nicht darinnen fangen lassen. Und hierin in der That lag das glückliche Spiel des Grafen Kaunitz, hierin lag das Verdienst, auf das er sich noch in seinen späteren Jahren selbstbewußt fußte, daß er die allgemeinen Verhältnisse des Welttheils so geschickt zu wenden wußte: die Macht, welche er als den Hauptfeind Oesterreichs ansah, schien er völlig unschädlich gemacht zu haben. Im Falle eines Krieges, das war anzunehmen, sollte dieser Feind gegen alle continentalen Großmächte einen hoffnungslosen Kampf bestehen müssen und vermuthlich untergehen.

Von diesem Standpunkt betrachtet, kann man allerdings die Politik des Grafen Kaunitz in den Jahren 1755 und 1756 als eine der größten Leistungen der neueren Diplomatie anerkennen. Aber diese Anerkennung gilt selbstverständlich nur unter der Voraussetzung, daß der größte, gefährlichste und am meisten verderbenplanende Feind Oesterreichs in dem Staate Friedrichs des Großen wirklich zu erblicken war, wie er in Wien von der Kaiserin an bis zum untersten Beamten der Staatskanzlei als solcher angesehen worden ist.

Allein diese Annahme, diese Voraussetzung war bekanntlich eine der krankhaftesten Illusionen des österreichischen Hofes und einer der verhängnißvollsten Irrthümer des Grafen Kaunitz. Friedrich II. hatte nie daran gedacht, weitere Erwerbungen in Oesterreich zu suchen, er beabsichtigte nie weniger einen Krieg als im Jahre 1756, er war nie weiter entfernt, eine neuerliche Schwächung Oesterreichs zu wünschen, als nach dem Aachener Frieden, hatte sich niemals bestimmter und rückhaltsloser für die Gleichgewichtsprincipien ausgesprochen als zu der Zeit, da er den Neutralitätsvertrag mit England schloß, kurz, wenn die historische Wahrheit jemals in der Lage war, die Prämissen einer Schlußfolgerung zu beurtheilen, so ist sie es in diesem Falle, und man muß sagen, daß die gesammten Anstrengungen der österreichischen Politik, so kunstvoll und bewundernswerth sie vom technischen Standpunkte erscheinen mochten, doch an dem einen Gebrechen litten, daß sie unnöthig und von falschen Voraussetzungen ausgegangen waren. Wäre dieser Graf Kaunitz ein Mann

Digitized by Google

der Eroberungen gewesen, hätte hinter ihm eine gewaltige, schlagfertige Armee gestanden, wäre nur wirklich der bestimmte Entschluß hervorgetreten, dieses Preußen von der Karte Europa's verschwinden zu machen, so hätte seine Politik einen Zug von Großartigkeit an sich gehabt; wie die Dinge wirklich lagen, so war sie nicht mehr als ein geschicktes Spiel.

Wenn man von Seite eines der neuesten Schriftsteller über diesen Gegenstand, nachdem derselbe die Acten selbst vorgelegt, den Versuch gemacht findet, die Kaunitz'sche Politik in thesi dadurch zu rechtfertigen, daß man das Wort, Preußen sei der gefährlichste Feind Oesterreichs gewesen, als ein Wahrwort bezeichnete zu dessen Bestätigung sogar die allerneuesten Ereignisse herbeigeholt werden sollten, so könnten wir auf diesen Standpunkt der Betrachtung nicht folgen, weil er kein historischer ist. Wie sich aus den Acten ergibt, so hat es Kaunitz trefflich verstanden, den Knoten zu schürzen, ausreichende Gründe und klare Ziele dagegen sind bis jetzt wenigstens nicht zu Tage getreten.

Ranke hat die Ereignisse, welche den Ausbruch des siebenjährigen Krieges unmittelbar zur Folge hatten, nicht näher beleuchtet, auch den sächsischen Angelegenheiten, die noch jüngst von einer gesprächigen Feder sehr eingehend abgehandelt wurden, ist keine tiefere Bedeutung zuzumessen. Da Friedrich II. zum Kriege genöthigt war, so kam er seinen Gegnern zuvor, seine guten Rüstungen, seine tüchtige Staatsverwaltung waren das einzige, womit er Europa in Respect versetzen konnte. Die Anfragen Friedrichs über die Rüstungen Oesterreichs und die Antworten der österreichischen Regierung und speciell Maria Theresia's sind jetzt zum ersten Male authentisch bekannt geworden.

Verlauf und Geschichte des siebenjährigen Krieges zu beschreiben, durfte Ranke füglich Andern überlassen, und schon hat sich in Arnold Schäfer der Mann gefunden, der mit umfassender Belesenheit und großem Fleiße an diese Aufgabe herangetreten ist. Für die ersten zwei bis jetzt erschienenen Bände seiner Geschichte hat Schäfer das österreichische Archiv nur erst im letzten Augenblick benützen können. Am meisten vergleicht sich sein Buch mit Carlyles, des eigenthümlichen englischen Stylisten, Geschichte Friedrichs II. Schäfer hat eine große Gabe in der Darstellung der strategischen Verhältnisse. Sein Urtheil ist klar und ruhig, seine Erzählung sachgemäß und fesselnd; er hat sich in kurzer Zeit den Ruf eines der hervorragendsten Geschichtschreiber des achtzehnten Jahrhunderts erworben, und man darf von den folgenden Bänden des Werkes noch Bedeutenderes erwarten, da Schäfer in den letzten Jahren umfassende archivalische Forschungen angestellt hat.

Für den Abschluß des siebenjährigen Krieges ist aber inzwischen eine höchst interessante kleinere Publication hauptsächlich auf Grund von Dresdner Archivalien erschienen, die eine größere Beachtung verdient als ihr bisher zu Theil geworden ist. Der Freiherr v. Beaulieu-Marconnay hat die Verhandlungen des Hubertusburger Friedens zum Gegenstande seiner Forschungen gemacht, und auch auf diesem Gebiete zeigte sich, wie sehr eine Revision

Digitized by Google

der bisherigen Ansichten über die Geschichte des achtzehnten Jahrhunderts nöthig war.

Bis jetzt war fast allgemein die Meinung verbreitet, daß sich der Freundschaftsbund Sachsens mit Oesterreich, wie er den siebenjährigen Krieg überdauert, so auch bei dem Friedensabschluß auf das Beste bewährt habe. Aber die neue Forschung zeigt, daß hier die Interessen des großen und des kleinen Staates nicht durchaus parallel liefen. Es ist das Verdienst des sächsischen Gesandten v. Fritsch, die Friedensverhandlungen auf die Bahn gebracht zu haben. Im Winter von 1762 auf 1763 hatte dieser Gelegenheit, mit dem König Friedrich zusammenzukommen und sich zu überzeugen, daß von dessen Seite ein Friede auf Grund des Standes der Dinge vor dem Kriege auf keine Schwierigkeiten stoßen würde. Allerdings hatte Sachsen auch am meisten Grund, endlich zu dem ersehnten Ziele zu gelangen. Die Bedrückungen Sachsens durch Preußen waren enorm. Die Contributionen und Recrutenaushebungen wurden mit rücksichtsloser Härte und mit der systematischen Absicht durchgeführt, Sachsen endlich mürbe zu machen; das Elend der sächsischen Gemeinden und Städte, die sich im Besitze der Preußen befanden, wuchs von Tag zu Tag. Die sächsische Regierung war in der verzweiflungsvollsten Lage, denn, zwischen den beiden Großmächten eingekeilt, hatte sie von der Großmuth der einen und von der Nachgiebigkeit der andern nichts mehr zu hoffen.

In Oesterreich hatte man aber gerade diese Situation Sachsens möglichst vortheilhaft auszubeuten getrachtet. Indem sich das österreichische Heer noch im Besitze der Grafschaft Glatz befand, so sollte wenigstens diese der Preis des langen Ringens werden, da doch Schlesien für immer verloren gegeben werden mußte. Kaunitz suchte jeden Schein zu vermeiden, als ob er den Frieden suchte oder bedürfte. Halb widerwillig ließ sich der österreichische Bevollmächtigte v. Collenbach zu den Friedensverhandlungen in Hubertusburg nöthigen. Dann wurden die Unterhandlungen in der peinlichsten Weise hinausgezogen. Während Friedrich II. seine Bedingungen vom ersten Tage der Verhandlungen mit Fritsch auf das Allerbündigste und Unzweideutigste formulirt hatte, war Sachsen noch nach einem Vierteljahre nicht im Klaren, ob und wie weit es Kaunitz mit den begonnenen Verhandlungen ernst gemeint habe. Es war eine große Probe für den preußischen Bevollmächtigten v. Hertzberg, der damals zum ersten Male in einer so großen Angelegenheit thätig war, die Verhandlungen unter diesen Umständen nicht scheitern zu lassen. Doch war für ihn der Hubertusburger Frieden zugleich die hohe Schule, die er unmittelbar unter der Anleitung Friedrichs II. durchmachte, da dieser doch eigentlich der geistige Leiter der Verhandlungen blieb. Die jetzt zuerst mitgetheilte Instruction Friedrichs für seinen Bevollmächtigten umfaßt die gesammten Beziehungen Preußens, soweit sie bei dem Friedensschlusse in Betracht kommen konnten, mit solcher Klarheit und solchem Scharfsinn, daß von Allem, was dort aufgestellt wurde, kaum irgendetwas Wesentliches durch die Verhandlungen aufgeklärt oder verändert worden

Digitized by Google

ist. Der Hubertusburger Frieden wurde genau auf derselben Grundlage abgeschlossen, welche Friedrich II. seinem gewandten Bevollmächtigten vorgezeichnet hatte.

Diese Verhandlungen werden übrigens gewiß noch manche Vervollständigung erfahren können, wenn auch die zwischen Kaunitz und Collenbach gewechselten Schriften aus dem Wiener Archiv benützt sein werden. Im Wesentlichen dürften sie indeß kaum die Anschauung verändern, welche man über den Gang der Dinge in Hubertusburg durch Beaulieu-Marconnay's Schrift erhalten hat.

Wir gelangen in der chronologischen Reihenfolge unserer Betrachtungen zu dem neuesten Hauptwerke Ranke's, welches bereits allenthalben in die litterarische Discussion eingeführt ist und zahlreiche Besprechungen erfahren hat. Darunter nicht eine, die es versucht hätte, Zweifel an der Richtigkeit der gewonnenen Hauptgesichtspunkte für eine sonst vielbestrittene und fast in jedem Punkte controverse Partie der Geschichte zu erheben. Wäre es bloß das äußerliche Ansehen, welches der große Geschichtschreiber nun einmal in Deutschland genießt? Oder liegt der Grund dafür, daß man selbst gegen die einschneidendsten Resultate seiner Darstellung keinerlei Widerspruch erhoben, in der gewinnenden Form oder in den einleuchtenden und nicht abzuweisenden, zwingenden Schlußfolgerungen, in der klaren Analyse der politischen Verhältnisse, welche jedem Einzelnen seinen gleichsam nothwendigen und unverrückbaren Platz anweist?

Die Geschichte der „deutschen Mächte und des Fürstenbundes" verbreitet sich einleitungsweise über die Stellung von Preußen und Oesterreich nach dem siebenjährigen Kriege, behandelt die letzten Jahre der Regierung Friedrichs II., die Anfänge Friedrich Wilhelms, und umfaßt die ganze Regierung Josephs II. in seiner inneren und äußeren Politik. Sie verfolgt die Bestrebungen Josephs von der Zeit des bairischen Successionskrieges bis an seinen Tod und sucht die Lösungen der Widersprüche durch die Reichenbacher Convention zu erklären. Es ist eigentlich Kaiser Joseph II., der in dem Mittelpunkte der Darstellung steht, ohne daß es doch eine Geschichte dieses Monarchen genannt werden könnte, was Ranke bietet. Den Ausführungen des Textes folgen Analecten: eine Auswahl aus den Correspondenzen, welche Ranke besonders im Wiener und Berliner Archive benützte. Es ist nicht gerade sehr viel, aber das Allerwichtigste, was hier in Vollständigkeit mitgetheilt wird. Wenn man von dem von Herrn v. Arneth herausgegebenen Briefwechsel zwischen Joseph II. und der Kaiserin Katharina und einigen anderen absieht, so ist doch in dem Buche Ranke's so ziemlich das wichtigste Material gedruckt, das über die Periode bis jetzt vorliegt.

Es ließe sich an diese Publicationen von Briefen und diplomatischen Acten, wie sie Ranke ausgewählt, vielleicht manche methodische Bemerkung anknüpfen. Denn gar sehr mangelt es in den Urkundenbüchern aller Zeiten, besonders aber denen der neueren und neuesten Zeit an richtigen und übereinstimmenden Gesichtspunkten darüber, was als denkwürdig anzusehen sei und was man als unnöthigen Ballast ruhig dem Besitz der Archive überlassen

Digitized by Google

könne. Ranke beschränkte seine urkundlichen Mittheilungen in allen seinen Werken auf das Allernothwendigste und Werthvollste. Ueberraschende Wichtigkeit haben die Briefe Karl Augusts von Weimar, den man vielleicht kaum in dieser hochpolitischen Gesellschaft so tief verwickelt gedacht hätte.

Wenn man die Darstellung des neuesten Buches von Ranke mit seinen früheren vergleicht, so merkt man einen gewissen Unterschied. So stoffgefüllt, so reich an Entwicklungen, so voll von Einzelheiten ist es nicht, wie etwa die deutsche Geschichte im Zeitalter der Reformation, es ist auch nicht in so gleichmäßiger Allgemeinheit gehalten, wie die „Fürsten und Völker". Auch mit den späteren Werken läßt es sich kaum vergleichen. Es ist, wie wenn Ranke's Muse immer neue Gestalten annehmen könnte. In gewisser Art könnte man das neue Buch eine Reihe von aneinandergereihten historischen Aphorismen nennen. Einzelne Begebenheiten sind herausgegriffen und in einem bis in das Detail gezeichneten Bilde vorgeführt; andere dagegen werden gar nicht erwähnt oder nur sehr obenhin berührt. Die Hauptmomente der diplomatischen und kriegerischen Verwicklungen sind bis auf den Grund erforscht, was sich rechts und links daran anknüpft, wurde mit sicherer Hand bei Seite gelegt. Und doch dürfte man keineswegs das Ganze etwa für zusammenhangslos halten. In den Hauptsachen vermöchte man es nicht deutlicher zu zeigen, wie alles gekommen ist. Aber eben nur in den Hauptsachen, und auch hier mehr an der Hand der österreichischen als der preußischen Politik.

Sicherlich war es auch Joseph II., der als die bewegende Kraft der Ereignisse angesehen werden konnte, nicht der alte Friedrich, nicht der König Friedrich Wilhelm, deren defensive Bestrebungen in der Zeit von 1780 bis 1790 so viel erfolgreicher und nachhaltiger waren, als die Anläufe und Versuche Kaiser Josephs II. Alle die Gründungen Preußens in dieser Zeit waren bloße Antworten auf die österreichische Politik. Dem Fürstenbund selbst, dessen Geschichte, wie wir sogleich zeigen werden, jetzt in völlig neuem Lichte erscheint, vindicirt Ranke ausschließlich diesen abwehrenden fast conservativen Charakter ganz im Gegensatze zu anderen neueren Arbeiten über denselben. Nur gegen die Umsturzpläne Josephs gerichtet, war die Idee des Fürstenbundes nicht einmal von Friedrich II. selbst ausgegangen, vielmehr wird sich sogleich zeigen, daß gerade von den deutschen Mächten zweiten und dritten Ranges der Anstoß gegeben wurde.

Man hätte eigentlich erwarten sollen, daß Joseph II., welcher wahrlich kein Mann der Erfolge war, von Ranke in wenig günstigem Lichte dargestellt werden würde. Allein Ranke hat dennoch eine gewisse Vorliebe für Kaiser Joseph. Man sieht es überall, daß er den größten Antheil, so weit es dem objektiven Historiker nur immer erlaubt sein mag, das größte persönliche Interesse an dem thätigen, geistvollen, nur für seine Völker lebenden, in ewiger Gährung rastlos strebenden Monarchen nimmt. Gleichwohl ist doch niemals ein vernichtenderes Bild entrollt worden als von Ranke. Man kann wohl

Digitized by Google

sagen, nach diesen Ausführungen bleibt auch nicht ein gutes Haar an der gesammten politischen Wirksamkeit des Kaisers Joseph übrig. Seine deutsche Politik mit ihrer vollständigen Durchbrechung der alten reichsständischen Verfassungsformen und der Annexionslust von Baiern, seine orientalischen Entwürfe mit der russischen Allianz, seine zufahrende und herrische Stellung gegen Holland, seine von Kaunitz geschürte Mißgunst gegen Preußen, seine gewaltsame Beseitigung aller ständischen Rechte in Belgien und in Ungarn, selbst seine kirchlichen Reformen — alle diese wesentlichsten Momente der Josephinischen Politik sind von Ranke in ihrer ganzen Erfolglosigkeit mit der herzzerreißenden Wahrhaftigkeit einer unparteiischen, wennauch noch so schonenden Analyse dargelegt worden. Man sieht an diesen Hauptstationen seines politischen Ganges, wie sich dem edlen und trefflichen Monarchen alles in das Gegentheil verkehrt; was er auch immer unternimmt, alles schlägt fehl, jegliches mißlingt.

Am überraschendsten und wir wollen gleich hinzufügen am betrübendsten ist es aber, daß gerade die Seite Josephs II., welche man am meisten zu bewundern pflegt, sein gerechtes Streben, den verkommenen Zustand der Kirche zu verbessern und die geistliche Gewalt für die Gesellschaft nutzbar zu machen, für seine deutsche Politik jedenfalls am schädlichsten war. Der Zustand der Reichsverfassung wie sie über 200 Jahre hindurch bestand, beruhte auf dem Zusammengehen des kaiserlichen Interesses und der katholischen insbesondere geistlichen Reichsfürsten. Das Uebergewicht und der Einfluß Oesterreichs im deutschen Reiche war nun einmal elementar nicht mehr zu trennen von der Stellung des Katholicismus. Es war nun allerdings nichts ungerechter, als die Vorwürfe, die man von geistlicher Seite dem Kaiser gemacht hat. Joseph II. war durchaus katholisch, er hat es mehr als einmal bedauert, daß es in seinen Ländern Protestanten gebe, er hätte am liebsten alle seine Unterthanen in der einen von ihm gebilligten Form der Staatskirche vereinigt gesehen, aber sein Gerechtigkeitssinn ließ ihn keinen Augenblick über die Nothwendigkeit der Toleranz im Zweifel und sein Begriff der katholischen Staatskirche hatte Raum genug für die Toleranz der andern Bekenntnisse. Indem er aber eine sehr lebendige Vorstellung von den Aufgaben und der Organisation seiner österreichischen Landeskirche hatte, kam er mit Rechten in Conflict, welche auf dem Zusammenhange Oesterreichs mit dem deutschen Reiche beruhten, und welche nicht ungestraft verletzt werden konnten. Durch die Josephinischen Einrichtungen in den Erbländern verloren die deutschen Kirchen alle ihre uralten diversen Rechte; besonders Paßau, Salzburg, Lemberg und andere Bisthümer wurden von den Maßregeln Josephs hart betroffen. Die Folge davon war, daß man sich sogar auf dem Regensburger Reichstage zur Wehre setzte und die Klagen über Verletzung der Reichsverfassung erschollen überall, bevor noch das Tauschproject Kaiser Josephs mit Baiern bekannt wurde.

Daß es gerade die kleineren Reichsfürsten waren und unter diesen vorzugsweise katholische, wie Mainz, die nun Josephs deutscher Politik gegenüber

Digitized by Google

auf den Abschluß eines gegen die kaiserlichen Absichten gerichteten Bündnisses drängten, muß man als ein völlig neues und unerwartetes Resultat der Ranke'schen Forschung betrachten. Preußen war in Bezug auf den Fürstenbund viel weniger als das treibende Element zu betrachten, als man gemeinhin und gleichsam selbstverständlich anzunehmen pflegte. Die Umkehrung aller katholischen Traditionen des österreichischen Staates mußte natürlich auch in Deutschland eine ungeheuere Rückwirkung ausüben. Was vielleicht Joseph dabei am wenigsten in Rechnung gezogen hatte, das war der Umstand, daß diese Dinge sich zu einer Gefahr in seinen auswärtigen Combinationen und namentlich in Betreff des bairischen Projectes erhoben.

Im Uebrigen befand sich Joseph II. bei seinen kirchlichen Maßregeln in innigster Uebereinstimmung mit dem Fürsten Kaunitz. Es ist sehr interessant, die Schilderung zu lesen, welche Ranke von dem Verhalten des allmächtigen Ministers dem Papste Pius gegenüber bei dessen Anwesenheit in Wien macht. Bekanntlich bestand der diplomatische Plan der österreichischen Regierung darin, den Papst durch Gastfreundlichkeit gewissermaßen in den Absichten und Zwecken seiner Reise zu entwaffnen. Während Kaiser Joseph den freundlichsten Wirth machte, sollte sich in Kaunitz gewissermaßen die ganze Starrheit des staatlichen Princips auch äußerlich repräsentiren. Jede officielle Berührung zwischen dem Minister und dem Papste wurde auf das Sorgfältigste vermieden. Selbst als Pius VI. zu dem außerordentlichen Schritte sich entschloß, Kaunitz selbst zu besuchen, waren die Förmlichkeiten des Privatmannes strenge gewahrt worden. Es war unmöglich, sich darüber zu täuschen, daß des Papstes Versuche als vollkommmen gescheitert zu betrachten waren. Gerade die Visite des Papstes bei dem Fürsten Kaunitz hatte den Bruch der Regierung mit den katholischen Principien mehr als alles andere zu Tage gebracht. Es ist eines der unvergleichlichsten Capitel Ranke'scher Darstellungskunst, wo er diese ungewöhnliche und in ihren Folgen welthistorisch gewordenen Formalitäten während des Aufenthaltes Pius' VI. in Wien beschreibt.

Inzwischen reifte die eingreifendste Erscheinung der Josephinischen Regierung zur vollen Frucht heran: das Bündniß zwischen Oesterreich und Rußland. „Zwei große Weltverhältnisse", sagt Ranke „erfüllten in jenen Jahren alle Geister mit lebendiger Theilnahme: der americanische Krieg — nicht allein wegen des Unternehmens der Emancipation selbstständig gewordener Colonien von dem Mutterlande, aus dem er entsprungen war, sondern auch wegen der Entscheidung über das Uebergewicht zur See, die aus dem Kampfe hervorgehen mußte, — und sodann die orientalische Frage, die, obwohl durch den Frieden und die Conventionen, die ihn befestigten, vorderhand geschlichtet, doch durch den Inhalt derselben und den Gegensatz der Bevölkerungen in immer neue Anregung gebracht wurde. Weder an dem einen noch an dem andern politischen Problem hatten eigentlich die deutschen Mächte Antheil; wir wissen aber, wie unendlich nahe ihnen das zweite lag. Denn dadurch wurde das Verhältniß

Digitized by Google

jeder von ihnen zu Rußland bestimmt, welches seinerseits zugleich mit dem vollen Ehrgeiz der Regierung und dem nationalen Impuls der Unterthanen in die orientalischen Verhältnisse eingriff."

Die Anknüpfungen Josephs II. mit Katharina von Rußland greifen in das Jahr 1780 zurück, wo die berühmte Zusammenkunft der beiden Monarchen zu Mohilew stattfand. Das Bündniß, welches hierauf geschlossen worden ist, hatte eine umfassende Bedeutung gegenüber der Türkei, die Stellung Preußens wurde davon nicht unmittelbar berührt. Aber die orientalische Frage in einer die Interessen Oesterreichs und Rußlands fördernden Weise jetzt zu lösen, dazu schien ein geeigneter Zeitpunkt vorhanden zu sein, da die Westmächte durch den americanischen Krieg vollständig in Anspruch genommen waren. Indeß verging manches Jahr, ehe der Allianzvertrag zwischen Rußland und Oesterreich zum Kriege gegen die Türkei führte. Ranke bemerkt, daß die beiderseitige Correspondenz zwischen Katharina und Joseph eine „Maßlosigkeit der Schmeicheleien" enthalte, „die ihr jede Bedeutung rauben würde, wenn man nicht wüßte, daß Beide sich dadurch wirklich geschmeichelt fühlten." Zur Zeit, als dann die verhängnißvolle Zusammenkunft Josephs mit der Czarin in Cherson stattfand, brach aber im Westen der langverhaltene Sturm gegen die innere Regierung Josephs los, der zum Abfalle der Niederlande führte.

Ranke begleitet die Anstalten, welche Joseph zur Beglückung seiner Völker in den wohlgemeintesten Absichten traf, mit aufrichtiger Hingebung. Er verkennt nirgends die großen Intentionen des Kaisers, gar Manches ist er geneigt, als einen wirklichen großen Fortschritt zu erkennen. Aber in der Politik Josephs gegenüber den belgischen sogut wie den ungarischen Ständen vermag er doch auch nicht die trostlose Oede und Sterilität der Gedanken zu beschönigen, welche dem Josephinischen System eigen war. Eine Zerstörung des gesammten Verfassungsrechtes der historisch bedingten Verhältnisse ohne jede Idee einer neuen Formirung der staatlichen Gewalten! Wäre Joseph II. ein selbstsüchtiger Autokrat gewesen, so würde sein Verfahren Analogien in der Geschichte darbieten; allein er war das Gegentheil davon; man steht fast vor einem psychologischen Räthsel, welches auch Ranke's Kunst nicht völlig zu lösen im Stande war.

Es kann hier nicht die Aufgabe sein, das erschütternde Gemälde von dem Zusammenbrechen der Josephinischen äußern und innern Politik im Einzelnen nachzuzeichnen; der unglückliche Türken-Krieg, die Gährung in Ungarn und in den Erbländern, die Revolution in Belgien, die immer bestimmter sich hervorwagenden Ideen unter den deutschen Fürsten, den Kaiser abzusetzen, — die Spannung mit Preußen, die Aussicht auf einen unvermeidlichen Krieg wegen der polnischen Verhältnisse, die Erschöpfung und Hinfälligkeit der militärischen und financiellen Hülfsmittel Oesterreichs — nicht ohne herzliches Mitleid hat Ranke dies alles beschrieben, aber freilich Mitleid wird den Kennern Rankischer Geschichtsauffassung am allerwenigsten als das erscheinen, wodurch sich die Helden seiner Darstellungen sonst zu empfehlen pflegen.

Digitized by Google

In Leopold II. erscheint doch auch nach diesen neuesten Untersuchungen der Retter Oesterreichs auf dem Throne. Unser Geschichtsbuch weiß nicht genug Anerkennendes von dem gewiegten italienischen Staatsmanne zu bemerken. In der Convention von Reichenbach erblickt Ranke gewiß mit Recht den richtigen Pfad der österreichischen Politik. Auch Hertzberg vermochte in vieler Beziehung unparteiischer und milder gewürdigt zu werden als dies in manchen sonst verbreiteten Werken geschieht. Es ist klar, daß es unserm großen Geschichtsforscher auch eine Art innerer Beruhigung gewährte, an einem Punkte der Geschichte halten zu können, wo eben ein Einverständniß zwischen den beiden deutschen Mächten erzielt war, deren historische Individualität durch die Jahrhunderte hinauf von Ranke so genau erforscht ist, wie von keinem andern. Daß es möglich war, dem deutschen Antagonismus eines halben Jahrhunderts eine conventionelle Grenze zu setzen, gibt gewissermaßen eine Bürgschaft für die Möglichkeit von Existenzen, deren historische Gleichberechtigung nachzuweisen jedenfalls immer einer der Hauptgesichtspunkte Ranke'scher Historik gewesen ist.

Wir wollen auch unsererseits den Altmeister in dem friedlichen Abschluß seiner Geschichtsbetrachtung nicht stören und an die geringe Dauerhaftigkeit der Bestimmungen der Convention von Reichenbach und an die neu hervortretenden Gegensätze im Revolutionskriege nicht erinnern, denn es würde eine zusammenhängende Reihe von Betrachtungen nöthig sein, um die reichhaltige Litteratur, welche über die Revolutionszeit in den letzten Jahren erschienen, auch nur einigermaßen zur Besprechung zu bringen.

Einführung des Gregorianischen Kalenders bei der Reichs-Hofkammer [1]).

Es ist bekannt, daß die von Papst Gregor XIII. durchgeführte Kalenderreform schon seit langer Zeit Gegenstand wiederholter Berathungen war, noch auf dem Concil von Trient zur Sprache kam und endlich durch die Bulle vom 24. Februar 1582 publicirt wurde. Sie hatte die Aufgabe, die Ungenauigkeiten, welche an der von Julius Cäsar festgesetzten und seither in Gebrauch stehenden Zeitrechnung haften geblieben waren, zu beseitigen und die in Folge derselben immer mehr zu Tage tretende Divergenz zwischen der kirchlich-bürgerlichen Zeitrechnung und den astronomischen Vorgängen auszugleichen. Indem man nämlich im Sinne des julianischen Kalenders die über die 365 Tage des scheinbaren Sonnenlaufes noch erübrigenden 5 Stunden, 48 Min. und 48 Sec.

[1]) Nach den Acten des ehemaligen Hofkammer-Archivs

Digitized by Google

für volle 6 Stunden gelten ließ und demgemäß alle vier Jahre einen ganzen Tag einschaltete, hatte man jedes Jahr um 11 Min. und 12 Sec. zu viel angenommen und so einen Ueberschuß geschaffen, der nicht in Berechnung gezogen wurde und doch zur Zeit des nicänischen Concils (325) bereits 3 Tage betrug. Indem zwar damals diese 3 Tage in Abrechnung kamen, aber keine Norm für die Folge festgesetzt wurde, machte sich der fortbestehende Ueberschuß immer wieder geltend, und war in den Tagen Gregors XIII. auf volle zehn Tage angewachsen. Nachdem der Papst die berühmtesten Astronomen seiner Zeit, unter welchen der Deutsche Clavius einen hervorragenden Platz einnahm, zu Rathe gezogen hatte, kam endlich die Reform zu Stande, welche die überschüssigen zehn Tage beseitigte und für die Folge die Bestimmung traf, daß es bei der Schaltung des einen Tages zwar verbleiben solle, daß aber in Berücksichtigung des bisher unbeachtet gebliebenen jährlichen Ueberschusses alle hundert Jahre die Schaltung wegzubleiben, aber alle 400 Jahre — wegen der auch hier noch nöthigen Correctur — wieder einzutreten habe. Bezüglich der auszulassenden zehn Tage wurde — damit schon im folgenden Jahre (1583) die Frühlings-Tag- und Nachtgleiche mit dem richtigen Termin des 21. März zusammenfalle — die Bestimmung getroffen, daß noch im laufenden Jahre auf den 4. October, einen Donnerstag, sofort der 15. October zu folgen habe, der nun aus einem Montage zum Freitag wurde.

So rationell auch der neue Kalender war, so wurde er gleichwohl nicht überall und gleichzeitig angenommen, indem nicht nur religiöse, sondern auch politische Gründe gegen denselben geltend gemacht wurden. Während in rein katholischen Gebieten, wie im größten Theile Italiens, in Spanien und Portugal die Einführung des neuen Kalenders sofort, in Frankreich nur wenige Wochen später erfolgte, verweigerten die Protestanten mit Entschiedenheit die Annahme der vom Papste ausgehenden Reform, mit welcher sich ein Theil erst um 1700 befreundete, worauf dieselbe endlich 1752 in England und 1753 in Schweden Eingang fand.

In Folge des Widerstandes der Protestanten konnte die Einführung des neuen Kalenders in Ländern mit beiderlei Confession, ja selbst in rein katholischen, aber von protestantischer Bevölkerung umwohnten Gebieten nicht sofort erfolgen, wenn nicht anders Handel und Verkehr darunter empfindlich leiden und überhaupt auf allen Gebieten des bürgerlichen und kirchlichen Lebens weitgehende Verwirrungen heraufbeschworen werden sollten. In dieser Lage war nun der größte Theil Deutschlands, wo die katholischen Stände den neuen Kalender im Laufe des Jahres 1583 angenommen hatten, waren vor allen die österreichischen Länder. Die Einführung des neuen Kalenders konnte daher nur mit aller Vorsicht ins Werk gesetzt werden, zumal hier verschiedene Umstände zu berücksichtigen waren. Vor allem hing die Einführung der Reform von der Zustimmung der Stände ab, ohne welche es nicht gerathen erschien, den neuen Kalender selbst bei den landesfürstlichen Aemtern in officiellen Gebrauch zu setzen, wenn nicht sofort arge Verwirrungen platzgreifen sollten.

Digitized by Google

Diese Verhältnisse waren es wohl mehr, als jene häufiger erwähnte Empfindlichkeit gegen den Papst, welche den Kaiser bestimmten, in dieser Frage mit Ruhe und Umsicht vorzugehen.

Unter den Centralstellen, denen eine weitgehende und, wenigstens in dieser Beziehung, tief eingreifende Geschäftsführung oblag, stand die Hofkammer obenan. Unter ihr standen die verschiedenen Landkammern, wie die niederösterreichische Kammer (damals für Oesterreich ob und unter der Enns) die Kammern von Böhmen und Schlesien mit der Unterkammer von Mähren, ferner die ungarische Kammer zu Preßburg und die Zipser Kammer zu Kaschau, während die Kammer der innerösterreichischen Länder in Graz und die der oberösterreichischen Länder in Innsbruck seit der Theilung des Hauses nach Ferdinands I. Tode 1564 in drei Linien damals von der Hofkammer abgesondert waren. Dagegen erstreckte sich ihr Einfluß auch ins Reich, indem die jeweiligen Reichspfennigmeister ihr zugeordnet waren. Seit Kaiser Rudolf II. seine bleibende Residenz in Prag genommen hatte, war auch die Hofkammer nicht an einem Orte vereinigt, sondern befand sich zum Theil in der Umgebung des Kaisers in Prag — die „anwesende Hofkammer" — zum andern Theile in Wien — die „hinterlassene" Hofkammer. Die Kammern hatten wieder ihre verschiedenen Unterämter und waren alle nach der Natur ihrer Amtsführung, welche die verschiedenen finanziellen Verwaltungszweige umfaßte und vor allem auf mannigfachen Verrechnungen und Geldgeschäften beruhte, an präcise Zeitbestimmungen gebunden, weßhalb hier die Kalenderfrage erhöhte Bedeutung gewann. —

Da die neue Zeitrechnung in Nieder-Oesterreich im bürgerlichen Leben bald nach erfolgter Publicirung einigen Eingang gefunden hatte, so hielt es der Kaiser für angemessen, hier mit der officiellen Einführung des neuen Kalenders den Anfang zu machen, und erließ das Patent vom 1. October 1583, worin die Annahme des neuen Kalenders für Nieder-Oesterreich angeordnet wurde. Demzufolge richtete Erzherzog Ernst als Statthalter ein Decret an die hinterlassene Hofkammer, welche hiemit zur Einführung des neuen Kalenders in ihrem ganzen Amtsbereiche aufgefordert wurde. Dagegen hatte jedoch die Kammer gegründete Bedenken. Sie stellte vor, daß das kais. Patent sich bloß auf Oesterreich beziehe, während in den anderen Königreichen und Ländern der neue Kalender noch nicht publicirt sei. Da nun die Landkammern und die Reichspfennigmeister sämmtlich der Hofkammer zugewiesen sind, so glaubt dieselbe, daß die Annahme des verbesserten Kalenders bei ihr nicht eher stattfinden könne, als bis dies bei der anwesenden Kammer, als dem eigentlichen Centrum, und den unter ihr stehenden Landkammern und Aemtern geschehen ist. Denn wenn die Kammer auch in Gemäßheit des an sie ergangenen Decrets den neuen Kalender annehmen und ein Gleiches auch bei der ungarischen und Zipser Kammer verordnen würde, so wäre — da die gleiche Anordnung bei den übrigen Kammern von ihr nicht ausgehen könnte — doch nur so viel erreicht, daß

Digitized by Google

zwar die hinterlassene Hofkammer, so wie die niederösterreichische und ungarische Kammer den neuen Kalender gebrauchen, die anwesende Hofkammer dagegen und die Kammern von Böhmen, Mähren und Schlesien noch an dem alten festhalten würden, was nur zu großen Confusionen führen müßte, ganz abgesehen davon, daß die hinterlassene Kammer in Wien und die anwesende in Prag einen einigen Körper bilden, der sich weder in diesem noch in anderen Fällen trennen lasse.

Da bei der Lage der Dinge in Nieder-Oesterreich das Bedürfniß einer genauen und einheitlichen Jahresrechnung immer fühlbarer wurde, so nahm die hinterlassene Hofkammer Anlaß die schleunige Durchführung der Reform im Sinne einer durchgreifenden Gleichheit als nothwendig darzustellen und eine dem entsprechende kais. Resolution zu betreiben. Daraufhin wurde unter dem 3. December (1583) ein kais. Rescript erlassen, welches allerdings auf die Nothwendigkeit einer schleunig zu treffenden Verfügung einging, aber die gegen eine bloß einseitige Einführung des neuen Kalenders geltend gemachten Gründe unberücksichtigt ließ, vielmehr die bereits früher erlassene Verordnung wiederholte, wornach die hinterlassene Hof- und die niederösterreichische Kammer den reformirten Kalender anzunehmen hätten. Motivirt wurde dies damit, daß der neue Kalender in Nieder-Oesterreich bereits in Uebung sei und auch vom Statthalter und der Regierung gebraucht werde, daß ferner die niederösterreichische Kammer nur mit den ihr untergebenen Aemtern Correspondenz führe und somit nicht genöthigt sei auf die übrigen Landkammern Rücksicht zu nehmen. Hinsichtlich des Kammerwesens in Böhmen, Mähren und Schlesien könne zur Stunde noch keine Verfügung getroffen werden, welche übrigens die niederösterreichische Kammer aus dem angegebenen Grunde nicht abzuwarten brauche. Ueberdies wäre die sich eben darbietende passende Gelegenheit, die Einführung des neuen Kalenders mit dem nahe bevorstehenden Beginne des Jahres in Vollzug zu setzen, nicht zu versäumen. Sollten jedoch gegründete Bedenken sich dagegen erheben, so möge der Statthalter dieselben dem Kaiser eröffnen und die in Rede stehende Verordnung einstweilen sistiren.

Der Statthalter legte diese Resolution der hinterlassenen Hofkammer zur Berichterstattung vor, welche auch sofort ihr Gutachten einbrachte. Dasselbe bewegt sich in folgenden Ausführungen. Zuvörderst bezieht sich die Hofkammer auf ihre ursprüngliche und bereits früher dargelegte Anschauung, daß bei der Einführung der Kalenderreform eine durchgreifende Einheit und Gleichmäßigkeit beobachtet werden müsse, daß nämlich dieselbe vom kaiserlichen Hofwesen und insbesondere der anwesenden Hofkammer ausgehen und sodann auf die hinterlassene Hofkammer, die Landkammern, Reichspfennigmeister, Vicedom- und Zollämter übergehen solle, und daß gleichzeitig die nöthigen Verordnungen gegeben werden mögen, wie es mit Abrechnung und Bezahlung der Besoldungen, Pensionen, Provisionen, Schulden und Interessen u. dgl. zu halten sei. Gleichzeitig deutet die Kammer auf die von ihr erhobenen Gutachten des Hof- und niederösterreichischen Buchhalters hin, welche dahin

Digitized by Google

lauteten, daß hinsichtlich der Bezahlung der Hof- und Kriegsbesoldungen die beiden Zahlmeister anzuweisen wären, in Anbetracht des Umstandes, daß nach dem neuen Kalender vom Monat October zehn Tage ausfallen und somit nur 21 Tage verbleiben, von den in Betracht kommenden Bezügen auch nur die hierauf entfallenden Beträge auszufolgen. Dies möge auch den Ständen von Böhmen und Nieder-Oesterreich, welche einen Theil des Kriegsvolkes in ihrer Bezahlung haben, zur Richtschnur empfohlen werden. Indem die Hofkammer den für die zehn Tage sich herausstellenden Abzug an der Kriegsbezahlung auf 38.556 fl. beziffert, gibt sie zu bedenken, welche Summen sich auf diese Weise in den andern Königreichen und Ländern ergeben würden, die dem Staatsschatze zugutekämen. Mit der Bezahlung von Interessen müßte es gleichergestalt gehalten werden. — In Ungarn und Böhmen aber kann es so lange noch beim alten Kalender bleiben, bis eine Verständigung darüber mit den Ständen erfolgt, da sonst zu besorgen ist, daß dieselben diese Abrechnung — trotzdem sie der zehn Tage wegen zu Schaden kämen — doch nicht vornehmen würden, weil sie nicht vom Kaiser darum ersucht worden seien, während sich nach bereits erzieltem Einvernehmen die Sache von selbst geben würde. — Hierauf wendet sich die Kammer gegen einzelne Bemerkungen der Resolution. Was zunächst den ersten Punkt betrifft, daß nämlich die Einführung des neuen Kalenders sich nicht länger mehr aufschieben lasse, so hat sie zu entgegnen, daß sie vor allem auf Herstellung der in dieser Frage so nothwendigen Gleichmäßigkeit hingewiesen habe. Weiter wird hervorgehoben, daß auch die niederösterreichische Kammer sowohl mit der hinterlassenen als mit der anwesenden Hofkammer Correspondenz zu führen habe; dasselbe sei auch bezüglich der Cameralien der ungarischen Bergstädte der Fall, wie es denn auch mit der böhmischen Kammer verschiedene Berührungspunkte gebe, so daß die niederösterreichische Kammer keineswegs für sich allein bestehe und auf Nieder-Oesterreich beschränkt bleibe, sondern mit dem gesammten Kammerwesen innig verknüpft sei. Daß die Einführung des neuen Kalenders bei der böhmischen, mährischen und schlesischen Kammer nicht vor Ausgang des Jahres vorgenommen werden könne, hat im Grunde wenig auf sich, da dies — selbst wenn es noch länger anstünde — keine besonderen Ungelegenheiten im Kammerwesen verursachen würde; wohl aber wäre dergleichen zu besorgen, wenn nicht bei den sämmtlichen Kammern eine durchgreifende Gleichheit eingehalten werden sollte. Im Uebrigen hält es die Hofkammer nicht eben für wesentlich, die neue Kalenderrechnung gerade mit dem Jahresanfang zu beginnen, sondern ist vielmehr der Ansicht, daß dies eben so gut in jedem Monat geschehen könne. Wenn aber die Einführung des neuen Kalenders vom 1. Jänner der hinterlassenen Hof- und niederösterreichischen Kammer anbefohlen, die Beschlußfassung jedoch über den Modus der Abrechnung rücksichtlich der übersprungenen 10 Tage, wie es heißt, noch vorbehalten bleiben soll, so kann die Hofkammer eine solche Sonderung nicht gutheißen, sondern ist der Meinung, daß beides Hand in Hand zu gehen habe, oder man müßte in der amtlichen

Digitized by Google

Correspondenz schon den neuen, in den Verrechnungen aber noch den alten Kalender zu Grunde legen, was voraussichtlich noch ägere Verwirrungen verursachen würde. Uebrigens bedarf nach ihrer Meinung dieser Punkt keiner besonderen Ueberlegung, da es doch die Sache selbst mit sich bringe, daß nach erfolgter Annahme des neuen Kalenders die Besoldungen „für solche überhupfte Täge" abzurechnen seien. Das Gutachten schließt mit der Bitte, diese Bedenken nochmals dem Kaiser vorzustellen und dahin zu wirken, daß die Anordnung der Kalenderreform bei dem gesammten Kammerwesen gleichzeitig erfolge und die betreffende kaiserliche Entschließung rechtzeitig, also wenigstens acht bis zehn Tage zuvor herabgelange, damit sie noch allenthalben bekannt gegeben werden könne.

Diese Vorstellungen scheinen an maßgebender Stelle ihre Wirkung nicht verfehlt zu haben. Hatte man anfänglich die Absicht, den neuen Kalender vorerst in Nieder-Oesterreich u. z. schon mit dem 1. Jänner 1584 einzuführen, so wurde jetzt schon diese Reform auf sämmtliche Kammern ausgedehnt, und der Termin auf den 6. Jänner, das unbewegliche Fest der drei Könige, verlegt und angeordnet daß statt des 7. sofort der 17. Jänner gezählt werden solle. Dies wurde nun den betreffenden Kammern bekannt gegeben. An die anwesende Hofkammer und die ihr zunächst unterstehenden Kammern von Böhmen, Mähren und Schlesien ergingen die diesbezüglichen Weisungen schon am 11. December. Dagegen gelangte das kaiserliche Decret an den Statthalter von Nieder-Oesterreich erst unmittelbar vor dem anberaumten Termine. Die niederösterreichische Kammer hat — wie aus der Ankündigung an der Spitze ihres Registraturbuches v. J. 1584 zu entnehmen ist — mit Berufung auf das ergangene Decret „den Sibenden January nach dem alten Calender den newen Calender angenomben und an bemelt Sibenden tag den Sibenczehenden January Anno 1584 angefangen zu schreiben". Sofort erließ der Statthalter die nöthigen Verordnungen auch an die ungarische und Zipser Kammer und knüpfte nur die Weisung daran, den Kalender mit Rücksicht auf die eingetretene Verspätung nun ungesäumt einzuführen. Die Zipser Kammer zeigte in ihrem Erwiederungsschreiben vom 20. Jänner an, daß sie den neuen Kalender bereitwillig annehmen und mit dem unbeweglichen Feste Mariä Lichtmeß den Anfang machen wolle. Nur erbat sie sich 30 Exemplare des neuen Kalenders, da sie dieselben zur Durchführung der neuen Zeitrechnung benöthige, zumal sie mit demselben nicht versehen sei. Zugleich gibt sie bekannt, daß die Städte und Gespanschaften ihres Verwaltungsgebietes sich noch des alten Kalenders bedienen, weßhalb in der Abhaltung der Festfeier große Verschiedenheit herrsche, und bittet daher die gleiche Verordnung an die gedachten Stände und Städte zu richten, worauf die Hofkammer, welche der Meinung war, daß gleichmäßige Verordnungen an alle Stände in Ungarn bereits ergangen seien, unter Zusendung der verlangten 30 Exemplare die Ausfertigung der nöthigen Patente an die betreffenden Orte binnen kurzem in Aussicht stellte.

Digitized by Google

In gleicher Weise waren an die Reichspfennigmeister die entsprechenden Weisungen ergangen. Joh. Achilles Ilsung, Pfennigmeister des niedersächsischen Kreises, welcher inzwischen den neuen Kalender schon mit dem 1. Jänner in Gebrauch genommen hatte, wurde durch ein kaiserliches Rescript vom 25. Februar an die neuerliche Verfügung gewiesen, wornach die neue Kalenderrechnung mit dem 7. Jänner in Wirksamkeit trat, und erhielt den Auftrag, die noch vor diesem Termin vorgenommenen Amtshandlungen, falls dies noch thunlich wäre, auf den alten Fuß zurückzurichten. Die Amtshandlungen mit den Fürsten, Ständen und Städten des Reichs aber, welche noch an dem alten Kalender festhalten, möge er nach seinem eingebrachten Vorschlage „auf beide Kalender miteinander stellen", und davon auch die betreffenden Amtspersonen verständigen. — Des weitern wurde dem Hofzahlmeister und der Hofbuchhaltung die Instruction ertheilt, bei Auszahlung der verschiedenen Bezüge die nach dem neuen Kalender ausfallenden 10 Tage abzurechnen und in den bezüglichen Verrechnungen etwa die Formel zu gebrauchen „daß mit N. von N. Tag des alten bis auf N. Tag des neuen Calenders" abgerechnet worden und daß nach Abzug des für die zehn Tage entfallenden Betrages noch als zahlbarer Rest die näher zu bezeichnende Summe verbleibe. Uebrigens scheinen sich anläßlich dieses Punktes noch in der Folge verschiedene Schwierigkeiten herausgestellt zu haben, indem der Hofzahlmeister noch durch ein kais. Rescript vom 28. Juni 1586 erinnert wird, daß die ausgelassenen zehn Tage „weil sie weder gewest noch bedient worden seien", sowohl bei Hof- als anderweitigen Zahlungen abgezogen werden sollen, und daß es damit in gleicher Weise bei der Reichshofkanzlei gehalten werden solle — immerhin ein Punkt, der auf allgemeineres Interesse Anspruch machen kann.

War auf diese Weise die Annahme des Gregorianischen Kalenders im ganzen Amtsbereiche der Hofkammer durchgeführt, so fehlte es gleichwohl in den Ländern selbst nicht an Streitigkeiten, die sich auch noch in späterer Folgezeit bei verschiedenen Anlässen erhoben, deren Darstellung jedoch nicht mehr an diesen Ort gehört.

Wien im Juni 1872. Dr. Fr. Kürschner

Digitized by Google

Autoren und Verleger.

Von allen Seiten fließen fortwährend mehr oder minder wichtige Beiträge zur intimen Geschichte unserer Litteratur und derer, welche die Litteratur machen: nur eine Quelle, welche von rechtswegen zu den ergiebigsten gehören sollte, hat bis jetzt äußerst wenig geliefert. In dem Archive jeder älteren und bedeutenderen Buchhandlung müßte sich wohl Material in Menge zur Entstehungsgeschichte einzelner Werke wie zur Charakteristik der Persönlichkeiten und der litterarischen Verhältnisse und Beziehungeu vorfinden. Denn in vielen Fällen war ja der Verleger wie noch heute dem Autor mehr als der Spediteur seiner Schriften. Es hat im deutschen Buchhandel nie an Männern von höherer Bildung und wahrer Liebe für Wissenschaft, Poesie und Kunst gefehlt, Männern, die ihr Geschäft nicht als ein lediglich kaufmännisches betrachteten, sondern ihren Stolz darein setzten, nur gute Bücher in die Welt zu schicken, in mannigfacher Beziehung fördernd und anregend wirkten und mit den besten Schriftstellern freundschaftlichen Verkehr pflegten. Allein es scheint, daß derartige Archive überhaupt zu den Seltenheiten gehören. Das Geschäft geht aus einer Hand in die andere und nur ausnahmsweise vererbt sich auch der Geist mit, welcher es zur Blüthe gebracht hatte. Nur zu oft mögen die Geschäftspapiere ungesichtet als Maculatur verbraucht werden, über das Verbleiben anderer könnten vielleicht Autographensammlungen Auskunft geben. An mancher Stelle sind aber ohne Zweifel noch Schätze vorhanden, welche nur zu heben wären, und man muß hoffen, daß einige in jüngster Zeit gegebene Beispiele zu weiterem Forschen und Veröffentlichen aneifern. Wir meinen das Leben des Begründers der Firma Brockhaus, von dessen Enkel geschrieben, und zwei Publicationen des Geschäftsführers der Weidmann'schen Buchhandlung, Karl Buchner [1]).

Ob die Ausbeute durchweg eine erfreuliche sein werde, läßt sich allerdings bezweifeln. Wir ergreifen aber mit Absicht den Anlaß um die Thatsache zu

[1]) Friedrich Arnold Brockhaus. Sein Leben und Wirken nach Briefen und anderen Aufzeichnungen geschildert von seinem Enkel Heinrich Eduard Brockhaus. Erster Theil. Leipzig Brockhaus. — Wieland und die Weidmannsche Buchhandlung. Zur Geschichte deutscher Litteratur und deutschen Buchhandels. Von Karl Buchner. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung. — Aus den Papieren der Weidmannschen Buchhandlung. Von demselben. Ebend.

Digitized by Google

besprechen, daß Autoren und Verleger, die doch so gänzlich auf einander angewiesen sind, sich so selten auf die Länge mit einander vertragen. Erklären ließe sich dieser Umstand allenfalls mit zwei Worten: was beide zusammenführt, sind Geschäftsangelegenheiten, die untrennbar sind von Geldfragen, und bei Geldsachen hört nach Hansemanns classischem Ausspruch die Gemüthlichkeit auf. So aufrichtig es beiden Theilen um die Sache zu thun sein mag, will doch ein jeder den Lohn seiner Arbeit empfangen. Bis jetzt gehört aber im allgemeinen so wenig das Verlegen wie das Schreiben von deutschen Büchern zu den einträglichen Geschäften, und die getäuschte Erwartung sucht leicht die Schuld am unrechten Orte. Wie unzählige Mal kann man von Schriftstellern hören, sie seien durch Veranstaltung größerer Auflagen, als bedungen, verkürzt worden, wie bitter klagen die Buchhändler über die Verluste, welche sie der Wortbrüchigkeit der Schriftsteller zu verdanken haben! Gewiß kommen Ursachen zu der einen und der anderen Beschwerde vor. Wer den Briefwechsel Heinrich Heine's mit seinem Verleger Campe in Hamburg gelesen hat, wird sich mit Widerwillen der unaufhörlichen Bettelei auf der einen Seite und des raffinirten Preßsystems auf der andern Seite erinnern. Aber Persönlichkeiten wie diese beiden gehören doch zu den Ausnahmen. Wenn durch größere Verbreitung der deutschen Sprache und durch Zunahme von Bildung und Wohlstand sich die Absatzgebiete der Bücher erweitern, werden auch jene Verhältnisse sich allmälig verbessern, wie sie sich ja stetig verbessert haben. Vor allem jedoch käme es auf beiderseitige genauere Bekanntschaft an.

Gegenwärtig haben die meisten Schriftsteller von dem Wesen des Buchhandels einen ungefähren Begriff, welcher schlimmer ist als völlige Unkenntniß. Sie glauben nach der Größe einer Auflage und dem Verkaufspreise eines Buches den Gewinn berechnen zu können, welchen der Verleger gemacht haben müsse, und finden, daß dazu der Ertrag ihrer eigenen Arbeit in keinem Verhältniß stehe. Wird ihnen entgegnet, daß nur ein geringer Theil der Auflage abgesetzt worden sei, so geben sie dies unerfreuliche Resultat dem Mangel an Geschäftsgeist und Thätigkeit oder gar einer betrügerischen Manipulation schuld; denn wie sollte die Wahrscheinlichkeitsrechnung, welche Jeder beim Abfassen eines Buches aufstellt, so arg getrogen haben, ob sie nun auf dem „Bedürfniß", welchem durch dasselbe abgeholfen wird, oder auf der unwiderstehlichen Bedeutung des Inhalts oder auf „den zahlreichen Freunden" des Verfassers (welche in den meisten Fällen darauf rechnen, es geschenkt zu erhalten) basirt! Und doch kann das Verlegen mit allem Fug als eine Lotterie bezeichnet werden, welche viel mehr Nieten als Treffer enthält; mit anderen Worten: die große Mehrzahl der jährlich erscheinenden Bücher deckt niemals die Herstellungskosten, einzelne Glücksfälle müssen den Unternehmer schadlos halten. Schulbücher, Compendien, populäre Litteratur niedrigster Art, ferner Gartenlauben, Bazare u. dgl. m. machen ihre Verleger reich, während die großen in wissenschaftlichen Werken angelegten Capitalien sich gutenfalls sehr langsam verzinsen. Daher der alte

Digitized by Google

Witz: Verlegen heiße, sein Geld so verlegen, daß man es nicht wiederfinden könne. Daher auch die sich immer wiederholende Erscheinung, daß sanguinische junge Buchhändler, welche durch ihre Unternehmungslust und ihre Noblesse in der Honorarfrage die Freude der Schriftsteller werden, in kürzester Zeit bedeutendes Vermögen verwirthschaften, und daß dann als trauernde Creditoren nicht allein die Collegen und Geschäftsverwandten, sondern auch zahlreiche Autoren die Trümmer eines luftigen Gebäudes umstehen.

Die schon berührte, seit altersher geläufige Anschuldigung, daß ein Verleger mehr Exemplare habe abziehen lassen, als im Contract bestimmt gewesen, mag hier und da Begründung haben. Hoffmann v. Fallersleben behauptet in seinen Denkwürdigkeiten, er habe eben jenen Campe der Verheimlichung einer ganzen Auflage der „Unpolitischen Lieder" überführt. Aber daß dergleichen nur äußerst selten vorkommen kann, halten wir für bewiesen. Abgesehen davon, daß dies Verfahren einfach Betrug wäre, würde der Buchhändler, der sich vor einem solchen nicht scheute, zunächst nur sein Risico erhöhen, durch die größeren Herstellungskosten die Möglichkeit sich zu decken und Gewinn zu machen weiter hinausrücken; der Betrug würde auch (bei den vielen Mitwissern) unschwer zu entdecken sein, so daß der Verleger Gefahr liefe, eines zweifelhaften Geschäftes halber seiner bürgerlichen Ehre und seines kaufmännischen Credites verlustig zu werden.

Einer solchen Darstellung der Verhältnisse wird gewöhnlich die Frage entgegengesetzt, wie es denn komme, daß trotzdem so viel gedruckte Bücher erscheinen? Darauf läßt sich antworten: wenn jedem Verlagsunternehmen eine gründliche, nüchterne Berechnung vorausginge, so würden allerdings die Meßkataloge viel weniger dickleibig ausfallen. Die in vielen Beziehungen bewunderungswürdige Organisation des deutschen Buchhandels hat der Ueberproduction wesentlich Vorschub geleistet. Wenn bei einem Verlagsartikel die Frage: Welcher Bücherkäufer wird sich dieses Buch bestellen, welcher Sortimentsbuchhändler es sich aufs Lager legen? unbeantwortet bleiben muß, so bleibt immer noch der Trost: Es wird unverlangt einigen hundert Buchhandlungen und von diesen wieder ihren Kunden zugeschickt, da behält es doch Einer oder der Andere oder vergißt es zurückzuschicken. . . Und wie viele Bücher bringen gar nicht den Anspruch mit, ihres Inhalts wegen gekauft zu werden, verlassen sich vielmehr auf die gefällige Ausstattung, den vergoldeten Einband!

Nach alledem könnte es den Anschein gewinnen, als ob bei Mißhelligkeiten die Schuld stets auf der Seite der Autoren zu suchen sei, doch das wollen wir nicht behaupten. Auf der andern Seite findet sich nicht weniger häufig die Neigung, nach einer mißlungenen gemeinschaftlichen Speculation den Verfasser allein verantwortlich zu machen, als ob er mit Absicht sein Buch ungangbar gemacht hätte und unter dem schlechten Erfolge nicht ebenso und mehr litte als der Verleger. Die Einsicht in die Natur der geistigen Arbeit ist nicht immer vorhanden. Wird der Termin für Ablieferung eines Manuscriptes nicht

Digitized by Google

eingehalten, so gerirt sich mancher Verleger, als ob er es mit einem Abschreiber zu thun habe, der so und so viel Bogen täglich „liefern“ kann; da wird von Saumseligkeit, Unzuverlässigkeit und noch Schlimmerem gesprochen, während die Ursache der Verzögerung vielleicht nur Gewissenhaftigkeit war, oder dem Verfasser die Stimmung fehlte, ohne die er nicht zu arbeiten vermag. In der Hauptsache kommen wir auf den Satz zurück, daß beiden Theilen genauere Bekanntschaft mit dem „Geschäfte“ des anderen zu wünschen wäre, um manches Mißverständniß unmöglich zu machen; und was die gerechte Vertheilung des Gewinnes auf beide Theile anbelangt, scheint uns das in America gebräuchliche Tantiemen-System nachahmenswerth.

Kommen wir nach dieser langen Abschweifung auf die Bücher zurück, welche dazu Anlaß boten. Die beiden Buchner'schen Schriften führen uns in eine entlegene Zeit. Der Verfasser schildert da, anziehend für Jeden, der mit Büchern zu schaffen hat, den Zustand des Buchhandels vor hundert Jahren. Damals hatten die Messen noch eine ganz andere Bedeutung als heutzutage, wo sie nur noch benützt werden, um die Abrechnung über die Geschäfte des verflossenen Jahres zu pflegen, welches Geschäft übrigens meistens von den „Commissionären“ besorgt wird. Damals bezog der Buchhändler noch, wie ein anderer Kaufmann, die Leipziger Messe mit seiner neuen Waare, legte sie den Geschäftsfreunden zur Auswahl vor, wählte selbst aus ihren Verlagsartikeln, was er glaubte absetzen zu können, kaufte und tauschte ein. Der Meßkatalog machte die Bücherfreunde mit dem bekannt, was neu erschienen war oder vorbereitet wurde; doch wer eben Gelegenheit hatte, fand sich gern selbst auf der Messe ein, denn es gehörte Geduld dazu, die Ankunft des Erwünschten an irgend einem von Leipzig entfernten Orte abzuwarten. Die Post, und nun gar die reitende Post, war theuer und der Frachtfuhrmann brauchte eine Zeit, die uns beim jetzigen Eisenbahnverkehr undenkbar scheint. Die Buchhändler aber hatten neben ihren sonstigen noch eine Hauptsorge, das freche Treiben der Nachdrucker.

Als ein Muster damaligen Geschäftsbetriebes stellt sich Philipp Erasmus Reich dar, welcher 1756 als Factor, sechs Jahre später als Theilhaber in die jetzt zweihundert Jahre bestehende Weidmannsche Buchhandlung in Leipzig eintrat. Er hatte sich in der Welt umgethan, besaß Scharfblick und Wissen, hob das gesunkene Geschäft zu außerordentlicher Bedeutung empor, und genoß wegen seiner Geschäftstüchtigkeit und Rechtlichkeit und seines Gemeinsinns das größte Ansehen bei seinen Collegen, den Schriftstellern und den Behörden. Er gründete bereits einen deutschen Buchhändlerverein, welcher freilich keinen langen Bestand hatte. Was Reich im Buchhandel galt, zeigt unter anderem die interessante Correspondenz mit dem Advocaten J. F. Cotta in Stuttgart, der sich kurz vor Reichs Tode (1787) an den ihm persönlich ganz unbekannten „vornehmen Buchhändler“ um Rath wendet, da er Lust habe, die Buchhandlung seines Vaters in Tübingen zu kaufen, und nicht wisse, wie der Werth eines solchen

Digitized by Google

Geschäftes abzuschätzem sei u. s. w. Für das kaufmännische Ansehen, welches R. in seinem Wohnort genoß, zeugt auch der Umstand, daß er schon 1759 von Friedrich II. als Geisel für die Leipzig auferlegte Kriegssteuer acceptirt wurde. Aus den Geschäftsbüchern und Briefpacketen der Handlung hat der Herausgeber mit großem Fleiße und Liebe zur Sache eine Menge interessanter Mittheilungen über Reichs Verkehr mit den litterarischen Größen der Zeit, mit Gellert, dem Maler Oeser, Zollikofer, Weisse, Goethe, Johannes Müller, Heyne, Lavater, Lessing, Ramler, Sulzer, Zimmermann u. v. A. und nicht minder mit seinen Geschäftsfreunden ausgehoben, Mitheilungen, welche durchgängig von culturhistorischem Werthe sind. Es wäre verlockend, Verschiedenes davon hier zu entnehmen, aber wir verweisen auf die Bücher selbst, und wollen nur zum Troste für heutige Dichter erwähnen, daß Lessing 1755 noch für 76 Thaler Laws ernsthafte Ermunterung an alle Christen zu einem frommen und heiligen Leben, 38 Bogen übersetzte und für 4 Thaler eine Vorrede zu Thomsons Trauerspielen schrieb; die Gesammtsumme wurde ihm in vier Raten innerhalb eines Halbjahres ausgezahlt. Im folgenden Jahre übersetzte er wieder, den Druckbogen zu 2 Thalern, Richardsons Fabeln und Hutchesons Sittenlehre der Vernunft. „Der bedrängte Mann empfängt dann weiter von der Firma für einige Thaler Bücher, die letzten im Januar 1758. Der ausgleichende Posten im „Haben" ist aber ausgeblieben."

Ein besonders lebhafter, bald herzlicher, bald gereizter Briefwechsel aber ergab sich zwischen Reich und Wieland. Dem freundschaftlichen und geschäftlichen Verkehr zwischen diesen beiden Männern ist die eine Schrift ausschließlich gewidmet, die einen höchst schätzbaren Beitrag zur Charakteristik des Dichters liefert. Wieland ist mit seinen bisherigen Verlegern, Orell, Gessner und Comp. in Zürich, „welche sämmtlich Senatoren ihrer Republik und folglich ziemlich indolente Buchhändler geworden sind", zerfallen und kann für seine poetischen Schriften keinen Verleger mehr finden. Zimmermann hat ihm Reich als einen Mann empfohlen, „der anders denkt als alle andern Buchhändler in der Welt" und 1768 erscheinen bei Weidmanns Erben und Reich „Musarion" und „Idris", welche in Zürich die Censur nicht passirt hatten. Fast zwanzig Jahre blieben beide Männer mit einander in Verbindung, aber stets wechselte vertrauliche und dankbare Stimmung mit entschiedener Verstimmung, letztere immer erzeugt durch die damals mehr als heute verbreitete Einbildung, daß der Autor mehr gewinnen werde, wenn er Druck und Vertrieb seiner Schriften selbst besorge. Mit aller Naivetät und Liebenswürdigkeit veranstaltet Wieland neue Ausgaben von Werken in eigenem oder fremdem Verlage die er an Reich verkauft hat, läßt sich durch Versprechungen Anderer verlocken, schweigt oder schmollt und kehrt endlich doch wieder zu dem alten Freunde zurück. So lange dieser lebte, wurden die Zwistigkeiten immer wieder ausgetragen, aber mit Reichs Nachfolger kam es bald zum entschiedenen Bruche.

Digitized by Google

Die Biographie von Brockhaus versetzt uns schon in eine spätere Periode. Der 1772 zu Dortmund geborene Friedrich Arnold B. widmete sich ursprünglich dem Kaufmannsstande in seiner Heimat, etablirte sich, da diese ihm durch einen langwierigen und verwickelten Proceß verleidet worden war, zu Anfang dieses Jahrhunderts in Amsterdam und errichtete eben daselbst 1805 eine Buchhandlung, theils, wie es in einem Privatbriefe heißt „aus alter Liebhaberei für Litteratur und schöne Künste", theils, weil „das Prohibitivsystem ihm in seiner Handlung mehr als gewöhnlich Muße" gab, oder um, wie das Circular sagt, „für die Batavische Republik einen Central- und Verbindungspunkt zwischen nationaler und fremder Kunst und Wissenschaft zu bilden und dadurch einem längst gefühlten und allgemein anerkannten Bedürfniß abzuhelfen." Dem unternehmenden Manne genügte aber nicht der Vertrieb fremden Verlages. Den internationalen Charakter seines Geschäftes kennzeichnet er gleich Anfangs durch Gründung dreier Zeitschriften, einer holländischen politisch-litterarischen Zeitung „De Ster" (der Stern), einer französischen belletristischen Vierteljahresschrift „Le Conservateur", und einer deutschen Monatsschrift „Individualitäten". Der volle Titel dieser letzteren lautete „Individualitäten aus und über Paris von Karl Friedrich Cramer und seinen Freunden". Cramer, der einstige Genosse des Göttinger Hainbundes, dann als feuriger Anhänger der französischen Revolution bekannt geworden, wurde von Brockhaus warm verehrt und erwiederte diese Empfindung mit herzlicher Freundschaft. Charakteristisch für diese deutsche Zeitschrift, welche bald wieder einging, ist, daß sie in Paris redigirt, in Amsterdam verlegt und in Leipzig gedruckt wurde! Ueberhaupt macht es im Vergleich mit den heutigen Verhältnissen einen eigenthümlichen Eindruck zu sehen, wie des einen Mannes Regsamkeit und Energie Amsterdam wirklich für einige Zeit zu einem Mittelpunkte der Verlagsthätigkeit machte. Er veröffentlichte Werke von Baggesen, Oehlenschläger, dem Botaniker Sprengel in Halle (dessen Geschichte der Botanik lateinisch und deutsch u. a. m.), dem in Lübeck lebenden Emigranten Villers, Reichardt, die damals großes Aufsehen machenden Memoirenwerke des ehemaligen preußischen Obersten v. Massenbach u. v. a.

Die Beziehungen zwischen Baggesen und Brockhaus waren längere Zeit hindurch äußerst freundschaftlich, wurden aber auf nicht ungewöhnliche Weise gestört. Baggesen erhob Honorar voraus und blieb die versprochenen Manuscripte schuldig, verkaufte ihm eine neue Ausgabe der „Parthenais", bevor sein Contract mit dem ersten Verleger ihn dazu berechtigte und unterließ das versprochene Arrangement mit diesem, und redete sich allen Vorwürfen gegenüber darauf aus, daß Brockhaus — von seinen Schriften mehr gedruckt habe, als ihm zustand. Immer dasselbe!

In die Amsterdamer Zeit fällt auch noch der Ankauf eines encyklopädischen Handbuches, aus welchem sich das später weltberühmt gewordene „Conversationslexicon" entwickelte.

Digitized by Google

Familienunglück und finanzielle Bedrängnisse vertrieben Brockhaus auch wieder aus Amsterdam und er übersiedelte 1810 nach Altenburg. Das Geschäft wurde zuerst, um es gegen Gläubiger sicherzustellen, auf den Namen der Wittwe des Hofraths Spazier, Jean Pauls Schwägerin, geschrieben. Diese Frau scheint, ähnlich wie Caroline Michaelis, auf fast alle Männer einen dämonischen Einfluß ausgeübt zu haben; Denkwürdigkeiten aus jener Zeit geben mancherlei Andeutungen darüber. Brockhaus hatte sie während seines Besuches der Leipziger Messe kennen gelernt und wurde bald völlig bezaubert. Warnungen seines Gehülfen Bornträger, welcher ihren Verkehr mit anderen Männern beobachtet hatte, blieben erfolglos, sie gingen als Verlobte nach Altenburg. Hier aber erlitt sie einen Anfall von Wahnsinn, in welchem sie Brockhaus selbst über die Rolle, die er bisher gespielt hatte, aufklärte. Trotzdem würde er nach ihrer Genesung schwerlich den Muth gehabt haben, das Verhältniß zu lösen, wenn nicht der Vater, Geh. Tribunalsrath Mayer in Berlin, welcher Brockhaus als die Ursache des Unglücks seiner Tochter betrachtete, selbst darauf gedrungen hätte. Die Circe suchte dann ihrerseits wieder anzuknüpfen, und es macht den Eindruck, als habe Brockhaus sich so schnell mit Jeannette v. Zschock verlobt, um gegen einen Rückfall gesichert zu sein. — Minna Spazier hatte die ersten Jahrgänge der „Urania“ redigirt, welche bis 1848 als das vornehmste „Taschenbuch“ sich behauptete, die Welt zuerst mit der „Bezauberten Rose“, den Tieck'schen Novellen und mancher anderen Dichtergabe von Bedeutung bekannt machte.

Der Abschnitt, welcher Brockhaus' Verlagsthätigkeit in Altenburg behandelt, ist von hervorragendem Interesse. Als der Kriegsschauplatz sich seinem Wohnorte näherte, faßte er den Entschluß, ein politisches Organ zu gründen. Er erwirkte sich Audienzen beim Kaiser von Rußland und beim Fürsten Schwarzenberg und erhielt in Folge derselben nachstehenden für die Geschichte des Journalismus nicht unwichtigen „Befehl. Dem Buchhändler, Herrn Brockhaus, von hier, wird hiermit befohlen, alle von Seiten der Hohen Alliirten theils schon erschienene, theils in Zukunft noch zu erscheinende (!) Nachrichten und officielle Schriften durch den Druck bekannt zu machen und sie mittelst eines periodischen Blattes, welches jedoch der Censur des jedesmaligen Herrn Platzcommandanten unterliegt, dem Publico mitzutheilen. Hauptquartier Altenburg, den 13. October 1813. Auf Befehl Sr. Durchlaucht des k. k. en chef commandirenden Herrn Feldmarschalls Fürsten v. Schwarzenberg. (gez.) Langenau.“ Dieses Schriftstück war für Brockhaus in mehrfacher Beziehung werthvoll. Er war nun in notorischer Verbindung mit dem Hauptquartier, er konnte in dessen Gefolge der Schlacht bei Leipzig beiwohnen und deren Verlauf für seine Blätter schildern, und er verfehlte nicht, bei passend scheinender Gelegenheit sich auf den „Befehl“ des Fürsten Schwarzenberg zu berufen — z. B. der Censur gegenüber. Allerdings mußte er auch erleben, daß derselbe General Langenau vom Hauptquartier Lörrach aus dem Buchhändler Bartolomä Herder in Freiburg den „Auftrag

Digitized by Google

ertheilte, die „Deutschen Blätter, wie selbe bis jetzt bei Herrn Brockhaus in Altenburg und Leipzig erschienen sind, ferner fortzusetzen." Dem General war es natürlich bequemer, das officielle Organ in seiner Nähe zu haben; ebenso natürlich setzte aber Brockhaus seine Deutschen Blätter dessenungeachtet fort.

Für die Charakteristik der patriotischen Bewegung während des Krieges und nach demselben bietet dieser Abschnitt viel Material. Es handelt sich da um allerlei Flugschriften, um Okens Isis, Hormayrs Bücher u. a. m., und der Verleger selbst, schreibselig wie nur einer seiner Zeitgenossen, hat dafür gesorgt, daß sich heute die mannigfaltigen Beziehungen seiner Thätigkeit vollständig übersehen lassen. Daß ihm so sehr oft das Wort gelassen wird, auch wo der wesentliche Inhalt sich in wenigen Zeilen hätte excerpiren lassen, muß man der Pietät des Enkels zugutehalten. 1817 verlegte Brockhaus sein Geschäft nach Leipzig, das er schon von Amsterdam aus als den richtigen Ort für einen lebhaft betriebenen Verlag erkannt hatte. Mit diesem neuen Wechsel des Wohnortes schließt der erste Band. Wir wollen jedoch, vorausgreifend, noch erwähnen, daß Brockhaus allen Verpflichtungen, welche in der Zeit der Geschäftskrisis unerfüllt bleiben mußten, in späteren Jahren vollkommen gerecht wurde. BB.

---

* Oesterreichische Museographie. In dem im 9. Hefte der Wochenschrift veröffentlichten Artikel: Die Provinzialmuseen in Oesterreich wurde das Verhältniß derselben zu den allgemeinen Reformbestrebungen auf kunstwissenschaftlichem und kunstindustriellem Gebiete besprochen, die Hindernisse bezeichnet, welche durch das Abgehen einer Verbindung der betreffenden Anstalten untereinander einem Zusammenwirken derselben erwachsen und Mittel zur Besserung der gegenwärtigen Zustände angedeutet. Wir kommen auf die genannte Erörterung aus dem Grunde zurück, weil seit dem Erscheinen des Aufsatzes ein Schritt in jener Angelegenheit geschehen ist. Das Ministerium für Cultus und Unterricht hat den Director des Oesterr. Museums, Hofrath Eitelberger von Edelberg beauftragt, eine umfassende wissenschaftliche Beschreibung sämmtlicher Provinzialmuseen der cisleithanischen Länder in Angriff zu nehmen, ein Werk, das Jahre zu seiner Vollendung in Anspruch nehmen wird. Es ist das erste derartige Unternehmen in Deutschland, nachdem ein einziger ähnlicher Versuch Wallerstein-Weyerns ohne Erfolg geblieben ist. Frankreich ist mit solchen Arbeiten bereits vorausgegangen.

Eine vollständige Oesterreichische Museographie dürfte wohl geeignet sein, das Interesse aller Kunstfreunde in hohem Grade zu erregen, da von den in den Landesmuseen vergrabenen Schätzen zum Theil Kataloge nicht existiren, zum andern Theil solche wenig verbreitet und der Wissenschaft jene Sammlungen bisher hierdurch der Hauptsache nach verschlossene Heiligthümer geblieben sind.

---

* H. Grimm, „Das Leben Rafaels von Urbino; italienischer Text von Vasari, Uebersetzung und Commentar" liegt in seinem ersten Bande vor; derselbe reicht bis zur Vollendung der Disputa und Schule von Athen. Was H. Grimm mit dieser Publication anstrebt, hängt auf das Innigste mit seinen Anschauungen über die Geschichte der italienischen Malerei als Universitätsstudium zusammen, die er in den preußischen

Digitized by Google

Jahrbüchern B. XXV ausgesprochen hat. An mehreren Universitäten (z. B. Wien) haben ähnliche Anschauungen sich bereits seit längerer Zeit Bahn gebrochen, aus den diesjährigen Lectionskatalogen der Universitäten Wien, Berlin, Bonn sehen wir, daß mit Eifer das Studium des Vasari betrieben wird. Hermann Grimm gehört in die Reihe von geistreichen Fachgelehrten, die ihre eigenen Wege gehen. Sein Talent ist vorwiegend ein schriftstellerisches, kein kritisches, er ist nicht ein Kenner und Forscher in der Art Rumohrs, Passavants, O. Mündlers, Cavalcaselle's, und verwandter Geister. Darin liegt auch der wesentliche Unterschied zwischen dem „Rafael" Passavants, und dem Buche Hermann Grimms. Das vorliegende Buch wendet sich nicht, wie sein Leben „Michel Angelo's" an das gebildete Publicum, sondern in erster Linie an jene, welche sich von kunstwissenschaftlichem Standpunkte aus mit Rafael und Vasari beschäftigen. Erst in zweiter Linie wird das gebildete Publicum sich an Grimms Rafael heran wagen lassen.

In der Einleitung verbreitet sich der Autor ausführlich über die Rafael-Litteratur und die Art, wie Rafaels Bedeutung sich historisch entwickelt hat. Das Buch Hermann Grimms wird nicht verfehlen vielfach Widerspruch zu erregen, und zwar nicht bloß einzelner Behauptungen wegen, sondern vor Allem der Methode halber. So commentirt man einen Autor nicht. Wohin käme man, wenn man diese diffuse Art zu commentiren einreißen ließe. Bei einem Commentare ist vor Allem eine knappe Form, die sich auf das Wesentliche beschränkt, nöthig. Alle breiteren Digressionen gehören in Excurse.

Nach dieser Richtung hin wird das Buch weder Künstlern noch der akademischen Jugend zugänglich sein. Für letztere ist außerdem der hohe Preis des Buches ein Hinderniß [1]).

Nichts destoweniger wird das Buch in mehr als Einer Beziehung anregend und belehrend sein. Das Hereinziehen des Materiales der Handzeichnungen, der Photographien u. s. f. als Unterlage für die Kritik ist zum ersten Male in umfassender Weise geübt worden. Insbesondere dann werden Photographien von Nutzen für Beurtheilung der Bilder sein, wenn man diese selbst genau gesehen hat. Sie bilden eine Ergänzung aber keinen Ersatz für die Autopsie. — Der zweite Band wird hoffentlich nicht lange auf sich warten lassen.

---

* **Thesaurus literaturæ botanicæ, von G. A. Pritzel. Brockhaus 1872. Heft 3 und 4.**

Es wurde bei der vor wenigen Wochen erfolgten Anzeige der zweiten Lieferung dieses Litteraturwerkes schon bemerkt, daß das rasche Erscheinen der Hefte solcher Compendien den Werth derselben ungemein erhöhe. Das Werk läßt nun auch einen baldigen Abschluß erwarten, da der letzte (40) Bogen im 4. Hefte bei alphabetischer Aufzählung bis Tournefort mit Nr. 9424 reicht. Wir werden nach Vollendung dieses Buches auf das Ganze zurückkommen. —f—

---

[1]) Der erste Band (30 Druckbogen und 3 lith. Tafeln) kostet 4 Thlr. Die soeben angekündigte Archäologie der Kunst von Prof. Stark (3 Bde.) 10 bis 12 Thlr.; Overbecks Atlas der Kunstmythologie wird auf 160 Thlr zu stehen kommen; die Lieferung à 5 Tafeln kostet 16 Thlr. Das sind Preise, die es, wie die Verhältnisse in Oesterreich liegen, geradezu unmöglich machen, daß sich Künstler, Zeichen- und Gymnasiallehrer, Gymnasialbibliotheken und verwandte Institute — die doch vorzugsweise Werke ähnlicher Art benützen sollten — dieselben anschaffen.

Verantw. Redacteur: Bruno Bucher. Druckerei der k. Wiener Zeitung.

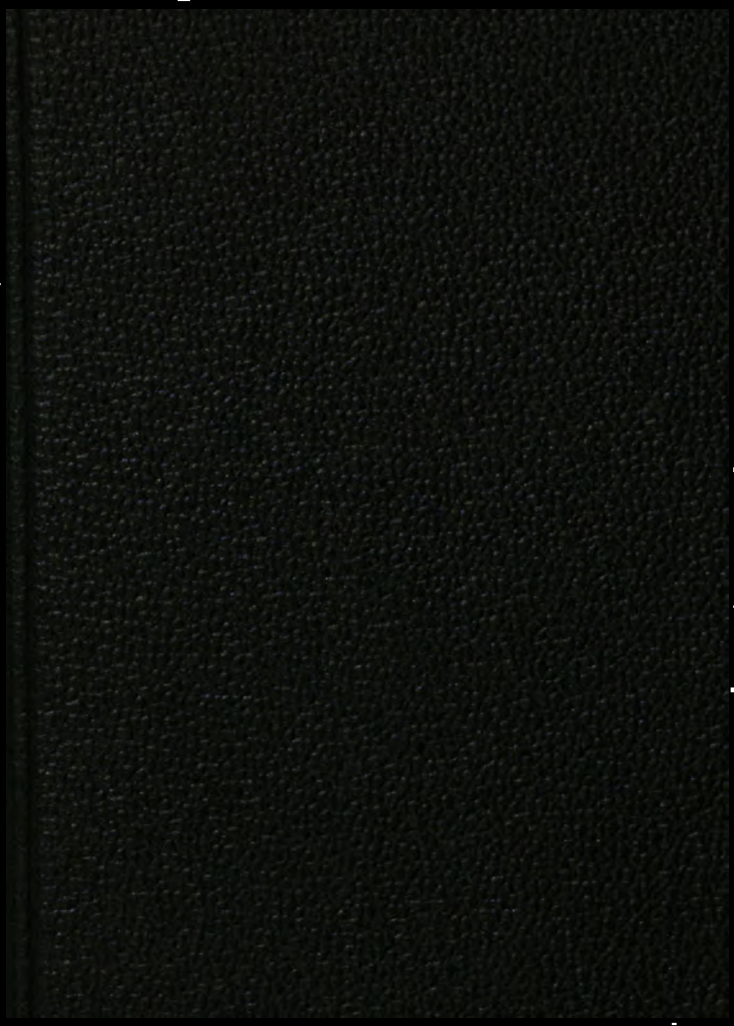
Digitized by Google

Österreichische Nationalbibliothek
+Z171520608
Digitized by Google

Digitized by Google

Joh. Koschwitz,
Buchbinder,
Fünfhaus. Kranzgasse 15.

Digitized by Google



Digitized by Google